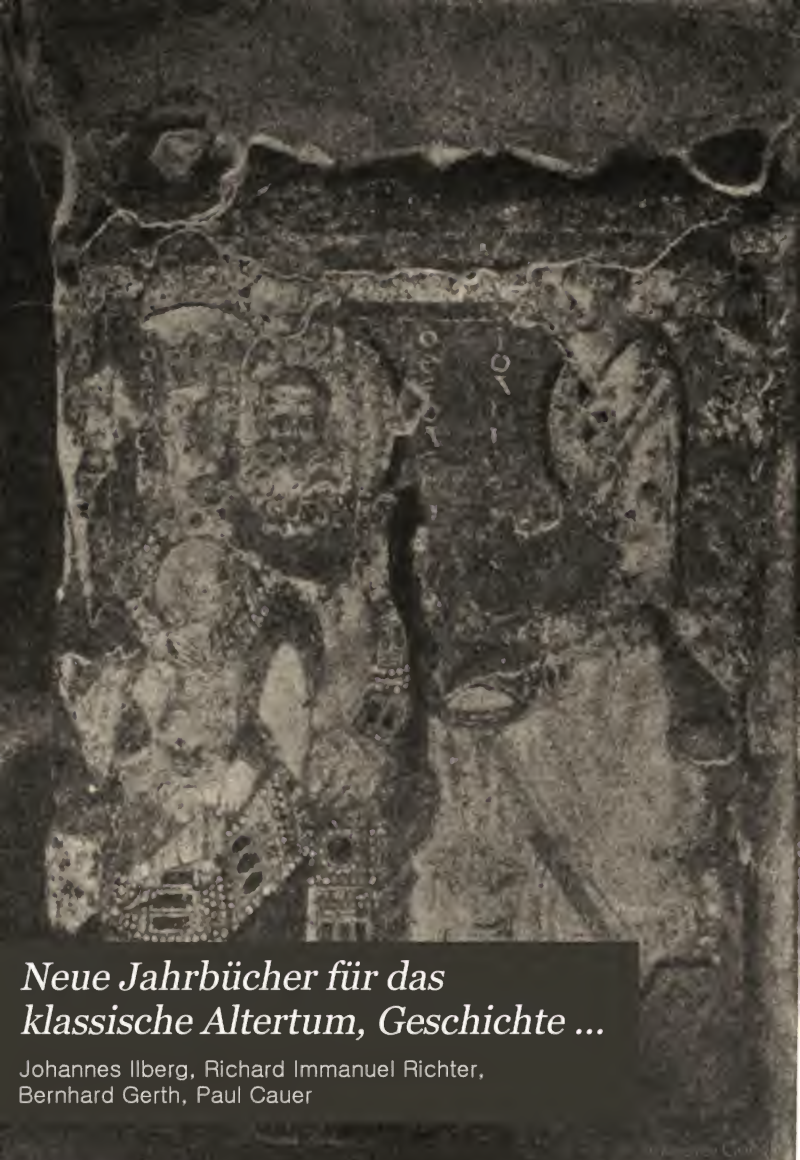


Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte ...

Johannes Ilberg, Richard Immanuel Richter, Bernhard Gerth, Paul Cauer

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND BERNHARD GERTH

DREIZEHNTER BAND

1904
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG

SIEBENTER JAHRGANG 1904

MIT 4 TAFELN, 5 KARTENSKIZZEN UND 36 ABBILDUNGEN IM TEXT



1904

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG

VERZEICHNIS DER MITARBEITER VON BAND I (1898), III (1899), V (1900), VII (1901), IX (1902), XI (1903), XIII (1904)

Walther Amelung in Rom (V 1. 504, XIII 736)
Hans von Arnim in Wien (XIII 233)
Adolf Bachmann in Prag (V 362. 444)
Alfred Baldamus in Leipzig (V 156. 220. 222, VII 227. 718, XI 532. 727, XIII 237)
Paul Barth in Leipzig (V 515, XI 678)
Wilhelm Barth in Athen (V 177)
Adolf Bauer in Graz (IX 229. 337)
Fritz Baumgarten in Freiburg i. B. (V 303)
Wilhelm Becher in Dresden (XI 74)
Karl Berger in Worms (III 661)
Ernst Bergmann in Braunschweig (IX 129)
Erich Bethe in Gießen (VII 657, XIII 1)
Alfred Biese in Neuwied (XIII 370)
Friedrich Blass in Halle a. S. (III 30. 80, V 416, IX 708, XI 66, XIII 486)
Leo Bloch in Wien (VII 23. 113)
Hugo Blümner in Zürich (V 432, XI 648)
Heinrich Böhmer-Romundt in Bonn (V 535, XI 272)
Aloys Bömer in Münster i. W. (XI 148)
Gotthold Boetticher in Berlin (I 221. 432. 568, III 77. 382, V 159)
Erich Brandenburg in Leipzig (V 55)
Adolf Brieger in Halle a. S. (XIII 686)
Ewald Bruhn in Frankfurt a. M. (I 248)
Ivo Bruns (†) in Kiel (V 17)
Georg Buchwald in Leipzig (I 565)
Heinrich Bulle in Erlangen (V 661)
Friedrich Cauer in Elberfeld (III 686)
Paul Cauer in Düsseldorf (V 597, IX 77, XIII 598. 734
Leopold Cohn in Breslau (I 514, V 323. 516)
Wilhelm Crönert in Göttingen (V 586)
Adolf Deissmann in Heidelberg (XI 161)
Berthold Delbrück in Jena (IX 317)
Ludwig Deubner in Bonn (IX 370, XIII 668)
Ernst Devrient in Jena (I 367, III 646, V 517, VII 51. 418, IX 403)
Gustav Diestel (†) in Dresden (I 541)
Karl Dieterich in Berlin (XI 690)
Armin Dittmar in Grimma (V 158)
Richard Doebner in Hannover (III 377)
Engelbert Drerup in München (III 356)
Gottlob Egelhaaf in Stuttgart (V 641, VII 509, IX 149. 150. 686, XI 381. 729, XIII 173. 543. 574)
August Eigenbrodt in Cassel (XIII 174)
Emil Ermatinger in Winterthur (V 139)
Hubert Ermisch in Dresden (I 595)
August Fick in Meran (I 501)
Martin Fickelscherer in Chemnitz (I 480)
Johannes Franck in Bonn (XIII 424)
Richard Friedrich in Bautzen (V 304)
Carl Fries in Berlin (I 351. 418, V 514, VII 382, IX 689, XI 75. 77. 152. 240. 376. 382. 722. 723, XIII 171. 542)
Richard Fritzsche in Schneeberg i. S. (XIII 545. 609)
Robert A. Fritzsche in Gießen (XI 525)
Johannes Geffcken in Hamburg (III 253, IX 580, XI 550)
Alfred Gercke in Greifswald (I 585, VII 1. 81. 185, XIII 454)
Ernst Gerland in Homburg v. d. H. (IX 726, XI 718, XIII 505)
Bernhard Gerth in Leipzig (VII 501)
Karl Goebel in Soest (V 187)
Walter Goetz in München (V 611)
Alfred Götze in Freiburg i. B. (VII 309. 584. 720, XIII 213)
Wolfgang Golther in Rostock (IX 298)
Hans Graeven in Trier (I 323, V 692)
Ernst Grosse in Freiburg i. B. (VII 578)
Otto Güntter in Stuttgart (XI 730)
Moriz Guggenheim in Zürich (IX 521)
Ludwig Gurlitt in Steglitz (V 300, VII 532)
Albin Habler (†) in Leipzig (I 365)
Franz Hahne in Braunschweig (XIII 443)
August Hausrath in Karlsruhe (I 305)

August Hedinger in Stuttgart (III 562)
Karl Heinemann in Leipzig (III 212. 510, V 128, IX 154, XI 678)
Rudolf Helm in Berlin (IX 188. 263. 351)
Hans F. Helmolt in Leipzig (I 218)
Max Hennig in Zwickau (XIII 301)
Otto Hense in Freiburg i. B. (XIII 515)
Georg Herrmann in Königsberg i. Pr. (I 373)
Heinrich Hertzberg in Halle a. S. (V 647)
Hermann Hirt in Leipzig (I 485, III 570, XI 69)
Adolf Holm (†) in Freiburg i. B. (I 129, V 309)
Wilhelm Horn in Gießen (VII 353)
Carl Hosius in Münster i. W. (III 101)
Christian Hülsen in Rom (XIII 23)
Friedrich Hultsch in Dresden (III 186)
Georg Ihm in Mainz (I 480)
Georg Ilberg in Großschweidnitz (III 158)
Johannes Ilberg in Leipzig (I 223. 375. 484, III 159. 223. 383. 595, V 80. 155. 387. 596, VII 70. 160, IX 228. 507. 688. 741, XI 312. 383. 616, XIII 240. 401)
Otto Immisch in Leipzig (III 440. 549. 612, V 382. 405, XI 65. 237. 723, XIII 172. 235)
Julius Kaerst in Würzburg (IX 32)
Ernst Kalinka in Innsbruck (III 665)
Josef Kaufmann in Magdeburg (VII 283. 335, IX 513. 516)
Otto Kern in Rostock (XIII 12)
Gustav Kettner in Pforta (XI 55)
Friedrich Keutgen in Jena (V 275)
Hermann Klammer in Elberfeld (XIII 221)
Friedrich Kluge in Freiburg i. B. (VII 692)
Georg Knaack in Stettin (XIII 464)
Friedrich Knoke in Osnabrück (V 306)
Friedrich Koepp in Münster i. W. (V 76. 263, IX 609, XI 379, XIII 162)
Alfred Körte in Basel (V 81, XI 537)
Rudolf Kötzschke in Leipzig (I 303, III 154. 509, XI 77)
Ernst Kornemann in Tübingen (III 118)
Wilhelm Kroll in Greifswald (VII 559, XI 1. 681)
Franz Kuntze in Weimar (XIII 280)
Otto Ladendorf in Leipzig (V 629, VII 133. 310. 644, IX 484. 739, XI 79. 80. 158. 160. 238. 239. 351. 445, XIII 398. 400. 607. 671)
Hans Lamer in Leipzig (XI 146. 308. 374. 527)
Edmund Lammert in Leipzig (III 1, IX 100. 169, XIII 112. 195. 252)
Karl Lamprecht in Leipzig (IX 459, XI 674)
Gustav Landgraf in München (VII 503)
Hermann Lattmann in Ilfeld (XI 410, XIII 80)
Konrad Lehmann in Steglitz (VII 506)
Max Lehnerdt in Königsberg i. Pr. (XI 108)
Friedrich Leo in Göttingen (IX 157)
Georg Liebe in Magdeburg (I 149, III 720, VII 214. 381)
Justus Hermann Lipsius in Leipzig (I 225)
Paul Lorentz in Sorau (I 675)
Hans Lucas in Charlottenburg (IX 427)
Erich Marcks in Heidelberg (I 212)
Friedrich Marx in Leipzig (I 105, III 532, XIII 673)
Theodor Matthias in Zwickau (VII 651, IX 152. 153)
Harry Maync in Marburg i. H. (XI 535. 732, XIII 85. 239. 317)
Hans Meltzer in Cannstatt (XIII 314)
Richard M. Meyer in Berlin (V 465. 554. 714, VII 362, XI 122. 705)
Theodor A. Meyer in Schönthal a. J. (XI 419)
Paul J. Möbius in Leipzig (V 161, XI 477. 736)
Eugen Mogk in Leipzig (I 68, III 62)
Hans Moesch in Berlin (III 78)
Dietrich Mülder in Hildesheim (XIII 635)
Albert Müller in Hannover (I 224)
Johannes Müller in Augsburg (IX 652)
Rudolf Müller in Basel (IX 147)
Wilhelm Naudé (†) in Charlottenburg (XI 531)
Wilhelm Nestle in Schönthal a. J. (III 723, IX 71, XI 81. 178. 677)
Alfred Neumann in Zittau (III 662, IX 72. 686)
Carl Neumann in Kiel (III 371)
Max Niedermann in Chaux de Fonds (IX 402. 607)
Benedictus Niese in Marburg i. H. (III 419)
Ferdinand Noack in Kiel (I 569. 655, V 593)
Eduard Norden in Breslau (VII 249. 313)
Albert Oeri in Gotha (V 638)
Jakob Oeri in Basel (VII 312)
Richard Opitz in Leipzig (III 155. 221. 297, V 657, VII 76. 708)
Friedrich Panzer in Freiburg i. B. (XIII 135)
Hermann Peter in Meißen (I 38. 637)
Herman von Petersdorff in Stettin (I 459, III 195. 508, V 644, VII 228. 634, XI 359, XIII 81)
Eugen Petersen in Rom (IX 510, XIII 321. 599)
Robert Petsch in Würzburg (XI 153. 207. 733, XIII 57. 740)
Theodor Plüsz in Basel (I 475. 478, III 498, V 640, VII 74, IX 68)
Robert Pöhlmann in München (I 23. 88. 186)
Michael Pokrowskij in Moskau (IX 252)
Felix Rachfahl in Königsberg i. Pr. (V 703, IX 540)
Hermann Reich in Charlottenburg (XIII 705)

INHALT

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND BERNHARD GERTH

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII UND XIV. BANDES 1. HEFT

MIT EINER TAFEL UND [illegible] KARTENSKIZZEN SOWIE [illegible] ABBILDUNGEN IM TEXT

Ausgegeben am 26. Januar 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth,** Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 1. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

DIE TROJANISCHEN AUSGRABUNGEN UND DIE HOMERKRITIK

Vortrag, gehalten am 9. Oktober 1903
vor der XLVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner

Von Erich Bethe

(Mit einer Kartenskizze)

Ich hegte nicht die Absicht, meinen Hallenser Vortrag zu publizieren. Denn mein werdendes Buch mochte ich nicht vor seiner Geburt entgliedern. Deshalb hatte ich den Vortrag auch nicht niedergeschrieben, sondern ich habe ihn frei gesprochen auf Grund einer wesentlich anders disponierten, breit angelegten, keiner Frage und keinem Zweifel ausweichenden Ausarbeitung, die als ein Kapitel meines Buches, als integrierender Teil eines größeren Ganzen gedacht ist. Wenn ich hier dennoch den Vortrag als solchen und jetzt schon der Öffentlichkeit preisgebe, so geschieht das nicht bloß, um den freundlichen Aufforderungen zu genügen und das für diese Fragen lebhaft erregte Interesse warm zu halten, es geschieht vor allem, um die Opposition, die sich sogleich erhob und einigen Umfang zu haben schien, zur Aussprache zu veranlassen. Mir ist es Ernst mit diesem Wunsche, ich wiederhole ihn auch hier. Ich wünsche aufs lebhafteste die Einwände kennen zu lernen, die sich gegen meine Aufstellungen erheben lassen, um sie zu erwägen und von ihnen zu lernen. Öffentlich oder privat — gleichermaßen sind sie mir willkommen. So viele tote Kinder müssen die armen Verleger zur Welt befördern und die Bibliotheken trotz aller Geldnöte durch ihren heiligenden Staub konservieren — da sollten wir uns doch gegenseitig beistehen, die nicht lebensfähigen Wesen rechtzeitig zu ersticken, oder ihnen dadurch zu rechtem Leben zu verhelfen, daß beizeiten ihre Glieder eingerenkt, oder eine tüchtige Injektion gesunderen Blutes gemacht wird. Philologenversammlungen wären dafür eine gute Gelegenheit, wenn man nur vor der Fülle der gebotenen Wissenschaft und Festlichkeiten zu einer Aussprache kommen könnte — womit ich sie nicht geschmäht haben will; denn die beiden, die ich mitgemacht, zu Straßburg und Halle sind mir Quellen mannigfaltiger Belehrung und Anregung gewesen, erfreuliche und mit Dankbarkeit gepflegte Erinnerungen. So müssen denn wohl die Zeitschriften nachhelfen.

Vorausgesetzt hatte ich bei meinem Hallenser Vortrag nicht nur die Kenntnis meines Straßburger, den diese Jahrbücher 1901 VII 657 ff. veröffentlicht haben, sondern auch Zustimmung zu der Methode und den Resultaten jener dort skizzierten Untersuchungen, da ich trotz dringender Bitte Einwände nicht erfahren habe. Das war aber eine unbescheidene Verkennung der natürlichsten Verhältnisse und eine anmaßliche Zumutung. Die Debatte belehrte mich darüber sofort, und ich bekenne ohne Empfindlichkeit, mein war der Fehler. Für die Lektüre dieses zweiten Vortrages darf ich aber wohl bitten, vorher sich mit dem ersten auseinanderzusetzen.

Übrigens sind beide nur Skizzen, nicht ausgeführte Beweise; doch die Grundzüge und die leitenden Gedanken treten desto deutlicher hervor, und auf deren Diskussion kommt es mir vor allem an.

Der Vortrag erscheint hier als Vortrag, so wie ich ihn gehalten habe; es ist das korrigierte Stenogramm abgedruckt, das ich der zuvorkommenden Güte des Herrn Oberlehrer Dr. Adler in Halle verdanke. Daß ich hier anders r e d e, als ich zu s c h r e i b e n pflege, wird vielleicht dieser und jener Leser merken; jeder aber wird es natürlich finden und damit manche im Druck gar zu lebhaft wirkende Wendung entschuldigen.

* * *

Mit dem Namen Heinrich Schliemann hat der Herr Vorredner begonnen, auch ich beginne mit Heinrich Schliemann. Denn er allein hat doch dies Neuland griechischer Vorgeschichte entdeckt, in dem wir heute staunend wandeln. Wir wollen nicht danklos wandeln. Troia war die erste Stätte, in die Schliemann 1870 den Spaten stieß. Über seinen Tod hinaus bis 1894 sind die Grabungen hier von Dörpfeld fortgesetzt worden. Im Anfang dieses Jahres ist nun endlich der abschließende Bericht in dem großen Werke 'Troia und Ilion' erschienen. Mir schien es für eine Philologenversammlung ein würdiger Gegenstand zu sein, auf diese Publikation hinzuweisen, sie zu rühmen und unseren Dank laut auszusprechen.



Dieser Wunsch war es nicht zum wenigsten, der mich veranlaßt hat, von dem zunächst vorgeschlagenen Thema abzugehen. Ich bitte dafür um Entschuldigung. Ein zweiter kam hinzu. Vor zwei Jahren hatte ich auf der Straßburger Philologenversammlung meine Auffassung von der troischen Heldensage vorgetragen. Ich hatte dargelegt, daß die Kämpfe, von denen Homer singt, bis auf ganz wenige späte, nicht der Niederschlag der Kolonisationsbewegung der Äoler in Lesbos und Troas seien, daß vielmehr die Kämpfe der großen

Helden Achill—Hektor, Menelaos—Alexandros, Aineias—Diomedes im Mutterlande selbst einst stattgefunden haben. Damals wurde in der Sitzung selbst von Herrn Direktor Cauer die Frage aufgeworfen: Wie hat dann aber Homer all diese Sagen trotzdem um Troia versammelt? Damals hatte ich geglaubt, auch darauf antworten zu können, doch — wie das so geht trotz aller Mühe ehrlich zu sein — ich hatte mir selbst etwas eingeredet, was sich im Ernst nicht halten läßt. Jetzt aber glaube ich die Antwort geben zu können, und das verdanke ich der Belehrung und Anregung, die mir jenes jüngst erschienene abschließende Werk über die Ausgrabungen in Troia gebracht hat.

Die Achäer, die vor Troia versammelt sind, habe ich in das Mutterland gewiesen, und ebenso ihre Gegner, die Troer Hektor, Alexandros, Aineias. Diese jedoch sind auch in der Troas ansässig. Dort sind ihre Gräber, ihr Kult lebt dort. Dort sind Herrscherhäuser, die sich von ihnen ableiten. Sie oder ihre Stämme sind also doch einmal in die Troas wirklich gelangt. Aber keiner der Achäer der Ilias ist in der Troas in derselben Weise nachweisbar — bis auf einen, und dieser eine ist Aias (und vielleicht noch Teukros).[1] Aias hat ein Grab am Strande des Hellespontos beim troischen Rhoiteion, in der Zeit Hadrians von der Flut aufgerissen, dann wiederhergestellt. Er hat ebendort Tempel und Statuen, und sein Kult ist hier bis tief in die Kaiserzeit lebendig geblieben. Dazu kommt, daß Aias in der Sage eine sehr merkwürdige Zwitterstellung zwischen den Achäern und den Troern einnimmt. Er ist der gewaltigste Achäer neben Achill, auch er besiegt sogar Hektor, jedoch ohne ihn zu töten. Aber er hat auch nicht die Liebe seiner Kriegskameraden: der Haß, die Mißgunst seiner eigenen Genossen, nicht die Feinde töten ihn. Von einem Aias rede ich: denn ich betrachte es als einleuchtend, wie es ja auch bereits nachgewiesen ist, daß die beiden Aias ursprünglich ein und dasselbe Wesen sind.

Ich hatte das schon früher beobachtet, den Kult des Aias und seine Zwitterstellung, aber ihre Wichtigkeit doch nicht erkannt. Erst der große Ausgrabungsbericht von W. Dörpfeld mit seiner musterhaften Klarheit und ganz besonders der tiefgründige und glänzende Abschnitt, den Brückner zu diesem Buche beigesteuert hat, haben mir die Augen geöffnet. Ich gebe zunächst kurz die Resultate der Ausgrabungen: nicht die zweite Schicht, sondern die sechste ist das 'homerische Troia', eine Stadt mykenischer Kultur. Diese sechste Stadt

[1] Vom Achilleion habe ich nicht gesprochen, weil ich voraussetzte, es werde nicht mehr in Betracht kommen nach meinem Beweise, daß Achills Kämpfe und gar sein Tod durch Alexandros im Mutterlande lokalisiert sind. Es kann ja doch gar nicht älter sein als die Ansiedlung der Äoler in diesen Gegenden und ihre Ansprüche auf die Troas, die doch erst in den spätesten Schichten der Ilias kenntlich werden. Es gibt doch zu denken, daß das Achilleion der einzige feste Punkt der Mytilenäer in der Troas ist, von dem aus sie Sigeion zu erobern suchen (Herodot V 94), und daß es erst in diesen Kämpfen um 600 von ihnen befestigt (Demetrios von Skepsis bei Strabon XIII 600, 39) oder gar gegründet ist (Plinius N. h. V 125). Zudem kann ich keine weitere Spur entdecken, die Achill oder seinen Kreis mit einem Ort oder Stammbaum der Troas irgendwie verknüpfte, wie das für des Aias Vater Ileus und für Teukros feststeht.

ist zerstört durch Feindes Hand; das zeigen die Ausgrabungen. Der Feuerbrand ist hineingeflogen, und nachdem die oberen Bauten von den Flammen zerstört waren, haben die Eroberer die noch stehenden Mauern niedergeworfen. Auf dem Schutte der sechsten Stadt hat sich als siebente wieder eine noch mykenische Schicht gefunden. Das war eine kleine, ärmliche Ansiedlung; und vor allem sie war eine offene Stadt oder besser ein Dorf. Die gewaltigen Ringmauern des homerischen Troia sind nicht erneuert worden. Unmittelbar an ihre Reste haben sich die kleinen Hütten der siebenten Stadt geklebt.[1])

Aus diesen Beobachtungen hat A. Brückner gefolgert: um 1200 in mykenischer Zeit ist die sechste Stadt, das 'homerische Troia' zerstört, die Eroberer haben auf der Stätte eine Siedelung noch in der gleichen Kulturperiode, also bald oder auch unmittelbar nach der Einnahme zugelassen oder begründet; sie war offen, also muß sie unter dem Schutz und Schirm einer anderen Burg in der Nähe gestanden haben. Dieser Schluß trifft deshalb zu, weil Troia der beherrschende Punkt dieser Täler ist, sicherlich also, sich selbst überlassen, wieder zur Herrenburg geworden wäre, wie ihre frühere Geschichte ja deutlich lehrt. Da es nach Zerstörung der sechsten Schicht ein unbedeutender Flecken wurde, muß die Herrschaft über diese Gegend auf einen anderen Punkt übergegangen sein.

Eine andere Seite: der Kult der Athena Ilias hat das ganze Altertum hindurch gedauert, auf der alten Stätte Troias wurde sie verehrt. Wie alt ist der Kult? Brückner hat den bindenden Nachweis geführt, daß er bis in die mykenische Zeit hinaufrückt. Der Göttin ist nämlich noch in der Kaiserzeit nach uraltem Ritus geopfert: eine Kuh wurde an den Hörnern an einer Säule emporgezogen; sie sollte brüllen und zappeln der Göttin zur Freude; dann ward ihr die Kehle durchschnitten, daß das Blut auf das Götterbild spritzte. Brückner wies diese eigene Art des 'Schächtens' in einem Vergleich der Ilias (Υ 403) nach, Stengel (Berl. Arch. Gesellschaft 1902/3) in einer Stelle bei Platon (Kritias 120), wo sie als ehrwürdiger Brauch verschollener Zeit beim Eidopfer eingeführt wird. Brückners Hinweis auf eine mykenische Gemme (S. 564), die eine bei den Hörnern an einem Baume aufgezogene Kuh zeige, hat zwar Widerspruch gefunden, aber man ist einig, daß der Kult sehr alt, wohl mykenischer Zeit sei; er muß sich seitdem in Troia erhalten haben.

Dieser Göttin Athena Ilias auf Troia sind nun bis tief in die hellenistische

[1]) Über ihr liegt eine weitere Schicht (VII²) mit fremden Gefäßen, fremder Bauart. Sie stammt, wie eine einleuchtende Kombination von Hubert Schmidt (Troia und Ilion S 594 ff.) ergründet hat, von den Trerern, jenen nördlichen Barbaren, die mit den Kimmeriern um 670 nach Kleinasien hereinbrachen. Hier in Troia wie im nahen Antandros haben sie sich niedergelassen und werden schwerlich kürzere Zeit hier gehaust haben als dort, wo Aristoteles (Fr. 478) ihre Anwesenheit auf 100 Jahre berechnet hat. Wir gewinnen durch diese Datierung eine wichtige Zeitgrenze. Die in dieser Gegend von Troia wurzelnde alte Sage und ihre Ausbildung durch das Epos, das an den Höfen der Äneaden sicherlich, aber auch wohl anderer Herrengeschlechter geblüht hat, müssen älter sein als 670, wo der Einbruch dieser Barbaren in die Troas und ihre Herrschaft die Kultur dieser Landschaft vernichtet hat.

Zeit hinein zwei Mädchen aus Lokris dargebracht worden. Der lokrische Adel sandte sie nach Troia, und zwar 'aus dem Stamme, aus dem Aias entsprossen war' (Servius, Vergil Aen. I 43). Diese Mädchen wurden bei Nacht in Rhoiteion, wo das Aianteion am Strande lag, gelandet und liefen dann von dieser Hafenstadt auf Tod und Leben nach Troia. Man lauerte ihnen mit Steinen, Axt und allen Waffen auf: konnten sie Troia und das Heiligtum der Athena Ilias erreichen, so waren sie gerettet. Brückner hat daneben die Sage von Aias und Kassandra gestellt, die aus dem Epos der Iliupersis stammt. Bei der Plünderung Troias reißt Aias die geflüchtete Kassandra im Heiligtum vom Bilde Athenas, verletzt das heilige Asyl, beleidigt die strenge Göttin. Die Untat wird bei den Achäern durch Kalchas ruchbar, und sie greifen aus, den Aias zu steinigen. Er flieht zum Altar Athenas und wird gerettet. Eine schöne Sage, weil sie eindrucksvoll wie keine die Heiligkeit des Asylrechtes dartut, das auch seinen Verletzer schützt. Es ist eine ätiologische Legende. Sie soll das Opfer der lokrischen Mädchen begründen, die der Athena Ilias in Troia dargebracht werden aus dem Stamm, aus dem auch Aias entsprossen war. Also als dieses 'homerische' Epos — 700 ist der späteste Termin — gedichtet wurde, muß das lokrische Mädchenopfer schon bestanden haben. Es ist aber offenbar: ursprünglich war das ein Menschenopfer, die Mädchen wurden gesteinigt. Erst allmählich, als die Anschauungen auch in der Religion mit steigender Kultur milder wurden, durften sie sich retten und mußten dann der Göttin ihr Leben lang wie Sklavinnen dienen. Es muß also sicherlich der Kult der Athena Ilias in Troia hoch hinauf, ja bis in die mykenische Zeit reichen. Brückner hat bereits die Vermutung ausgesprochen: nach der Zerstörung des homerischen Troia ist die Trümmerstätte von dem Eroberer der Athena Ilias geweiht; er selbst hat in der Nähe gesessen und von da aus Landschaft und Stadt beherrscht.

Meine Herren! Jetzt drängt uns alle mit quälendem Bohren die lauernde Frage: Wer ist der Eroberer Troias, der selbst in der Troas sitzt? — Ich antworte: Das ist Aias! — Beweise haben wir schon gefunden, und neue drängen sich auf. Athena Ilias ist die Göttin des Aias: denn die ätiologische Legende zeigt ihn in besonderem Verhältnis zu ihr, und die geopferten Mädchen müssen aus seinem Stamme sein. Athena Ilias ist die Göttin des Aias: denn sie heißt nach seinem Vater. Oileus heißt er bei Homer, Ileus ist eine andere Form bei Hesiod, Stesichoros, Pindar. Zenodot wollte darum bei Homer Ileus schreiben und wurde dafür von Aristarch getadelt (Schol. *N* 203 A = II 12, 14; vgl. Schol. *O* 336 Twl.). Den Gewährsmännern gegenüber, die Rzach[2] unter Hesiods Fr. 116 zusammengestellt hat, müssen Zweifel an der Identität des Ileus und Oileus verstummen. Den Ausschlag gibt Pindar, der am Schluß des neunten Olympischen Gedichts den Aias Iliades nennt, das heißt, wie das Scholion 167 erklärt, Sohn des Oileus, welcher Name hier ohne *O* geschrieben sei wie bei Hesiod. Und wie neben *Τελαμωνιάδης* das Patronymikon *Τελαμώνιος* steht, so ist auch neben dem *Αἴας Ἰλιάδης* Pindars auf einer Pränestinischen Ciste (Monumenti d. Inst. IX 22) AIAX · ILIOS nachgewiesen und

richtig erklärt von R. Schöne (Annali 1870 S. 340). Dazu kommt noch, daß Athena im Vaterlande sozusagen des Aias und Oileus-Ileus, im lokrischen Physkos, eben den Namen wie in Troia führt, Ilias, also von der Form abgeleitet, die durch Pindar, doch auch durch Stesichoros und wohl Hesiod als in Mittelgriechenland gebräuchlich beglaubigt ist. Die Tatsache der Identität von Oileus und Ileus ist also anzuerkennen. Eine andere Frage ist, wie sich die Sprachwissenschaft mit ihr auseinandersetzt. Das steht jedenfalls sicher, daß die beiden Formen zurückgeführt werden müssen auf *Ϝιλεύς*. Ebenso hat ein ätolisches Dekret (Bullet. corresp. hellén. VI 469) für die kretische Stadt *Ὀάξος* auch die kretische Originalform *Ϝάξος*, eine Stadt, die wir aus Inschriften und Stephanos Byzantios auch als *Ἄξος* kennen. Nun steht Ileus zu Ilion und von Ilion ist abgeleitet Ilias. Also auch die Stadt Ilion heißt nach dem Vater des Aias, und das Epos, die Ilias, heißt nach ihm, nicht nach einem Trojaner!

Ileus ist wie Aias von Lokris nach der Troas übersiedelt. Wie bei Hesiod stand (Fr. 116), ist er von Apoll beim Mauerbau (doch dem troischen) gezeugt worden. Neben Ileus steht Ilos. Ihn kennen wir aus der troischen Sage, er lebt in troischem Kult und troischer Genealogie. Ilos steht als Ahnherr des Aineias im Äneadenstammbaum (*Υ* 232), und der ist sicher echt, im Auftrage dieses Geschlechtes von einem Homeriden und für sie gedichtet. Auch Ilos gilt wieder als Stifter des Athenakultes, er ist der Gründer und Eponym von Ilion. *Ἴλου σῆμα* ist aus der Ilias bekannt, hier wird mehrfach gekämpft. Wir können aus diesen Schilderungen erkennen, daß des Ilos Grabmal mitten zwischen Troia und dem Strande gelegen haben muß.

Vor allem Aias selbst sitzt in der Troas, in Rhoiteion: dort hat er Grab und Tempel. Aianteion ist seine heilige Stätte, und Rhoiteion stand auf einem Hügel unmittelbar neben dem Aianteion, das an dem seichten Strande lag. Rhoiteion ist noch nicht durch den Spaten festgestellt, nur von Forchhammer etwa richtig angesetzt. Es muß nach dem Aianteion bestimmt werden. Denn dessen Lage am rechten Ufer der Skamandermündung gilt allgemein, soviel ich sehe, als gesichert und darf es gelten einerseits nach der Notiz, daß es in Hadrians Zeit von einer Flut des Hellespontos weggespült sei, also dicht am Strande lag, anderseits, weil ein homerischer Dichter *Λ* 7 f. Achill und Aias die äußersten Flügel des Schiffslagers besetzt halten läßt, offenbar unter dem Eindruck der beiden Heldenmäler am troischen Strande Achilleion westlich und Aianteion östlich. Das rechte Ufer der Skamandermündung ist seicht und bietet guten Landeplatz für antike Schiffe. Dann steigt der Strand nach Osten hin an; ganz wohl könnte auf dieser Höhe nach Strabons Wortlaut die Stadt Rhoiteion gelegen haben. Wie derselbe berichtet, hat nun Rhoiteion auch spät noch einen Besitz landeinwärts gehabt: 'das Städtchen', *πόλισμα, πόλιον*, am Simoeis, also mittewegs nach Troia. Mittewegs lag auch *Ἴλου σῆμα*. In einem der Kämpfe des *Δ* (474) erschlägt Aias den Simoeisios. Sollten wir da nicht eine Station des Vorrückens von Rhoiteion nach Ilion haben?

Aias ist also Nachbar von Troia. Als Nachbarkämpfe stellen sich alle Heldenkämpfe dar. Rhoiteion und Troia mußten in Krieg geraten, wenn sie

feindlich zueinander standen. Die Skamandermündung ist der natürliche Hafen von Troia und doppelt wichtig. Denn er liegt am Hellespont, der belebten Handelsstraße, belebt schon damals, wie die Funde mykenischer Imitationen am Kaukasus zeigen. Ferner führt von hier aus der Weg nach der Chersonnes und Europa, Rhoiteion ist der Brückenkopf für diese Völkerstraße. Umgekehrt ist diese Stelle das Einfallstor für alle Stämme, die von Thrakien nach Asien fluten. Saß hier in Rhoiteion ein Feind fest, so mußte Troia ihn vernichten oder selbst verdorren. Anderseits, wollte je ein Feind Troia angreifen, so konnte er sich verständigerweise nur hier festsetzen. Wenn der trojanische Krieg überhaupt einen historischen Hintergrund hat, so ist es dieser, daß hier bei Rhoiteion eine — natürlich kleine — Anzahl von Schiffen einst ans Land gezogen worden ist und ihre Herren sich hier festsetzten und festhielten allen Angriffen Troias zum Trotz. Eine wunderbare Angriffsposition! Man kann sie von Troia aus nicht einsehen, auch ist sie leicht zu verteidigen: mußten doch die Troer über die steilen Höhen oder durch den gut zu sperrenden Engpaß zwischen jenen und dem Skamander herankommen. Saß einmal ein Feind in Rhoiteion, so mußte ein Kampf mit Troia auf Leben und Tod entbrennen. —

Aber Sie opponieren, meine Herren, Sie haben eine ganze Reihe von Einwänden. Ich nehme Ihnen einige aus dem Munde. Die Achäer sind es doch, und nicht Aias, die Troia erobern. Aber das ist späte Sage, zusammengefaßt in der Iliupersis. Was erzählt dies Epos denn eigentlich? Hektor, Paris u. s. w. sind tot, es ist kein Held mehr übrig, der Troia verteidigen könnte. Die Überlegenheit der Griechen ist so vollkommen, daß der Dichter keine Gegenstände mehr für die Großtaten eines Helden findet. Neoptolemos muß gar den armen greisen Priamos totschlagen, damit er doch etwas tue. Echten, alten Heldenkampf kämpft nur Menelaos mit Deiphobos; aber der gehört nicht nach Troia, der gehört nach Lakonien. Nur Aias sitzt auch in dieser Sage fest: er reißt die Kassandra vom Bilde Athenas und beleidigt die Göttin. Das ist aber ätiologische Legende, hat mit der Zerstörung Troias nichts zu tun.

Ferner: Aias oder der Stamm des Aias soll nach unserer Auffassung den Athenakult auf den Trümmern des zerstörten homerischen Troia gegründet haben; aber Athena ist ja doch schon lange vor der Eroberung eine Göttin Troias, sogar die schirmende Stadtgottheit: zu ihr gehen im Z auf Hektors Geheiß die troischen Frauen in Prozession, ihre Hilfe in schwerer Not zu erflehen; an ihrem Bilde, dem Palladion, hängt das Schicksal der Stadt; in ihr Asyl flüchtet sich in der Nacht des Schreckens Kassandra — alles ganz richtig. Nur beweist es nicht, was es soll. Die Aias-Kassandra-Legende ist schon abgetan. Der Palladionraub durch Diomed und Odysseus hat freilich in der 'Kleinen Ilias' gestanden. Aber offensichtlich ist das argivische Sage: in Argos war ein Palladion, es sollte das troische sein, und sein Kult war aufs innigste mit Diomedes verknüpft. Die Athenaprozession im Z endlich ist längst ein Anstoß der Homererklärer von ganz anderen Gesichtspunkten aus gewesen. Zunächst sprachlich; denn der Vers Z 89:

ἔνθ' ἔσαν οἱ πέπλοι παμποίκιλοι, ἔργα γυναικῶν

ignoriert allein schon zweimal das ϝ in οἱ und in ἔργα, wäre danach also spätesten Odysseeversen gleichaltrig zu setzen wie dem γ 51: δέπας ἡδέος οἴνου, der ebenso in einem Fragmente der Thebais mit den Flüchen des Oidipus wiederkehrt (vgl. meine Theban. Heldenlieder S. 40). Ferner ist das hier vorausgesetzte Sitzbild der Athena (Z 303) für die Archäologen ein Ärgernis, weil sich kultische Sitzbilder Athenas erst spät nachweisen lassen, und war es schon für die Alten, weil das wirkliche Bild der Athena Ilias die Göttin aufrecht stehend zeigte. Diese Partie ist also jung und kann als Zeugnis für alte Sage und für lokal Troisches nicht in Betracht kommen. Schließlich richtet sie sich selbst: denn auch sie läßt die Athena sich abwenden von den Troern. Das ist ein religiöser Widersinn, das ist irreligiös, spät. Denn die Stadtgottheit wendet sich nicht von ihrer Stadt ab, weil sie mit ihr steht und fällt: das ist die ursprüngliche Anschauung.

Und nun noch ein Einwand: wenn Athena die Göttin des Aias wäre, so müßte sie ihm doch vor allen beistehen. — Nein. Das ist eine unbegründete Zumutung. Im Gegenteil: je jünger das Gedicht, desto mehr treten die Götter helfend hervor, je älter, desto weniger, oder gar nicht. Steht Athena dem Aias nicht bei, und naht sich ihm auch kein anderer Gott je zur Hilfe, so ist das ein Zeichen hohen Alters der Aiaslieder. Und sehr alt sind sie in der Tat. Die fördernden Untersuchungen über die homerischen Waffen, von Helbig, Reichel, Robert geführt, haben gerade Aias als den reinsten Typus der ältesten Art der Wappnung und Kampfesart erwiesen. Er vor allem führt den mykenischen Turmschild, den siebenhäutigen, am Telamon trägt er ihn, nicht hat er Panzer und Beinschienen, nicht hat er den Wagen. Wenn irgendwo, so hat die archäologische Analyse der Ilias für die Aiaspartien mit Glück hohes Alter bestätigt.

Nun zur Ilias! Die ältere Ilias kennt — das dürfen wir jetzt behaupten — Athena so gut wie Aias nur vor Troia, nicht in Troia, also als Feinde dieser Stadt, die sie zu brechen trachten. Es ist also die Zeit der Kämpfe, die Zeit vor der Eroberung Troias festgehalten, die Zeit, als die Mannen des Aias und Ileus von Rhoiteion aus mit den Troern und Hektor um Sein und Nichtsein rangen. Diese Art Kämpfe sind Gegenstand des echten alten Heldenliedes; denn das sind die großen Erinnerungen des Volkes, Erinnerungen an die Taten, die seine Existenz begründet haben.

Wer ist in der Ilias der Gegner des Aias? Eigentlich doch nur Hektor. Immer und immer wieder werden diese beiden zusammengeführt. Im *H* kämpfen sie den berühmten Zweikampf, im *P* ringen vor allem sie um die Leiche des Patroklos. Wunderlich wirkt es, wenn einmal beachtet, in den Mittelbüchern, wie diese beiden Helden sich unwiderstehlich anziehen, sich treffen, sich höhnen, auch kämpfen und wieder, immer wieder getrennt werden. Was soll das? Viel Schuld trägt gewiß die abscheuliche Verwirrung der Bücher *Λ*—*O*, aber sie gestatten trotzdem eine Beobachtung, die eben in dieser Verwirrung besonders merkwürdig ist: Aias ist der einzige Achäer, der die Schiffe verteidigt. Neben ihm, oder ihnen, den beiden Aias, steht Teukros, der zu

ihnen gehört, der Bruder des Telamoniers; sonst treten, von einer kurzen Menelaosepisode abgesehen, fast nur noch Idomeneus und Meriones hervor, die zu Aias auch sonst in einem besonders nahen Verhältnis stehen. Wahrlich, eine wunderliche Sache! Der Kampf an den Schiffen bedeutet für die Achäer Tod oder Leben. Man sollte Mann für Mann hier erwarten, sie alle bis zur äußersten Ermattung ringend, um jedes Fußbreit blutend, noch vom Bord aus ihr schwarzes Schiff, ihr einzig Heil, mit der Ruderstange verteidigend, wie Aias es tut — aber nur er, er allein. Das Gegenteil ist der Fall: alle anderen Helden sind vom Kampfplatz verschwunden. Achill zürnt. Er schon lange. Aber im Λ, dicht vor dem Kampf um Mauer und Schiffe, rasseln plötzlich der Troer Pfeile und Lanzen und Hiebe und — höchst merkwürdig — hier im Λ treffen sie, die sonst nur die *ἀμενηνὰ κάρηνα*, die kleinen Leutchen je nach Bedürfnis des Dichters in den Hades senden, auf einmal die größten Helden, die sonst doch erst ganze Reihen niedermähen, ehe ihnen selbst etwas geschehen darf, und zwar treffen sie die großen Helden gleich in Masse, die sonst nur einzeln bei so wichtiger Prozedur geschildert werden. Agamemnon ist der erste, der bluten muß Λ 252. Dann folgen Diomedes Λ 378, Odysseus Λ 437, Machaon 506, Eurypylos 583. Und sie alle werden nur leicht verwundet, nach dem Schiffskampf sind sie wieder munter und felddienstfähig. Es ist eine bei den Voraussetzungen unserer Ilias kaum ernst zu nehmende Situation. Zum wenigsten eine Situation seltenen poetischen Ungeschicks. Warum entziehen sich die Helden der Schlacht am Strande in der höchsten Not? Und warum werden denn nicht wenigstens einige von ihnen erst an der Mauer oder an den Schiffen verwundet? Das würde sich gut ausnehmen: jenes Heldenmassenmassacre im Λ würde weniger auffällig werden, und Aias würde nicht so ganz der einzige tüchtige Achäer erscheinen. Warum also geschieht nichts von alle dem? Warum werden die Helden schon in Λ eliminiert, ehe die Troer auch nur die Mauer erreichen, ehe die furchtbare Gefahr und das Entsetzen erst beginnt: 'die Feinde im Lager, Brandfackel an den Schiffen!'? Hier ist ein schwerer Anstoß, er muß bemerkt, muß erklärt werden. Nur die Scheu vor alter, durchaus gefesteter, unantastbarer Überlieferung kann dem oder den Dichtern die Veranlassung gewesen sein für diese Wunderlichkeiten. Und diese Überlieferung muß gelautet haben: Aias, er allein mit den Seinen hat um seine Schiffe mit den Troern gekämpft. Deshalb haben alle jüngeren Dichter die übrigen Helden eliminiert, so gut oder schlecht es eben gehen wollte.

Das bestätigt sich von einer anderen Seite her. Der Kampf tobt ausschließlich um die Schiffe des Aias und Protesilaos am linken Flügel, am Aianteion bei Rhoiteion. Zentrum und rechter Flügel des Achäerlagers sind ganz unbeteiligt: hier sitzt behaglich Achill, und dort in der Mitte beraten sich die Fürsten zu derselben Zeit, wo die Troer die Mauer durchbrochen haben und auf die Schiffe losstürmen! Ich weiß wohl, daß die Topographie des Achäerlagers auch anders aufgefaßt wird — kein Wunder, da diese Gedichte arg verworren sind —, aber sicherlich gibt die Ilias (Λ 7 f.) das Recht, die Schiffe des Aias am linken Flügel bei Rhoiteion zu denken. Ich befinde mich übrigens

in bester Gesellschaft: denn Aristarch hat eben diesen Ansatz gemacht und begründet (Schol. *M* 335, vgl. Lehrs Aristarch[3] 221 f.). Diese Stelle ist aber, wie Sie sich erinnern, eben diejenige, wo, wie ich gezeigt, allein ein Feind Troias sich an dieser Küste festsetzen konnte, der strategische Punkt, an dem allein, wenn überhaupt jemals, ein ernstlicher und lang dauernder Kampf zwischen Troern und gelandeten Feinden gekämpft sein kann, der Punkt, an dem solcher Kampf aber auch gekämpft werden mußte, sobald sich Überseeische hier festgesetzt hatten: und das ist geschehen, Rhoiteion stand ja doch hier und hier lag das Aianteion.

Ich behaupte demnach: in den Aiasliedern und ganz besonders in seinem Kampf um die Schiffe haben wir den Kern unserer Ilias zu sehen, sie sind die ältesten, ja die einzigen alten Heldenlieder, die hier auf diesem Boden gewachsen sind, gewachsen aus hier geschehenen Taten heraus, selbst Träger wirklicher Geschichte.

Wo aber ist die Eroberung Troias durch Aias? — Die, meine Herren, haben wir gar nicht zu erwarten. Ein altes Heldenlied von der Eroberung einer Stadt kennen wir nicht. Die Kämpfe der Völker werden festgehalten unter dem Bilde des Zweikampfes ihrer Heroen, ihrer Fürsten. Das ist ein von Natur uns eingeborenes Verfahren künstlerischer Vereinfachung. Auch wir sagen: Theoderich hat Odoaker geschlagen, sogar die Geschmacklosigkeit ist ganz geläufig: Friedrich der Große hat Maria Theresia geschlagen. Die Eroberung einer Stadt erzählt ein altes Heldenlied nicht. Wenn der Heros fällt, fällt die Stadt, das ist selbstverständlich. Also ist der Sieg des Aias über Hektor das einzige, was wir erwarten dürfen.

Der steht wirklich in unserer Ilias, sogar zweimal. Zunächst im *H*. Aber da läuft es trotz der ernsten Herausforderung schließlich nur auf eine 'Bestimmungsmensur', wie gut gesagt ist, hinaus. Und doch ist es sehr bemerkenswert, daß Aias für die Gesamtheit der Achäer wider Hektor streitet. Daß Hektor besiegt wird, ist trotz des Dazwischenfahrens der Herolde vom Dichter recht deutlich gemacht. Der Kampf selbst ist ernst und gefährlich genug, sein harmloser Schluß schwerlich alt und echt. Noch ernster ist der andere Zweikampf der beiden Helden bei den Schiffen im *Ξ*. Da stürzt Hektor unter dem gewaltigen Steinwurf des Aias, wider die Brust getroffen, zusammen, 'wie eine Eiche unter dem Blitzstrahl des Zeus' (*Ξ* 410 ff.) — aber flugs ist Apoll zur Hand wie im *H*, rettet den halbtoten Hektor, trägt ihn fort und heilt ihn rasch trotz tiefer Ohnmacht und Blutspeiens. Robert hat überzeugend dargetan, daß auch diese Kampfszene durchaus die alte mykenische Bewaffnung und Kampfesart voraussetze, daß aber die Rettung Hektors jünger sei, schon weil sie gedacht sei für die jüngere Hoplitenrüstung. Zweimal also besiegt Aias Hektor, den Hort der Troer. Beide Male wird er durch Apoll um seinen Sieg betrogen. Beide Kampfschilderungen sind alt, beide Rettungen sind jung. Es ist kein Zweifel: ursprünglich ist Hektor von Aias erschlagen worden. Spätere Dichter haben das verdeckt, abgeschwächt, verändert: denn sie wollten Hektor für Achill aufsparen. Trotzdem tritt, meine ich, der ur-

sprüngliche Ausgang des Aiasliedes noch jetzt klar hervor. Es ist ein Heldenlied von der alten, echten Einfachheit. Die Nachbarn Hektor und Aias kämpfen um den Boden, auf dem sie leben; Hektor greift an, sucht des Aias Schiffe zu verbrennen, um die des Rückzugs Beraubten sicher zu vernichten; in der schwersten Not erschlägt Aias den Hektor — nun ist er gerettet, und Troia muß fallen. Es ist der Kampf zwischen Rhoiteion und Troia.

Jetzt, meine Herren, glaube ich die Frage beantworten zu können: Warum sind denn die Heldenlieder des Mutterlandes, zumal die die Äoler mit nach Lesbos genommen hatten, gerade um Troia gruppiert? Das ist geschehen, weil diese Gegend schon lange widerklang von dem Ruhm der Kämpfe des Aias und Hektor, die in der Troas selbst zwischen Rhoiteion und Troia wirklich gekämpft worden waren. In diesem Sinne sind die Aiaslieder das Kernstück unserer Ilias. Sie wurzeln in diesem Stückchen Erde, das gedüngt ist mit dem Blute des Nachbarkampfes Rhoiteion—Troia. Ihre herb duftenden Blüten haben einst die Anaktenhäuser der Rhoiteier geschmückt, der Herren nunmehr auch von Troia, nach ihrem Ahnherrn zu Ilion umgenannt. An die Aiaslieder haben die Lesbier ihre alte äolische Heldensage angeschlossen. Voll Begierde, ein Plätzchen am Goldstrom des Hellespontos zu erwerben, mochten sie gern hören, daß ihre Väter schon einstens um Troia gekämpft, Troia besiegt.

Von hier aus eröffnen sich nun weite Perspektiven auf die Komposition der Ilias, auf die Geschichte der Sage, der Dichtung, auch auf das im alten Banne der Äolerhypothese und des Vau weiter wandelnde Problem der Sprache Homers, der Dialektmischung.

Hektor, Alexandros, Aineias sind aus Griechenland nach der Troas gedrängt, Aias ist aus Griechenland dahin gekommen. Darf man sie Griechen nennen? Sicherlich haben am Hofe der Äneaden Homeriden griechisch gesungen, z. B. den Aphroditehymnus. Und wenn sie Griechen waren, welchen Stammes waren sie, welchen Stammes Aias? Wird jemand wagen, auch ihn für einen Äoler zu erklären? Oder soll man ihn für einen Ionier halten?

Doch genug! Ich beschränke mich auf die Beantwortung jener einen Frage: Warum läßt Homer alle Helden gerade um Troia kämpfen? Jetzt meine ich, sie befriedigend beantwortet zu haben. Ich glaube damit den archimedischen Punkt gefunden zu haben, von dem aus wir Homer aus seinen Angeln heben können. Aber ob er das wirklich ist — das, meine Herren, möchte ich Sie bitten zu beurteilen. Schleudern Sie gegen ihn die schwersten Granaten Ihrer Kritik. Denn ein archimedischer Punkt muß — bombensicher sein!

DIE LANDSCHAFT THESSALIEN UND DIE GESCHICHTE GRIECHENLANDS

Vortrag, gehalten am 10. Oktober 1903 vor der Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Halle

Von Otto Kern

Auf der vorigen Philologenversammlung hat Erich Bethe einen Vortrag[1]) gehalten, in dem er, den Spuren zweier Forscher folgend, deren frühzeitigen Tod die Geschichtschreiber unserer Wissenschaft nie vergessen werden, K. O. Müllers und Ferdinand Dümmlers, den Sagenstoff der Ilias als Besitztum des griechischen Mutterlandes nachgewiesen und für die ersten Sagen von den Kämpfen Achills und Hektors die Berge und Täler Thessaliens und Boiotiens als Schauplatz in Anspruch genommen hat. In dieser Grundanschauung weiß ich mich mit meinem Freunde seit Jahren einig. Über Einzelheiten, vor allem aber auch über den gestrigen Vortrag[2]), wird es — nicht nur zwischen uns beiden — noch lange Meinungsverschiedenheiten geben. Lassen Sie mich heute, am Schlusse der diesjährigen Versammlung, daran anknüpfen, lassen Sie mich zu Ihnen von der Landschaft Thessalien reden, über deren eminente Bedeutung für die hellenische Geschichte viel geschrieben ist, die aber in Wahrheit auch heute noch ein ziemlich unerforschtes Gebiet ist. Es ist vielleicht überhaupt nicht ganz richtig von einer Landschaft Thessalien zu sprechen. Denn unter diesem Begriff, wie ihn unsere Karten geben, sind ganz verschiedene Kantone, von selbständigen Volksstämmen bewohnt, zu verstehen. An ein unter einem Szepter geeintes Thessalien ist für die alte Zeit überhaupt nicht zu denken. Wer davon spricht, konstruiert und kennt die Natur des Landes nicht. Das vom Pindos im Westen, von den Kambunischen Bergen und dem Olymp im Norden, von Ossa und Pelion im Osten, vom Oeta und dem Malischen Meerbusen im Süden eingeschlossene Land ist durchaus keine Einheit. Nur ganz vorübergehend, in den Zeiten höchster Not, haben sich die verschiedenen Kantone zusammengeschlossen, um eine Invasion gemeinsam zu bekämpfen. Bis zur Zeit Iasons von Pherai ist das, soviel wir wissen, überhaupt nie geschehen. In keinem Teile Griechenlands ist das Völkerbild ein so buntes wie in Thessalien. Für keine Landschaft ist aber auch die Kenntnis seiner Natur so wichtig wie für Thessalien.

---

[1]) S. diese Jahrbücher 1901 VII 657 ff.

[2]) S. o. S. 1 ff.; vgl. auch Deutsche Literaturzeitung 1903 Sp. 2370.

Thessalien ist auch heute noch ein Land, das der genaueren Erforschung harrt. Seit es mit dem Königreich Griechenland vereint worden ist, haben es freilich vor allem deutsche und französische Altertumsforscher viel bereist. Namentlich für die Jagd auf Inschriften ist es seit Lollings Reisen ein fruchtbares Feld geworden. Als Böckh die Inscriptiones Thessalicae für sein griechisches Corpus zusammenstellte, zählte er 27 Nummern. Das neue von der preußischen Akademie vorbereitete thessalische Corpus, für das ich die von unserem allverehrten Herrn Präsidenten Wilhelm Dittenberger begonnene Arbeit fortführen darf, wird gegen 1500 Nummern umfassen und die Geschichte Thessaliens nach vielen Richtungen hin neu beleuchten. So fest ich von dem Gewinn überzeugt bin, den die epigraphischen Funde allen Fächern unserer philologischen Wissenschaft bringen — man braucht für Thessalien nur an den epochemachenden Fund der beiden Briefe des fünften Philipp an die Larisaier zu erinnern —, so sehr ist es zu bedauern, daß für die Erforschung des Landes selbst — abgesehen von den geologischen Exkursionen A. Philippsons — so unendlich wenig geschehen ist.

Bei meinen beiden Reisen in Thessalien im Jahre 1899, die leider nur epigraphischen Zwecken gewidmet werden konnten, und jetzt bei der Bearbeitung ihrer Ergebnisse ist es mir immer klarer zum Bewußtsein gekommen, wie wir da überall noch im Dunkeln tappen, wie z. B. einerseits die Lage vieler Städte, deren Namen uns durch Schriftsteller oder Münzen bekannt sind, noch völlig unsicher ist und anderseits in unwegsamer, meist höchst romantischer Berggegend Mauerreste und andere Ruinen vorhanden sind, über die auch Leake und Ussing nicht berichtet haben, die beiden Männer, denen auch heute noch fast allein die Kenntnis des Landes zu verdanken ist. So ist, um ein paar Beispiele anzuführen, die Lage von Atrax meiner Meinung nach noch nicht bekannt, einer Stadt am Peneios nördlich von Larisa, die in den Kämpfen des ersten Jahrzehnts des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts oft genannt wird. Denn die stattlichen Mauerreste, die Lolling für sie in Anspruch genommen hat, können ihr nicht zugehören. Die Stadt Atrax muß mehrere Meilen östlich von dieser Ruinenstätte gelegen haben, da wo heute eine rührige Aktiengesellschaft die alten, berühmten Marmorbrüche, aus der manche Säule der Hagia Sophia stammt, auszunützen versucht. Ich habe diese alten Steinbrüche, in denen noch halbvollendete Säulen aus dem bekannten grünen, von weißen Flecken durchsetzten Marmor lagen, die nur aus byzantinischer Zeit stammen können, selbst besucht. So sind also die Ruinen von Atrax noch zu suchen und für die herrenlos gewordene Trümmerstätte in der Nähe des elenden Dorfes Alifaka ist ein neuer Name zu finden. Aus den Inschriften ergibt sich nichts. Ein zweites Beispiel: in der Nähe des Tempepasses liegt — etwa zwei Stunden südlich — ein Dorf Klein Keserli genannt, in dem zuerst Botho Graef zwei interessante Inschriften abgeschrieben hat[1]), und wo Friedrich Hiller von Gaertringen und ich eine ganze Anzahl neuer kopieren und so der gerade in

[1]) Athen. Mitteil. XVI (1891) S. 261.

diesem Flecken unaufhaltsam fortschreitenden Zerstörung antiker Reste entreißen konnten. Darunter befanden sich Weihungen der Phrurarchen an Artemis, Leukatas und den Morgenstern, Phaesphoros oder Phosphoros aus hellenistischer und römischer Zeit. Wie der antike Ort hieß — auch eine Reihe von Grabschriften schrieben wir auf dem türkischen Friedhofe vor dem Dorfe ab — wissen wir nicht und werden uns um so mehr hüten einen Vorschlag zur Taufe zu machen, weil wir wissen, wie fest auch die unsichersten Entdeckungen auf diesem Gebiet in den Köpfen unserer Mitforscher zu sitzen pflegen. Meine Pflicht ist es vor dem Glauben an die durch unsere Karten überlieferte Lage vieler thessalischer Städte zu warnen. Auch Heinrich Kieperts letzte Karte der Graecia septentrionalis bedarf sehr der Berichtigung und Ergänzung. Hier, wo ich vor einer zahlreichen Versammlung von Fachgenossen stehe, in der sich vielleicht auch dieser oder jener junge Forscher befindet, der von seiner bevorstehenden Reise nach Griechenland wirklichen Gewinn für die Altertumswissenschaft heimbringen will, möchte ich die topographische Erforschung Thessaliens als eine außerordentlich dankbare Aufgabe hinstellen. Nicht nach Inschriften und archäologischen Funden allein muß dabei gesucht werden. Es tut not in einer Zeit, in der immer dieselben Gegenden Griechenlands Jahr für Jahr von Gelehrten und Nichtgelehrten oft nur im Sturmschritt durchmessen werden und in der es an unfruchtbaren Reisebüchern, sogenannten 'Frühlingsfahrten', wahrlich nicht fehlt, darauf hinzuweisen, daß Thessalien noch immer auf den Altertumsforscher wartet, der für dies schöne Land das leistet, was für andere hellenische Landschaften namentlich Ludwig Roß und Ernst Curtius geleistet haben, deren Namen auf einer Philologenversammlung in Halle mit dankbarem Stolz zu nennen sind. Zu der großen Anzahl von Gelehrten, die alljährlich nach Griechenland reisen, zu den vielen Stipendiaten, die das Deutsche Reich seit Gründung des Instituts in Athen alljährlich aussendet, steht das kleine Häuflein von Gelehrten in gar keinem Verhältnis, die im Sinne dieser beiden großen Männer ihre Reisen unternehmen. So ist denn auch der Fortschritt, den die Forschung auf diesem Wege gemacht hat, ein sehr geringer. Hier klafft seit Lollings Tod eine große Lücke.

Auch ich kann heute nur Stückwerk geben, nur Gedanken aussprechen, die mir meist gekommen sind, wenn ich von einem Dorf zum anderen ritt, um eine bekannte Inschrift zu revidieren oder eine neue abzuschreiben. Den Mauerresten konnte ich oft nur einen scheuen Blick zuwerfen und mir nur einen Nachfolger wünschen, dessen Hände weniger gebunden sind als die meinen damals.[1])

Wenn wir die Grenzen der Landschaft Thessalien in der Weise annehmen, wie es heute üblich ist, d. h. wenn wir als südliche Grenze nicht das Oetagebirge, sondern die Othrys annehmen, so teilt sich diese Landschaft sofort in zwei große Ebenen, die östliche und die westliche. Während man die östliche mit ruhigem Gewissen als Pelasgiotis bezeichnen kann, deren wichtigste Stadt

[1]) Unter meinen Zuhörern befand sich Ferdinand Noack, der, wie er mir nach dem Vortrage erzählte, einen Teil der Aufgabe bereits erfüllt hat. Von ihm vor allen ist also ihre Lösung zu erwarten.

Larisa war, das seinen Pelasgernamen bis in späte Zeit mit Stolz getragen hat, teilt man die westliche in Hestiaiotis und Thessaliotis ein, kommt aber bei Bestimmung ihrer Grenzen in Verlegenheit.

Die Pelasgiotis kann ihren Namen nur daher haben, daß sie der Tradition nach die Gegend war, in der die alten Pelasger, die angeblich ältesten Bewohner Griechenlands gesessen haben, ein Volksstamm, dessen Individualität und Existenz man nicht mehr leugnen sollte. So gut es in Thessalien Myrmidonen, Achaier, Hellenen, Magneten, Doloper, Perrhaiber gegeben hat, saßen da auch Pelasger, ein Volksstamm neben den anderen, besonders berühmt und mächtig wohl, weil er von Larisa aus die umliegende fruchtbare Ebene leicht beherrschen konnte. Die alte Akropolis von Larisa ist jetzt kenntlicher als vor Jahren, weil die elenden türkischen Häuser, die den Blick hemmten, allmählich von ihrer Fläche verschwinden. Aber die Burg der pelasgischen Larisa ist keine imponierende Höhe, keine Bergkuppe, die sich mit der Larisa der Argolis vergleichen ließe. Es scheint eine zum Teil künstliche Aufhöhung zu sein, die von alten Mauern offensichtlich kaum eine Spur mehr zeigt und den Namen Larisa wenig zu verdienen scheint. Halten wir fest, daß Larisa die Steinburg heißt, müssen wir annehmen, daß dieser Name auf die bekannte Stadt der Pelasgiotis erst übertragen ist. Der Spottname Storchnest würde besser passen als der Name Steinburg. Ich möchte also glauben, daß der Name erst durch Übertragung hier heimisch ward. Wie die alte Pelasgerstadt am Peneios geheißen hat, wissen wir nicht. Der Name Larisa wird aber wohl aus der Phthiotis gekommen sein; denn dort gab es eine andere Stadt Larisa, von der die Geschichte allerdings im Vergleich mit der pelasgischen schweigt, die aber dem Namen Larisa mehr Ehre macht. Ein unglücklicher Zufall hat meinen Besuch der Larisa Kremaste, der schwebenden Steinburg verhindert. Aber andere Reisende sprechen von ihren noch wohlerhaltenen kolossalen Mauern an der Schneide eines hohen und breiten Bergrückens, von dem man einen unbeschreiblich schönen Blick auf Land und Meer haben soll.[1]) Und so will ich nicht in der Pelasgiotis länger verweilen, nicht gegen die kämpfen, welche die sagenberühmten Lapithen für ein historisches Volk halten zu müssen glauben[2]), sondern ein für die älteste Geschichte Griechenlands wichtiges Problem streifen, die Frage nach der Herkunft der phthiotischen Achaier.

Die Landschaft, in der die schwebende Larisa gelegen ist, gehört zur Phthiotis. Hier haben die phthiotischen Achaier gewohnt, die mit der späteren Tetrarchie Phthiotis nicht identisch sind, wenn auch alte und neue Schriftsteller beide oft verwechselt und ohne weiteres identifiziert haben.[3]) Die phthiotische Achaia ist das Bergland, das sich von den Höhen von Kynoskephalai bis zu dem Meeressunde zwischen Euboia und Südthessalien und dem

---

[1]) Chr. Aug. Brandis, Mitteilungen über Griechenland I, Leipzig 1842, S. 8 f. F. Noack hat mir Brandis' Beschreibung mündlich bestätigt.

[2]) Z. B. O. Gruppe, Griech. Mythologie S. 113 f.

[3]) Richtig urteilt U. Koehler, Sitzungsber. d. preuß. Akad. 1898 S. 122 Anm. 1; ebenso W. Dittenberger (brieflich).

Spercheiostal hinzieht, also hauptsächlich die Othrysgegend umfaßt, ein zum Teil sehr unwegsames, unerforschtes Land, noch heute wegen seiner Unsicherheit sehr gefürchtet. Am Spercheios haben Achills Myrmidonen gewohnt. Dort ist der größte Held der Ilias zu Hause, wie allein schon die Widmung seiner Locke an den heimatlichen Flußgott beweist. Von hier aus unternimmt er seine ersten Streifzüge, wie die Eroberung Thebens vor allem zeigt. Denn hier, in der Phthiotis, hat das hypoplakische Theben gelegen, Andromaches Heimat. Die Ruinen dieses phthiotischen Theben, die uns in den letzten Jahren viel Inschriften, wenn auch nicht gerade sehr wichtige, gespendet haben, liegen auf einer Anhöhe des Krokiongebirges, so daß Thebens Lage den Namen *ὑποπλακίαι* wohl rechtfertigt; man kann da wohl von einem Plattenberge sprechen.[1]) Hier in dieser Gegend also haben die Achaier gewohnt, eine Name, der durch Homer einer der allerberühmtesten geworden ist, der der modernen Forschung aber immer neue Schwierigkeiten gebracht hat, mit denen ich unseren Weg nicht aufhalten mag. Sicher ist aber, daß die Achaier in diesem Bergland festsitzen, noch in heller, historischer Zeit, und daß sie mit dem Landschaftsnamen Hellas eng verknüpft sind. Sind diese nun, woran ich nicht zweifle, in der Tat die Nachkommen der homerischen Achaier, und ist wirklich, woran ich auch nicht rütteln möchte, der Name dieser Völkerschaft von den Dichtern des Epos erst auf die Gesamtheit der Hellenen übertragen worden, so bleibt nur der vielbeachtete, merkwürdige Umstand zu erklären, wie dieser Volksstamm gerade, der Träger altäolischer Kultur, zu dem nordwestgriechischen Dialekt gekommen ist, den die Inschriften bezeugen. Eduard Meyer[2]) hat dies für ein Rätsel erklärt und mit Recht gefordert, daß wir gerade in der Phthiotis nach Spuren der alten Sprache und des alten Volkstums zu suchen haben. Der dorische Dialekt müßte also später durch eine Einwanderung importiert sein. Nun ist aber selten beachtet worden, daß die Inschriften der Phthiotis auch ein anderes Wort reden als nur ein dorisch-ätolisches. Schon Leake hat in den Ruinen der Kirche der Panagia bei der alten Stadt Pteleon den Grabstein der *Φυλίκα Εὐβιότεια* gefunden.[3]) Das Zeugnis war unbequem. So wurde es denn entweder völlig ignoriert oder, wie es Fick versucht hat, verworfen, indem die Losung ausgegeben wurde, der Stein sei aus Halos nach Pteleon verschleppt worden. Halos habe ja lange Zeit zu Pharsalos gehört. So erkläre sich also schönstens der nordthessalische Dialekt. Wüßte Fick über die örtlichen Bedingungen dieser Gegend Bescheid, hätte er sicher nie zu diesem Auskunftsmittel gegriffen, vor dem alle, die Land und Leute in Griechenland nicht kennen, überhaupt zu warnen sind. Gewiß wird so mancher Stein, namentlich von Insel zu Insel, verschleppt; aber daß zum Bau der Kirche der Panagia bei Pteleon die Steine aus Halos geholt sein sollten, ist eine

[1]) Vgl. dazu J. L. Ussing, Griechische Reisen und Studien, Kopenhagen 1857, S. 107.

[2]) Geschichte des Altertums II S. 78.

[3]) Leake, Travels in the Northern Greece IV (1835) S. 343 Tf. XXXIX Nr. 185; A. Fick bei Bezzenberger, Beiträge VI (1881) S. 312 und bei Collitz, Griech. Dialektinschrift. II (1885) S. 42 Nr. 1460.

ungeheuerliche Vermutung.[1]) Nun gibt es glücklicherweise noch ein besseres Zeugnis, eine schöne archaische Inschrift, die der bekannte thessalische Lokalantiquar Herr J. N. Giannopulos zu Halmyros, bei Tsangli, in dessen Nähe Leake mit Recht das alte Eretria setzt, gefunden hat.[2]) Ich habe mit Giannopulos als Führer den wichtigen Stein auf einem verfallenen türkischen Friedhofe, wo ihn mein Gewährsmann noch vor wenigen Jahren gesehen hatte, vergeblich gesucht: ein schlagender Beweis für die traurige Tatsache, daß in Thessalien so manche wertvolle Inschrift auch heute noch verloren geht. Aber wir haben hier einen Ersatz in der sorgfältigen Abschrift von Giannopulos, nach der sie lautete: *Μεθίστας Πιθούνειος Ἄπλουνι.* Methistas, eher vielleicht Methystas nach einer in Pharsalos gefundenen Inschrift, der Sohn des Pithun, weiht einen Gegenstand dem Aplun, dem Apollon. An der Zugehörigkeit von Eretria zur achäischen Phthiotis kann kein Zweifel sein. Also sind hier Spuren der äolischen Sprache gefunden und nicht mehr anzuzweifeln.

Aber noch mehr bietet sich in der Phthiotis dem aufmerksamen Auge. Wenn Larisa Kremaste auch sicher älter ist als die pelasgische Larisa am Peneios, kann dennoch dieser Städtename sehr gut von den nach dem Süden bis ins Spercheiostal vordringenden Achaiern aus dem Norden mitgebracht sein. Das mythische Volk der Lapithen ist ja mit diesen Steinburgen eng verknüpft. Aber die Beziehungen zum Norden sind noch zahlreicher und eröffnen manchen Ausblick. In der Phthiotis liegt die Stadt Halos in der Nähe der heutigen Landstadt Halmyros, wo eine rührige *φιλάρχαιος ἑταιρεία* für die Erhaltung der alten Denkmäler sorgt. Diese Stadt soll von Aloeus, dem Vater der Aloaden gegründet sein; so stand es schon im Hesiod zu lesen. Die Sage von den gewaltigen Aloaden ist in Nordthessalien zu Hause, wo Olymp und Ossa durch das Tempetal getrennt werden. Da vielleicht, wo heute das kleine Dorf Babá steht, hat Aloion gelegen, das Otos und Ephialtes gegründet haben sollen. Alos, Aloion, Aloaden sind also das Eigentum eines von Norden nach Süden wandernden Stammes. Der Name des größten nördlichen Nebenflusses des Peneios, des Europos, kehrt in der Phthiotis als Nebenfluß des Enipeus wieder. Die Stadt Koroneia wird von Apollons geliebter Koronis, die ihre Füße im See von Boibe badet, nicht zu trennen sein. Auch Kyrana gehört hierher.[3]) Die Achaier haben ihre Demeter auf dem *Δώτιον πεδίον* verehrt, das in der wunderbar schönen Gegend von Agyia gelegen haben muß, einem wahren Paradies, dessen Fruchtbarkeit besonders stark wirkt, wenn man den heißen Tag auf dem Sattel in der öden Ebene Thessaliens zugebracht hat. Ein neues *Δώτιον πεδίον* fanden die Achaier dann in der Phthiotis in der Gegend von Pyrasos: hier gründeten sie ein zweites Demeterland.

---

[1]) Vgl. auch die richtigen Bemerkungen von P. Cauer, Grundfragen der Homerkritik S. 149 f., auf die ich leider erst nachträglich aufmerksam geworden bin.

[2]) S. meine Inscriptionum Thessalicarum antiquissimarum sylloge, Rostocker Progr. 1901/1902 S. 5 Nr. III.

[3]) S. F. Bechtel, Göttinger Gelehrt. Nachr. 1890 S. 37 f.

So lehren Sprache, Sage, Religion dasselbe: die Achaier kamen vom Norden und sprachen sicher noch im VI. Jahrh. den äolischen Dialekt.

Die Wanderung dieses Volksstammes gen Süden ist durch die offenbar aus Epirus eingewanderten Thessaler veranlaßt worden, die die damals in Thessalien vorhandenen verschiedenen Volksstämme unterjochten oder zur Auswanderung zwangen oder doch zur Beschränkung auf bestimmte Gebiete brachten. Die Bedeutung dieser thessalischen Einwanderung wird heute wohl nach verschiedenen Richtungen falsch beurteilt. An eine wirkliche Einigung der verschiedenen Stämme unter einen König der Thessaler ist nicht zu denken.[1]) Die Natur des Landes selbst schützte die Einzelstämme und sorgte für die Zersplitterung. Bergvölker gab es da in unwegsamen Gegenden, die von einem Gesamtthessalien nichts wußten. Man darf vor allem nicht glauben, daß die Thessaler in großen Heereszügen aus Epirus über den Pindos herübergekommen sind. Wer das meint, soll einen Ausflug in den Pindos unternehmen: er wird lernen, daß diese Annahme unmöglich ist. So haben denn auch in der Tat in alter und neuer Zeit alle Invasionen in Thessalien immer von Norden her stattgefunden. Große Völkerscharen können die Schlüfte des Pindos nicht durchzogen haben. Die Thessaler werden also nur allmählich, Schritt vor Schritt, eingewandert sein. Jahrhunderte lang wird diese Einwanderung gedauert haben. Von einem Heereszuge, der siegreich alles Vorhandene verdrängte, kann nicht die Rede sein. Wer das annimmt, muß die Thessaler nicht vom Westen, sondern gegen alle Tradition vom Norden kommen lassen. Daß die Thessaler im Epos kaum eine Rolle spielen, hängt mit ihrer nur langsam fortschreitenden Einwanderung zusammen. Längst bevor die homerischen Gedichte entstanden sind, kann diese begonnen haben. Es ist das sogar wahrscheinlich. Eins ist dabei jedenfalls klar. Der Name des höchsten Gottes Zeus ist uns aus der Ilias vollkommen vertraut. Schon in ihren ältesten Teilen ist die Zeusreligion ausgebildet und vorhanden. Der Name Zeus ist aber in Griechenland nirgends älter als in Epirus, in Dodona, das man als eine griechische Enklave im Barbarenland bezeichnet hat. Das beweist sein weibliches Korrelat, Dione, die in den späteren Partien des Epos durch die argivische Hera verdrängt ist. Man wird es schwer leugnen können, daß der Name Zeus mit den Thessalern nach der später nach ihnen Thessalien genannten Landschaft gewandert ist. Der Name des dodonäischen Quellgottes ist dem auf dem Olymp verehrten Berggotte gegeben. Das sichtbare Bild dieses Gottes aber ist nach dem Vorbilde eines thessalischen Anakten geschaffen und hat als solches die ganze hellenische Welt erobert. Viele Lokalgötter, die vorzugsweise auf Bergen verehrt wurden, haben damals in Griechenland den Namen Zeus erhalten, alle nach dem Vorgange der Männer, die von Epirus her über das Pindosgebirge nach dem Osten gekommen waren und den heimatlichen Gottesnamen Zeus mitgebracht hatte. Parallelen dafür gibt es in der griechischen Religions-

---

[1]) Vgl. darüber den klärenden Aufsatz von F. Hiller von Gaertringen: Aus der Anomia (Berlin 1890) S. 1 ff.

geschichte zu Dutzenden. Denn nicht anders ist es in Kleinasien der Meter ergangen: die griechischen Einwanderer haben sie in Ephesos, Magnesia und an vielen anderen Orten einfach mit ihrer Artemis identifiziert. Der imposante Berg aber im Norden von Hellas, der noch heute das freie Griechenland vom Reiche des Sultans trennt, ward zum Götterberg κατ' ἐξοχήν. Von hier aus ist der Bergname Olymp weiter in die anderen Landschaften Griechenlands und Kleinasiens gewandert.

Man könnte versucht sein, die Ausgestaltung des Zeuskults dem Volksstamme zuzuschreiben, dem die alten Gräber und Burgen der sogenannten mykenischen Zeit angehören. Während man lange Zeit glaubte, daß in Thessalien Spuren dieser Kultur nicht zu finden seien, hat uns das Kuppelgrab von Dimini eines Besseren belehrt, und der erfolgreichste aller τυμβωρύχοι, unser Freund Christian Tsundas in Athen, hat jetzt auch in Thessalien an vielen Stellen seinen glücklichen Spaten angesetzt. Vor allem kennen wir jetzt aber auch eine mykenische Burg in Thessalien, nicht weit vom Dorfe Dimini entfernt, von der ein Plan bisher nur in der in Volo erscheinenden Zeitung Ὁ Τύπος publiziert ist, deren Reste aber so stattlich sind, daß sie die jetzt so rüstige Forschung über homerische Paläste noch stark beschäftigen werden. In der Nähe des alten türkischen Kastro von Volo sind kürzlich auch mykenische Gräber gefunden, die den Gedanken nahelegen, daß hier die alte Burg Iolkos gelegen hat, und nicht etwa auf dem Hügel Episkopi in der Nähe der Ruinen von Demetrias, der gewöhnlich dafür ausgegeben wird. Wie der Volksstamm geheißen hat, der hier geherrscht hat, läßt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Es kommt auf den bloßen Namen auch nicht viel an; der Bequemlichkeit halber nennen auch wir sie Minyer. Jedenfalls war das Volk, das hier geherrscht hat, immer auf die See angewiesen. Seine Hauptsage ist die Argonautenerzählung; sie gehört wohl zu den ältesten Sagen Griechenlands überhaupt. Befreien wir sie von allen späteren, fremden Zügen, erhalten wir die einfache Sage von dem Königssohne, der auf ein fernes Eiland zieht und dort die Enkelin des Sonnengottes nicht anders erringen kann, als daß er den sie bewachenden Drachen erschlägt. Der Königssohn heißt Iason, die Königstochter Medeia, nach Useners[1]) Darlegung beides Heilgottheiten des Peliongebirges, dessen langer Rücken die Landschaft nach Osten abgrenzt. Dieser Mythus ist also hier gewachsen, ein ἱερὸς γάμος, der vielleicht für ein bestimmtes Heiligtum einer Heilgötterfamilie am Pelion bestimmt und als solcher in dem betreffenden ἱερὸς λόγος erzählt war, geht doch auch unsere Odyssee in letzter Linie auf den ἱερὸς λόγος eines arkadischen Heiligtums zurück. Die Iasonlegende lehrt uns zweierlei für die Geschichte dieses Stammes. Nicht Zeus ist der Schutzgott, nicht der allmächtige sogenannte pelasgische Himmelsgott, sondern Hera, die Hera des Epos — — denn dem altthessalischen Kult ist Hera fremd. Ursprünglich, in der ältesten Fassung, hat also Iason keines Schutzes bedurft: er war selbst göttlichen Geblüts. Die Argonauten-

[1]) Götternamen S. 156 f. 161 ff.

sage ist ein Stück Geschichte. In der jüngeren Form, die uns durch das Epos des Apollonios von Rhodos vertraut ist, können wir den Gang der Kolonisation des Schwarzen Meeres ungefähr nachweisen. Das ist anerkannt. Aber auch ihr ältester Kern weist auf das weite Meer. Denn Medeia wird in dieser Sage auf eine ferne Insel versetzt. So wenig wie Ogygie oder die Inseln der Seligen ist Aia zu lokalisieren, ein Land der Volksphantasie wie diese. Aber die alten Beziehungen Thessaliens zum Seeverkehr lassen sich außer in dieser Sage auch noch in seinem Verhältnis zu Kreta nachweisen. Es wird wohl noch sehr anstrengender Arbeit bedürfen, Kretas Position in der ältesten Geschichte zu klären. Von den Historikern ist sie meist unterschätzt worden. Erst der Boden mußte sich öffnen, um dem Reiche des Minos den alten Glanz zurückzugeben. Nun wird auch seine Beziehung zu Thessalien mit anderen Augen angeschaut werden müssen als vordem. Die Burg von Dimini muß in ihrem Verhältnis zu den Palästen von Knosos und Phaistos ebenso eingehend untersucht werden, wie es eben in ausgezeichneter Weise mit Troia, Tiryns, Mykene von Ferd. Noack geschehen ist.[1]) Demeter, die Herrin des dotischen Gefildes, heißt nur noch in Kreta Dos oder Dois, wie der homerische Hymnus lehrt.[2]) Iason und Demeters Liebling Iasion sind schwerlich zu trennen. Larisa, Boibe, Lethaios, Pharai = Pherai, Magnesia, Phalanna kehren in Kreta wieder; zum Europos gehört Europa. Kretheus ist im südlichen Thessalien zu Hause und für Kreta bezeugt.[3]) Wo die Namensgleichheiten in solcher Fülle wiederkehren, ist Zufall ausgeschlossen und kann die Verbindung beider Länder nicht geleugnet werden. Aber genau zu bestimmen, wo das Geben und wo das Nehmen liegt, ob nicht vielleicht, was das Natürliche wäre, beide Teile beides taten, dafür reichen unsere Mittel nicht aus. Erst wenn die thessalischen Gräber weiter geöffnet sind, wird sich hier klar sehen lassen, wie denn überhaupt der Archäologie in dem so schnöde vernachlässigten Thessalien noch ein weites Arbeitsfeld bleibt. Iolkos' Macht war einstens groß. Nach Boiotien namentlich führen mancherlei Fäden. Wie weit sich aber seine Herrschaft nach Norden ausdehnte, wissen wir gar nicht; örtlich wird sie nur beschränkt gewesen sein.

In der Nähe des Tempetals saßen die Dorer. Inschriftliche Zeugnisse sind dafür nicht vorhanden. Aber an dieser Tradition wird man nicht rütteln. So verkehrt es heute sein mag, den Apollon als einen spezifisch dorischen Gott anzusprechen, die mannigfachen Spuren thessalischen Apollonkults wird man doch auf ihren Einfluß, der später durch die delphischen Priester neubelebt wurde, zurückführen. Für diesen kann ich eine interessante Tatsache anführen. Wir kannten längst den thessalischen Monat Leschanorios. Das scharfe Auge Hans von Protts, das ein unseliges Geschick vor wenig Wochen für immer geschlossen hat, erkannte, daß die von mir[4]) kürzlich gefundene Weihung des

[1]) Ferd. Noack, Homerische Paläste. Leipzig 1903. [2]) Vgl. F. Bechtel a. a. O. S. 29 f.

[3]) Das Material auch bei O. Gruppe, Griech. Mythologie S. 109 f.

[4]) Inscript. Thessalic. antiquiss. sylloge S. 14 Nr. XVIII. Unabhängig von Prott, der den Stein im Winter 1902 im Διδασκαλεῖον zu Larisa untersuchen konnte, hat auch mein

Aristion und seiner **συνδαυχναφόροι**, die der sonst unbekannte thessalische Künstler Pronos verfertigt hat, dem Aplun Leschaios gilt. Es ist das natürlich der Apollon von der Lesche, wofür ich auf Dümmlers weitblickenden Aufsatz über die delphische Lesche verweisen kann.[1]) Im Perrhaiberland — nicht weit vom Melunapasse — fand ich eine Weihung an Apollon Agreus, die für die Beurteilung der thessalischen Aristaiossage ein wichtiges Dokument ist.

Am wenigsten erforscht ist das Land der Perrhaiber. Seine Grenzen sind nicht sicher. Es scheint so, daß sich ihr Gebiet eine Zeitlang sogar bis Phalanna erstreckt hat. Der Charakter ihres Landes ist der einer unwegsamen Berglandschaft, die nur von Hirtennomaden und Jägern durchstreift wird. Das Bergvolk der Perrhaiber war auch im Altertum schwer zu regieren und hat seine Unabhängigkeit stets zu verteidigen gesucht, wenn es auch hier und da den Thessalern Gefolgschaft leisten mußte. Zu einer Tetrarchie hat es ebensowenig gehört wie die achäische Phthiotis. Auf einem Hügel vor der Kapelle des Hg. Taxiarchis etwa eine Stunde vom Dorfe Zarkos, wo Lolling die Stätte des alten Phayttos bestimmt hat, liegt ein, leider zum Teil sehr zerstörter, weißer Marmorblock, der eine Urkunde trägt, die etwa aus dem III. vorchr. Jahrh. stammt. Die in zwei Kolumnen geschriebene Urkunde behandelt den Kauf von Ländereien, die in der Nähe der aus Livius bekannten Stadt Ericinium gelegen haben. Wichtig ist nun, daß sowohl ein *Περραιβῶν νόμος* erwähnt wird, ein für das ganze Perrhaiberland bestimmtes Gesetz, als auch ein *νόμος* der Ereikinier. Es ist sehr möglich, daß Ericinium nicht, wie auch auf Kieperts letzter Karte zu lesen steht, in der Nähe von Gomphoi gelegen hat, sondern viel mehr im Nordwesten, eben in der Nähe von Zarkos. Bei dieser Gelegenheit möchte ich die, welche Entdeckerlust nach Hellas treibt, auf Gomphoi hinweisen, das auf dem Hügel Episkopi bei dem Dorfe Mussaki gelegen hat. Dort sah ich viel Altertümer, nicht nur die so ermüdenden Freilassungsurkunden, die ich wie immer mehr aus Pflichtgefühl als aus Begeisterung für das Altertum abschrieb; sondern hier in einem Keller lag auch völlig unbeachtet das interessante Relief mit der Darstellung der Erkennungsszene aus Odyssee τ, das mein hochverehrter Lehrer Carl Robert in die Kunstwissenschaft eingeführt hat[2]), und nicht weit davon in der Nähe desselben Hauses eine den göttlichen Sternen dargebrachte Weihung. Sonne, Mond und Sterne waren den zur Zauberei wie kein anderer griechischer Volksstamm aufgelegten Thessalern oft der Gegenstand göttlicher Verehrung. Bei Krannon schrieb ich eine Weihung an Helios ab. In Mussaki wurden mir ferner Münzen zu Dutzenden angeboten, auch zierliche Terrakottafiguren, alles Zeichen, daß hier — wohl meist in den Weinbergen versteckt — noch viel des Interessanten in der Erde verborgen ruht.

verehrter Freund in Larisa Herr Gymnasialdirektor *Γεώργ. Δ. Ζηκίδης* die richtige Lesung gefunden. Übrigens ist meine noch in *Σαλζιλάρ* an ungünstigem Orte unter störendem Regen vorgenommene Lesung mehr unvollständig als fehlerhaft; ganz verkehrt nur war meine Ergänzung, die hoffentlich durch diese Berichtigung für immer beseitigt ist.

[1]) Kleine Schriften II 147 ff. [2]) Athen. Mitteil. XXV (1900) S. 325 ff.

In schnellem Tempo, nur hier und da die Zügel anhaltend, habe ich Sie durch das thessalische Land geführt: ein Land, das im Laufe der Jahrtausende soviel Kriegsheere verschiedenster Nationen gesehen hat wie kaum ein anderes, und das zu einheitlicher, gedeihlicher Entwicklung nie gekommen ist. In den noch heute so unendlich fruchtbaren Ebenen wohnten immer die großen Herren, die die Landbevölkerung aussogen, und denen durch den Schweiß dieser der prachtvolle Boden jahraus jahrein die schönsten Früchte spendete. Die reichen Besitzer der heutigen *Τζιφλίκια* haben ihre Vorgänger im Altertum. Nur wohnten diese damals in den Städten wie Larisa, Krannon, Atrax, Pherai u. s. w., während man die heutigen thessalischen Großgrundbesitzer meist in Athen, Alexandrien, Wien aufsuchen muß, die sich um das leibliche Wohl ihrer Penesten wenig kümmern und um die alten Steine garnicht. Denn es muß der Öffentlichkeit preisgegeben werden, daß ich die von Kirchhoff herausgegebene altthessalische Grabschrift für Pyriadas völlig zerstört und in hundert Stücke zerkleinert in und vor einem Kalkofen auf einem Gute des Herrn Mavrokordatos in Osun-Karalar wiederfand; für die Wissenschaft ist dies wichtige Dokument völlig verloren. Eine ganz zuverlässige Abschrift gibt es leider nicht.[1]) Aber nicht mit einer so beschämenden Tatsache will ich schließen. Rühmen lassen Sie mich die segensreiche Tätigkeit unseres deutschen Konsuls in Volo, des Herrn Dimitrios Zopotos, dem die Gründung eines Museums in Volo allein zu verdanken ist.

Die weitere Erforschung der Landschaft Thessalien ist für die Geschichte Griechenlands deshalb so wichtig, weil hier bis in späte Zeit hinein die Reste der verschiedensten Völkerstämme geblieben sind. Eine unheilbare Zersplitterung, ein ewiger Durchgangspunkt — das ist die Geschichte Thessaliens. Eine Blüte, die dem unendlichen Reichtum des Landes entspricht, hat Thessalien, wie es scheint, nie erlebt. Mit Ehrfurcht blicken wir auf diese Landschaft, auf den göttlich-heldenhaften Reichtum ihrer Sage. Aber der ganze Segen, den die Natur ihr gespendet, ist durch Menschenarbeit wohl noch nie voll erschlossen worden. Eine starke, zielbewußte Regierung, die den Feldern das nötige Wasser und die nötige Pflege gibt, den Städten die Ordnung, die die Bergwerke öffnet, Jagd und Viehzucht fördert, die den verschiedenen Berufen und dem so verschieden gearteten Lande in gleicher Weise gerecht wird, könnte Thessalien zu der reichsten und schönsten Provinz des gesamten Griechenlands machen, und Pindars Wort von der *μάκαιρα Θετταλία* könnte sich dann ganz erfüllen!

[1]) A. Kirchhoff, Hermes XX (1885) S. 157.

DIE NEUEN AUSGRABUNGEN AUF DEM FORUM ROMANUM[1])

Von Christian Hülsen

(Mit einer Tafel)

Die Erforschung des Forum Romanum, jener Stätte, auf der sich durch zwölf Jahrhunderte die Geschicke der Stadt, dann Italiens, endlich der alten Welt entschieden, hat merkwürdig lange unter der Ungunst der örtlichen Verhältnisse zu leiden gehabt. War doch bis zum Beginn des XIX. Jahrh. nicht einmal die Lage des Forums im allgemeinen sicher gestellt; wohl hatte sich, seit dem Wiederaufleben der klassischen Studien im XV. Jahrh., eine ganze Literatur über das Forum, seine Geschichte und seine Antiquitäten gebildet, aber die Masse der sich widersprechenden, mit viel Gelehrsamkeit und Scharfsinn verfochtenen Theorien und Vermutungen ließ zu keiner Gewißheit auch nur über die Grundlinien der Forumstopographie kommen, so lange haushoher Schutt das Gelände selbst bedeckte. Das ist anders geworden, seitdem es ermöglicht wurde den Spaten anzusetzen: die Ausgrabungen Carlo Feas und seiner Nachfolger in den ersten Dezennien des XIX. Jahrh. haben die Grenzen des Platzes und die wichtigsten ihn umgebenden Denkmäler kennen gelehrt; die ephemere römische Republik von 1849 und das geeinigte Italien nach 1870 haben sich die Fortsetzung der Ausgrabungen angelegen sein lassen, und so liegt seit Anfang der achtziger Jahre der größte Teil des alten Forumsareals frei vor unseren Augen. Hand in Hand mit der Freilegung der Reste ging die wissenschaftliche Behandlung derselben: und wie wertvolle Resultate für das Verständnis antiker Schriftsteller, wie reiches Material für die historische Forschung die Funde auf dem Forum geliefert haben, weiß jeder Sachkenner.

[1]) Die folgenden Ausführungen schließen sich im wesentlichen dem auf der Philologenversammlung in Halle am 8. Oktober gehaltenen Vortrage an. Gekürzt ist namentlich der Abschnitt über den Lacus Iuturnae, da die Leser dieser Zeitschrift durch Deubners Aufsatz (1902 IX 370—388) über diesen Fund unterrichtet sind. Von dem in Halle vorgelegten illustrativen Material hat hier nur ein kleiner Teil wiedergegeben werden können: für die Vorlagen zu Abb. 3—5. 17 bin ich Hrn. Comm. G. Boni, Direktor der Forumsausgrabungen, für die zu Abb. 2 Hrn. G. Gatteschi zu Dank verpflichtet; die Abbildungen 7—9. 14. 18—20 hat die Löschersche Verlagsbuchhandlung freundlichst im Originale überlassen. Ausführlicheres enthalten meine Berichte in den Römischen Mitteilungen 1902 Hft. 1 S. 1—97 (zweiter verb. Abdruck, Rom 1903; Fortsetzung erscheint im 4. Hefte der Römischen Mitteilungen 1903) und D. Vaglieri, Gli scavi recenti del Foro Romano (Bull. della Commissione archeol. comunale di Roma XXXI, 1903, S. 1—240, auch separat, Rom 1903; Nachtrag Bull. comun. 1903 S. 252—273). Vgl. auch oben S. 146. 374. 527.

Seit Mitte der achtziger Jahre war ein Stillstand in den Forumsausgrabungen eingetreten: sei es weil man glaubte, die Hauptarbeit sei nun getan, sei es weil man vor den technischen Schwierigkeiten und den hohen Kosten der Fortführung zurückschreckte. Daß letztere nicht unüberwindlich, und daß jene Ansicht gründlich falsch sei, hat die neueste im Jahre 1898 begonnene Ausgrabungskampagne gezeigt. In den letzten fünf Jahren ist das aufgedeckte Forumsareal nahezu verdoppelt; wichtiger noch ist, daß die Ausgrabungen nicht nur in die Breite, sondern auch in die Tiefe gegangen sind. Während noch vor wenigen Jahren die Forscher resigniert sich damit beschieden, das Forum der späteren Kaiserzeit, des Hadrian oder Septimius Severus, möglichst genau darzustellen, sind jetzt vor unseren Augen aus den Tiefen unter den kaiserlichen Bauten Monumente zutage gekommen, die in die ältesten Zeiten der Republik, ja bis in die Anfänge Roms überhaupt zurückführen. Und anderseits hat man, im Gegensatz zu früheren Ausgrabungsperioden, auch die Reste aus der Spätzeit geschont, die sich neben und über den klassischen Bauten erhoben, und die noch vor dreißig Jahren wahrscheinlich als 'Bauten aus der Verfallzeit' — 'häßliches mittelalterliches Zeug' erbarmungslos weggefegt worden wären. So können wir denn unvergleichlich viel besser als früher die Entwicklungsgeschichte des römischen Forums vor unserem geistigen Auge erstehen lassen — eine Geschichte, die uns schon jetzt durch siebzehn Jahrhunderte führt, vom achten vor bis zum neunten nach Christus.

Wenn ich es heute unternehme, aus der Fülle von neuen Resultaten Ihnen einige der hauptsächlichsten vorzuführen, so kann es dabei unmöglich auf systematische Vollständigkeit abgesehen sein. Ich möchte nur, nach einer kurzen Orientierung über die neueste Phase der Forumsforschung im allgemeinen, Ihre Aufmerksamkeit vornehmlich auf diejenigen Schichten lenken, welche die wichtigsten und zum Teil überraschenden Funde geliefert haben, nämlich die ältesten und die jüngsten, wogegen wir die aus früheren Ausgrabungen schon relativ wohlbekannten Jahrhunderte der Kaiserzeit nur kurz zu streifen brauchen.

Gewaltig ist zunächst der Fortschritt, den die materielle Aufdeckung des Forums gemacht hat. Wer in den neunziger Jahren das Forum Romanum besucht hat, wird sich desselben als eines ziemlich schmalen, von steilen Böschungen umschlossenen Einschnittes erinnern. Nach dem Palatin zu war die Verbindung durch die architektonisch ganz unbedeutende Kirche S. Maria Liberatrice unterbrochen; an der Nordseite, zwischen den Kirchen S. Adriano und S. Lorenzo in Miranda, deckten hoher Schutt und häßliche moderne Häuser die Stätte des Comitiums und der Basilica Aemilia (Abb. 1 s. Taf.). Heute hingegen präsentiert sich das Forum als ein stattlicher Platz: die Breite beträgt fast das doppelte der früheren. Die Häuser an der Nordseite sind gefallen, ebenso die Kirche an der Ostecke: ungehindert schweift der Blick vom Kapitol bis zu der stattlichen früher fast ganz verdeckten Seitenfassade des Faustinatempels (Abb. 2 s. Taf.) und über die mächtige Ziegelruine des Templum Divi Augusti hinauf zu den Kaiserpalästen des Palatins. Auf der so vergrößerten Area sind eine Reihe von interessanten Denkmälern zutage gekommen, und



Abb. 1. Nordseite des Forums 1897

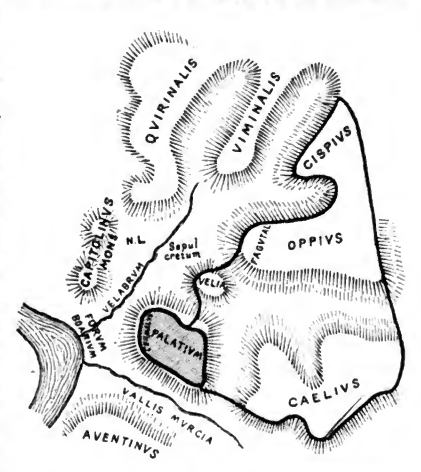


Abb. 2. Nordseite des Forums 1902

auch an den altbekannten Monumenten sind — mit Ausnahme der bisher fast unberührt gebliebenen Basilica Iulia — wichtige Entdeckungen gemacht: die überraschendsten, wie gesagt, in den ältesten und jüngsten Schichten, zu deren Betrachtung wir nunmehr übergehen.

I

Es war im April des Jahres 1902, als zufällig an der Südostecke des Faustinatempels, da wo die sacra via zur Höhe der Velia anzusteigen beginnt, Arbeiter beim Ausräumen eines mittelalterlichen Brunnens auf ein archaisches Grab stießen. Der Fund wurde mit größter Vorsicht geborgen, und Herr Boni beschloß, die ganze umliegende Zone bis zum gewachsenen Boden auf Gräber zu explorieren. Seine Bemühungen wurden von reichem Erfolge gekrönt: die Zahl der im Laufe der letzten anderthalb Jahre entdeckten Gräber beträgt bereits dreiundzwanzig, teils Brandgräber, teils Bestattungsgräber.[1] Die Reste der verbrannten Körper sind in tönernen Gefäßen beigesetzt: ein besonders interessantes Exemplar zeigt die Form der altitalischen Hütte, ganz ähnlich denen, die in der Nekropole von Alba Longa und in den ältesten esquilinischen Schichten entdeckt sind (Abb. 3). Die Aschenurnen, umgeben von kleineren Gefäßen, sind meist in großen bauchigen Tongefäßen geborgen, zusammen mit kleineren Vasen, von denen manche noch Reste von Opfergaben oder der Leichenmahlzeit enthalten (Abb. 4). Die bestatteten Leichname finden sich zum Teil umgeben von Platten aus Tuff, welche Sarkophage primitivster Form bilden (Abb. 5), zum Teil in hölzernen aus ausgehöhlten Baumstämmen hergestellten Särgen. Die Grabbeigaben sind einfachster Art, die Tongefäße größtenteils mit der Hand gearbeitet und schlecht gebrannt; griechischer



[1]) Vgl. über die Nekropole Röm. Mitt. 1902 S. 92 f. (ausführlicher im zweiten Abdruck S. 94—96); Boni, Not. degli scavi 1902 S. 96—111, 1903 S. 123—170. 375—427; Pinza, Bull. comun. 1902 S. 37—55; Vaglieri ebd. 1903 S. 33—42. 252—271



Abb. 3. Hüttenurne aus dem Grabe C (Not. 1903 S. 118)

Import fehlt fast ganz, nur in dem einen Kindergrabe (mit Holzsarg) ist eine bräunlich bemalte 'protokorinthische' Lekythos mit Tierfiguren in zwei Streifen übereinander gefunden, die dem VIII. Jahrh. zugeschrieben wird (Not. d. scavi 1903 S. 389 f.). Sonst überwiegt die einheimische schwarze Ware, mit eingeritzten Ornamenten. Gegenstände aus Edelmetall fehlen, mit Ausnahme zweier kleinen Silberfibeln aus einem Kindergrabe; dagegen sind bronzene Fibeln verschiedener Form gefunden, darunter einige, die als Schmuck mehrere hintereinander aufgezogene Bernsteinscheiben tragen. Bemerkenswert ist endlich, daß in mehreren Gräbern verkohlte Früchte, Getreidekörner und Bohnen, gefunden sind: die sepulkrale Bedeutung der Bohne im römischen Volksglauben ist bekannt.



Abb. 4. Brandgrab C

Die Aufdeckung einer Nekropole gerade an dieser Stelle ist für die Geschichte der Stadt Rom und weiter auch für die Beurteilung der älteren römischen Tradition von größter Wichtigkeit. Wohl hatte sich auch

im späteren Altertum die nebelhafte Überlieferung von den Grabstätten des palatinischen Urroms erhalten; am Fuße des Hügels, nach dem Velabrum zu, zeigte man das Grab der Acca Larentia, auf der Velia sollten die Valerii ihr Familiengrab gehabt haben — von dem bekanntesten aller Monumente, dem Romulusgrabe, wird später zu reden sein. Aber ein solches Gräberfeld vor unseren Augen aus dem Boden steigen zu sehen — das wäre noch vor wenigen Jahren als eine fast zu kühne Erwartung erschienen. Die Hauptfrage, die sich nun erhebt, ist: Aus welcher Zeit stammen die Gräber? Leider kommt uns hier keine Inschrift, keine Münze oder dergleichen zu Hilfe; wir sind auf Schlüsse,



Abb. 5. Bestattungsgrab B (Not. 1903 S. 129)

namentlich aus den keramischen Funden, angewiesen. Nun ist es bei dem rohen 'vasellame laziale', welches gewiß viele Generationen lang in gleicher Weise gearbeitet wurde, schwer, eine bestimmte Zeitangabe auszusprechen. Die Hüttenurnen und die sie begleitenden Gefäße setzen besonnene italienische Forscher ins VIII. Jahrh. v. Chr., die gut gearbeiteten Gefäße aus dem Kindergrabe datierte ein hervorragender deutscher Kenner auf das VI., und in die gleiche Zeit führt uns die Verwendung großer Dachziegel als Deckel für zwei, in der höchsten Schicht gefundene, Kindergräber.

Es ist für eine antike Stadtanlage selbstverständlich[1]), daß die Begräbnis-

[1]) Boni hat allerdings vermutet (Not. d. scavi 1903 S. 165 ff.), das 'sepolcreto del Settimonzio preromuleo' bestehe zum Teil aus Gräbern, die innerhalb der Häuser einer archaischen Niederlassung angelegt wären. Aber wenn späte Antiquare aus dem Larenkult auf eine ursprüngliche Bestattung der Toten in den Häusern der Lebenden Rückschlüsse ge-

stätte außerhalb der bewohnten Stadt lag. Sollen wir uns nun unter dieser Stadt das palatinische Rom vorstellen oder seine erste Erweiterung, das Septimontium? Die Nekropole (s. Plan S. 25) liegt jedenfalls auch außerhalb des Mauerringes der letzteren, und die Datierung der jüngsten Gräber läßt es vielleicht rätlicher erscheinen, einen Zusammenhang nicht mit der ältesten, sondern der zweiten



Abb 6. Archaische Nekropole

Phase der Stadtentwicklung vorauszusetzen. Das wichtigste aber ist, daß die Existenz eines Begräbnisplatzes an dieser Stelle unvereinbar ist mit dem Bestehen des Forums als gemeinsamen Marktplatzes der latinisch-sabinischen Doppelstadt. Gehören nun die jüngsten Gräber der Nekropole dem VI. Jahrh., vielleicht seiner ersten Hälfte, an, so erfährt dadurch die römische Tradition

macht haben, so sind das keine historischen Zeugnisse, und namentlich ist die Stelle des Fälschers Fulgentius De abstrus. serm. S. 560 Merc. ohne jede Gewähr. S. Wissowa, Rel. der Römer S. 153 Anm. 6. Gegen den Zusammenhang der Gräber mit den (übrigens sehr problematischen) Resten von 'abitazioni primitive' spricht schon die tiefe Lage der meisten Gräber; daß es sich um einen absichtlich angelegten und geraume Zeit benutzten Begräbnisplatz handelt, erhellt daraus, daß die Gräber auf einen kleinen Raum sehr eng zusammengedrängt sind: in mehreren Fällen schneidet ein jüngeres Bestattungs- in ein älteres Brandgrab ein, s. Petersen, Arch. Anz. 1903 S. 86; Vaglieri, Bull. comun. 1903 S. 271; oben Abb. 6).

eine Bestätigung, welche den Bau der Cloaca Maxima, ohne den eine Verwendung des Forumstales als Marktplatz nicht denkbar ist, der kraftvollen aus Etrurien eingewanderten Dynastie der Tarquinier, und speziell dem letzten Könige, also gerade der Mitte des VI. Jahrh. zuschreibt. Dieser chronologische Lichtpunkt im Dunkel der ältesten römischen Stadtgeschichte ist von höchstem Werte, und des neu gewonnenen sicheren Anhaltes werden gerade wir uns doppelt freuen, die dem unentwirrbaren Chaos sich widersprechender Einzelangaben über die älteste Entwicklung der Stadt Rom mit berechtigter Skepsis gegenüberstanden.

Wenn die ersten italienischen Berichte über die Auffindung der Nekropole diese als das wichtigste Resultat priesen, das die ganzen Forumausgrabungen zutage gefördert hätten, so ist das insofern nicht übertrieben, als für die älteste Zeit Roms kein anderer bisheriger Fund auch nur annähernd so wich-



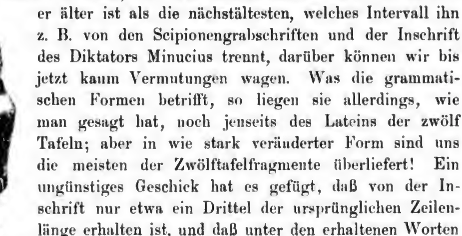
Abb. 7. Bronzefigürchen (sog. Vertumnus)

tige Folgerungen zu ziehen gestattet — nicht einmal der gleichfalls hoch bedeutende des sogenannten Lapis Niger. Ich kann über das Tatsächliche dieses Fundes kürzer sein, da er bereits über vier Jahre zurück liegt und vielfach erörtert worden ist. Die Ausgrabungen waren kaum drei Monate begonnen, als man unweit des Severusbogens, an der Grenze von Forum und Comitium, zunächst ein mit schwarzem Marmor gepflastertes Rechteck entdeckte, unter dem sodann, fast $1\frac{1}{2}$ m tiefer, eine Gruppe hocharchaischer Denkmäler zutage kam: zwei längliche Basen oder Postamente, welche mit ihrer Rückseite gegen ein rechteckiges Fundament (eines Altars?) anlaufen: man hat sich gewöhnt, den Bau als '*sacellum*' zu bezeichnen, womit freilich wenig Klarheit gewonnen ist. Die Plinthen der Postamente waren eingehüllt in eine offenbar absichtlich hierher gebrachte Schicht Flußkies, in der zahlreiche Tierknochen, Vasenscherben, Terrakottareliefs, kleine Figürchen aus Bronze, Knochen und Terrakotta, Astragalen u. a. gefunden wurden (Abb. 7—9). Zwischen dem

'*sacellum*' und einem nördlich liegenden Stufenbau (alte Rostra?) stehen ein konischer Säulenstumpf aus Tuff und ein jetzt ca. 60 cm hoher, oben schon im Altertum absichtlich verstümmelter viereckiger Cippus aus braunem Tuff, der auf allen Seiten mit Inschriften bedeckt ist. Die großen, scharf und tief eingehauenen Schriftzüge führen uns deutlich vor Augen, was die Schriftsteller der Kaiserzeit meinen, wenn sie berichten, das *foedus Gabinum* und andere Urkunden aus der Königszeit seien 'mit griechischen Buchstaben' geschrieben gewesen. Das Alphabet keiner der ältesten bisher bekannten lateinischen Inschriften steht dem griechischen Alphabete, aus dem sich das lateinische entwickelt hat, so nahe wie dieses: es genügt darauf hinzuweisen, daß wir auf diesem Steine zum ersten Male das R in der griechischen Form P haben, während es sogar auf der Duenosinschrift (auf der Fibula von Präneste kommt leider kein R vor) die später übliche Form mit dem diakritischen Strich hat. Als paläographisches Denkmal ist der Cippus zweifellos ersten Ranges, und der Ruhm, unter den hundertfünfzigtausend bekannten lateinischen Steinschriften die älteste zu sein, ist ihm unbestreitbar. Aber um wieviel



Abb. 8. Tonrelief



er älter ist als die nächstältesten, welches Intervall ihn z. B. von den Scipionengrabschriften und der Inschrift des Diktators Minucius trennt, darüber können wir bis jetzt kaum Vermutungen wagen. Was die grammatischen Formen betrifft, so liegen sie allerdings, wie man gesagt hat, noch jenseits des Lateins der zwölf Tafeln; aber in wie stark veränderter Form sind uns die meisten der Zwölftafelfragmente überliefert! Ein ungünstiges Geschick hat es gefügt, daß von der Inschrift nur etwa ein Drittel der ursprünglichen Zeilenlänge erhalten ist, und daß unter den erhaltenen Worten



Abb. 9. Figürchen aus Knochen

die Relativpronomina einen unverhältnismäßigen Raum einnehmen. Von den übrigen Worten ist außer dem einen *kalatorem* kaum eines, über dessen Bedeutung nicht gestritten worden ist. Ob das Ganze eine *lex sacra* vorstelle, ob historische Ereignisse darin erwähnt seien, darüber sind auch besonnene Forscher nicht einig: von den unbesonnenen Phantasten, die sich, zu geringer Förderung der Sache, mit dem Funde abgegeben haben, ganz zu schweigen. Jedenfalls sollte man aufhören Behauptungen zu wiederholen wie die, der Cippus erweise die traditionellen Angaben über die älteste Geschichte Roms als zuverlässig, und die Autorität besonders unserer größten deutschen Forscher habe an diesem Steine Schiffbruch gelitten.

Daß der Cippus von sämtlichen Denkmälern der unteren Gruppe das älteste ist, steht außer Zweifel; auch daß das '*sacellum*' aus erheblich jüngerer Zeit stamme, ist ziemlich allgemein angenommen. Wenn wir nun heute beide in unmittelbarer Nachbarschaft und auf dem gleichen Niveau finden, so liegt die Vermutung nahe, daß der Cippus nicht mehr ganz seine ursprüngliche Stelle einnehme, sondern bei einer Regulierung des Forums, allerdings auch schon in sehr alter Zeit, höher gerückt sei: eine Vermutung, die durch vergleichende Untersuchung der unter dem Boden des Comitiums konstatierten Schichten noch wahrscheinlicher wird.[1]) Boni hat das Terrain unter dem Pflaster des Comitiums durch zahlreiche Tiefsondierungen untersucht und dabei an einigen Stellen zwanzig und mehr Schichten unterschieden. Besonders deutlich hebt sich unter diesen Schichten ein Pflaster oder richtiger ein sorgfältig gestampfter Estrich aus kleinen Tuffbrocken heraus, der offenbar in recht alter Zeit den Boden des Comitiums gebildet hat. Als Unterlage dient ihm eine ebenfalls sehr charakteristische Schicht von Bruchstücken großer Dachziegel. Diese Schicht hält Boni selbst für jünger als das VI. Jahrh. v. Chr., das Niveau aber des 'Sacellums' und dasjenige, auf dem der Cippus jetzt steht, liegen fast 50 cm höher, über einer Schicht aus Tuffbrocken, die vielleicht als Unterlage eines dem oberen ähnlichen, feineren Estrichs gedient hat. Wieviel von diesen Arbeiten und Niveauveränderungen auf die Zeit unmittelbar nach der gallischen Katastrophe, wieviel etwa auf die Forumsregulierung des C. Maenius (338 v. Chr.) bezogen werden könne, darüber zu debattieren ist vorläufig aussichtslos; größere Sicherheit ist nur zu erlangen durch Fortsetzung der Ausgrabungen. Es wäre dringend wünschenswert, zu wissen wie und worauf eigentlich der beschriebene Cippus steht; ebenso müßte das Fundament, an welches sich die beiden Basamente anlehnen und welches vielleicht der wichtigste Teil des ganzen Sacellums ist, genauer untersucht werden. Hoffen wir, daß der energische und hochverdiente Leiter der Ausgrabungen auch dieses Problem zu lösen unternehme!

[1]) Vgl. über die Schichtenchronologie Boni, Not. degli scavi 1900 S. 317—340; Röm. Mitt. 1902 S. 36 f.; Studniczka, Jahreshefte des Österr. Instituts 1903 S. 145—155.

II

Zwischen dem *niger lapis* und S. Adriano ist der Schutt, der den kleinen Platz vor der Kirche, den letzten Rest des alten Comitiums, bedeckte, weggeräumt. Dadurch ist die Ziegelfassade von S. Adriano, des alten Hauptsaales der Curia, vollständig sichtbar geworden. Freilich ist das nicht die Curia, vor der König Servius zu Gericht saß, noch die, in welcher Hortensius



Abb. 10. Fassade der Curia (S. Adriano)

und Cicero ihre Reden hielten, nicht einmal die des Cäsar und Augustus, sondern nur der Neubau, wie ihn Kaiser Diokletian, wahrscheinlich im Jahre 303 n. Chr., hergestellt hat. Und doch hat auch diese Fassade der Spätzeit ein besonderes Interesse für die Geschichte des Forums: nirgends so deutlich wie an ihr kann man sich eine Vorstellung von der allmählichen Aufhöhung des Terrains, der schichtenweisen Verschüttung des alten Platzes machen. — Den Saal der diokletianischen Curia betrat man über eine Freitreppe von wenigen Stufen; ein breites Portal öffnete sich in der Mitte der marmorbelegten Außenwand. Dieses Portal ist allmählich von unten nach oben zugemauert. Die untere Hälfte der Türöffnung ist ausgefüllt mit Steinbrocken, Säulentrümmern zum Teil aus kostbarem Marmor, Fragmenten von Ehreninschriften für Kaiser des IV. und V. Jahrh., aber auch manchen Bruchstücken von Ornamenten, die ihrem Stil nach in das VII. oder VIII. Jahrh. gehören dürften. Wo diese untere Füllschicht aufhört, sieht man die Unterlage für eine Türschwelle, etwa 3 m über der ursprünglichen: auch das Türgewände des diokletianischen Baus

ist bis zur gleichen Höhe gehoben. Diese erste Aufhöhung muß also jünger sein als die Verwandlung der Curia in eine christliche Kirche, die unter Papst Honorius I. (625—640) stattgefunden hat. Wahrscheinlich hängt sie zusammen mit der furchtbaren Verwüstung, welche der Normanneneinfall unter Robert Guiscard 1084 über die südlichen Stadtteile brachte.[1]) — Aber auch nach dem XI. Jahrh. wuchs der Boden Roms stetig: alte Abbildungen zeigen, daß man im XVI. und XVII. Jahrh. auf einer Treppe von mehreren Stufen in die Kirche hinabstieg.[2]) Dies dauerte bis zum Jahre 1654, wo ein spanischer Ordensgeneral die Kirche restaurieren ließ und den Boden abermals höher legte. Das Türgewände, immer noch das alte diokletianische, wurde noch einmal hinaufgerückt und kam jetzt so zu stehen, daß die Unterschwelle der Tür von 1654

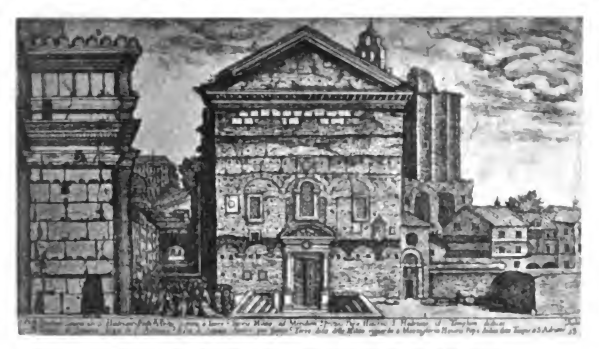


Abb. 11. S. Adriano (nach Alò Giovannoli, Vestigj di Roma, 1616, Taf. 53)

genau der Oberschwelle derjenigen von 303 entsprach: und so ist sie, mit einer geringen Veränderung des Niveaus (das zwischen 1654 und 1899 wiederum sich etwa um einen halben Meter erhöht hat) geblieben bis zum Ende des XIX. Jahrh. Auch die mittelalterlichen Gräber, die in der Ziegelwand der Fassade ausgehöhlt sind, entsprechen dem allmählichen Anwachsen des Bodens: nach den leider sehr spärlichen Beigaben, Münzen u. dgl., die man in ihnen gefunden, gehören die ältesten wohl noch in die Zeit vor 1000, die jüngeren gehen bis hinab in die Zeit Cola di Rienzis. — Weitere interessante Funde

[1]) Auch unter Gregor IX (1228) wurde die Kirche restauriert (Nibby, Roma nel 1838 I 29): welchem von diesen mittelalterlichen Umbauten die Wölbungsansätze einer Vorhalle angehören, die auf Abb. 11 deutlich zu sehen sind, ist nicht auszumachen.

[2]) Unsere Abbildung zeigt die Kirchenfassade in der Gestalt, die sie durch die Arbeiten des Kardinals Agostino Cusano (1589) erhielt; eine noch etwas ältere, aber weniger genau gezeichnete Vedute gibt Dupérac-Sadeler (1575) Taf. 3. Über andere alte Abbildungen der Fassade s. Lanciani, Memorie dei Lincei XI (1883) S. 13 ff.

sind zu erhoffen, wenn es gelingt S. Adriano zu isolieren und, nach Beseitigung der historisch wie künstlerisch bedeutungslosen kirchlichen Einbauten, den Versammlungssaal des römischen Senats in seiner alten Größe wieder herzustellen.

Die Freilegung der Nordseite des Forums, zwischen S. Adriano und S. Lorenzo, hat ein viel behandeltes Problem der Forumstopographie gelöst: die Frage nach der Basilica Aemilia. Ein Vergleich der alten Forumspläne, von Bunsen und Canina bis zu Becker und Kiepert, zeigt, wie viele Lösungen man, einseitig gestützt auf die literarische Überlieferung, versuchen konnte. Dann haben wir geglaubt, weiter zu kommen mit Hilfe alter Handzeichnungen der Renaissancearchitekten — und doch, wie weit entfernt von der Richtigkeit war auch noch der Plan, den z. B. ich in früheren Publikationen (1892. 1896) gegeben habe! Der Spaten ist, nach Mommsens bekanntem Wort, wieder einmal klüger gewesen als die Archäologen.

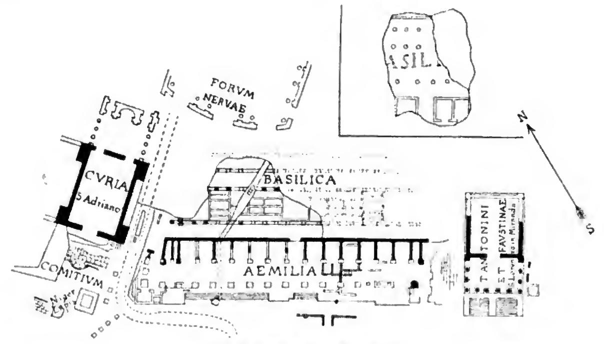


Abb. 12. Plan der Basilica Aemilia

Freilich ist die Basilika nicht in imponierender Vollständigkeit auf uns gekommen: mittelalterliche Mauern, die mit den Steinen des alten Römerbaues hergestellt sind, Flickarbeiten aus später Kaiserzeit überwuchern die Reste der großartigen Anlage aus der Zeit des Augustus oder Tiberius. Von den vorhergehenden aus republikanischer Epoche sind fast nur Fundamentreste erhalten. Trotzdem können wir uns den Bau der frühen Kaiserzeit jetzt sehr wohl vergegenwärtigen. Die Basilika war beträchtlich größer als wir bisher vermutet hatten: ihre Front füllte die ganze Nordseite des Forums von der Kurie bis zum Faustinentempel. Diese Front war eine zweistöckige Pfeilerhalle aus Marmor mit schönem dorischen Gebälk; hinter der Portikus lag zunächst eine Reihe von einzelnen Zimmern, die für Amtslokale, Bureaux u. ä.

gedient haben dürften: man hat sich gewöhnt, sie '*tabernae*' zu nennen, wobei aber nicht vergessen werden darf, daß sie mit den *tabernae* des republikanischen Forums keinenfalls etwas zu tun haben. In der Mitte dieser Zimmerflucht führt ein Portal in den Hauptraum der Basilika, einen länglichen Saal mit kostbarem Marmorpflaster, der an den Langseiten Galerien auf Säulen aus 'marmo Africano' hatte. Die hier gefundenen Architekturstücke gehören zu dem schönsten, was die dekorative Kunst der frühen Kaiserzeit hervorgebracht hat (Abb. 13). Der Hauptsaal ist noch nicht ganz ausgegraben. Erst im Laufe des Winters wird voraussichtlich die Häuserreihe, welche jetzt das Ausgrabungsfeld begrenzt, fallen: ein englischer Altertumsfreund hat bereits der Ausgrabungs-



Abb. 13. Gebälkstücke der Basilica Aemilia

direktion 60000 Lire für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Doch können wir die Ausdehnung des Hauptsaales bereits genau beurteilen, und zwar mit Hilfe eines neu gefundenen Fragmentes der Forma Urbis Romae (Abb. 12 oben). Dasselbe hat zwar von der Namensbeischrift nur ein Stück ... ASILI .. erhalten, aber der Grundriß stimmt (auch in den Maßen) so mit den erhaltenen Resten, daß schon dadurch die Beziehung so gut wie sicher wird. Bestätigt wird sie noch durch die vollkommene Ähnlichkeit in Marmor und Zeichnung, welche dieses Stück mit dem längst bekannten, das benachbarte Nervaforum darstellenden hat (n. 116 ed. Jord.). Der Grundriß auf der Forma zeigt nun eine sehr auffällige Besonderheit: an der einen Seite hat der Hauptsaal zwei säulengetragene Nebenschiffe, an der anderen nur eines. Man fühlt sich zunächst versucht,



Abb. 14. Altar vor dem Cäsartempel

hierin eine der zahlreichen vom Zeichner des Marmorplanes begangenen Ungenauigkeiten zu sehen; aber bei näherer Erwägung findet man, daß die Raumverhältnisse eine solche Anordnung geradezu fordern. Ein Saal von fast 80 m Länge bei nur 12 m Breite des Mittelschiffes widerspräche den Vitruvischen Vorschriften ebenso wie den Analogien anderer Basiliken. Wie viel rationeller die Verhältnisse durch eine dem Formafragment entsprechende unsymmetrische Anordnung werden, zeigt ein Blick auf unseren Plan (Abb. 12). Eine strikte Analogie einer antiken Basilika wüßte ich freilich nicht anzugeben, doch fehlt es im Mittelalter nicht an Kirchenbauten ähnlichen Grundrisses.



Abb. 15. Cuniculi

Mancherlei interessante Monumente, die die Ausgrabung der Basilika Aemilia zutage gefördert hat, wie die große Ehreninschrift für Lucius Cäsar, den Adoptivsohn des Augustus, das Sacellum der Venus Cloacina u. a. können hier nur erwähnt

werden. Auch die Ausgrabungen beim Tempel des Divus Iulius, durch die, außer manchen für die Rekonstruktion interessanten Details, der große Altar in der Nische der Vorderfront aufgedeckt ist, der zum Andenken an die Leichenfeier Cäsars errichtet war (Abb. 14), können wir nur mit einem Blicke streifen. Aber wir können den Forumsplatz doch nicht verlassen, ohne einer überraschenden, freilich noch nicht völlig aufgeklärten Entdeckung zu gedenken: ich meine das Netz von unterirdischen mehr als mannshohen Gängen, die sich unter dem Pflaster des kaiserlichen Forums hinziehen (Abb. 15). Der Hauptgang verläuft in der Längsachse des Platzes, von der Phokassäule nach dem Cäsartempel zu; er wird im rechten Winkel von zwei kürzeren geschnitten, an deren Enden jedesmal eine kleine quadratische Kammer liegt. Man hat vermutet, daß in diesen Kammern Winden oder Hebezeuge aufgestellt gewesen seien, zum Bewegen schwerer Lasten über das Forumspflaster: dies ist wohl möglich, wenn auch die weiter darauf gebauten Folgerungen, als hätte diese Maschinerie für Gladiatorenspiele dienen, und gewisse in den Wänden der Kammern gefundene Tonrohre hätten 'als eine Art von primitivem Telephon' die Kommunikation zwischen den einzelnen Maschinisten vermitteln sollen, in das Reich der Phantasie verwiesen werden dürfen. Auch auf die Frage, ob ein großes Fundament aus Gußwerk, ungefähr in der Mitte des Platzes, der berühmten kolossalen Reiterstatue des Domitian angehört, wird man bis zur Beendigung der Ausgrabung das Urteil lieber zurückhalten.[1])

III

An der Südostecke des Forums, unterhalb des Abhanges des Palatins, erhob sich die architektonisch unbedeutende, aber für den Anblick des Forums so charakteristische Barockkirche S. Maria Liberatrice. Sie ist Ende 1899 ab-

[1]) Über die *cuniculi* vgl. neuerdings Vaglieri, Bull. comun. 1903 S. 271 f.: daß in römischen Zirken und Amphitheatern unter dem Boden der Arena sehr leistungsfähige maschinelle Einrichtungen für Schauspiele vorhanden zu sein pflegten, ist nicht zu bezweifeln; aber was soll die bekannte Stelle des Calpurnius (ecl. 7), die ja ausdrücklich den Circus Maximus beschreibt, für das Forum beweisen? — Was die 'Domitians'-Basis betrifft (Vaglieri a. a. O. S. 273), so ist allerdings ziemlich (doch nicht genau) in der Mitte des Forums etwa unterhalb der letzten Buchstaben des Wortes Cuniculi auf dem Plane, Röm. Mitteil. 1903 Taf. I) ein großes Fundament (lang cr. 12, br. cr. 6 m) aus *opus incertum* gefunden, dessen Oberfläche etwa 1 m unter dem Travertinpflaster der Area liegt: in diese obere Fläche sind drei Travertinblöcke eingelassen, die in der Mitte viereckige Löcher (cr. 0,44 m im Quadrat, 0,15 m tief) haben. Das Fundament muß aus der Kaiserzeit stammen, weil bei seiner Anlage zwei der *cuniculi* durchbrochen und teilweise versperrt sind; daß es aus dem I.—II. Jahrh. stamme, ist wahrscheinlich wegen seiner sorgfältigen Konstruktion. Aber alle weiteren Schlüsse betreffs des Oberbaues, von dem nicht das Geringste erhalten ist, sind sehr gewagt. Namentlich ist es mir höchst unwahrscheinlich, daß in die drei Travertinblöcke, deren Stellung wie nebenstehend ist, die Stützen für die Beine eines kolossalen Pferdes (sechsfache Lebensgröße!) hätten verfestigt sein können. Eine Vergleichung der Standspuren anderer antiker Reiterstatuen zeigt, daß Ponderierung einer solchen Last nur erreicht werden konnte, wenn man die Hinterbeine des Pferdes viel näher zusammenrückte.

gebrochen worden: daß man unter ihr den Brunnen (*lacus*) der Juturna, im Garten hinter ihr Reste einer freskengeschmückten altchristlichen Kirche finden würde, war nach früheren Ausgrabungsberichten sicher. Aber unsere nicht geringen Erwartungen sind, sowohl was Funde aus der klassischen wie aus der christlichen Zeit betrifft, weit übertroffen worden: nicht nur ein einzelner, der Juturna geweihter Brunnen, sondern ein heiliger Bezirk von beträchtlicher Ausdehnung, reich an plastischen und inschriftlichen Denkmälern, ist zutage gekommen, und statt einiger Wände mit verloschenen Fresken (wie die 1882 ent-



Abb. 16. Quadriporticus

deckten) ist eine großartige altchristliche Basilika freigelegt worden, deren Bildercyklen in Rom nicht ihresgleichen haben und, namentlich wegen ihrer sicher verbürgten Entstehungszeit, einen bedeutungsvollen Markstein in der Geschichte der abendländischen Malerei bilden.

Die Basilika ist freilich keine selbständige Schöpfung der christlichen Epoche: sie hat sich eingenistet in eine großartige, der frühen Kaiserzeit entstammende Anlage, deren genaue Kenntnis und Benennung wir gleichfalls erst den neuen Ausgrabungen verdanken. Am Fuße des Palatins hatte seit der Renaissance eine Ruine aus drei gewaltig hohen und starken Ziegelmauern, die einen annähernd quadratischen Raum einschlossen (Abb. s. Röm. Mitt. 1903 S. 77), die Aufmerksamkeit der Forscher angezogen. Man nannte sie im XV. und XVI. Jahrh. 'Curia Hostilia' oder 'Comitium'. Als man den Ungrund dieser

Benennungen eingesehen hatte, wollte man den Bau mit den Kaiserpalästen auf dem Palatin in Verbindung bringen und schuf ihm, einen in der Regionsbeschreibung überlieferten Namen sehr kühn emendierend, den Namen 'Atrium Caji'. Endlich stellte Lanciani die Vermutung auf, die Ruine sei nichts anderes als das Templum Divi Augusti, über dessen Dach Caligula seine bekannte Brücke vom Palatin nach dem Kapitol geschlagen hatte.

Seit 1900 ist nun die Ziegelruine allseitig freigelegt, und es hat sich dabei gezeigt, daß sie nicht isoliert stand: hinter ihr, den Raum bis zum Palatin ausfüllend, liegen (von O. nach W.) ein quadratischer Hof, ein von Säulen und Pfeilern getragenes Atrium oder 'Quadriporticus' (Abb. 16), endlich an dessen Westseite drei größere und mehrere kleinere Säle. Der Haupteingang zu diesem ganzen Komplex (Plan s. Röm. Mitt. 1903 Tf. IV) liegt an der Ostseite: mit der Cella des supponierten Augustustempels steht er vermittelst zweier kleiner und auffallend niedriger Türen in Verbindung, mit der Domus Tiberiana durch eine großartige, überwölbte Rampe (Abb. 17). Nach den zahlreichen in den Mauern gefundenen Ziegelstempeln muß der Bau aus der Zeit des Domitian stammen.[1])



Abb. 17. 'Rampa imperiale'

Man hat nach Entdeckung dieser Ruinen zunächst Zweifel geäußert an der von Lanciani vorgeschlagenen Benennung 'Templum Divi Augusti'. Der Quadriporticus und die anliegenden Zimmer seien so meinte man, undenkbar als Nebenräume eines Tempels. Aber bei genauerer Erwägung finden wir, daß gerade diese Räume eine schlagende Bestätigung für Lancianis Hypothese bieten. Denn wir wissen, daß mit dem Templum Divi

[1]) Der neuerdings (Vaglieri, Bull. comun. 1903 S. 236, s. N. J. XI 530) wiederholten Behauptung, die Ziegelstempel erwiesen den Bau als Werk des Hadrian oder Antoninus Pius, muß ich, nach erneuter eingehender Prüfung des Materials, bestimmt widersprechen. Wohl finden sich im Magazin von S. Cosma e Damiano eine Anzahl von Ziegeln mit hadrianischen und auch späteren Stempeln, die bei der Ausgrabung von S. Maria Antiqua und namentlich in der 'Rampa imperiale' gefunden sind; aber diese können sehr wohl von späteren Ausbesserungen des Paviments, wenn nicht gar aus den Einbauten der christlichen Epoche herrühren. Auch die in den Mauern der großen Cella von Dressel und mir *in situ* konstatierten gehören (s. Röm. Mitt. 1903 S. 78 f.) sämtlich in die Zeit Domitians.

Augusti eine Bibliothek verbunden war, und ferner, daß sich hinter dem Tempel ein unter dem Schutze der Minerva stehender heiliger Raum oder Bezirk befand, in dem die Bronzetafeln mit den Bürger- und Privilegienbriefen für ehrenvoll entlassene Soldaten (*tabulae honestae missionis*) angeschlagen wurden. Höchst wahrscheinlich diente der große Vorhof diesen Archivzwecken, der Quadriporticus als Hauptsaal der Bibliothek, die dahinterliegenden Säle und Zimmer als Büchermagazine.

In christlicher Zeit ist nun dieser ganze Komplex zu einer Kirche — deren Namen, S. Maria Antiqua, durch eine gleich zu erwähnende Inschrift verbürgt wird — umgewandelt worden: das 'Atrium Minervae' hat man zum Vorhof, den Quadriporticus zum Hauptschiff, den Mittelsaal der Bücherei zum Presbyterium, die danebenliegenden zu Kapellen gemacht.[1]) Schon die Wände des Vorhofes sind bedeckt mit Fresken, die leider meist arg zerstört sind; von Interesse ist namentlich eine Figur an der rechten Seitenwand, die um das Haupt den blauen quadratischen Nimbus trägt, der in der byzantinischen Kunst das Distinktiv



Abb. 18

für lebende weltliche und Kirchenfürsten ist. Neben dem Kopfe steht der Name ADRIANUS PAPA ROMANUS, wodurch die Entstehung dieser Gemälde in die Zeit Hadrians I. (772—793) bezeugt wird.

Unter dem Pflaster des Vorhofes sowohl wie der Basilika hat man zahlreiche altchristliche Gräber gefunden. Die Marmorsarkophage sind wohl alle hier zum zweitenmal verwendet, so ein im rechten Seitenschiff stehender, den laut Inschrift ein Centurio der zehnten Stadtcohorte seiner am 7. Juni 207 n. Chr. im Alter von 26 Jahren verstorbenen Gattin gewidmet hat. Und auch der einzige Sarkophag mit spezifisch christlichen Darstellungen (Abb. 18) ist, nach dem Charakter der Skulptur, erheblich älter als die Kirche, vielleicht aus dem Anfange des IV. Jahrh. Er zeigt auf der Vorderseite in der Mitte ein Ehepaar (Gesichter nicht ausgearbeitet), rechts davon die Figur des guten Hirten und die Taufe Christi, links die Geschichte des Jonas. Interessant ist namentlich die Darstellung des unter der Kürbislaube ausruhenden Propheten: der Bild-

[1]) Über S. Maria Antiqua vgl. Röm. Mitt. 1902 S. 82—86 und besonders die gründliche und gelehrte Monographie von G. McN. Rushforth, Papers of the British School at Rome, vol. I (1902) S. 1—123. Auch A. Venturi hat die Fresken im zweiten Bande seiner Storia dell' arte Italiana (Milano 1903) mehrfach (namentlich S. 250 ff. 377 ff.) besprochen und in die Entwicklung der byzantinischen Malerei eingereiht: freilich kann ich seinen chronologischen Ansetzungen nicht immer beistimmen.

hauer hat ihn mit einer Herde umgeben, die durch die alttestamentliche Erzählung keineswegs bedingt ist, dagegen lebhaft an die Darstellung des schönen Schläfers Endymion, bekanntlich eine der auf heidnischen Sarkophagen besonders beliebten, erinnert.

Betreten wir das Innere der Kirche, so wird unser Blick besonders angezogen durch den Bilderschmuck der linken Seitenwand. Über einem Sockel, dessen Malerei ausgespannte Teppiche nachahmt, befinden sich zwei Streifen mit figürlichen Darstellungen. Im unteren Streifen thront in der Mitte Christus, das juwelengeschmückte Evangelienbuch in der Linken, die Rechte mit dem byzantinischen Segensgestus erhoben. Zu beiden Seiten des Thrones stehen, feierlich gereiht, Heilige und Kirchenväter, zur linken neun Griechen, zur rechten elf Lateiner, doch auch deren Namen in griechischer Sprache. Die obere Zone der Wand enthält zwei Reihen quadratischer Felder mit Geschichten der Erzväter: die erhaltenen beziehen sich meist auf Joseph in Ägypten (Verkauf durch die Brüder, Potiphars Weib, Einkerkerung, Geschichte des Bäckers und Schenken: Abb. bei Vaglieri, Bull. comun. 1903 S. 210 Fig. 109, S. 211 Fig. 110, S. 213 Fig. 111). Hier sind die Beischriften lateinisch, die Ausführung weit roher und unbeholfener.

Das Faktum, daß griechische Künstler hier und in anderen Teilen der Kirche tätig gewesen sind, führt uns hinein in die Zeit der byzantinischen Herrschaft in Italien, wo in Ravenna die Exarchen des Kaisers, auf dem Stuhle Petri mehrmals geborene Griechen saßen; namentlich aber erinnert es an eine kirchen- und weltgeschichtlich wichtige Periode, den Bilderstreit im oströmischen Reiche. Während des VIII. Jahrh. fanden viele Priester und Mönche, die, weil sie von der Bilderverehrung nicht lassen wollten, aus dem Ostreiche vertrieben wurden, beim Papste in Rom Aufnahme und Schutz: und solche griechische Flüchtlinge sind es ohne Zweifel gewesen, die in der Kirche und dem Kloster S. Maria Antiqua ihrer Freude am Bildschmuck ungehinderten Ausdruck gegeben haben. Sind doch nicht nur sämtliche Wände und Pfeiler mit Fresken bedeckt, sondern sogar die Granitsäulen des Mittelschiffes mit Stuck überzogen worden, damit man sie mit bunten Bildern bemalen konnte! — An den Schranken des Presbyteriums finden wir alttestamentliche Bilder: David und Goliath, wobei freilich der siegreiche Hirtenknabe dem Künstler sehr viel größer geraten ist, als der am Boden liegende Riese; daneben die Geschichte des Königs Hiskias, dem der Prophet Jesaias mit der Botschaft naht: '*dispone domui tuae, quia morieris*', während auf der anderen Seite schon der Engel erscheint, der ihm Genesung verheißt. — Im Chor, der aus dem größten Büchersaale der Augustus-Bibliothek zurechtgemacht ist, liegen die Fresken in mehreren Schichten (bis zu drei) palimpsestisch übereinander (Abb. 19): die unterste Schicht, gemalt, bevor die halbrunde Apsis in die mächtig dicke Hinterwand des antiken Raumes eingehöhlt wurde, mag aus dem VI. Jahrh. stammen. Man sieht darauf eine thronende, königlich geschmückte Madonna mit dem Kinde. Von der zweiten Schicht, wahrscheinlich wieder eine von Engeln angebetete Madonna darstellend, sind nur zwei Köpfe (Abb. 19 rechts oben) er-

halten, künstlerisch weitaus die schönsten in der ganzen Kirche. Die dritte Schicht, wahrscheinlich aus der Zeit Johanns VII. (s. unten) zeigt vier Kirchenväter mit großem, gelbem Rundnimbus: Leo, Gregorius von Nazianz, Basilius, Johannes Chrysostomus. Die Apsis selbst enthält eine große Dar-



Abb. 19. S. Maria Antiqua, Chor

stellung des thronenden Christus zwischen Engeln, Heiligen und Priestern. Unter den Anbetenden ist auch Papst Paul I. mit blauem quadratischem Nimbus, also müssen diese Apsisbilder aus seiner Regierungszeit (757—767) stammen. Über der Apsis in der Lünette sieht man ein großes Bild der Kreuzigung, darunter auf rotem Grunde lange griechische Inschriften, meist messianische Weissagungen aus den kleinen Propheten. Offenbar hat die tiefe und feuchte Lage des Gebäudes häufige Restaurationen notwendig gemacht; auch jetzt, nach

der Ausgrabung, zeigen sich die zerstörenden Einflüsse der Feuchtigkeit bereits sehr merklich, und es ist die Frage, wie lange es überhaupt möglich sein wird, diese interessanten Bilder vor allmählichem Untergang zu schützen.

Die Seitenkapelle links neben dem Presbyterium hat die vollständigsten und am besten erhaltenen Fresken. Über dem Altar an der Rückwand in einer Nische ein Kreuzigungsbild (Abb. 20) von wunderbarer Frische der Erhaltung. Christus, mit dem langen, blaugrauen Colobium bekleidet, ist noch als lebend dar-



Abb. 20. S. Maria Antiqua, l. Seitenkapelle

gestellt mit offenen Augen, obwohl bereits der Kriegsknecht Longinus ihm die Seite öffnet; zur Linken Maria, zur Rechten Johannes, über dem Kreuze Sonne und Mond, die ihren Schein verhüllen. Unter der Nische ein Streifen mit halblebensgroßen Figuren, in der Mitte die Madonna, zur Seite Petrus und Paulus, sodann die Patrone der Kapelle, der junge Märtyrer Quiricus und seine Mutter Julitta. Von besonderem Interesse aber sind die Figuren, die beiderseits diesen Streifen abschließen: rechts ein vornehmer Laie mit einem Kirchen-

modell (offenbar desselben Baues, in dem wir uns befinden) in der Hand, den blauen quadratischen Nimbus ums Haupt. Das Gesicht ist leider ganz zerstört; wohlerhalten war dagegen, wenigstens bei der Auffindung, die Beischrift: THEODOTUS PRIMIC*erius* DEFENSORUM ET D*ispen*SATORE SCE. DI. GENE*tric*IS SEMPERQUE BIRGO MARIA QUI APPELLATUR ANTIQVA. Die Inschrift bezeugt uns zunächst den Namen der Kirche und setzt damit einer langen und mit viel Aufwand von Gelehrsamkeit und Scharfsinn geführten Kontroverse ein Ende; ferner nennt sie einen vornehmen Mann, der, weil bekannt als Oheim und Erzieher des Papstes Hadrian I. (772—793) sowie als Gründer der Kirche S. Angelo in Pescheria (770), die Entstehung der Gemälde um die Mitte des VIII. Jahrh. verbürgen würde. Noch genauer aber wird die Entstehungszeit präzisiert durch die Figur am linken Ende des Bildes, die gleichfalls einen vornehmen Geistlichen, mit dem Evangelienbuch in der Hand, darstellt: an der Seite des blauen quadratischen Nimbus steht der Name des Papstes Zacharias (741—752). Es ist derselbe Papst, der an einem entscheidenden Wendepunkte in die deutsche Geschichte eingegriffen hat, indem er durch seine diplomatische Antwort auf die Frage des Majordomus Pippin den letzten Merowinger ins Kloster und Pippin auf den Thron des Frankenreiches brachte. Die nicht sympathischen, jedoch intelligenten und energischen Gesichtszüge hat ein zeitgenössischer Maler offenbar recht ähnlich wiedergegeben.

An den Seitenwänden der Kapelle haben wir zwei Freskencyklen: dem Altare zunächst, links und rechts, acht Bilder aus der Geschichte der Heiligen Quiricus und Julitta, bei denen der Maler in realistischer Wiedergabe krasser Marterszenen — dem Sohne wird die Zunge ausgerissen, er wird mit der Mutter in einer glühenden Pfanne gemartert, Eisennägel ihm in den Kopf getrieben, schließlich das Haupt an den Stufen des Tribunals zerschmettert — besonderes Gefallen gefunden zu haben scheint. Erfreulicher sind die Bilder dem Eingange zunächst: Theodotus (?) und seine Familie, die Madonna anbetend, mit den anmutigen Figuren zweier Kinder, namentlich eines Mädchens; neben der Tür ein greiser Bischof mit dem goldnem Nimbus, bezeichnet S. ARMENTI(*u*)S E*piscopus* (?), und drei heilige Frauen, mit der Überschrift: QUORUM NOMINA DS. SCIT. Auf der anderen Seite ein vornehmer Römer, wohl gleichfalls Theodotus, knieend vor Quiricus und Julitta, mit zwei großen Votivkerzen in den Händen.

Noch mancherlei andere Freskenreste finden sich in der nördlichen Seitenkapelle, an der Wand des rechten Langschiffes und in Nebenräumen der Kirche. Sie aufzuzählen, wäre hier unnütz, da sie durch Abbildungen nicht erläutert werden können. Nur eines merkwürdigen Marmorfundes sei noch Erwähnung getan, einer Platte, die offenbar zu einem Ambo gehört hat. Sie trägt auf ihren Schmalseiten die Inschrift: IOHANNES SERVVS SCAE MARIAE + IΩANNOϒ ΔΟϒΛΟϒ ΤΗΣ ΘΕΩΤΟΚΟϒ. Der Stifter ist ohne Zweifel Papst Johann VII. (705—707), der selbst vom Palatin stammte (er war der Sohn des Kuropalates Plato), und von dem sein Biograph meldet (Lib. pontif. LXXXVII

Ioh. VII c. 2): *Basilicam sanctae Dei genetricis qui antiqua vocatur pictura decoravit illicque ambonem noviter fecit.* Ohne Zweifel hat Papst Johann für die Dekoration seiner Kirche auch die verfallenden Kaiserpaläste in Kontribution gesetzt; viele der Stücke von Granit, Marmor und anderen kostbaren Steinen, die bei Ausgrabung der Kirche gefunden sind, dürften ihren ursprünglichen Platz in der Domus Tiberiana, die sich unmittelbar über der Kirche erhebt, gehabt haben. Aber diese Nähe der Kaiserpaläste scheint auch schließlich der Basilika S. Maria Antiqua verhängnisvoll geworden zu sein. Seit Beginn des IX. Jahrh. muß der hochragende Bau der Domus Tiberiana, längst vernachlässigt und durch Elementarereignisse erschüttert, ins Wanken gekommen sein und eine beständige Gefahr für die am Abhang liegende Kirche gebildet haben. Ungefüge Stützpfeiler, von denen man namentlich im Vorhofe noch Reste konstatiert hat, konnten keine dauernde Sicherheit gewähren, und um die Mitte des IX. Jahrh. entschloß sich Papst Leo IV., die gefährdete Kirche ihrem Schicksale zu überlassen und an ihrer Stelle eine neue, S. Maria Nova, in den Ruinen des Tempels der Venus und Roma zu errichten, wo sie noch heute, bekannter freilich unter ihrem volksmäßigen Namen S. Francesca Romana, existiert. Für die Geschichte der Kunst aber ist auch das von hohem Werte, daß infolge dieser frühen Verödung des Baues alle darin befindlichen Bilder auf den Raum von wenig über zwei Jahrhunderten beschränkt sind.

Unser Rundgang durch S. Maria Antiqua ist zu Ende, und damit der durch das Forum überhaupt. Griechische Mönche, die in ihren Klosterzellen über das Geheimnis der zwei Naturen Christi nachgrübeln, bevölkerten die gewaltigen Ruinen, die wir zuletzt betrachteten; — latinische Bauern vom Palatin und Esquilin, *pilumnoe poploe* und *gens togata* ehrwürdiger Urzeit erschienen uns beim 'schwarzen Stein' und der alten Nekropole, wo wir begannen. In Rom, um ein Wort unseres großen Moltke zu wiederholen, trennen oftmals nur wenige Schritte Denkmäler, die der Zeit nach um Jahrhunderte auseinanderliegen. Darauf beruht eine wesentliche Schwierigkeit, aber auch ein bedeutender Reiz der Forumsuntersuchungen. Möge es mir gelungen sein, Ihnen davon eine Vorstellung zu geben, und mögen meine erläuternden Worte manchem unter Ihnen Anregung geben, die Denkmäler, von denen ich nur eine kleine Auswahl Ihnen im Bilde vorführen konnte, auch an Ort und Stelle zu betrachten!

VOM THESAURUS LINGUAE LATINAE

Ein Bericht, vorgetragen der XLVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 7. Oktober 1903 zu Halle

Von Friedrich Vollmer

Hochansehnliche Versammlung! Der Thesaurus linguae Latinae ist kein unbekannter Gast auf diesen Tagungen: in verschiedenen Zeiten und Stufen seiner Entwicklung ist er hier erschienen. Zuerst als Schatten, als Wunsch, Traum, Hoffnung, dann schon greifbarer, als der Plan gefaßt und die Sammlung begonnen worden. Heute hat er nun zu einem guten Teil seinen Körper angenommen: zwei Bände (A—Am und An—B), d. h. ungefähr der sechste Teil des Ganzen, sind beinahe fertig, und schon wird der dritte und vierte Band (Buchstabe C) vorbereitet. Und wenn Halm (Wien 1858), Hertz (Görlitz 1889), Diels (Köln 1895) Ihnen von Plänen und heißem Bemühen berichtet haben, so darf ich heute vor Sie hintreten als der Verwalter eines großen, nunmehr schon geschaffenen Schatzes. Meine Aufgabe ist es, diesen Schatz zu verwalten, aber auch mit ihm zu wuchern, damit er baldmöglichst in den allgemeinen Verkehr gebracht werde. Erwarten Sie also in meinem heutigen Berichte nicht einen Vortrag über neue oder alte Gedanken und Theorien bezüglich wissenschaftlicher Lexikographie; ich will Ihnen nur in Kürze einfach darlegen, wie sich die theoretisch oft genug behandelte und beschriebene Aufgabe, den Thes. l. L. zu schaffen, nun, wo sie in praxi gelöst werden soll und so gut es geht gelöst wird, anfassen läßt, wie weit die idealen Forderungen, die aufgestellt und an kleinem, oft zu kleinem Material erläutert worden sind, sich erfüllen lassen, wenn es gilt die ganze große Masse des lateinischen Sprachschatzes zu bewältigen. Ich bin der letzte die vielfache Anregung zu verkennen, welche die theoretische Behandlung der lateinischen Lexikographie gegeben, wie sie ihre hauptsächliche Stätte in Wölfflins Arbeiten gefunden hat; wer aber[1]) fordern wollte, daß die mannigfachen Fäden, wie sie dort zwischen einzelnen Wörtern, sei es nach Sinn- oder Formgruppen, nach Geschichte oder Grammatik geknüpft werden, daß all diese Fäden auch im Thesaurus bei jedem Worte angeknüpft und verfolgt werden sollten, der wäre ein Tor. Der Lexikograph muß sie kennen, diese Fäden, er bedarf ihrer oft genug als Führer durch das Labyrinth der Einzelbeobachtungen, aber er kann sie nicht bei jedem Lemma bis an ihr Ende verfolgen. Und was von diesen lexikalischen Dingen gilt, gilt erst recht

[1]) Wölfflin selbst ist viel zu gut mit der Praxis bekannt, um das zu fordern.

von den sachlichen Interessen, wie sie die große Mehrzahl der Artikel mit sich bringt: es ist eben etwas anders die Geschichte eines einzelnen Wortes zu einem Stück Kulturgeschichte zu erweitern, wie dies z. B. Usener so hübsch für *flagitium* getan hat, oder etwa den Artikel *aerarium* zu einem Handbuch des Staatshaushalts der Römer auszubauen, — etwas anders aber alle die Tausende von Wörtern, wie sie die alphabetische Reihenfolge des Lexikons in unerbittlichem Zwange und im allgemeinen ohne jede Möglichkeit zweckmäßiger Kombination aufdrängt, mit gleichmäßigem, immer wachem Interesse zum Nutzen der Mit- und Nachwelt zu bearbeiten. Man kann dieser gewaltigen Aufgabe nicht nüchtern genug entgegentreten, nicht energisch genug sich von allen Pfaden abwenden, die von der unmittelbaren Aufgabe fort wie aus dem Dickicht auf fruchtbare Weide weglocken. Wie viel solcher Pfade sich auftun, ist kaum nötig auszuführen: da sind neben den sachlichen Fragen, die auf die Realien abführen, die sprachlichen, welche die Einzelbeobachtung gerne an andern Wörtern sicherte und erweiterte, und nicht zuletzt auch die textkritischen Fragen, die, einmal in Angriff genommen, soweit es für das gerade vorliegende Lemma nötig ist, gern das Interesse festhalten. Es ist wirklich oft nicht leicht, all diesen Lockungen zu widerstehen, aber es muß geschehen, wenn nicht die Sirenen die ganze Fahrt vereiteln sollen.

Es geht also in praxi die Aufgabe der Lexikographie im engsten Wortsinne für den Thesaurus dahin, das Wörtermaterial zu sammeln, zu prüfen und darzustellen: ich möchte nach diesen drei Gesichtspunkten meinen Bericht über den Verlauf der Thesaurusarbeiten anordnen.

Sie wissen, daß die Materialsammlung für den Thesaurus mit bewundernswerter Energie und Umsicht im wesentlichen in den etwa sechs Jahren zusammengetragen worden ist, die dem Beginne der Redaktionsarbeit vorausliegen. 'Im wesentlichen' sage ich, vor allem für das wertvollste, das 'verzettelte' Material, d. h. für die Schriftsteller, die für jedes von ihnen gebrauchte Wort einen Zettel bekommen sollten. Nun gab es freilich Ende 1899 auch hier noch Lücken, noch mehr für die nur 'excerpierte' Literatur des II.—VI. Jahrh. nach Chr., aber trotzdem hatte die akademische Kommission vollkommen recht, auf dem sofortigen Beginne der eigentlichen Artikelarbeit zu bestehen: sie nahm an, daß erst die Arbeit selbst vollständig werde zeigen können, was an der Materialsammlung noch fehle und nachgeholt werden müsse. Und das hat denn auch die Arbeit des ersten und zweiten Jahres in einem Maße getan, daß es oft beinahe zum Verzweifeln war. Ich sehe dabei ab von den Nachzüglern zum verzettelten Material, obwohl auch hier manches sich empfindlich fühlbar machte, wie z. B. das Fehlen mehrerer Bücher Columellas (als letztes wird das dritte Buch erst in diesen Tagen für uns benutzbar): viel störender waren die Lücken des excerpierten Materials, sowohl der Inschriften wie der Schriftsteller.[1]) Wie oft kam es vor, daß bei der Vergleichung eines auf Grund unseres Materials

[1]) Dies voraussehend hatte Leo schon im Jahre 1898 geschrieben: 'Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Excerptionsarbeit, wie sie angelegt ist, einen bedeutenden und für den Beginn der Arbeit hinderlichen Rest ergeben wird.'

ausgearbeiteten Artikels mit den älteren Lexicis sich in diesen letzteren wichtige Stellen fanden, die in unsern Excerpten fehlten, um ganz zu schweigen von den Archivartikeln für die Lemmata von AB—AC, die für die nachchristlichen Jahrhunderte viel reichere Sammlungen boten als die Thesaurusexcerpte. Hier mußte, damit nicht bei jedem Artikel die ermüdende Arbeit des Vergleichens, Nachprüfens, Nachtragens sich wiederholte, a limine Wandel geschafft werden. Das ist denn auf die Weise geschehen, daß eine ganze Reihe wichtiger Autoren besonders der christlichen Zeit neu oder von neuem excerpiert wurden und anderseits die vorhandenen guten indices verborum wie zu Claudian, Venantius, Cassiodor und vor allem zu den Bänden des CIL verzettelt wurden. Durch diese nachträglichen Arbeiten ist im ganzen doch das erreicht worden, daß die nach Durcharbeitung unseres Materials aus Georges, Nettleship, Paucker aufzunehmenden Stellen, deren Aufsuchen und Prüfen viel ärgerliche Zeit verschlang, ganz bedeutend vermindert wurden. Freilich es fehlt für diese Zeit vom II.—VI. Jahrh. noch unendlich viel, das wissen wir sehr wohl, und es vergeht fast kein Tag, wo nicht neue Desiderien auftauchen: aber es kann doch nun auch für dies eiserne Zeitalter ein fester Kern lexikalischen Materials im Thesaurus geboten werden, an den es sich für den einzelnen Forscher lohnt seine eigenen Sammlungen anzuschließen, ein Kern wie er bisher nirgend vorhanden war.

Ein besonders mühevoller Teil der Materialsammlung ist und bleibt die Zusammentragung des Stoffes für die Eigennamen. Die Frage, ob die Nomina propria so, wie es nun geschieht, unter die appellativa eingereiht werden oder später als besonderes Onomastikon ausgegeben werden sollten, war in der Kommission bis zum Beginne der Artikelarbeit offen gelassen worden, und darum waren um diese Zeit verläßliche Sammlungen der Eigennamen nur für das verzettelte Material vorhanden. Als man sich nun für den jetzt befolgten und m. E. durchaus nötigen Modus entschied, galt es die großen Lücken rasch und gründlich auszufüllen. Bei der Masse des Materials kann nun aber diese Arbeit nur für die gerade in Arbeit befindlichen Buchstaben des Alphabets geleistet werden. So sind z. B. jetzt wieder eine Reihe von Hilfsarbeitern im Bureau beschäftigt, die Namenverzeichnisse der Corpusbände und der einzelnen Autoren für C auszuschreiben, das im nächsten Jahre in Angriff genommen wird. Es ist ein Glück für den Thesaurus, daß es nur wenige Texte gibt, denen der Editor nicht ein Namenverzeichnis angehängt hat. So läßt sich wenigstens das Gros des Stoffes beschaffen. Aber was ist das noch für ein spröder Stoff! Die Namenbearbeiter finden auf ihren Zetteln zum allergrößten Teile nur das Lemma, den Autornamen und die Zahlen der Stellen, oft genug auch nicht einmal diese, sondern nur Angaben wie *Claudian ind.*, so daß sie dann die Ziffern sich erst selbst aus dem Index ausschreiben müssen, bevor sie an das Aufschlagen der einzelnen Stellen gehen können. Doch hier ist wenigstens noch das Material erreichbar: ungleich entmutigender liegt die Sache für die noch unfertigen Corpusbände, für Einzelpublikationen von Inschriften u. ä. Hier muß erst die mühsamste Einzelexcerption einsetzen, und es ist nicht

immer zu erreichen, daß das Material vollständig ist, wenn der Artikel verfaßt werden muß. Und wie viel Zeit verschlingt nicht die Kontrolle der Stellen aus De-Vit, aus Pauly-Wissowa, aus Ruggieros nützlichem Dizionario epigrafico, die Identifizierung der Inschriftenzitate aus älteren Sammlungen mit denen des Corpus u. ä. Aber auch wenn alle diese Arbeit mit der äußersten Sorgfalt geleistet worden ist, bleiben schmerzliche Lücken, die der Artikelbearbeiter empfindet und doch nicht beseitigen kann, treibt doch die dira lex operis unerbittlich weiter vorwärts. Besondere Schwierigkeit bereitet natürlich noch die Verfolgung und Nutzbarmachung neuer Funde, besonders neuer Inschriften: hier Vollständigkeit zu erreichen ist einfach unmöglich. Nicht minder fühlbar macht sich auf Schritt und Tritt das Fehlen des griechischen Thesaurus, besonders eines griechischen Onomastikon: aber trotz all dieser Lücken wird der Thesaurusbenutzer auch für die Namen bislang unerreichte Sammlungen finden, die für spezielle Gebiete fortzusetzen nicht entmutigend, sondern anreizend sein wird. Diese guten Dienste unseres Namenmateriales sind auch schon von den verschiedensten Seiten anerkannt worden.

Ich könnte noch vieles über die Vorzüge und die Mängel der Thesaurussammlungen sagen, aber ich breche hier ab, um nur das eine noch hervorzuheben, daß auch schon der Anfang gemacht worden ist zur Konstituierung des definitiven Thesaurus, nicht des Buches, sondern der dauernden Zettelsammlung. Da ja die Artikel des Lexikons zum großen Teile, namentlich für die reicheren Wörter, nur Auszüge aus den großen Zettelsammlungen geben können, so ist von der Kommission von vornherein die Konservierung des gesamten Zettelmaterials auch nach Abschluß des Thesaurusbuches in Aussicht genommen worden. Von dieser definitiven Sammlung ist jetzt der Stoff für A—AF in vollkommener Ordnung beiseite gestellt: hier stehen die Zettel alle zeitlich geordnet, so wie sie der Artikelbearbeiter seiner Zeit bekommen hat, nicht in Speziallexica wiederaufgelöst; aber um die Speziallexica wiederherzustellen, die ja vielleicht einmal später aus diesem Materiale heraus zur Edition gelangen werden, sind Lemmataverzeichnisse aufgestellt, die genau angeben, welche Wörter z. B. bei Velleius vorkommen; an der Hand dieser Lemmataverzeichnisse ist das Einzelmaterial aus der großen Sammlung leicht zusammenzustellen. So wird es später (nach Abschluß des Thesaurusbuches) möglich sein, auf Anfrage für eine Einzelforschung z. B. sämtliche Stellen von *audio* aus Plin. nat. anzugeben, die der Thesaurus natürlich nicht alle verzeichnet, oder das Fehlen eines Wortes bei bestimmten Autoren zu kontrollieren u. ä.

Bevor ich nun zur eigentlichen Artikelarbeit, dem Prüfen und Darstellen, übergehe, muß ich doch noch in Kürze der Masse mechanisch-technischer Arbeit gedenken, die Unsummen von Zeit und Geld verschlingt, ehe das Zettelmaterial für den einzelnen Artikel handgerecht bereit steht. Ein ganz besonders kundiger Hilfsarbeiter hat z. B. Monate lang zu tun, bis das Material für den Buchstaben C aus allen Speziallexicis und Indicibus säuberlich nach den einzelnen Lemmata geordnet in meinem Bureauzimmer zur Ausgabe an die Artikelbearbeiter fertig steht. Und nach dieser Ordnung muß noch erst ein

Assistent ein Lemmataverzeichnis anlegen, das dann gleich mit Forcellini und Georges kollationiert wird, ein Verzeichnis, in dem neben dem Artikelworte auch die ungefähre Zettelzahl zu finden ist, damit der den Stoff verteilende Redaktor einigermaßen berechnen kann, wie viel Zeit die Bearbeitung eines Artikels erfordern wird. All diese mechanischen Arbeiten erheischen die größte Vorsicht und Umsicht, daß bei der Umordnung kein Zettel übersehen oder falsch eingestellt werde: falsche Ordnung bedeutet in den meisten Fällen Verlust des betreffenden Materials für die Arbeit. Und trotz aller Sorgfalt sind hier Fehler und Versehen nie ganz zu vermeiden, besonders wo falsche Lemmatisierung irreführt; hat einer der früheren Hilfsarbeiter ein *egerit* falsch mit *egero* lemmatisiert, so ist der Zettel für den Artikel *ago*, zu dem er gehört, verloren; und solche Fälle gehören gar nicht zu den Seltenheiten. Wer für diese und ähnliche Umstände den Artikelbearbeiter haftbar machen wollte, würde natürlich eine große Ungerechtigkeit begehen.

Doch nun zur eigentlichen Thesaurusarbeit, der Abfassung der Artikel. Die wissenschaftliche Arbeit beginnt mit der Prüfung des Materials. Man hat vor Jahrzehnten gedacht, besonders Martin Hertz soll dieser Hoffnung gewesen sein, wenn das Thesaurusmaterial zusammengetragen sei, werde es auch fast druckreif sein. Und die Direktoren der Sammelarbeit haben zäh auf das ideale Ziel hingearbeitet, daß der Artikelbearbeiter nur geprüftes und gesichertes Material in die Hand bekomme. Aber dies Ideal konnte nicht erreicht werden und ist nicht erreicht worden: die Schuld lag nicht nur an Personen, weit häufiger in allerlei Umständen, Rückständigkeit der Spezialforschung, Fehlen von Kollationen u. ä. Gewiß, wir haben in unserem Materiale Texte, die auf das schärfste und genaueste das leisten, was der Thesaurus verlangt: Scheidung der echten Überlieferung von der Konjektur, auch der sicheren Konjektur: aber wir haben auch andere, deren Bearbeiter dies Ziel nicht einmal klar erkannt, geschweige denn erreicht haben. Bei dieser Lage der Dinge wäre nun die ideale Anforderung die, daß überhaupt keine Stelle aus dem irgendwie Zweifeln ausgesetzten Materiale in das Buch übergehe, ohne nochmals an der kritischen Ausgabe nachgeprüft worden zu sein. Diese Forderung aufstellen heißt ihre Durchführbarkeit für unsere nach Zeit und Geld beschränkte Aufgabe verneinen. Die Lösung der Schwierigkeit kann also nur eine subjektive sein: wo immer der Artikelbearbeiter an der Richtigkeit des ihm ausgelieferten und vorbereiteten Materiales zweifelt, wird er nachsehen und nachprüfen (die Handbibliothek des Thesaurus besitzt fast alle in Betracht kommenden Texte und Ausgaben); wo er keinen Anstoß nimmt, trifft die Verantwortung für unterlaufende Fehler den betreffenden Bearbeiter des Textes für das Thesaurusmaterial. Im allgemeinen kann ich nach der Praxis nunmehr dreijähriger Kontrolle sagen, daß Vorwürfe wegen kritischer Unsicherheit oder Unhaltbarkeit der im Thesaurus vorgetragenen Lesungen fast immer an die Adresse des Textbearbeiters, höchst selten an die des Artikelbearbeiters zu richten sind, und daß in Hunderten von Fällen die Fehler des Textbearbeiters von den Artikelbearbeitern stillschweigend verbessert werden.

Anders liegt die Sache klärlich für den zweiten Teil der Materialprüfung: die auf Grund genauer Interpretation erfolgende Feststellung der Wortbedeutung oder Wortform. Dieser Teil der Aufgabe ruht natürlich fast durchaus in der Hand des Artikelbearbeiters. Es ist zwar bei der Abkorrigierung der Texte wie bei der Excerption die Forderung gestellt worden, schwierigere Stellen zu erklären, zu übersetzen, zu kommentieren. Aber so, daß für den Lexikographen keinerlei Schwierigkeit zurückbleibe, konnte kein einziger Text adnotiert werden, erwartete doch oft genug der Textbearbeiter die Lösung der vorliegenden Aporie von dem in der Hand des Lexikographen später zusammenfließenden Material. Und natürlich ist der Artikelbearbeiter nie sklavisch an eine etwa zugefügte Note des Textbearbeiters gebunden: er darf und er soll sie prüfen. So bleibt also die Verantwortung für die richtige Interpretation des vorgelegten Sprachstoffes durchaus dem Lexikographen. Welche Schwierigkeiten gerade auf diesem Felde liegen, muß ich kurz ausführen. Denken Sie sich, der Bearbeiter erhalte einen mittelgroßen Artikel zugewiesen, etwa von $^1/_2$ Thesauruskasten, rund 700 Zettel. Die Interpretation dieser Stellen jagt ihn in ein paar Tagen von Plautus bis hinab zu den Barbaren wie Virg. gramm., durch Poesie wie Prosa, durch Heiden wie Christen, durch Techniker der verschiedensten Art, Vitruv und Manilius wie die Digesten. Und immer hat er nur ein kleines aus dem Zusammenhang gerissenes Blättchen Text vor sich, das er möglichst schnell verstehen und beherrschen soll. Sie haben gewiß auch schon die Beobachtung gemacht, daß z. B. auch unsere besseren Historiker am leichtesten Fehler begehen, wenn sie aus der ihnen vertrauten Stilgattung hinausgetrieben werden zur Interpretation andersartiger Quellen, z. B. von Dichtern: der Historiker hat bei solchen Seitenwegen doch noch das Verständnis und den Zusammenhang der Sachen als Führer, den Thesaurusarbeiter führt nur das Wort, das einzelne oft schillernde und vielseitige Wort von Stil zu Stil, von Autor zu Autor: daß da die Gefahr zu straucheln weit größer ist, begreift sich leicht. Um von den Schwierigkeiten der Fragmentsammlungen zu schweigen, wie viel Mühe kostet es oft, nur eine Stelle eines Dramatikers im Zusammenhange sich klar zu machen oder in den langen Epen den Faden zu finden, der Voraufgehendes oder Nachfolgendes anknüpft! Bedenken Sie nun noch, daß namentlich den neu eintretenden Arbeitern da oft Schriftsteller und Werke entgegentreten, von denen sie nicht einmal die Namen gekannt, daß überhaupt kaum ein einzelner Mensch die lateinische Literatur in dem Umfange, wie sie hier verarbeitet wird[1]), ganz gelesen hat: und Sie werden verstehen, daß auch bei der größten Achtsamkeit Fehler nicht zu vermeiden sind. Im Gegenteil, man muß sogar den Mut haben, Fehler zu machen: die Thesaurusarbeit ist etwas anderes als eine Doktordissertation, die in monatelanger Arbeit einen Knoten aufzulösen versucht: 'den Knoten zerhauen und vorwärts' heißt es beim Thesaurus. Es kann ja auch nicht Zweck und Ziel dieses Werkes sein, alle Interpretations-

[1]) Von diesem Umfange wird die in einigen Wochen auszugebende Zitierliste des Thesaurus, ein Verzeichnis der meisten zitierten Schriftsteller und Schriften mit den Ausgaben und den im Thesaurus gebrauchten Abkürzungen, Zeugnis ablegen.

schwierigkeiten in lateinischen Schriften zu lösen: die Steine zusammentragen, daß andere damit bauen können, ist sein erster Zweck; wird einmal ein Stein falsch behauen oder an falsche Stelle gesetzt, verschlägt's nicht so viel, wenn er nur nicht fehlt: der Stoff ist das Ewige, unsere Meinungen von ihm wechseln und werden wechseln.

Ich kann zum Schlusse dieser Erwägungen auch nur mit Genugtuung sagen, daß, wo bisher Fehler im Thesaurus von gelegentlicher Kritik gerügt worden sind, dies im ganzen mit der Nachsicht geschehen ist, auf welche die Thesaurusarbeit ein Anrecht hat.

Damit käme ich zum letzten Teile, der Darstellung, d. h. der Anlage und Ausführung des Artikels selbst. Dies liegt ja im Buche selbst vor aller Augen, freilich nur das Resultat, nicht das diesem vorangehende Suchen und Ringen. Ich sehe hier ab von der äußeren Einteilung (Kopf: Formales, Etymologie, Romanisches) und berühre nur die Schwierigkeiten der Anordnung des eigentlichen Stellenmateriales. Fast alle neu eintretenden Thesaurusmitarbeiter verfallen in den Fehler, zu viel, zu sehr ins einzelne hinein disponieren zu wollen: so werden leicht sprachlich aufs engste zusammengehörige Dinge nach den Zufälligkeiten der grammatischen Konstruktionen oder gar stilistischer Willkür auseinandergepflückt und in verschiedenen Abschnitten eines größeren Artikels geradezu versteckt. Jede künstliche Disposition eines größeren Artikels stört empfindlich den Benutzer, der vielleicht mit einer ganz anderen Frage an den Stoff herantritt, der einen ganz anderen Querschnitt machen will, als ihn der Artikel bietet. Die einzige Anordnung, die jeder Benutzer gebrauchen und verlangen kann, ist die historische Folge der Stellen; sie rein durchzuführen geht natürlich nicht an: jeder wird z. B. bei *an* die Scheidung des Gebrauches in direkter oder abhängiger Frage, im ersten oder zweiten Gliede zu finden erwarten: aber bei diesen und ähnlichen allereinfachsten und bei der Lektüre des Artikels leicht zu behaltenden Einteilungsgründen muß es auch möglichst bleiben: wenn der Leser sich erst einprägen muß, was die Kapitelnummer III B 2 aγ besagt, wird er mit Recht unwillig. Wird aber das Gros des Stellenmaterials nach solchen einfachen Gesichtspunkten, wie *proprie* und *translate*, nach den Subjekten oder Objekten eines Verbum angeordnet, werden dann Singularitäten der Konstruktion oder Verbindung oder technische Verwendungen irgend welcher Art gesondert gestellt, so ist m. E. allen billigen Anforderungen Genüge geleistet. Es ist ja selbstverständlich, daß da, wo nicht wirklich Stufen der Bedeutungsentwicklung vorliegen, solche Einteilungen auf Wissenschaftlichkeit keinen Anspruch erheben: für die Sprachwissenschaft ließe sich oft der Inhalt ganzer Seiten des Thesaurus durch ein oder zwei Beispiele mit einigen erklärenden Worten genügend fixieren: aber der Thesaurus stellt sich ja doch auch, und nicht in letzter Linie, in den Dienst der Textkritik und -interpretation: für deren Zwecke sind die reichen Beispielreihen bestimmt. Hier soll man an einem Orte möglichst all das Material finden, das unsere Schriftstellerkommentare immer und immer wieder zu einzelnen Stellen haben zusammentragen müssen: ein Verweis wie *v. Thes. l. L. II p. 1159, 66* soll in Zu-

kunft unsere Kommentare entlasten und ihnen die Bahn für höhere Aufgaben frei machen.

Noch ein Wort über die Vollständigkeit der Thesaurusartikel. Bei kleinen und mittleren Artikeln will der Thesaurus alles das bringen, was sich in seinem Materiale findet; nur ganz Stereotypes wird mit einem *passim*, *saepe* u. dgl. beiseite geschoben. Dagegen muß bei den größeren Artikeln eine verständige Auswahl getroffen werden: es wäre Torheit, wollte man im Thesaurus alle Stellen von *atque*, die in seinen 17 Kästen zu finden sind, aufzählen. Natürlich ist es leicht die 'verständige Auswahl' zu verlangen, ungeheuer schwer sie zu treffen: gerade hier wird der Einsichtige die größte Nachsicht für etwa übersehene Einzelheiten zugestehen. Da es für den Benutzer oft von großer Wichtigkeit ist, zu wissen, ob der Thesaurus alles Material verzeichnet, das ihm vorgelegen hat, soll vom dritten Bande ab (mit C) jeder Artikel, der gekürzten, nicht allen Stoff gibt, durch ein Zeichen kenntlich gemacht werden: auf diese Weise werden z. B. auch relativ sichere Schlüsse ex silentio möglich werden.

Kurz berühren muß ich dann noch die Frage der Synonyma, besonders weil in der Kritik darüber trotz meiner Notiz in den Vorbemerkungen zum Thesaurus Irriges vorgetragen worden ist. Unsere Synonymalisten geben im allgemeinen nur das Rohmaterial, d. h. verzeichnen die Synonyma, die wirklich in den Textstellen neben und mit dem Lemmaworte vorkommen; hier und da wird in runden Klammern ein bezeichnendes Synonymum angegeben, damit der entsprechende Thesaurusartikel verglichen werden kann; im übrigen bleibt richtig, was Wölfflin vor 10 Jahren schrieb: 'vergleichende Synonymik wird wohl nicht im Thesaurus, sondern erst später mit Benutzung desselben getrieben werden'.[1]) Es ist eben technisch unmöglich, bei der Ausarbeitung eines Artikels unter A den Stoff für Synonyma etwa unter M oder S heranzuziehen.

Es bliebe nur noch die Gestaltung der Namenartikel zu erörtern. Auch sie wird durch ein Kompromiß bestimmt. Die Forderung der strengen Sprachwissenschaft, nur rein lateinisches Namengut solle im Thesaurus seine Stelle finden, mußte den vielfachen Bedürfnissen der Textforschung weichen, die oft genug durch einen anspruchslosen, bequem zugänglichen Stellennachweis selbst für barbarische, hebräische, germanische Namen Aufklärung und Förderung erhalten kann. Für die aufgenommenen Namen aber soll nur das Formale gegeben werden; freilich kommt man oft genug um eine kurze sachliche Fixierung nicht herum: bei *Pisae* muß der griechische und der etrurische Ort geschieden werden, schon um die Adjektiva *Pisaeus* und *Pisanus* der richtigen Stelle zuzuweisen, und so in hundert Fällen. — Es bestand die Absicht, die lateinischen Namen möglichst nach sicherer Stammesverwandtschaft zu größeren Gruppen zusammenzuschließen; allein der Verlauf der Arbeit hat immer mehr erwiesen, daß auf diesem noch fast jungfräulichen Forschungsboden jeder Tritt gefährlich ist, und so wird jetzt und in Zukunft nur das absolut sichere, durch bestimmte

[1]) Archiv f. lat. Lexikogr. VII (1892) S. 515.

Suffixe von einfachen Stämmen abgeleitete Material diesen zugeordnet werden: geeignete Verweise sollen nur vermutete Zusammenhänge darlegen.

Ein Wort darf ich wohl noch anhängen über den äußeren Gang unserer Thesaurusmaschine. Generalredaktor und Redaktor redigieren jeder einen der nebeneinander in Arbeit sich befindenden beiden Bände. Sie verteilen nach der schon erwähnten Lemmataliste die Artikel an die einzelnen Mitarbeiter, lesen und korrigieren die einlaufenden Manuskripte und stellen dann den fortlaufenden Text des Lexikon her. Dieser geht nun nach Leipzig in die Druckerei und kehrt als Fahnensatz wieder. Die Fahnen werden zugleich an die Mitglieder des Direktoriums und an einzelne Gelehrte versandt, die sich zur Durchsicht bereit erklärt haben, wie Skutsch, Traube, und bis zu ihrem Tode Pernice und C. F. W. Müller; mancher wertvolle Beitrag, manche nützliche Anregung und Besserung kommt auf diese Weise in den Stoff. Auch Thurneysen und Meyer-Lübke kontrollieren in den Fahnen noch einmal ihre Notizen über Etymologie und Fortleben der Wörter im Romanischen. Nach Korrektur der Fahnen durch die Artikelverfasser läuft der erste Seitensatz aus Leipzig ein, in dem die Korrektur wieder durch die Artikelverfasser geprüft wird. Dann geht der erste Seitensatz in die Hände der Redaktoren, die noch einmal jeden Artikel Zeile für Zeile lesen. Die hierbei sich noch ergebenden Änderungen werden im zweiten Seitensatze kontrolliert, dann erfolgt noch eine allgemeine Durchsicht aller abzuschließenden Bogen durch den Generalredaktor, der darauf das *Imprimatur* vollzieht. Trotz der Menge der Augen, die so über jeden Bogen gleiten, sind Fehler aller Art bei der riesigen Menge des Stoffes nicht zu vermeiden, auch falsche Zitate nicht. Es ist von vornherein unmöglich, im Satze noch einmal alle Zahlen zu vergleichen: nur das Manuskript des Artikelverfassers kann mit dem Drucke kollationiert werden. Aber bei einem gut angelegten, nicht durch kleinliche Disposition zerpflückten Artikel ermöglicht die richtige Anordnung doch von selbst mancherlei Art von Kontrolle.

Ich hoffe mit diesen Darlegungen Ihnen ein einigermaßen deutliches Bild von der Thesaurusarbeit, ihren Schwierigkeiten und Sorgen, entworfen zu haben. Bevor ich aber schließe, möchte ich der Versammlung noch drei Bitten vortragen: die erste habe ich schon vor $1\frac{1}{2}$ Jahren im Archiv für lateinische Lexikographie (XII, 1902, S. 300) ausgesprochen, es möchten doch alle, die bei ihrer Forschungsarbeit auf neues oder berichtigtes Sprachmaterial stoßen, dem Thesaurusbureau einen Materialzettel oder nur einen Verweiszettel zusenden, damit dort rechtzeitig für den Artikel Vorsorge getroffen werden kann: wir behalten ja doch unsere Schätze nicht zu selbstsüchtigen Zwecken, sondern wollen der Gesamtheit dienen; wie viel wichtiger ist es, daß eine solche neue Stelle im Thesaurus gebracht werden kann, als daß sie in irgend einer Zeitschrift an verstecktem Orte behandelt wird. Zwar läßt der Thesaurus die neu erscheinende Literatur an Zeitschriften u. s. w. verfolgen und excerpieren, aber oft genug kommt auf diesem Wege interessanter Stoff gerade dann erst in unseren Besitz, wenn der betreffende Artikel schon gedruckt ist. Mein erwähnter Aufruf im Archiv hat, ich muß das mit einiger Beschämung gestehen,

wenig Ertrag gezeitigt: ich hoffe, daß das lebendige Wort vor einer so stattlichen Versammlung wie heute mehr Erfolg habe.

Meine zweite Bitte betrifft dauerndere Mitarbeit. Im Thesaurusbureau sind zwar augenblicklich außer mir 11 Mitarbeiter tätig, aber noch ist es nicht möglich gewesen, jährlich die geplanten 90—100 Bogen fertigzustellen, wir erreichen knapp 60—65 Bogen. Zudem wechselt der Bestand der jüngeren Assistenten fast alljährlich. Es wäre uns sehr erwünscht, wenn einige definitiv an Schulen angestellte Herren, deren Neigungen und Privatforschungen auf dem Gebiete der lateinischen Literatur oder Grammatik liegen, einmal den Gedanken ins Auge fassen wollten, sich für ein paar Jahre zur Mitarbeit auf das Thesaurusbureau beurlauben zu lassen: mancher würde damit nicht bloß der großen Sache des Thesaurus dienen, sondern auch gewiß für seine eigenen Pläne und Forschungen allerlei wertvolle Anregung und Förderung erfahren. Die praktischen Schwierigkeiten sind zu überwinden: in den drei Fällen, wo bisher definitiv angestellte Oberlehrer in das Bureau eingetreten sind, haben die zuständigen Ministerien in Bayern, Österreich und Preußen das freundlichste Entgegenkommen gezeigt. Wer also irgendwie Neigung hat, in dieser Weise in den Dienst des Thesaurus zu treten, möge sich nur an mich wenden: ich bin gerne zu jeder Auskunft und Verhandlung bereit.

Noch ein Drittes. Auch wer nicht Lust hat, für ein paar Jahre in das schöne München zu kommen, könnte doch in anderer Weise mitarbeiten. Wie oft habe ich, als ich noch selbst dem Gymnasium unmittelbar dienen durfte, von Kollegen klagen gehört: wir würden gerne wissenschaftlich arbeiten, aber es fehlt uns an Anregung und an lohnendem Stoffe. Nun, jeder Thesaurusartikel ist lohnender Stoff, je größer, um so lohnender, und Anregung würde die Mitarbeit an dem Riesenwerke schon von selbst mit sich bringen. Ich würde gerne jedem, der draußen für uns arbeiten wollte, für größere Artikel z. B. aus Buchstaben von F an, alle Stellen des Thesaurusmaterials ausnotieren lassen, damit er den Artikel fertigen kann; die Thesauruszettel selbst kann ich aus naheliegenden Gründen nicht den Gefahren des Versandes aussetzen. Vorbilder für die Arbeit liefern die nun schon fertig gestellten Thesaurusartikel zur Genüge, und allerlei Schwierigkeiten ließen sich durch Korrespondenz mit der Redaktion beheben. Fertige Artikel würden im Bureau redigiert und könnten auf Wunsch honoriert werden.

Indem ich diese Anregungen und Bitten allen ans Herz lege, die dem Thesauruswerke wohlwollen, schließe ich mit einem Ausblicke. Diels hat in seinem vortrefflichen Büchlein 'Elementum' den lateinischen Thesaurus ein Hysteronproteron genannt; mit welchem Rechte, das erfahren wir bei der Arbeit schmerzlich genug: tagtäglich fast vermissen wir die Grundlage, die der griechische Thesaurus, das griechische Onomastikon geben könnten und geben sollten. Aber in praxi besteht doch das Hysteronproteron zu Recht, so wahr als es richtig und klug ist vom Leichteren zum Schwereren, vom Kleineren zum Größeren fortzuschreiten. Und ich glaube sagen zu dürfen, daß es nicht wenig ist, was die Praxis lexikographischer Arbeit am lateinischen Thesaurus gelernt

hat und noch lernen wird. Wenn es mir vergönnt sein sollte, wie ich wünschte, nach Abschluß des lateinischen Thesaurus den deutschen Akademien oder der internationalen Vereinigung der Akademien ein Memorandum über die praktische Vorbereitung eines Thesaurus linguae Graecae vorzulegen, so würde ich, glaube ich, doch manches sagen können, was den schier unausführbar scheinenden Plan minder utopisch erscheinen ließe. Denn daß er einmal kommen wird, der griechische Thesaurus, weil er eben kommen muß, ist sicher: so sicher wie es allen Giganten und Titanen der an der Erde ringenden technischen 'Weltanschauung' nicht gelingen wird den Olymp der Geisteswissenschaften in die Tiefe zu reißen. Nur dürfen wir, die wir für das Reich des Zeus kämpfen, nicht den Mut zum Wollen verlieren: wo ein Wille ist, ist auch ein Weg.

CHOR UND VOLK IM ANTIKEN UND MODERNEN DRAMA

Von Robert Petsch

Wilhelm Scherer behauptet in seiner Literaturgeschichte eine engere Verwandtschaft zwischen dem Chor der 'Braut von Messina' und ähnlichen Massengebilden in anderen Dramen Schillers, die wir kurzweg 'Volk' benennen; es liegt nahe, seine gelegentliche Bemerkung auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen und uns zu fragen, ob zwischen dem Chor der Alten, den ja der Dichter der 'Feindlichen Brüder' nachbilden wollte, und den Ensembleszenen des modernen Dramas tiefere Zusammenhänge bestehen, seien sie nun äußerlich, durch die geschichtliche Entwicklung der Literatur, oder innerlich, durch rein psychologische Vorgänge in der Seele des Dichters bedingt. Wir suchen die Antwort auf einem Gange durch die Geschichte des Dramas zu finden, der freilich in Anbetracht des hier zu Gebote stehenden Raumes etwas eilig geschehen muß.

Ein durchgreifender Unterschied scheint von vornherein zwischen dem antiken und modernen Dramatiker zu bestehen; dieser kann das Volk, vielleicht auch den Chor einführen, wo und wann er will, jener war an seinen Chor gebunden, denn wie alle unsere 'Dichtungsgattungen' hat sich auch das Drama der chorischen Poesie entwunden; der Unterschied besteht aber nur scheinbar; denn erst dadurch ward das antike Drama dieses Namens würdig, daß es sich innerlich von dem Chor als dem beherrschenden Element befreite, wenn es ihn auch äußerlich benutzen mußte, und auch der Moderne schaltet bei der Schöpfung seiner Einzelfiguren und Massen nicht nach regelloser Willkür, sondern mit innerer Notwendigkeit, aus eben jenem künstlerischen Zwange heraus, der den antiken Dramatiker aus der Not eine Tugend machen, den einmal vorhandenen Chor in seine ästhetischen und ethischen Zwecke mit hineinbeziehen ließ.

Wenn in der ersten Zeit des griechischen Dramas einer der Tänzer, die das Wirken der Gottheit besangen, im Zustande der Ekstase auf den Altar sprang, um zu erklären, er selber sei der Gefeierte, so verstand es sich von selber, daß die ganze Schar der anderen sich ihm als 'Gefolge' unterzuordnen, allenfalls in Frage und Antwort mit ihm zu verkehren und in bescheidener Weise ein eigenes Innenleben zu bezeigen, nimmermehr aber als gleichberechtigter dramatischer Faktor in wirkliches Gegenspiel zu ihm zu treten hatte. Damit ist der späteren Entwicklung des griechischen Chors ein für allemal der Stempel der Unselbständigkeit aufgedrückt; selbst der Chorführer spricht nur im Namen aller, von einem Gegensatz zu seinen Gefolgsmännern ist keine Rede. Ein wirkliches Eingreifen des Chors in die Handlung aber hätten schon

die antiken Bühnenverhältnisse verwehrt. Je höher die Zahl der eigentlichen Schauspieler steigt, um so mehr tritt der Chor in den Hintergrund, und die Geltung als scheinbar dramatische Partei, die er noch in den 'Schutzflehenden' und den 'Eumeniden' des Äschylos hat, wo doch aber in Wahrheit Pelasgos und Athena das Wort führen, ist schon bei Sophokles ganz verloren gegangen. Von Anfang an ist seine eigentliche Funktion lyrischer Art, und zwar, entsprechend seiner Entwicklung aus den dionysischen Festen her, in jener doppelten Erscheinungsform, die Rötteken für die Lyrik nachgewiesen hat: seine Lieder sind symptomatisch, insofern sie die Rückwirkung innerer und äußerlicher Wahrnehmungen auf die eigene Person schildern (hierher gehören besonders die Trauer- und Tanzlieder), oder kausal, soweit sie jene Wahrnehmungen selbst vergegenwärtigen, wodurch die augenblickliche Stimmung bedingt ist. Somit eignet sich der Chor zur Zusammenfassung des eben Erschauten, aber auch zur Erörterung der Vorfabel, und von hier aus ließ sich die Brücke zu seiner eigentlich dramatischen Verwendung schlagen: er hat im Drama Melde- und Nachrichtendienste zu besorgen, neu auftretende Personen über das Vorgefallene zu unterrichten u. s. w. Dazu eignet er sich vorzüglich, weil er immer zur Stelle ist, alles mit ansieht und nach seiner Art verarbeitet; daß er aber nicht alles an jeden ausplaudern darf, ist durch seine Rolle als Gefolge des Helden bedingt, und hier ist der Ansatzpunkt zu seiner eigentlichen Charakterisierung: Verschwiegenheit und Dienertreue überhaupt sind seine Tugenden; kraft dieser Treue eignet er sich zum Berater, auch wohl zum Warner des dramatischen Helden, zum Bekämpfer seiner Gegner, doch alles in so bescheidenem Maße, daß er niemals aus seiner Nebenstellung heraustritt, so daß seine Warnungen von den Leidenschaftlichen überhört, seine Drohungen verschmäht werden. Das bedingt dann die Zeichnung als Greise u. s. w., je nach dem Inhalt des Dramas. Je aktiver in unserem Sinne die eigentlichen Spieler werden, je bewußter sie handeln, um so passiver erscheint der Chor; er wird mit ganz richtiger psychologischer Erkenntnis als die Masse gezeichnet, in deren Innenleben starke Gefühle, besonders sinnliche und niedere Gemeinschaftsgefühle vorherrschen, die aber in heftigen, wenigstens wortreichen Ergüssen verpuffen, ohne eine nachhaltige Wirkung zu üben, weil der Intellekt fehlt, der die Gefühle regieren und den Willen auf einen bestimmten Punkt lenken könnte. Bei den Helden ist dieser Intellekt vorhanden, tritt aber entweder in den Dienst der Leidenschaft, wie bei Klytämestra, oder führt zum Zusammenprall zwischen seelischer Stärke und überlegener äußerer Macht, wie bei Antigone. In beiden Fällen erfolgt tragischer Untergang, der dem Chor erspart bleibt. Innerlich hat der Chor die Geltung einer dramatischen Rolle, sein Auftreten muß also irgendwie motiviert werden, was wir zumal bei den beiden älteren Tragikern sorgfältig durchgeführt sehen: Hilferufe, unheilvolle Gerüchte, schweres nationales Unglück bringen den Chor in die Nähe des königlichen Palastes oder zu dem Altar, um den herum er sich auf der Bühne zu gruppieren hat, und der, z. B. in den Elektra-Dramen, gern in die Handlung mit hineinbezogen wird.

Die innerliche Ausgestaltung dieser Masse blieb der Eigenart des einzelnen Dramatikers überlassen, und bei der starken individuellen Verschiedenheit der antiken Tragiker ist am wenigsten die obenhin verallgemeinernde Charakteristik Wilhelm Schlegels berechtigt, wonach der Chor der 'idealisierte Zuschauer wäre, der dem empirischen vorausempfindet'. Eine derartige Beeinflussung des Publikums in seinem Urteil kann höchstens der Absicht eines Einzelnen entspringen, aber nicht zum allgemeinen Prinzip erhoben werden. Freilich, Äschylos hat den Chor auch in diesem Sinne verwandt. Für ihn ist das Drama im wesentlichen religiöse Übung, und wie der Chor einmal als Bindemittel innerhalb der Handlung dient, anderseits nicht ganz in sie aufgelöst werden kann, wird er nun zum geistigen Band zwischen Dichter und Publikum, und zumal in seiner späteren Zeit, wo der gewaltigste und tiefste der griechischen Tragiker sich von der Staatsreligion befreit und seine persönlichen Anschauungen über den 'Zeus, der das Weltenregiment gewaltig lenkt, aber doch gütig ist', in seinen Dramen veranschaulicht, hält er es für nötig, dem minder leicht abstrahierenden, mehr sinnlich veranlagten größeren Teil des Publikums seine Meinung etwas deutlicher zu sagen. Damit nimmt denn sein Chor eine Doppelstellung ein, zunächst als dramatische Potenz, dann aber als Sprachrohr des Dichters; teils verharrt er auf dem gefühlsmäßigen Verhalten des Naturkindes, teils leitet er die Zuschauer zur gedankenmäßigen Verarbeitung ihrer Eindrücke an; wo der Held freilich in seinem Rechte ist und, durch keine Leidenschaft verblendet, selbst seine Sache führen kann, tritt der Chor zurück, und die Okeaniden im 'Prometheus' mit ihren Ratschlägen zur feigen Nachgiebigkeit sind entsprechend niedriger charakterisiert; dennoch rührt uns ihre Treue, mit der sie auch an dem Verdammten festhalten, gleich den Persern, deren dynastisches Gefühl durch den Leichtsinn des Xerxes nicht dauernd erschüttert werden kann. Höher steht der Chor in den 'Sieben vor Theben' mit seinen Warnungen vor dem Brudermord, und eine wirkliche dramatische Charakterentfaltung zeigen die Greise des 'Agamemnon'; in ihrer Brust scheinen zwei Seelen zu wohnen; die Nachricht vom Fall Trojas regt ihr religiöses Gewissen an und erfüllt sie mit Schrecken über die mächtige Hand der Götter, die auch die Frevel des Atreidenhauses rächen werden; vor der Königin aber demütigen sie sich, das Allzumenschliche behält die Oberhand in den kraftlosen Greisen, die denn auch ratlos hin- und herschwanken, während der König ermordet wird; sein Tod aber rüttelt sie auf und sie wagen es, der Mörderin und ihrem Buhlen gegenüber die ewige Macht der Götter, ihre strafende Gerechtigkeit zu preisen; dann freilich ziehen sie sich, wie es dem Chor geziemt, wieder in ihre Passivität zurück und überlassen dem Orestes den Vollzug der Rache.

Im Gegensatz zu Äschylos hält Sophokles an der apollinischen Staatsreligion und ihren Weissagungen fest. Aber er verlangt eine völlige innerliche Durchdringung dieses Glaubens, auf daß der Mensch 'des Gottes voll' werde; er zeigt uns Aias, der durch seinen Trotz gegen den Willen der Götter zugrunde geht, Philoktetes, der ihnen seinen Trotz aufopfert, Elektra und Anti-

gone, die bereit sind, alles hinzugeben, auch Leben und weibliche Zurückhaltung, um den Willen der Himmlischen zu vollziehen. Das ist nicht die Art der großen Masse, die treu an den Zeremonien hängt und im übrigen keine Konflikte zwischen den Forderungen des Alltags und denen der Götter kennt oder sie doch geschickt zu umgehen weiß. Und darum blickt Sophokles als religiöser Individualist mit unverhohlener, aber fein ausgedrückter Ironie auf seinen Chor herab, der aus anständigen Bürgern, auch wohl aus Priestern besteht und nicht in den Ton des Pöbels verfällt, wie der roh-mitleidige und roh-egoistische Bote in der 'Antigone', aber doch wie dieser von den Philisterinstinkten Furcht und Hoffnung regiert wird. Für jene Doppelheit, die uns die Heldengestalten des Dichters so menschlich, so lebendig erscheinen läßt, hat der Chor kein Verständnis; den Kampf in der Seele Philoktets zwischen Nächstenliebe und trotziger Rechtforderung kann er nicht begreifen, und Antigone ist ihm nur ein Sproß des Labdakidenhauses, das sich immer gegen göttliches und menschliches Recht verging; denn daß eine Forderung des Herrschers, Kreons, irgendwie auch dem göttlichen Willen entsprechen muß, erscheint ihm klar; sollte das aber nicht der Fall sein, so ist es jedenfalls bequemer der zeitlichen Macht zu gehorchen als der überweltlichen und ein Zeichen von Anmaßung, von jener menschlichen Tollkühnheit, der wir die Beherrschung der Natur, aber auch unendliche Trübsal verdanken, wenn man religiöser sein will als der König selbst. Am allerwenigsten aber kann dieser Chor begreifen, daß Antigone, die zum Äußersten entschlossen ist, doch angesichts des Todes zusammenschaudern kann: 'du hast es ja so gewollt' ist die letzte Weisheit dieser Masse, die kein zwiespältiges Wollen kennt, weil der Trieb zum Leben das sittliche Selbstbewußtsein, wo es überhaupt existiert, zum Schweigen zu bringen pflegt. So versteht der Chor auch einen Hämon nicht, dessen Gerechtigkeitsgefühl freilich durch das persönliche Gefühl der Liebe für Antigone gesteigert, nun aber doch zu selbständigem Leben erwacht ist, und kann nach dem Abgang des braven Jungen nur ein Lied über die verblendende Macht des Eros singen; ihren Gipfel aber erreicht diese ironische Charakteristik bei der sehr äußerlichen Bekehrung des Kreon, wo der Chor in einem Tanzliede seiner Freude darüber Ausdruck gibt, daß nun alles wieder gut sei: er ahnt nicht, daß die Götter lange warten und dem Sünder Zeit zur Umkehr oder zum Erstarken in seiner Selbstheit vergönnen, dann aber die Schuld unerbittlich einfordern, wie es denn auch hier geschieht. Dann aber findet er sich mit der Anpassungsfähigkeit des Philisters schnell in die neue Lage; sein Denken bleibt äußerlich: die 'großsprecherischen Reden' des Kreon haben ihn gestürzt; der tiefere Sinn des Ganzen bleibt diesem Chor verborgen; er ist hier, wie im 'König Ödipus', die 'feige Masse, die man verachten muß' (v. Wilamowitz-Möllendorff). Haben doch auch die Priester von Kolonos nicht so viel Herz im Leibe, um dem Unglücklichen beizustehen, dem erst Theseus ein Asyl eröffnet. Immerhin gehört hier der Chor notwendig mit in das Drama hinein, nicht als Faktor der Handlung, sondern der Charakteristik, als Folie des Helden, ohne deren Mitwirkung der tiefere Sinn des Ganzen nicht klar genug hervorträte.

Viel loser dagegen ist der Chor bei Euripides mit der äußeren und inneren Handlung verbunden, wie Aristoteles (Poet. 18) richtig erkannt und im reaktionären Sinn getadelt hat. Der Dichter ist nicht in dem Sinne Individualist wie Sophokles oder Goethe; gleich Schiller sieht er überall psychologische Übergänge und traut dem gemeinen Manne die Kraft zu, sich zur Heldengröße zu erheben, wie denn der Bauernstand seine volle Sympathie besitzt. Dennoch hindern ihn seine durch die Tradition geforderten Stoffe an der Durchführung seiner Prinzipien, obwohl Theseus in den 'Schutzflehenden' eigentlich nicht als König, sondern als echter und rechter republikanischer Bürger spricht, Phädra als athenische, unverstandene Modedame in engste Verbindung mit ihrer Kammerfrau treten muß und diese eine Rolle spielt, die bei den Boten und Dienern des älteren Dramas unerhört war; und die Begleiterinnen der 'Medea' vollends sprechen doch ihren sittlichen Abscheu gegen den Kindermord mit einer Unverhohlenheit aus, die der Chor sich in früheren Zeiten, wenigstens dem Helden gegenüber, niemals herausgenommen hätte. Dieser Lockerung der Disziplin des Chors, wenn ich so sagen darf, entsprechen formelle Neuerungen, wie seine Verdoppelung im 'Hippolytos', wo der Held noch einen Nebenchor mit sich führt, ferner die gelegentliche Teilung in Parteien, endlich die losere Einführung etwa der Frauen in der 'Iphigenie in Aulis', die mit der Handlung gar nichts zu tun haben und nicht das Gefolge eines Fürsten bilden, sondern einfach herbeigekommen sind, um sich die Kriegsrüstungen anzuschauen; vor allem gibt der Chor einen Teil seiner lyrischen Tätigkeit, wozu bei den früheren Dramatikern schon bescheidene Ansätze gemacht waren, an die eigentlichen Hauptpersonen ab; bisher war ihm noch im großen und ganzen die gefühlsmäßige Ausschöpfung der Situation vorbehalten geblieben, doch konnte er schon das Seelenleben einer Antigone nicht mehr recht interpretieren. Immer mehr gewöhnen sich jetzt die Darsteller daran, selber im Gesang ihre höchst individuell gewordenen Stimmungen zu offenbaren, die Lieder *ἀπὸ σκηνῆς* mehren sich zusehends. Um so weiter entfernen sich dementsprechend die Gesänge des Chors von der eigentlichen Handlung. Was lag näher, als daß der Chor wieder in den Dienst des Dichters trat und sehr allgemein gehaltene Ausführungen über das Glück einer kinderlosen Ehe (Medea), über die Gefahren einer Doppelheirat (Andromache) u. s. w. vortrug, Erzeugnisse des gemeinen Menschenverstandes, dem aber der Dichter ja nicht ohne Respekt gegenübersteht. Daß diese Verallgemeinerung oft ins Flache verfällt, indem z. B. auf die Schicksale des Atreidenhauses angespielt wird, wo von sehr persönlichen Erlebnissen der Helene die Rede ist, versteht sich von selber; die mythologischen Parallelen, in der älteren Tragödie als stimmungerweckende und spannende Hinweise auf die Macht der Götter verwendet, werden nun ganz äußerlich herangezogen, wie denn auch die ganz kurzen Trimeterreihen, die der Dichter dem Chor nach längeren Ausführungen der Hauptpersonen in den Mund zu legen pflegt, recht banale und allgemeine Wahrheiten enthalten, die von den Sprechenden kaum oder gar nicht beachtet werden. Hier am ehesten könnte man von einem 'idealisierten Zuschauer reden, der dem empirischen voraus-

empfindet'; aber organisch ist eine solche direkte Beeinflussung des Zuschauers nicht, von der tieferen Motivierung der allgemeineren Ausführungen, die Äschylos angewandt hatte, ist keine Rede mehr. Dem Dichter ist der Chor unbequem, er muß ihn notdürftig zu beschäftigen suchen, das ist alles. Als sich das Seelenleben der dramatischen Figuren so individuell gestaltete, daß seine Interpretation durch die Masse als Profanation erscheinen mußte, als das Publikum so weit erzogen war, um das Kunstwerk als solches zu verstehen und sich mit einiger Abstraktion in den Geist des Ganzen zu versetzen, als schließlich die Handlung aus der Öffentlichkeit der Staatsaktion in die Abgeschlossenheit des Bürgerhauses herabstieg, da mußte der Chor von selber verfallen; im spätesten Trauerspiel, wie uns Aristoteles berichtet, mühselig fortgeschleppt, wurde er in der jüngeren Komödie, die ja der eigentliche Erbe des alten Trauerspiels ist, entweder kurzer Hand über Bord geworfen, oder, was neuerdings Körte wahrscheinlicher zu machen gewußt hat (Neue Jahrbücher V 81 ff.), als bloßes Dekorationsmittel verwandt. Hier brauchte man nicht den Chor und auch nicht, was innerlich daraus geworden war, das Volk.

Anders freilich in der älteren Komödie, bei Aristophanes, unter dessen Händen der Chor zu einem Proteus wurde, der nicht nur die abenteuerlichsten Masken annahm, sondern sich auch für die mancherlei Nebenzwecke, die dieser Dichter nun einmal mit seinen Dramen verfolgte, mannigfach verwenden ließ. Belehrung und Belustigung sind die vornehmsten; der letzteren dienen die phantastischen Kostüme, die unanständigen Witze, beiden zugleich der Hohn und Spott, den der Künstler, selber von utilitaristischer Philisterei nicht ganz fern, gegen alle Neuerungen auf philosophischem wie sozialem Gebiete richtet, wobei er den Strebenden und den Streber zugleich trifft. Direkte Belehrungen aber spendet der Chor, in der freieren Art des Lustspiels, gleichsam mit romantischer Ironie die Illusion durchbrechend, in den Parabasen, die ja geradezu an das Publikum gerichtet sind. Indirekte Belehrung gibt er da, wo er selber als handelnde Partei auftritt, wie in den 'Vögeln', die das athenische Volk in seiner Flatterhaftigkeit und Leichtgläubigkeit abbilden, oder in den 'Wolken', wo uns der Dichter ein schönes Stück Charakterentfaltung in einer, freilich recht einheitlich gehaltenen Masse, vorgeführt hat. Zunächst auf die Beschwörung der nebulistischen Sophisten eingehend, enthüllen sich die Wolken allmählich als folgsames Werkzeug der Götter, indem sie ihre Verehrer ad absurdum führen. Während aber dieser Chor einheitlich wirkt, ist derjenige der 'Lysistrate' geteilt; Männer und Frauen operieren gegeneinander; immerhin sind es doch die Geschlechter, die zu Worte kommen, wir haben es weniger mit Individuen als mit Typen zu tun; Typen aber werden besser durch einzelne als durch viele Figuren bezeichnet, und je typischer das spätere Lustspiel wurde, wie wir es in den Nachahmungen des Plautus und Terenz studieren können, um so mehr konnte der Chor wegfallen; tat doch schon der politische Druck, der die Behandlung öffentlicher Fragen verwehrte, das Seinige. Dazu kam das allmähliche Erlöschen des politischen Gewissens, das in Aristophanes noch so mächtig regsam gewesen war: das öffentliche Leben flößte tieferen

Geistern Ekel ein, ein Menander betrachtete es wohl mit dem ihm eigenen ironischen Lächeln.

Der Chor aber, der auf der lebenden Bühne verschwunden war, mußte, je unproduktiver die Zeiten wurden, allmählich auf dem Wege der Gelehrsamkeit wieder bekannt werden; das spätrömische Deklamationsstück des Seneca, diese entartete Tochter der attischen Tragödie, hat ja den Chor wieder verwandt. Die Einführung ist aber ganz äußerlich, die handelnden Personen kümmern sich kaum um ihn, seine Moralisationen sind direkt an das Publikum gerichtet. Er dient, was seine Funktionen auf der Bühne anlangt, nicht mehr als Folie der Hauptfigur, sondern wirklich nur als Begleitung, die den äußeren Glanz des Auftretens erhöht. So kommt es denn, daß die bei den Griechen nur schüchtern versuchte Teilung bei Seneca öfters angewandt wird und z. B. im 'Agamemnon' jede Hauptperson einen Chor mit sich führt. Fiel der Chor aber einmal ganz fort, wie in der 'Thebais' ('Phoenissae'), so ergab sich durchaus keine fühlbare Lücke in der Handlung.

Bei aller Ärmlichkeit der dichterischen Begabung war dem Seneca doch ein reiches literarisches Nachleben in jenen Zeiten und Kreisen der Renaissance vorbehalten, die nicht in der Lage waren, die Überreste aus dem Altertum nach ihrem wahren Werte einzuschätzen, zumal ja der Bombast und äußere Prunk seiner Stücke der eitlen Äußerlichkeit der exklusiven Humanisten entgegenkommen mußte.

Ziemlich der erste Versuch, einen von den Alten noch nicht behandelten Tragödienstoff in die Form des modernen Dramas umzugießen, ist die 'Sophonisbe' des Italieners Trissino (1515). Natürlich ahmt er seine Vorbilder so ängstlich nach, daß er auch einen Chor von Jungfrauen der Heldin einführt, der wie bei Euripides kleine Meldedienste versieht, aber ein wirkliches Eingreifen in die Handlung auch in der Stunde äußerster Gefahr nicht wagt, sondern nach jeder Wendung zum Besseren laut aufjubelt, nach jeder beängstigenden Nachricht die Luft mit seinen Klagen erschüttert. Die Themata seiner Lieder sind die gleichen wie im späteren Altertum, von der Allmacht der Liebe u. s. w. Auch bei Trissinos Nachfolgern, bei Giraldi, Sperone und anderen bleibt es bei Klagen über die Unbeständigkeit des menschlichen Glückes, Begrüßungen der aufgehenden Sonne (frei nach der 'Antigone') u. ä. Hier und da werden auch die Chorgesänge, wie in der 'Candace' des Sperone, nicht ausgeführt, sondern der Improvisation überlassen. Nur der geistvolle, kühne Pietro Aretino hat in seiner 'Orazia' den Versuch gemacht, der alten Form wirkliches Leben einzuhauchen; neben dem aus Allegorien bestehenden 'Chor' der Zwischenspiele führt er zum erstenmale wirkliches römisches Volk auf die Bühne, das unisono oder durch einen Sprecher vertreten seinen Gesamtwillen zu erkennen gibt. Von einer Belebung durch Differenzierung ist freilich auch da noch keine Rede.

Dieser Fortschritt sollte in Frankreich gemacht werden, und zwar zur Zeit der Pléjade, die gegen die mittelalterlich-volkstümliche Dramatik streng antike Formen, somit auch den Chor zu Felde führte. Während dieser aber noch

in der 'Cléopâtre' des Jodelle (1552) sich mit blassen Moralisationen und mythologischen Parallelen zu den Vorgängen auf der Bühne begnügt, geht Grévin in seinem auf Muretus zurückgreifenden Drama: 'La Mort de César' (1558) über die Technik seiner Zeitgenossen weit hinaus, und die Vorrede beweist, daß er sich seiner Neuerung bewußt war. Während in seiner Vorlage die 'cives Romani' mit unwahrscheinlicher Inkonsequenz bald den Tyrannenmord billigen, bald dem Mörder ihren Abscheu aussprechen, führt Grévin wirkliche Soldaten vor, die zwar in ihrer amtlichen Stellung von dem Systemwechsel nicht berührt werden, am Schluß aber wirklich in die Aktion eintreten, indem sie auf die Anrede des Brutus eisiges Schweigen bewahren, nach den Worten des Antonius dagegen in lauten Beifall ausbrechen, so daß wenigstens für die ideale Fortführung der Handlung ein Fingerzeig gegeben wird. Auf diesem Wege gehen die großen Klassiker nicht weiter; freilich bilden sie einen gewissen Realismus aus, aber dieser ist an das höfische Leben unter Louis XIV. gebunden; auch bei Corneille erscheinen Fürsten und Gewaltige, wie im antiken Drama; aber ihr Wirken spielt sich nicht mehr unter freiem Himmel, sondern in ihrem Palaste ab; die Bühne wird zum Salon; auch sie bedürfen auf ihrer Höhe der Aussprache, aber sie können sich nicht an die Massen wenden, sondern nur an eine einzelne Person; der 'confident' des französischen klassizistischen Dramas ist gleichsam der konzentrierte Chor, wie seine Zeichnung beweist; durchaus nicht so farblos und unpersönlich, wie eine voreingenommene Unkritik ihn zu verspotten liebt, zeigt er doch immer vor allem die Instinkte des Volkes, des Dieners, Treue bis zum Tod, Verschwiegenheit, Mitleid und Hilfsbereitschaft, doch fehlen auch treulose, verräterische Vertraute nicht; die Vereinzelung bedingt eine gewisse Differenzierung, selbst nach der intellektuellen Seite hin; ihre geistigen Fähigkeiten sind bald hoch, bald gering entwickelt, je nach der Zeichnung des Helden. Und während dieser in einem Konflikt zwischen ritterlicher Pflicht und reinmenschlicher Neigung mitten inne steht, sind sie meist auf einen Zug, gewöhnlich auf den des Allgemein-Menschlichen gestellt, den sie denn wohl auch im Helden zu verstärken suchen. Je höher die führende Person, je vornehmer der Vertraute, wie denn der Kaiser Augustus im 'Cinna' den Helden selbst und seinen Nebenbuhler zu Vertrauten hat, deren jeder an eine Seite seines Wesens appelliert, Cinna an seinen Herrschertrieb, Maximus an seine Menschlichkeit. Damit verfolgt zwar jeder seine persönlichen Ziele neben denen der Verschwörung, der beide angehören, aber gerade die Verbindung von Haupt- und Nebenzwecken bedingt das reiche dramatische Leben, das uns den Mangel an äußerer Handlung in den Tragödien des Corneille einigermaßen übersehen läßt. Nicht viel anders Racine, in dessen 'Britannicus' ein Vertrauter, Narcisse, geradezu die Rolle des Intriganten übernimmt und Neros Erzieher Burrhus so gegenübertritt, daß beide wiederum als Anwälte der streitenden seelischen Grundrichtungen des unentschlossenen Kaisers gelten können, während sich die harte Agrippina mit einer Vertrauten, der ziemlich farblosen Albina begnügen muß. Und doch hat Racine in seinen Alterswerken den Chor wieder aufgenommen. Aber dieser

bleibt hier nicht, wie in der italienischen Renaissancetragödie, ein äußerliches Schmuckmittel, sondern wird in 'Esther' und 'Athalie' mit dramatischem Leben erfüllt. Die tiefe, religiöse Überzeugung von dem Schutze gottbegnadeter Obrigkeit durch den Höchsten konnte in den eigentlichen Führern der Handlung, z. B. in einem Oberpriester nur dann wahrhaft dramatisch wirken, wenn sie sich gleichsam als treibende Kraft, wie etwas Selbstverständliches bewährte; das Publikum der Zeit aber konnte sich in diese Gedankenreihen und Gemütslagen nicht ohne weiteres hineinversetzen, hier bedurfte es der Vermittelung, und diese übernimmt in ähnlicher Weise wie bei Äschylos der Chor; nicht in direkter Belehrung, sondern indem er, durch die Bühnenvorgänge angeregt, sein Gefühl frei ausströmen und damit auf den empfänglichen Zuschauer mit übergehen läßt, wozu natürlich die Hauptpersonen keine Zeit gehabt hätten. Der modernen Forderung größerer Lebendigkeit aber wird auch hier durch die Teilung des Chors entsprochen, so daß nacheinander Stimmen der Angst und der Hoffnung zu Worte kommen und sich schließlich in dem Ausdruck des Vertrauens auf den Höchsten vereinigen können.

Ganz anders verlief die Entwicklung in Spanien. Hier stand die volkstümliche Dramatik, wie sie sich aus den kirchlichen Spielen des Mittelalters im Verein mit volkstümlichen Übungen, dramatischen Scherzen u. s. w. allenthalben entwickelt hatte, in einer Blüte, der das von Italien her eingeführte Humanistendrama keinen Abbruch tun konnte: und anderseits war die soziale Kluft zwischen Volk und Grandezza durchaus nicht so tief, wie in Frankreich; der Bauer hatte an der Seite des Ritters gegen die Ungläubigen gefochten und hielt ebenso ängstlich auf die Reinheit seines Blutes und seiner Ehre wie dieser, suchte auch den sich entwickelnden Kastengeist stets im demokratischen Sinne zu bekämpfen. Die Dichter aber stehen mit ihrer Sympathie in der Mitte zwischen beiden Schichten, wie sie ja meistens dem neutralen Klerikerstande angehören; der 'gracioso' dient mit seiner Gefräßigkeit und Prahlerei als Folie des Helden, dessen Überspanntheit er doch wieder häufig genug durch seine hausbackene Pfiffigkeit persifliert. Er hatte sich in den Herzen seiner Mitbürger eine Stellung erobert, aus der er am allerwenigsten durch den Chor zu verdrängen war. Anderseits spielen die Staatsaktionen des spanischen Dramas sich nicht im Salon, sondern zum großen Teil unter freiem Himmel ab, mit häufigem Szenenwechsel, denn der Spanier will sehen; so muß denn der hohe Herr mit dem Volk in Berührung kommen, und der kräftige Realismus, der Zug nach Lebendigkeit, der dem Spanier eigen ist, litt hier keine statistenhafte Verwendung der Nebenfiguren; wir können nun nicht feststellen, ob der Chor der wenigen spanischen Regeldramen mit eingewirkt habe wie bei Aretino und Grévin, oder ob der Übergang rein spontan erfolgte, genug, bei Lope de Vega, dem genialsten Interpreten des spanischen Nationalgeistes, tritt das Volk handelnd auf die Bühne. Ja, gewisse Konflikte, wie sie sich im täglichen Leben zwischen dem herrschsüchtigen Granden und dem unabhängigen Bauern oft genug ergeben, meist aber mit Stillschweigen übergangen werden mochten, begriff er in ihrer hohen dramatischen Bedeutung; in seiner Komödie

'Fuente Ovejuna' zeigt er uns die Revolte des im Titel genannten Dörfchens gegen den rechthaberischen, die Freiheit der Bürger und die Ehre ihrer Töchter bedrohenden Großkomtur des Ordens von Calatrava, einen wirklichen Volksaufstand im Sinne von Gerhart Hauptmanns 'Webern', wo denn der allgemeine Unwille sehr geschickt auf einzelne Kränkungen bestimmter, scharf charakterisierter Persönlichkeiten zurückgeführt wird, die doch wieder so viel gemeinsame Züge aufweisen, daß sie alle zuletzt mit gutem Gewissen schwören können, nicht dieser und jener habe dem stolzen Gebieter den Garaus gemacht, sondern die Gemeinde Fuente Ovejuna. Im übrigen werden aber Massencharakteristiken im spanischen Drama mehr in die Nebenhandlungen verwiesen, wie in dem 'Weber von Segovia' des Alarcon, wo uns eine Räuberschar ähnlich wie in Schillers Jugenddrama vorgeführt wird. Der strenge Individualist Calderon freilich wäre zur Verherrlichung einer Empörung der Massen nicht im stande gewesen. Sein 'Richter von Zalamea', übrigens durch ein Werk von Lope angeregt, ist eben nicht der einfache Bauer, sondern eine starke Persönlichkeit, die sich durch ihren inneren Wert weit über ihre Umgebung, ja über die nächsten Angehörigen erhebt und sich mit eherner Konsequenz ihr Recht verschafft, schließlich aber doch, trotz ihres unzweifelhaften Rechtes, einem leisen Tadel nicht entgeht. Wo aber das Volk in der Masse sich gegen den Regenten empört, sei es auch gegen einen Tyrannen zugunsten des eigentlich berechtigten Herrschers, da werden die Rädelsführer mit unverhohlener Freude dem Gericht überliefert, wie in der 'Tochter der Luft' und im 'Leben ein Traum'. So war denn bei Calderon geradezu ein Rückfall in die antike Technik möglich: in seinem Herodesdrama z. B. ('Eifersucht das größte Scheusal') treten Männer- und Frauenchöre mit freien Hymnen auf, die aber ebensogut fortfallen könnten. Der Chor ist so blaß wie das Volk z. B. in der 'Zenobia', wo es sich bloß hinter der Szene vernehmen läßt. Die allmähliche Ausschließung des Volks führte zur Vereinsamung und schließlich zum Verfall der Kunst wie des nationalen Lebens in Spanien überhaupt.

Stärker als dort zeigte sich der Einfluß der antiken Bühne in England, ohne doch die volkstümliche Produktion hier in dem Maße verdrängen zu können wie in Frankreich. Neben der streng klassizistischen Richtung läuft im lateinischen, wie im Drama der Nationalsprache von vornherein eine mehr volkstümliche Kunstübung her, welche letztere alsbald die lustige Person, den literarischen Erben des 'Vice' in den alten Moralitäten, mit übernimmt. Aber auch in den Stücken der klassisch gebildeten Juristen bricht eine moderne Gestaltung allmählich durch; während in der Historie 'Gorboduc' (1561) der Chor noch durch vier ganz und gar außerhalb der Handlung stehende alte, weise Männer vertreten ist, die vor allem moralische Belehrungen ausstreuen wollen, wird der Tragödie 'Gismond of Salern', die in der älteren Fassung durch einen steifen, moralisierenden Chor verunziert ist, in der späteren Bearbeitung von Wilmot reicheres Leben auch in diesen Teilen verliehen, indem der nunmehr aus Jungfrauen zusammengesetzte Chor bei Gismonds Selbstmord den Vater zu Hilfe ruft, also doch wenigstens die Handluug fortführen hilft. Im

allgemeinen aber war der Chor doch dazu bestimmt, dem Publikum die richtige Stellungnahme gegenüber dem Stoffe zu ermöglichen, wozu ja damals ebenso gut eine Nötigung vorliegen mochte wie im frühen griechischen Altertum. Und Pikeryng, der in seinem Orestesdrama die große Tat des Muttermordes verherrlichen wollte, um zur Rache gegen eine andere Gattenmörderin, Maria Stuart, aufzureizen, mußte durch allerlei Beiwerk das Publikum seinen Ansichten geneigt zu machen suchen. Da treten denn nicht bloß Allegorien, wie Truth und Dewty, sondern auch Vertreter der Nobelles und Commons auf, um über die Tat zu beratschlagen: mit Hilfe des klassizistischen Chors dringt das Volk auf die englische Bühne. Mehr allgemein moralisierend zeigt sich der Chor wieder in 'David und Bathseba' von George Peele, während Shakespeares genialer Vorgänger, Marlowe, ihn als Interpreten seiner Gewaltmenschenmoral nicht brauchen konnte, sondern im Prolog seines 'Juden von Malta' Macchiavelli selber auftreten ließ. In seinem 'Faust' freilich erscheint ein Chor, aber nur, um die großen Lücken der dramatischen Handlung notdürftig zu verdecken und zu erzählen, was sich nicht in dramatisches Leben auflösen ließ. Hierzu hat dann Shakespeare später einfach allegorische Figuren, wie die 'Zeit' im 'Wintermärchen' verwandt. Er scheidet sich auch sonst von Marlowe. Entrückt dieser seinen Tyrannen 'Tamburlaine' in weltferne Höhen, wohin der Pöbel nicht nachfolgen kann, so denkt Shakespeare weit historischer und weist schon in seinem Jugendwerke 'Titus Andronicus' nachdrücklich auf das Volk hin, das zwar nicht den Ausschlag gibt, aber doch mit in Rechnung gezogen werden muß. Freilich ist Shakespeare viel zu sehr Renaissance-Mensch, als daß er dem Volke in irgend einem seiner Dramen eine Rolle vergönnte wie Lope in 'Fuente Ovejuna'; so liebevoll er seine Nebenfiguren, diese Boten, Soldaten, Wächter u. s. w. ausstattet, sie bleiben doch immer ganz erheblich hinter seinen eigentlichen Hauptfiguren zurück, insbesondere zur Zeit seiner dichterischen Reife. Das Volk ist zu einer wirklichen, bedeutsamen Handlung einfach unfähig; wo es sich in der Masse regt, kommt die Bewegung nicht aus ihm heraus, sondern ist durch andere entfacht und nimmt schließlich stets ein böses Ende. Denn das Volk handelt niemals mit Überlegung; nur im 'Coriolan' lassen sich überhaupt warnende Stimmen vernehmen, die aber bald vom Gebrüll der Leidenschaft übertönt werden; im übrigen folgt man einfach dem einmal geweckten Gefühl, das sofort lawinenartig anwächst nnd bei der Enge des menschlichen Bewußtseins das gesamte Vorstellungsvermögen unterbindet, den Willen aber zu seinem Knechte macht. So kann ein Schurke wie Cade, wenn er nur über das nötige Selbstbewußtsein und eherne Konsequenz verfügt, die Menge nach Belieben lenken; sie läßt sich alsbald beherrschen, denn die Freiheit ist nur ein Trugbild, das ihrer Herrschsucht schmeichelt; im übrigen sagt ihr der Instinkt, daß sie als Herde eines Leiters bedürfe: sie fällt dem zu, der ihr schmeichelt oder der ihr Mitleid in Anspruch nimmt, denn auch dieses ist nichts anderes als eine sehr billige Äußerung ihres Herrschtriebes. So kann Antonius die Römer sofort nach seinem Willen lenken, indem er an ihre Tränendrüsen appelliert und Cäsars Weichherzigkeit schildert. Eben noch hatten

sie Brutus zugebrüllt: 'Sei du unser Cäsar', was ihre völlige Verständnislosigkeit für die politische Lage bewies; jetzt jubeln sie dem Antonius zu, der sie noch bei ihrer Habgier zu packen weiß, indem er von Cäsars Testament berichtet. Die einmal erwachte Bestialität will sich austoben: mit einem gewissen furchtbaren Humor fallen die Aufrührer in 'Heinrich VI.' über ihre Opfer her; berechtigte Einwände werden überhört, andere Vorstellungen so umgebogen, daß sie zur Vergröberung der Leidenschaft beitragen. Prächtig die Szene zwischen dem römischen Pöbel und dem Dichter Cinna; daß er mit den Verschworenen nichts zu tun habe, beachtet man gar nicht; daß er Dichter ist, wird schnell mit aufgegriffen und zur Anklage gestempelt: 'Zerreißt ihn für seine schlechten Verse.' In die Nachtseiten der menschlichen Natur hat der Dichter tiefe Blicke getan; er schildert sie in solchen Massenszenen entsetzlicher als in den Taten eines Richard III.; aber von der eigentümlichen Großartigkeit dieser Heldenfiguren verleiht er dem Volke gar nichts, weder im 'Heinrich VI.', noch im 'Julius Cäsar' oder im 'Coriolan'. Er ist von seinen Standesvorurteilen so wenig losgekommen wie von seiner nationalen Auffassungsweise, wie er denn die Römer genau so schildert wie den englischen Mob. Um so moderner ist seine Technik in der Charakteristik: er läßt nicht, wie Aretino, alle Bürger zusammen schreien, sondern gliedert das Ensemble, indem er z. B. die allmähliche Umstimmung des Volkes durch Antonius in den mannigfach wechselnden, dabei immer einem bestimmten Ziele entgegeneilenden Zurufen der Einzelnen andeutet. Die einzelnen Sprecher aber sind auf irgend einen besonderen Charakterzug gestellt, sie sind nicht mit jener Fülle ausgearbeitet, die wir doch etwa an einem Cade bewundern, der eben aus der Menge heraustritt und zur Persönlichkeit wird. Die vollständige Rundung der Nebenfiguren bis in die Vertreter des Volkes hinein sollte unseren, freilich auch in diesem Punkte von Shakespeare angeregten, deutschen Klassikern vorbehalten bleiben.

Immerhin läßt sich doch auch bei ihnen eine Anknüpfung an heimische Traditionen feststellen. In Deutschland hatten natürlich wie anderwärts von jeher die volkstümlichen Umzüge der heidnischen Zeit so gut wie die kirchlichen Schauspiele des Mittelalters gemeinsame Gesänge gebracht, aber aus diesen konnte sich kein Chor im antiken Sinne entwickeln. Auch hier mußte er zunächst künstlich wieder erweckt werden durch die Einwirkung des Renaissance-Dramas auf die heimische Produktion. Zwei Gründe waren für die Rezeption der Chöre in das lateinische Schuldrama auf deutschem und niederländischem Boden entscheidend: einmal sollten möglichst viele Schüler beschäftigt werden, anderseits sollte die Moral, die in der Handlung nicht deutlich genug ausgesprochen werden konnte, die in Prologen und Epilogen mehr zu dem Verstande predigte, sich auch in den gesungenen Zwischenszenen dem Gemüt aufdrängen. Diese moralisierenden pueri und puellae treten so völlig aus der Handlung heraus, daß sich z. B. ein Dichter wie Naogeorgius in seinem 'Pammachius' die Ausdichtung der Chorlieder ganz ersparen konnte; nur ganz hervorragende Dramatiker, wie eben unser Kirchmayer und der Nieder-

länder Macropedius geben sich Mühe, die Chöre rollenmäßig zu charakterisieren, ja der letztere läßt gelegentlich eine Teilung nach dem Vorgange des Seneca eintreten, so daß in der 'Andrisca' z. B. trunkene Weiber und ehrsame Matronen einander gegenüberstehen. Wenn aber die letzteren von den Segnungen des Ackerbaues singen und (als niederdeutsche Bäuerinnen!) dabei auf die Hochschätzung dieses Gewerbes bei den alten Hebräern hindeuten, so sehen wir, wie stark der Dichter hinter dem Schulmeister zurücktritt. In den deutschen Schuldramen des XVI. Jahrh., die auf größere Massen, nicht bloß auf die Schüler, wirken sollten, tritt das erbauliche Element noch stärker in den Vordergrund. Die Chöre stehen hier fast nur noch als Beauftragte des Dichters, die dem Publikum Predigten halten; am ehesten hat es noch Rebhun in seiner 'Susanna' verstanden, die Chorlieder in etwas engere Verbindung mit dem Dargestellten zu setzen, indem z. B. nach einer Vorführung der ungerechten Richter von der Welten Lauf gesungen wird, wo Macht vor Recht geht. Hier scheint der Chor sogar, ganz ausnahmsweise, einmal in die Handlung einzugreifen, wenn er in der schwierigsten Lage der Heldin Hilfe von Gott fordert, worauf sich Daniel als 'Deus ex machina' einstellt; aber eine wirklich dramatische Handlung, ein Wirken gegen Figuren des Dramas ist auch da nicht zu finden. Etwas weiter geht ein Schweizer Dramatiker, Bullinger, der in seiner 'Lucretia' das echt republikanische Thema der Tyrannenvertreibung behandelt; da tritt denn wirklich das Volk auf; aber es spricht nicht als Masse, sondern ist in Gruppen zerlegt, deren jede ihren Sprecher hat. Schließlich folgt dann die Bühnenweisung: 'Hie vertrybend sy den künig'. Das Volk ist hier wirklich für den Chor eingetreten, als Beobachter und Beurteiler der Handlung, in die es zuletzt, wenn auch recht äußerlich, eingreift. — Gleichzeitig drang das Volk unter anderen Formen in das Drama der Meistersinger ein, das, in stärkerem Zusammenhang mit den altheimischen Formen volkstümlicher Dramatik, vom antiken Chor nichts wissen mochte. Wie aber in den geistlichen Spielen des Mittelalters derbe Komik mit ernster Handlung abwechselte, so schob Hans Sachs gern Rüpelspiele in seine 'Tragödien' ein, die den Zuschauer sich zeitweilig von seiner Rührung und Aufregung erholen ließen. Ähnliches aber hatten die Engländer schon viel früher versucht, und wenn Shakespeare die Mischung von ernster und heiterer Stimmung mit bewußter Virtuosität gepflegt hatte, so war seine Kunstübung in den Händen der 'Englischen Komödianten' doch bedenklich verroht, die nun über den Kanal nach Deutschland eindrangen und sich des volkstümlichen Dramas annahmen.

Vielleicht hätte ein dramatisches Genie das Volk im deutschen Drama aus diesen ersten Anfängen zu tieferer Bedeutung führen können; vielleicht auch nicht, denn die eigentliche Blütezeit des deutschen Volksgeistes ging ja rasch vorüber, der Dreißigjährige Krieg kam mit seinem unendlichen Jammer. Die Poesie aber lehnte sich, wenigstens in den herrschenden Schichten, die nun durch eine tiefe Kluft vom großen Volk getrennt wurden, an ausländische Muster an, vornehmlich wieder an die klassizistische Manier, die zunächst durch holländische, später durch italienische Vermittler dargereicht wurde. Andreas

Gryphius ist vornehmlich bei J. v. d. Vondel in die Schule gegangen. Die holländischen Meistersinger aber, die Rederijkers, hatten viel stärkere formale Einwirkungen seitens des antiken Dramas erfahren, als ihre deutschen Brüder. Schon zur Zeit Hoofts wird der Chor im Drama gern verwandt, bei Vondel aber regelmäßig nach den Aktschlüssen eingeführt, auch nach Senecas Manier geteilt, so daß z. B. in dem politischen Tendenzdrama 'Palamedes' nicht weniger als vier Chöre auftreten, von denen einer die Gefolgschaft des Helden darstellt, zwei andere seiner Gegenpartei innerhalb des griechischen Lagers angehören, während der vierte, die troischen Mädchen, nur dazu dient, die Freude der Landesfeinde über die inneren Zwistigkeiten im griechischen Heere auszudrücken. Diese 'Reien' sprechen nun ganz aus ihrer jeweiligen Rolle heraus, der Dichter erteilt seine Belehrungen nur indirekt, und wenn z. B. die Scharen des Odysseus und Agamemnon ein Loblied auf das unerbittliche Schicksal, das heißt auf die Prädestination im Sinne der Reformierten singen, so hätte sich der Dichter, der später katholisch wurde, natürlich nimmermehr mit diesen Äußerungen identifizieren können. Dennoch greift der Chor niemals selbständig in die Handlung ein, das Gefolge des Palamedes wagt nicht das Geringste zur Befreiung seines Führers, was uns moderne Menschen wunderlich genug berührt. Vondels deutscher Schüler nun, Andreas Gryphius, folgt seinem Vorbilde vor allem in äußerlich formeller Hinsicht, wie er denn gern die 'Reihen' in 'Satz, Gegensatz und Zusatz' gliedert. Freilich nehmen seine Chöre zuweilen stärker an der Handlung teil, indem z. B. dem Kaiser Leo Armenius mitten im dritten Akte des gleichnamigen Dramas ein Schlummerlied gesungen wird, im allgemeinen aber entfernen sie sich so weit von der eigentlichen Handlung, daß sie nur noch als Apostrophen an das Publikum, nach Art des deutschen Schuldramas, bezeichnet werden können; ihr Inhalt, z. B. die Warnungen vor der Unbeständigkeit des Glückes, beweist die auch sonst zur Genüge bekannte Vertrautheit des Dichters mit den alten Tragikern. Wirkliche Volksszenen vermeidet er durchaus, auch in einer politischen Tragödie wie im 'Carl Stuart'; dagegen hat er es nicht verschmäht, in der Art des Hans Sachs, die aber auch den Niederländern bekannt war, ernste und komische Handlungen miteinander zu verflechten, vornehme und bäuerische Personen durcheinander auftreten zu lassen, wie das Doppelspiel vom 'Verliebten Gespenst und der geliebten Dornrose' beweist. Die zweite Schlesische Schule aber weist nicht auf die ernsten Holländer, sondern auf die sinnlichen Italiener der Spätrenaissance und des Barock, besonders auf die Oper hin; bei Caspar von Lohenstein werden die Chorgesänge am liebsten gleich durch allegorische Handlungen ersetzt, wie z. B. Herakles am Scheidewege, Disputationsszenen im Olymp u. s. w., die in sehr loser, oft an den Haaren herbeigezogener Beziehung zur Hauptaktion stehen, dafür aber die Schaulust und Sinnenfreude des Publikums durch Gemälde im Geschmack Bouchers befriedigen und nicht selten in aufdringlichen Komplimenten für die anwesenden Fürstlichkeiten enden. Wo Lohenstein moralisiert, geschieht es mit plumpem Hinweis auf den Zweck: 'Der Nilus malt das Schauspiel schnöder Sachen leicht an Kleopatra uns ab.' Von wirklichen

Volksszenen ist natürlich bei dem blasierten Hofdichter keine Rede. Und die 'Haupt- und Staatsaktionen', an denen sich die mittleren Kreise des Volks vergnügten, konnten hier am wenigsten Wandel schaffen; da war man längst daran gewöhnt, in den ernsten Szenen nur das Schicksal der Könige und Großen dieser Erde, in den heiteren Zwischenspielen die Verspottung des gemeinen Pöbels mitanzusehen. Von einer harmonischen Verschmelzung beider Teile war keine Rede. Diese konnte nur jemand anstreben, der nicht auf das zahlende Publikum in erster Hinsicht angewiesen war und dabei Geschmack genug hatte, um die rohesten Auswüchse der Zeitbühne zu vermeiden. Ein solcher Mann war der Zittauer Schulrektor Christian Weise, dessen Bemühungen um die Hebung des Dramas trotz aller Begrenztheit seines Talents und trotz all seiner Mißgriffe dankbar anzuerkennen sind. Er wagt es, hohe und niedere Personen durch- und miteinander auftreten und jeden in seiner Art reden zu lassen; vor allem aber hat er den kühnen Versuch gemacht, in einem Revolutionsdrama 'von dem neapolitanischen Hauptrebellen Masaniello' das trotzige Volk, freilich unter vielen Entschuldigungen, leibhaftig auf die Bühne zu bringen und die Masse in lebhaften Ensembleszenen zu entfalten. Freilich sind diese Szenen nicht eigentlich vielstimmig, die Menge, die übrigens später ihren ideal gesinnten Führer, als er dem Wahnsinn verfallen ist, treulos verläßt, stößt entweder in Gesamtheit Ausrufe hervor: 'Visitiert das Kloster' u. s. w., oder mehrere Personen sprechen nacheinander mit geringen Variationen denselben Gedanken oder Wunsch aus, oder die Parteien stellen ihre einzelnen Sprecher, die gegeneinander ihren Egoismus bezw. ihren reineren Fortschrittsgedanken ausspielen. Erinnert uns nun der kundige sächsische Schulmeister von fernher an Shakespeare, so verhielt sich Gottsched auch gerade in dem Punkte, von dem hier die Rede ist, durchaus ablehnend gegen den großen Briten. In den von ihm geleiteten 'Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Reredsamkeit' findet sich ein bissiger Hinweis auf 'Julius Cäsar'.[1]) Seine Vorbilder waren vor allem die Franzosen, und bei seinen mittelbaren und unmittelbaren Schülern gibt es weder Chöre noch vor allem Volksszenen im ernsten Drama. Nur die Tragédie sainte macht eine Ausnahme, und in Cronegks 'Olinth und Sophronia' treten Chöre christlicher Jungfrauen aus Jerusalem auf; ihre Vortragsweise ist freilich von der Oper stark beeinflußt, Tutti wechseln mit Rezitativen und Arien ab und der Chor bleibt hübsch passiv und verzieht sich am Anfang jedes Aktes aus Furcht vor dem Sultan, um dann später wieder aufzutauchen. Natürlich zeigen auch Klopstocks biblische und patriotische Undramen den Chor, ohne den das Ganze nicht feierlich genug geworden wäre, und die hohe Stimmung war doch das Beste an diesen Werken. Immerhin, die Chorgesänge der Molochspriester in seinem 'Salomon' sowie der Männerchor, der das Gemüt des zerschlagenen

---

[1]) 'Bald kommen die läppischsten Auftritte von Handwerkern und Pöbel, die wohl gar mit Schurken und Schlingeln um sich schmeißen und tausend Possen machen, bald kommen wiederum die größten römischen Helden, die von den wichtigsten Staatsgeschäften reden.'

Königs durch eine Art von Melodrama aufzuheitern versucht, sie gehören doch zur Handlung und moralisieren nicht zum Nutzen des Publikums. Für die 'Bardiete' aber war der Bardenchor durch die ganze Zeitströmung gegeben. Patriotischer Stolz und heilige Entrüstung gegen die römischen Bedrücker sprechen sich in diesen entsetzlich langatmigen Gesängen aus, die übrigens bald in die Handlung eingreifen, indem sie auf weitschweifige Art Befehle übermitteln, die mit wenigen gesprochenen Worten sich deutlicher ausdrücken ließen, bald aber in rein lyrischer Form die Schönheiten des Ackerbaues, der Jagd und anderer Freiluft-Berufe schildern und somit eigentlich aus dem Rahmen der Handlung heraustreten.

Wie anders Lessing, der Meister der Knappheit; für ihn hat der Chor im antiken Drama die Veranlassung zur Innehaltung der Zeit- und Ortseinheit gegeben, innerlich erkennt er ihm keine Berechtigung zu: sein Griechenstück, der 'Philotas', kann ihn entbehren. Seine großen Dramen aber sprechen entweder, wie der 'Nathan', rein persönliche Dinge aus, die sich nicht vor großer Öffentlichkeit behandeln ließen, oder sie bewegen sich im Rahmen eines Familienstückes, das von vornherein auf Ensembleszenen verzichtet. Immerhin hat Lessing einmal daran gedacht, größere Volksmassen über die Bretter zu führen, und zwar im 'Befreiten Rom', jener Vorstudie für die Emilia Galotti, wo der Lukretiastoff vornehmlich auf Anregungen des Spaniers Montiano hin dargestellt worden wäre. Aber nur bei Brutus, den alle für einen Narren halten, sollte die Schandtat des Tarquinius einen solchen Abscheu erregen, daß er den von Lukretia weggeworfenen Dolch aufhob und den Tyrannen ermordete. Er sollte dann der Masse einen neuen Bändiger in Publicola geben, freilich 'nicht als König, sondern als Berater des Volkes'; der Einzelne handelt, die Masse ist ohne ihn zu nichts nütze: Lessing steht unter der Einwirkung Shakespeares.

Die 'Stürmer und Dränger' aber haben im ganzen diesem ihrem Meister nicht die Kunst der Massenszenen abgelernt. Ihre Dramen spielen sich, auch wenn fürstliche Personen ihre Träger sind, meist im Innern der Familie ab. Die wahren Anforderungen der politischen Tragödie im modernen Sinne hat erst der junge Goethe und, von ihm aufs mächtigste angeregt, Schiller durchschaut. Bei Goethe aber wirkt nicht bloß das Beispiel Shakespeares, sondern vor allem wohl Herders eindringliche Lehre von der Wichtigkeit des Milieus, von der Bedeutung der Massen des Volkes auch für die größte weltgeschichtliche Handlung.

Immerhin hat sich Goethe durch Herders Lehre niemals seinen Glauben an die überragende Bedeutung des Individuums rauben lassen, worin ihn ja die Genielehre seines älteren Freundes noch bestärken mochte. Er rechnet mit der Masse, aber das letzte Wort darf sie bei ihm nicht sprechen. Ja gerade indem er sie dichterisch verkörpert und ihr dabei tief ins Herz schaut, wird ihm die tief erniedrigende Einwirkung der Vielzuvielen klar, die nur am Sinnlichen kleben bleiben und sich dem Aufwärtsstrebenden wie ein Bleigewicht an die Füße hängen. Der 'Mahomet' hätte uns die niederzerrende Wirkung des Volkes auf den Religionsstifter gezeigt, nicht unähnlich jener der Bauernmasse

auf 'Götz von Berlichingen'. Diese ist freilich nur eine Gruppe unter den vielen, durch die der Dichter jene Zeit verkörpert, innerhalb deren und gegen die der Held kämpft; aber mit den Bauern tritt er doch in die engste Berührung. Um wirkliche Freiheit ist es aber diesen Meuterern so wenig zu tun wie ihren Genossen bei Shakespeare. Sie fühlen instinktiv das Bedürfnis, einen Führer zu haben, der geistig über sie hinausragt, sind aber dann, als die Bestie in ihnen erwacht ist, am wenigsten bereit, diesem Führer zu folgen, sobald er mit ihrer Hilfe seine Ideale verwirklichen will; das Ganze endet mit einem gewaltigen Zusammenstoß zwischen Götz und Metzler, dem am stärksten hervortretenden, aber doch wieder nur durch Masseninstinkte charakterisierten Bauernführer. Viel runder und individueller sind die Figuren der Niederländer im 'Egmont' herausgearbeitet; die Nationalität, die provinziellen und ständischen Eigentümlichkeiten werden betont, ohne daß sie doch besonderen dramatischen Wert hätten, die Figuren leben sich mit epischer Behaglichkeit aus; sie sind mit unverkennbarer Liebe gezeichnet und können einem Optimisten wie Egmont Worte der Bewunderung abzwingen; bei alledem aber sind sie doch von vornherein Philister, die gar nicht einmal mehr eines wirklichen Eingreifens in die Aktion gewürdigt werden, sondern nur in sehr zufällige, lose Berührung mit dem Helden treten und, als Alba die Stadt besetzt hat, sich scheu verkriechen, bei Clärchens Rede aber feig davonstreichen, ohne etwas für ihren Liebling zu tun. Die endliche Befreiung der Niederlande konnte Goethe nur in der Vision andeuten; seinen Jetter und Soest hätte er als Volksbefreier nicht auftreten lassen mögen. Allmählich tritt dann in Goethes Dichtung die Masse immer mehr zurück, das Individuum erringt die Alleinherrschaft, 'Tasso' und 'Iphigenie' sind völlig exklusiv. In den Revolutionsdramen finden sich keine eigentlichen Massenszenen, selbst die für die 'Aufgeregten' geplante 'Nationalversammlung' ist nicht ausgeführt worden. Als dann Goethe in den neunziger Jahren die Spaziergangszene für den 'Faust' entwirft, arbeitet er keine solchen runden Figuren mehr heraus wie im 'Egmont', seine Darstellung ist, wozu freilich Ansätze schon in den Jugenddramen zu finden waren, ganz und gar typisierend geworden; seine Figuren sind nur von einer Seite angeschaut: all diese Philister jedes Standes, Berufs, Alters und Geschlechts suchen nichts Höheres als sinnliches Wohlbehagen, 'panem et circenses', aber bei jedem nimmt dieser Wunsch eine eigene Gestalt an; sie tragen keine Namen mehr, sie sind einfach 'Bürger, Dienstmädchen' u. s. w. In der 'Walpurgisnacht' ist natürlich noch weniger an Persönlichkeiten zu denken, zumal es sich um Gestalten des Volksglaubens handelt. Hier verlieren sogar Faust und Mephisto von ihrer Individualität. Im übrigen auch hier Gruppen von Typen, die unter einen höheren Begriff zu vereinigen sind, wie die 'laudatores temporis acti', die verschiedenen Hexengruppen, die alle zusammen das Bild eines bestialischen Wirrwarrs handfester Sinnlichkeit und unendlicher Habgier ergeben, die ihre Lust am Zerstören, Lärmen, Schreien, an allem haben, was die Menschen 'Zerstörung, kurz das Böse' nennen. Bei der später ausgeschalteten Predigt Satans an seine Reichsgenossen erscheint die ganze Masse als Doppelchor, aber sie sind einfach nach dem Ge-

schlecht geschieden, und die Predigt ist für beide Teile dieselbe, eine Mahnung zur Befriedigung von Sinnlichkeit und Geiz. Endlich im 'Intermezzo' dieselbe Technik: lauter Gruppen, deren einzelne Figuren wieder Sprecher einer ganzen Masse sind, zusammen aber doch eine Einheit ergeben, wie die einzelnen Philosophen, ganze Schulen personifizierend, doch den vom Dichter beabsichtigten Eindruck des Wirrwarrs und des Gelehrtenneides machen, der nur durch das Klassengefühl niedergehalten wird. Ähnlich die Gruppe, die das Revolutionszeitalter darstellt u. s. w., und alle Gruppen zusammengenommen ergeben wieder eine höhere Einheit: jene Philisterwelt, die Goethe zum Teufel wünscht und von der sich Faust mit Ekel abwenden soll. Auch die 'Klassische Walpurgisnacht' im zweiten Teil ist ein solches Gesamtstimmungsbild, aber von einer ganz anderen Welt, in der der Held nicht versinken, sondern sich erheben soll: die Welt des klassischen Altertums und der wirkenden Naturkräfte; hier hält eine durchgehende Handlung das Ganze zusammen: die Sirenen weisen Faust an Chiron, dieser bringt ihn zu Manto, sie verweist ihn zu Persephone, und von ihr soll er die Wiederbelebung Helenas erbitten; inzwischen vollzieht sich die 'Entstehung' des Homunkulus durch die Berührung mit dem belebenden Element des Wassers, und auch ihm muß sein Weg gewiesen werden. Somit haben die Auftretenden, seien es ganze Massen, wie die Sirenen, Sphinxe u. s. w., die unisono sprechen und singen, oder Einzelfiguren, wie Thales oder Proteus, eine dramatische und zugleich eine zuständlich-schildernde Funktion. Auch hier vertritt aber jede Erscheinung eigentlich immer nur eine Seite des historischen oder natürlichen Elements, dem sie angehört; aus vielen Einzelschilderungen webt sich der Gesamteindruck zusammen. Somit gelangen auch hier wieder die Einzelnen nicht zu voller persönlicher Abrundung; denken wir an die großartige Schilderung des Wassers, die in unzählige Einzelteile aufgelöst erscheint, wie die Einwirkung des feuchten Elements auf den Beschauer sich ins Unendliche differenzieren kann: das im Grunde ewig sich gleich bleibende Element in Nereus, seine stetig wechselnde Gestalt in Proteus personifiziert, dazu die lockenden Sirenen, die einschläfernden Nymphen, die prächtig strahlenden Nereiden und Tritonen, die Telchinen, die den Dreizack des mächtigen Gottes führen, die Psyllen und Marsen, die den Wagen der Galatea umschwärmen, sie machen erst in ihrer Gesamtheit den vollen Eindruck der ewig wechselnden, bald majestätisch erhabenen, bald süß berückenden, bald erhebenden, bald niederdrückenden Meeresflut, des schaffenden, belebenden Elements. — Mit gleicher Technik, aber doch in ganz anderer Stimmung ist die Hofgesellschaft des Kaisers im ersten und zweiten Akte gezeichnet; auch hier werden einzelne Eigenschaften in besonderen Gestalten personifiziert, besonders in dem von Faust zu erzieherischen Zwecken arrangierten Spiel des 'Mummenschanz': da erscheinen die Gärtnerinnen, die ein Nichts gefällig aufzuputzen wissen, und die Gärtner, die in die Äpfel beißen wollen; roher Genuß und Tändelei wechseln miteinander ab, und die angenommenen Larven fallen, sobald Mephistopheles die Aussicht auf Goldgewinn zu eröffnen scheint: die nackte Habgier, auch die nackte Sinnlichkeit kommen zum Vorschein. Interessant ist auch das Gemurmel

beim Auftreten des fremden Paares am Kaiserhofe: ein Fragen und Antworten, das doch in seiner Gesamtheit erst einen Sinn ergibt: abgerissene Sätzchen anstatt wirklicher, lebendiger Rede und alles zusammenaddiert Unsinn, keine Spur von Verständnis für das Unerhörte, was da vor sich geht: es ist ihnen nur 'ein Projekt', wie andere; auch die Erscheinung Helenas ist ihnen ein Schauspiel wie andere, und diese Herren und Damen ohne Namen und ohne Persönlichkeit zeigen sich auch hier in ihrer blasierten Verständnislosigkeit, in ihrer dummdreisten Kritik, wo ein Faust zur Umarmung der Heldenfrau hingerissen wird. Überall eine unverhohlene Verachtung der Menge, die ihr keine eigene Persönlichkeit mehr vergönnt. — Mit wieder anderer Stimmung ist der Schluß des gewaltigen Dramas behandelt. Auch hier wird der volle Eindruck der allmählichen Läuterung der Seele Fausts im Jenseits dadurch hervorgebracht, daß er verschiedene Stationen zu durchlaufen hat, deren Vertreter dann natürlich wieder nur durch einen Einzelzug, der für die Stufe charakteristisch ist, bezeichnet werden. Alles in allem ein Reich der Gottesnähe, der Sehnsucht nach dem Höheren, jenes ewigen Strebens, das Faust gerettet hat. Von dem Helenaakte möchte ich erst im Anschluß an die 'Braut von Messina' reden. Im Ganzen: ein durch unendliche Differenzierung und Atomisierung erreichter Gesamteindruck einer Masse, über die der Held erhaben ist, von der er sich absondert, oder eines Zustandes, der doch für ihn bloß ein Durchgangsstadium bedeutet.

Schiller hat Goethes souveräne Verachtung der Masse nicht geteilt, so herb und scharf er auch über das große Publikum aburteilen mochte. Er sah das Genie nicht hoch über der Erde in Wolken schweben, sondern glaubte an eine stete Wechselwirkung, ewige Übergänge von Schicht zu Schicht ohne unübersteigbare Klüfte. Seine Denkweise war geschichtlicher und realistischer. Hier erhält das Volk die Rolle einer dramatischen Persönlichkeit, mit der der Held in Wechselwirkung tritt: fortwährend entringen sich auch den Massen Individualitäten, entweder in starrer Verkörperung des Korpsgeistes (der alte Räuber, Verrina, Octavio), oder in Vereinigung einer veredelten Auffassung der Gesamtaufgabe mit einer persönlichen Liebe zu dem Führer (Kosinsky, Bourgognino, Max), anderseits steigt der Held allmählich zu dem wilden Begehren der Masse herab, sobald das egoistisch-sinnliche Element in ihm endgültig die Oberhand über das ursprünglich reine, selbstlose Streben errungen hat. Er glaubt, zu seinen Zwecken (seien es höhere oder niedere) die Masse schlechthin als Werkzeug benutzen zu können, überschätzt aber seinen Einfluß auf sie; plötzlich steht ihm die Masse als Persönlichkeit gegenüber, die ihn zwingt, ihr anzugehören, oder ihn drohend verläßt, so daß er, der sich der Fesseln der Pflicht entledigen wollte, plötzlich unfreier ist als je vorher. Soll aber die Masse von dem Helden überhaupt in Rechnung gezogen werden, so müssen im Anfang Elemente in ihr vorherrschen, die ihn durch eine gewisse Verwandtschaft anziehen, während zum Schlusse die gegenteiligen Bestandteile stärker hervortreten; Schweizer und Roller bilden zunächst das Band der Räuberschar mit Karl Moor; später sind sie dahin, das Gesindel hat überhand genommen und

hindert den Helden an der Rückkehr in die Arme Amalias. Bedeutsam ist es aber, daß auch jene Besten unter den 'Räubern' nicht durch Karl selber, sondern durch Spiegelberg zu ihrem neuen Berufe bestimmt sind, daß dies widrige Element in ihnen allen wirkt, wie es ja denn auch in dem Helden wenigstens anklingt, der demjenigen seine volle Huld verspricht, der am besten sengen und morden kann. Das Moment der Rache an den gegenwärtigen Zuständen, das bei Karl vorzugsweise bestimmend ist, der Kampf gegen eine entsittlichte Welt, tritt bei ihnen völlig in den Hintergrund. Sinnliches Austoben und Beutemachen sind für die Bande das Wichtigste. Je mehr sich also der Held nach oben streckt, um so tiefer sinkt seine Umgebung, um ihn schließlich zu sich herabzuzerren. In den folgenden Dramen — wir betrachten hier nur die vorzugsweise politischen, 'Fiesco' und 'Wallenstein' — ist das Gegenteil der Fall; der Held selber verstrickt sich immer tiefer in seinen Egoismus, der ihn an die Verschworenen einerseits, an die wilde Soldateska anderseits gekettet hat, der Menge aber entwinden sich die besseren Elemente, dort unter Führung Verrinas, hier Octavio Piccolominis, so daß selbst die persönlichen Freunde der Helden, Bourgognino und Max, ihnen nicht mehr helfen können, vielmehr an ihnen verzweifeln müssen. Natürlich ist es nun nicht mehr der Pöbel, der die Bühne betritt. Die Handwerker im 'Fiesco' senden nur eine Deputation an ihn, die mit billigen Phrasen abgespeist wird. Der Neid und die Dummheit der Masse treten deutlich genug ans Tageslicht. Im übrigen aber stellen die wirklich Verschworenen die Spitzen der maßgebenden Kreise dar; aber auch bei ihnen eine stete Steigerung von dem Lüstling Calcagno bis zu dem tugendstarren Verrina hin. Nicht ganz so rund, lebendig, absichtslos wie die Figuren im 'Egmont', aber auch nicht so typisiert, so begrenzt in der Charakteristik wie in Goethes späterer Technik, im ganzen doch wirkliche, verständliche Persönlichkeiten. Viel freier bewegt sich der Dichter, nach gründlichen Studien und innerem Ausreifen, im 'Wallenstein'. Hier verwendet er wirklich die große Masse, die durch ihre ungeheure Zahl und ihre Disziplinierung Wallenstein als Werkzeug seiner Macht erscheinen kann und uns doch sofort in ihrer inneren Zerrissenheit, ihrer künstlich gemachten Einheit vorgeführt werden muß, damit wir die Elemente kennen lernen, die sich nachher aus egoistischen oder idealen Gründen von Wallenstein lossagen werden. Mit dieser Masse selber aber kann der Einsame nicht unterhandeln, und darum treten, wie zwischen den Pöbel von Genua und Fiesco die Nobili, zwischen das Heer und den Feldherrn die Generale. Gerade darum aber erscheinen sie nur als die Verkörperung des Geistes ihrer Regimenter, mit ein paar persönlichen Zügen, die ihr eigenstes Verhältnis zu Wallenstein doch wieder von dem allgemeineren Gesichtspunkte ihrer Gesamtcharakteristik aus bezeichnen; hier sucht Wallenstein die Bundesgenossen für seinen Verrat, hier gewinnt Octavio die Verbündeten für seinen Kaiser. Jener wie dieser appellieren gleichermaßen an vornehmere und niedere Instinkte: beide sind kluge Rechner und können doch schließlich ein Wesen wie Max Piccolomini nicht begreifen, Wallenstein, indem er das Pflichtgefühl, Octavio, indem er die Macht des Persönlichen in dem

Jüngling unterschätzt. Gerade dadurch aber, daß Octavio aus den Reihen der Offiziere hervorgeht, ist die Masse auf das engste mit der Gesamthandlung verschmolzen und nicht, wie bei Goethe, durch eine ideale Scheidewand von ihr getrennt.

So mochte denn Schiller am wenigsten dazu berufen erscheinen, eine Erneuerung des antiken Chors zu versuchen, nachdem er seine durch Shakespeare und Goethe umgeschmolzene Form abermals so stark modernisiert hatte. Er wurde auch nicht durch innere Notwendigkeit, sondern durch verstandesmäßige Reflexion darauf geführt. Er wünschte zur eigenen Schulung ein Drama zu entwerfen, worin, gegenüber der sinnlichen Fülle z. B. der 'Jungfrau von Orleans', der ideale Zusammenhang mit jener im griechischen Drama erreichten (dort aber natürlichen!) Knappheit hervorträte, worin sich die symbolische Bedeutung des Kunstwerkes greifbar deutlich ausprägte. Die grauenhaften Verwüstungen, die der Fluch ererbter Leidenschaftlichkeit im Fürstenhause von Messina anrichtet, sollten in ihrer typischen Bedeutung hervortreten, wozu einerseits die äußerste Vereinfachung der Handlung, anderseits ein Bindeglied zwischen Darstellung und Publikum erforderlich wurde. Schiller spricht auch in seiner Vorrede davon, daß er dem Chore die Reflexionen zuweisen und außerdem mit seiner Hilfe der Erregung des Lesers Ruhepunkte verschaffen, durch die Pracht seiner Sprache aber den Ton des Ganzen heben wolle. Dies Programm ist nun aber im Drama selber nicht eigentlich durchgeführt. Der praktische Dramatiker trug den Sieg über den Theoretiker Schiller davon. Dieser selber redet davon, daß sein Chor eine doppelte Rolle spiele, daß seine eigentlich dramatische Motivierung, sein Auftreten neben den Brüdern motiviert und diese Motivierung bis auf die Charakteristik ausgedehnt werden mußte. Damit aber ist der Chor zum Gefolge, zum Volk gestempelt und kann, wenn er nicht unwahr erscheinen will, die höchsten Gedanken des Dichters nicht aussprechen. Freilich hat man nun gerade innere Inkonsequenz diesem Chor zum Vorwurf gemacht. Indessen meine ich, das ist nicht richtig; man darf sich nur nicht durch die herrliche Form der Chorgesänge täuschen lassen. Es ist ganz falsch darüber zu murren, daß Schiller diesen rohen, gewalttätigen Gesellen, die vor dem Zücken des Schwertes nicht zurückscheuen und sich anderseits kriechender Unterwürfigkeit gegen das Herrscherhaus schuldig machen, während sie hinter dem Rücken der Herren murren (Gleiches finden wir ja beim Chor des 'Agamemnon'!), daß er ihnen so 'erhabene, weisheitsvolle Reflexionen' in den Mund lege. Es ist gar keine so erhabene Weisheit, die sie aussprechen, es ist das Sichselbstbescheiden des Philisters, der vor den Schicksalen der Großen dieser Erde erschrickt und in die Einsamkeit entfliehen will, um seinen Frieden zu haben, der aber doch wieder neidisch auf den Fürsten ist, weil das Beste, auch die schönste Frau allemal ihm zuteil wird, der es auch in seiner selbstgewollten Einsamkeit nicht aushalten würde, da ihm Krieg und Jagd Lebensbedürfnisse sind, ohne die er das erdrückende Gleichmaß der Tage nicht ertragen könnte; der wahre Sinn des Lebens ist ihnen nicht aufgegangen, sie sind und bleiben auch in ihren Reflexionen die 'blinde Masse',

wie Schiller sie nennt; das Tiefste über die Handlung erfahren wir sicherlich aus dem Munde Don Cesars, und auch die Schlußworte des Chors über den Unwert des Lebens und die Bedeutung der Schuld sind wahrlich viel materieller gemeint, als sie vom Zuschauer aufgefaßt werden und werden sollen. Dieser Chor ist nichts weniger als das Sprachrohr seines Dichters; er ist und bleibt als 'Volk' charakterisiert; gerade aber, wenn wir uns davon überzeugen, müssen wir bedauern, daß Schiller durch die selbstgewählte Form des antiken Chors sich der Möglichkeit beraubte, dieses Volk nun wirklich dramatisch zu verwerten und in lebendige Wechselwirkungen mit dem doch auch von Leidenschaft verblendeten Herrscherhause zu setzen, wie es sonst seine Art war. Der Dichter hat ja auch den Versuch nicht wiederholt, und sein letztes Trauerspiel, der 'Demetrius', hätte uns wieder die Technik des 'Wallenstein' in vielleicht noch höherer Vollendung gezeigt, wie die polnische Reichstagsszene im Eingange beweist.

Nun hat ja auch Goethe geraume Zeit ein Drama in streng antiker Form bedacht, und die Trimeterszenen des 'Helena-Aktes' in seinem Faust sind die bedeutsamsten Spuren solchen Strebens. Für uns ist es sehr wichtig, daß der Dichter hier auch eine Erneuerung des alten Chors versucht hat; alsbald aber tritt auch in diesem Punkte seine persönliche Eigenart hervor; er kann hier nicht, wie es sonst seine Art ist, die Masse in Einzelteile auflösen, sondern muß sie mehr unisono sprechen lassen; seine Anschauung von ihr aber ist die gleiche wie die des Sophokles: diese Mägde stehen der Heldenfrau mit vollkommener Verständnislosigkeit gegenüber; Helenas tiefer Schmerz über ihre verführerische Schönheit findet bei diesen sinnlichen Wesen keinen Widerhall, sie denken nur an Tand und Putz, wie sie anderseits in wirklicher Gefahr erschrocken zusammenfahren und jämmerlich nach Hilfe schreien, wo die Heldenfrau sich zu voller Größe aufschwingt. Bei dieser gänzlichen inneren Verschiedenheit, die den Chor einfach Zug für Zug (also schärfer als im Altertum!) als Folie neben Helena treten läßt, war eine Vermittlung durch Panthalis, die Chorführerin, nötig, die damit zu einer persönlichen Bedeutung gelangt, die ihren antiken Vorgängerinnen fremd blieb. Der moderne Geist sprengt die antike Form. Minder deutlich wird das in den lyrischen Partien, wie in der wunderbaren Szene zwischen der Phorkyas und dem Chore, worin die Geburt Euphorions erzählt wird; hier weht wirklich ganz griechischer Geist, wogegen die Jagd des Knaben auf die Choretiden natürlich auf der antiken Bühne unmöglich gewesen wäre. Der Schluß des Aktes aber spricht Goethes tiefste Verachtung für die Masse aus: diese Mägde können der Heldenfrau nicht in die Unterwelt folgen, sie haben keine Seele, sie empfinden die Qual des Daseins nicht, Leben, das heißt Vegetieren, ist ihnen das Höchste; nur die Chorführerin ist durch die Treue gegen die Herrin zur Persönlichkeit geworden und folgt ihr in die Unterwelt. Die anderen waren elementare Wesen, die nun Bäume und Sträucher, Felsen und Weingärten beleben.

Bei keinem unserer beiden großen Klassiker hat sich die strikte, philologisch genaue Erneuerung des antiken Chors als durchführbar erwiesen. Der

griechische Chor auf unserer Bühne ist künstliches Gewächs und wird sich nicht einbürgern, er führt zur Halbheit und Inkonsequenz. Dagegen hat Shakespeare seiner Zeit die Wege gewiesen, auf denen der alte Chor sich zum modernen Volk wandeln konnte, und gerade auf diesem Wege haben sich Goethe und Schiller als die berufensten Verwalter des alten Erbes gezeigt und der dramatischen Dichtung auch des XIX. Jahrh., wie sich leicht zeigen ließe, Richtpunkte gegeben. Scherers Wort also hatte einen tiefen Sinn. Was Schiller mit dem Chor der 'Braut von Messina' erstrebt, das hatte er mit den gegliederten Massen seiner früheren Dramen bereits erreicht, in der Form und mit der Beschränkung, welche die moderne Zeit von ihm verlangte.

Die vorstehenden Ausführungen sollten in der dritten allgemeinen Sitzung der Hallischen Philologenversammlung vorgetragen werden, doch nötigten die vorgerückte Stunde und eigene Unpäßlichkeit zu gewaltsamer Kürzung. Übrigens denke ich in der nächsten Zeit die einzelnen Absätze dieser Arbeit in erweiterter Form den Fachgenossen vorlegen zu können.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Leo Meyer, Über die Modi im Griechischen (Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-hist. Klasse 1903, Heft 3).

'Über die griechischen Modi ist schon sehr viel geschrieben, darunter auch viel Minderwertiges und gar manches, das gar nichts taugt. Unsere Aufgabe im folgenden ist, einmal die Grundlagen der griechischen Modi nach Form wie Bedeutung möglichst genau festzustellen.' Nach diesen einleitenden Sätzen (S. 313) erwartet man von dem namhaften Forscher endlich Lösung einer immer noch schwebenden Frage, endlich Aufklärung in einem noch immer dunkeln Gebiete der Syntax. Aber wie wird man enttäuscht! L. M. gibt zunächst für Optativ wie für Konjunktiv eine historisch geordnete Sammlung der homerischen Formen, die ja ganz dankenswert ist, aber dem Sprachforscher nichts neues bietet, auch hier und da anfechtbar ist, z. B. wenn S. 329 behauptet wird, *Ϝέρξῃς, ἐξονομήνῃς* u. s. w. seien ohne allen Zweifel alte Mißgriffe für *Ϝέρξεις, ἐξονομήνεις*, und *τίσωσιν* stehe Il. I 510 statt des allein richtigen *τίσουσιν* u. s. w. Da drückt sich K. Brugmann, Griech. Gramm.[3] S. 333 doch vorsichtiger aus. Auf eine Erörterung des Sinnes der formativen Elemente verzichtet M. Für die Bedeutung der Modi, die gerade die Hauptsache ist, wird also daraus nichts gewonnen. Man ist nun auf das Ergebnis der Bedeutungsentwicklung gespannt. Es ist nicht neu, sondern wiederholt nur, was B. Delbrück schon vor 32 Jahren behauptet hat, daß der Optativ den Wunsch und der Konjunktiv den Willen bedeute. Aber wahrscheinlich werden die Anhänger dieser Lehre nun sagen, daß Delbrücks Erklärung jetzt von Leo Meyer von neuem 'erwiesen' sei. Dem gegenüber muß ich betonen, daß ein Beweis nicht erbracht ist. M. behauptet S. 318: 'Was nun aber ... die Bedeutung des Optativs betrifft, so ist nach allen Richtungen klar, daß, wie mannigfaltig sich auch sein Gebrauch und zwar namentlich in den abhängigen Sätzen entwickelt haben mag, seine Grundbedeutung keine andere ist als die des Wunsches.' Diese Behauptung wird nun zu stützen gesucht durch den Vergleich mit dem Altindischen, dem Lateinischen und Deutschen. Aber in der vedischen Sprache sind Optativ und Konjunktiv so wenig voneinander zu trennen, daß Whitney, Sanscr. Gramm.[2] § 575 sagt: '*No sharp line of division exists between them; they are more or less exchangeable one with another, and combinable in coördinate clauses.*' Da ist doch sehr zweifelhaft, woher die wünschende Bedeutung stammt, ob vom Optativ oder vom Konjunktiv. Und das spätere Sanskrit besagt gar nichts, da hier der Konjunktiv bis auf die auffordernde (= wünschende?) 1. Person geschwunden ist und der Optativ seine Funktionen mit übernommen hat. Ebenso sind im Lateinischen Optativ und Konjunktiv zusammengeflossen. Wie kann da der lat. Konjunktiv, der, neben vielen anderen, auch wünschende Bedeutung hat, etwas für die Grundbedeutung des griechischen Optativ beweisen? Und im Gotischen hat der Optativ den Konjunktiv ganz verdrängt, und *μὴ καθεύδωμεν* heißt *ni slêpaima*. Also beweist auch das Deutsche nichts.

M. hat nach meiner Auffassung zwei Fehler begangen. Erstens hat er eine Möglichkeit der Entwicklung gänzlich unberücksichtigt gelassen: daß nämlich die in der entwickelten Sprache uns im weitesten Umfange entgegentretende Bedeutung darum noch nicht die Grundbedeutung zu sein braucht. Das Homerische Epos hat freilich 'den Vorzug hohen Alters' (S. 313), aber eine reiche Entwicklung der Sprache liegt ihm doch voraus. Vor mir steht ein Gummibaum, der einen gerade aufstrebenden, kräftig entwickelten Trieb hat und einen nach der Seite gewachsenen, verkümmerten. Jeder Beschauer hält jenen kräftigen Trieb für den Hauptstamm, den verkümmerten für einen Seitenzweig. Nur wer den Baum hat wachsen sehen, weiß,

daß dieser der Stamm, jener ein Seitentrieb ist, der den Stamm im Wachstum überholt hat. Und οἵη περ φύλλων γενεή, τοίη δὲ καὶ ἀνδρῶν — samt ihrer Sprache. So ist es mit dem Bedeutungswandel der Wörter — man denke an Hochzeit, Tugend u. a. —, so kann es auch mit dem Bedeutungswandel der syntaktischen Formen sein. Auf diese Möglichkeit ist Rücksicht zu nehmen.

Zweitens ist es ein Fehler, daß M. sich auf die Modi in Hauptsätzen beschränkt hat. Denn die Grundbedeutung eines Modus wird sich ja vermutlich in Hauptsätzen zeigen, als solche erwiesen kann sie aber nur dadurch werden, daß man sie in ihren weitesten Verzweigungen auch in abhängigen Sätzen verfolgt und zusieht, ob sich alle neuen Bedeutungen ohne Zwang, nach sprachpsychologischen Gesetzen ergeben. Nun behaupte ich, daß sich der oblique Optativ auf keine Weise ohne Zwang aus einem Modus des Wunsches erklären läßt. Ist dieses richtig, so fällt die Berechtigung, die wünschende Bedeutung als Grundbedeutung des Optativs anzunehmen.

Anders sucht M. den Beweis für den Konjunktiv als Modus des Willens zu führen. 'Was nun noch die ursprüngliche Bedeutung des Konjunktivs anbetrifft, so darf man sagen, daß sie durchaus nicht so ganz deutlich entgegentritt, wie die Bedeutung des Optativs es tat. Es mögen hier zur Erläuterung zunächst ein paar abhängige Satzverbindungen angeführt sein' — gegen den anfangs aufgestellten Grundsatz der Beschränkung auf unabhängige Sätze (S. 313) —, 'in denen die konjunktivische Bedeutung sich besonders deutlich herausstellt'. Das heißt nach einer vorgefaßten Meinung die Nebensätze so auswählen, daß sie passen. 'Wir wählen beispielsweise Verbindungen mit den Konjunktionen ἵνα, ὄφρα, ὅπως und ὡς.' Warum gerade diese? Warum nicht Konjunktive in Vergleichen, nach εἰ, in Befürchtungssätzen? Ja, diese fügen sich nicht der Willensbedeutung. Nun, dann kann eben diese nicht die Grundbedeutung des Konjunktivs sein. Daß nun eine Menge Beispiele, wie oben für Optative des Wunsches, so hier für Konjunktive des Willens angeführt werden, beweist nach dem oben Gesagten nichts, und ich lege gar kein Gewicht darauf, daß in manchen Stellen nur mit Zwang der Optativ als Wunschmodus und der Konjunktiv als Willensmodus erklärt ist.

Hermann Lattmann.

Max Lehmann, Freiherr vom Stein. Zweiter Teil: Die Reform. 1807—1808. Leipzig, S. Hirzel 1903. XVIII und 607 S.[1])

Mit dem Gefühle, ausführlicher geworden zu sein, als seinem Unternehmen dienlich ist, legt Lehmann seinen zweiten Band vor. In der Tat, schon jetzt muß mit Bedauern konstatiert werden, daß das schöne Werk viel zu sehr in die Breite gegangen ist. Wie wußte sich da z. B. Koser mit seinem Friedrich weise zu beschränken, obwohl er doch viel mehr Stoff zu bewältigen gehabt hat. Freilich enthält dieser neue Band des Stein wieder eine überreiche Fülle unbekannten Materials, das der Verfasser mit Meisterschaft geordnet hat. Gleichwohl hat er auch bei der reizvollen Aufgabe, die in der Schilderung der großen Reformzeit lag, nicht die alte Darstellungskraft wiedergewonnen; nur hier und da zeigt sich noch die frühere Lebendigkeit Lehmanns, seine ehemalige schwungvolle Sprache. Der Hauptvorzug scheint mir bei diesem Bande in der bewundernswerten Gründlichkeit zu liegen, mit der das vorhandene gedruckte und ungedruckte Material aufgespürt und verwertet wurde. Es wird wenige Werke geben, in denen dies mit gleicher Intensität geschehen ist.

Welche Fülle des Schaffens liegt in der kurzen Spanne Zeit, die dieser Band ausfüllt, verborgen! Voller Bitterkeit im Herzen war Stein im Januar 1807 von Memel geschieden. Er urteilte über den dortigen Hof in einem Schreiben an Niebuhr: 'Es ist eine geistlose, geschmacklose Zusammensetzung, keiner als der faulenden Gärung fähig.' Wie ungerecht das Wort war, ermißt man, wenn man bedenkt, daß es auch der Königin Luise galt. In Nassau fand Stein dann Sammlung und neuen

[1]) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes Neue Jahrbücher XI 359 ff.

Mut. Im Mai schrieb er: 'Nur wer sich selbst aufgibt und in mutloser Untätigkeit dem Geschicke überläßt oder unterwirft, der ist ganz und für immer verloren.' Dann brachte er (im Juni) die berühmte Nassauer Denkschrift, die sein Reformprogramm enthielt, zu Papier. 'Sie ist unverständlich ohne die Kenntnis des alten Preußens', bemerkt Lehmann und entnimmt daraus den Anlaß, um ein aus gründlichster Kenntnis geschöpftes, durch große Klarheit ausgezeichnetes Bild des alten Preußen zu geben, das die Ehre, in vollem Wortlaut von der Historischen Zeitschrift abgedruckt zu werden, durchaus verdient hat; es gehört geradezu zu dem Lehrreichsten, was über Verfassungszustände geschrieben worden ist. Etwas sonderbar mutet es uns an, wenn Lehmann, der sich nimmer zu erschöpfen vermag in Anklagen gegen den preußischen Adel, die absolute Monarchie und das Friderizianische System, sich am Schluß dieses Abschnittes in die Toga des trauernden Patrioten hüllt, indem er schreibt: 'So schwer das Geständnis einem patriotischen Herzen wird, erst mußte das mit den Ansprüchen der absoluten Monarchie und den Aspirationen des Erbadels so eng verbundene Friderizianische Heer auf dem Schlachtfelde unterlegen sein, ehe von einer Reform im Ernste die Rede sein konnte.' Das Reformprogramm, das Stein in seiner Denkschrift entrollte, ist eine eigentümliche Mischung von Realismus und Idealismus, von praktischer Einsicht und von Großherzigkeit. Sehr wenig realpolitisch beurteilte der Freiherr z. B. die Polenfrage; Lehmann benutzt die Gelegenheit, um vom 'Chauvinismus' der Gegenwart zu reden (S. 81). Interessant sind die Ausführungen über den Einfluß der Ideen der französischen Revolution auf Stein (S. 86—88). Kaum hatte Stein in Nassau niedergeschrieben, was nach seiner Ansicht Preußen not tat, da geschah das Seltsame, daß Napoleon dem Könige Friedrich Wilhelm die Wiederberufung Steins empfahl. Der Korse tat das wohl aus Diabolik; er dachte sicherlich dadurch Friedrich Wilhelm in Pein zu bringen. 'Wie dem auch sein mag', bemerkt Lehmann treffend, 'eine stärkere Ironie dürfte die Weltgeschichte kaum aufzuweisen haben als diese: der Imperator half dem, der ihn dermaleinst stürzen sollte, selbst in den Sattel'. Meisterhaft war das Schreiben, das Hardenberg im Auftrage des Königs an Stein richtete, um ihn zur Annahme zu bewegen. Und Stein überwand sich wie der König selbst und eröffnete das dem Monarchen mit den Worten: 'In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es sehr unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Eure Königliche Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben.' Sehr wahr heißt es bei Lehmann hierzu: 'Der Entschluß Steins, das ihm widerfahrene Unrecht in seiner Erinnerung auszulöschen und das Amt des Regenerators eines gedemütigten, zerschlagenen, aus tausend Wunden blutenden Gemeinwesens anzunehmen, reicht für sich aus, seinen Namen der Unsterblichkeit zu sichern.' In Memel angekommen, führte Stein durch sein keine Vermittlung kennendes Wesen augenblicklich wieder die Gefahr einer verhängnisvollen Katastrophe herauf, indem er auf Beymes Entfernung beharrte. Da ist es die Königin gewesen, die die 'verworrenen Fäden sanft auseinander gelegt' hat.

Das erste Werk, das Steins harrte, war die Verständigung mit Frankreich über die zu zahlende Kontribution. Am 22. Juli hatte Napoleon ihre Höhe auf 120 Millionen berechnet und cynisch hinzugesetzt: 'Wenn man diese Summe auf 200 Millionen bringen kann, um so besser.' Selbst kräftige Geister wie Schön dachten zur Befriedigung solcher Ansprüche an Landabtretung; Stein aber erklärte, eher wolle er sein Amt niederlegen. Um hier Rat zu schaffen, mußte eine gründliche Reform des Finanzwesens vorgenommen werden. An allen Ecken und Enden wurden Ersparnisse zu machen gesucht, so wesentlich beim Militär, aber auch bei Hofe, was nicht leicht fiel. Außerdem aber dachte Stein den Imperator durch schrankenlose Nachgiebigkeit zu gewinnen. So wurde Prinz Wilhelm nach Paris gesandt. So kam der Gedanke des Bündnisses mit Napoleon auf. 'Der Zustand Preußens erschien Stein so verzweifelt, daß er kühn genug war, ihm Gift zu verschreiben.'

Napoleon sollte gebeten werden, Patenstelle bei dem zu erwartenden Kinde der Königin Luise zu übernehmen. Außerdem kam man, wie bekannt, auf den Gedanken, Domänen zu veräußern, an dem Staegemann den Hauptanteil hat. Es taucht das interessante Projekt der Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung auf. Das kurzsichtige Verhalten des Adels in dieser Sache erregte Steins Zorn: 'Dagegen der größere Haufe unseres Adels noch immer wähnt, der Staat könne nicht bestehen ohne seine eigene nnbedingte Exemtion von allen wesentlichen Beiträgen.' Für die Beratungen auf dem ostpreußischen Generallandtag stellte Stein mit wuchtiger Entschiedenheit die große Norm auf: 'Die Deputierten können überhaupt sich nicht an Instruktionen der Kreise, von denen sie gewählt werden, binden, indem sonst alle Stimmfreiheit und der Nutzen einer Generalversammlung hinwegfällt.' Um die Verständignng wegen der Kontribution möglichst zn fördern, ging Stein ein Vierteljahr nach Berlin und verhandelte dort mit Daru. Um Hassesausbrüchen Napoleons vorzubeugen, verharrte er in seiner Nachgiebigkeit und in einer Art punischer Politik, die seinem Wesen so gar nicht entsprach und bei der ihm denn auch sehr wenig wohl zu Mute war. Seine Hoffnung auf ein Bündnis mit Napoleon erwies sich schließlich als eitel, und damit ward es auch offenbar, daß die ganze Aktion der Nachgiebigkeit ein Fehlschlag war. 'In seinem ersten Ringen mit dem Imperator war der Führer des preußischen Staats unterlegen.'

So reich an wertvollen Aufschlüssen dieses Kapitel über die Kriegskontribution ist, man wird urteilen müssen, daß die anderthalbhundert Seiten, die ihm von Lehmann gewidmet werden, doch ein allzugroßer Raum sind. Die Fülle der gebotenen Einzelheiten wirkt erdrückend.

Eine glücklichereHand als bei der Kontributionssache hatte Stein in den Dingen, die nur die innere Politik berührten, so in der Agrarreform. Sie schien ihm so nötig, daß er Grundsätze, die er einst dafür aufgestellt hatte, wie die Befragung und die Entschädigung der Rittergutsbesitzer bei der Bauernbefreiung, jetzt beiseite ließ. Dem berühmten Edikt vom 9. Oktober 1807 folgte das Zahlungsmoratorium. Bemerkenswert ist die Ausführung des Geheimrats Beguelin hierzu. 'Wer', fragt er, 'hat jetzt Geld? Diejenigen, welche von dem allgemeinen Elend Vorteil gezogen haben: die Juden, die Wucherer, die ehrlosen Mitglieder der Lieferungscomptoire, die Kapitalisten, die beim Herannahen des Feindes sich aus dem Staube machten.' Es war nur menschlich, daß der durch die Kriegsschäden furchtbar mitgenommene Adel großenteils Opposition gegen die ihm neue Lasten aufbürdenden Reformen machte, zumal vielfach bei den Maßregeln der Reformer, wie z. B. auch Gneisenau hervorhebt, Unkenntnis der Verhältnisse unterlief. Von einem Teile des ostelbischen Adels gesteht Lehmann ein, daß er Verständnis für die Zeichen der Zeit bekundete (S. 328). Was will man mehr? Sagt doch Lehmann selbst (S. 594): 'Die Erhabenheit der Seele, welche Privilegien willig und ohne Bitterkeit dem gemeinen Wohl aufopfert, war zu allen Zeiten nur das Vorrecht einer erlesenen Schar.' Durch den Widerstand, den Stein bei dem Adel fand, wurde er, nachdem er lange Zeit große Gelassenheit bewiesen hatte, schließlich so gereizt, daß er das Kind mit dem Bade ausschütten und den Kleinadel vernichten wollte. Ihm scheinen englische Verhältnisse vorgeschwebt zu haben. In solchen radikalen Ideen bekundete sich sein alter Hauptfehler: sein impulsives Wesen ging mit ihm durch. Durch eine solche Maßregel hätte er gerade gegen einen herrlichen Ausspruch gefehlt, den er just in diesem Zusammenhange tat: 'Durch die Erinnerung der Taten der Voreltern verbindet sich der Ruhm der Nation mit der Familienehre.' Ehe er jedoch daran denken konnte, jene Absichten auszuführen, war er abermals entlassen.

Das dem Abschnitt 'Agrarreform' folgende große Kapitel behandelt die denkwürdige Reform der Büreaukratie. Es enthält, soweit ich sehe, am wenigsten Neues. Wohl das bedeutsamste ist das Kapitel über die Selbstverwaltung. Es setzt ein mit einer Würdigung des Hauptmitarbeiters Steins bei dem Werke der Städteordnung, des Polizeidirektors Frey.

Lehmann beklagt dessen Nichtaufnahme in die Allgemeine deutsche Biographie. Ich kann verraten, daß Frey in den Nachträgen des großen Werkes vertreten sein wird. Gebührt ihm dort zweifellos ein Platz, so ist doch die Stelle, die ihm Lehmann in der Geschichte anweist, entschieden zu hoch. Beachtenswert ist die starke Anlehnung Steins und Freys an die französische Gesetzgebung von 1789, die Lehmann nachweist. Die Abneigung, die die Reformer, selbst die Radikalsten, außer Stein auch Schön und Frey, gegen die Gleichberechtigung der Juden bekundeten, fällt auf. Eine unglückliche Rolle bei der Schaffung der Selbstverwaltung spielte Friedrich Wilhelm III. Lehmann äußert von ihm bei der Schilderung der Beratungen über die Städteordnung: 'Es ist so, als wenn er nicht existierte.' Von dem schönen Wort, das von dem Könige überliefert wird: 'Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat' meint Lehmann, es wäre schwerlich sein Eigentum. Preisgeben muß der Verfasser Steins Stellung zur Prügelstrafe im Heere. Stein meinte, der Mißbrauch habe nicht in der Strafe selbst, sondern darin bestanden, daß ihre Anwendung der Willkür überlassen worden sei. Später kam er von dieser Idee ab. Gegen Staegemann äußerte er anderseits schon damals: 'Ich halte es für ein tiefes Versinken in Egoismus, wenn man den Soldatenstand nicht für den ehrenvollsten hält zu jeder Zeit seines Lebens.'

Den tiefsten Einblick in das Menschentum Steins empfängt man aus dem letzten Abschnitt: 'Die zweite Entlassung.' Während aber der am Heldentum sich erfreuende Leser deutlich die Spuren der Wahlverwandtschaft dieses Heros mit anderen deutschen Heroen wie Friedrich dem Großen und Bismarck gewahrt, ist Lehmann ängstlich bemüht, wenigstens zwischen Friedrich und Stein eine Schranke aufzurichten. Wer wird nicht an Friedrich erinnert, wenn Stein in kritischer Lage erklärt: 'Jeden Nerv muß man spannen, jede Kraft in Tätigkeit setzen', oder wenn er mit grimmigem Scherz meint: 'er wäre lieber Flibustier oder Condottiere als Staatsminister, er fühle eigentlich den Beruf in sich Abenteurer zu sein.' Friedrich der Große fühlte sich zwar als legitimer König, aber er kam sich oft genug als Abenteurer vor. Ist je die punische Politik Steins von Friedrich, geschweige von Bismarck, überboten worden, die sich in der Absicht bekundet, den Franzosen Truppen zu überlassen und diese im geeigneten Augenblick mit den Österreichern zu vereinigen und gegen den gemeinsamen Feind zu führen (S. 557)? Solchen kühnen Plänen machte aber die unbegreifliche Unvorsicht Steins, die seine Briefsendung an Wittgenstein bedeutet, ein jähes Ende. Lehmann findet in der Abfertigung jenes Schreibens 'eine Gleichgültigkeit gegen die elementaren Regeln der Diplomatie, für die es schwer hält, ein Wort der Entschuldigung zu finden.' Auch die Störung der Einigkeit unter seinen Mitarbeitern, die jetzt eintrat, war, wie Lehmann gestehen muß, 'schwerlich ohne Steins Mitschuld'. Der heftige Mann verdarb es zu leicht mit den Menschen, so auch mit dem Hofe. Was mag er für Worte gebraucht haben! Die gute Gräfin Voß bezeichnete er als ein Urbild und einen Urquell des Gemeinen und Platten. Ein andermal sagte er von der Umgebung des Monarchen: 'Die Jammermenschen tun alles, um alle kraftvollen und starken Maßnahmen zu lähmen, gemäß den Bedürfnissen des Königs' (S. 575). Dabei rechnete er doch auf das 'Vertrauen des Königs' zu ihm (S. 579)! Die Ausbrüche seiner Leidenschaftlichkeit verursachten es denn auch selbstverständlich, daß die Königin Luise, die einst so große Stücke auf ihn hielt, wenngleich sie Hardenbergs gewandte Art vorzog, an ihm irre wurde. Seufzend bemerkte sein Vertrauter Beguelin: 'Er hat nicht die Gabe, die Menschen zu gewinnen.' Er war eben, wie Lehmann sagt, ein rauher und steifnackiger Puritaner.

So kam es schließlich im wesentlichen durch Steins Schuld zu seiner zweiten Entlassung. Am 24. November 1808 hat sie ihm der König bewilligt. Friedrich Wilhelm beschränkte sich auf die Erklärung, die Entlassung sei zur Notwendigkeit geworden, und lieh, wie Lehmann, der so oft geringschätzig über den Monarchen urteilt, nun sagen muß, 'in würdigen Worten seinem Vertrauen, seinem Dank und seinem

Bedauern Ausdruck, gewährte dem Entlassenen als Entschädigung für die mannigfachen ihm erwachsenen Ausgaben sein Ministergehalt noch auf ein Jahr und behielt sich vor, ihm künftig eine Pension zu geben'. Ja er ließ ihn noch bei der Auswahl der neuen Minister zu Worte kommen. Dieser allerdings ganz und gar nicht heroisch veranlagte Herrscher, dem der rücksichtslose und leidenschaftliche Minister manche Unbequemlichkeit verursacht hatte und über den Stein oft genug recht wenig ehrerbietig gesprochen hatte, bewies hier einen Edelmut, der nicht ohne eine gewisse Größe ist. Dem Entlassenen aber klang das häßliche Wort General Yorcks nach: 'Ein unsinniger Kopf ist schon zertreten, das andere Natterngeschmeiß wird sich in seinem eigenen Gifte selbst auflösen.' Wieder aber war es, diesmal gegen seine Absicht, Napoleon, der Stein emporhob.

Herman v. Petersdorff.

RICARDA HUCHS STUDIEN ZUR DEUTSCHEN ROMANTIK

Der bedeutendste Literarhistoriker auf dem Gebiete der deutschen Romantik, Rudolf Haym, erklärt in seinen überaus anregenden und wertvollen 'Lebenserinnerungen' voll kluger Selbsterkenntnis und rühmlicher Bescheidung, er sei nicht zum Historiker, sondern nur zum Biographen geboren: 'Unfähig, den ganzen Sternenhimmel und seine Bewegung zu überblicken, sah ich nur einzelne Sternbilder deutlicher und erkannte, daß ich mich darauf beschränken müsse, die Zeit nur in Ausschnitten, Zeitbilder nur in Bildern Hervorragender zu zeichnen.' Diese Charakteristik paßt auch auf Ricarda Huch, die in ihren beiden Büchern 'Blütezeit der Romantik' und 'Ausbreitung und Verfall der Romantik' (400 und 365 S., Leipzig, H. Haessel 1901 und 1902) äußerlich und innerlich als eine Nachfolgerin des im vorletzten Jahre verstorbenen Halleschen Philosophen hervortritt. Auch sie ist nicht Historikerin großen Stils, sondern Porträt- und Genremalerin. Ihr Zwillingswerk ist keine systematische, quellenmäßig aufarbeitende, abschließende 'Geschichte der deutschen Romantik', die uns also immer noch fehlt, sondern bietet, um eine beliebte Titelgebung deutscher Gelehrter zu brauchen, nur 'Beiträge' zu dem zugrunde gelegten Thema. Ihre beiden Bücher sind eine Sammlung von innerlich zusammenhängenden, sich aber doch nicht gegenseitig abrundenden Essays über die Geschichte der deutschen Romantik. 'Der romantische Charakter', 'Romantische Philosophie', 'Romantische Liebe', 'Romantischer Katholizismus' u. s. w.: so sind die meisten ihrer Kapitel überschrieben. Allzu anspruchslos bemerkt sie denn auch in der Vorrede zum ersten Bande ausdrücklich, ihr Werk wolle sich den über denselben Gegenstand bereits vorliegenden (es sind ihrer nur allzuwenige!) nicht an die Seite stellen, geschweige denn sie verdrängen: 'denn ich beabsichtige nur den Sinn der Romantik darzustellen, das Denken der Romantiker, wie es aus ihrem Wesen hervorging, und habe deshalb versucht, ein Bild der Menschen, die in Betracht kommen, zu geben, und dann ihrer Ideen'. Diese Wahl der Darstellungsart war ihr gutes Recht; und sie hat durchaus keinen Grund so anspruchslos aufzutreten. Ihre gehaltvollen Bücher rücken neben die besten ihres Gebietes. Unsere einschränkenden Bemerkungen wollten durchaus kein von vornherein degradierendes Werturteil abgeben (wozu sich ein Vergleich mit Haym auch schlecht schicken würde), sondern nur zunächst einmal den kritischen Standpunkt im allgemeinen bestimmen.

Ich habe bereits früher in einschlägigen Abhandlungen (Deutsche Literaturzeitung vom 9. Mai 1903 und Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung vom 22. und 29. März 1903) bemerkt, man dürfe nicht selbst Romantiker sein, wenn man diese Bewegung historisch erfassen wolle. Ricarda Huch ist es so wenig wie Rudolf Haym. Sie bringt dieser Kunst-, Geistes- und Kulturrichtung als der interessantesten und auch deutschesten unserer Literatur das größte, mitfühlende Verständnis entgegen, aber zugleich eine kritische Unbefangenheit, die sich durch den romantisch-phantastischen Höhenrauch nicht umnebeln läßt. Sie ist eine liebevolle, doch auch strenge Beurteilerin ihrer literarischen Freunde und Wahlverwandten. Auf Karoline freilich

fällt fast nur Licht, aber Bettina z. B., ein besonders verwöhntes Schoßkind der Literaturgeschichtschreibung, kommt in Ricarda Huchs übrigens treffender Charakteristik weit schlechter weg als in der grundlegenden ihres Schwiegersohnes Herman Grimm (Goethe-Jahrbuch, Bd. 1). Sehr fein und wohl mit Grund sagt da die neueste Kritikerin von Bettina: 'sie hatte viele Kinder bekommen und war innerlich doch nicht Mutter geworden' (II 200), oder deckt in Bettinens 'Unfähigkeit des schönen Altwerdens 'richtig einen wesentlichen Zug aller romantischen Naturen auf.

Ricarda Huchs Blick ist nun aber keineswegs nur auf das Individuelle eingestellt, sondern zeigt eine weite Akkommodationsfähigkeit. Sie steht z. B. auch mit den Nachbarkünsten, wie das vom Literarhistoriker nirgends mehr als in diesen Breiten zu fordern ist, in regem Austausch. Sie ist historisch vortrefflich gebildet und weiß sichere Fäden sowohl an die Vergangenheit wie namentlich auch an die jüngste Gegenwart zu knüpfen und etwa das Neuromantische in Böcklin, Gottfried Keller, Eduard Mörike, Maeterlinck u. a. kundig und feinsinnig zu entwickeln. Es sind das freilich mehr vereinzelte geistige Blitze, die ein großes Gebiet beleuchten, das im ganzen zu erobern und souverän zu regieren ihr so wenig gegeben ist wie jeder anderen Frau. Das Weib wird wohl immer mehr das Einzelne sehen und ihrer ganzen Anlage nach zu perspektivischem Erfassen und Umfassen weiter Strecken selten befähigt sein. Ricarda Huch selbst, als Vertreterin einer geistigen Frauenemanzipation, wie sie gerade die romantische Schule pflegte und predigte, wird das nicht Wort haben wollen, aber noch hat die Welt keinen weiblichen Historiker ersten Ranges gesehen. Im einzelnen ist der Verfasserin dagegen fraglos eine bemerkenswerte Frei- und Großzügigkeit in der Auffassung wie in der Vorstellung nachzurühmen. Sie schaltet sehr umsichtig mit den Erscheinungen, versteht Primäres und Sekundäres wohl zu scheiden, Licht und Schatten mit ruhiger Unparteilichkeit zu verteilen.

Sie genießt durchaus die Vorzüge und Vorteile ihrer Beschränkung. 'Das will alles umfassen und verliert sich darüber immer ins Elementarische', sagte Goethe einmal von den Romantikern. Für Ricarda Huch wird diese Klippe nicht gefährlich. Von Friedrich Schlegels leichtfertig genialem Impressionistentum, das ja überhaupt der Verstandeskühle und gediegenen Schwerbeweglichkeit des Schweizers sehr fern liegt, sticht sie erheblich ab; aber gerade wie jener ist sie vielleicht eben deshalb, weil sie nicht Historikerin ist, eine um so glänzendere Individualpsychologin und Charakteristikerin. Hierbei leistet ihr auch die Intuition der Dichterin die schätzbarsten Dienste. Die Menschen jener Zeit erstehen in ihrer — ich möchte sagen: stereoskopischen — Betrachtung plastisch vor unseren Augen wie kaum je zuvor. Der poetische Sinn für das charakteristische Detail, die bezeichnende Anekdote steht ihr in hohem Maße zu Gebote, und ihr ernster wissenschaftlicher Geist beruhigt uns darüber, daß wir es in gewissen Fällen nicht schlechthin mit novellistischer Ausschmückung, wie sie die Künstlerin als solche sich nicht versagen kann, zu tun haben, sondern mit in höherem Sinne doch wahrhaften und wesenhaften Zügen, die wir uns, selbst wenn sie nicht klipp und klar dokumentarisch mit Band- und Seitenzahl zu belegen sind, getrost aneignen können. Wir wissen, wie hoch etwa Theodor Fontane, dessen geschichtlichen Sinn wir doch gewiß gelten lassen, den Wert der historischen Anekdote einschätzte. Zumal die Porträts der älteren romantischen Generation sind von Ricarda Huch außerordentlich fein und lebendig umrissen.

Das Sehen einerseits, das Sehenmachen anderseits gibt beim Maler, beim Künstler überhaupt, den Ausschlag, und Ricarda Huch ist Künstlerin auch in diesen Büchern. Sie besitzt in ihrem bildsamen, glänzenden Stil die besten Mittel der Veranschaulichung; er ist ruhig, vornehm, klar, besonnen und zugleich lebendig, farbig, nuancenreich, individuell (I 325 schildert die Verfasserin ihre eigenen jugendlichen Eindrücke bei der ersten Lektüre Tiecks). Eigentlich frauenhaft ist Ricarda Huchs Stil so wenig wie ihre ganze Persönlichkeit und ihre ganze Dichtung; beiden ist ein starkes Element männlicher Bewußtheit und Verstandesschärfe beigemischt wie

der großen Annette Droste und allen Frauen, die künstlerisch Bedeutendes geleistet haben. Sie übertrifft an spezifischer Schwere wohl fast sämtliche lebenden Dichterinnen. Mit weiblicher Causerie darf ihr Stil jedenfalls nicht verwechselt werden, er zeigt vielmehr die Anmut, die aus gebändigter Kraft entspringt. Frauenhaft unklare Schwärmerei, wie sie oft schon der bloße Begriff des Romantischen auslöst, liegt ihr fern. Ihr Denken ist streng logisch und konsequent. Sie schreibt auch wohl kaum, ehe sie ein Konzept im Kopfe hat, und vermutlich nicht so leicht und mühelos, wie es erscheint. Schon ihre Stammesart versagt es ihr, die Dinge in raschem Wurf von sich zu geben. Alles hat sich aus ernsten Gedankenprozessen allmählich und organisch entfaltet wie die Blüte aus Stengel und Blatt. Der Fachmann ist keinen Augenblick darüber im unklaren, daß er hier nicht eine bloße Dilettanterie, sondern eine ernst zu nehmende, geschulte Kollegin vor sich sieht, wiewohl sie ihre reiche Belesenheit so gut wie gar nicht literarhistorisch belegt.

Ricarda Huch ist voll Geist, weiß aber nichts von Geistreichelei. Wenn sie glänzende Bilder, frappante Vergleiche wählt, um helle Schlaglichter auf Menschen und Dinge zu werfen, so bedeutet das stets mehr als eine gefällige Redefigur; es sind prägnante Symbole, blankfacettierte Spiegel, in die sich die 'Fülle der Gesichte' verschärft zusammendrängt.

Diese Schriftstellerin stellt das Phänomen einer zugleich künstlerisch naiven und philosophisch spekulierenden Natur dar; das zeigt ihr gesamtes dichterisches Schaffen, das eben darum nicht ganz rein, immer zwar interessant, aber nicht immer ästhetisch wirkt. Auch das Dichten der romantischen Schule war kein reines Kunstschaffen. Das Bewußtsein des Romantikers sei stets mit dem Gehalte des Unbewußten erfüllt, bemerkt die Verfasserin; das ist sehr richtig; darum erwies sich ihm als die adäquateste Philosophie der Identitätsidealismus, die Naturphilosophie Schellings, die das Herüber- und Hinübergravitieren zwischen Bewußtem und Unbewußtem lehrt. Diese Verschwisterung findet sich durchaus auch bei Ricarda Huch; darin ist sie selbst Romantikerin, und dadurch ist sie wie wenige berufen, die romantische Weltanschauung nachzuempfinden, nachzudenken, nachzuleben, nachzuerzählen. Ihr Versuch, sie zu begründen und zu formulieren, ist der erste der Art von solcher Geschlossenheit, und wir begrüßen ihn mit ungemischtem Danke. Ihn zu kritisieren, müssen wir ihre Thesen, die uns in so runder Fassung zunächst noch etwas fremd ansprechen, zum Teil erst noch wissenschaftlich nach- und durchleben. Vieles davon erscheint zunächst nur als anregender Gärungsstoff in die Masse geworfen, deren Klärung wir abwarten müssen; ein schnellfertiges Ja oder Nein wäre (für den Referenten wenigstens) verfrüht.

Das in erster Linie wichtige Kapitel 'Apollo und Dionysos' (I 83—118) ist es, worin diese Probleme vorzugsweise beleuchtet werden; wir begegnen in ihm einer Menge scharfsinnig erfaßter Prinzipien und trefflich durchgeführter Ausführungen über romantisches Wesen und romantische Ziele.

'Die leise Besonnenheit des Apollo und die göttliche Trunkenheit des Dionysos' sind von Friedrich Schlegel als Ideal der Schule gepriesen worden. Baader bekämpft aufs schärfste des empfindsamen Jacobi These, daß Denken dem Fühlen schade; Friedrich wiederum formt den Aphorismus, daß in jedem guten Gedichte, wenn es idealisch werden wolle, alles Absicht und alles Instinkt sein müsse, und Novalis behauptet sogar paradox die Lernbarkeit des Genies. Die geforderte Synthese von Fühlen und Denken, von Kunst und Philosophie, von Trieb und Absicht (oder von Wille und Vorstellung, wie Schopenhauer es später nannte), die Theorie vom androgynen Menschen, die implicite den Gedanken der Frauenemanzipation enthält, alles das sind Ausstrahlungen des Zweiseelentums, das ein Hauptcharakteristikum der romantischen Anschauungen bildet. Aber: 'ach, warum ist die Brücke nicht gebaut!' so ertönt die Klage wie in Goethes 'Märchen'. Noch herrscht der Mittel- und Dämmerzustand, in dem sich die Romantiker als Dichter am glücklichsten, als Menschen so unglücklich fühlen. Noch fehlt die erstrebte Einheit; wie auf einer Schaukel befindet sich der Mensch, der nach Novalis

'in jedem Augenblicke ein übersinnliches Wesen' sein kann, bald dieseits, bald jenseits. Am nächsten kommt man dem Ideal im Traum, im Zwielicht; sie bilden die oberste Sprosse der Leiter, die zur 'progressiven Universalpoesie' führt. Auch das Kranke, das Goethe als das Wesen der Romantik schalt, bedeutete ihnen so einen Faustschen Mantel; nicht aus blasiertem Dekadententum, sondern insofern hier das Harmonische auf seinem Wege zur befreienden Auflösung sich am erkennbarsten symbolisch darstellt. Allen diesen Gedanken geht Ricarda Huch in höchst anregender und aufschlußreicher Weise nach; hier liegt der Schwerpunkt ihres inhaltschweren Werkes.

Sollen wir hinterher noch eines peziellere Kritik anlegen, so drängt sich zunächst die Tatsache auf, daß der zweite Band hinter dem ersten erheblich zurücksteht, selbst in der stilistischen Durchbildung. Daß der zweite etwas enttäuscht habe, muß wohl jeder sagen, der nicht, wie zufällig der Referent, mit der Lektüre dieses Bandes begonnen hat. Die jüngere Romantik, die Band II schildert, steht zu der älteren etwa im Verhältnis von Theorie und Praxis. Ricarda Huch hält es auffallender- und bezeichnenderweise viel mehr mit der eigentlichen 'romantischen Schule' als mit den freien Sängern von Heidelberg und Schwaben. Sie spricht weit wärmer von Tieck als von Eichendorff. Des ersteren Komödien, die freilich stets 'Literatur' gewesen sind und bleiben werden, wird sie viel gerechter als Haym, der, Tieck einen dramatischen Stümper scheltend und weit über das Ziel hinausschießend, kaum ein gutes Haar an ihnen läßt. Eichendorffs Romane und Novellen dagegen findet sie (II 98) 'künstlerisch noch weit unter' Tiecks 'Sternbald' stehend und läßt ihm gegenüber in auffallender Weise die Wertschätzung vermissen, die diesem Lyriker ersten Ranges gebührt. Auch Heine und Uhland kommen sehr zu kurz; überhaupt, hat sie für den Novalis-Schlegelschen Kreis zuweilen geradezu hymnenhafte Töne, so tritt sie mit überscharfer Kritik an diejenigen heran, in denen andere nicht, wie sie, im Grunde nur Epigonen, sondern im Gegenteil Erfüller der Romantik erblicken.

Nur noch ein paar Einzelheiten, an denen wir Anstoß nehmen möchten, seien zum Schluß herausgehoben. Ricarda Huch schildert — von Dorotheas 'Florentin' übrigens kein Wort verratend —, wie die Romantiker den Roman in den Mittelpunkt der dichterischen Betätigung setzten, um fortzufahren: 'Und nun erschien mitten aus der Gegenwart heraus, von einem bekannten und verehrten Meister geschaffen, ein Buch, das wie zum Beispiel für die Theorien der Romantiker gemacht schien' — 'Wilhelm Meisters Lehrjahre' nämlich (I 304). Das heißt denn aber doch die Beziehungen umkehren; woher haben denn die Romantiker ihre Romantheorie, wenn nicht aus diesem Werk, von dem Friedrich Schlegel selbst schreibt, 'wer Goethes «Meister» gehörig charakterisierte, der hätte damit wohl eigentlich gesagt, was es jetzt an der Zeit ist mit der Poesie'! Daß Schiller seinem ganzen Wesen nach nicht 'germanisch' (I 207) sei, wirkt in dieser apodiktischen Formulierung zum mindesten befremdlich und irreführend; sind nicht das 'Lied von der Glocke' und 'Wallensteins Lager', der Musikus Miller und Wilhelm Tell, nicht nur dem Stoffe nach, ganz deutsch, und könnte den Räuber Moor ein anderer geschaffen haben als gerade ein deutscher Stürmer und Dränger? — Ferner: daß Arnim in 'Halle und Jerusalem' seine Studenteneindrücke 'nicht gerade glücklich' (II 17) wiedergegeben habe, können wir nicht finden. Gerade diese Partien scheinen uns nicht nur zum Besten dieses ja allerdings den Rahmen der Gattung sprengenden Dramas, sondern — neben den Eingängen der 'Gräfin Dolores' und der 'Kronenwächter' — auch zum Besten seines gesamten Schaffens zu gehören. — Clemens Brentano wird (II 335) sans phrase zum Sohn eines 'italienischen Juden' gestempelt; wir vermögen diese Behauptung, die bei Adolf Bartels zu finden uns nicht gewundert hat, nirgends zu belegen. — Endlich schreibt auch Ricarda Huch den doch nicht mehr ganz unbekannten Namen Mörike, wie seltsamerweise noch mancher andere Literarhistoriker, stets mit ck.

Harry Maync.

Schulwörterbücher im Verlage von B. G. Teubner.

Die Ausstattung *beider Wörterbücher ist durch Wahl eines größeren Formats, weiteren Satzes, übersichtlicherer Druckeinrichtung eine allen Anforderungen genügende, die die meisten anderen Schulwörterbücher weit übertrifft.*

Der Inhalt *[illegible] Namen der Bearbeiter als den Ergebnissen der Wissenschaft wie den Bedürfnissen der Schule [illegible] gewährleistet [illegible].*

Heinichen-Wagener: lateinisches Schulwörterbuch.

[illegible] Auflage. [illegible] Geh. ℳ [illegible], dauerhaft in Halbfranz geb. ℳ [illegible]

[illegible]

Benseler-Kaegi: griechisches Schulwörterbuch.

11. Auflage. (VIII u. [illegible] S.) Lex.-8. Geh. ℳ [illegible], dauerhaft in Halbfranz geb. ℳ [illegible]

[illegible]

Probeexemplare *stellt den Herren Direktoren und Lehrern gegen Voreinsendung von ℳ 3.— für das geheftete und von ℳ [illegible] für das gebundene Exemplar zur Verfügung die Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner in Leipzig, Poststraße 3.*

Sonder-Wörterbücher

zu Cäsar, von [illegible] — Homer, von [illegible] — Nepos, von [illegible] — Ovids Metamorphosen, von [illegible] — Phädrus, von [illegible] — Xenophons Anabasis, von Vollbrecht — Xenophons Hellenika, von [illegible] — [illegible], von [illegible].

[illegible]

[illegible]

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND BERNHARD GERTH

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 2. HEFT

MIT [illegible] FIGUREN UND [illegible] KARTENSKIZZEN IM TEXT

Ausgegeben am 16. Februar 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth,** Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

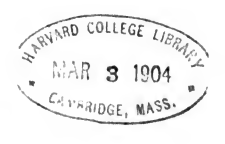
INHALT DES 2. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

JAHRGANG 1904. ERSTE ABTEILUNG. ZWEITES HEFT



FRIEDRICH AUGUST WOLF
(1759—1824)

Von Siegfried Reiter

Vortrag, gehalten bei der XLVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. am 7. Oktober 1903.

I

Es war im März des Jahres 1777; da meldete sich in Göttingen bei Christian Gottlob Heyne, der ersten philologischen Zelebrität in Deutschland, ein frühreifer Jüngling von achtzehn Jahren und überreichte diesem einen Empfehlungsbrief. Mit grämlicher Miene kam das Schulhaupt der Georgia-Augusta aus seiner Studierstube auf den jungen Scholaren zu und fragte ihn, nachdem er den Brief flüchtig gelesen, auf wessen törichten Rat er denn seine Studien so verkehrt gewählt habe, und wie er denn darauf gefallen sei, nichts als die sogenannte Philologie zu treiben, die zur Zeit noch gar nicht ein akademisches Studium sei; man müsse entweder Theolog oder Jurist sein. Der Jüngling, aufs höchste betroffen, von dem berühmtesten Philologen selbst die Philologie so gering geachtet zu sehen, erwiderte, ihn reize die große Geistesfreiheit, womit jenes Fach betrieben werden könne, indem hier niemand wie in der Theologie um abweichender Meinungen willen verketzert werde. Darauf entgegnete Heyne, es sei dies ein Studium zum Verhungern; selbst den Professoren dieses Fachs gehe es ja wenig besser. In Deutschland gebe es höchstens vier bis sechs gute Stellen der Art auf Universitäten. Nun, um eine von diesen gedenke er sich zu bewerben, lautete die Antwort des beherzten Studiosen. Wenige Wochen später machte sich dieser auf den Weg zum Prorektor, dem berühmten Arzte Baldinger, um sich einschreiben zu lassen. Noch schlimmer als neulich bei Heyne erging es ihm bei diesem, da er als *Philologiae studiosus* eingetragen zu werden verlangte. Sich vor Lachen schüttelnd, meinte Seine Magnifizenz: *Medicinae studiosos* gebe es wohl, auch *iuris* und *theologiae*, ja selbst auch *philosophiae*. Ein Student der Philologie sei ihm in praxi noch nicht vorgekommen. Habe er nun die Absicht, was Gott abwenden wolle, ein Schulmeister zu werden, so müsse er doch als Theolog eingeschrieben werden! Des Jünglings Beharrlichkeit siegte indessen über alle formalen Bedenken; nach langem Hin- und Herreden schrieb der Prorektor wirklich den jungen Friedrich August Wolf in die vom 8. April 1777 datierte Matrikel mit dem Prädikate *Philologiae studiosus* — den ersten in Deutschland und überhaupt — ein.

Die Philologie, als deren Geburtstag man jenes Datum mit Friedrich Haase[1]) in der Tat feiern darf, triumphierte über alle Philisterei, und damit war der 'neuen freien Stellung dieses Studiums, vor allem der Theologie gegenüber, mit der es bis dahin mindestens in fortdauernder Personalunion verblieben war, der prägnanteste und kühnste Ausdruck gegeben'.[2])

Dieses artige Histörchen, das wir Wolfs Biographen[3]) nacherzählt haben, beweist klar genug, wie früh bereits der 'Archeget des zünftigen Philologentums in Deutschland' die selbständige Bedeutung seiner Wissenschaft, die ihren Zweck und ihre Berechtigung in sich selbst trage, erkannt hatte, und zeigt in scharfer Prägung die Züge des künftigen Mannes, von dem Varnhagen von Ense[4]) schön sagt: 'Er hatte sich immer selbst, er hatte sich immer ganz, und keine seiner Eigenschaften war ihm nur fragmentarisch verliehen.' Schon in frühen Jahren läßt er den 'auf eignen Grund und Boden gegründeten Mann'[5]) ahnen, der fest und unbekümmert nur seine Wege wandelt. *Αὐτὰρ ἐγὼν βασεῦμαι ἐμὰν ὁδόν* hatte er, fast noch ein Jüngling, als angehender Schulmann an den berühmten Heyne von sich geschrieben, und dasselbe stolze Wort gebrauchte der weithin gefeierte Gelehrte fast vier Jahrzehnte später in den Zeiten seiner höchsten Geistesreife in der an Wilhelm von Humboldt gerichteten Vorrede seiner Literarischen Analekten (S. XVI), als er mit dem Donnerkeile seines Zornes die Konkurrenten seiner beabsichtigten Platonausgabe niederzuwerfen suchte. Dieses Wort des griechischen Dichters ist für das Verständnis von Wolfs urinnerstem Wesen gleichsam der rote Faden, 'der alles verbindet und das Ganze bezeichnet', und darf seinem Charakterbilde gleichsam als Motto vorgesetzt werden.

Schon in der Schule ging Wolf seine eigenen Wege und war beinahe in allem sein eigener Lehrer gewesen. *Eveniebat id mihi indomita quadam perversitate ac pervicacia ingenii, ut nullum doctorem triduum ferre possem,* sagte er mit Muretus von sich, und zweifellos denkt er an seine eigene Jugend und Bildung, wenn er lange Jahre später (1805) mit Bezug auf Winckelmann das schöne Wort niederschreibt: Seelen, die eine höhere Weihe mit ins Leben brächten, bedürften, nach Platons Ausspruche, gleich dem Golde der athenischen Burg, bloß sorgsame Aufbewahrung, die dem Erziehungskünstler, der selbst dem Göttlichsten seinen gemeinnützigen Stempel aufzwinge, nicht ohne Gefahr anvertraut werde. Auch auf der Universität ertrug Wolf keinen Lehrer, und eigenen Erfahrungen entspringen die Worte, die wir gleichfalls in Wolfs Beitrag zu Goethes 'Winckelmann und sein Jahrhundert' lesen, daß, wer lange auf einer Universität gelebt und das Getriebe der Wissenschaften mit angesehen oder auch selbst näheren Teil daran genommen habe, auf unangenehme Be-

[1]) Ersch und Grubers Enzyklopädie III. Sektion. 23. Teil. S. 383[29] (Philologie).

[2]) Theobald Ziegler, Gesch. d. Pädagogik mit bes. Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen (München 1895) S. 263.

[3]) Wilhelm Körte, Leben und Studien Friedr. Aug. Wolfs des Philologen I (1833) S. 40 ff.

[4]) Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften I 138.

[5]) Goethe an Zelter, Briefwechsel III 163.

trachtungen geraten müsse, wenn er bemerke, wie selten die vorzüglichsten Köpfe dadurch in die rechten Wege gewiesen würden. Und wie traurig war es in dem damaligen Deutschland um das Studium des Altertums bestellt, das nur in dem 'gemeinen Dienst von Brot erwerbenden Disziplinen' stand! 'Glaubte man doch noch viel später nicht', wie Wolf sagt, 'daß solche Kenntnisse als unabhängig und für sich bestehend auftreten könnten. . . . Man las und erklärte die Alten, um sich besser zur Auslegung des göttlichen und des Justinianischen Wortes vorzubereiten'. Die Philologie war noch nirgends in Deutschland autonom geworden, und ihr Stimmführer Heyne wollte oder konnte sich nicht von den Banden der Tradition losreißen.

So benutzte denn Wolf die Universität auf seine Weise. Während der fünf Semester, die er sich in Göttingen aufhielt, ist er weder ein regelmäßiger Kollegienhörer noch Nachschreiber gewesen. Sich mit dem für die Kollegienkrippe geschnittenen Häcksel zu füttern, wollte ihm nicht behagen, und da wohl auch ihm, um ein Wort Winckelmanns zu gebrauchen, 'die akademische Speise zwischen den Zähnen hängen blieb', besuchte er eine Vorlesung nur während der ersten vierzehn Tage sehr fleißig, bis er es wegbekommen hatte, *quibus ex fontibus et rivulis duceretur quaevis disciplina.* Er war so eine häufigere Erscheinung in den Sälen der Bibliothek, wo er in Büchern 'wollüstete', als in den Hör- und Lehrsälen. Wenn Wolf demnach in seinem philologischen Erstlingsopus[1]) Heynen erwähnt, in dem er einen Lehrer, Gönner und Wohltäter zu verehren das Glück habe, und ein andermal von seinem ehemaligen *praeceptor* spricht, *qui oculis meis mihi carior est*[2]), so sind dies nur Artigkeiten ohne tieferen Sinn.

Zwanzigjährig trat er ohne akademischen Grad, ohne Examen, ja ohne Mitglied des philologischen Seminars gewesen zu sein, von dem ihm abgeneigten Heyne vielleicht nach dem bekannten Rezepte des *Promoveatur, ut amoveatur* empfohlen, eine Kollaboratorstelle am Pädagogium in Ilfeld an, das er in einem an Goethe gerichteten Briefe aus dem Jahre 1816 den ersten *nidulus adolescentiae*[3]) nennt. In die Ilfelder Zeit fällt Wolfs Bearbeitung des Platonischen Gastmahls, 'hin und wieder verbessert und mit kritischen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben'. Die in der Einleitung gegebene Übersicht des Inhaltes sollte eine Probe einer größeren Arbeit sein unter dem Titel: 'Allgemeine Übersicht oder Grundrisse der Dialogen Platons. Eine Einleitung in das Studium dieses Philosophen', eine Arbeit, die ebensowenig wie die später geplante Platonedition zu stande gekommen ist. Die Ausgabe war nach dem Sinne Friedrichs des Großen, der die 'Verbesserung des gelehrten Schulunterrichts besonders durch eine in rhetorischer und logischer Analyse mehr auf den Inhalt der alten Autoren gerichtete Interpretationsmethode bezweckte'[4]), und unterscheidet sich

[1]) Platons Gastmahl, Leipzig 1872, Vorrede S. IX (= Kl. Schr. I 140).

[2]) Theogonia Hesiodea, Hal. Sax., 1783 (im Anhang).

[3]) Goethe-Jahrbuch XV (1894) S. 66.

[4]) J. F. J. Arnoldt, Fr. Aug. Wolf in seinem Verhältnisse zum Schulwesen und zur Pädagogik I (Braunschweig 1861) S. 58.

von den um jene Zeit üblichen, mit dem schwergelehrten holländischen Ballast überladenen Ausgaben schon äußerlich darin, daß Wolf einem griechischen Autor ein vaterländisches Kleid angelegt hat. Keineswegs wollte er damit das Seinige beitragen, eine Verdrängung der guten Gelehrtensprache zu befördern. Nichts als der Vorteil junger Leser, nach deren Bedürfnissen Plan und Ausführung der Ausgabe eingerichtet sind, haben ihn bewegen können, die Anmerkungen deutsch abzufassen.

Der nach kaum dreijährigem Wirken in Ilfeld zum Rektor der Stadtschule zu Osterode am Harz gewählte Wolf lenkte mit der Ausgabe des Symposion die Aufmerksamkeit des damaligen Kurators der preußischen Universitäten, des Staatsministers Freiherrn von Zedlitz, auf sich. Diesem Manne, der noch in vorgerücktem Alter nicht die Mühe scheute, 'Griechisch nicht nur zu lernen, sondern zu studieren'[1]), gebührt für immer das Verdienst, Wolfs Anlagen so früh entdeckt und beim König die Berufung des erst dreiundzwanzigjährigen 'sehr geschickten Mannes aus dem Hannöverschen' durchgesetzt zu haben, trotzdem, wie Wolf sechzehn Jahre später (1798) in einem erst kürzlich[2]) bekannt gewordenen Briefe an den Herzog Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein schreibt, ein auswärtiger Gelehrter (wohl Heyne), ungefragt und unter der Miene eines Gönners, ihn als für ein akademisches Amt zu ungelehrt schilderte, so gegründet auch sein guter Ruf als Schulmann sei.

II

Quo magis et hoc studiorum genus (das der beiden klassischen Sprachen) *tractare et animos Graeci Latinique sermonis elegantiis imbuere possitis, in Academiam hanc nostram evocavit Rex clementissimus clarissimum Wolfium . . ., ut eo duce Latium et Graeciam ipsam adire possitis.* Mit diesen Worten wird die Berufung Wolfs am Schlusse des Vorlesungsverzeichnisses zum Winter 1783 der studierenden Jugend angekündigt.[3]) In demselben Jahre begann der neuernannte Professor nicht nur der Philologie, sondern auch der Pädagogik, und zwar 'in specie der Pädagogik', seine wahrhaft epochemachende Tätigkeit in Halle und half während seiner vierundzwanzigjährigen Wirksamkeit in glänzender Weise den Vorwurf abwälzen, der, wie ihm Zedlitz schrieb, Halle noch immer traf, daß man dort keine Philologen bilde. Die Aufgabe freilich, die er sich gesetzt hatte, die humanistischen Studien im Gegensatze zu der damals an der Universität herrschenden philanthropinistischen Richtung als die Grundlage aller wahren Bildung zur Geltung zu bringen, war nicht im ersten Anlaufe zu lösen; denn in Halle waren, wie Wolf in dem vorhin angeführten Briefe schreibt, bis zu seiner Ankunft so viele drollige Gerüchte von seiner Vortragsart verbreitet und so grobe, zum Teil unglaubliche Künste gebraucht worden, um es unmöglich zu machen, die klassische Literatur, die dort niemals geblüht hatte und nun blühen sollte, in Aufnahme zu bringen, daß er nach dem ersten Jahre

[1]) C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit (Leipzig 1889) S. 30.

[2]) Hans Schulz, Neue Jahrbücher 1901 VIII 509. [3]) Kl. Schr. I S. V f.

noch durchaus keine Frucht seiner Bemühungen sah. Aber die im weiteren Zeitlaufe fast beispiellosen Erfolge Wolfs hatten ihren Grund darin, daß er sich in erster Linie als Lehrer fühlte, daß ihm die Wirksamkeit des akademischen Pädagogen vor allem Lebens- und Lieblingsgeschäft war. *Docendo aliquanto plus quam scribendo delector*, schrieb Wolf im Jahre 1796 an David Ruhnken[1]), und zwanzig Jahre später an Wilhelm v. Humboldt[2]), er habe niemals Schriftsteller, sondern 'nur' Lehrer sein wollen, der ein halbes Leben daran gewendet, anderen allerlei Nahrung zu bereiten. Kaum einer hat Wolf den Lehrer, durch den die Wissenschaft des toten Altertums erst eigentliches Leben gewann, liebevoller geschildert als der Verfasser der Homerischen Vorschule und Sänger der Griechenlieder, Wilhelm Müller, der 'Minneliederliche', wie ihn Wolf scherzhaft benannte. Als Zuhörer des großen Homeriden in Berlin, nachher auch seines näheren Umganges sich erfreuend, ward er, nach eigenem Bekenntnis[3]), durch die lebendige Rede dessen, *τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων ῥέεν αὐδή*, in das eigentliche Leben und Wesen der alten Gesangwelt eingeführt. 'Wolfs Geist regenerierte gleichsam das Altertum, er war gleichsam selbst Grieche und Römer, wenn er uns die griechische und römische Welt darstellte. Welche feine Urbanität charakterisierte sein ganzes Wesen, wenn er Horazens Satiren erklärte! Wer die ungezogene Grazie des Aristophanes nicht aus den Versen des alten Komikers herauslesen konnte, der mußte Wolfs Vorträge über die ›Wolken‹ hören. Und endlich, wer sich mit allem Studium nicht in die Ansichten über den Homerischen Naturgesang hineinfinden konnte, dem ward das Unbegreifliche zur Wirklichkeit, wenn er diesen Rhapsoden singen hörte. Solche Lebensfülle, fähig, das Tote zu erwecken und das Ferne in die nächste Gegenwart zu versetzen, verbunden mit der geistreichsten und freiesten Vielseitigkeit, und die Anmut seines Wesens, welche sich auch auf jedem Blatte seiner Schriften ausspricht und seine tiefsten und schwersten Forschungen vor jedem pedantischen Staub und Rost bewahrt, das sind die Hauptzüge von Wolfs literarischem Charakter.'

Die Hauptwerkstätte seiner Wirksamkeit als Lehrer war das von ihm statt des pädagogischen ins Leben gerufene philologische Seminar. In dieser Pflanzschule regte Wolf, *summus ille tractandorum animorum artifex*, wie ihn Bernhardy einmal nennt, durch seine geist- und kraftvolle Persönlichkeit die verschiedensten Naturen zu eigenem Forschen an und bewahrheitete so jenes Goethesche Wort: Ein tüchtiger Meister weckt brave Schüler, und ihre Tätigkeit ästet wieder ins Unendliche. Hier hauchte er, was nach seinen eigenen Worten das Höchste ist, einigen Zuhörern den Charakter seines Geistes ein, der in anderen Mischungen neuer Persönlichkeiten die Wissenschaft mannigfacher und reicher gestaltete.[4]) Drei Mitglieder des Seminars zog er *περιπλομένων*

---

[1]) Körte I 316. [2]) Lit. Anal. I S. VI.

[3]) Homerische Vorschule² (Leipzig 1836) S. VII. — Einige Worte über Friedrich August Wolf. Lit. Konversations-Blatt (Leipzig 1826) Nr. 41 S. 162 f., wiederholt in Vermischte Schr. IV 163 ff.

[4]) Lit. Anal. I 86 f. (= Kl. Schr. II 1087).

ἐνιαυτῶν aus dem *grex discipulorum* hervor — *nomina sunt gloriosa*: Heindorf, Immanuel Bekker und ihn, der sie alle, die Wolfs 'Sache weiter getragen haben', an Universalität überragen sollte, August Böckh.

Aus dem Zusammenleben mit gespannten Zuhörern, denen der Lehrer seine Gedanken entwickelte, und aus deren von ihm leise empfundenen lebendigen Gegenwirkung wurde in seiner Seele, wie er schreibt, auf Stunden und Tage eine geistvolle Stimmung geweckt, die ihn produktiv machte. So sind Wolfs größere Schriften alle vom Katheder aus entstanden: sein 'exegetisches Hauptwerk', die Ausgabe der Leptinea des Demosthenes, die sechs Jahre darauf veröffentlichten *Prolegomena ad Homerum*, die Ausgabe der vier Reden Ciceros *post reditum* und der Marcelliana, endlich die Darstellung der Altertumswissenschaft. Viel hat Wolf nicht geschrieben, und was er über den von ihm so geliebten Reiz sagt[1]): *De Reizio nostro valet id, quod de Persio poeta dictum est: multum verae gloriae meruit paucis libellis*, gilt in gesteigertem Maße von ihm selbst.

Die Vorlesungen über griechische Altertümer hatten Wolf auf das Studium der attischen Redner, insbesondere des Demosthenes, geführt, *ne in harum rerum doctrina apud auditores explicanda ad turbidos recentiorum rivulos confugere cogerer.*[2]) Die Prolegomena zur Ausgabe jener Demosthenischen Reden enthalten eingehende Untersuchungen über gewisse athenische Staatseinrichtungen, wie die Liturgien, die Einbringung und Aufhebung von Gesetzen, und behandeln so zum erstenmale in engem Rahmen antiquarische Fragen, denen später Böckh in seiner Staatshaushaltung der Athener seine erhöhte Aufmerksamkeit zuwendete. In der dem Buche vorausgeschickten *Epistola ad Reizium* stellt Wolf einen reichen *Index librorum 'mox' edendorum* zusammen: Diodor, Hesiod, Isokrates, Arrian, Lukian, Apollonios Dyskolos, Galenos, von welchen Promissa er, der überhaupt mehr ankündigte und anfing als vollendete[3]), nur den geringsten Teil erfüllt hat. Er verteidigte sich wohl auch gegen den ihm wiederholt gemachten Vorwurf, daß er alles annasche, mit den Scherzworten, man sollte auf Versprechungen der Gelehrten überall nicht mehr geben als auf die der Liebenden, von deren Eidschwüren die Alten sagten, sie würden von den Göttern verziehen, und jene Sünde treffe eben diejenigen gerade am meisten, die wahre Liebende in der Literatur seien.[4]) So hat in der Tat, was Wolf geschrieben und herausgegeben, mit Bernhardy[5]) zu sprechen, den Wert von zerrissenen Bruchstücken aus einem großen Fragment und gleicht den hier und da verstreuten Gliedmaßen eines Torso, deren Schönheit uns den Plan und die Meisterschaft ihres Urhebers ahnen läßt, ohne daß ein Herstellen des ganzen, gewaltigen Kunstwerks verstattet würde.

[1]) Kl. Schr. I 310. — Ein heiteres Mißverständnis ist es, wenn Wolfs Biograph, Körte (I 137), *Persius poeta* auf irgend einen 'persischen' Dichter bezieht.

[2]) Kl. Schr. I 289.

[3]) Vgl. Bernhardy in den Verhandlungen der XXV. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle (1867) S. 5.

[4]) Körte II 127.

[5]) Allg. Lit. Ztg. 1831 Nr. 87 Sp. 52. Der anonyme Aufsatz wird von dem wohlunterrichteten R. Volkmann (Gottfried Bernhardy, Halle 1887, S. 132) Bernhardy zugewiesen.

Auch jene ketzerischen Ansichten über Homer hatten sich Wolf in langsamer Denkarbeit — *Iacta est alea, ad quam certe non imparatus accessi,* ruft er an einer entscheidenden Stelle seiner Prolegomena aus (S. 113[84]) — in seinen Vorlesungen aufgedrängt.[1]) Wenn er auch lange seine Überzeugungen ganz bei sich behielt und sich nicht entschließen konnte, seine Zweifel an der Einheit der Homerischen Gedichte laut werden zu lassen, ja einige Jahre hindurch die Geschichte ihrer Entstehung in der damals üblichen Weise lehrte[2]), so sei er, als er vor fünf Jahren einmal, wie Böttiger aus einem Gespräche mit Wolf im Jahre 1795 berichtet[3]), in der Literatur recht warm geworden, losgebrochen und habe darauf, den Bitten der Studenten nachgebend, drei Wochen nacheinander sein ganzes Herz ausgeschüttet. Seitdem hätten Wolfs Schüler — damals an achtzig Zuhörer — die Sache überall verbreitet.

Wolf hat mit seinen Prolegomena einen wahren Feuerbrand in die Altertumswissenschaft geschleudert. Kaum ein zweites philologisches Werk kann sich eines gleich mächtigen Einflusses auf Mit- und Nachwelt rühmen wie dieses schmächtige Büchlein von 280 Oktavseiten, das sich als Ferment ohnegleichen erwies und eine Streitfrage aufwarf, die Berufene und Unberufene, *θυρσοφόροι* wie *βάκχοι*, anzog und allein schon ganze Bibliotheken in die Welt gesetzt hat, eine Frage, von der seit mehr als hundert Jahren die philologische Literatur durchwuchert ist, die Homerische Frage, um die der Kampf vielleicht wogen wird, *quousque philologia erit inter mortales.* Friedrich Blaß beleuchtete kürzlich[4]) an dem Verhältnis, in dem die heutige Wissenschaft zu Wolfs Prolegomena steht, wie mächtig groß diese seit hundert Jahren geworden ist. Es ist buchstäblich wahr, daß heutzutage von dem ganzen Bau der Prolegomena kein Stein mehr steht; und gerade der Stein, den Wolf zum Eckstein seines Baues gemacht hatte: daß zu Homers Zeiten die Schreibkunst den Griechen überhaupt noch unbekannt gewesen und die epischen Gedichte lange Zeit nur mündlich fortgepflanzt worden seien, ist von den Bauleuten verworfen worden. Und das mit gutem Fug: denn wie die seither neu begründete und kräftig aufgeblühte Wissenschaft der Epigraphik gelehrt hat, ist die Schreibkunst in Griechenland nicht nur nicht so jung, wie Wolf es meinte, sondern mindestens so alt und älter als Homer. Auch in anderen Punkten, so in seiner Ansicht über die Pisistratische Rezension, in der Hypothese über die Rhapsodenschulen, ist Wolf widerlegt, in der Untersuchung über die alexandrinischen Gramma-

---

[1]) Vgl. Goethes Gespräche, herausgegeben von W. v. Biedermann VIII 265.

[2]) *Etiam in praelectionibus meis multos annos imitatus sum interpretes doctrinae sacrae, qui edictorum metu territi non id docent, quod sibimet ipsis placet, sed quod ecclesiae olim ex tempore probandum praescriptum est; neque publice quidquam de dubitationibus istis prodidi.*

[3]) Wilhelm Peters in der Beilage zum Programm des Kgl. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums in Frankfurt a. M. 1890: Zur Geschichte der Wolfschen Prolegomena zu Homer, Mitteilungen aus ungedruckten Briefen von Friedrich August Wolf an Karl August Böttiger S. 40 f.

[4]) Der Stand der klassischen Studien in der Gegenwart. Deutsche Revue, 28. Jahrgang, Sept. 1903 S. 357 f.

tiker sind größere und kleinere Irrtümer auf Grund erweiterter und vertiefter Forschung aufgedeckt worden. Deshalb aber ist Wolf nicht 'überwunden'. Es liegt wohl nicht lediglich an der Darstellung, wie ein Wortführer unter den jetzt wirkenden Philologen behauptet[1]), daß die Prolegomena noch heute eine köstliche Lektüre sind: die Form sei so vollendet, daß darüber der unbedeutende Inhalt wie in Lessings Antiquarischen Briefen unbeachtet bleibe. Sollte es nicht doch wohl etwas herablassend klingen, wenn die klare und lebendige Sprache, das gleichmäßige und sichere Tempo des Gedankenfortschrittes, die behagliche und wohlgeordnete Gelehrsamkeit zugestanden wird? Aber entschieden *speciosius quam verius* ist das Urteil, oder besser gesagt, Verdammungsurteil, womit derselbe Gelehrte, von seinem starken Temperamente fortgerissen, im Anschlusse an seine Ansicht über die Prolegomena den Fürsten der Philologie geradezu entthront. 'Wo hätte', heißt es in dieser sicherlich pikanten Auslassung, 'der angeblich große Philologe auch eine positive Leistung aufzuweisen, die Bestand gehabt hätte? Daß er Bentley spielen und Bentley übertreffen wollte und sich deshalb Heyne zu seinem Boyle und Homer zu seinem Phalaris erkor . . ., daß Goethe von ihm philologische Belehrung annahm . . . und ihm dafür die Anschauung der historischen Altertumswissenschaft aufgehen ließ . . ., daß Gottfried Hermanns neidlose Ritterlichkeit seine Verdienste gerade in dem Momente überschwenglich pries, wo er sie weit hinter sich ließ: das alles hat Wolf seinerzeit auf ein Piedestal gehoben, das sogar seinen eigenen Ansprüchen fast genügte. Aber damit sollte es genug sein: für die Eitelen gilt der Spruch: *ἀπέχουσι τὸν μισθὸν αὐτῶν*'.

Doch kehren wir nach dieser stark persönlich gefärbten Expektoration zu den Prolegomena zurück! Man wird es doch nicht übersehen können, daß Wolf in seinem *divinum opus, quo nos ad Homericam lectionem instituit*, wie Lehrs[2]) es nennt, zum erstenmal mit Energie historische Gesichtspunkte in die Altertumswissenschaft eingeführt und den ästhetischen Neigungen zum Trotze, die damals viel eher im Bedürfnisse der Zeit lagen, mit aller Rücksichtslosigkeit auch gegen sich selbst, an dem historischen Standpunkte festgehalten hat. Die ganze Frage, sagt er einmal, sei eine historische und kritische und handle nicht über wünschenswerte, sondern über wirklich geschehene Dinge. Möglicherweise würden daraus neue Schwierigkeiten erwachsen; doch was liege daran? *Amandae sunt artes, at reverenda est historia.* Interessant ist auch das Bekenntnis, daß er sich manchmal dazu kommandiere, aller historischen Argumente vergessend, den Dichter rein ästhetisch zu genießen, und wie ihm da, abgesehen von einigen Interpolationen, alles wie aus einem Gusse und echt Homerisch vorkomme.[3]) Aber noch weitere Konsequenzen mußte die 'hartherz'ge Kritik', mit der Wolf den Dichter 'entleibet', nach sich ziehen. Treffend weist P. Corssen[4]) darauf hin, wie daraus, daß in der Epoche unserer klassischen Dichtung der Begründer der klassischen Philologie die Homerische Frage

[1]) U. von Wilamowitz-Moellendorff, Homerische Untersuchungen (Berlin 1884) S. 401.
[2]) De Aristarchi studiis Homericis S. 202.
[3]) Kl. Schr. I 210; 208. [4]) Monatschr. für höhere Schulen II (1903) S. 93.

aufrollte und die geschichtliche Betrachtung des Dichtwerkes anbahnte, ein ungeheurer prinzipieller Unterschied sich in der Anschauung vom Altertum zwischen unseren Klassikern und der Wissenschaft mehr und mehr entwickeln mußte. 'Ein für absolut geltender Wert wird der Analyse unterworfen, ein wie eine Offenbarung angestauntes Werk, aus dem ewige Gesetze der Kunst abgeleitet wurden, wird als etwas allmählig Gewordenes, von Laune und Willkür nicht Unbeeinflußtes angesprochen, und so tritt an Stelle der um Raum und Zeit unbekümmerten abstrakten Würdigung das Verlangen, den Prozeß des Werdens zu ergründen und zu verstehen. Die neue Beobachtungsweise zieht immer weitere Kreise, an die Stelle der abgezogenen Gedankenbilder von »den Griechen« und den »Alten«, die so nie und nirgends existiert hatten, treten konkrete Vorstellungen von lebensvollen Realitäten in unendlicher Mannigfaltigkeit. Mehr und mehr wird die Philologie zur Geschichtswissenschaft.' Hatte man bisher die Alten und ihre Werke in Kunst und Literatur bedingungslos bewundert, so beginnt man diese jetzt kritisch zu prüfen und aus der Zeit ihres Entstehens, aus der Eigenart der Urheber zu begreifen. So entwickelte sich aus den durch Wolfs Prolegomena, dieses 'Urbild geschichtlicher Forschung', gegebenen Anregungen eine neue Auffassung von der Aufgabe nicht bloß der griechischen und römischen, sondern jeder Literaturgeschichte.[1]) Wolfs Untersuchungen über den Ursprung der Homerischen Gedichte haben mit ihrer neuen Methode der Quellenkritik auf Niebuhrs Prüfungen der römischen Sage und durch Niebuhr auf die deutsche Geschichtsforschung überhaupt eingewirkt. Diesem Gedanken gibt Christoph Dahlmann dankbaren Ausdruck, wenn er sagt[2]), daß ihm als Zuhörer Wolfs (im Sommer 1803) an der geistigen Begabung des Mannes ein neues Licht aufgegangen sei, das weit über seine Fachwissenschaft hinausstrahlte, und daß der Geist freier Untersuchung, der durch die Prolegomena gehe, den deutschen Köpfen einen Anstoß gegeben habe, dessen Schwingungen über das Gebiet der Philologie weit hinausgingen. Wurde doch, um dies nur noch mit einem Worte zu erwähnen, die Kritik, mit der Wolf die homerischen Gedichte durchdrang, ein zündender Funke für die theologischen Forscher und ein Ansporn, mit gleich kritischer Schärfe an die Schriften des Alten und Neuen Testaments heranzutreten.

Von den homerischen Studien wandte sich Wolf Fragen der höheren Kritik bei Cicero zu. Einen Gedanken des von ihm so hochgeschätzten englischen Kritikers Jeremias Markland wieder aufnehmend, sprach er in seiner Ausgabe der vier Reden Ciceros *post reditum* auf Grund des grammatischen, logischen, rhetorischen, historischen, ethisch-politischen und ästhetischen Prinzips ein Verdammungsurteil über diese 'so viele Jahrhunderte hindurch als Ciceronisch gelesenen und zur Nachahmung gezogenen Reden' aus, ebenso wie über die Rede

---

[1]) Darauf hat richtig hingewiesen A. Schöne im Nekrolog von Ivo Bruns, Biogr. Jahrb. für Altertumskunde XXVI (1903) S. 9 f. Ähnliche Gedanken knüpft an Wolfs Prolegomena Michael Bernays, Schriften zur Kritik und Literaturgesch. IV (1899) S. 360 und Otto Jahn, Aus der Altertumswissenschaft. Populäre Aufsätze (Bonn 1868) S. 31 f.

[2]) Anton Springer, Friedrich Christoph Dahlmann (Leipzig 1870) I 452.

für Marcellus. Goethe gab ihm sehr willig zu, daß einige Reden Ciceros, vor denen wir den größten Respekt hatten, weil sie zu unserm wenigen Latein uns behilflich gewesen waren, für später untergeschobenes Machwerk und keineswegs für sonderliche Redemuster zu achten seien.[1]) Voß, ein Gegner des Wolfischen 'Vielhomer' oder 'Flickhomer', ist gleichfalls hier auf Wolfs Seite zu finden und schrieb ihm das unsäglich steife und stelzfüßige Distichon[2]):

Unaussprechlichen Kummer bereitest Du Grammatikasten,
Du, mit kritischer Hipp' entastend den Tullischen Eichstamm!

Wolf selbst, der mit dieser einer 'Überfeinerung oder Überreizung seines Stilgefühles', wie dies Bursian[3]) hübsch ausdrückt, entsprungenen Athetese heute keinen Glauben mehr findet, hält seine Ausgabe der Marcelliana für das Beste, was er vermutlich je geschrieben haben mag; wenigstens gehe es ihm, wie selten bei Erscheinung eines Buches: er ist im ganzen mit dem Dinge völlig zufrieden.[4]) Viel Unheil richtete Wolf mit seiner einst im Freundes- und Schülerkreise wohl nur im Scherze hingeworfenen Bemerkung an, daß e i n e der katilinarischen Reden untergeschoben sei.[5]) Dieser Scherz des Meisters wurde von geringeren Geistern bitter ernst genommen, und nacheinander fiel jedesmal eine andere der vier Reden dem kritischen Richtbeile zum Opfer: die zweite, die vierte, die dritte, ja Orelli verdächtigte gar die letzten drei mit e i n e m Handstreich, *opinor, ne foeda ridiculaque esset illa iudiciorum inconstantia.*[6]) Noch in den fünfziger Jahren des abgelaufenen Säkulums, als der kritische Radikalismus wahre Orgien feierte, wetzte ein junger Holländer seinen Zahn gar an der ersten Rede, worauf wieder andere seine Bedenken zu widerlegen suchten.[7]) 'Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung setzt!' Denn nicht bloß wenn Könige bauen, auch wenn sie niederreißen, haben die Kärrner zu tun.

Wenn Wolf mit seinem Homer und Pseudo-Cicero als Kritiker auftrat, so blieb er nicht, wie sein großer Vorgänger in England, Richard Bentley, an dem kritischen Geschäft so ganz hangen, sondern tat einen bedeutungsvollen Schritt über ihn hinaus[8]), indem er die Studien des Altertums nach ihrem vollständigen

---

[1]) Tag- und Jahreshefte 1805. [2]) Körte I 331.

[3]) Gesch. der klass. Philol. in Deutschland I 535.

[4]) Brief an Christian Gottfried Schütz (Darstellung seines Lebens u. s. w. I 481) vom 27. Mai 1803.

[5]) Das Nähere hierüber steht in Orellis Ciceroausgabe (Turici 1826) Vol. II pars II S. 48: *F. A. Wolfius, criticorum sui temporis princeps, dum Turici degit, amicis discipulisque suis significavit unam Catilinariarum subditiciam sibi videri: quam inter quattuor, ut per totam vitam erat εἴρων, nobis divinandum benigne reliquit: famam scilicet suam in re tam ancipiti periclitari nolebat. Ego vero subridens virum summum ita iocari vehementer laetatus sum.* In Berlin wieder soll Wolf ähnlich orakelhaft angedeutet haben, die gemeinte unechte Catilinaria '*esse alteram e mediis duabus*', bei anderer Gelegenheit bezeichnete er die dritte als solche (Körte I 332).

[6]) Madvig, Op. acad.[2] S. 672.

[7]) Man sehe die betreffenden Abschnitte bei Teuffel und Schanz.

[8]) Lit. Anal. I 84.

Ertrag betrachtete. Neunmal hatte Wolf während seiner Hallischen Wirksamkeit Vorlesungen über philologische Enzyklopädie angekündigt und sie selbst in seiner loseren Berliner Lehrtätigkeit noch achtmal wiederholt. Dieses Kolleg war es, das durch Goethes Teilnahme geehrt wurde, indem er als Wolfs Gast im Juli 1805, durch dessen 'liebenswürdige' Tochter geleitet, hinter einer Tapetentür seinem Vortrage mehrmals zuhörte, neugierig zu vernehmen, wie Wolf das einzelne an die Jugend methodisch und eingänglich überliefere. Alles, was Goethe von ihm erwarten konnte, fand er in Tätigkeit: eine aus der Fülle der Kenntnis hervortretende freie Überlieferung, aus gründlichstem Wissen mit Freiheit, Geist und Geschmack sich über die Zuhörer verbreitende Mitteilung.[1])

Die Unklarheit, die über den allgemeinen Begriff, Gehalt, Zusammenhang und Hauptzweck der philologischen Studien herrschte, bestimmte Wolf schon in den ersten Jahren seiner Hallischen Wirksamkeit, 'die höchsten Gesichtspunkte der altertümlichen Philologie möglichst zu erfassen und einen Versuch zu machen, wie sich die einzelnen . . . Doktrinen zu einem organischen Ganzen vereinigen ließen, um alles, was zu vollständiger Kenntnis des gelehrten Altertums gehört, zu der Würde einer wohlgeordneten philosophisch-historischen Wissenschaft emporzuheben'.[2]) In seiner Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert, deren erstes Blatt mit Goethes Namen geziert ist, gleichsam als des 'Schutzheiligen des neuen Humanismus', mit dem Namen Goethes, des 'Kenners und Darstellers des griechischen Geistes, in dessen Werken und Entwürfen . . . jener wohltätige Geist sich eine zweite Wohnung nahm', hat Wolf zum erstenmal das Programm der Altertumswissenschaft, für die er auch den Namen geprägt hatte, formuliert. Danach betrachtete er sie als den 'Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit den Handlungen und Schicksalen, mit dem politischen, gelehrten und häuslichen Zustande der Griechen und Römer, mit ihrer Kultur, ihren Sprachen, Künsten und Wissenschaften, Sitten, Religionen, Nationalcharakteren und Denkarten bekannt machen, dergestalt, daß wir geschickt werden, die von ihnen auf uns

[1]) Tag- und Jahreshefte 1805.

[2]) Kl. Schr. II 811. — Friedrich Leo (Heyne, Festschr. zur Feier des 150jährigen Bestehens der Kgl. Gesellsch. d. W. zu Göttingen, Berlin 1901, S. 231 f.) weist darauf hin, daß für Wolfs Darstellung Heynes Tätigkeit eine Voraussetzung sei. Er formuliert Heynes Auffassung seiner Wissenschaft dahin, 'daß das Studium der antiken Literatur zur Kenntnis von Geschichte und Leben der alten Völker und damit zum besseren Verständnis der Menschheit und der eigenen Zeiten führt, daß die antike Poesie mit der bildenden Kunst zusammen den Geschmack am Schönen und Wahren bildet und so der Erziehung zur höheren Sittlichkeit dient.' Wenn diese Auffassung den Begriff einer Wissenschaft nicht erfülle, wie ihn Wolf gezeichnet habe, so sei zu bedenken, daß Heyne erst die Teile zusammenzufügen und die Fügung zur Anerkennung zu bringen hatte. Wolf habe das doppelte Glück gehabt, nach Heyne zu kommen und die Freundschaft Goethes und Humboldts zu genießen, 'von denen der eine in Winckelmanns Spuren zur Anschauung des griechischen Geistes als eines Ganzen vorgedrungen war und der andere auf den Wegen des Philosophen und Historikers die lebendigste Vorstellung von dem organischen Wachstum in der Geschichte der Menschheit und ihrer vollkommensten Erscheinungsform, dem Griechentum, gewonnen hatte.'

gekommenen Werke gründlich zu verstehen und mit Einsicht in ihren Inhalt und Geist, mit Vergegenwärtigung des altertümlichen Lebens und Vergleichung des späteren nnd des heutigen zu genießen'.[1]) Wolf wurde mit seiner Darstellung, in der er die bis dahin zerrissenen Teile der Altertumswissenschaft zusammenfaßte, zum Reformator der klassischen Philologie, indem er sie, nach Harnacks[2]) treffendem Ausdruck, aus der Vorhalle zur Theologie herausgeführt, über die Stufe der Belles-Lettres emporgehoben und ihr ein selbständiges Reich gegründet hat.

Freilich hat Wolf sein neu aufgeführtes Gebäude nicht so fest unter Dach und Fach gebracht, daß nicht von vornherein die Kritik daran hätte rütteln können. Wenn Goethe mit Staunen und Bewunderung vor der weiten Gegend steht, von der Wolf den Vorhang wegziehe, und sie nach und nach an dessen Hand zu durchreisen wünscht[3]), wenn Niebuhr dem Freiherrn vom Stein diese Abhandlung des einzigen grundgelehrten Philologen, der jetzt in Deutschland lebe, als das Interessanteste friedlicher Literatur empfiehlt, das seit langer Zeit erschienen sei[4]), so urteilt der damals erst zweiundzwanzigjährige Böckh in einem gleichzeitigen Briefe an Schleiermacher[5]) weitaus kühler über das Werk des Lehrers. Böckh erscheint die Philologie darin mit vollem Rechte gar zu äußerlich genommen, und ihr Wesen liege doch viel tiefer, als von Wolf angegeben sei. Dieser habe sie nur hoch und breit gestellt, tief gemacht aber gar nicht. Und nicht minder scharfe Kritik übte Böckh an Wolfs Darstellung in seinen Vorlesungen über Enzyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften. Sowohl den einzelnen aufgestellten Disziplinen als auch dem Ganzen, das sie bilden sollten, fehle der wissenschaftliche Zusammenhang. Die Schrift zeige wohl den praktischen Kenner der Wissenschaft, den Virtuosen in der philologischen Kunst und den geistreichen Mann, nur für den Aufbau der Wissenschaft könne ihr keine Stimme gegönnt werden.[6]) Ein weiterer Anstoß lag, wie Haase richtig hervorhebt, darin, daß Wolf, wenn auch nicht in der Theorie, so doch in der Praxis, die Sprache nicht als ein Objekt rein historischer Forschung so aufgefaßt wissen wollte, daß auch sie selbständig eine Seite des Altertums offenbarte, sondern ihr nur als einem Organon den Sachen gegenüber eine untergeordnete Stelle einräumte. Demnach mußte sich ein starker Gegensatz zwischen denjenigen herausbilden, welche die Philologie vornehmlich als Wissenschaft der Sprache betrachteten, und den Schülern Wolfs, die Grammatik, Kritik und Hermeneutik nur als Hilfswissenschaften ansahen. 'Es sonderte sich eine formale und eine reale Philologie immer schroffer, zumal da die einst in Wolfgang Reiz und Wolf friedlich nebeneinander gehenden Richtungen in ausgezeichneten Schülern dieser Männer und in deren Anhängern

---

[1]) Kl. Schr. II 826.

[2]) Gesch. der Kgl. preußischen Akademie der Wissensch. zu Berlin I. Bd. 2. Hälfte S. 853.

[3]) Brief an Wolf vom 16. Dezember 1807.

[4]) G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein[2] II 87.

[5]) Wilhelm Dilthey, Aus Schleiermachers Leben IV 148.

[6]) Vgl. S. 40. 44. Ähnlich urteilt Haase a. a. O. S. 384.

eine Zeitlang feindselig gegeneinandertraten.' Endlich wird bei einer Würdigung des Wolfischen Systems nicht zu übersehen sein, daß wir jetzt, wo als 'Endziel der wissenschaftlichen Erforschung des Altertums nicht mehr ausschließlich der hingebende Genuß an der formalen Schönheit oder dem geistigen Gehalte der Werke antiker Kunst und Literatur erscheint, sondern das bewußte Erkennen und Begreifen des Altertums in seiner zusammenhängenden Entwicklung nach allen Richtungen menschlicher Tätigkeit'[1]), bei diesen 'vorzüglich organisierten und vielseitig gebildeten' Nationen nicht mehr so ganz jene Ideale, 'jenen das Leben verschönernden Geist' finden[2]), die Wolf bei ihnen suchte und fand. Böckh hat es in seiner Staatshaushaltung der Athener mit allem Nachdruck ausgesprochen, daß nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit überall Ideale im Altertume schaue (I^3 710). Die unbedingte Verehrung der Alten müsse gemäßigt werden: denn die Geschichten der Vergangenheit würden nicht bloß zur Begeisterung der Jugend geschrieben (S. 2). Und wenn Wilamowitz-Moellendorff es mutvoll ausspricht: die Antike als Einheit und als Ideal sei dahin, die Wissenschaft selbst habe diesen Glauben zerstört, so hat er damit als ein von modernem Geiste beseelter Altertumsforscher einfach eine Tatsache festgestellt. Denn seitdem die Philologie zu einer Geschichtswissenschaft geworden, ist die Bedeutung der Altertumskunde nicht nach ihrer idealen, sondern ihrer historischen Bedeutung für die Kultur der Menschheit zu werten.

Mit einem kurzen Worte sei auch Wolfs Verhältnis zum Schulwesen und zur Pädagogik berührt. Zweimal (1799 und 1801) hatte er unter dem Titel *Consilia scholastica* pädagogische Vorlesungen gehalten, außerdem wollte er schon früher eine 'Pädagogik' schreiben, und zwar nicht nur deutsch, sondern auch, für Europa, lateinisch; ferner auch eine 'Neue Schulordnung für deutsche Gymnasien'. Keines dieser Bücher ist zu stande gekommen. Dennoch lassen Wolfs 'sporadische Meditationen und Äußerungen über Erziehung und Unterricht' seine pädagogischen Ansichten deutlich zutage treten. Vor allem hielt er, so wie er wissenschaftlich die Philologie aus ihrer dienenden Stellung zur Theologie befreit hatte, es für durchaus notwendig und gemeinnützig, daß der Schulstand vom Predigerstande getrennt werde. Und wirklich gelang es ihm, 'inmitten der philanthropinistischen Gärung den gelehrten Schulen Deutschlands einen eigenen Lehrerstand zu erwecken, der noch bis heute seinen Typus trägt'.[3]) Im Gegensatze zu den Erziehungskünstlern seiner Zeit, deren Theorien, wie er sich ausdrückt, in Deutschland so viel Papier gefüllt und so viele Köpfe leer gemacht haben, denen es gelungen sei, die meisten zur Veredlung und Würde

---

[1]) Otto Jahn, Aus der Altertumsw. S. 31.

[2]) 'Wie ich diese fatale Göttinger Weisheit von der »Heiterkeit des echten Griechentums« hasse! ... Ich hasse dieses Geschlecht, das mit dem Schleim seiner Gothaischen süßen Worte uns die Schönheit und Tiefe der goldenen Jugendzeit der Menschheit ekelhaft umzieht. Typus: E. Curtii Göttinger Festreden', schreibt einmal Rohde an Nietzsche (Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe II, Berlin 1902, S. 226 f.).

[3]) Arnoldt I 5.

des Geistes führenden Studien zu verseichten, hielt er die gründlichste wissenschaftliche Ausbildung für das erste Erfordernis zum Lehrberufe. 'Bisher hat mich die Erfahrung immer mehr überzeugt', schreibt Wolf an Prof. Platner in Leipzig im Jahre 1798 (Neue Jahrb. 1901 VIII 505 f.), 'daß bei dem Lehrer sogenannter lateinischer Schulen alles darauf ankömmt, in den Fächern, worin er lehren soll, recht gründliche Kenntnisse zu haben ... Mit Methodik und Pädagogik gibt es sich bei selbst mittelmäßigen Köpfen leicht, sobald die gesammelten Kenntnisse gründlich, eigen, nicht Gedächtniskram sind ... Derjenige würde immer umsonst arbeiten, der theoretische Vorträge oder auch praktische Übungen zu halten hätte, wie man Dinge lehren müsse, wovon man das Was nicht recht kennt ... Ich wollte wohl behaupten, daß wenn ich seit vierzehn Jahren eine Anzahl guter junger Schulmänner hier gebildet habe, ich dies mehr den Kollegien zuschreiben muß, die ich als Prof. Eloqu., als die ich als Lehrer der Pädagogik las ... Es ist eine fatale Sache um den Schuster, der wohl wüßte, wie er die Schuhe machen sollte, wenn er anders Leder hätte.' Besonders aber wurden Wolfs Schüler durch die ideale Begeisterung, mit der er sie für ihre Wissenschaft zu erfüllen wußte, mehr als durch Mittelchen aus der pädagogischen Hausapotheke zum Unterricht befähigt. Spottet ja Wolf mit viel Witz und viel Behagen über den damaligen Zustand der Pädagogik, in welchem ungezogene Schriftsteller über Erziehung und ungelehrte über die Kunst und beste Art zu lehren Rat und Anweisung erteilten.[1]) Es war äußerlich kein großes pädagogisches Gepäck, das Wolf den künftigen Lehrern in ihren Schulranzen steckte. Gleich jenem Könige aus dem Morgenlande in Rückerts Parabel, der auf seiner Fahrt alle seine Kamele, mit Büchern reich beladen, mit sich führte, nach und nach aber gewahr wurde, wie beschwerlich ihm die große Bücherei werde, und darum Auszüge aus all dem Bücherwust anfertigen, schließlich des Auszugs Auszug noch einmal ausziehen ließ, so daß am Ende von all der papiernen Weisheit ein kurzer Kernspruch übrig blieb — gleich jenem König faßte auch Wolf sein pädagogisches Credo in den einen Satz zusammen: Habe Geist und wisse Geist zu wecken. Und darum, weil seine Pädagogik, die er einmal habe schreiben wollen, mit diesem einen Satze gar zu kurz geworden wäre, sei es damit schließlich doch nicht gegangen. Als der Königsberger Fr. Aug. Gotthold, der uns dieses kostbare Gespräch mit seinem ehemaligen Lehrer überliefert hat[2]), erwiderte, er stimme vollkommen bei, aber unter der Voraussetzung, daß jener für Universitäten, Gymnasien, Bürger- und Dorfschulen die erforderliche Anzahl begeisteter Geistwecker auftreiben vermöge — denn klein sei die Anzahl solcher Männer, und diese wenigen hätten nicht immer Lust, Schulstaub zu schlucken —, machte Wolf der Unterhaltung mit der Wendung ein Ende: Freilich, freilich; aber für die andern gebe es ja dicke und dünne Anweisungen in Menge.

---

[1]) Körte, Friedrich August Wolf über Erziehung, Schule, Universität ('*Consilia scholastica*'), Quedlinburg und Leipzig 1835, S. 27*.

[2]) Arnoldt I 215 f.

III

Das Kapitel 'Wolf in Berlin' ist kein erfreuliches. Die Schlacht bei Jena war geschlagen, Halle durch die Franzosen eingenommen, die Universität wurde aufgehoben, und Wolf folgte im Frühjahre 1807 einer Einladung Johannes v. Müllers nach Berlin. Dort ist er *per otia Gallica* für den Gedanken eines neu zu errichtenden 'allgemeinen Lehrinstituts' hervorragend tätig, und als Wilhelm v. Humboldt als Chef der Sektion für den öffentlichen Unterricht nach Gelehrten für die 'Berliner Weisheitszellen' warb, hatte er sein Auge vor allem auch auf Wolf gerichtet. Doch dieser wollte zur Universität nur in einem lockeren Verhältnisse stehen und bloß als Mitglied der Akademie Vorlesungen halten: denn wenn man an zweiundzwanzig Jahre sich Verdienste um die Universität zu erwerben gesucht habe, so habe man die Bitterkeiten einer neidischen Kollegenschaft zur Genüge genossen und die Neigung, ganz in das alte Verhältnis zu treten, rein verloren.[1]) An der Akademie hinwiederum wollte sich Wolf dem Statut nicht unterwerfen, beteiligte sich als ordentliches Mitglied wenig ordnungsgemäß an ihren Arbeiten und wurde schließlich unter die — Ehrenmitglieder versetzt. In seinen Vorlesungen, die er nach einem sich selbst ironisierenden Ausspruch der Verdauung wegen hielt, war er, nach dem Bericht eines Zuhörers, sehr ungleich; manchmal höchst nachlässig und gleichgültig, aber zu anderen Zeiten wieder voll Geist und Leben.[2]) Halb als Einsiedler hatte er sich von der gelehrten Gesellschaft zurückgezogen, und die Sage klingt ungünstig oder übel, wie Bernhardy[3]) sich ausdrückt, daß die Hauptstadt den Hallischen Wolf aufgezehrt habe. Er sei wegen 'unendlicher Faulheit' zu nichts zu bringen, habe sich in die weite Residenz 'einstrudeln' lassen, schreibt in seiner plastischen und drastischen Weise der urwüchsige Zelter, in dessen Briefwechsel mit Goethe 'Meister Isegrim' mit saftigen Epithetis, wie unser Wunderling, der wunderlichste Griesgram, unser Grimmbart, der Grillenkauz beehrt wird und ein stets beliebtes Thema mit Variationen bildet. Wolf habe sich auf die seltsamste Weise dem Widerspruch ergeben und bringe einen durch sein hartnäckiges Verneinen zur Verzweiflung. Diese von Jahr zu Jahr wachsende Unart mache seinen Umgang, der so belehrend und förderlich sein könnte, unnütz und unerträglich, ja man werde zuletzt von gleicher Tollheit angesteckt, so daß man ein Vergnügen finde, das Umgekehrte zu sagen von dem, was man denke. Man könne sich vorstellen, was dieser Mann als Lehrer, in früherer Zeit, trefflich müsse gewirkt haben, da es ihm Freude machte, tüchtig positiv zu sein. So schreibt Goethe an Zelter am 28. August 1816 und zeigt damit auf den tiefen Riß, der sich zwischen ihm und dem alten

---

[1]) Schreiben an den Geh. Kabinettsrat Beyme, abgedruckt bei Rudolf Köpke, Die Gründung der Kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin (Berlin 1860) S. 167. Vgl. auch W. von Humboldts Gesammelte Schr. X (Berlin 1903) S. 16 ff.

[2]) Goethe-Jahrbuch VIII (1887) S. 250: Zur Erinnerung an Friedr. Joh. Frommann von H. Frommann.

[3]) Verhandlungen der XXV. Philologenversammlung in Halle S. 7.

Freunde allmählich aufgetan hatte.[1]) Auch die ehemaligen Schüler Bekker und Böckh, deren erfolgreiches Wirken an seiner Seite Wolf wohl auch mit scheelen Augen verfolgte, fielen nebst anderen von den Besten der Reihe nach von ihm ab, und Böckh versteigt sich sogar in einem Briefe an Schütz vom Jahre 1812 so weit, von der 'schuftigen Rolle' zu sprechen, die Wolf überall spiele, der aus unbändiger Selbstsucht nichts Gutes aufkommen lassen wolle, was er nicht gemacht habe.[2]) Als nun dieser gar voll Verdruß darüber, daß sein Schüler Heindorf die Verbindung mit ihm zur Herausgabe des Platon aufgegeben hatte und ihm mit einer Platonedition zuvorgekommen war, im Tone der Überlegenheit von 'diesem fleißigen' Heindorf sprach, den er, nach ehemaliger sicherer Bekanntschaft, bloß zu einer untergeordneten Mitarbeit, etwa zu genauem Exzerpieren von Varianten oder zur Fertigung eines tüchtigen

---

[1]) Vgl. auch Goethes Gespräche, herausgegeben von W. v. Biedermann V 62 f.

[2]) Christian Gottfried Schütz. Darstellung seines Lebens u. s. w. I (1834) S. 13; vgl. noch Bekkers Brief an Schütz vom 8. Juni 1816 (S. 11). Auch Wilhelm Müller weiß in seinem erst vor kurzem bekannt gewordenen Tagebuche aus den Jahren 1815 und 1816 (Diary and Letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index. Edited by Philip Schuyler Allen and James Taft Hatfield. Chicago 1903, vgl. auch Hatfields Aufsatz, Deutsche Rundschau CX, 1902, S. 364 f.) ein Lied von Wolfs Selbstgefühl und seinem Aburteilen über Fach- und Amtsgenossen zu singen. Am 11. November 1815 findet sich der Eintrag (S. 41): 'Niebuhr war Wolfen eben nicht so groß, wie andere wollen: es ist ein Autodidaktos, sagte er, und das frühe Versäumen läßt sich nie überwinden. Aber die Cliquen, die es hier gibt, heben ihn und er hebt sie.' (Das abschätzige Urteil Wolfs über Niebuhr wird bestätigt in einem zum erstenmale in der Sophienausgabe [IV. Abt. XXIII Nr. 6372. S. 85 f.] vollständig veröffentlichten Briefe Goethes an Wilh. v. Humboldt vom 31. August 1812: 'Sie geben mir die Notiz, daß unser Wolf mit dem Niebuhrschen Werke nicht zufrieden ist, er, der vorzügliches Recht hätte es zu sein. Ich bin jedoch hierüber ganz beruhigt, ich schätze Wolfen unendlich, wenn er wirkt und tut, aber teilnehmend habe ich ihn nie gekannt, besonders am Gleichzeitigen, und hierin ist er ein wahrer Deutscher. Sodann weiß er viel zu viel, um sich noch belehren zu mögen und um nicht die Lücken in dem Wissen anderer zu entdecken. Er hat seine eigne Denkweise, wie sollte er fremden Ansichten etwas abgewinnen? und gerade die großen Vorzüge, die er hat, sind recht geeignet, den Geist des Widerspruchs und des Ablehnens zu erregen und zu erhalten.') Und ein paar Tage später (26. Okt.) schreibt Müller (S. 51): 'Er sprach fast nur von sich und seinem Ruhme; alles andere wurde zu Boden getreten: Böckh, Buttmann, Schleiermacher u. s. w. Ich hätte ihm immer zurufen mögen: O du Alleszermalmer!' Am 30. November notiert er (S. 53): 'Heute war ich zum Mittagstisch bei Geheimerat Wolf. Die Unterhaltung drehte sich wieder um seinen Ruhm und seine Gelehrsamkeit: ich muß mir den Vorwurf machen, ihm zu viel nachzugeben und mich von ihm verleiten zu lassen, hie und da einen andern meiner Lehrer zu beklatschen. Es ist eine Schwachheit von mir, daß ich seiner Schwachheit gefällig bin, ich denke aber, es schadet ja nichts und — mir kann es vielleicht helfen.' Weitere Notizen über Wolf finden sich im Tagebuch S. 35, 45 und in einem Briefe Müllers an seine Frau vom 29. Juli 1823, wo er ihr berichtet, daß er morgen bei einem 'alten Erz-Gourmand, dem Geheimerat Wolf', esse (S. 113). Als Nachtrag zum Tagebuche hat Hatfield soeben 'Unpublished Letters of Wilhelm Müller' im American Journal of Philology XXIV (1903) S. 121—148 veröffentlicht, worunter zwei Briefe des 'dankbaren Schülers' an Wolf aus den Jahren 1817 und 1820. Indirekt bezieht sich auf Wolf der an den Historiker Friedrich von Raumer gerichtete Brief, der Bedenklichkeiten über den 'vielköpfigen' Homer geäußert hatte. Müller erklärt, die Anstöße in der Ilias so recht ge-

Wortregisters, geschickt hielte[1]): da nahmen sich die mit deutlicher Ironie als 'sanft nachwandelnde Genossen' bezeichneten Freunde des mißhandelten, kurz vorher aus dem Leben geschiedenen Heindorf an und vereinigten sich zur Herausgabe einer Flugschrift unter dem Titel: 'Buttmann und Schleiermacher über Heindorf und Wolf' (Berlin 1816).[2]) So zog sich über Wolfs Haupte, wie Zelter voll Schadenfreude an Goethe berichtet[3]), ein Ungewitter zusammen, das ihn zerschmettern sollte; das werde einmal Beulen geben und zu lachen fürs Volk um ihren kritischen Plunder und Wortstichelei. Grobes Geschütz lassen die 'Zerschmetterer' gegen ihren Gegner auffahren. Buttmann will in gewissen Hilfsmitteln die furchtbaren Symptome eines herannahenden, wie gewöhnlich durch Aufgeblasenheit und Überhebung über seinesgleichen herbeigeführten literarischen Bankrotts Wolfs erkennen, Schleiermacher bringt sogar die Frage aufs Tapet, wofür denn nun eigentlich der mit seinem Titel so vornehm tuende Geheime Rat, der jedoch wirklich nicht einmal ordentliches Mitglied der Akademie und nur bloßer Dozent bei der Universität sei, so großes Gehalt beziehe.[4]) Dem von allen Seiten gescholtenen, ja verfolgten 'Isegrim' wird aber, nach Zelters Worten, wirklich etwas bange, er ist wie Schafleder und nimmt hin, was ihm sonst unerträglich wäre. Doch innerhalb der vier Wände seines Hörsaales macht der Meister in ungebrochenem Selbstgefühl seinem gepreßten Herzen Luft und richtet an seine Zuhörer die echt Wolfischen Worte[5]): 'Sie haben gelesen, meine Herren, was die Herren Buttmann, Schleiermacher und von Savigny gegen mich und für den Professor Heindorf in die Welt geschickt haben. Versteht sich, daß ich von meinem Urteil nichts zurücknehme, aber lassen Sie uns betrachten, welche Helden gegen mich aufgetreten sind: Herr Buttmann, der Welt als Grammatiker, aber keineswegs als Interpret bekannt, Herr Schleiermacher, der durch seine Übersetzung Platon verdorben hat, Herr von Savigny, der selbst gesteht, erst hier in Berlin das Griechische gelernt zu haben. Wer ich bin, Quiriten, das wißt Ihr.' Und in einem vor wenigen Jahren aus dem Goethe-Schiller-Archiv veröffentlichten Brief[6]) an Goethe, 'den Weisen und Guten', spricht Wolf unter dem 9. November 1816 von den zwei schlechten

---

fühlt zu haben, als er sie von Anfang bis zu Ende ohne Pausen in möglichst kurzer Zeit durchlas. Wolf habe ihm diese Methode einmal empfohlen, und er verdanke diesem Versuch viel. Trotzdem ihm Wolf die Punkte, wo die neuen Anstöße anfingen, nicht gesagt habe, wären seine eigenen Erfahrungen beim Lesen fast überall mit Wolf zusammengetroffen. 'Das konnte keine Täuschung sein' (S. 142).

[1]) Lit. Anal. I S. XI.

[2]) Auch abgedruckt in Schleiermachers Sämtlichen Werken III. Abteilung. Zur Philosophie. I (Berlin 1846) S. 695—702.

[3]) Briefwechsel II 321 f.

[4]) Körte II 108. Vgl. auch Wolfs Biographie in Hasses 'Zeitgenossen' 3. Reihe, 5. Bd. Nr. XXXVIII (1836) S. 53 f.

[5]) Wilhelm Schrader, Gesch. der Friedrichs-Universität zu Halle I (Berlin 1894) S. 468, hat sie in dankenswerter Weise nach dem mündlichen Berichte eines der damaligen Hörer mitgeteilt.

[6]) Goethe-Jahrbuch XV (1894) S. 66.

Gesellen, die ihn bei seiner Rückkunft von der Reise haben bewillkommnen wollen, und von der Scharteke aus der Feder des Kerls, der den Platon ins Kauderwelsche übersetzt und damit Lob geerntet habe.[1])

Vilis iam est annona litterarum mearum, hatte Wolf an Schütz geschrieben, als er diesem einst vor Jahren ein anspruchsloses Gelegenheitsschriftchen übersandte. Er konnte dies über seine ganze Schriftstellerei während seines Berliner Otiums sagen. *Quaerebat pensa breviora . . ., quae requiem potius labori quam laborem promittere viderentur.* Diese Worte, die Wolf einst über Reiz gebraucht hatte, darf man jetzt auf ihn selbst anwenden. Mit Vorliebe behandelte er Themen biographischer, bibliographischer und exegetischer Natur. Auch mancherlei Übersetzungen fertigte er, die er als ein schönes Spiel bezeichnet, das ihm in verlorenen Nebenstunden Unterhaltung und Kurzweil schafft. Die erste Stelle unter diesen nimmt die Nachdichtung der Wolken des Aristophanes ein (Berlin 1811), die Wolf wie ein 'verstohlen erzeugtes Kind'[2]) ansieht: denn ohne seinen Namen zu nennen, hatte er die Übersetzung veröffentlicht, die nicht so eigentlich gemacht als entstanden sei in einem der widerwärtigsten Zeitläufte, zur Erholung von einer langen Krankheit, um eine der sonst gewohnten ähnliche, nur leichtere Beschäftigung zu haben, die den Mißmut über zerrüttete angenehmere Tätigkeit zerstreuen sollte.[3]) J. G. Droysen, der hier wie wenige zu einem Urteil berufen ist, bekennt[4]), daß ihm durch Wolfs 'herrliche Übertragung' die Arbeit nicht erleichtert, sondern erschwert worden sei; Wolfs ausgeprägte und dem Klassischen merkwürdig verwandte Eigentümlichkeit, die kecke Grandiosität seiner Laune und die attische Kühnheit seines allseitig beweglichen und freien Sinnes habe sich nirgends anziehender und imponierender abspiegeln können als in den deutschen 'Wolken'. Dagegen wird man es unter die Übersetzungsspäße und 'metrischen Spiele' zu zählen haben, wenn Wolf 'ein Bündel homerischer Verse' — die ersten hundert der Odyssee — *syllabatim* verdolmetschte und, indem er die einzelnen Versfüße und Einschnitte peinlichst genau abklatschte, den 'alten Silbentanz wirklich silbenweise nachzutanzen' suchte.[5]) Goethe lehnt solche sklavische Treue gegen das Original ab und mag von den hundert Hexametern ebensowenig wissen, als von den hundert Tagen der letzten Bonapartischen Regierung. 'Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik wie vor französischem Thronwechsel!'[6])

Fesselnde Beiträge zur Gelehrtengeschichte bringt Wolf in seinen der Mehrzahl nach sehr knappen Würdigungen der berühmten philologischen Plejade Englands mit dem Leitstern Richard Bentley an der Spitze.[7]) Daß Wolf

---

[1]) An den 'Sirupsperioden' der Schleiermacherschen Platonübersetzung hatte Wolf schon lange vorher seinen stets schlagbereiten Witz gerieben (vgl. Dahlmanns Autobiographie bei Springer I 452).

[2]) Brief an Goethe vom 16. Oktober 1811 im Goethe-Jahrbuch XV (1894) S. 57.

[3]) Vorrede S. XIX. [4]) Aristophanes' Werke III 21.

[5]) Lit. Anal. I 137 ff. [6]) An Zelter, 19. März 1818 (Briefwechsel II 455).

[7]) Wilhelm Müller erwähnt in seinem Tagebuche (S. 51), daß ihm Wolfs Bevorzugung des Englischen und seine Geringschätzung alles Deutschen widerlich war. 'So lag ein

bei der Schilderung des *Aristarchus Britanniae*, bei dem er einige seiner Eigentümlichkeiten wiederfand, viel an sich gedacht zu haben scheine, war bereits Goethen[1]) und Friedrich Jacobs[2]) nicht unbemerkt geblieben. Apologetische Zwecke auch für seine von den 'Stimmen zischender Anschwärzer und Anekdotenträger' stark verlästerte Person verfolgt Wolf, wenn er das hochfahrende, herrische und zänkische Wesen Bentleys damit erklärt, daß dessen ursprüngliche Natur, eine Feindin aller Verstellungskunst, nie Gelegenheit gefunden hatte, die geschmeidigeren Formen des Umgangs anzunehmen, daß ihm die moderne, dünnliche Bescheidenheit immer zuwider war, die sich nichts beilegt, um von anderen viel zu erhalten; daß daher auf der anderen Seite sein Selbstgefühl und seine Freimündigkeit oft ungebührlich weiter gingen, als den meisten schwächeren Naturen erträglich sein kann.[3])

IV

Fern von der Heimat, auf dem klassischen Boden der uralten phokäischen Pflanzstadt Massilia, fand Wolf seine letzte Ruhestätte. Im sechsundsechzigsten Lebensjahre verschied er nach langem Todeskampfe am 8. August 1824 in Marseille. In dem hohen Fieber des 7. August phantasierte er lebhaft und 'meinte sich bei Sr. Exzellenz dem Herrn Staatsminister v. Goethe zur Tafel, da er oft den Namen desselben aussprach'. So lesen wir unter anderem in einem ausführlichen, erst durch Ludwig Geiger aus dem Goethe-Schiller-Archiv hervorgezogenen Berichte vom 29. März 1825, den Goethe bei Wolfs Diener über die letzte Reise Wolfs nach Marseille und seinen Tod hatte einziehen lassen.[4]) Am 9. August wurde er, so wie er den Diener beauftragt hatte, ihn auf deutsche Weise in einem ordentlichen Sarge begraben zu lassen, beerdigt.[5]) 'Der Präfekt der Stadt', lautet es in diesem Berichte weiter, 'der preußische und dänische Konsul, der Bankier Otier und etwa 150 Personen waren bei seiner Beerdigung zugegen. Er liegt neben dem Stadtältesten. Die Akademie der Wissenschaften daselbst hat ihm ein Grabmal errichten lassen, dessen Anfang sein Diener Knittel gesehen haben will.' Ob es mit dieser letzteren Angabe seine Richtigkeit hat, wird zu bezweifeln sein. Jedenfalls konnten deutsche

Buch ohne Namen, aus dem Englischen übersetzt, auf dem Tisch. Bischoff nahm es in die Hand und sagte: Es ist ohne Namen. Aber doch aus dem Englischen, sagte Wolf, das ist so gut als ein Name'.

[1]) Gespräche, herausgegeben von W. v. Biedermann III 270.

[2]) Brief an Schütz a. a. O. S. 233.

[3]) Lit. Anal. I 76.

[4]) Goethe-Jahrbuch XV (1894) S. 88. — Goethe, von dem bekanntlich keine Äußerung vorliegt, wie er die Todesnachricht aufnahm, gibt damit sein lebhaftes Mitgefühl indirekt zu erkennen. In den Tagebüchern (Sophienausgabe III. Abteilung IX 276) finde ich unter dem 30. September 1824 folgenden Eintrag Goethes: 'Brief eines Arztes aus Marseille, Segaud, die letzten Stunden des Geh. Rats Wolf erzählend', und unter dem 1. Oktober: 'Abschrift der Übersetzung von Geh. Rat Wolfs letzten Stunden' (vgl. auch Körte II 166).

[5]) Man lese den köstlichen Bericht Zelters (Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter III 250), dem Wolf schon früher einmal (April 1822) Verfügungen über seine Bestattung kundgetan hatte.

philologische Besucher des kleinen protestantischen Friedhofes in Marseille schon wenige Jahre nach Wolfs Tode seine Grabstätte nicht finden.[1]) Beim Philologentage in Berlin 1850 machte man darauf aufmerksam, welche Unehre für Deutschland und für die Philologen es sei, wenn man in Marseille nicht nur kein Denkmal des großen Mannes finde, sondern nicht einmal seine Grabstätte nachweisen könne. Den eifrigen Nachforschungen von Wolfs Tochter Wilhelmine (Körte) an Ort und Stelle gelang es endlich, wenigstens zu der Gewißheit zu gelangen, daß eines von drei in einer Ecke des Kirchhofs dicht nebeneinander liegenden Gräbern die Gebeine ihres Vaters enthalten müsse.[2]) Als diese Mitteilung bei der Erlanger Philologenversammlung gemacht wurde, beantragte Böckh, Wolf an dem Sitze seiner vorzüglichsten Wirksamkeit, in Halle, ein Denkmal zu errichten. Nach dem 'unvergleichlichen' Kunstwerke des Bildhauers Friedrich Tieck, das Varnhagen von Ense[3]) zu dem wohlgemeinten Tetrastichon begeisterte:

Die vordem Sprachformen, den flüchtigen Stoffen, des Marmors
Hell vorstrahlende Kraft liehen in plastischer Kunst:
Weihe des Geistes, die Macht der Gelehrtheit, Fülle des Scharfsinns —
Sehet! sie leihen anitzt geistige Flammen dem Stein,

wurde mit Beiträgen aus Philologen- und Schulkreisen eine Marmorbüste gefertigt (1854), die noch heute die Aula des Halleschen Universitätsgebäudes ziert. Aus der gleichen Zeit scheint auch die Grabplatte zu stammen, die jetzt die — wenigstens ungefähr ermittelte — letzte Ruhestätte Wolfs anzeigt.[4]) Dies der Wortlaut der die einfache Steinplatte schmückenden Inschrift:

D · M
FRID · AVG · WOLFII
GERMANI
PHILOLOGORVM · PRINCIPIS
NATVS · EST · IN · SAXONIA · XV · FEBR
MDCCLIX
OBIIT · APVD · MASSILIENSES
GRAECORVM · QVOS · VIVVS · PERCOLVERAT
POSTEROS
VIII · AVG · MDCCCXXIV

Damit war diese Ehrenschuld an die Manen des großen Mannes getilgt. Aber eine andere, weitaus größere fordert um so gebieterischer Einlösung. Auf einer Reise im Jahre 1816 hatte sich Wolf, wie er an Goethe am 9. Nov.

---

[1]) Verhandlungen der XII. Philol.-Vers. in Erlangen 1851 S. 24 f.

[2]) Verhandlungen der XIV. Philol.-Vers. in Altenburg 1854 S. 34.

[3]) Denkwürdigkeiten und vermischte Schr. II 537.

[4]) Auf die mir vorher nicht bekannte Tatsache, daß Wolfs Grab nunmehr auf dem Marseiller Gottesacker bezeichnet sei, wurde ich durch die Herren Rektor Stürenburg aus Dresden und Prof. Wünsch aus Gießen aufmerksam gemacht. Beiden sei auch an dieser Stelle gedankt, dem letzteren noch besonders für die gütige Überlassung der Photographie von Wolfs Grabstätte.

schreibt[1]), 'ganz eigene Vergnügen geschafft', indem er jeden Ort früherer Aufenthalte — Göttingen, Osterode, wo er einst eine 'Rektorei' hatte, Ilfeld, endlich unweit Nordhausen noch sein Geburtsdorf Hainrode — besuchte und da etliche Stunden, unerkannt wie Odysseus, umherwandelte, die Plätze, wo er sich bis zum sechsten Jahre gesonnt, wieder besah und von einem vollen Baume aß, dessen Birnen die ersten waren, die er einst gegessen. 'Ich weiß gewiß', fährt er in diesem stimmungsvollen Briefe fort, 'daß Ihnen dieser Widerschein meiner damaligen Heiterkeit nicht wie ein lästiges Märchen klingen wird; ich selbst behielt diesen Widerschein so lange in der Seele, daß ich noch auf der weitern Reise den Grund zu künftigen Commentariolis de vita mea — so in lateinischer Zunge — durch mehrere Bogen gelegt habe. Und gefällt es Ihnen, so schicke ich Ihnen einst die Reinschrift zu'.

Wolf, in seinen letzten Lebensjahren mehr denn je von augenblicklichen, rasch wieder verflatternden Stimmungen beherrscht, hat diesen Plan nicht ausgeführt.[2]) Indessen ist das Verlangen nach einer Geschichte des Lebens und Wirkens Wolfs wieder und immer wieder aufgestellt worden. 'Sein inneres Leben fordert eine eigene Biographie, wie sie in Berlin nur ein Staatsminister schreiben könnte', heißt es wenige Wochen nach Wolfs Tode in einem kurzen Nekrolog der Augsburger Allgemeinen Zeitung.[3]) Nun, gewiß wäre Wilhelm v. Humboldt, Wolfs 'griechischer Freund', der mit mehr als menschlicher Geduld die menschlichen, allzumenschlichen Seiten des Meisters verstand und verzieh, wie kaum ein zweiter berufen gewesen, dessen Andenken bei der Nachwelt frisch zu erhalten. 'Hat Goethe keinen Vers für seinen abgeschiedenen Freund? Hat dieser unser Ruhnken, und mehr als Ruhnken, keinen Wyttenbach gezogen? ... Wie, oder sollten kleinliche und unwürdige Erinnerungen an Trennungen und Mißverständnisse ... seinen berühmtesten und zu einem solchen *monumentum pietatis* berufensten Schülern das verdunkeln und trüben, was ihnen ebenso unvergeßlich und unauslöschlich im Herzen stehen sollte, wie es ihnen im Geiste wirklich steht? ... Die gelehrte Welt würde ihnen eine Pause in einem *Corpus inscriptionum graecarum* oder in einer Aristotelischen Variantensammlung oder auch in der Redaktion der Werke des größten deutschen Dichters gern verzeihen, wenn sie dieselbe mit einigen Worten zum Gedächtnis ihres Lehrers ausfüllten.' Mit diesen ehrlich-derben an Goethe, Böckh, Bekker und Göttling gerichteten Worten hat Wilhelm Müller[4]), der des ge-

---

[1]) Goethe-Jahrbuch XV (1894) S. 66.

[2]) Nur der Anfang einer Autobiographie liegt vor (Körte II 246).

[3]) Nr. 180 und 181 der Beilage vom 27. und 29. Sept. 1824. Der nicht genannte Verfasser der Aufsätze ist nach W. Pökel, Philol. Schriftstellerlexikon S. 307, K. A. Böttiger. Die erste kurze Notiz von Wolfs Tode bringt erst die Allg. Ztg. vom 26. August 1824 Nr. 239 S. 955. Überdies enthalten noch die Nummern 260, 273 (16. und 29. September 1824) kurze auf Wolf bezügliche Mitteilungen.

[4]) Lit. Konversationsblatt Nr. 41 (Leipzig 18. Febr. 1826) S. 161 f. — Unter den von Hatfield veröffentlichten fünfzehn Briefen Müllers finden sich auch drei an Varnhagen von Ense. In jedem von ihnen wird Wolfs gedacht. Am 14. September 1824 schreibt Müller, die Nachricht von dem Tode 'unseres Freundes Wolf' habe ihn tief erschüttert. 'Ich

liebten Lehrers Andenken stets mit warmer Pietät in Ehren hielt, seinem Befremden über eine in der Tat auffallende Unterlassung Ausdruck verliehen. Denn von wem eher als von einem Schüler durfte man erwarten, daß er in einer *Vita Wolfii* die 'Summe seiner Existenz' ziehen würde? So muß man denn das von Wilhelm Körte, dem Nichtphilologen, seinem Schwiegervater errichtete Ehrendenkmal[1]) mit Dank hinnehmen, für dessen Beurteilung des Tacitus Wort gelten mag: *Hic liber honori soceri mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus.* Bietet Körte auch keine zusammenfassende Würdigung dessen, was Wolf im ganzen und im einzelnen geleistet hat, so hat er uns dennoch eine Fülle von *documents humains* zum Verständnis des Wolf '*intime*' aufbewahrt.

'Sollte nicht . . . ein Gelehrter sich aufgefordert fühlen, Wolfs des Philologen Andenken durch eine wahrhaft entsprechende Biographie . . . unter uns wach zu erhalten?' Mit dieser Frage brachte Ferdinand Ranke[2]) an Wolfs hundertstem Geburtstage (am 15. Februar 1859) den Philologen ihre Schuld in Erinnerung. Mancher mochte wohl erwarten, daß mit der von Bernhardy besorgten Vereinigung von Wolfs zerstreuten Bausteinen der Forschung, auf die der Gründer der Altertumswissenschaft fünfundvierzig Jahre nach seinem Hinscheiden hatte warten müssen, nur der Unterbau gelegt sei für das künftige Denkmal. Gottfried Bernhardy, der letzte hervorragende Schüler Wolfs, hat es ebensowenig ausgeführt wie die älteren Wolfianer.

Und doch fehlt es nicht an trefflichen Vorarbeiten zu der Biographie Wolfs, die nun doch einmal wird geschrieben werden müssen. In erster Reihe ist hier das gediegene Buch Arnoldts zu nennen, der Wolf zwar nur von der pädagogischen Seite, aber mit Ausblicken über das Maß der Aufgabe, die er sich gestellt, hinaus mit mustergültiger aktenmäßiger Genauigkeit dargestellt hat. Weiterhin erschloß Michael Bernays in seiner schön geschriebenen Einleitung zu den Briefen Goethes an Wolf 'gründlich und weitsichtig alle kleinen und großen Zusammenhänge'. Auch in seinem Verhältnisse zu Herder, zu Voß, zu Wilhelm v. Humboldt ist Wolf mit viel Liebe dargestellt worden und hat in den Werken Richard Hayms und Wilhelm Herbsts in einer Nische der jenen Geistern errichteten Tempel seinen Platz gefunden. Aber die Biographie des

---

kann mir den Lebensvollen gar nicht tot denken. Ihre Worte zu seinem Andenken bei Goethes Geburtstage haben mich herzlich angesprochen, und ich möchte Ihnen die Hand dafür drücken. Denkt denn noch niemand an eine Biographie des großen Mannes? Ich dächte, Sie wären der Mann dazu' (S. 139). Am 4. Januar 1825 erwähnt Müller, daß er selbst gern eine Biographie Wolfs für den Neuen Nekrolog der Deutschen liefern möchte, wenn er nur einigermaßen im stande wäre, etwas Würdiges zu leisten. Aber eine armselige Kompilation könne und wolle er nicht geben . . . 'Haben Sie vielleicht etwas von Notizen über das Geschichtliche von Wolfs Leben? Oder könnten Sie das Institut dieses Nekrologs vielleicht selbst mit einer kurzen Biographie des Verewigten beglücken? In bessere Hände als in die Ihrigen könnte die Arbeit nicht kommen' (S. 144).

[1]) Die Anzeige des Körteschen Buches von C. G. Zumpt in den Berliner Jahrb. f. wissensch. Kritik 1834 Nr. 92. 93 bringt auch manches zur Charakteristik Wolfs.

[2]) Z. f. d. G. W. XIII (1859) S. 486.

Heros und Eponymus für das Geschlecht deutscher Philologen — mit diesem Ehrentitel schmückte Niebuhr das Andenken Wolfs — wird naturgemäß in seinem rein wissenschaftlichen Wirken ihren Mittelpunkt haben müssen. Freilich wird sich das Versäumnis einer ausführlicheren Darstellung des Wolfischen Lebenswerkes aus der Feder eines ihm einigermaßen ebenbürtigen Zeitgenossen nicht leicht mehr gut machen lassen. Denn gerade für die biographische Arbeit gilt das *dies diem docet* nur in sehr bedingtem Sinne. 'Mit jedem Jahr und jedem Ableben eines mitwirkenden Zeitgenossen stirbt auch ein Stück frischer Erinnerung und Überlieferung.' Heute, wo anderthalb Jahrhunderte uns von der Geburt des Ahnherrn der heutigen Philologen trennen und acht Jahrzehnte seit seinem Tode verflossen sind, ist niemand mehr zu finden, der den gewaltigen Mann in der Nähe gesehen oder gehört hat. Seine Schüler alle sind längst dahingegangen, nur Schüler seiner Schüler, sozusagen geistige Enkel, geben lautes Zeugnis dafür, wie herrlich die Saat aufgegangen ist, die ihr Großlehrer in den damals jungfräulichen Boden der deutschen Philologie gepflanzt hatte. So wäre denn mit der gegenständlichen Entfernung die perspektivische Tiefe gewonnen und das Wirken Wolfs in jene historische Distanz gerückt, von der aus erst eine vorurteilslose Würdigung seines Schaffens ermöglicht ist. Möchte es in nicht zu ferner Zeit glücken — nur schüchtern und zaghaft sei es gewagt, diesen Wunsch an die eigene Adresse zu richten — auf Grund des bereits bekannten, aber weit versplitterten[1]), sowie des der Durchsicht noch harrenden unveröffentlichten Materials ein würdiges Denkmal zu errichten dem 'Urheber und Vorbild einer neuen, großartigen Behandlung' der Altertumswissenschaft, dem Manne, in dessen klassischem Talente 'die Welt der Griechen und Römer eine neue Stätte des Lebens und Wirkens gefunden, der auf dem Gebiete des edelsten Wissens seinem Volke ein Lehrer im höchsten Sinne geworden', *Friderico Augusto Wolfio, ad Germanici nominis gloriam nato, vindici litterarum elegantiorum omnium sollertissimo, cui nihil, quod ad studia humanitatis spectat, alienum!*[2])

---

[1]) Die vollständigste Wolf-Bibliographie jetzt bei Goedeke-Goetze, Grundriß zur Gesch. der deutschen Dichtung[2] VII (1900) S. 807—811.

[2]) Alexander v. Humboldt in der Widmung seines Werkes De distributione geographica plantarum . . . prolegomena. Paris 1817.

DIE NEUESTEN FORSCHUNGEN
AUF ANTIKEN SCHLACHTFELDERN IN GRIECHENLAND

Eine kritische Studie

Von Edmund Lammert

Antike Schlachtfelder in Griechenland. Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Von Johannes Kromayer. Erster Band. Von Epaminondas bis zum Eingreifen der Römer. Mit sechs lithographischen Karten und vier Tafeln in Lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903. VII, 352 S.

Im Frühjahr 1900 haben die Herren Janke, Oberst z. D., Göppel, Hauptmann im Großen Generalstabe und Dr. Kromayer eine Expedition zur Erforschung antiker Schlachtfelder in Griechenland unternommen. Die Mittel zur Expedition stammen größtenteils aus dem Engelmann-Stipendium der Straßburger Universität und aus beträchtlichen Zuschüssen der Kgl. preußischen Akademie der Wissenschaften. Die Expedition ist von den deutschen Behörden im Auslande, durch das Archäologische Institut, durch die griechischen und türkischen Behörden, durch landeskundige Privatpersonen in jeder Weise unterstützt worden. Die Herren Professor Fougères in Paris, Prof. Öhler in Groß-Lichterfelde, Freiherr von der Goltz, Prof. Philippson in Bonn sind durch briefliche Mitteilungen und Überlassung zum Teil ungedruckten Kartenmaterials, in philologischen Fragen Prof. Keil in Straßburg behilflich gewesen.

Das wissenschaftliche Unternehmen ist also unter den denkbar günstigsten Verhältnissen begonnen und durchgeführt worden, und trotzdem entspricht die bis jetzt als erster Band vorliegende Bearbeitung seiner Ergebnisse, die Dr. Kromayer, jetzt Professor an der Universität in Czernowitz, besorgt hat, keineswegs den berechtigten Erwartungen. Vorsicht und Umsicht im Urteilen, sichere Beherrschung des Quellenmaterials, im besonderen genaue Kenntnis der griechischen Taktik sind bei dem Verfasser zur Zeit noch nicht in genügendem Maße vorhanden. Das muß, so scharf es auch klingt, offen ausgesprochen werden, damit nicht das Vertrauen zu den bisherigen Leistungen der Kriegswissenschaft ungerechtfertigterweise erschüttert und viel Verkehrtes in sie hineingetragen werde.

Kromayer leitet sein Werk mit den Worten ein: 'Wenn es in der modernen Kriegsgeschichte von jeher als unerläßliche Voraussetzung für die Erkenntnis gegolten hat, daß den Schilderungen der Feldzüge und Schlachten Karten und Pläne beigefügt seien, so muß man sich wundern, daß man bei der Behandlung antiker Schlachten so lange Zeit geglaubt hat, dieses Hilfsmittel entbehren und

auch ohne dasselbe zu einem leidlichen Verständnisse kommen zu können.' Es ist nun tatsächlich unrichtig, daß man, das heißt alle Verfasser von Werken über antike Kriegsgeschichte diesen 'so lange Zeit' keine Karten und Pläne beigefügt haben; nur ein Teil von ihnen hat es unterlassen. Zweitens aber hat noch niemand aus dieser Unterlassungssünde zu folgern gewagt, daß die, die sie begangen haben, überhaupt keine Karten und Pläne benutzt und bei ihren Kriegs- und Schlachtschilderungen rein ins Blaue hinein geredet hätten, weil sie in der Wahnvorstellung befangen waren, daß sie sowohl wie ihre Leser 'auch ohne sie zu einem leidlichen Verständnisse kommen könnten'. Kromayer hat nicht bedacht, daß er mit diesem Vorwurf hochverdiente Forscher wie Grote, Droysen und Curtius trifft, die ihren Werken zwar keine Karten beigefügt, aber alle vorhandenen geographischen Hilfsmittel für die Darlegung der strategischen und taktischen Vorgänge umsichtig und geschickt verwertet haben, von denen der zuletzt Genannte selber zur geographischen und topographischen Erforschung Griechenlands in hervorragender Weise beigetragen hat und auf diesem Gebiete noch heute als Autorität gilt.

Die bisherige Nichtbenutzung von Karten und Plänen erklärt sich sodann Kromayer (S. 2) aus zwei Gründen: 'Das Interesse an diesem Teile der Geschichte — der antiken Kriegsgeschichte — ist fast allein von Männern genährt worden, die von philologisch-historischen Forschungen aus an die Sache herangetreten sind, während es von militärischer Seite lange fast ganz beiseite gelassen ist. Philologen und Historiker vom Fache aber brachten neben dem geringeren Verständnis auch das geringere Bedürfnis zur Aufklärung der kriegerischen Vorgänge mit und verfügten zudem auch gar nicht über die technische Schulung, die zur Anfertigung von Karten notwendig ist.' Auch hier ist der Obersatz wieder tatsächlich unrichtig. Im XVIII. wie im XIX. Jahrh. sind gerade militärische Fachleute in mehr oder minder hervorragender Weise am Studium der antiken Kriegsgeschichte beteiligt, man denke an Folard, Guischardt, Rösch, de la Luzerne, Cyriacy, Carrion-Nisas, Rüstow, Göler, Stoffel, Jähns u. a. Der erste daraus abgeleitete Grund steht in logischer Beziehung auf recht schwachen Füßen. Historikern und Philologen wird in einem Atemzuge 'fast allein' ein Interesse an der antiken Kriegsgeschichte, mit anderen Worten, ein weit größeres Interesse als den Militärs, und dann wieder ein geringeres Bedürfnis als diesen zur Aufklärung derselben Kriegsgeschichte zugeschrieben. Der zweite Grund wirkt sachlich geradezu überwältigend: Philologen und Historiker benutzen keine Karten, weil sie keine anfertigen können!

Daher hält es Kromayer (S. 3) für seine Pflicht, über diese Männer, die da 'taten, was in ihrer Lage zu tun erstes Bedürfnis war, die schriftstellerischen Quellen des Altertums zu erforschen und durch Vergleich mit analogen Zuständen der neueren Kriegsgeschichte aufzuhellen, in ihrem Sinne hinauszugehen'. Nach Kromayers bisherigen Erörterungen beruhen die geringen Leistungen seiner Vorgänger auf deren Unfähigkeit, Karten zu zeichnen und zu benutzen. Folgerichtig erwartet man also, daß er diese ihre Mängel ausgleichen und hierdurch über sie hinauskommen will. Das will er aber überraschenderweise

nicht. Er will es in ihrem Sinne tun, 'wie auf anderem Gebiete die deutsche Inschriftenforschung eines Böckh und Mommsen über die deutsche Klassikerforschung hinausgegangen ist und deren Resultate gerade dadurch neu befruchtet hat'. Der Rede dunkler Sinn ist, wie man beim Weiterlesen erkennt, daß er nach dem Beispiele Napoleons III., Stoffels und Grundys durch lokale Forschungen der Wissenschaft neue Bahnen öffnen will, die zu Ergebnissen führen sollen, die denen der großen Bahnbrecher Böckh und Mommsen vergleichbar sind.

Hat denn nun Kromayer durch seine an Ort und Stelle angestellten Untersuchungen irgend etwas Neues, das die Wissenschaft fördern könnte, zutage gebracht? Die Antwort kann nur lauten: Nein. Wo es ihm gelungen zu sein scheint, wie auf dem Schlachtfelde von Sellasia, sind seine Annahmen unhaltbar. Sein Hauptverdienst besteht in der Veröffentlichung von vier in vergrößertem Maßstabe ausgeführten Schlachtplänen, von denen drei nach den vorhandenen Karten entworfen worden sind, einer (der von Sellasia vom Hauptmann Göppel) neu aufgenommen worden ist. Diese Pläne sind für das Studium der Schlachten äußerst wertvoll und werden den beteiligten Herren den wärmsten Dank aller derer eintragen, die sich mit der antiken Kriegsgeschichte beschäftigen. Aber etwas Neues oder gar etwas, von dem man eine Neubefruchtung der Forschung erwarten könnte, enthalten auch sie nicht.

Indessen sieht Kromayer seine Aufgabe keineswegs als durch seine lokalen Forschungen und durch die Herstellung der Karten erledigt an. Der von ihm aufgestellte Satz: 'ohne Karte kann kein noch so guter Bericht ein Bild schaffen', läßt sich nämlich seiner Meinung nach auch umkehren, und so erhalten wir die noch überraschendere Lehre: 'die beste Karte bleibt ohne Schlachtbericht ein totes Ding' (S. 8). Und bei einem Berichte 'fordern die Beurteilung und Kritik gebieterisch ihren Platz'. Auf diese ist daher Kromayer umständlich eingegangen. Unser Urteil über den Wert der kritischen und exegetischen Beigaben kleiden wir in dieselben Worte, mit denen der Verfasser die Leistungen seiner Vorgänger auf dem Gebiete der Kartographie zu würdigen beliebt: 'es ist nur zu oft Urväter Hausrat dreingestopft'.

I

Bei der Besprechung der wissenschaftlichen Ergebnisse des Werkes im einzelnen halten wir uns in erster Linie an das, worin Kr. seine eigentliche Aufgabe erblickt, an seine Schlachtfelderforschung, d. i. an die topographische Bestimmung der Schlachtfelder und die an sie angeknüpfte Darlegung der taktischen Vorgänge.

Das Ergebnis seiner Forschungen auf dem Schlachtfelde von Mantineia besteht darin, daß er sich in allen wesentlichen Punkten der Auffassung Grotes anschließt und sie im einzelnen weiter ausführt, ergänzt oder verbessert. Damit hat er keinen glücklichen Griff getan, denn der sonst so scharfsichtige Grote ist hier, getäuscht durch das ihm zu Gebote stehende unvollkommene topographische und taktische Material, vollständig auf den Holzweg geraten, und nachdem sich Kr. einmal auf denselben Weg hatte locken lassen, war

auch ihm die richtige Erkenntnis des Schlachtverlaufes ein für allemal verschlossen.

In Bezug auf die berühmten taktischen Manöver des Epaminondas belehrt uns Kr. (S. 60 Anm. 2), 'daß Xenophon bei ihnen als militärischer Sachverständiger spricht und überall die zutreffenden militärtechnischen Ausdrücke verwendet'. Das ist richtig, und etwas anderes hat wohl auch noch niemand angenommen; denn warum sollte Xenophon gerade hier sein Sachverständnis verleugnet haben, und mit was für Ausdrücken, wenn nicht mit militärtechnischen, sollte er diese Manöver bezeichnen? Aber wenn Kr. nun einmal auf diese seine Entdeckung so besonderen Wert legte, dann hätte er sich, sollte man meinen, auch ganz besonders veranlaßt fühlen müssen, jene Termini einer gründlichen Prüfung zu unterziehen. Indessen ist er, wie er an anderer Stelle verrät (S. 234 Anm. 2), der Überzeugung, 'daß der militärische Terminus überall nichts zur eigentlichen Sache tut'. So hat er sich denn durch Sachkenntnis sein Urteil nicht trüben lassen und im Vertrauen teils auf Grote, teils auf seinen eigenen gesunden Menschenverstand die in Frage kommenden Termini durchaus verkehrt interpretiert. Daß er dabei zu einer ganz unzutreffenden Auffassung sowohl der Beschaffenheit, als auch der Wirkung des von Epaminondas angewendeten Kunstgriffes gelangen mußte, ist nicht zu verwundern.

Συνετάττετο (Xen. Hell. VII 5, 21) heißt nicht notwendigerweise, wie Kr. mit Grote annimmt: 'er stellte sein Heer in Schlachtordnung (d. i. in Linie) auf', sondern hat die allgemeinere Bedeutung: 'er ordnete sein Heer zum Gefecht'[1]), das heißt in unserem Falle: Epaminondas hob die auf dem Reisemarsche üblichen Marscherleichterungen auf, ließ die Marschkolonne, die mindestens noch einmal so lang war, als die Gefechtslinie betragen durfte, aufschließen — bei 30000 Mann, die Kr. annimmt, waren hierbei von der letzten Abteilung (der Queue) mehrere km zurückzulegen, und so lange mußte die Spitze Halt machen — und sich kampfbereit machen. Sodann marschierte das Heer im Flankenmarsche weiter. Das ergibt sich auch aus den beiden anderen von Xenophon gebrauchten technischen Ausdrücken: *τοὺς ἐπὶ κέρως πορευομένους λόχους* und *ἐξετάθη*. Kr. weicht bei deren Erklärung von Grote ab und versichert uns, daß der zuerst genannte der technische Ausdruck für 'nach der Flanke abmarschierte Lochenkolonne' sei. 'Man machte den Abmarsch damals in Griechenland ganz ähnlich wie wir heutzutage. Man schwenkte mit Lochen links und bildete so eine Kolonne mit Lochenfront (Kompagnie- oder Bataillonskolonne).' Woher er das weiß, sagt Kr. nicht, aber auf jeden Fall ist es unrichtig. Wenn Xenophon sagt (Staat d. L. 11, 8): *ὅταν μὲν γὰρ ἐπὶ κέρως πορεύωνται* (*οἱ Λακεδαιμόνιοι*), *κατ' οὐρὰν δήπου ἐνωμοτίᾳ ἐνωμοτία ἕπεται*, drückt er durch *δήπου* deutlich aus, daß nicht nur die Spartaner, sondern alle griechischen Heere einen Flankenmarsch der Phalanx regelmäßig in Enomotienkolonne ausführten, wobei also nicht die Lochen, sondern nur

[1]) Vgl. Xen. An. I 2, 15; IV 2, 21; I 3, 14; I 10, 8; VI 5, 31; I 7, 14; I 10, 5; II 3, 10; I 7, 20; Hell. VII 4, 22; V 2, 39. Ausschließlich die Aufstellung in Linie bezeichnet nur *παρατάττεσθαι* (An. I 10, 10; Hell. III 4, 13; III 2, 15 u. 16) und *ἐκτάττειν*.

deren Sektionen, die Enomotien, abschwenkten und die Lochen auf der ursprünglichen Grundlinie verblieben. Und mit dieser Lehre Xenophons steht alles, was wir sonst über Flankenmärsche lesen, in vollem Einklang. Das taktische Prinzip, auf dem sie beruhte, kann hier nicht näher erörtert werden.

Nach Kr. ließ nun Epaminondas diese vermeintliche Lochenkolonne, 'welche sich beim Marsche natürlich (!) verlängert hatte, heranrücken (?) und stellte die Front wieder her' (S. 63). Aber die Verlängerung der Kolonne würde nicht

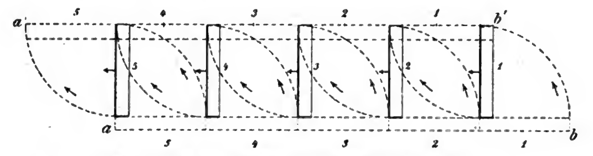


Fig. 1. Lochoskolonne des Epaminondas nach Kromayers Annahme

natürlich, sondern ein schwerer Verstoß gewesen sein und auf die Übung der Thebaner im regelrechten Marschieren ein bedenkliches Licht werfen. Die moderne Taktik wendet ja gerade deshalb an Stelle des Flankenmarsches in Linie die umständlichere Zugkolonne an, damit die Abstände nicht verloren gehen sollen, und wir hören in den Berichten über die Schlachten Friedrichs II. auch niemals, daß sie verloren gegangen wären. Der Grund ist der, daß nur der einzelne Mann beim Marsche das Bedürfnis eines weiteren Abstandes vom Vordermanne hat und diesem Bedürfnis unwillkürlich durch 'Abziehen' Rechnung trägt, aber nicht die Züge, die — es handelt sich natürlich hier, wo wieder eingeschwenkt werden soll, um eine geöffnete Zugkolonne — untereinander sehr weite Abstände haben; und diese werden, wenn die Zugführer achtgeben, nur in geringem Maße verschoben und gleichen sich, da sie ebensooft etwas verkürzt wie verlängert werden, gegenseitig wieder aus, so daß die ganze Kolonne schließlich doch sofort ohne große Störungen wieder in Linie einschwenken kann.

Da Kr. für die Verlängerung der Kolonne beim Marsche keinen Beleg erbringt, so fragt man sich unwillkürlich, ob er vielleicht doch einen gekannt und nur zu erwähnen vergessen hat. Denn wie sollte er denn sonst auf den Gedanken gekommen sein? Er hat nun auch eine bestimmte Stelle im Auge gehabt, die findet man aber erst bei aufmerksamem Suchen einige zwanzig Seiten später in einer Anmerkung (S. 86), die da lautet: 'Ich lese: *ἐπεὶ ἐξετάϑη αὐτῷ ἡ φάλαγξ ὑπὸ τοῖς ὑψηλοῖς, ἔϑετο τὰ ὅπλα*. Die Möglichkeit, das Komma vor *ὑπὸ τοῖς ὑψηλοῖς* zu setzen und dann zu übersetzen: «da seine Phalanx sich (auf dem Marsche) in die Länge gezogen hatte», soll nicht geleugnet werden.' Noch überraschender als die Stelle, an der sich diese Erklärung befindet, wirkt der Meinungswechsel, der sich in Kr. inzwischen vollzogen hat. Was er oben ganz bestimmt als Tatsache angenommen hat, das stellt er hier nur noch als eine

Möglichkeit hin, die er, konziliant, wie er ist, nicht leugnen will, und in seiner Übersetzung erklärt er, wie wir später sehen werden, die Worte ganz anders. Aber weder diese noch jene Erklärung ist richtig. *ἐκτείνειν* ist der technische Ausdruck für eine bestimmte taktische Aufstellung, die Aufstellung in langer, dünner Linie im Gegensatz zur Aufstellung in schmaler Front und großer Tiefe oder auch, wenn das Heer bereits in großer Tiefe aufgestellt ist und eine längere Front erhalten soll, für die Ausdehnung der Front; in letzterem Falle kann es übersetzt werden mit 'die Linie ausdehnen', 'die Phalanx verlängern' oder 'in die Länge ziehen' (Gegensatz *βαθύνειν*).[1] Aber dieses 'in die Länge ziehen' — auch bei der Formierung der Marschkolonne geschieht es — ist und bleibt eine regelrechte und beabsichtigte Evolution und darf nicht verwechselt werden mit dem von Kr. gemeinten anormalen 'Indielängeziehen der Phalanx', das durch die Schuld der Leute gegen den Willen des Führers eintritt und zu einem wirklichen Auseinander, zu übermäßigen Abständen und Lücken führt. Dieses Indielängeziehen heißt *ἀποσπᾶσθαι*, *διασπᾶσθαι*, *παραρραγῆναι*, *διέχειν* u. s. w. In seiner Übersetzung des Xenophontischen Schlachtberichtes läßt denn auch Kr. diese Auslegung vorsichtigerweise fallen und gibt die einschlagende Stelle (Hellen. VII 5, 22): *καὶ γὰρ δὴ ὡς πρὸς τῷ ὄρει ἐγένετο, ἐπεὶ ἐξετάθη αὐτῷ ἡ φάλαγξ, ὑπὸ τοῖς ὑψηλοῖς ἔθετο .. τὰ ὅπλα* folgendermaßen wieder: 'Als er nun an dem Berge angekommen war und sein Heer sich mit der ganzen Länge am Abhange befand, ließ er gar noch Halt machen und die Waffen ablegen.' Aber auch diese Auffassung ist nicht richtig. Die Deutung von *ἐκταθῆναι ὑπό τινι*, 'sich mit der ganzen Länge an etwas befinden', ist willkürlich und lediglich ein Notbehelf. Die Stelle ist folgendermaßen zu übersetzen: 'Und er ließ auch wirklich, als er an dem Berge angekommen war, am Abhange die Waffen niederlegen, da sein Heer in langer Linie aufgestellt war.' Die nähere Erklärung dieser Maßregel ergibt sich aus dem, was Xenophon im übernächsten Satze schildert. Epaminondas läßt die Waffen niederlegen, damit seine Leute während des nunmehr erfolgenden Aufmarsches aus der bisherigen Marschordnung mit geringer Breite in eine Schlachtordnung mit großer Tiefe, der mindestens eine Viertelstunde dauerte, nicht überflüssiger Weise ermüdeten. Natürlich kann Xenophon nicht meinen, daß das ganze Heer zu gleicher Zeit die Waffen niedergelegt habe. Das sollte ja, wie im folgenden berichtet wird, noch in die Front aufmarschieren. Vielmehr tat es zunächst nur die vordere Flügelenomotie, und jede folgende Enomotie erst dann, wenn sie ihren Platz in der Front eingenommen hatte (vgl unten S. 119).

Nach Kr. macht nun die ganze Lochenkolonne Halt und legt die Waffen ab, dann schwenken die Lochen wieder in Linie ein. Wie sie während dieser Schwenkung die abgelegten Waffen mit sich genommen haben, das sich auszumalen bleibt der Phantasie des Lesers überlassen. Das Wiedereinschwenken

---

[1]) Xen. Kyrup. V 4, 45; VIII 5, 15; Hell. VI 5, 19; V 2, 40; IV 8, 38; Pol. I 27, 7; I 60, 10 u. ö.

aber oder, was dasselbe ist, die Wiederherstellung der Front liest Kr. aus den Worten *ἐπεί γε μὴν παραγαγὼν τοὺς ἐπὶ κέρως πορευομένους λόχους ἐς μέτωπον ἰσχυρὸν ἐποιήσατο τὸ περὶ ἑαυτὸν ἔμβολον, τότε δὴ ἀναλαβεῖν παραγγείλας τὰ ὅπλα ἡγεῖτο· οἱ δ' ἠκολούθουν* heraus und übersetzt sie: 'er ließ die links abmarschierte Kolonne mit Lochen rechts einschwenken' u. s. w. Das ist falsch; es muß heißen: 'er ließ die nach der Flanke marschierenden Lochen in die Front (d. h. in der Richtung des Flankenmarsches) aufmarschieren'. Wie man nach der Flanke marschierte, haben wir bereits oben aus Xenophon (Staat d. L. 11, 8) erfahren. Wie man aus dieser Marschformation einen tiefen Haufen bildete, lehrt Xenophon Kyrupädie II 4, 1.[1]) Die Stelle zeigt uns zugleich den fundamentalen Unterschied, der die antike Taktik von der modernen trennt. Wir vertiefen heute durch Hintereinanderschieben mehrerer Abteilungen in Linie, also nach Gliedern. Die antike Taktik dagegen hielt an dem Grundsatz fest, daß jede Abteilung, die kleine wie die große, ein Anrecht darauf habe, solange es durchführbar ist, vorn in der Front zu stehen. Daher beließ sie grundsätzlich zunächst alle Enomotien, und wenn die Kopfzahl einer Enomotie zur Herstellung einer größeren Tiefe nicht mehr ausreichte und mehrere Enomotien hintereinander gesetzt werden mußten, dann wenigstens alle Lochen in der Front, und die Vertiefung erfolgte deshalb in jedem Falle nach Rotten innerhalb jeder Abteilung. Daher läßt Xenophon den Kyros behufs Herstellung eines hundert Mann tiefen Haufens befehlen, daß der Führer der vornstehenden Flügelkompagnie, die aus hundert Mann besteht, seine Kompagnie einen Mann hoch in die Front stellen soll, und daß die übrigen Kompagnien ebenfalls einen Mann hoch daneben in die Front aufmarschieren sollen.

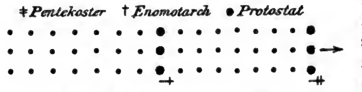


Fig. 2. Enomotie- oder Marschkolonne
1 Enomotie = 3 Glieder zu 8 Mann

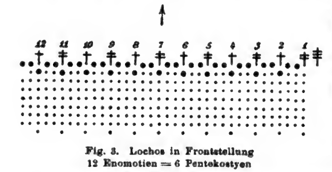


Fig. 3. Lochos in Frontstellung
12 Enomotien = 6 Pentekostyen

Wie das innerhalb der Kompagnie ausgeführt wurde, lehrt Xenophon Kyrupädie II 3, 21, wo allerdings das umgekehrte Manöver, der Aufmarsch aus der Stellung *ἐφ' ἑνὸς εἰς δύο* und *εἰς τέτταρας*, im einzelnen beschrieben wird, was sich aber auf unser Manöver sinngemäß anwenden läßt. Die erste Rotte der ersten Abteilung tritt an, die zweite, dritte u. s. w. schließen sich

---

[1]) *Ὁ Κῦρος παρήγγειλε τῷ πρώτῳ τεταγμένῳ ταξιάρχῳ εἰς μέτωπον στῆναι ἐφ' ἑνὸς ἄγοντα τὴν τάξιν, ἐν δεξιᾷ ἔχοντι ἑαυτόν, καὶ τῷ ἑτέρῳ ἐκέλευσε ταὐτὸ τοῦτο παραγγεῖλαι, καὶ διὰ πάντων οὕτω παραδιδόναι ἐκέλευσεν. ἐν ὀλίγῳ δὲ χρόνῳ ἐγένοντο τὸ μὲν μέτωπον ἐπὶ τριακοσίων, τοσοῦτοι γὰρ ἦσαν οἱ ταξίαρχοι, τὸ δὲ βάθος ἐφ' ἑκατόν. — εἰς μέτωπον στῆναι ἄγοντα* ist gleichbedeutend mit *παράγειν εἰς μέτωπον* oder *ἐπὶ φάλαγγος*, Kyrup. II 3, 21; Anab. IV 3, 26; IV 6, 6 u. ö.

hinten an; danach hat sich in unserem Falle an die letzte Rotte der ersten Enomotie die erste Rotte der zweiten Enomotie angeschlossen u. s. w. Die Enomotie (d. i. die kleinste Einheit; ihr Name ist für das thebanische Heer nicht bezeugt und tut nichts zur Sache) bestand bei den Thebanern aus 25 Mann (aus 24 Gemeinen und einem Enomotarchen), das ergibt sich daraus, daß sie in den früheren Schlachten entweder 25 oder 50 Mann tief standen. Bei Mantineia ist der Haufe natürlich mindestens wie bei Leuktra 50 Mann tief gewesen. In diesem Falle würden also innerhalb eines jeden Lochos, wenn alle Lochen gleich dem ἱερὸς λόχος 300 Mann stark waren, die erste und zweite Enomotie (= die erste Pentekostys) hintereinander einen Mann hoch in eine einzige Rotte aufmarschiert sein, die dritte und vierte (= die zweite Pentekostys) würden als nächste Rotte, die fünfte und sechste (= die dritte Pentekostys) als dritte Rotte u. s. w. bis zur sechsten Rotte oder elften und zwölften Enomotie daneben in die Front eingerückt sein. Das erste Glied der Front würde dann aus lauter Lochagen und Pentekosteren (Hauptleuten und Oberleutnants) bestanden haben (s. die Figuren 2—5). Setzen wir die Zahl der Böoter auf 6000 Mann an, so würden sie 20 Lochen zu 300 Mann, jeder Lochos 6 Pentekosteren zu 50 oder 12 Enomotien zu 25 Mann gezählt haben. In der Front des Angriffshaufens würden also 20 Lochagen und 100 Pentekosteren und im ganzen 120 Rotten und zwar 100 von diesen 50, 20 aber 51 Mann (50 Mann + 1 Lochag) tief gestanden haben.

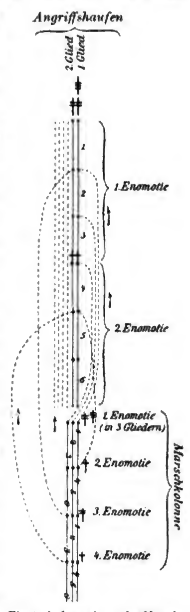


Fig. 4. Aufmarsch aus der Marschkolonne in den Angriffshaufen

Xenophons oben zitierte Worte sind nach dem Gesagten zu übersetzen: 'Nachdem Epaminondas die nach der Flanke marschierenden Lochen (in der Richtung des Flankenmarsches) in die Front hatte aufmarschieren und dabei den Haufen stark (d. h. sehr tief) gemacht hatte, ließ er die Waffen wieder aufnehmen und ging voran, sein Haufe aber folgte.' Wenn nun Kr. sagt (S. 64 Anm. 1): 'Er (Epaminondas) bildete eine tiefe Kolonne. Wie er das im einzelnen gemacht hat, sagt Xenophon nicht, weil er hier eine Schlachtbeschreibung und keine Elementartaktik schrieb', so ist ihm das letztere zuzugeben, aber ergänzend hinzuzufügen: und weil er voraussetzte, daß die Leser seines Geschichtswerkes mit den Grundbegriffen der Elementartaktik soweit vertraut wären, daß sie einen so geläufigen technischen Ausdruck wie *παράγειν εἰς μέτωπον* ohne Erklärung verstehen könnten.

Verkehrt ist ferner die Übersetzung von *ἔμβολον* mit Kolonne; das

ἔμβολον des Epaminondas war weder im modernen Sinne (Aufstellung mit abgeschwenkten Abteilungen) noch im antiken (Aufstellung in größerer Tiefe als Breite, *ὀρθία φάλαγξ*) eine Kolonne, sondern eine außergewöhnlich tiefe Linie; ebenso die von *τὸ περὶ ἑαυτὸν ἔμβολον* mit: 'da, wo sein persönlicher Standpunkt war'; es heißt: 'der unter seinem unmittelbaren Befehle stehende Haufe'; ebenso die von *ἡγεῖτο· οἱ δ' ἠκολούθουν* mit: 'er marschierte selbst (mit seiner Kolonne) an der Spitze, die anderen Abteilungen aber folgten'; es heißt vielmehr: 'er ging voran und sein Haufe folgte'; von den anderen Abteilungen ist bei Xenophon überhaupt nicht die Rede; ebenso die von *ὁ δὲ τὸ στράτευμα ἀντίπρωρον ὥσπερ τριήρη προσῆγε* mit: 'er führte das Heer wie eine Triere

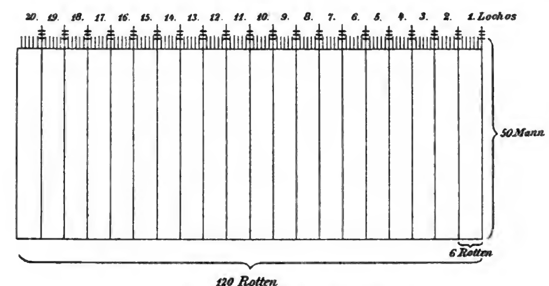


Fig. 5. Angriffshaufen des Epaminondas

mit dem Bug nach vorne', wie indessen auch alle anderen vor Kr. geglaubt haben, und die dazu gegebene Erklärung (S. 64): 'wie das feindliche Kriegsschiff mit seinem Schnabel eine Triere von der Seite durchbohrte'. Abgesehen davon, daß man gar nicht weiß, was denn eigentlich in dem Satze Subjekt, was Objekt ist, darf man bei diesem Bilde weder an ein 'Durchbohren von der Seite' noch an irgend etwas Ähnliches denken. *ἀντίπρωρος* heißt weiter nichts als 'mit dem Bug gegen den Feind oder irgend ein anderes Ziel gerichtet'. *ἀντίπρωρον τὴν ναῦν ποιεῖσθαι, στῆναι, στρέψαι, ἄγειν* ist ein technischer Ausdruck der Seetaktik, der im Gegensatz zum plänkelnden Umkreisen des Gegners (*ἐκ περίπλου*) oder, was am häufigsten der Fall ist, zum Seitwärtsfahren und Flankenmarsch (*ἐπὶ κέρως*) das Einschwenken zum direkt auf den Gegner gerichteten Kurs oder in Front bezeichnet (vgl. Xen. Staat d. L. 11, 10[1]); Hell. VI 2, 28[2]);

[1]) *Ἢν δ' αὖ ἐκ τῶν δεξιῶν πολεμίων τάξις ἐπιφαίνηται ἐπὶ κέρως πορευομένων, οὐδὲν ἄλλο πραγματεύονται ἢ τὸν λόχον ἕκαστον ὥσπερ τριήρη ἀντίπρωρον τοῖς ἐναντίοις στρέφουσι.*

[2]) *Ἐπανήγαγεν ἂν τὸ κέρας ἀπὸ τῆς γῆς . . . ἐπεὶ δ' ἐπιστρέψας ἂν καὶ ἀντιπρῴρους καταστήσας τὰς τριήρεις ἀπὸ σημείου ἁνθαμιλλᾶσθαι εἰς τὴν γῆν* = er ließ die Trieren aus Kielwasserlinie einschwenken in Linienfront, damit sie eine neben der anderen die Wettfahrt nach der Landungsstelle zu machen konnten.

Polyb. I 50, 4 u. 6[1]); I 23, 3; I 60, 10; XVI 4, 7 u. 11; Thuk. II 91, 1; VII 34, 5; Plut. Anton. 67). Wir haben oben gesehen, daß Epaminondas die Front seines Heeres während der Formation des Haufens in der Richtung des Flankenmarsches beließ, also den Feind in seiner rechten Flanke hatte. Er mußte also die Frontseite (*τὸ στόμα*, Gegensatz *οὐρά* Anab. III 4, 42; Hell. IV 3, 4) seines Haufens jetzt dem Feinde zukehren. Xenophon hätte das durch *ἀντίστομος* ausdrücken können; das Wort war aber damals noch nicht in Gebrauch. Daher wendet er hier wie Staat d. L. 11, 10 den bekannten technischen Ausdruck der Seetaktik *ἀντίπρῳρος* auf die entsprechende Evolution des Fußvolkes an und will damit sagen: 'Epaminondas führte jetzt seinen Haufen wie eine Triere, die ihren Schnabel dem Feinde zudreht, mit der Frontseite dem Feinde entgegen.' Epaminondas schwenkte also, sobald er den Haufen in der Richtung nach der Flanke in Bewegung setzte, mit ihm einen Viertelbogen nach rechts und ging erst dann gerade aus. Da seine ursprüngliche Grundlinie schräg zu der der Feinde gestanden hatte, stieß er auch jetzt schräg auf diese auf.

Bei dem nun erfolgenden Vormarsche soll der Haufen nach Grote und Kromayer eine Strecke von fast 3 km zurückgelegt haben. Dazu würde er etwa eine halbe Stunde gebraucht haben. Grote gesteht selber, daß 'der Raum, der beide Heere noch trennte, groß genug war, zu erlauben, daß der Schaden (der den Spartanern aus ihrer zu geringen Tiefe erwuchs) (wenigstens) teilweise verbessert wurde'. Es muß hier darauf hingewiesen werden, daß die Spartaner bei Mantineia 418 binnen wenigen Minuten, als die Gegner schon anrückten — das ganze Tal ist hier kaum 2½ km breit —, nicht nur aus der Marschordnung die Schlachtordnung herzustellen vermochten, sondern auch noch während ihres Vormarsches Verschiebungen in ihr vornehmen wollten, und daß sie am Nemeabache, wo die beiden Lager nur zehn Stadien (noch nicht 2 km) voneinander entfernt waren, als die Gegner ebenfalls schon anrückten, auch wieder in kürzester Frist aus dem Lager herausziehen und in Schlachtordnung aufmarschieren konnten. Man fragt also mit Recht, warum hier die Spartaner keine Gegenmaßregeln getroffen haben, da sie doch Zeit genug dazu hatten. Man fragt sich ferner, in welchem Zustande wohl die Thebaner vor dem Feinde angelangt sein würden, wenn sie unter Waffen und in enger Gefechtsaufstellung 3 km weit hätten marschieren müssen. Würden sie nicht außer Atem und, statt in dichtgeschlossenen, nicht in stark gelockerten Reihen auf den Feind gestoßen sein? Kr. behebt alle diese Bedenken in höchst einfacher Weise. Er hat sich zwar oben (S. 59) der allgemeinen Ansicht angeschlossen, daß 'bei Epaminondas alles darauf ankam, den Feind so lange wie möglich über den

[1]) *Τοὺς ἀνατρέχοντας ἐκτάττοντες* (= indem sie die in Kielwasserlinie Heranfahrenden in Linie auffahren ließen) *ἐποίουν ἀντιπρῴρους τοῖς πολεμίοις* (= ließen sie sie Front nach dem Feinde zu machen). — *Ὑπέστησε τὴν ἑαυτοῦ ναῦν* (das von der Seite heranfuhr) *ἀντίπρῳρον τοῖς πολεμίοις, ἅμα δὲ καὶ τῶν ἐπιπλεόντων ἀεὶ τοῖς συνάπτουσι προσεπιταττομένοις ταὐτὸ ποιεῖν παρήγγειλε. καταστάντων δὲ πάντων εἰς μέτωπον κ. τ. λ.*

Angriffspunkt im Dunkeln zu lassen, damit er nicht noch im letzten Augenblicke Gegenmaßregeln durch Verstärkung des angegriffenen Teiles treffen konnte', jetzt läßt er aber den Epaminondas kurz vor dem Feinde Halt machen, um sich vor dem entscheidenden Stoße erst noch einmal zu sammeln, und die Spartaner zur Verstärkung ihrer Tiefe sich hinter die auf dem äußersten Flügel stehenden Mantineer schieben, stellt also Xenophons Darstellung vollständig auf den Kopf und den Haupttrick des Epaminondas, auf den alle seine Täuschungsmanöver hinausliefen und von dessen Gelingen alles abhing, als gänzlich mißlungen hin. Wer das nicht mitmachen kann, wird sich sagen müssen, daß Kr.s topographische Ansätze unmöglich sind und das Schlachtfeld an einer anderen Stelle gesucht werden muß.

Zu demselben Schlusse gelangt man bei näherer Betrachtung der Stellung, die Kr. den Spartanern zuweist. Er läßt sie wie Grote den Feind in der Talenge zwischen den Bergen Mytika und Kapnistra erwarten. Dieser Stellung rühmt er ganz besondere Vorzüge nach. Sie war nur $1\frac{1}{2}$ km breit und konnte daher von dem Heere der Spartaner und ihrer Bundesgenossen dergestalt ausgefüllt werden, daß sie sich mit beiden Flügeln an die Berge lehnten; da diese 'rechts und links unmittelbar aus der Ebene so steil und felsig ansteigen, daß sie weder für Kavallerie noch schweres Fußvolk gangbar sind, und da man sich gegen eine Ersteigung durch Peltasten oder sonstige leichte Truppen leicht schützen konnte, wenn man die Kuppen der Berge nur beizeiten mit kleineren Abteilungen besetzte', so 'lag eine Umgehung und Überflügelung hier außer dem Bereiche der Möglichkeit' (S. 53). In unmittelbarem Widerspruch zu dieser seiner Beschreibung läßt nun Kr. eine Abteilung nicht nur leichten, sondern, wie er selber nachdrücklich betont (S. 66), auch schweren Fußvolkes der Thebaner einen dieser Berge — nach Ausweis seiner Karte 2 — bis zu einer Höhe von 90 m über der Talebene ersteigen, um die Flanke der Spartaner zu bedrohen. Wenn diese detachierte Abteilung von dem Punkte, wo er sie stehen läßt, nur 200 m weit am Abhang entlang vorgegangen wäre, würde sie unmittelbar über der athenischen Reiterei gestanden haben, und ihre Schützen würden in wenigen Minuten die feindlichen Reiter und darauf auch den Flügel des athenischen Fußvolkes mit ihren Geschossen aus dem Felde gejagt haben. Ebensoleicht würde das auch auf dem anderen Flügel gegangen sein. Kr. hat natürlich einen Grund bei der Hand, der die rätselhafte Untätigkeit des Epaminondas erklären soll. 'Wir finden sonst überall in dieser Entwicklungsperiode der Kriegsgeschichte eine merkwürdig (!) große Scheu vor Angriffen auf überhöhende Stellungen' (S. 339), daher 'hat Epaminondas bei Mantinea keinen Versuch gemacht, die Flügelanlehnung des feindlichen Heeres zu nehmen'. Nun wissen die Quellen von einer Besetzung dieser 'Flügelanlehnung' (das soll doch wohl heißen 'der Bergkuppen'?) durch die Spartaner nichts, sie wären also gar nicht zu nehmen, sondern einfach zu ersteigen gewesen, und die große Scheu vor derartigen Angriffen ist allerdings so merkwürdig, daß wohl schwerlich jemand außer Kr. an sie glauben wird, auch wenn es sich dabei nicht um einen Feldherrn wie Epaminondas handelte, der das Gelände in jeder Beziehung aus-

zunützen verstand und es in diesem Falle mit seinen an Zahl und Leistungsfähigkeit gleich überlegenen Leichtbewaffneten auch auszunützen vermochte. Auch die anderen Griechen haben gewußt, wenn nicht früher, dann mindestens seit den Kriegen in Ätolien, Thrakien, Kleinasien und Armenien, daß sich Leichtbewaffnete von Bergen herab gegen Hopliten sehr wirksam verwenden lassen. Das war einer der Gründe, warum sie ihre Hoplitenschlachten grundsätzlich nur in freien Ebenen schlugen. Hier fürchtete ein Hoplitenheer weder die Überflügelung durch Reiter, noch die durch Leichtbewaffnete, und gegen eine Überflügelung durch Hopliten gab es nur zwei Mittel: entweder machte man die Linie ebensolang wie die der Gegner, oder man verließ sich auf den schnellen Durchbruch, durch den die Überflügelung unwirksam wurde. Das letztere wußte z. B. auch Epaminondas, wie Xenophon zur Erklärung seiner Dispositionen ausdrücklich hervorhebt (*νομίζων, ὅπῃ ἐμβαλὼν διακόψει, διαφθαρεῖν τὸ τῶν ἐναντίων στράτευμα* VII 5, 23). Wenn weder gleiche Linienlänge noch Durchbruch erreichbar schien, dann vermied man die Schlacht, wie ich bereits bei anderer Gelegenheit ausgeführt habe.[1]) Aber nun würden nach den Gepflogenheiten der griechischen Taktik in den meisten Fällen durch etwa vorhandene Flankendeckungen gar nicht die Flügel des schweren Fußvolkes, sondern der der Reiterei geschützt worden sein, die mit dem leichten Fußvolk zusammen stets die äußersten Flügel der Schlachtordnung bildete. Die bedurfte aber der Flankendeckung nicht, denn sie trug im Gegensatz zur langen, geschlossenen und daher nach der Flanke zu unbehilflichen Hoplitenlinie ihr bestes Schutzmittel in sich selber, in der Beweglichkeit ihrer Pferde und ihrer kleinen, selbständigen Abteilungen, die gegen jede Flankenbedrohung leicht die entsprechenden Gegenbewegungen ausführen konnten. Wenn die Reiterei aber, wie das regelmäßig geschah, zur Attacke vorritt, oder wenn sie gar, womit man doch rechnen mußte, aus dem Felde geschlagen wurde, wurde der Raum, den sie auf den Flügel eingenommen hatte, den Feinden zu einer etwa beabsichtigten Überflügelung der Hoplitenlinie doch wieder frei gegeben. Daher hatte eine natürliche Flankendeckung für die antiken Heere keinen oder doch nur einen sehr problematischen Wert.

Tragikomisch wirkt bei dieser Frage die nachträglich an den Tag gekommene Tatsache, daß zwei kartographische Autoritäten über die Breite der erwähnten Talenge gar nicht miteinander übereinstimmen. Nach Fougères beträgt sie 2000 bis (!) 2500 m, nach der Carte de la Grèce dagegen nur 1650 m. Kr. hat 'leider versäumt, die Entfernung persönlich abzuschreiten' (S. 52). Hat Fougères recht, der, wie an anderer Stelle Kr. selber von ihm rühmt (S. 67), 'infolge seines wiederholten monatelangen Aufenthaltes in der Mantineïs diese Gegend so genau wie niemand sonst kennt', so lösen sich Kr.s Erörterungen über den taktischen Wert der Talenge sämtlich in nichts auf, da dann das Heer der Spartaner gar nicht im stande gewesen wäre, diese Breite zu sperren. Bei dem unerklärlichen Zwiespalt der Angaben vermag die Wissenschaft einst-

[1]) Die geschichtliche Entwicklung der griech. Taktik, Neue Jahrb. 1899 III 25.

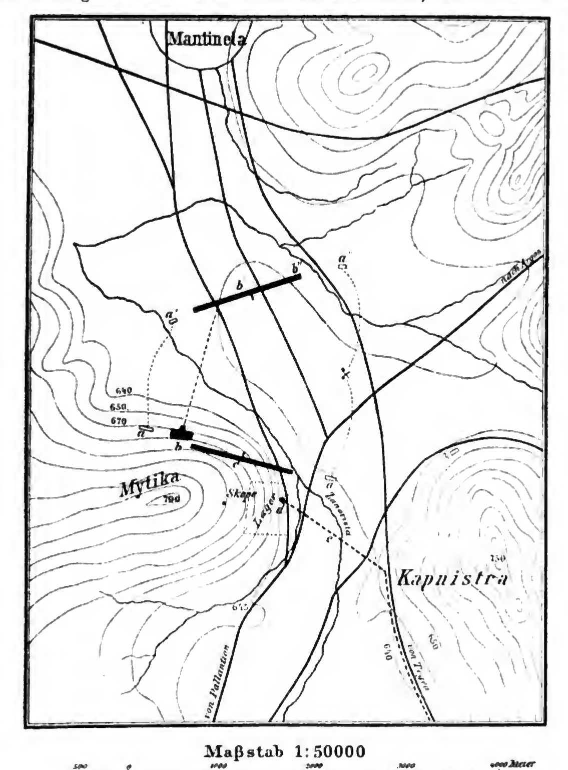
weilen keiner von beiden zu trauen und muß sich gedulden, bis nach Kr. ein anderer kommt, der das Versäumte nachholt.

Die Stellungen der beiden Heere würden sich mit voller Sicherheit bestimmen lassen, wenn sich die von Xenophon erwähnten Erdhügel (*γήλοφοί τινες*) nachweisen ließen, auf die Epaminondas sein Detachement zur Bedrohung der Flanke der Athener abgesendet hat (VII 5, 24). An die Feststellung dieser alles entscheidenden Hügel hat aber Kr. während seiner persönlichen Forschungen an Ort und Stelle gar nicht gedacht (S. 67). 'Ich muß hier, was das Gelände dieses Teiles des Schlachtfeldes betrifft, aus flüchtigen Reminiszenzen und Angaben zusammenstümpern. Weil ich früher derselben Ansicht war wie Delbrück, daß die Diodorische Schlachtschilderung ganz wertlos sei, habe ich mir das Gelände auf dem östlichen Schlachtfelde nicht genauer betrachtet.' Dies freimütige Geständnis macht Kr.s Charakter sicherlich Ehre, wirft aber auf die wissenschaftliche Vorbereitung seines Unternehmens und auf seine lokalen Forschungen ein bedenkliches Licht. Ein gründlicher und umsichtiger Forscher würde sich durch fremdes Urteil von einer selbständigen Prüfung der Quellen und einer umfassenden Untersuchung des gesamten, wenn auch nur möglicherweise in Frage kommenden Geländes nicht haben abhalten lassen. Der Versuch, einen Teil der Schuld auf fremde Schultern abzuladen, wäre besser unterblieben. Für die Wissenschaft ist die Tatsache bedauerlich, daß das, was Kr. 'zusammengestümpert' hat, zur Lösung der wichtigen Frage durchaus unzulänglich ist. Daß es zwischen dem Zanovistaflusse und dem Berge, um den es sich handelt, der Kapnistra, ein sanft ansteigendes Alluvialgelände gibt, wie sich Kr. von Herrn Fougères brieflich hat bestätigen lassen (S. 67 Anm.), glauben wir gern, aber die Kenntnis von der Existenz dieses über einen halben km langen Geländes nützt uns nichts, solange uns auf ihm nicht an ganz bestimmter Stelle 'einige Erdhügel' nachgewiesen werden, die zu einer defensiv-offensiven Flankenstellung im Sinne Xenophons geeignet erscheinen.

Unwahrscheinlich ist ferner die Stellung, die nach Kr. die athenische Reiterei eingenommen haben soll, da ihre Front (siehe Karte 2 bei Kr.) unmittelbar hinter einem vorspringenden Bergrücken gelegen haben würde, so daß sie hätte bergauf attackieren und voraussichtlich vollständig geworfen werden müssen. Hätte ihr aber wirklich, was unglaublich ist, aber von Kr. auf der Karte angedeutet wird, die thebanische Reiterei den Gefallen getan, unten um den Rücken herumzureiten und sie von unten anzugreifen, anstatt über den Rücken hinweg von oben, dann erscheint es fast wunderbar, daß gerade dieselbe thebanische Reiterei geworfen wurde und, nachdem dies geschehen, auf der Flucht nicht in ihr Fußvolk geriet, vor dessen Front sich der Kampf abgespielt haben müßte, sondern gewissenhaft bergauf dahin zurückging, von wo sie gekommen war.

Bedenklich ist endlich die strategische und taktische Rolle, die Kr. den Eichenwald Pelagos spielen läßt. Trotzdem in demselben Tale vier Schlachten geliefert worden sind, wird dieser Wald in den Berichten niemals erwähnt. Erst ein halbes Jahrtausend später hat ihn Pausanias vorgefunden. In einer

solchen Zeitspanne kann viel Wald wachsen. Die in Griechenland heimische Eichenart war überdies ein Kulturbaum, dessen Früchte Menschen und Vieh zur Nahrung dienten. Es ist also nicht unwahrscheinlich, daß der Wald in der



Maßstab 1:50000

500 0 1000 2000 3000 4000 Meter

Plan der Schlacht von Mantineia 362

(Mit Benutzung von Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland, Karte 2)

f detachierte thebanische Abteilung, *a'* spartanische Reiterei, *a''* athenische Reiterei, *b'* spartanisches und bundesgenössisches Fußvolk, *b''* athenisches Fußvolk, *a* thebanische Reiter und Hamippen, *b* Schlachthaufe des Epaminondas, *c* thebanische Bundesgenossen, *d* Grab des Epaminondas, *e* Marsch des Epaminondas

früheren Zeit nur die Bergabhänge und den Talrand bedeckte und sich erst in der langen Friedenszeit, deren sich Griechenland unter der Herrschaft der Römer erfreute, unter der Pflege der Menschenhand allmählich in die Talebene hinein ausgebreitet hat. Hätte er sich, wie Kr. annimmt, unmittelbar hinter der Stellung der Spartaner befunden, so wäre die Tatsache schwer begreiflich, daß die thebanischen Reiter und Peltasten hinter der Linie der Spartaner operierten, daß Xenophon das Unterbleiben jeder Verfolgung nach dem Siege lediglich dem Tode des Epaminondas zuschreibt, da eine Verfolgung doch überhaupt unmöglich gewesen wäre, wenn die Spartaner sofort hätten in den Wald hineinlaufen können u. s. w.

Fest steht allein die wichtige topographische Tatsache, daß das Grab des Epaminondas an der Skope 30 Stadien von Mantineia, d. h. in der Talenge dicht am Fuße des Gebirges Mytika lag. Das hat Pausanias an Ort und Stelle mit eigenen Augen gesehen. Was er sich aber dort über den Tod des Epaminondas hat erzählen lassen, ist alles handgreiflicher Unsinn, selbstverständlich auch die Behauptung, daß er an derselben Stelle begraben worden, wo er gefallen sei. Diodor[1]) berichtet, daß er verwundet ins Lager gebracht worden und hier gestorben sei. Da liegt doch die Annahme am nächsten, daß sich das Lager da befunden hat, wo er begraben worden ist. Es ist ferner naturgemäß, daß der Troß, der der Marschkolonne unmittelbar folgte, an derselben Stelle wie jene die Bergeshöhen erstieg und sich, während das Heer zum Angriff vorrückte, da wirklich lagerte, wo das Heer die Anstalten zum Lagern nur zum Schein getroffen hatte. Epaminondas hat also von der Talenge aus an der Skope die nördlichen Abhänge der Mytika erstiegen und sich längs derselben bis an die südlichen Talwinkel gezogen.[2]) Die Stellung der Spartaner und ihrer Bundesgenossen ist dann natürlich nördlich davon (nach Mantineia zu) in der Ebene, etwa in der Mitte zwischen ihrem Lager am Tempel des Poseidon und der Mytika zu suchen, so daß Epaminondas von ihrem rechten Flügel nur wenig mehr als einen km entfernt stand. Diese Entfernung vermochte er ohne Überanstrengung seiner Leute in verhältnismäßig kurzer Zeit, etwa in einer Viertelstunde, zurückzulegen, und mehr Zeit durfte er überhaupt nicht brauchen, wenn er es nicht dazu kommen lassen wollte, daß die Spartaner seinem tiefen Angriffshaufen gegenüber die entsprechenden Gegenmaßregeln trafen. Die Linie der Spartaner wird sich quer über die drei Straßen, die von der Tegeatis her nach Mantineia führten, gezogen und annähernd im rechten Winkel zu ihnen gestanden haben. Dann mußte die Linie des Epaminondas in ganz unauffälliger Weise schräg zu ihr zu stehen kommen, als sie, einfach den natürlichen Ver-

---

[1]) XV 87, 5: *'Επαμεινώνδας δ' ἔτι ζῶν εἰς τὴν παρεμβολὴν ἀπηνέχθη.*

[2]) Auf diesen Flankenmarsch durch das Tal nach den Berghöhen, nicht auf den Vormarsch in den Ebenen von Tegea, wie Grote und mit ihm Kromayer glaubt, paßt die Notiz Polyäns (II 3, 14): *'Επαμεινώνδας . . . βουλόμενος ὑπερδεξίους καταλαβέσθαι τόπους . . . προσέταξε τῷ ἱππάρχῳ μετὰ ἱππέων χιλίων ἑξακοσίων προϊππεῦσαι τῆς φάλαγγος καὶ πυκνὰς ποιεῖσθαι ἀναστροφὰς τῇδε κἀκεῖσε. ὡς δὲ πλεῖστον ἐπανέστησε κονιορτὸν ἐπισκοτῶν ταῖς τῶν πολεμίων ὄψεσιν, ὁ μὲν ἔλαθε κατασχὼν τὰ ὑπερδέξια.*

hältnissen des Geländes folgend, den nördlichen Abhang der Mytika entlang marschierte. Ich habe diesen Gedanken bereits früher ausgesprochen (Die geschichtliche Entwicklung der griechischen Taktik S. 27). Kr. übertreibt ihn, wenn er behauptet (S. 57), daß die Eigentümlichkeit des Geländes und der feindlichen Stellung die Anwendung der schiefen Schlachtordnung hier nahegelegt, ja geradezu aufgedrängt habe. Hätte sie Epaminondas nicht schon zuvor geplant, so würde er beim Anblick des Geländes und der feindlichen Schlachtordnung so wenig wie alle seine Vorgänger auf sie verfallen sein.

II

Das Schlachtfeld von **Chaironeia** ist durch die Notiz Plutarchs (Demosth. 19), daß sich das Lager der Griechen am Herakleion, an dem der Haimonbach vorüberfloß (an der Nordseite der Stadt), befunden habe, und durch das Löwendenkmal, das auf dem Grabhügel der gefallenen Thebaner steht (an der Westseite der Stadt), festgelegt. In der unmittelbaren Nähe dieser beiden Stätten muß natürlich der Kampf stattgefunden haben. Kr. verwendet auf die allgemeine Begrenzung des Schlachtfeldes trotzdem zwei Seiten. Den Rückzug der Griechen vom Engpaß von Parapotamoi auf Chaironeia begründet er wie Grote und Beloch mit der vielerörterten Stelle Polyäns IV 2, 14[1]) und gibt auch zu dem ersten Teile derselben eine ansprechende Erklärung (S. 155); aber später (S. 158 Anm. 1) gesteht er selber, daß wir bei jedem Lösungsversuche doch immer noch einen unlösbaren Rest von Irrtum oder Unklarheit behalten. Er hätte bei der Gelegenheit zur Aufklärung des Lesers hinzufügen können, woran das liegt und wozu es führt. Da er darüber schweigt, so muß es hier gesagt werden. Es handelt sich hauptsächlich um den Schluß: *Φίλιππος ὑποστρέψας διεξεπαίσατο*, 'Ph. machte Kehrt und schlug sich durch'. Das steht mit der ganzen Situation in schroffem Widerspruch, denn Philipp, der später auch siegreiche Angreifer, wollte hier nicht Kehrt machen und brauchte sich nicht durchzuschlagen. Hat Polyän diese Worte wirklich in seiner Quelle gefunden, dann haben wir es hier nicht mit der Schlacht von Chaironeia, sondern mit irgend einem anderen Vorgang zu tun. Hat er aber selbständig am Wortlaut geändert, etwa weil er, wie Kr. annimmt, seine Quelle ohne geographische Kenntnisse epitomiert hat — es sind freilich zum Epitomieren eigentlich gar keine geographischen Kenntnisse notwendig —, dann ist die Zuverlässigkeit seiner Nachricht überhaupt in Frage gestellt. Aus diesen Gründen hat man denn auch bisher die Vorgeschichte der Schlacht als unsicher betrachtet und wird es wohl trotz Kr.s Erörterungen auch fernerhin noch tun müssen.

Über die Richtung der Front, die das griechische Heer im Kampfe eingenommen hat, stellt Kr. unter Hinweis auf eine Stelle bei Plutarch (Vit.

[1]) *Φίλιππος τὰς παρόδους τῆς Βοιωτίας Βοιωτῶν φυλαττόντων — ἦν δὲ στενὸς ὄρους αὐχήν — οὐκ ἐπὶ τοῦτον ὥρμησεν, ἀλλὰ τήν τε χώραν πυρπολῶν καὶ τὰς πόλεις πορθῶν φανερὸς ἦν. Βοιωτοὶ δὲ οὐχ ὑπομένοντες ὁρᾶν τὰς πόλεις πορθουμένας κατέβησαν ἀπὸ τοῦ ὄρους.*

dec. or. 9, 10) fest, daß sie nicht rückwärts, von wo die Griechen gekommen waren, d. h. nach Osten oder nach Süden gerichtet war (S. 158 u. 168). Darin wird ihm jedermann zustimmen. Ob sie aber nach Norden oder nach Westen gerichtet war, hat er nicht mit Sicherheit festzustellen vermocht. Er streitet für die Richtung nach Westen, bei der sich die Linie quer durch das Kephisostal erstreckte und zur Linken die Stadt, zur Rechten den Fluß hatte. Aber die natürliche Flankendeckung, die bei dieser Stellung der Fluß dem rechten Flügel gewährte, konnte für die damalige Taktik nicht maßgebend sein (vgl. oben S. 123).

Ebensowenig sind wir zu der Annahme genötigt, daß sich bereits das Lager der Griechen quer durch das Tal gezogen und das thebanische Kontingent am Kephisos gelegen habe. Nach Kr. soll der in der Nähe der Stadt herrschende Wassermangel dazu gezwungen haben. Aber wenn hier die Brunnen und die Bäche heute wenig Wasser haben, so braucht das im Altertum nicht der Fall gewesen zu sein. Da die nächste und sicherste Rückzugslinie der Griechen von Chaironeia über die Pässe des Thurion nach Livadia führte, haben wir vielmehr anzunehmen, daß sich ihr Lager bei Chaironeia an den Bergabhängen vom Herakleion um die Stadt herum bis zum Löwendenkmal gezogen hat, das jedenfalls gerade an der Stelle errichtet worden ist, wo sich das Lager der Thebaner befunden hatte. Für diesen Ansatz vermag auch Plutarchs Notiz (Alex. 9) zu sprechen, nach der sich das Lager Alexanders gerade gegenüber am Kephisos befunden hat und auch die gefallenen Makedonen hier, also ebenfalls, wie die gefallenen Thebaner, in oder neben ihrem Lager bestattet worden sind. Wenn das makedonische Lager am Westende des Akontionberges lag, dann müßte sich überdies das thebanische Lager beträchtlich weiter unterhalb am Flusse befunden und das ganze griechische Lager ziemlich schräg und weit durch die Ebene gezogen haben, denn ein gewisser Respektsabstand müßte doch zwischen den beiden feindlichen Lagern, die beide im ebenen Tale gelegen haben würden, vorhanden gewesen sein. — Es ist schade, daß Kr. den Leichenhügel der Makedonen so wenig wie das Herakleion gefunden hat. Ein griechischer Archäologe scheint nach ihm mehr Glück gehabt und jenen Hügel entdeckt zu haben (s. Wochenschr. f. kl. Phil. 1902 Nr. 46 Sp. 1268). Hoffentlich kommt Klarheit in die Sache, wenn wir über das Ergebnis der Ausgrabungen genauere Nachrichten erhalten.

Am sichersten würde sich die Lage des Kampfplatzes durch den genauen Nachweis der *ὑπερδέξιοι τόποι*, des erhöhten Geländes, bestimmen lassen, auf die nach Polyän[1]) der König Philipp mit dem rechten makedonischen Flügel

---

[1]) Es handelt sich im folgenden um zwei Stellen: (1) Polyän IV 2, 2: *Φίλιππος ἐν Χαιρωνείᾳ παρατασσόμενος Ἀθηναίοις εἴξας ἐνέκλινε. στρατηγὸς Ἀθηναίων Στρατοκλῆς ἐκβοήσας· οὐ χρὴ ἀποστῆναι προσκειμένους, ἕως ἂν τοὺς πολεμίους κατακλείσωμεν ἐς Μακεδονίαν, οὐκ ἀνῆκε διώκων. Φίλιππος εἰπών· οὐκ ἐπίστανται νικᾶν Ἀθηναῖοι, ἐπὶ πόδα ἀνεχώρει, συνεσπασμένην ἔχων τὴν φάλαγγα καὶ ἐντὸς ὅπλων πεφυλαγμένην. μετ' ὀλίγον ὑπερδεξίων τόπων λαβόμενος, παραθαρρύνας τὸ πλῆθος, ἀναστρέψας, εὐρώστως ἐμβάλλει τοῖς Ἀθηναίοις καὶ λαμπρῶς ἀγωνισάμενος ἐνίκησεν.* — (2) IV 2, 7: *Φίλιππος ἐν Χαιρωνείᾳ γιγ-*

zurückgegangen sein soll, um sie zum Ausgangspunkt seines letzten und entscheidenden Angriffes auf die Athener zu machen. Kr. glaubt sie gefunden zu haben. '600 m von der ersten Aufstellung der Athener, an der Stelle etwa, wo, von einem Turme gekrönt, ein Felsrücken sich unmittelbar an die Straße vorschiebt und sich über sie hinaus in einer leichten Geländehebung nach Norden zu fortsetzt — da standen plötzlich die Linien. Wer jetzt das ganze Schlachtfeld überschaute, mochte bemerken, wie sich die Front der Griechen im Laufe des Kampfes von Nordwest nach Norden gedreht hatte. Und (!) von dem Gelände unterstützt ging die makedonische Phalanx alsbald auch hier in südlicher Richtung vorwärts' (S. 167). Kr. läßt also die Linien, damit die makedonische von dem Gelände unterstützt werden kann, während des Kampfes eine Drehung machen. Diese wird nur leider nirgends erwähnt. Viele werden auch Kr.s eigene dramatisch lebendige, aber überraschende Wendung nach rückwärts nicht so schnell mitmachen, sondern die weit interessantere 'Geländehebung' fest im Auge behalten, über die man, weil auf sie doch alles ankommt, gern etwas Näheres erfahren möchte. Der vom Turme gekrönte Felsrücken kommt nicht in Frage, da er, wie uns die Anmerkung belehrt, 'nur bis an die Straße (nicht ins Tal hinein) geht und dann schnell abfällt'. Man wird sich also fragen, wie hoch denn eigentlich die Geländehebung ist, in der er sich fortsetzt, wie breit ihr Plateau, wie lang der Anstieg zu ihr ist. Kr. gibt über ihr Profil keine Auskunft. Infolgedessen steht zu befürchten, daß manche Leser die 'unterstützenden' Eigenschaften der Geländehebung nur für eine durch 'flüchtige Reminiszenzen' erzeugte Illusion Kr.s halten werden. Wir tun das indessen nicht. Wir bedauern zwar Kr.s unzulängliche Feststellung jenes wichtigen Geländes, glauben aber an dessen Existenz und an dessen Wirkung, da bei der Kampfweise des schweren Fußvolkes, die in der Hauptsache auf Druck und Gegendruck der geschlossenen Massen hinauslief, schon eine geringe Bodenerhebung der Partei, der sie zugute kam, einen entscheidenden Vorteil (das 'Übergewicht') verschaffen konnte. Nun würden aber die Makedonen bei ihrem Zurückgehen auf dasselbe Gelände in derselben Richtung, die Kr. ihnen durch eine Drehung gibt, und zwar ohne diese gekommen sein, wenn sie gleich von vornherein mit der Front nach Süden standen.

Der Verlauf des Kampfes auf dem rechten makedonischen Flügel ist so, wie er von Kr. der landläufigen Auffassung gemäß geschildert wird, aus sachlichen, wie aus sprachlichen Gründen durchaus unwahrscheinlich. Erst soll König Philipp planmäßig und aus eigenem Entschluß zurückgegangen sein, um die wenig geübten Athener zu ermüden, so daß es ihm also jederzeit freistand, vom verstellten Rückzuge zum Angriff überzugehen, dann soll er die Möglichkeit dazu erst durch das erhöhte Gelände bekommen haben, das Heer, das doch auf Befehl zurückging und nicht aus Mutlosigkeit, haben ermutigen müssen (*παραθαρρύνας τὸ πλῆθος*) und nun wieder mit frischem Mute (*εὐρώστως*)

νώσκων τοὺς μὲν Ἀθηναίους ὀξεῖς καὶ ἀγυμνάστους, τοὺς δὲ Μακεδόνας ἠσκηκότας καὶ γεγυμνασμένους, ἐπὶ πολὺ τὴν παράταξιν ἐκτείνας ταχέως παρέλυσε τοὺς Ἀθηναίους καὶ εὐχειρώτους ἐποίησεν.

darauflos gegangen sein; er soll ferner die Schlacht lange (*ἐπὶ πολὺ*) hingehalten haben und dadurch schnell (*ταχέως*) die Athener ermüdet haben; *εἴξας ἐνέκλινεν* soll heißen: 'er wich absichtlich und nur zum Schein zurück'. Nun heißt aber *εἴκειν* stets mit nachdrücklichster Betonung 'gezwungenermaßen nachgeben'; man denke an Verbindungen wie *τῇ ἀνάγκῃ, τοῖς κακοῖς, τῇ κακίᾳ, τοῖς παροῦσιν εἴκειν* (Pol. XXXV 2, 13: *τῇ προαιρέσει οὐκ εἰκούσῃ τοῖς ὅλοις οὐδ' ἡττωμένῃ*), in denen es geradezu gleichbedeutend mit 'unterliegen' ist. Auch mit *ἐγκλίνειν*, 'Kehrt machen', *terga vertere*, ist stets der Begriff der Mutlosigkeit und ungeordneten Flucht verbunden.[1]) Die Verbindung beider Begriffe läßt also an Deutlichkeit gar nichts zu wünschen übrig und besagt, daß Philipp der überlegenen Kraft der Athener weichen mußte und die Flucht ergriff. Mit Beziehung hierauf werden später die Athener *ὀξεῖς*, 'ungestüm und schneidig im Ansturm', genannt. Der nachher erfolgende Umschwung der Dinge wird durch *ἐπὶ πόδα ἀνεχώρει, συνεσπασμένην ἔχων τὴν φάλαγγα καὶ ἐντὸς ὅπλων πεφυλαγμένην, παραθαρρύνας τὸ πλῆθος, ἀναστρέψας, εὐρώστως ἐμβάλλει* scharf hervorgehoben. Augenscheinlich verkehrt ist es endlich, die Redensart *ἐπὶ πολὺ τὴν παράταξιν ἐκτείνας* in temporalem Sinne zu nehmen, wie es zuerst Frontin (II 1, 9) und nach seinem Vorgang auch schon die alten Erklärer Polyäns — nicht, wie es nach Kr.s Worten (S. 168 Anm. 3) scheinen könnte, zuerst Egelhaaf — getan haben, und zu übersetzen: *ex industria proelium traxit*, 'er zog die Schlacht sehr (auf lange Zeit, *ἐπὶ πολὺ*) in die Länge'. Das kann es ja an sich wohl heißen. Aber ein militärischer Fachmann hat es in diesem Sinne in einer Schlachtbeschreibung schwerlich verwendet. Denn *ἐπὶ πολὺ τὴν παράταξιν ἐκτείνειν* ist ein bekannter (s. oben S. 117) technischer Ausdruck der Taktik, in welchem *ἐπὶ πολύ* sowohl wie *ἐκτείνειν* in räumlichem Sinne eine bestimmte Evolution und *παράταξις* im ursprünglichen Sinne des Wortes 'Schlachtordnung', *acies* (nicht im übertragenen Sinne 'Schlacht'), und alles zusammen 'die Linie weit ausdehnen oder verlängern' bedeutet. Entstammen die Worte bei Polyän einem authentischen Schlachtberichte, so haben sie hier ohne Zweifel diesen Sinn gehabt.

Die beiden scheinbar ganz verschiedenen Strategeme Polyäns haben unverkennbar in Wirklichkeit aufs engste zusammengehangen und sind zwei untrennbare Teile eines und desselben Strategems. Daher müssen sie auch in Polyäns Quelle unmittelbar miteinander verbunden gewesen und erst vom Epitomator gewaltsam auseinander gerissen worden sein. Die Frage nach ihrem ursprünglichen Zusammenhange hat sich bisher noch keiner von ihren Erklärern gestellt; und doch drängt sie sich förmlich auf, da man nur durch ihre Beantwortung über den Verlauf der Schlacht ins klare kommen kann. Die Stelle, an der der zweite aus dem ersten Teile herausgehoben worden ist, liegt hinter den Worten *ὑπερδεξίων τόπων λαβόμενος*. Wenn man hier beide aneinander-

[1]) Pol. I 23, 10: *ἐγκλίναντες ἔφυγον*, 'sie liefen davon und brachten sich in Sicherheit'; V 14, 5: *ἐνέκλιναν καὶ σποράδην ἔφευγον*; I 74, 7: *οἵτινες, ὅταν ἅπαξ ἐγκλίνωσι, ποιοῦνται τὴν φυγὴν ἐπὶ δύο ἡμέρας καὶ τρεῖς ἐκτοπίζοντες αὑτούς*; vgl. VIII 16, 3 und 5.

fügt[1]) und das Ganze sinngemäß und ungezwungen übersetzt, so ergibt es allerdings gerade das Gegenteil von dem, was man bisher aus ihm herauszulesen pflegte, aber ein harmonisches und durchaus ansprechendes Schlachtbild.

'Philipp mußte, als er bei Chaironeia den Athenern eine Feldschlacht lieferte, weichen und die Flucht ergreifen.'

Philipp hat also nicht, wie Kr. (S. 166) und seine Vorgänger annehmen, 'auf die Offensive verzichtet' und nur durch einen Scheinangriff und Scheinrückzug 'die Athener aus ihrer Stellung herauslocken' wollen, sondern er hat ernstlich angegriffen und ist ebenso ernstlich zurückgeworfen worden. Sonst wären seine Leute auch nicht entmutigt worden, so daß es später erst einer besonderen Anfeuerung bedurfte, um sie wieder vorwärts zu bringen; sonst hätte er nicht nötig gehabt zu den *ὑπερδέξιοι τόποι* als Hilfsmittel zu greifen, sonst hätte es nicht erst, wie Diodor (XVI 86) berichtet, des durch seines Sohnes Sieg erweckten Neides und — fügen wir hinzu — der naturgemäß durch den Sieg des einen Flügels bewirkten Ermutigung des anderen bedurft, um ihn zum erneuten Vorgehen zu bewegen. Alle jene Züge weisen deutlich darauf hin, daß sich Philipp während der ersten Hälfte des Kampfes in einer kritischen Lage befand und nur durch außergewöhnliche Kraftentfaltung aus ihr wieder herausgekommen ist. Wie ihm das gelang, gibt Polyän im folgenden mehr oder minder deutlich, aber immerhin doch deutlich genug zu verstehen.

'Der Feldherr der Athener Stratokles rief seinen Leuten zu: Ihr dürft von der Verfolgung nicht eher ablassen, als bis wir die Feinde nach Makedonien hinein gejagt haben, und ließ nicht ab zu verfolgen. Philipp sagte: Die Athener verstehen nicht zu siegen, und ging (jetzt) im ruhigen Schritt zurück, indem er die Linie geschlossen hielt und mit den Waffen sich decken ließ.'

Die Athener haben also nicht energisch genug verfolgt, darum die Mahnung ihres Feldherrn, der selber unablässig verfolgend seinen Leuten mit gutem Beispiel vorangeht, aber von ihnen nicht genügend unterstützt wird. Da sagt Philipp mit Recht: Die Athener wissen nicht, wie man sich als Sieger verhalten, d. h. durch energische Verfolgung seinen Sieg ausbeuten muß. Und nun, weil die Athener nicht so schnell und so lange wie seine Makedonen laufen können und ihm Luft lassen, gelingt es ihm, seine Leute aus dem Laufen wieder zum ruhigen Schritt (*ἐπὶ πόδα ἀναχωρεῖν* im Gegensatz zu *ἐγκλίνειν*), zur Wiederherstellung der Ordnung und zur besonnenen Abwehr der nur in geringer Zahl unmittelbar nachdrängenden Verfolger zu bringen.[2])

'Als er bald darauf höher gelegenes Gelände erreicht hatte — und sah, daß die Athener zwar ungestüm im Ansturm, aber nicht genügend gymnastisch

[1]) Die Verbindung wird durch Einfügung von *καὶ* einfach in folgender Weise hergestellt: *μετ' ὀλίγον ὑπερδεξίων τόπων λαβόμενος ⟨καὶ⟩ γινώσκων τοὺς μὲν Ἀθηναίους ὀξεῖς καὶ ἀγυμνάστους, τοὺς δὲ Μακεδόνας ἠσκηκότας καὶ γεγυμνασμένους, ἐπὶ πολὺ τὴν παράταξιν ἐκτείνας, ταχέως παρέλυσε τοὺς Ἀθηναίους. ⟨καὶ⟩ παραθαρρύνας κ. τ. λ.*

[2]) Nach Kromayer (S. 167 Anm. 4) sollen die Makedonen 600 Schritt 'ohne kehrt zu machen' zurückgelegt haben, das ist unmöglich; selbst ein einzelner Mann kann nicht 20 Schritt querfeldein rückwärts machen, ohne zu stolpern und zu fallen, eine Heeresmasse von 15000 M. würde dabei aus Rand und Band kommen. — Zu *ἐπὶ πόδα* Pol. VIII 16, 5.

geübt waren, daß dagegen seine Makedonen sowohl taktisch gut einexerziert, als auch gymnastisch durchgebildet waren, da läßt er sie ihre Linie verlängern.'

Das glücklich erreichte höhere Gelände gewährt den Makedonen wieder etwas Schutz; hier machen sie Halt. Philipp ersieht aus dem eben Erlebten, daß die Athener zwar im stande sind, seine Leute zu werfen, aber nicht, es ihnen im andauernden Laufen gleichzutun, weil sie körperlich zu wenig geübt sind; er sieht, daß sie infolgedessen noch ziemlich weit hinter ihm zurückgeblieben sind, und daß er selber bis zu ihrem nächsten Angriff noch einige Minuten Zeit hat, um gegen diesen Vorkehrungen zu treffen. Zugleich haben ihm seine Leute dadurch, daß sie auf der Flucht wieder in ruhigen Schritt zu fallen, sich wieder zu ordnen und zu decken vermochten, bewiesen, daß sie in der Ausführung taktischer Aufgaben außerordentlich sicher (ἠσκηκότες) waren; sie haben ihm ferner durch ihr schnelles Zurückgehen bewiesen, daß er an ihre körperliche Leistungsfähigkeit auch jetzt noch große Anforderungen stellen könne. Er kann also von ihnen jetzt erwarten, daß sie die taktische Evolution, die er plant, einerseits mit der nötigen Sicherheit und Ruhe ausführen werden, anderseits aber auch noch so viel Kraft haben werden, um sie schnell und innerhalb der zur Verfügung stehenden kurzen Zeitspanne auszuführen. Die Verlängerung der Linie wurde durch Eindoppeln der zweiten Rottenhälften zwischen die ersten bewirkt. Das war eine sehr einfache Evolution. Aber da durch das Einschieben die bisherigen Zwischenräume zwischen den Rotten ausgefüllt waren, mußten die Rotten durch Abstandnehmen nach den Flanken zu neue Zwischenräume herstellen. Das war etwas umständlicher. Indessen war natürlich nicht die ganze Linie eingedoppelt worden, das würde zu einer überflüssigen Verdoppelung der Linienlänge und zu einer gefährlichen Verringerung der Tiefe im Zentrum geführt haben, sondern nur die Abteilungen der äußersten Flügel. Zu der Überflügelung der Feinde, die mit der Evolution beabsichtigt war, genügten weniger als hundert neue Rotten. Die beiden äußersten Flügel hatten also höchstens je hundertundfünfzig Fuß oder sechzig Schritt nach links und rechts Abstand zu nehmen. Das ließ sich, wenn die Leute nicht den Kopf verloren hatten, innerhalb einer Minute ausführen. Die Folge der Überflügelung war die Bedrohung der feindlichen Flanken, denn die überschießenden Rotten konnten nun bei dem bevorstehenden abermaligen Zusammenstoße in eine Hakenstellung vorschwenken und die Feinde von der Seite anfallen. Diese unvermutete Bedrohung verfehlte denn nun auch ihre Wirkung nicht.

'Dadurch lähmte er die Athener und bewirkte, daß er nunmehr leichteres Spiel mit ihnen hatte.'

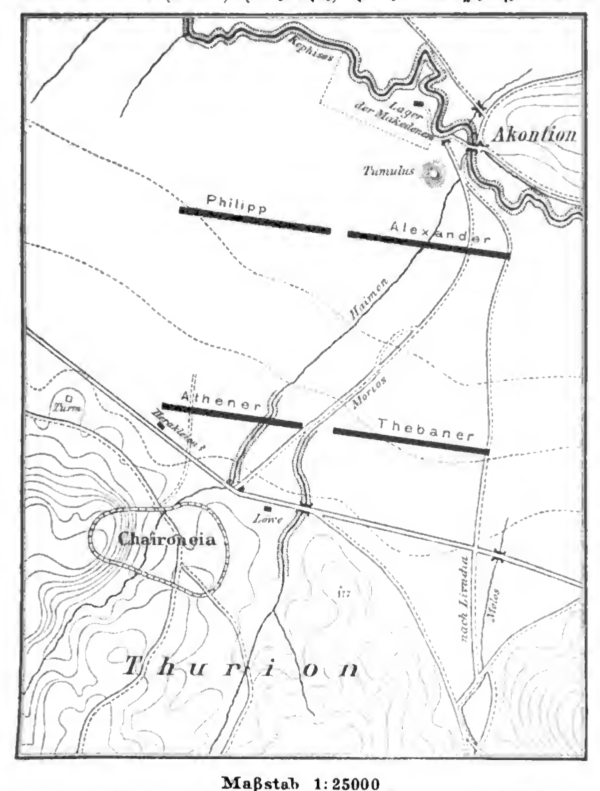
Παραλύειν heißt: die Kraft jemandes lähmen, sowohl die körperliche, wie die geistige.[1]) Hier kann beides gemeint sein. Durch die Bedrohung der Flanken der Athener lähmte Philipp nicht nur die Kraft ihres Vorstoßes, da ihre Flügel gezwungen waren, sich gegen die Flanke zu wenden, sondern auch ihren Mut, da sie durch die unerwartete Gefahr verblüfft waren.

---

[1]) Pol. XX 10, 9; XXXVI 7, 3 (Hultsch).

'Er sprach nun seinen Leuten Mut ein, ließ Front gegen den Feind machen, warf sich mit frischem Mute auf ihn und siegte nach rühmlichem Kampfe.'

Über den Verlauf des Kampfes auf dem makedonischen linken Flügel lautet der Bericht Diodors (XVI 86): (Ἀλέξανδρος) πρῶτος τὸ συνεχὲς τῆς τῶν πολε-



Plan der Schlacht von Chaironeia
(Mit Benutzung von Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland, Karte 4)

μίων τάξεως ἔρρηξε ... τὸ δὲ αὐτὸ καὶ τῶν παραστατῶν αὐτῷ ποιησάντων τὸ συνεχὲς ἀεὶ τῆς τάξεως παρερρήγνυτο. Kr. findet (S. 167 Anm. 3), daß 'dies eine so anschauliche Schilderung der Wirkung des gelungenen Offensivstoßes und des Aufrollens der feindlichen Schlachtreihe ist, daß man damit sehr zufrieden sein kann'. Wer das anschaulich findet und auch noch sehr zufrieden damit ist, stellt an eine Schlachtschilderung sehr bescheidene Anforderungen. Man vergleiche einmal den Bericht des Thukydides (V 67 f.) über die ähnlich verlaufende erste Schlacht der Athener gegen die Syrakuser. Hier wird durch die Tiefen der Schlachtordnungen, die Reihenfolge der einzelnen Kontingente, das Eingreifen der Reiterei, die Unterschiede im inneren und äußeren Zustande der Kämpfenden der Ausgang des Kampfes wirklich anschaulich und befriedigend erklärt. Bei Diodor erfahren wir von alledem nichts. Kr. übersetzt *παρερρήγνυτο* mit 'die ganze Schlachtreihe wurde vom Flügel her aufgerollt'. Von einem 'Aufrollen' ist aber hier gar nicht die Rede. Unter Aufrollen versteht man die Wirkung eines auf die Flanke des Gegners geführten Stoßes, durch den die Flügelabteilung desselben auf die Nebenabteilung, diese auf die nächste geworfen und schließlich die ganze Linie in der Richtung der Flanke über den Haufen geschoben wird. Ein Flankenstoß liegt nun hier nicht vor. Es wird einfach gesagt: 'Alexander durchbrach die Linie der Feinde', also von vorn, also warf er auch die Gegner rückwärts, nicht seitwärts nach der Flanke. Daß etwa seine Linie schräg gestanden und deshalb auch sein Stoß schräg seitwärts gewirkt habe, steht ebenfalls nirgends geschrieben. Kr. scheint das Aufrollen auch nur in seine Darstellung hinein getragen zu haben, um die von ihm als einzig möglich bezeichnete Rückzugslinie, die am Löwendenkmal vorübergeführt haben soll (S. 167), überhaupt erst wahrscheinlich zu machen. Denn die würde nach Kr.s Ansetzung der Schlachtordnung 2 km vom äußersten Flügel der Thebaner entfernt am entgegengesetzten Ende der griechischen Linie gelegen haben und deshalb von den Thebanern schwer zu erreichen gewesen sein, wenn sie nicht aufgerollt, d. h. quer auf ihn zugetrieben, sondern in gerader Richtung rückwärts, d. h. das Tal entlang geworfen worden wären.

Weit natürlicher und einfacher erscheinen die Verhältnisse, wenn man annimmt, daß die Schlachtordnung der Griechen die Front nach Norden und das Lager sowie die den sichersten Rückzug gewährleistenden Bergpässe im Rücken hatte. Ihre Linie würde sich etwa von dem Punkte, wo Kr. das Herakleion vermutet, bis zum Molosbache erstreckt haben. Ihr rechter Flügel mag etwas weiter als der linke, etwa einen halben km von der Straße nach Livadia in die Ebene vorgeschoben gewesen sein. Die Makedonen würden dann in einer Entfernung von 1 km gerade gegenüber am Kephisos ebenfalls vor ihrem Lager aufmarschiert sein, und beim Vorrücken würde jedes Heer etwa einen halben km bis zum Zusammenstoß zurückgelegt haben. Diese Entfernungen entsprechen dem damaligen Kriegsbrauche.

(Fortsetzung folgt)

DICHTUNG UND BILDENDE KUNST DES DEUTSCHEN MITTELALTERS IN IHREN WECHSELBEZIEHUNGEN

Vortrag, gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der XLVII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Halle a. S. am 8. Oktober 1903[1])

Von Friedrich Panzer

Gerade hundert Jahre sind verstrichen seit dem Erscheinen von Tiecks schwäbischen Minneliedern, einem Werke, das recht eigentlich jene Epoche eröffnete, in der künstlerische Begeisterung für das deutsche Mittelalter allmählich zu wissenschaftlicher Erforschung sich kühlte und verdichtete. Ein fröhliches Wachstum ist der hier erst geborenen Wissenschaft der germanischen Philologie in dem abgelaufenen Jahrhundert beschieden gewesen. Nach innen sich ausbauend hat sie in fleißiger Arbeit ein weitschichtiges Material erst ans Licht gezogen und dann mit immer mehr verfeinerten Methoden vielseitig bearbeitet. Im Geiste ihres ersten und glänzendsten Vertreters ist ihr auch eine gewisse Universalität glücklich erhalten geblieben, die in der Behandlung der Sprache und Literatur sich nicht erschöpfen mochte. Mythologie und Volkskunde wurden von ihr stets als ihre rechtmäßige Domäne in Anspruch genommen; ja sie ist zu Zeiten reich genug gewesen an verwandte Wissenschaften manches abzugeben, wie denn etwa die Begründung der vergleichenden Sprachwissenschaft sich unter ihrer lebhaftesten Beteiligung vollzogen hat.

Eines aber ist ihr verloren gegangen seit den Tagen ihrer träumenden Jugend, das mit den literarischen Bestrebungen der Wackenroder, Tieck, Schlegel, Boisserée so nahe verbunden gewesen: das innige Verhältnis zur bildenden Kunst.

Wir Germanisten müssen zugestehen, daß die klassische Philologie uns hier dauernd überlegen geblieben ist, da sie die Bearbeitung auch der monu-

---

[1]) Beim mündlichen Vortrag hatte wegen der Kürze der zugemessenen Zeit manches unterdrückt werden müssen, so namentlich der ganze Abschnitt über die stofflichen Beziehungen von Dichtung und Kunst. Abgesehen von der Beifügung der Anmerkungen habe ich übrigens an den Ausführungen nichts geändert, ihnen auch ihres zum Teil programmatischen Charakters wegen die Form des Vortrages absichtlich gewahrt. In Bezug auf die Anmerkungen ist es vielleicht nicht überflüssig zu betonen, daß dieselben durchaus kein Wegweiser durch die einschlägige philologische oder kunst- und kulturgeschichtliche Literatur sein, sondern lediglich zu einzelnen Behauptungen des Textes Nachweise und Belege geben sollen. Ich hoffe dem Kundigen trotzdem die Überzeugung zu wecken, daß diese Darstellung nicht bloß über den Wassern schwebt, sondern aus einer ernsthaften Beschäftigung mit der Überlieferung beider Gebiete und den gelehrten Versuchen ihrer Deutung hervorgegangen ist.

mentalen Denkmäler sich nie ganz hat abnehmen lassen. Unter uns war es eigentlich nur die skandinavische Philologie, die stets innige Beziehungen wenigstens zur Archäologie unterhielt. Ist nun auch nicht zu verkennen, daß diesen beiden Wissenschaften innere Gründe für die Aufrechterhaltung einer solchen Vereinigung mit bestimmend gewesen sind, so geht die völlige Unbekümmertheit der deutsch-mittelalterlichen Philologie um die Denkmäler der bildenden Kunst doch etwas gar zu weit. Allzu wenige unter uns haben sich für die Förderung ihrer Erkenntnis bemüht. Bei von der Hagen klangen wohl die Anregungen der Romantik noch nach, Wilhelm Wackernagel hat in seiner ebenso gründlichen als feinsinnigen Art manche einschlägigen Arbeiten veröffentlicht, seitdem aber ist's fast völlig stille unter uns geworden.[1] Die lebhafte Erforschung mittelalterlicher Kunst, die in letzter Zeit so verheißungsvoll eingesetzt hat, ist ohne wesentliche Beteiligung der Germanisten geblieben, ja die Kunstgeschichte darf sich rühmen, uns gegenüber hier fast überall die Gebende gewesen zu sein.

Es möchte vermessen scheinen bei solchem Stande der Dinge öffentlich aufzutreten, um eine schwer empfundene Lücke auszufüllen; besonders für denjenigen, dem eine lange genährte Neigung für den Gegenstand beinahe als einzige Legitimation dazu dienen kann. Ich würde es kaum wagen, schiene mir nicht der gegenwärtige Zeitpunkt besonders günstig, mit den Ergebnissen einer längeren stillen Beobachtung in die Öffentlichkeit zu treten, um vielleicht damit Anregung zu allgemeinerer vertiefter Arbeit in gleicher Richtung zu geben. Sehen wir doch ebenso jüngere Kunsthistoriker mit Eifer engeren Anschluß an unsere Wissenschaft suchen, als bei uns selbst endlich erhöhte Neigung ihnen zu begegnen. Die kulturgeschichtlichen Studien blühen auf; nachdem wir lange das Buch eines Kunsthistorikers fast täglich mit Dank und Nutzen aufgeschlagen, reicht uns Heyne jetzt in einer raschen Folge von Bänden die reife Frucht jahrzehntelangen Sammelns, und manches Verwandte schließt sich an. Mehrfach ist in letzter Zeit unter uns der Ruf nach eifrigerem Betrieb solcher Forschung erklungen; in lebhafter Beschäftigung mit den lange schmählich vernachlässigten Bildern der Manessischen Handschrift wird der gute Wille schon teilweise zur Tat. Es ist also vielleicht an der Zeit, einen systematischen Versuch nach dieser Seite vorzulegen. Er darf gewiß auf die Nachsicht der Kundigen rechnen, die man demjenigen nicht zu versagen pflegt, der sich mit ehrlichem Eifer über sein eigenstes Gebiet hinauswagt.

In der Tat können ja wohl Philologie und Kunstgeschichte sich für die Erforschung keiner Zeit weniger entbehren als gerade die des Mittelalters. Eine sehr lückenhafte monumentale Überlieferung bedarf hier dringend der

---

[1]) Genannt zu werden verdiente hier wohl auch Wilhelm Hertz, vgl. besonders seinen Aufsatz über die Rätsel der Königin von Saba in der Zeitschr. f. deutsches Altertum XXVII 1 ff. Ein einschlägiger Vortrag Burdachs 'Zum Nachleben antiker Dichtung und Kunst im Mittelalter' ist leider nicht im Druck erschienen; vgl. den kurzen Auszug in den 'Verhandlungen der XLIII. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Köln', Leipzig 1896, S. 136 f.

Ergänzung aus der gleichzeitigen Literatur. Sie bietet aber durch die zahlreichen Beschreibungen von Kunstwerken nicht nur willkommenes Material; die dabei fallenden Bemerkungen erleuchten auch aufs glücklichste das innere Wesen der damaligen Kunst, und sie verraten, was die Zeit an ihren Werken schätzte, was sie vom Künstler verlangte und von seinen Leistungen aufzunehmen fähig war. Aber auch der äußere Zusammenhang beider Überlieferungen ist kaum je ein so enger gewesen wie hier. War doch keine Zeit weniger geneigt, das Kunstwerk als solches reden zu lassen ohne Vermittlung eines Titulus, eines Spruchbandes oder begleitenden Textes. Das Wort meistert in dieser Zeit, wie man richtig gesagt hat,[1]) das Bild, gängelt die Kunst. Ein ausgedehnter, best überlieferter Teil der Malerei erscheint überhaupt nur als Illustration in fester Verbindung mit Texten.

Hier wird der Kunsthistoriker vielfach auf die Hilfe des Philologen angewiesen sein, um aus dem richtigen Verständnis des Wortes heraus zu einer richtigen Deutung der Bilder zu gelangen; um in der Feststellung der Mundart, der Entstehungszeit des Textes u. s. w. die unentbehrliche Ergänzung seiner Momente für Lokalisierung und zeitliche Festlegung zu gewinnen. Anderseits zieht der Philologe aus der Betrachtung dieser Illustrationen die größten Vorteile. Nicht nur den höheren, geschichtlichen, daß er aus der Tatsache der Illustrierung vielleicht am schlagendsten erkennt, welche Dichtungen geschätzt, für welches Publikum sie berechnet waren, wie sie verstanden wurden.[2]) Seine Tätigkeit wird auch in zahllosen Einzelheiten gefördert. Da Illustrationen frühzeitig ebenso wiederholt, später ebenso handwerksmäßig hergestellt und vertrieben wurden wie die Texte selbst, so erleichtert ihm ihre Betrachtung seine Pflicht, die Herkunft der einzelnen Handschriften zu bestimmen und Stammbäume aufzustellen. Kautzschs Untersuchungen über Diepold Lauber einerseits,[3]) v. Oechelhäusers und v. Amiras über die Illustrationen zum Wälschen Gast und dem Sachsenspiegel anderseits[4]) haben hier Beispiele fruchtbarer Untersuchungen gegeben, denen an zahlreichen analogen Fällen, z. B. dem Wigalois, Wilhelm von Orange, Wilhelm von Orlens, den verschiedenen Weltchroniken, Schachbüchern u. s. w. noch viel dankbares Material vorbehalten wäre. Daneben aber gewinnt der Philologe in den Bildern ein nicht genug zu schätzendes Anschauungsmaterial für die lebendige Auffassung nicht nur, son-

---

[1]) J. v. Schlosser, Quellenbuch zur Kunstgesch. des abendländ. Mittelalters, Wien 1896, S. XII.

[2]) Vgl. über diesen inneren Zusammenhang von Text und Illustration die treffenden Bemerkungen Roethes in seiner gehaltreichen Besprechung von Könneckes Bilderatlas im Anz. f. deutsches Altertum XXVI 5 f.

[3]) Zentralblatt für das Bibliothekswesen XII 1 ff., 57 ff.

[4]) A. v. Oechelhäuser, Der Bilderkreis zum Wälschen Gaste des Thomasin von Zerclaere. Heidelberg 1890. — K. v. Amira, Die Genealogie der Bilderhandschriften des Sachsenspiegels. Münchener Sitzungsberichte Philos.-hist. Kl. XXII 1903. — Auf gleicher Linie liegen natürlich und wären auch dem Philologen als Vorbilder zu empfehlen kunstgeschichtliche Untersuchungen wie die von Stettiner über die Prudentiushandschriften, von Goldschmidt, Vöge, Haseloff u. a. über bestimmte Gruppen von Psalterien und Evangeliarien u. s. w.

dern auch die richtige Deutung seiner oft so schwierigen Texte, wofür leicht bedeutende Beispiele zu geben wären.

Verlangt nun schon das Nebeneinander von Kunst und Dichtung eingehende Berücksichtigung, wie vielmehr erst die zahlreichen inneren Zusammenhänge! Ist die Literatur doch keine isolierte Erscheinung im geistigen Leben eines Volkes. So gut wie Wissenschaft, Recht, Politik, Religion, Wirtschaft u. s. w. kann sie nur als eine Äußerung seiner augenblicklichen geistigen und kulturellen Verfassung gelten, die auch das Genie in Form und Inhalt seiner Erzeugnisse zum größeren Teile bedingen; denn ihm hat die Gottheit nur rein und klar zu gestalten gegeben, was alle von außen wogend umdrängt, von innen dumpf erfüllt. Gewiß aber kann zwischen keiner dieser verschiedenen Äußerungsformen des Zeitgeistes die Verbindung inniger sein als zwischen Dichtung und Kunst. Denn nicht nur liegen ihre Wurzeln in dem gleichen Boden, es tränkt sie die gleiche Wolke, derselbe Frühling schmückt sie mit Blüten, im gleichen Sturme sinken ihre welken Blätter. Wie die Künstler auf beiden Gebieten dieselbe Materie bilden, so berühren sie auch in ihrer Formensprache sich aufs nächste. Nach diesen beiden Seiten, der stofflichen und der formalen, wären also die Zusammenhänge zwischen Dichtung und Kunst zu betrachten.

Wir wenden zunächst dem ersten Gesichtspunkte unsere Aufmerksamkeit zu.

Die mittelalterliche Kunst trägt zum weitaus überwiegenden Teile kirchlichen Charakter, vorzüglich in dem früheren Abschnitt unserer Epoche. Von der gleichzeitigen Literatur gilt ja dasselbe, nur daß hier das profane Element früher und stärker einsetzt. Es ist klar, daß bei dieser religiösen Dichtung die vollkommene stoffliche Parallele zur bildenden Kunst am unmittelbarsten in Erscheinung treten muß. Beide schöpfen hier ja im eigentlichen Sinne aus den gleichen Quellen; Bibel, Liturgie, was wir Katechismus nennen und Legende liefern hauptsächlich den Stoff, der nun hier und dort in ganz gleicher Weise verarbeitet wird. Man will den Laien belehren, der die heiligen Schriften nicht selbst zu lesen vermag. Er soll im Bilde, das er deuten, in deutscher Dichtung, die er verstehen kann, einen Abriß der gesamten Heilsgeschichte erhalten. 'Summa theologiae' hat man eines dieser Gedichte genannt und könnte mehrere so nennen; in allen Kirchen aber schaut gleicherweise eine Summa theologiae von den Portalen, Fenstern und Wänden auf die Gemeinde herab. Scherer, Kelle, Schönbach u. a. haben Namhaftes geleistet für die richtige Erkenntnis und Würdigung unserer mittelalterlichen religiösen Dichtung, indem sie ihre Beziehungen zu der gelehrten theologischen Literatur verfolgten; es könnte der Forschung hier an manchen Punkten neues Leben zugeführt werden, wenn diese Dichtung allenthalben in Parallele gesetzt würde zur gleichzeitigen Kunst. Denn die Reflexe jener gelehrten Literatur sind beiderseits die gleichen. Die typologische Behandlung des alten Testaments bedingt vielfach die Auswahl der dargestellten Szenen, die symbolisch-allegorische Deutung der Bibel wie der gesamten Natur spielt eine beherrschende Rolle, nach geheimnisvoller Zahlenmystik stellt man beiderseits geistliche Dinge zusammen, an alle ein-

zelnen Teile der Liturgie, Paternoster, Beichte, Glaubensbekenntnis heften sich Poesie wie bildende Kunst. Der weltabgewandte, von der Eitelkeit dieses Lebens angstvoll aufs Jenseits gerichtete Geist des XI. Jahrh. ruft unermüdlich den Lebenden sein schreckensvolles Memento mori zu in der Dichtung wie von der Kirchenwand herab in häufigen, von einem gewaltigen Pathos getragenen Darstellungen des jüngsten Gerichts. Mit dem XII. Jahrh. kommt da und dort der freundlichere Zug in die kirchliche Kunst, der lieber als bei den Schrecken des Alten Testaments und seinem zürnenden, rächenden Gott bei dem liebenden Vater des Neuen verweilt, beim menschgewordenen Gottessohn und seinem holden Erlösungswunder, am liebsten aber der lieblichen, reinen Jungfrau sich zuwendet, die den Heiland geboren. Sie zu feiern, ihr Kränze zu winden aus den schönsten Blumen, wie die Zeit sie zu treiben vermag, entbrennen Dichtung und Kunst im Wetteifer. Unermüdlich stellen beide hier noch die Symbole zusammen, die theologische Gelehrsamkeit im Alten Testament für sie gefunden. Wie eine Illustration zu Walthers Leich oder Konrads Goldener Schmiede erscheint so manche Skulptur, so manches Bild bis herab auf eine bekannte Tafel der Schongauerschen Passion und noch spätere Teppiche, wo die Jungfrau, das Einhorn empfangend inmitten ihrer Symbole, des Felles Gedeons, des Turmes Davids, der Pforte Ezechiels u. s. w. im sogenannten *hortus conclusus* dargestellt ist.

Mit dem XIV. Jahrh. stellt sich ein stark lyrisches Element ein in der mystischen Literatur und Dichtung ebenso wie in der bildenden Kunst.[1]) Es äußert sich in tiefangelegten Naturen in einem leidenschaftlich sehnsüchtigen Suchen nach einer unmittelbaren Vereinigung, einer persönlichen Durchdringung mit dem lebendigen Gott, bei der Menge aber in jenem menschlich natürlichen, herzlichen, vielfach selbst gutmütig humoristischen Verhältnis zu Gott und seinen Heiligen, das uns in der volkstümlichen Kunst und Dichtung des ausgehenden Mittelalters, z. B. noch eines Hans Sachs, so liebenswürdig anmutend entgegentritt.[2])

Besonders enge aber haben sich auf diesem Gebiete bekanntlich die Beziehungen zwischen kirchlichem Schauspiel und kirchlicher Plastik gestaltet. Von französischen und deutschen Forschern wie Didron und Mone früh erkannt, sind sie von Springer energischer verfolgt, von K. Meyer und besonders P. Weber in einem trefflichen Buche eingehend dargestellt, seither noch vielfach diskutiert worden. Sind die Beziehungen vielleicht auch öfter, als von den genannten Forschern angenommen wurde, nur indirekte, indem eben in Schauspiel und

---

[1]) Die vielfach sehr engen äußeren Wechselbeziehungen zwischen Mystik und Kunst hat Peltzer dargestellt (Studien zur deutschen Kunstgesch. XXI, Straßburg 1900).

[2]) Man lese etwa, um ein bestimmtes Beispiel von einem Orte zu geben, gewisse hier noch einschlägige legendarische Erzählungen von Hans Sachs und trete dann vor die Figuren des Tympanons von S. Lorenz in Nürnberg. Man wird beide auf den gleichen liebenswürdig innigen, gemütlichen, leise humoristischen Ton gestimmt finden, der nur der fortgeschrittenen Zeit entsprechend hier, bei Hans Sachs, schon lauter und derber, dort noch feiner, gedämpfter, gehaltener erklingt.

Plastik nur identische Äußerungen derselben Auffassung, parallele Ausflüsse einer gemeinsamen Quelle vorliegen, so haben doch zweifelsohne auch direkte Beziehungen zwischen den beiden, lebhaft hin und her flutend, bestanden.

Langsam drängt sich aber nun auch profaner Inhalt in die Dichtung und Kunst. Es ist interessant, die vollkommene Identität seiner Anfänge da und dort zu verfolgen. Der furchtbare Ernst des Zeitalters Gregors VII. verliert allmählich den Bann über die Geister, der *contemptus mundi* weicht, man wagt wieder auf und um sich zu sehen, stellt sich fest auf den gegebenen Boden und freut sich an Leben und Welt. Es bildet sich ein Laienstand mit lebhaften geistigen Interessen, die innerhalb eines exklusiv kirchlichen Kreises keine Befriedigung mehr finden. Stürmisch verlangen sie nach ihrem Ausdruck auch in Dichtung und Kunst. Hier und dort sind es doch die Geistlichen selbst, die diesem Verlangen zunächst entgegen kommen, weil sie in Kenntnissen und technischem Vermögen vorläufig allein die Mittel seiner Befriedigung in Händen haben. Es ist bezeichnend, daß anfangs nur Stoffe gewählt werden, die einen geistlichen Hintergrund besitzen oder doch eine geistliche Deutung zulassen. Bis ins einzelne geht hier die Übereinstimmung zwischen beiden Gebieten.

Mit Bearbeitungen der Alexandersage und des Rolandsliedes durch die Pfaffen Lamprecht und Konrad beginnt das deutsche weltliche Epos in der ersten Hälfte des XII. Jahrh.; Darstellungen aus der Alexander- und Rolandsage erscheinen unter den ersten Skulpturen profanen Inhalts an und in den Kirchen Frankreichs, Italiens und Deutschlands. In den Gestalten dieser Sage konnte man den Gottesstreiter darstellen; die Greifenfahrt Alexanders aber, wie wir sie etwa in Basel, Freiburg, Remagen und sonst finden, ward als historischer Beleg für die geistliche Wahrheit in Anspruch genommen, daß niemand gegen Gottes Willen ins Himmelreich gelangen könne, als Illustration gleichsam zum 14. Kapitel des Jesaia.[1])

Auch sonst ist antike Überlieferung auf beiden Gebieten allenthalben lebendig. Nicht bloß, daß vereinzelte antike Fabelgestalten — Kentauren, Sirenen u. dgl. — von beiden übernommen werden, auch zusammenhängende antike Mythen finden vielfache Behandlung. Die lehrreichen Sammlungen von Bartsch über das literarische Fortleben Ovids im Mittelalter[2]) erhalten ihre notwendige Ergänzung und werden wahrhaft lebendig erst dann, wenn man das Fortleben der gleichen Überlieferungen in der bildenden Kunst betrachtet, wie es etwa K. Meyer in einem bekannten Aufsatze zusammengestellt hat.[3]) Auch hier ergeben sich in Auswahl und Behandlung der Stoffe genaue Übereinstimmungen bis ins einzelne hinein. Zeigt sich z. B. in der Poesie eine besondere Beliebtheit der Erzählung von Pyramus und Thisbe — ist sie doch (wie sehr oft in Frankreich und England) so in Deutschland auch außerhalb der

[1]) Vgl. darüber besonders A. L. Meißner in Herrigs Archiv LXVIII 185 ff.

[2]) Albrecht von Halberstadt und Ovid im Mittelalter, Quedlinburg und Leipzig 1861, S. I—CXXVII.

[3]) Repert. f. Kunstgesch. XV 75 ff. XVI 261 ff.

Verwandlungen Albrechts von Halberstadt mehrfach bearbeitet worden, und zahlreiche Dichter, Hartmann, Gottfried, Heinrich von Türlin, Konrad Fleck, Konrad von Würzburg, der Tannhäuser, Frauenlob u. s. w., gedenken ihrer —, so gilt ein Gleiches von der bildenden Kunst, die sich des Gegenstandes früh bemächtigt hat; schon auf einem Kapitäl im Münster zu Basel finden wir die Sage dargestellt, hier natürlich mit geistlicher Absicht und derselben symbolischen Deutung des Vorganges auf den Opfertod Christi, die in der Literatur z. B. die Gesta Romanorum vertreten. Auch sonst sucht man gerne wenigstens noch eine geistliche Parallele zu dem weltlich fröhlichen Stoff, stellt Aristoteles, wie er von Phyllis geritten wird, und Virgil im Korbe neben Adam und Eva, Samson und Delila als historische Belege zu der alten auch im theologischen Stoffe bewährten Wahrheit des Cherchez la femme. Dieselben Zusammenstellungen bietet die gleichzeitige Dichtung häufig genug und hat die Stoffe auch selbständig behandelt. Aristoteles und Phyllis ist eines der reizendsten und zierlichsten Gedichte gewidmet, die höfische Erzählungskunst in Deutschland hervorgebracht hat. Daß aber auch Virgils berüchtigtes Liebesabenteuer hier neben Enenkels bekanntem Bericht selbständige literarische Bearbeitung gefunden hatte, wird doch wohl durch die Manessische Handschrift bezeugt. Denn zu einer solchen muß das Bild als Illustration gehört haben, das sie als Porträt des Dichters Kristan von Hamle ausgibt.[1])

Antike Kette mit einem starken geistlichen, aber auch nationalen Einschlag verbinden sich in den zahlreichen Darstellungen von Tierfabel und Tiersage in Dichtung und bildender Kunst. Auch hier hat die philologische Forschung der monumentalen Überlieferung ihres Stoffes noch weniger Aufmerksamkeit geschenkt als sie verdiente. Weiter bekannt geworden und gründlicher behandelt sind eigentlich nur das im XVII. Jahrh. abgemeißelte Begräbnis des Fuchses im Straßburger Münster und die Darstellungen in Basel und Freiburg; die übrigen sehr zahlreichen Verkörperungen des gleichen Stoffes, wie sie die mittelalterliche Kunst Deutschlands, Frankreichs, Englands und sehr reich auch Italiens in den Skulpturen der Portale, Kapitäle und Friese, auf Pavimenten und teilweise auch in Miniaturen und Stickereien bietet, haben kaum noch eine vollständige Zusammenstellung, geschweige denn eine philologisch-kritische Behandlung erfahren. Freilich ist es auch schwer sich von dieser monumentalen Überlieferung anders als durch Autopsie eine genaue Anschauung zu verschaffen; denn die kunstgeschichtlichen Werke kommen hier den Bedürfnissen des Philologen auch zu wenig entgegen. Oft an nebensächlichen, versteckten Punkten der Kirchen angebracht, zumeist ohne hervorragendes formales Interesse, finden diese Szenen selten eine Abbildung, und auch die ge-

[1]) Tafel 31 der Publikation von F. X Kraus — R. M Meyer (Zeitschr. f. deutsches Altert. XLIV 211 f.) möchte in dem Bilde eine Szene aus dem Wolfdietrich oder Ulrich von Lichtenstein erkennen. Aber die Darstellung paßt zur Schilderung keines der beiden Gedichte, während sie mit den bildlichen Darstellungen des Abenteuers Virgils genau übereinstimmt. Man vergleiche nur etwa einmal in München die Miniaturen im Cgm. 5, Bl. 203ᵃ und Cgm. 250, Bl. 257ᵃ.

gebenen Beschreibungen sind meist so allgemein und flüchtig, daß sich philologisch nichts damit anfangen läßt.

Die Häufigkeit solcher Darstellungen in den Kirchen gibt uns eine willkommene Bestätigung für die auch aus der Literatur erhellende Tatsache, daß dieser Stoff von Anfang an sich größter Beliebtheit und eifriger Pflege gerade unter dem Klerus erfreute. Dagegen herrscht abermals auf beiden Gebieten die ausgesprochenste Abneigung der Geistlichkeit gegen die nationale Heldensage; es ist, als ob man sie noch von einem Hauche heidnischen Geistes durchwittert empfunden hätte. Wie keine literarische Beschäftigung eines Geistlichen mit einem '*Attila et Amelungus et alia id genus portenta*' geduldet wird, so gönnt man diesem Stoffkreise auch keine Darstellung in geistlicher Kunst.

Es ist ja freilich bekannt, daß man in diesem Punkte längere Zeit anderer Ansicht gewesen ist, in den Pfeilerskulpturen der Krypta in Freising die Sigfridssage, am Portal von S. Jakob in Regensburg Odin, Hyndla, den Mondwolf und sonst die ganze Edda — in der romanischen Skulptur Deutschlands! — wiedergefunden hat; der verdiente Jesuit Martin, der bayrische Mythologe Panzer, Quitzmann u. a. haben da manchen Unfug getrieben. Seit Springer ist energischer mit diesen Dingen aufgeräumt. Der wirklich nationale Einschlag ist im Stoffe dieser ganzen Kunst äußerst gering; selbst F. X. Kraus[1]) geht wohl noch zu weit in dem, was man hier zugeben kann. Eine Darstellung aus deutscher Mythologie, die noch als solche empfunden wäre, findet sich in kirchlicher Kunst überhaupt nicht, eine Darstellung aus der nationalen Sage kaum. Ob in den bekannten Reliefs von S. Zeno Maggiore in Verona wirklich Dietrich von Bern dargestellt ist, scheint noch zweifelhaft genug; auf jeden Fall geht aus den Beischriften zur Genüge hervor, daß das teuflische Ende des verblendeten Königs eben als abschreckendes Beispiel zitiert ist. Im übrigen findet sich, soweit ich sehen kann, nirgends in Deutschland oder Italien eine Darstellung aus germanischer Heldensage in oder an einer Kirche. Denn der einzige Fall, für den es bis heute behauptet wird — die angebliche Darstellung aus dem Kreise der Wolf-Dietrichsage in Basel —, beruht auch wieder nur auf falscher Deutung. Weit entfernt, eine Szene aus unserer Heldensage darstellen zu wollen, gehört dies Relief vielmehr, wie ich an anderem Orte darlegen will, in den Kreis der häufigen Illustrationen zu Vers 22 des 21. Psalms: *Salva me ex ore leonis.*

Im ganzen sind selbst in der reichen Profankunst des späteren Mittelalters Darstellungen aus der Heldensage vergleichsweise selten. Denn diese weltliche Kunst ist eben doch wie die gleichzeitige Dichtung eine ausgesprochen höfische, der andere Stoffe näher liegen. Ihre Erzeugnisse gehen auch hier der Entwicklung der Dichtung treulich zur Seite. Freilich können wir das genauer nur in der Miniaturmalerei verfolgen, wo die höfischen Gedichte sofort nach ihrem Entstehen illustriert werden, wie die Berliner Eneid oder die zu erschließende Urhandschrift der Illustration zum Wälschen Gast beweist. In der monumentalen Malerei fehlen zumeist die älteren Denkmäler; aber ein Werk

[1]) Geschichte der christlichen Kunst II 410 f.

wie die Schmalkaldener Iweinfresken ist doch ein lebendiger Zeuge, daß auch sie nicht zurückgeblieben war und nur die Ungunst der Zeiten uns den einstigen Reichtum vernichtet hat; die malerische Ausschmückung der Innenräume mit profanen Fresken, von der die Gedichte soviel zu erzählen wissen, muß damals schon in ausgedehnterem Maße auch in der Wirklichkeit stattgefunden haben.

Eine blühende höfische Kunst dauert sodann noch durch das ganze XIV. und XV. Jahrh.; sie hat uns in Fresken und Miniaturen, in gestickten und gewirkten Leinen und Teppichen und zahllosen Werken der Kleinkunst wie Kästchen, Truhen, Kämmen, Spiegelkapseln u. dgl. eine Fülle von Denkmälern hinterlassen, die durchaus in engster Beziehung zur gleichzeitigen höfischen Dichtung stehen. Ihr dienen sie entweder direkt zur Illustration oder entnehmen aus ihr einzelne Szenen oder Motive oder auch die Unterschriften, wie z. B. die Konstanzer Fresken aus Frauenlob.[1]) Von Seite der Philologie ist hier noch äußerst wenig getan. Die Germanistik hat sich seit von der Hagen sehr wenig darum gekümmert, auch unter den Romanisten hat die Anregung von v. Antoniewicz[2]), soviel ich weiß, wenig Folge gehabt. Aber auch der Kunstgeschichte bleibt hier mit Publikation der Denkmäler noch sehr viel zu tun übrig; gerade hier könnte einer gemeinsamen Arbeit beider Disziplinen der schönste Erfolg nicht fehlen.

Dieser flüchtige Überblick über die äußeren stofflichen Beziehungen zwischen Dichtung und bildender Kunst des deutschen Mittelalters muß wohl die Überzeugung begründet haben, daß hier in der Tat vielfältige und enge Verbindungen bestehen, die nicht ohne Schaden für beide Wissenschaften von der Philologie oder Kunstgeschichte übersehen werden können. Noch wichtiger aber scheint es mir, auf den tiefen inneren Zusammenhang nachdrücklich hinzuweisen, der in dieser Periode, wie wohl überall sonst, zwischen Poesie und Kunst waltet und sich in einer vollkommen genauen, bis in alle Einzelheiten reichenden Analogie der beiderseitigen Formensprache äußert.

Daß die Kunst des Mittelalters einen ganz eigentümlichen, von unserer Auffassungs- und Darstellungsweise merkwürdig abweichenden Charakter besitzt, weiß jedermann. Es ist eine täglich zu machende Erfahrung, daß ihre Erzeugnisse, einem unbefangenen Laien vorgelegt, eben darum in vielen Fällen einen unwiderstehlich komischen Eindruck machen. Man hat allmählich einsehen gelernt, daß diese auffallende Beschaffenheit der mittelalterlichen Kunst nicht einfach aus dem technischen Unvermögen der Zeit hergeleitet werden könne, womit bequeme Oberflächlichkeit sie gerne erklären mochte. Dagegen spricht schon die Tatsache, daß nicht selten schwierige Probleme eine vollkommen richtige Lösung finden, während daneben das Einfachste in einer nach unseren Begriffen durchaus unzureichenden Weise dargestellt wird. Die neuere Kunstgeschichte hat sich denn auch — ich nenne besonders Lamprecht

---

[1]) Mitteilungen der antiq Gesellsch. in Zürich XV 229.

[2]) Ikonographisches zu Chrestien de Troyes. Roman. Forschungen V 241 ff.

und Kautzsch[1]) — bemüht, den Geist zu erfassen, aus dem diese Eigentümlichkeiten geboren sind.

Es ist meine feste Überzeugung, daß die Verhältnisse in Bezug auf unsere mittelalterliche Dichtung keineswegs viel anders liegen, obwohl unsere Wissenschaft dies nicht immer hat anerkennen mögen. Auch die Poesie zeigt an vielen Punkten merkwürdige, unserer gegenwärtigen Auffassung oft höchst anstößige Besonderheiten. Die philologische Kritik hat sich ihnen gegenüber selten tolerant bewiesen. Wo sie, wie z. B. in unseren sogenannten Volksepen, gehäufter auftreten, ist man eifrig bemüht gewesen sie für das Ergebnis später, verschlechternder Zutaten, Umarbeitungen und sonstiger Entstellungen zu erklären, weil man sich nicht denken mochte, daß das vermeintliche Original Eigenschaften gehabt haben sollte, die mit den heutigen Anforderungen an ein Kunstwerk in so vielfachem Widerspruche stünden. Ich habe mich in einem an anderer Stelle gehaltenen Vortrage[2]) und sonst wohl bemüht diese Auffassung als ein Vorurteil zu erweisen und einer toleranten, d. h. geschichtlichen Behandlung und Deutung der dichterischen Überlieferung das Wort zu reden. Ich habe dort schon flüchtig auf die Analogie der bildenden Kunst hingewiesen; gestatten Sie mir hier nun, diesen Gesichtspunkt etwas näher durchzuführen.

Die auffälligste Erscheinung, die an den Werken der bildenden Kunst des Mittelalters dem flüchtigen Betrachter schon seltsam entgegentritt, ist die mangelnde Naturwahrheit in den menschlichen Figuren sowohl wie in den sie umgebenden Objekten. Da dieser Umstand sich, wie schon festgestellt, zum mindesten nicht allein aus mangelndem technischen Können erklären läßt, so kann die Lösung des Rätsels wohl nur ein Blick auf die gesamte Kultur und Geistesrichtung der Zeit an die Hand geben. Es ist klar, daß hier von keiner Seite mehr Aufklärung kommen kann als von einer Betrachtung der gleichzeitigen Dichtkunst. Sie zeigt in der Tat mutatis mutandis bis in alle Einzelheiten hinein die gleichen Erscheinungen.

In den menschlichen Figuren der Kunst vermissen wir die Wahrheit und Natürlichkeit der Umrisse ebenso wie jede Lebendigkeit der Bewegung; starr und steif stehen sie in feierlichem Ernste wenig anmutend vor uns. Auch die Gesichter bieten nichts, was uns fesselte; denn nicht nur zeigen sie sich völlig ausdruckslos, sondern vor allem auch ohne jeden individuellen Habitus. Wir mögen hundert Figuren an einer Kirche, tausende in einer reich illustrierten Handschrift aufmerksam betrachten und finden Kopf für Kopf dieselben Züge; kaum daß Geschlechter und Lebensalter in Antlitz und Haltung unterschieden werden. Am auffälligsten mag erscheinen, daß dieser starre Typismus auch dort nicht beseitigt ist, wo doch die Darstellung eines ganz bestimmten, benannten Individuums beabsichtigt ist. Eine wirkliche Porträtierung ist dieser Zeit so wenig geläufig, daß man die Fügung 'mittelalterliches Porträt' im all-

[1]) Lamprecht, vorzüglich in seiner deutschen Geschichte und sonst; Kautzsch, Einleitende Erörterungen zu einer Geschichte der deutschen Handschriftenillustration, Straßburg 1894, S. 5 ff.

[2]) Gedruckt unter dem Titel: Das altdeutsche Volksepos, Halle 1903.

gemeinen geradezu als eine contradictio in adjecto bezeichnen könnte. Das gilt großenteils selbst noch für die spätere Zeit einer höheren Entwicklung der mittelalterlichen Kunst. Nehmen Sie etwa den berühmten Codex Balduini und Sie finden kaum eine Spur individueller Gesichtsbildung, wo doch allenthalben die Darstellung ganz bestimmter, mit Namen genannter Personen gegeben werden sollte. Oder betrachten Sie die größte Porträtsammlung des deutschen Mittelalters[1]), unsere schon öfter genannte Manessische Handschrift. Sie will mit ihren Bildern ja ausgesprochenermaßen Porträts der Dichter geben, aber wir finden keine Spur einer individuellen Verschiedenheit der Gesichter. Ja wir können gerade hier einen überraschenden Blick hinter die Kulissen tun. Erst neuerdings haben R. M. Meyer[2]) und ergänzend Ehrismann[3]) den richtigen Weg zur Erklärung dieser Bilder gezeigt. Was tat der Maler, der diese Porträtsammlung zusammenstellte? Er nahm illustrierte Handschriften verschiedener deutscher Epen und mit Monatsbildern geschmückte Kalender und setzte aus ihnen treulich abgemalte Szenen vor die Lieder der einzelnen Dichter. Zu Porträts aber wurden sie im Handumdrehen durch das einfache Kunststück, daß der Schreiber den Namen darüber und der Maler das Wappen auf den Schild oder in die Ecke des Bildes setzte. Also gerade bis zum äußeren Abzeichen erstreckt sich die Individualisierung, die noch nicht einmal an das Äußere der dargestellten Persönlichkeit selbst, geschweige denn an deren Inneres sich heranwagt. Und man weiß, daß ein ähnliches Verfahren in großen Illustrationswerken des ausgehenden Mittelalters wie noch der beginnenden Neuzeit durchaus gewöhnlich ist. Durch unsere Zeitungen lief in den letzten Wochen eine Notiz, in der mit spöttischer Entrüstung mitgeteilt wurde, daß ein hannoversches Blatt binnen wenigen Monaten ein und dasselbe Bildnis einmal als das Porträt des serbischen Obersten Pawlowitsch, das andere Mal als Bildnis des Burenobersten Schiel gebracht habe. Noch im XV. und XVI. Jahrh. hat an solchem Verfahren niemand Anstoß genommen. Als Hartmann Schedels große illustrierte Weltchronik 1493 in Nürnberg veröffentlicht ward, da erschienen in ihr immer wieder die gleichen Porträtköpfe, und das eine Mal stand Hektor, das andere Mal Jonas, Zeno, Terenz oder Valentinian darunter, und derselbe Holzschnitt mußte die verschiedensten Städte, Trier und Metz, Marseille, Padua und Nicäa illustrieren. Die mehrfachen Auflagen des

---

[1]) C. Cornelius hat sie in seiner Geschichte des mittelalterlichen Porträts (Bildniskunst II. Mittelalter, Freiburg i. B. 1901) gar keiner Erwähnung gewürdigt. Den 'Hauch individuellen Lebens', den A. Lehmann (Das Bildnis bei den altdeutschen Meistern bis auf Dürer, Leipzig 1900, S. 28) in ihren Figuren finden will, vermag ich nicht zu empfinden. — Nicht unterlassen möchte ich, hier auf die interessanten Aufsätze von Kemmerich über die Entwicklung des literarischen Porträts in der Beilage zur Allgem. Zeitung vom September und Oktober 1903 (Nr. 214. 235. 244. 245) hinzuweisen, wo gerade auch über den Zusammenhang und die gleichmäßige Entwicklung von Dichtung und Kunst auf diesem Gebiete manches beigebracht ist; bekannt sind die einschlägigen Arbeiten von Kühne und Kleinpaul.

[2]) Zeitschr. f. deutsches Altertum XLIV 197 ff.

[3]) Zeitschr. f. deutsche Philologie XXXV 115 ff.

Werkes zeigen, daß dem Publikum ein derartiges Verfahren durchaus billig erschien. Das alles ist für uns äußerst auffallend, aber gerade die gleichzeitige Dichtung beweist, daß es aus dem Geiste der Zeit entsprungen ist. Sehen Sie von den Schöpfungen der ersten Talente um die Wende des XII. und XIII. Jahrh. ab, wie schlimm ist's doch auch hier allenthalben um die Individualisierung, um die Lebendigkeit und Natürlichkeit der geschilderten Gestalten bestellt. Auch hier allenthalben Steifheit statt lebhafter Bewegung, ein starrer Typismus statt individueller Abstufung. Eine persönliche Charakterzeichnung ist kaum häufiger und gelungener als Porträts in der bildenden Kunst, erst in langsamer, später noch zu betrachtender Entwicklung wird hier ein Fortschritt erreicht und wenigstens von den ersten Meistern betätigt.

In für uns auffallender Weise fehlt es auch auf beiden Gebieten an einer künstlerischen Wiedergabe der psychologischen Grundlage dargestellter Handlungen. Wo die Psyche überhaupt zum Ausdruck kommt, da geschieht es gerne durch äußere konventionelle Zeichen. Und zwar nicht durch das feine, veränderliche Spiel der Gesichtszüge, sondern durch eine sinnlich grobe, eigenartig ausgebildete, konventionelle Sprache der Glieder, die Zustimmung und Ablehnung beispielsweise durch bestimmte Gesten der Finger, Schmerz durch Unterstützen der Wange mit der Hand u. s. w. zum Ausdrucke bringt. Auch hier wieder beweist die Wiederkehr der Erscheinung in der gleichzeitigen Dichtung, daß sie im Geiste der Zeit selbst begründet sein muß. In der Tat erkennen wir gerade aus der Poesie, daß im Mittelalter jede geistige Regung viel sicherer und gröber als heutzutage einen ganz bestimmten körperlichen Reflex auslöste. Und zwar ist diese Gebärde keineswegs wechselnd und individuell, sondern durch Herkommen und Brauch genau bestimmt. Im Mittelalter freut sich und trauert, weint und lacht, sinnt und zürnt der einzelne nicht wie es ihm gerade beliebt, sondern er tut das alles mit einer für jede Gemütsregung ein für allemal feststehenden, überlieferten Gebärde. Der Heitergestimmte lacht und blickt in die Höhe, der Trauernde windet die Hände, schlägt die Brust, zerreißt das Gewand, rauft das Haar, '*underleinet daz kinne*', der Zornige setzt sich auf die Erde u. s. w. Es ist auch für den Philologen äußerst wichtig, diese uns teilweise völlig verlorene Gebärdensprache zu kennen, weil selbst die Dichtkunst geistige Regungen ihrer Persönlichkeiten vielfach, wie die Kunst, nur durch Schilderung der zugehörigen Gebärden bezeichnet, noch häufiger beides nebeneinander stellt. So sagt ja etwa, um nur ein ganz allgemein bekanntes Beispiel zu geben, Walther von der Vogelweide nicht einfach: 'Ich habe sorgend nachgedacht', sondern: *ich saz ûf einem steine und dahte bein mit beine, dar ûf sazt ich den ellenbogen* u. s. w., indem er zuerst ganz ausführlich die Gebärde schildert, um dann erst mit einem *dô dâhte ich mir vil ange* den geistigen Grund derselben anzugeben. Daß der Spruch nur recht gewürdigt werden kann, wenn man weiß, daß Walther sich hier in der konventionellen Gebärde des leidvoll Nachdenkenden darstellt — in der übrigens auch unsere Liederhandschriften ihn abbilden —, wird wohl allgemein zugegeben. Es ist aber klar, daß auch ein Vers wie der Walthers: *wie sîn wir versezzen*

zwischen vröuden nider an die jämerlichen stat[1]) (wie unglücklich sind wir zwischen Freuden niederzusitzen gekommen auf die jammervolle Stätte) nur richtig verstanden werden kann, wenn man weiß, daß der Leidbewegte nach mittelalterlicher Gebärdensprache sich niedersetzt. Der letzte z. B., der die Lieder Burkhards von Hohenfels in einer philologisch tüchtigen Abhandlung kritisch behandelte, hat des Dichters Bemerkung[2]), wen seine Geliebte ansehe, der müsse *ûfstân von den vröudenkranken* (aufstehen von den Traurigen) nicht verstanden,[3]) weil er diese Gebärde nicht kannte. Eine Sammlung wäre hier durchaus wünschenswert und lehrreich. Sie würde neben dem Übereinstimmenden auch manches Abweichende verzeichnen gegenüber dem Brauche der bildenden Kunst, deren Gebärdensprache wesentlich auf antiker Grundlage ruht ohne die gelegentlich wohl behauptete nationale Beimischung.[4])

Man weiß, daß die mittelalterliche Kunst auch abgesehen von der Gebärdensprache öfter zu ganz äußerlichen Mitteln greift, um abstrakte Beziehungen, z. B. ethischer oder sozialer Art, auszudrücken. So wird dem Bösen gerne ein möglichst häßliches, verzerrtes Gesicht gegeben, aber auch den Niedrigstehenden charakterisiert man wohl so, z. B. den Fuhrknecht im Codex Balduini, den Bauern in den Sachsenspiegelhandschriften und sonst. Sehr bekannt ist, daß der Dienende ganz gewöhnlich kleiner gezeichnet wird als der Herr. Abermals bestätigt die Dichtung, daß nicht bloß technisches Unvermögen diese Dinge erzeugt hat, die vielmehr wiederum zugleich von der lebendigen Auffassung der Zeit getragen werden. Denn auch die Dichtung nimmt die hohe, vornehme Gestalt, das schöne Antlitz, die funkelnden Augen, die weißen Hände ausschließlich für den Edlen in Anspruch, d. h. für denjenigen, der durch die Geburt und damit nach der Auffassung dieser Zeit zugleich auch körperlich, geistig und sittlich geadelt ist. Ich darf mich begnügen, hierfür auf ein bekanntes Eddalied, die sogenannte Rigsthula, zu verweisen. Ihre Geschichte und Charakteristik der einzelnen Stände, die sich nach der Darstellung dieses Gedichtes durch ihre Herkunft nicht mehr unterscheiden als durch körperliche Erscheinung und geistiges Streben, ist durchaus typisch für die Auffassung auch des deutschen Mittelalters, wofür zahlreiche Einzelbelege aus der Dichtung beizubringen wären.[5])

---

[1]) 13, 19 in Lachmanns Ausgabe.

[2]) MSH. I 203[b]: *Swen ie beruorte ir ougen swanc, was der vrô, der sol des danken: er muose sunder sînen danc ûfstân von den vröudenkranken.*

[3]) Sydow, Die Lieder Burkhards von Hohenfels, Berlin 1901, S. 27 f.

[4]) Es mag genügen, hier etwa auf Vöge, Eine deutsche Malerschule um die Wende des ersten Jahrtausends S. 285 ff., Haseloff, Eine thüringisch-sächsische Malerschule des XIII. Jahrh. S. 308 zu verweisen. Ausdrücklich aber sei bemerkt, daß das oben Gesagte für die Malerei des späteren Mittelalters nicht mehr gilt; sie verwendet nicht selten unzweifelhaft nationale Gebärden.

[5]) Ist es doch schließlich derselbe Geist, der in den Kleiderordnungen des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit noch eine letzte Zuflucht fand, indem er dort wenigstens im äußeren Aufzug eine Unterscheidung noch festzuhalten suchte, an deren Eingeborensein eine fortgeschrittene Zeit nicht mehr glauben mochte.

Es ist nur eine Umkehrung dieser Verhältnisse, wenn nach einer vorzüglich durch unser altes Epos bezeugten Auffassung die Ausübung der Kunst, soweit sie in Laienkreisen und hier nur durch Frauen geübt wird, ausschließlich der adligen Frau zusteht.[1]) Daß diese aristokratische Kunst auch den Bereich ihrer Darstellung nach unten sehr stark einschränkte, wird hierbei nur begreiflich erscheinen. Man kann dies vielleicht selbst von der kirchlichen Kunst des Mittelalters behaupten, der die Armen und Niedrigen dieser Welt, wie sie mit dem Evangelium und legendarischer Überlieferung unausweichlich gegeben waren, doch im wesentlichen nur als Folie dienten für die sittlichen Großtaten ihrer auch im Äußeren zu Fürsten erhobenen Gestalten Christi, der Apostel und Heiligen. Mehr noch gilt dies natürlich von der ausgesprochen höfischen Profankunst, die mit dem XII. Jahrh. entsteht: *ir ennæht dehein vilân* (ihr naht kein Bauer), darf man, ein Wort Wolframs nützend,[2]) von ihr wie von der gleichzeitigen höfischen Dichtung sagen, die exklusiver aristokratisch ist als die gleichzeitige französische.

Und nicht nur suchen Kunst und Dichtung dieser Zeit nur den zur Darstellung sich aus, der auf den Höhen der Menschheit wohnt, sie läutern jeden, der in ihr Reich einzugehen gewürdigt ist, selbst ins Übermenschliche empor. Wen sie vor ihren leuchtenden Goldgrund stellen, der hat alles menschlich Unvollkommene, alles Gebrechliche, jeden Widerspruch abgestreift, der ist erhoben zu einem gesteigerten, überirdischen, seligen Dasein. Er wird Glied einer höheren Welt, deren Gestalten alle 'der Wunsch gemeistert hat', wie eine dem deutschen Mittelalter geläufige Formulierung lautet. Hat ihnen die Kunst doch alles, was ein Kind dieser Zeit sich nur Schönes und Edles denken und wünschen mag, freigebig zugeeignet. Ihre edle und reine, adelige Seele liegt als unvergleichliche Schönheit über ihrem Antlitz, prägt sich in den langen Armen, den schlanken Fingern, den wohlgeschickten Beinen aus, die zum Schönheitsideal des Mittelalters gehören. Das selige Lächeln der gehobenen Stimmung, des vielerwähnten 'hôhen muotes', den die Anschauung der Zeit von dem Edlen verlangte, spielt um ihre Lippen; die bunten Farben, das rote Gold, die strahlenden Edelsteine der Gewänder, die Dichter und Künstler ihnen freigebig reichen, werfen ihren zauberischen Widerschein darüber, und so klingt alles zu jenem wunderbaren Akkorde einer feierlich ernsten und doch festlich gehobenen Stimmung zusammen, die den Empfänglichen aus den Werken mittelalterlicher Kunst und Dichtung anweht.

Es fehlt nicht an Beweisen dafür, daß die Schaffenden auf beiden Gebieten ihren Gestalten dies gesteigerte Leben mit vollem Bewußtsein eingegossen

---

[1]) Belege geben Uhland in Pfeiffers Germania VIII 80 ff.; Verfasser, Zeitschr. f. deutsche Philologie XXXV 42.

[2]) Der Dichter sagt von der Gesellschaft an Artus Hofe Parz. 144, 14: *diu mässenîe ist sölher art, genæht ir immer vilân, daz wær vil sêre missetân.* Diese Bemerkung gilt von der 'Gesellschaft' dieser Zeit überhaupt. Ihre 'Dorfpoesie' beweist das vielleicht am schlagendsten.

haben. *Swelh schœne wîp mir danne gæbe ir habedanc, der lieze ich rôsen unde liljen ûz ir wengel schînen*, sagt Walther v. d. Vogelweide.[1]) Gerne verweisen die Dichter auch geradezu auf den idealisierenden Charakter der bildenden Kunst. Kein höheres Epitheton glauben sie der äußeren Erscheinung ihrer Gestalten spenden zu können, als daß sie 'bildschön' im ursprünglichen, angeschauten Sinne des Wortes sie nennen; ja sie versichern wohl von gewissen Stellungen und Handlungen derselben, sie seien derart gewesen, daß selbst der bildende Künstler sie nicht besser oder nicht einmal so hätte darstellen können. 'Schönes Bild, reine Jungfrau' läßt etwa schon Heinrich von Veldeke den Turnus die Kamille, 'schönes Bild, kühner Degen' den Eneas den toten Pallas anreden;[2]) als *schœnez, minneclichez, wunneberndez bilde* feiern und begrüßen die Lyriker gerne die schöne Geliebte. Seinen Lieblingshelden weiß das Nibelungenlied, da er leuchtend in jugendlicher Schönheit und Kraft und doch vor holder Verwirrung schamhaft erglühend zum ersten Mal vor der Geliebten steht, dem Hörer nicht besser anschaulich zu machen, als indem es ihn der Gestalt in einer Miniatur vergleicht:

Dô stuont sô minneclîche daz Sigemundes kint,
sam er entworfen wære an ein permint
von guotes meisters listen, als man ime jach,
daz man helt deheinen nie sô schœnen gesach.[3])

Entsprechend stellt die Gudrun den Herwig vor die Geliebte *sam er ûz meisters hende wol entworfen wære an einer wîzen wende*, und dem hohen Sinne Hartmuts kann kein besseres Zeugnis ausgestellt werden als mit der Angabe, daß er auch in seinem Unglück noch die edle Haltung einer Bildfigur bewahrte: *in allen sînen sorgen stuont er in der gebære, als er mit einem pensel an einer wende wol entworfen wære.*[4]) Auch die innigste Vereinigung eines liebenden Paares wird gerne durch die Versicherung illustriert, daß kein Maler sie enger verschlungen darstellen könnte.[5]) Und gar der Ritter hat wohl darauf zu sehen, daß er wie ein Bild auf dem Rosse sitze, den Speer halte, als ob er gemalt sei, wie der alte Winsbeke den Sohn lehrt[6]), daß er *ze tjoste ent-*

---

[1]) 28, 6 in Lachmanns Ausgabe. [2]) Eneide herausg. v. Behaghel V. 8054. 9327.

[3]) Str. 286 der Ausgabe von Bartsch.

[4]) Gud. 660, 2; 1601, 3; vgl. auch Gottfrids Tristan 6728 ff.

[5]) *Swelh schiltær entwurfe daz gesellecliche als sie lâgen des wær ouch dem genuoc.* Wolframs Lieder 4, 3. — *Ir* (Tristans und Isots) *arme unde ir hende, ir ahsel unde ir brustbein diu wâren alsô nâhe enein getwungen unde geslozzen, und wære ein werc gegozzen von êre und von golde, ez endorfte noch ensolde niemer baz gevüeget sîn.* Gottfrids Tristan 18208.

[6]) 21, 1: *Sun nim des gegen dir komenden war und senke schône dînen schaft als ob er si gemâlet dar und lâ dîn ors mit meisterschaft.* Man könnte hier vielleicht auf den Gedanken kommen, das 'wie gemalt' beziehe sich auf das ruhige, starre Festhalten des Speers, wie etwa M. v. Ebner-Eschenbach einmal sagt: 'sie zielen so ruhig wie ein paar gemalte Schützen', oder wir den steif und stumm Dasitzenden schelten, er sitze 'wie gemalt' da (vgl. auch russisch писаная дура 'bildschönes, aber dummes Frauenzimmer'). Die Parallelstellen in der mhd. Dichtung legen aber doch die oben gegebene Deutung näher.

worfen scheine, wie es im Titurel heißt;[1]) von den zahlreichen Stellen, die hierfür sich anführen ließen,[2]) ist die originellste, wie sonst, die bekannte Stelle in Wolframs Parzival. So herrlich, rühmt die Dichtung von ihrem Helden, habe er auf dem Rosse gesessen, daß kein Maler von Köln oder Mastricht ihn schöner hätte malen können.[3]) Es liegt noch auf derselben Linie, wenn man, wo einem Menschen höchste Schönheit zugeschrieben wird, seinen Schöpfer als den Künstler preist, der dies Werk so herrlich gegossen, gemeißelt, geschnitzt, gedreht, der das reine Lilienweiß, das liebliche Rosenrot in das Antlitz gemalt hat, das nun die Welt entzückt.[4])

Es ist klar, daß mit dieser gesteigerten Darstellungsweise, die alles auf die gleiche Höhe stellt, notwendig eine gewisse Einförmigkeit gegeben sein mußte. Wo der Dichtung wie der Kunst jede Gestalt, die sie gerade zu schildern hatte, als die beste und schönste galt, die in ihrer Sphäre überhaupt zu erdenken war, da genügte es ja offenbar einen feststehenden Typus, der dies Ideal verkörpert zeigte, jeweils zu wiederholen. Ein Gleiches gilt denn auch für die Vorführung ganzer Handlungen. Man weiß, daß die mittelalterliche Kunst für bestimmte Szenen der heiligen Geschichte, beispielsweise Sündenfall, Opferung Isaaks, Christi Geburt, Taufe u. s. w. feste Schemata ausgebildet hatte, die sich, zum Teil auch in Deutschland, geradezu durch Malerbücher traditionell forterbten. Das Verfahren der Dichtung ist ein völlig gleiches. Auch sie hatte für bestimmte Motive ganz feste Formeln — sprachliche Formulierungen in bestimmten Phrasen, stehenden Epithetis, auch Reimformeln — ausgebildet, ja für ganze große Szenen — z. B. Werbung eines Fürsten, Brautempfang, Botensendung, Turniere, Zweikämpfe u. dgl. lagen Schemata vor, die immer und immer wieder benutzt wurden; durch mehrere Jahrhunderte hindurch läßt sich ihr traditionelles Fortleben verfolgen. Die stereotype Verwendung dieser Formeln geht soweit, daß einigermaßen ähnliche Szenen innerhalb desselben Gedichtes sogar ganz die gleiche sprachliche Formulierung fanden, mit denselben Worten erzählt wurden. Genau dasselbe Verfahren beobachtet die Kunst, wenn sie in Handschriften und später in Drucken ähnliche Schilderungen des Textes mit völlig identischen Miniaturen oder Holzschnitten

---

[1]) Lachmann 130, 1: *er ist ze tjost entworfen: wer kunde in sô gemezzen?*

[2]) Vgl. z. B. Hartmanns Gregorius 1605: *neben der mane rlugen diu bein, ob des sateles ich schein als ich wære gemâlet dar;* des Pleiers Maleranz 5961: *sus hielt der lobebære, als er gemâlet wære, bî der linden mit ûf geworfem sper;* Tandareis 12551: *ûfem ors er ritterlichen saz als er wære gemâlet dar;* Wolframs Willehalm 241, 27: *sîn lîp entwarf sich undern schilt, swaz mâlær nû lebendic sint, ir ougen, pensel unde ir hant ist sölh geschickede unbekant;* Kolmarer Liederhandschrift LXXIII 14: *man sol sie mâlen ûf diu ros, swâ riterschaft sich üeben muoz mit ellenthaften muotes kraft;* allgemeiner Frauenlob 380, 15: *zuht ist ein mâlerinne klâr, si riterschaft schœn unde rein gepinselt unde gemâlt, ie sleht den strich.*

[3]) Parz. 158, 13: *als uns diu âventiure giht, von Kölne noch von Mâstrieht kein schiltære entwürfe in baz denn alser ûfem orse saz.* Die Stelle ist nachgeahmt in Mai und Beaflor 84, 36: *nie mâler sô künstic wart, der in entworfen hæte baz als dô er ûf dem orse saz.*

[4]) Belege, die sich vermehren ließen, in des Verfassers Dissertation über Meister Rumzlant, Leipzig 1893, S. 61.

begleitet, ja sogar dieselben Holzstöcke zur Illustration der verschiedensten Texte verwendet.[1]) Es war das natürlich nur möglich, weil für diese Zeit das Individuelle der verschiedenen Szenen zurücktrat vor dem ihr allein sichtbaren gattungsmäßig Gleichen, Typischen.

Auffälliger vielleicht noch als in der Darstellung des Menschen selbst ist die Vernachlässigung jeder Naturwahrheit in der Schilderung seiner Umgebung. Man weiß, daß in der älteren Kunst beispielsweise Architekturen nie eine der Wirklichkeit entsprechende, eher eine bloß andeutende, gleichsam stenographische Darstellung finden. So wird etwa ein Innenraum einfach durch ein Dach oder Gewölbe, eine Burg durch einen Turm, eine Stadt durch ein paar Mauern bezeichnet, alles in den Maßen ohne jedes Verhältnis zu den geschilderten Personen. Es haben sich eben auch hier in der Kunst wie in der Dichtung feststehende Formeln ausgebildet, die erforderlichenfalls stets in der gleichen Weise wiederholt werden und wiederholt werden können, weil sie die Idee des betreffenden Objektes genügend ausdrücken, auf die die künstlerische Darstellung, da sie alles Individuelle völlig übersah, allein aus war.

Daß diese auffälligen Erscheinungen nicht aus technischem Unvermögen sich ableiten lassen, beweist schon die gleichzeitige Architektur zur Genüge. Ein Gleiches ist der Fall in Bezug auf die mangelnde Wahrheit in der Schilderung der Natur, zu der die mittelalterliche Kunst kein Verhältnis zu besitzen scheint. Sie kennt bekanntlich keine Landschaft in unserem Sinne. Ihre Szenen vollziehen sich auf einem idealen Lokal. Kaum daß der Erdboden durch ein paar Schollen oder einen zackigen Fels angedeutet wird, selten schon, daß ein paar ganz schematisch gezeichnete, undefinierbare Blumen, ein pilzartig aussehender Baum den Vordergrund zieren; die Atmosphäre aber vertritt ein nach Teppichart gemusterter, auch buntstreifiger oder goldener Hintergrund.

Die Kunst steht hier zweifelsohne hinter der Dichtung zurück, in der sich das nach Ausweis der altgermanischen Epik von Anfang an herzlich enge, gemütvoll innige Verhältnis des Germanen zur umgebenden Natur doch vielfach in erfreulicher Weise erhalten hat. Wo aber der kirchliche Einfluß in der Dichtung überwiegt, da ist dies Naturgefühl freilich ebenso verloren wie in der

[1]) Es ist bekannt, daß die Drucke der Volksbücher dies Verfahren bis in unsere Zeit hinein eingehalten haben. Es mag hier überhaupt eines bemerkt werden. Man hat zur Erklärung der Eigenart mittelalterlicher Kunst mehrfach auf die 'Kunst des Kindes' hingewiesen. Es läge vielleicht entwicklungsgeschichtlich näher und brächte darum mehr Aufklärung, auf volkstümliche Zustände und Betrachtungsart unserer Zeit zu verweisen. Ein Beispiel für den hier gerade behandelten Fall. Im Schwarzwald wird an dem Mäher am Wege Bauer oder Bäuerin nicht leicht vorbeigehen ohne zu fragen: 'Hauts es recht?' oder 'Gits guot us?' Und der Gefragte antwortet ganz stereotyp: 'Es tuots es so.' Ist der Weg nur etwas belebt, so kann man in einer Stunde wohl zwanzigmal dieselbe Frage und Antwort hören. In meiner Heimat im nordwestlichen Böhmen tritt bei Leichenbegängnissen jeder der Leidtragenden an das Oberhaupt der Familie heran mit den Worten: 'Ich bedauere Ihren traurigen Zustand', und dieser antwortet ebenso unweigerlich jedesmal: 'Er ist zu bedauern.' Eine typische Situation hat also ihre ein für allemal feststehende, stets bereite und stets wiederholte typische Formulierung gefunden, ganz wie in mittelalterlicher Kunst und Dichtung.

gleichzeitigen Kunst, die seiner unter dem Drucke der christlichen Weltauffassung gänzlich entbehrt.

An sich schon kam für den von hier beeinflußten mittelalterlichen Menschen die natürliche Umgebung weit nicht in dem Maße wie für uns Moderne in Betracht. Ihm war die Erde das Zentrum der Welt, er selbst Endzweck und Ziel der Schöpfung, die ohne ihn keinen Sinn gehabt hätte; selbst die Gottheit scheint nur um seinetwillen da zu sein. Der extremste Dualismus scheidet ihn streng von der umgebenden Natur, der das Christentum interesselos, späterhin sogar feindselig gegenübersteht. Jede Wissenschaft von ihr geht fast gänzlich verloren; da aber auch die künstlerische Anschauung nur auf wirkliche Einsicht in ihren Gegenstand sich aufbauen kann,[1] wie hätte da der Künstler dieser Zeit die Natur darstellen sollen, die er nicht kannte.

Ein anderer Punkt aber ist hier vielleicht doch noch wichtiger. Das Mittelalter erkannte der Natur ja überhaupt keine selbständige, in sich ruhende Existenz zu; sie ist ihm vielmehr nur ein Widerschein des Gott-Menschenreiches nach seiner guten und bösen Seite. Es gibt nach dieser Auffassung neben dem Menschen kein Ding auf Erden, daß um seiner selbst willen vorhanden wäre; es ist alles vielmehr nur der Allegorie wegen da, existiert nur, um einen höheren transzendenten Sinn durch ein sinnliches Bild auszudrücken. Wissenschaft und Dichtung sprechen sich immer wieder in diesem Sinne aus, am bezeichnendsten vielleicht Freidank in dem Spruche:

Diu erde deheiner slahte treit,
daz gar si âne bezeichenheit;
dehein geschephede ist sô vri,
sin bezeichene anders danne si si.[2]

Die bildende Kunst handelt ganz nach dem gleichen Grundsatze, negativ und positiv. Sie kennt keine wirkliche Darstellung der Landschaft, der Tier- oder Pflanzenwelt als Hintergrund einer figuralen Komposition. Und sie konnte diese ja eben gar nicht kennen und bringen. Denn da die Kunst immer und überall nicht die äußere Erscheinung als solche, sondern notwendig, kraft ihres innersten Wesens, die von der Erscheinung eingeschlossene Idee zur Darstellung bringt, so konnte die mittelalterliche Kunst nie ein Tier, eine Pflanze um ihrer selbst willen, d. h. also als bloße Staffage verwenden; denn wo sie

[1]) 'Der Blick auf die Oberfläche eines lebendigen Wesens verwirrt den Beobachter, und man darf hier wohl wie in anderen Fällen den wahren Spruch anbringen: «Was man weiß, sieht man erst.» Denn wie derjenige, der ein kurzes Gesicht hat, einen Gegenstand besser sieht, von dem er sich wieder entfernt, als einen, dem er sich erst nähert, weil ihm das geistige Gesicht nunmehr zu Hilfe kommt, so liegt eigentlich in der Kenntnis die Vollendung des Anschauens.' Goethe in der Einleitung in die Propyläen. Man erinnere sich, wie dringend hier überhaupt dem bildenden Künstler ein wissenschaftliches Studium der Natur als unerläßlich für ihre künstlerische Wiedergabe empfohlen wird.

[2]) Freidank, herausg. v. W. Grimm 12, 9: 'Nichts auf Erden ist ohne allegorische Bedeutung; kein Geschöpf ist von dem Zwange befreit, etwas anderes bezeichnen zu müssen als es ist.'

die Darstellung solcher Naturobjekte brachte, da trat notwendig der allegorische Sinn, den die Zeit ihnen zuschrieb, hervor. Sie nahmen also stets und ohne weiteres eine selbständige Stellung und Bedeutung innerhalb der Komposition in Anspruch und konnten so nur dort, wo eine solche berechtigt und beabsichtigt war, überhaupt dargestellt werden. Daß Dichtung und Kunst — und das ist die positive Seite der Frage — hiervon den ausgedehntesten Gebrauch gemacht haben, ist bekannt genug; man weiß, welche Rolle die Pflanzen- und Tiersymbolik in beiden spielt. Daß aber die Darstellungen solcher symbolisch gemeinten Naturobjekte nicht gerade auf besondere Naturwahrheit ausgingen, ist ja begreiflich und eigentlich selbstverständlich; handelte es sich für sie doch nicht um die Objekte als solche, sondern ausschließlich um die Idee, als deren Verkörperung sie erschienen. Auch die ausgesprochene Vorliebe der mittelalterlichen Kunst und Dichtung für Ungeheuer und Wundergestalten aller Art läßt sich vielleicht aus diesem Gesichtspunkte erklären. Die willkürliche Erfindung solcher Monstra gestattete leichter als eine treue Nachbildung der wirklich vorhandenen Geschöpfe die Anbringung symbolischer Bezüge, und da ein dem modernen Menschen eingeborener Respekt vor der Natur in keiner Weise vorhanden war, so konnte man sich ohne weiteres für berechtigt halten, mit der Natur in der Kreation neuer Geschöpfe zu konkurrieren, ja sie womöglich im Sinne der Zeit zu übertreffen.

Lassen Sie mich diesen flüchtigen Versuch einer Charakteristik des inneren Wesens mittelalterlicher Dichtung und Kunst an diesem Punkte mehr abbrechen als schließen; denn was wäre, um das Thema nur einigermaßen zu erschöpfen, hier nicht noch alles zu sagen! Eines aber bedarf noch besonderer Betonung. Alles, was ich anführen durfte, konnte natürlich nur den durchschnittlichen Stand der Dinge, nur den Grundzug andeuten, der im allgemeinen die ganze von uns beobachtete Periode durchdauert. Es ist klar, daß auf diesem Grunde die mannigfachsten örtlichen und persönlichen Variationen möglich und auch tatsächlich vorhanden sind[1]); wann hätte, nur eines zu nennen, der Genius sich nicht über den Durchschnitt erhoben! Vor allem aber findet innerhalb unserer Periode eine allgemeine, konsequent auf ein Ziel gerichtete innere Entwicklung in der Poesie wie in der bildenden Kunst statt, und es ist von besonderem Interesse, die genaue Parallele zwischen den beiden Gebieten

[1]) Den hier hundertfach möglichen Einwendungen zu begegnen, ist es vielleicht angebracht, diesen Gesichtspunkt auch unter dem Strich nochmals zu betonen. Ich weiß sehr wohl, daß die tatsächliche Überlieferung um die oben gezogene Durchschnittslinie hin und her schwankt, daß zeitliche, persönliche, örtliche Unterschiede vielfache Ausnahmen zeitigen, daß die einzelnen Gattungen wie etwa Plastik und Malerei unter nicht unwesentlich verschiedenen Existenz- und Entwicklungsbedingungen stehen, daß innerhalb derselben Gattungen wieder manche Sparten sich unterscheiden, die Grabplastik beispielsweise notwendig Besonderheiten aufweisen muß den religiösen Darstellungen gegenüber u. s. w. Als Durchschnitt wird, denke ich, das oben Gesagte trotzdem bestehen können. Ich bitte nur besonders zu beachten, daß darin im wesentlichen die Grundlage zu zeichnen beabsichtigt ist, auf der und über die hinaus die im folgenden näher geschilderte Entwicklung (namentlich vom Ende des XII. Jahrh. an) sich erhebt.

zu verfolgen. Es sei mir darum erlaubt, hierbei noch einen Augenblick zu verweilen.

Um den Beginn des XI. Jahrh. macht die Kunstgeschichte einen Einschnitt: die karolingisch-ottonische Epoche geht über in die sogenannte romanische. Das heißt: eine durchaus retrospektive, völlig auf antik-christlicher Grundlage erwachsene Richtung wird abgelöst von einer freieren, nationaleren, die alsbald eine Reihe neuer Elemente einführt. Es ist bekannt, daß Sprach- und Literaturgeschichte ungefähr an der gleichen Stelle einen Wechsel der Perioden konstatieren. Die Sprachwissenschaft rechnet von hier ungefähr den Beginn des Mittelhochdeutschen, der Literarhistoriker begrüßt um die Mitte dieses Jahrhunderts eine neu erwachende Dichtung in deutscher Sprache, die ein Jahrhundert und darüber hinter der ausschließlich lateinischen Überlieferung völlig verschwunden war. Es ist selbstverständlich, daß in Dichtung wie Kunst kein Sprung stattfand, sondern allmähliche Entwicklung, die nur jetzt eben entschieden und mit beschleunigtem Tempo nach einem bestimmten Ziele drängt. Und zwar vollzieht sich der Übergang beiderseits in völlig identischer Weise.

Unter den berühmten Fresken von St. Georg auf der Reichenau ward gegen Ende des X. Jahrh. auch das jüngste Gericht gemalt. Die gleiche Darstellung kehrt nicht ganz ein Jahrhundert später in der Kapelle von Burgfelden wieder. Hier findet die Kunstgeschichte den neuen Geist lebendig, erkennt hier 'den ersten Schritt zu einer freieren Stellung gegenüber der bisherigen alleinherrschenden Tradition und zugleich den ersten Schritt zur Ausbildung eines nationalen Stiles'. 'Es ist', wie P. Weber in seiner eingehenden Beschreibung der Fresken weiter sich ausdrückt[1]), 'ein hochbedeutsames Denkmal auf der Grenzscheide zweier Welten, der altchristlich-römischen, zu der die karolingisch-ottonische Kunstperiode innerlich und äußerlich hinzugehört, und einer neuen, die wir vielleicht als die mittelalterlich-germanische oder jedenfalls als die mittelalterlich-nordische bezeichnen dürfen . . . Noch vermag hier das germanische Element den Bann der Überlieferung nicht völlig zu brechen, aber nur wenige Jahrzehnte noch, und die große Zeit der Hohenstaufen bricht an, die die tausend schlummernden Keime des nationalen Lebens zur Blüte erweckt'.

Eine vollkommen entsprechende Übergangsstufe finden wir in der Literatur. Ums Jahr 1030 ist in Tegernsee der Ruodlieb entstanden, auch er ein Denkmal von ganz besonderer entwicklungsgeschichtlicher Bedeutung. Noch ist der Zusammenhang mit der vorausgegangenen Epoche deutlich, noch erklingt deutsche Sage in lateinischer Sprache, aber ein neuer Geist ist eingezogen und regt kräftig die Flügel. Das deutsche Element drängt gewaltig vor, das gut

[1]) Die Wandgemälde zu Burgfelden auf der schwäbischen Alb, Darmstadt 1896, S. 58, 61 f.; in gleichem Sinne äußern sich Keppler (Arch. f. christl. Kunst 1893, Nr. 1. 2) und F. X. Kraus (Gesch. der christl. Kunst II 56 f.) über das Denkmal. Ich lasse hier und öfter sonst mit Absicht den Kunsthistoriker reden, der bei seinen Urteilen kaum je an die gleichzeitige Dichtung denkt, um mich von dem Verdachte frei zu halten, daß ich die monumentale Überlieferung nach meinen Zwecken interpretierte.

mittelalterliche Latein ist nur noch ein Mäntelchen, unter dem, wie der frische Bergwind der Heimat es hebt, nicht nur überall deutsches Denken, mehrfach sogar deutsche Wörter emportauchen, ganz wie man in Burgfelden den Figuren zum Teil schon das nationale Zeitkostüm gegeben hat an Stelle des antiken. Vor allem aber grüßen wir hier die Anfänge einer neuen, aufs Individuelle, Realistische gerichteten Tendenz. Sie wagt sich, ganz wie in Burgfelden, noch nicht an die Hauptpersonen, die in der traditionellen, gebundenen Feierlichkeit verharren, aber sie bricht in Nebenpersonen und der treuen Schilderung des Milieus lebhaft hervor. Genau hundert Jahre vor diesem Werke war in St. Gallen der Waltharius entstanden; in klassischem Latein geschrieben, in Vers, Sprache, Motiven völlig nach der Harfe Virgils gestimmt, atmet das Werk durchaus den retrospektiven Geist der karolingisch-ottonischen Kunst, wie er aus den zeitlich und räumlich nahen Fresken der Reichenau uns anweht. Die Parallele in der Entwicklung von Dichtung und Kunst ist hier also eine ganz besonders schlagende. Man könnte geradezu eine Proportion aufstellen: 'Burgfelden : Reichenau = Ruodlieb : Waltharius' und würde sie mathematisch richtig befinden.

Auf den hier einmal eingeschlagenen Pfaden drängt die Entwicklung nun unaufhaltsam vorwärts, äußerlich im Sinne einer zunehmenden Nationalisierung und Profanierung der Kunst, innerlich im Sinne fortschreitender Befreiung von dem Traditionellen, Formelhaften, Typischen, einem immer energischeren Hindrängen zu einem lebenswahren Realismus.

Jenes erste, äußere Element zunehmender Profanierung tritt in der Kunst wenigstens anfangs nicht so stark und deutlich hervor wie in der gleichzeitigen Dichtung; vielleicht aber doch zum Teil nur durch die Ungunst der Überlieferung. Unsere Dichtung tut im zweiten Drittel des XII. Jahrh. den entscheidenden Schritt, endgültig tritt sie aus dumpfer Klosterzelle hinaus ins sonnige Freie. Die geistliche Dichtung hört damit nicht auf. Aber sie spielt fortan doch nur eine untergeordnete Rolle neben der weltlichen, der die ersten Geister sich zuwenden. Die Kunst entfaltet dagegen naturgemäß nach wie vor auf kirchlichem Gebiete ihre glänzendste Tätigkeit, auch hier allerdings äußerlich und innerlich unter stärkerer Herbeiziehung des Laienelementes. Nachweisbar aber hat sie doch von Anfang an die ersten Schritte der weltlichen Dichtung schon willig begleitet. Auf dem Gebiete der Miniaturmalerei besitzen wir dafür noch lebendige Zeugnisse; auf dem Gebiete der Monumentalmalerei fehlen sie für die ältere Zeit, wie schon vorher betont, nur durch die Ungunst der Umstände. Ein durch so merkwürdigen Zufall erhaltenes Denkmal wie die Schmalkaldener Iweinfresken ist doch ein beredter Zeuge für den verlorenen Reichtum ähnlicher Darstellungen, in dem diese bescheidenen Wandbilder gewiß nur eine sehr untergeordnete Rolle spielten. Vom XIV. Jahrh. an haben wir dann ja eine sehr reiche Überlieferung höfischer Kunst, von deren engem Zusammenhange mit der gleichzeitigen Dichtung schon gesprochen wurde. Auch ihren inneren Zusammenhang darzulegen, im einzelnen näher auszuführen, wie das ritterlich höfische Lebensideal hier und dort zum Ausdruck

gelangt, muß ich mir hier leider versagen. Neben dem höfischen dringt dann um die gleiche Zeit ein mehr und mehr erstarkendes bürgerliches Element äußerlich wie innerlich in Poesie und Kunst; seine Ausbildung führt dann vom Mittelalter zur Neuzeit hinüber.

Einen Blick nur noch werfen wir auf die fortschreitende innere Entwicklung von Dichtung und Kunst. Hier macht zunächst die psychologische Vertiefung der Probleme beiderseits gewaltige Fortschritte. Unter dem warmen Hauche einer neuen Zeit schmilzt allmählich die starre Eisdecke, ein lachender Frühling keimt empor. Sein Kuß verscheucht den Zauberschlaf, der so lange über den Gestalten der bildenden Kunst gelegen. Die Augen öffnen, die Glieder regen, die Gesichter beleben sich; ein gesteigertes Innenleben sucht und findet seinen körperlichen Ausdruck. Der Zwang der Tradition wird langsam abgestreift, uralte Typen werden beseitigt, wo sie dem Bedürfnis nach schärferer psychologischer Charakteristik nicht mehr genügen; an die Stelle des jugendlichen Christustypus tritt der bärtige, die Madonna wird als holde Jungfrau, nicht mehr als Matrone gefaßt, die Apostel werden individualisiert u. s. w., eine Neigung zum Porträtmäßigen zeigt sich in allen Figuren. Man löst sich mehr und mehr vom Allegorischen, ein Zug ins Genrehafte macht sich geltend, Nebenpersonen drängen mit fröhlich unbekümmertem Dasein hervor. In der Malerei zeigt sich ein reges Streben in lebenswahrer Wiedergabe des Landschaftlichen, wenigstens nach seinen einzelnen Elementen, die Bäume werden realistischer gezeichnet, Gras und Blumen beleben den Vordergrund, tastende Versuche werden gemacht zu perspektivischer Vertiefung des Bildes.

Auf derselben Bahn schreitet die gleichzeitige Dichtung vorwärts. Höfische Lyrik und Epik sind hauptsächlich die Träger des Fortschritts. Ich habe an anderer Stelle schon mich nachzuweisen bemüht[1]), worin dieser seinem innersten Wesen nach besteht: es ist derselbe Zug zu realistischer, individueller Darstellung, den wir in der Kunst beobachten. Man strebt nach Eigenart und Mannigfaltigkeit in den Ausdrucksmitteln, in Vers, Sprache, Stil und Motiven, nach psychologischer Begründung des Erzählten; die Charaktere werden vertieft, abgestuft, individualisiert. Die Darstellung wird durchaus plastischer, das Milieu wird mit lebhaften, getreuen Farben geschildert, die Natur auch zwar noch nicht um ihrer selbst willen dargestellt, aber doch gern herbeigezogen, damit sie seelischen Stimmungen zum erhöhenden Hintergrunde diene.

Die hier angedeutete Entwicklung erfährt in der Literatur eine gewaltige Förderung durch den französischen Einfluß, der in der zweiten Hälfte des XII. Jahrh. in der neugegründeten höfischen Epik und Lyrik allgewaltig wird. Man hat bisher überwiegend nur auf die stoffliche Seite dieses Einflusses geachtet. Er beschränkt sich aber nicht darauf, dem Osten eine neue Ideenwelt in der ritterlich-höfischen Lebensauffassung zu erschließen, oder seiner Dichtung in der Artus- und Gralsage neue Stoffe, ja mit dem ritterlichen Minnesang

[1]) In dem oben S. 144 Anm. 2 zitierten Vortrage.

selbst eine neue Dichtungsgattung zuzuführen. Er erstreckt sich vielmehr auch auf die innere Form, indem er eine naturalistische Darstellung fördert. Aber eben nur fördert, denn die Tendenz dazu war in Deutschland selbst seit längerer Zeit lebhaft genug vorhanden, wie wir bereits aus dem Ruodlieb festgestellt haben.

Wieder ist die genaue Übereinstimmung mit einer ähnlichen Erscheinung in der bildenden Kunst überraschend. Man weiß, daß hier, ein wenig später vielleicht als in der Dichtung, aber nicht weniger intensiv, französischer Einfluß sich geltend gemacht hat. Denn nicht nur ist die gotische Architektur, wie längst erkannt, aus Frankreich zu uns gekommen, neuere Forschung hat nachgewiesen, daß auch die spätromanische und frühgotische Plastik, in deren Schöpfungen wir die schönsten Offenbarungen deutsch-mittelalterlicher Kunst mit reiner Bewunderung verehren, weithin unter französischem Einfluß gestanden hat; seit Dehio die Abhängigkeit der Bamberger Skulpturen von Reimser Vorbildern entdeckt hat, ist es auch an vielen anderen Punkten gelungen, die Fäden aufzuzeigen, die aus Frankreich hier herüberfließen. Und neuerdings ist auch in der Buchmalerei schon des beginnenden XIII. Jahrh. französischer Einfluß aufgezeigt worden.[1])

Die Übereinstimmung dieser Verhältnisse mit dem gleichzeitigen Zustande unserer Dichtung geht noch bis ins einzelne hinein. Schon im äußeren. Ich habe gelegentlich an anderem Orte[2]) schon geltend gemacht, gegenüber Versuchen, dem französischen Einfluß eine kontinuierliche Marschroute, z. B. aus der Provence über Oberitalien, Friaul, Steiermark nachzuweisen, daß man sein Vordringen nicht etwa wie das einer Spracherscheinung sich vorstellen dürfe, deren Wellen sich von einem bestimmten Erregungspunkte aus allmählich immer weiter verbreiten. Ich glaubte vielmehr betonen zu müssen, daß diese Annahme zwar für die Grenzlande selbstverständlich zutreffe, im übrigen aber zufällige örtliche oder persönliche Verhältnisse eine sprunghafte Übertragung des französischen Einflusses auch ins innere Deutschland hätten ermöglichen müssen. Die bildende Kunst bestätigt diese Meinung vollkommen. Auch hier stehen natürlich die Grenzlande wegen der räumlichen Nähe Frankreichs zunächst und am intensivsten unter dessen Einfluß. Die S. Galluspforte in Basel mit ihren Erinnerungen an Autun und Vezelay erklärt sich wie ein Rudolf von Neuenburg aus der räumlichen Nähe der welschen Vorbilder. Daneben aber tauchen Schöpfungen nach französischen Mustern ganz ebenso sprunghaft und geographisch unvermittelt[3]) an verschiedenen Punkten des inneren Deutschland, in Magdeburg, Bamberg, Naumburg auf. Es wäre wohl interessant, auch von diesem Gesichtspunkte abgesehen, im einzelnen zu verfolgen, aus welchen Gegenden Frankreichs und wie und auf welchem Wege die fremden Vorbilder

[1]) Haseloff a. a. O. S. 143. 159 ff. 182. 218 ff.

[2]) Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie XXII (1901) Sp. 235.

[3]) K. Franck sagt z. B. von der französisch beeinflußten Plastik geradezu (Repert. für Kunstgesch. XXII 106): 'Es zeigte sich, daß . . . noch weniger eine Stetigkeit im Vorrücken des Einflusses der Grenze entlang und dann von West nach Ost zu bemerken ist.'

nach Deutschland gekommen sind.[1]) Ich muß mir das hier versagen und will nur darauf hinweisen, daß auch die Art der inneren Aufnahme des französischen Einflusses den Verhältnissen in der gleichzeitigen Poesie genau entspricht. Gerade die kunstgeschichtliche Forschung der letzten Jahre hat den überzeugenden Nachweis erbracht, daß der Acker der deutschen Kunst längst bestellt war, als der französische Einfluß, ein befruchtender Regen, über ihn fiel. Denn auch hier war vorher schon in Deutschland ein inneres Ringen nach einem lebendigen Naturalismus vorhanden, das jetzt nur, durch die vorgeschrittenen fremden Vorbilder gefördert, mächtig durchbricht. Aber die deutsche Art behauptet sich auch vor dem intensivsten Einflusse des Auslandes hier wie dort. Es ist der deutschen Philologie oft und in letzter Zeit wieder der Vorwurf des Chauvinismus gemacht worden, wenn sie die Nachdichtungen unserer höfischen Epiker vor ihren französischen Quellen pries. Wir leugnen nicht, daß manche Übertreibungen dabei vorgefallen sind; im ganzen aber erfährt, was unsere Wissenschaft hier behauptet hat, durch die Kunstgeschichte vollkommene Bestätigung. Auch sie findet in den deutschen Nachbildungen zwar die Eleganz und Formenschönheit der französischen Muster nicht erreicht, dafür aber eine Schärfe der psychologischen Charakteristik, eine Innigkeit des Ausdrucks, einen Zug zum Intimen, der in Frankreich völlig fehlt. Ich weiß nicht, ob nicht auch diese in allerjüngster Zeit erst herausgearbeitete Auffassung der Kunstgeschichte[2]) vom Auslande bestritten wird wie die unserer

[1]) Hervorhebung verdient hier wohl noch die interessante Tatsache, daß französische Dichtung und Kunst auch in unmittelbarer äußerer Vereinigung die deutsche Dichtung und Kunst beeinflußt haben. Ich habe, Zeitschr. f. deutsche Philologie XXXII 552 f., nachgewiesen, daß der gereimte Liebesbrief des deutschen Mittelalters nicht nur literarisch (als Dichtungsgattung sowohl wie in den Einzelheiten der textlichen Formulierung), sondern auch in seiner öfter bezeugten künstlerischen Ausschmückung von Frankreich abhängig ist: das Bild, das die Carmina Burana einem poetischen Liebesbrief beigeben (eine bessere Abbildung als in Schmellers Ausgabe S. 217 findet man bei L. v. Kobell, Kunstvolle Initialen und Miniaturen, 2. Aufl., München [1892], Tafel 18), entspricht ebenso wie die Schilderung eines gemalten Liebesbriefes im Gedicht von S. Oswald ganz der Schilderung eines gemalten Liebesbriefes in dem provenzalischen Roman von Flamenca. So wird es gewiß öfters gegangen sein; es ist doch sehr wohl denkbar, daß die französischen Vorlagen unserer höfischen Epiker wohl auch mit ihrem Bilderschmuck vorbildlich wurden für die nachherige Illustration der deutschen Bearbeitungen. Leider fehlt es uns darüber ja noch an aller und jeder Untersuchung.

[2]) Für den philologischen Leser mögen hier die Urteile eines kompetenten kunstgeschichtlichen Betrachters über zwei bedeutende Fälle dieser Art angeführt werden. Von den Bamberger Skulpturen bemerkt Vöge (Repert. f. Kunstgesch. XXII 104): 'Der Zug zum Dramatischen ist in Bamberg verbunden mit einer tiefernsten Versenkung in das Sujet, wie sie jenen verwandten französischen Gruppen nicht entfernt eigen ist. Die Formfreude und die dekorative Absicht überwiegen in Frankreich; das Inhaltliche ist vielfach nur ein Vorwand für eine kunstvolle, wirkungsvolle Inszenierung. Für den Bamberger Meister ist bei aller — altfränkischen — Freude am Schnörkel die energische Verdeutlichung des Vorgangs das erste Gebot. Daher diese gespannte Energie des geistigen Ausdrucks in den Köpfen, die in Frankreich kaum irgendwo begegnen dürfte, auch später nicht. Die Augen sprechen, sie drohen und sprühen Funken; insbesondere der Jonas erscheint wie eine Vorahnung

Wissenschaft. Uns beweist jedenfalls die Einstimmigkeit der Forscher auf beiden Gebieten, daß wir diese französisch beeinflußten Werke doch in tiefster Seele als deutsch empfinden, als Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut erkennen. Es müssen in ihnen also doch Elemente vorhanden sein, die uns mit unseren Volksgenossen durch die Jahrhunderte verbinden.

In herrlicher Blüte hatte der Baum deutscher Poesie und Kunst im XIII. Jahrh. geprangt; es war ein Lenz, der einen gesegneten Sommer, eine fruchtreiche Ernte zu verheißen schien. Und doch sah noch das scheidende Jahrhundert den völligen Zusammenbruch auf beiden Gebieten. Die Erscheinung ist auffallend genug. Eine neue Welt hatte sich eben erst aufgetan, ein leidenschaftliches Ringen nach lebendiger Wahrheit, nach feinster psychologischer Charakteristik schien das Höchste zu verbürgen, die moderne Zeit unmittelbar vorzubereiten; ein Schritt noch bis zur Entdeckung der eigenen Individualität, und die Renaissance war ihrem innersten Wesen nach geboren, zwei Jahrhunderte vor Italien in Deutschland geboren! Statt dessen finden wir ein plötzliches Stillehalten, ja einen auffallenden Rückschritt; Dichtung und Kunst sinken ins Schematische, Formelhafte, Typische zurück, das nur eben in einer fortgeschrittenen Sprache ausgedrückt wird.[1]) Woher diese unglückliche Wendung?

Sie lag doch wohl in dem innersten Wesen der hohen Kunst des XIII. Jahrh. selbst beschlossen. Nicht bloß, daß die Natur sich in der Erzeugung einer Fülle genialer Persönlichkeiten erschöpft hatte und einer Ruhepause bedurfte, in der sie wohl Talente und technische Geschicklichkeit, aber keine Genies hervorbrachte. Die ganze Entwicklung scheint uns gleichsam eine Überspannung gewesen, deren glänzende Leistungen das Niveau ihrer Zeit allzuweit überragten. Sie war nur dadurch möglich geworden, daß ihr Träger auf beiden Gebieten eine geschlossene Gesellschaftsklasse war, die in strenger Exklusivität sich mit ungeheurer Energie aus der Nation und über sie erhoben, politisch

---

dessen, was Dürer in manchen seiner Porträts gibt.' Und von den Straßburger Skulpturen bemerkt derselbe Kenner (Repert. XXIV 198): 'Mag sich der Straßburger Meister in Chartres gewisse Grundlagen seines Stils und seiner Technik, z. T. auch die Anregung zu seinen Kompositionen, geholt haben, seine Kunst ist doch eine straßburgisch-lokale. Jene Chartreser Meister wollen durch die gehaltene Schönheit der Form, die monumentale Führung der Linie wirken, der Meister der Ecclesia und Synagoge geht, obwohl der neuen Schönheit voll, mehr auf Tiefe und Zartheit des Ausdrucks. Er legt in die Gesichter ein seelisches Leben, das, vom Spiel der Hände und Glieder fortgeleitet, den ganzen Körper zu umfließen scheint.' . . . 'Die Wirkung ist eine intimere . . . Die gedrängte Straßburger Komposition des Todes der Maria würde neben dem wirkungsvolleren architektonischen Aufbau, dem wahrhaft schwungvollen Rhythmus der Linienführung, der die Chartreser Krönung der Madonna auszeichnet, wohl etwas verlieren, aber zugleich angesichts der so weit kühleren Haltung der französischen Figuren, wie von geheimnisvollen Feuern erwärmt, hervorleuchten.'

[1]) Vgl. für die Entwicklung der Kunst dieser Epoche die sehr anregenden Ausführungen von K. Moriz-Eichborn, Studien zur deutschen Kunstgeschichte XVI, besonders S. 163 ff.

wie künstlerisch ihre Geschäfte geführt und hier mit äußerster Konzentration der reichen in ihr liegenden Kräfte das Außerordentliche geleistet hatte. Als sie zusammenbrach, mußte notwendig auch ihre Kunst untergehen. Denn die Zeit war außerhalb ihrer nicht reif sie fortzubilden. Anderseits aber war eine natürliche Weiterentwicklung ihrer Formensprache überhaupt nicht wohl möglich, weil eben auch ihr so charakteristischer Naturalismus doch in einem standesmäßigen Konventionalismus gegeben und begrenzt war, der jedem außer diesem Stande Stehenden in seinem Wesen unzugänglich bleiben mußte. Was sie erschaffen hatte, ging nicht verloren, es ward aber doch nur als erstarrte, nicht mehr triebfähige Formel von einer Zeit weitergeschleppt, die sein Wesen nicht mehr faßte. So verliert sich die höfische Epik in die grausenhaft öde Massenproduktion der Epigonen, der Minnesang und die Spruchdichtung dauern im Meistersang unverstanden fort. Ebenso schematisch wird die Kunst. Die führend gewesene Plastik gerät völlig unter den Einfluß der Architektur, wird ganz dekorativ und verfällt in ihren Gestalten mit der bekannten gotischen Knickung, dem stereotypen Lächeln in übertreibende Manier. Es ist nur mehr 'ein Spiel mit überkommenen Formen' auf beiden Gebieten.

Langsam erst wird der Kunst neues Blut zugeführt. Es kommt von unten herauf. Die soziale Entwicklung der Nation läßt auch hier das bürgerliche Element mehr und mehr das aristokratische verdrängen. Die Kunst steigt herab von ihrem hohen Thron. Ein neues Streben nach Naturalismus war damit gegeben. Es ist von etwas anderer Art, weniger großzügig als die gleiche Tendenz der vorangegangenen Epoche. Man studiert mit Sorgfalt das Kleine und Einzelne, tritt gleichsam nahe an die Gegenstände heran und betastet sie förmlich mit prüfendem Blick, steht so aber nicht weit genug von und über ihnen, um das Ganze zu übersehen. Hier hat die Renaissance erst einen weiteren Schritt getan, zum Teil unter fremden Einflüssen, befriedigender in der Kunst als in der Dichtung. Hier aber endet unsere Aufgabe.

Es mag in den Verhältnissen seine Rechtfertigung finden, wenn diese Betrachtungen vielfach mehr programmatischer Natur waren, als daß sie fertige Ergebnisse mitteilen konnten. Galt es hier doch vielmehr anregend als abschließend sein zu wollen. Ein weites Feld liegt unbebaut, verheißt rüstigen Arbeitern eine reiche Ernte. Die Kunstgeschichte hat sich in den letzten Jahren durch erprobte Meister, wie eine Reihe jüngerer Gelehrter mit großem Eifer und schönstem Erfolg der lange vernachlässigten Erforschung unserer mittelalterlichen Kunst zugewendet; lassen Sie unsere Wissenschaft helfend, sichtend, ordnend, deutend ihren fröhlichen Anteil daran nehmen!

Noch gibt es Unendliches zu tun, um nur das Material herbeizuschaffen. Noch liegen die Mehrzahl der illustrierten Handschriften mittelhochdeutscher Gedichte unpubliziert und wenig bekannt auf den Bibliotheken, die Werke der Kleinkunst in den Museen; die vereinte Tätigkeit von Philologen und Kunsthistorikern muß ihnen zu endlicher Auferstehung verhelfen. Gewiß böte sich hier auch unseren Akademien eine ihrer Unterstützung würdige Aufgabe. Die Hilfe des Philologen wird für die Deutung und Kritik dieser Denkmäler nicht

zu entbehren sein. Er hat dazu für jeden einzelnen Fall das Material aus seinen Texten herbeizuschaffen; es wäre aber wohl auch seine Pflicht, durch systematische Sammlung aller kunstgeschichtlich bedeutsamen Stellen der mittelalterlichen Dichtung das unbrauchbare, durch lächerliche Mißverständnisse entstellte Buch eines auf anderen Gebieten verdienten Kunsthistorikers endlich zu ersetzen und damit eine feste, allgemeine Unterlage für alle Detailuntersuchungen zu schaffen. Und leicht ließe sich hier im einzelnen noch eine Fülle von Aufgaben bezeichnen. Die Philologie wird sich um ihre Lösung nicht ohne den größten Nutzen für sich selbst bemühen. Denn davon möchte ich Sie, m. H., durch meine Ausführungen vor allem gerne überzeugt haben, daß es hier nicht bloß um die Befriedigung antiquarischer Liebhabereien sich handelt, daß eine vereinte Tätigkeit beider Disziplinen vielmehr sehr wohl im stande ist, das innerste Wesen mittelalterlicher Dichtung und Kunst mit hellem Schein zu durchleuchten.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

DIE ALEXANDERBILDNISSE

Th. Schreiber, Studien über das Bildnis Alexanders des Grossen. Ein Beitrag zur alexandrinischen Kunstgeschichte mit einem Anhange über die Anfänge des Alexanderkultes. Abhandl. der phil.-hist. Klasse der Kgl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften Bd. XXI Nr. III (1903). X u. 312 S. gr. 8°. Mit 13 Tafeln und 36 Textabb.

'Auch nach Friedrich Koepps zusammenfassender Abhandlung' — so beginnt Theodor Schreiber seine Untersuchung — 'ist das Bildnis Alexanders d. Gr. ein Problem der Ikonographie geblieben'. Das soll daran liegen, daß meine Untersuchung (52. Berliner Winckelmannsprogr. 1892) 'ungenügend in den Resultaten und unmethodisch in der Beweisführung' ist, weil sie 'aus Mangel eines sicheren Kriteriums die Bildwerke nicht richtig auswählt, ordnet und bewertet'. Ich glaube, daß auch nach Schreibers auf so viel reicheres Material gegründeter, so viel ausführlicherer und anspruchsvollerer Behandlung — das Bildnis Alexanders d. Gr. 'ein Problem der Ikonographie' bleiben wird, und es besteht dann zwischen uns nur der eine Unterschied, daß Schreiber das Problem lösen wollte und bis zu einem gewissen Grad gelöst zu haben meint — ich nicht. Aber vielleicht wird es auf 288 Seiten deutlicher als auf 30, daß an dem Verfehlen einer endgültigen Lösung nicht der Verfasser allein die Schuld trägt, sondern das Problem.

Würde Schreiber nur meine Liste der Alexanderbildnisse erweitern, so könnte ich mir das mit Vergnügen gefallen lassen; denn es war 'nicht meine Absicht, alle wirklichen oder vermeintlichen Alexanderbildnisse einer kritischen Besprechung zu unterziehen', und außerdem sind in den letzten zehn Jahren ungefähr ebenso viele solcher Bildnisse bekannt geworden als damals zu besprechen gewesen wären. Auch wenn meine Liste hier und da eingeschränkt würde, brauchte ich kein Wort darüber zu verlieren; denn es war gerade meine Absicht gewesen zu zeigen, daß und warum die Bestimmung im einzelnen fast immer unsicher ist. Aber die Bezeichnung 'unmethodisch' läßt man sich ungern gefallen, wenn es einem gerade darauf ankam 'die Grundlage festzustellen', 'das Sichere nach Kräften zu ermitteln und einigermaßen abzugrenzen'. Ich mußte mir durchaus die Frage vorlegen, ob Schreibers Vorwurf berechtigt sei, und ich glaube, daß es nicht nur ein Reden pro domo zu sein braucht, wenn ich sie öffentlich erörtere.

Ich soll 'die Vorfrage, ohne welche eine Behandlung dieses Themas eigentlich gar nicht begonnen werden kann — die Frage, wie viel wir über Alexanders wirkliches Aussehen wissen —, nicht bestimmt genug gestellt und beantwortet' haben. Ich muß mich sehr unglücklich ausgedrückt haben; denn gerade diese Vorfrage zu stellen und zu beantworten war der Zweck meiner Schrift.

Eine Möglichkeit, aus der Unsicherheit in der Bestimmung der Alexanderbildnisse herauszukommen, sieht Schreiber nur in der Erledigung zweier Vorfragen:

'1. Was überliefert die klassische Literatur über Alexanders Aussehen, und welche Züge galten als die hervorstechendsten?

2. Besitzen wir ein äußerlich beglaubigtes, unanfechtbares Alexanderporträt, welches allen weiteren Untersuchungen als Grundlage dienen kann?

Die Antwort auf diese Fragen, dei früher manche Bedenken und Zweifel hervorgerufen haben, kann jetzt mit aller nur wünschenswerten Bestimmtheit gegeben werden.'

Dieser Antwort sind die drei ersten Kapitel gewidmet (S. 9—40). Drei Merkmale werden im ersten Kapitel der Schilderung Plutarchs entnommen: das 'lange über der Stirn emporstrebende Haupthaar' (ἀναστολὴ τῆς κόμης), der feuchte Glanz der Augen (τῶν ὀμμάτων ἡ διάχυσις καὶ ὑγρότης) und die Art Hals und Kopf zu tragen (ἡ ἀνάτασις τοῦ αὐχένος εἰς εὐώνυμον ἡσυχῇ κεκλιμένου). Was unter dem 'feuchten Blick' eigentlich zu verstehen sei, wagt Schreiber nicht zu entscheiden; von der Kopfhaltung gewinnt er zwar eine bestimmte Vorstellung, meint aber nicht zu wissen, ob sie eine 'am Körper haftende Eigentümlichkeit' gewesen sei, die wir in allen Bildnissen suchen müßten, oder ob sie — wie auch vielleicht der 'feuchte Blick' — 'als Temperamentsäußerung, vielleicht gar als affektierte, auf Wirkung berechnete «Pose»' aufzufassen sei. So bleibt dann 'als sicherstes Kennzeichen bei der Sonderung der echten von den falschen Alexanderbildnissen' 'das aufstrebende Lockenhaar als ein Zug, den abzuschwächen weder die idealisierende Kunst noch der Naturalismus Lysipps Ursache hatte.'

Selbstverständlich habe auch ich im Anfang meiner Abhandlung jene drei Merkmale gebührend hervorgehoben. Den 'feuchten Blick' glaubte ich dem Kopf des Louvre noch anzusehen (S. 10), während Schreiber ihn bei seinem Zustand 'für die Untersuchung solcher Einzelheiten nicht für ausreichend' hält (S. 13, 9) und dann doch wieder sagt (S. 18): 'Hier finde ich die ὑγρότης τῶν ὀμμάτων, den eigentümlichen Blick der nicht voll aufgeschlagenen Augen.' Von der Kopfhaltung, die Plutarch meint, hatte ich genau dieselbe Vorstellung, die auch Schreiber hat — eine Vorstellung, die mir oft anschaulich ward, wenn ich das Glück hatte, Ernst Curtius gegenüberzustehen —, und ich hatte mir erlaubt, diese Haltung als von den Alten bezeugt auszugeben, weil eben die Zeugnisse nicht anders verstanden werden können. Das verweist mir Schreiber als einen 'Irrtum', um dann ausführlich darzulegen — daß die Zeugnisse nicht anders verstanden werden können! Ausführlichkeit muß sein! Indessen habe auch ich nicht geglaubt, daß alle Bildnisse Alexanders durchaus diese Haltung gehabt haben müßten, noch weniger, daß sie sich an den meist allein erhaltenen Köpfen noch stets erkennen lassen müsse, und so würde auch ich die durch den Ausdruck λεοντώδες veranschaulichte Charakteristik des Haars für das greifbarste Merkmal gehalten haben. Aber ich glaube zeigen zu können, daß Schreiber denn doch diesem Merkmal zu große Beweiskraft zutraut, und bin auch heute noch der Ansicht, daß es 'durchaus unmöglich wäre, nach den Angaben Plutarchs allein unter den namenlosen Bildnisköpfen das Porträt Alexanders herauszufinden, zumal, wie gleichfalls Plutarch erzählt, die Nachfolger Alexanders bestrebt waren, ihm so ähnlich als möglich zu erscheinen und besonders die Neigung des Kopfes und die Art des Blicks ihm nachmachten'.

Immerhin kann ich bis hierhin zwischen der Methode Schreibers und der meinen noch keinen Unterschied bemerken.

Als ich in Schreibers Vorwort las, daß ihm 'die Verwirrung der geltenden Meinungen und die Ungleichheit der auf Alexander bezogenen Bildnisse anfangs wie ein unübersteiglicher Wall' erschienen sei, 'bis ich an dem realistischen, inschriftlich beglaubigten Hermenkopf des Louvre eine feste Stütze fand', da fiel mir die Geschichte von dem Mann ein, der seinen Freund zu einer Flasche Sekt einladet, weil er die Dampfmaschine erfunden habe, und auf den Einwand, daß die doch längst erfunden sei, erwidert: 'aber noch nicht von mir!' Daß die Herme des Louvre die Stütze jeder Untersuchung über Alexanders Bildnis sein muß, hat doch seit Jahrzehnten schwerlich jemand verkannt, und wenn meine Arbeit irgend ein Verdienst hat, so ist es das, die Festigkeit dieser Stütze durch den Nachweis eines Restes lysippischen Charakters gezeigt zu haben. Diesen Nachweis hält denn auch Schreiber für ein 'sicheres Ergebnis' (S. 17) — und mußte trotzdem die Stütze erst finden und die 'Vorfrage' nach einem 'äußerlich beglaubigten, unanfechtbaren Alexanderporträt' erst beantworten (S. 8). 'Die Frage der Zusammengehörigkeit von Kopf und Herme' erklärt Schreiber unter ausdrücklichem Hinweis auf Winters von mir mitgeteilte Feststellungen für erledigt. Die

Echtheit der Inschrift wird freilich im dritten Kapitel gegen Fröhners und Bernoullis Verdächtigung in Schutz genommen; da aber diese Verdächtigung neuesten Datums ist, so kann man doch wohl kaum sagen, daß erst durch ihre Zurückweisung die Herme des Louvre zu der festen Stütze der Untersuchung hat werden können. Auf Grund der Herme war dem Alexander die Diagnose auf 'Torticollis' gestellt worden, in deren Symptomen wir also ein unverächtliches Merkmal zuverlässiger Alexanderbildnisse sehen müßten. Ich hatte gegen die Diagnose Einwendungen erhoben, die freilich 'laienhaft' waren, aber doch auf dasselbe hinauskamen, was Geheimrat Curschmann bei Schreiber nun auf mehreren Seiten darlegt. 'Das auffälligste Merkmal' des durch die Herme bezeugten Bildnisses 'sind die beiden seitlich über der Stirnmitte ansetzenden breiten, aufstrebenden, dann schnell sich verjüngenden und mit leichtem Schwung auf die Stirn herabfallenden Locken, hinter welchen ein zweites höheres Lockenpaar zu sehen ist' (Schreiber S. 23). Das hatte ich natürlich auch nicht verkannt.

Bis hierher also sind Schreiber und ich völlig einig d. h., in der Beantwortung der beiden 'Vorfragen' nach der literarischen Überlieferung und nach dem 'äußerlich beglaubigten, unanfechtbaren Alexanderporträt' — einiger als man glauben sollte, wenn ich 'unmethodisch' vorgegangen bin und Schreiber, wie man doch annehmen muß, methodisch. Nun aber gehen freilich unsere Wege auseinander.

Schreiber muß die bis dahin gewonnenen Merkmale für ausreichend halten zur Identifizierung. Denn er geht nun mutig an die Bestimmung der äußerlich nicht bezeugten Alexanderbildnisse. In vier Kapiteln (IV—VII S. 41—79) werden nachgewiesen: 'Lysipps Jugendbildnis Alexanders' — 'Ein attisches Idealporträt Alexanders und seine alexandrinische Umbildung' — 'Der Alexanderkopf in Chatsworth House und die von Bissingsche Alexanderbüste' — 'Der kapitolinische Kopf des Alexander-Helios und seine Vorstufe'. Ein achtes Kapitel scheidet die 'unsicheren und falschen Alexanderbildnisse' aus. Mir schien und scheint das, was die Herme des Louvre noch erkennen läßt, zur Bestimmung anderer Köpfe, die nicht geradezu Repliken sind, nicht auszureichen. 'In der Ergänzung der Nase und der Unterlippe blieb dem Ergänzer', wie Schreiber zugesteht, 'ein gewisser Spielraum', wenn wir auch 'den feinen Schwung (der Lippen), die eher schmalen als vollen Formen als Züge des Urbildes erkennen können'. 'Feuerbach fand das starkprononcierte und doch rundliche Kinn besonders kennzeichnend; es sei nach Aristoteles das Merkmal eines energischen Charakters, *οἱ ἀκρογένειοι ἔμψυχοι*. Aber von wie vielen anderen Porträtköpfen läßt sich nicht dasselbe sagen?' (Schreiber S. 23). 'Die Stirn ist flach und ohne die wuchtigen Ausladungen, welche den Diadochenköpfen ihren besonderen Reiz geben.' Aber auch das ist doch wohl kein sehr wertvolles Merkmal. Die Locken über der Stirnmitte — 'dieser gewiß dem Leben entlehnte Zug' — sind 'das Hauptkennzeichen aller Alexanderporträts geworden und geblieben'. Aber sollen sie das einzige Kennzeichen sein?

Es läßt sich nicht leugnen: das Profilbild des großen Königs ist durch die Pariser Herme nur mangelhaft gesichert.

Deshalb sah ich mich nach anderen Zeugnissen um und glaubte den Alexanderkopf der Münzen des Lysimachos und des Mosaikbildes aus Pompeji zur Vervollständigung der aus der Herme Azara gewonnenen Vorstellung verwerten zu dürfen. Ich hielt und halte auch heute die Deutung des Kopfes mit dem Ammonshorn auf den Münzen des Diadochen für gesichert. Ich verkenne nicht und verkannte nicht die Verschiedenheit ihres Gepräges; aber ich glaubte, daß wir den Alexanderkopf der besten Prägungen 'getrost als maßgebendes Porträt des Königs ansehen' dürften, 'freilich nur so weit, als es Münzbilder, und gar solche, die nach dem Tode des Dargestellten und an so verschiedenen Orten geprägt sind, überhaupt sein können'. 'Das heißt, wir dürfen erwarten, die wesentlichen Züge des Gesichts wiederzufinden, ohne daß dadurch große Verschiedenheiten ausgeschlossen wären.' 'Als die wesentlichen Züge erscheinen mir: das über der Stirn sich aufbäumende und seitwärts niederfallende Haar, dessen Ähnlichkeit

mit dem der Pariser Büste unverkennbar ist, das kräftige Vortreten des unteren Teiles der Stirn, der tiefe Ansatz der Nase und ihre feingeschwungene Linie, der hochgerichtete Blick, der kräftige, sinnliche Mund und das energisch vorgewölbte Kinn.' 'Und von diesen Zügen finden wir genug in dem Alexanderkopf des berühmten Mosaikbildes aus Pompeji wieder, um darin eine Bestätigung der Benennung des Kopfes der Lysimachosmünzen zu sehen.' 'An dem so charakterisierten Profil wie an der durch die Pariser Büste bezeugten Vorderansicht sind die Köpfe zu messen, die auf den Namen Alexander Anspruch machen.'

Bis zu diesem Satze meiner Schrift (S. 15) möchte ich eines Fehlers, wenigstens eines Fehlers gegen die Methode, ungern überwiesen werden. Alles weitere gebe ich gern preis und bin mir der Unsicherheit der Bestimmungen, auch bei Anwendung guter Grundsätze, stets bewußt gewesen.

Aber war es verkehrt, sich auf die Lysimachosmünzen und das Mosaikbild zu berufen? Und wenn es verkehrt war, haben wir dann irgend welchen Ersatz dafür, oder bleiben wir einzig und allein angewiesen auf die Herme des Louvre?

Schreiber spricht von dem Mosaikbild sonderbarerweise eigentlich nur beiläufig. Er gibt zu, daß sein Original der Zeit Alexanders nahe stehe, wenngleich er es keinem bestimmten Künstler (gar mit Reinach dem Apelles selbst!) zugewiesen sehen möchte; er rechnet dem Bilde das Zeugnis für Alexanders Backenbart hoch an, den selbst das 'unretouchierte Normalporträt' des Lysipp — das wegen seines 'Naturalismus' so viel gepriesene — unterdrückt hat — weil Lysipps Stil 'sich eben erst aus den Fesseln des Idealismus zu lösen beginnt'. Ja er sieht in dem Mosaikbild neben dem Lysippischen 'Alexander mit der Lanze' die einzige Darstellung, 'welche die Überzeugung erweckt, daß sie ohne Autopsie nicht entstanden sein könne' und 'den König in voller Lebenstreue vorführt' (S. 224). Welche Züge wir aber dem Mosaikbild entnehmen dürfen, erfahren wir nicht. Die Löwenmähne dürfen wir wohl wiedererkennen. Aber sollen wir auch das gewaltige Auge, den kräftigen Mund, die mächtige Stirn und Nase diesem Zeugnis entnehmen? Wir würdem mit dem Kopf des Louvre wohl in Konflikt geraten, und ich würde selbst Bedenken tragen es zu tun und habe vor diesem Kopf stets den Eindruck der Übertreibung und Zusammendrängung der zur Erzielung eines gewaltigen Eindrucks dem Künstler wesentlich scheinenden Formen, dazu der Verrohung durch die Technik des Mosaiks gehabt.

Den Münzen widmet Schreiber ein eigenes Kapitel (XV S. 162—195). Zunächst ist da von Alexanders eigenen Münzen die Rede. Seit mehr als einem Jahrhundert ist allgemein bekannt, daß auf Alexanders Münzen sein Bildnis sich nicht findet, und Schreiber muß die zitierten Seiten (7 ff. 12 ff.) meiner Schrift wirklich sehr flüchtig gelesen haben, da er meint, ich hätte übersehen, was bereits Eckhel erkannt hatte, und hätte 'die Möglichkeit, daß Alexanders Münzen sein eigenes Bild enthielten, nicht aufgeben' wollen (S. 164). Nur die 'Möglichkeit', daß der Herakleskopf auf den Prägungen einzelner Städte den Zügen des Königs angeähnlicht worden sei, habe ich zugegeben und sofort hinzugefügt: 'aber diese Möglichkeit kann an der Tatsache, daß der Kopf den Herakles darstellt und einen überkommenen Typus wiedergibt, nichts ändern und ist für die Ikonographie Alexanders wertlos'. Ist das undeutlich?

Der Alexanderkopf der Münzen des ersten Ptolemaios schien mir gleichfalls ikonographisch wertlos. Nur dem offenbar individuellen Kopf der Lysimachosmünzen maß ich Bedeutung bei, und hier findet auch Schreiber eine 'Auffassung, deren charaktervolle, offenbar von dem attischen, in C erhaltenen Alexandertypus — wovon gleich die Rede sein soll — direkt oder durch Zwischenglieder beeinflußte Züge durchaus porträthaft wirken' (S. 169). 'In den besseren Exemplaren der Lysimachosmünzen sehen wir, was ein geschickter Stempelschneider aus der Profilansicht eines dem Sieglinschen Kopfe entsprechenden Alexanderporträts machen konnte' (S. 166), ja es wird für die Stirnbildung des Königs später geradezu das Zeugnis dieser Münzen gegen das des Lysippischen Kopfes angerufen (S. 220).

Freilich die Prägungen sind sehr verschieden, und daß die besten, an die ich mich halten wollte, auch die treuesten sind, ist nicht ganz gewiß! Aber war es 'unmethodisch', zu dem Bildnis, das den Zeitgenossen Alexanders als sein Bildnis galt, und sei es auch nur auf einer Münze, größeres Vertrauen zu hegen als zu irgend einer Namengebung eines modernen Archäologen?

Schreiber verschmäht — hier wenigstens! — das Zeugnis dieser Münzen — von allen späteren braucht gar nicht die Rede zu sein — und mißt ihr Bildnis an dem von ihm benannten statt dieses an jenem zu prüfen: er muß der Sicherheit seiner Methode sehr gewiß sein!

Die paar Merkmale, die Plutarch und die Herme Azara uns an die Hand geben, genügen angeblich, um ein 'Jugendbildnis' Alexanders von der Hand des Lysipp wiederzuerkennen (S. 41—45). Schreiber legt auf die Herstellung seiner Tafeln großes Gewicht; aber man muß doch mehr den Worten als dem Bilde glauben, daß das neben der Herme des Louvre abgebildete Köpfchen des Museums in Alexandrien ein 'kleines Meisterwerk' ist. Eine Verwandtschaft mit der Herme Azara ist nicht nur Schreiber aufgefallen, und auch die Abbildung läßt etwas davon — nicht nur in der schlechten Erhaltung! — erkennen. Sehr groß aber kann die Ähnlichkeit doch nicht sein; denn der Entdecker selbst spricht nur von 'Stirn- und Augenbildung, von dem Wangenkontur und dem schmalen Kinn', und nun lehrt die Abbildung, daß die Augen des kleinen Kopfes mit ihren nach außen stark gesenkten unteren Lidern von denen des Pariser Alexander gerade recht verschieden sind, daß jener durch die Querteilung der Stirn allerdings an den Apoxyomenos erinnert, während der Kopf des Louvre sich just hierin von dem Lysippischen Werk unterscheidet. Und auch von der Übereinstimmung des Wangenkonturs wird man nicht allzuviel halten, wenn man danach wieder hört: 'Frische Jugendkraft rundet dort die Wangen, welche dort welk und abgezehrt erscheinen.' Noch andere Unterschiede hebt Schreiber selbst hervor: 'Besonders auffällig ist der Unterschied in der Anordnung der Stirnlocken' — die doch gerade das Hauptmerkmal des Alexanderporträts sind!

Eine Ähnlichkeit ist da: das glauben wir der Abbildung und glauben es vor allem denen, die das Original gesehen haben. Aber es ist doch wohl gestattet, in aller Bescheidenheit, die dem nur nach Abbildungen Urteilenden geziemt, zu bezweifeln, ob diese Ähnlichkeit genügt, um nicht nur die Identität der Person, sondern auch die der Hand des Künstlers zu beweisen und das alexandrinische Köpfchen zu einem der festen Punkte in der Ikonographie Alexanders zu machen, wie Schreiber es will.

Einen schönen Kopf des Britischen Museums hat Stark vor Jahren als Alexanderkopf veröffentlicht. Ich habe ihm den Namen nicht versagt, ihn aber nicht als 'Porträt im eigentlichen Sinne' gelten lassen wollen. 'Der Stammbaum des Kopfes mag zurückgehen auf eines der Bildnisse Alexanders, in denen neben dem Schwärmerischen in Haltung und Blick das Männliche und Kraftvolle in der Erscheinung des Königs zu kurz gekommen, obgleich der Künstler die Löwenmähne wahrlich genug hervorgehoben hatte.' So glaubte ich die Betrachtung des merkwürdigen Kopfes abschließen zu dürfen. Schreiber will nun in einem schönen Marmorkopf der Sammlung Sieglin das attische Werk erkennen, dessen alexandrinische Umbildung der Londoner Kopf sein soll, und reiht diesen beiden noch eine Anzahl meist kleiner und minder bedeutender Köpfe als Abkömmlinge an. Der Sieglinsche Kopf verbindet mit dem Reiz originaler Arbeit, der durch die skizzenhafte Behandlung der Umgebung des Gesichts fast noch erhöht wird, eine tadellose Erhaltung. Gewiß ist er 'allen anderen Alexanderbildnissen an Schönheit überlegen'; aber hat er mit ihnen überhaupt viel gemeinsam? Ich kann die Übereinstimmung mit dem Kopf des Louvre selbst 'in der Haaranordnung über der Stirn' nur sehr gering finden und sehe vielmehr die Verwandtschaft mit dem Praxitelischen Hermes. Aber die Zusammenstellung des Kopfes mit dem Londoner gleicher Provenienz hat bei aller Verschiedenheit des Stils etwas Bestechendes. Wenn indessen Schreiber recht hat, so würde das

attische Idealporträt sich in der alexandrinischen Umbildung wo nicht dem Urbild, dem Individuum, so doch dem Individuellen wieder mehr genähert haben, nicht in diesem die Tendenz zur Idealisierung weitergehen. 'Mehr Sinnlichkeit und mehr Temperament' gesteht ja auch Schreiber dem Londoner Kopfe zu — 'ein stärkeres Empfinden', 'eine gewisse träumerische Leidenschaft'. Auf alle Fälle ist der Bildniswert des Sieglinschen Köpfchens sehr gering — oder, um es mit dem Verfasser zu umschreiben: 'das Bildnis ist von dem Lysippischen Wirklichkeitsbild grundsätzlich verschieden'.

Dies Lysippische Wirklichkeitsbild und alles, was echte Bildniskunst ist, muß man aber vergessen haben, wenn man in dem von Furtwängler kürzlich bekannt gemachten, immerhin 'schönen' Kopf des Herzogs von Devonshire 'eines der schönsten Bildnisse des großen Makedonen' sehen soll.[1]) Mit der üblichen 'Beweisführung' wird der ikonographisch m. E. ziemlich wertlose Kopf dem Leochares zugeschrieben und ihm in einer schlecht erhaltenen und, nach der Abbildung zu urteilen, überhaupt unerfreulichen, freilich mit den schematischen 'Alexanderlocken' ausgestatteten Kalksteinbüste der Sammlung Bissing noch ein Abkömmling angereiht.

Von allen bis dahin von Schreiber besprochenen Alexanderköpfen konnte mir vor einem Jahrzehnt außer der Herme des Louvre einzig und allein der Kopf im Britischen Museum bekannt sein. Bei ihm allein also kann sich, da wir über die Pariser Herme einer Meinung sind, der Unterschied der methodischen und der 'unmethodischen' Beurteilung zeigen. Und da habe ich dann freilich (mit Stark) in der Münchener Statue Rondanini das Band gesehen, das den alexandrinischen Kopf mit Alexander verbindet, während Schreiber gerade dieser Statue den Alexandernamen abspricht. Aber mit der Herme Azara ist auch nach Schreiber der Kopf nur durch ein sehr lockeres Band verknüpft, und nicht groß kann der Bildniswert eines Werkes sein, das ein dem Praxitelischen Hermes am nächsten verwandtes Idealbildnis in einen neuen Stil umsetzt und dabei nach Schreiber noch weiter idealisiert, in Wirklichkeit es wohl dem Individuellen, nicht aber dem Individuum nähert. Das gilt mir auch heute noch nicht als Porträt im eigentlichen Sinne.

Größer ist der Unterschied des methodischen und des 'unmethodischen' Urteils bei den beiden Köpfen, die Schreiber im siebenten Kapitel bespricht — dem kapitolinischen Kopf des Alexander-Helios und 'seiner Vorstufe', dem Kopf der Sammlung Barracco: beide Köpfe hält Schreiber für sichere Alexanderbildnisse, während ich sie ausgeschlossen hatte. '*In dubiis libertas*': hier bin ich bereit einen Fehler zu bekennen, der übrigens kein Fehler der Methode zu sein brauchte. Für den kapitolinischen Kopf wäre die Frage entschieden, wenn er wirklich einen Backenbart hat; denn wenn er ein Bildnis ist, dann wird er auch wohl Alexander darstellen sollen. Sonderbar ist aber, daß seit den Herausgebern von Winckelmanns Werken sich nie, so viel ich sehe, einer von denen, die den kapitolinischen Kopf für ein Porträt hielten, auf diesen Backenbart berufen hat, und daß er anderseits von der Deutung als Helios auch solche nicht zurückgehalten hat, die mindestens einen Abguß vor Augen hatten. Es muß also möglich sein, die paar Locken zum Kopfhaar zu rechnen, und in der Tat sehen die auf Arndts Tafel erkennbaren eher so und nicht wie Barthaare aus; da aber die Abbildung nicht mit Sicherheit erkennen läßt, wie weit diese Wangenlocken abwärts reichen, und mir ein Abguß nicht zu Gebote steht, so will ich mich lieber bescheiden. Das aber muß ich doch sagen, daß der von Schreiber angenommene Hergang, wonach das seiner

[1]) Später scheint das auch Schreibers Ansicht gar nicht zu sein. Denn S. 218 wird zugestanden, daß in dem Kopf die 'idealisierende Tendenz' 'die äußerste bei einem Bildnis noch zulässige Grenze der Ausscheidung individueller Züge erreicht', und S. 224 heißt es: 'Am leersten ist der Marmor von Chatsworth' und: 'Wenn wir die Porträtkunst eines Leochares nach diesem Werke beurteilen dürfen, so hat er Alexander nie zu Gesicht bekommen und für das Bildnis überhaupt keine Begabung besessen.' Das will ich gern unterschreiben; aber wie verträgt es sich mit dem Urteil auf S. 59?

Treue wegen so viel gerühmte Bildnis des Lysipp eine charakteristische Eigentümlichkeit im Aussehen Alexanders ganz unterdrückt hätte, und diese dann in einem sonst ganz idealisierten Bildnis des Alexander-Helios zum Ausdruck gekommen wäre, an sich überaus unwahrscheinlich sein würde und nur zugegeben werden kann, wenn der Bart über allen Zweifel erhaben ist.

Größer als die Zahl der von mir zurückgewiesenen, von Schreiber für sicher gehaltenen Alexanderbildnisse ist die Reihe der von Schreiber ausgeschlossenen, von mir oder nachher von anderen zugelassenen. Ihrer Aburteilung ist das achte Kapitel gewidmet (S. 80—99). Ausgeschieden wird die Statue der Glyptothek. Aber wenn Schreiber bekennt, 'einige Grundformen des Lysippischen Hermenporträts wiederzufinden' und 'eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Londoner Kopf nicht bestreiten will', nur an der von dem Lysippischen Bildnis abweichenden Darstellung des Haares und der Augen Anstoß nimmt, so darf man wohl fragen, ob nicht auch bei den für Schreiber sicheren Bildnissen recht starke Abweichungen von den lysippischen Locken sich finden, und ob denn die Augen des Barraccoschen Kopfes mit denen der Herme des Louvre irgendwelche Ähnlichkeit haben. Auf jeden Fall kann Schreiber die alte, noch neuerdings wieder von Furtwängler gebilligte Deutung nicht ohne weiteres als 'unmethodisch' verdammen.

So wenig wie dieses altberühmte, finden die neubenannten Alexanderbildnisse Gnade vor den Augen des Kritikers. Verworfen wird die Statuette aus Priene, verworfen die Statue von Magnesia: 'das einzig sichere Kennzeichen der Scheitellocken versagt'. Aber auch hier keine bedingungslose Verdammnis: 'Wenn in den beiden Statuen aus Magnesia und Priene Jugendbildnisse Alexanders beabsichtigt waren, so haben sie jedenfalls als eigentliche Porträts nur sehr geringen Wert und können bei den weiteren Untersuchungen nicht in Betracht kommen.' Sollte das Gleiche nicht auch von einigen der anerkannten Bildnisse gelten, die nur ein günstigeres Geschick in Alexandrien zu Tage kommen ließ? Verworfen wird ferner der schöne Kopf aus Pergamon, dem nicht nur der Alexandername, sondern auch der pergamenische Ursprung genommen werden soll. Die Locken sind da, aber — 'sie sind nicht mehr symmetrisch, sondern sehr individuell geordnet, setzen nicht neben-, sondern hintereinander an und sind in Form und Größe ganz anders entwickelt als das entsprechende Lockenpaar der wirklichen Alexanderköpfe.' Es fehlt der das Gesicht umrahmende Lockenkranz, die Lockenmasse im Nacken. Aber hat die der Kopf des Mosaikbildes? Hat sie überhaupt die Lysippische Herme? Ich möchte jeden Unbefangenen fragen: Welcher Kopf steht dem der Herme näher: der pergamenische oder der von Chatsworth und der Helios-Alexander vom Kapitol?

Soll denn die Gestaltung des Alexanderbildnisses bei voller, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsender, Freiheit nur einen einzigen Weg genommen haben?

Kurz, auch die wahre 'Methode' führt auf diesem Gebiet nicht immer — oder, sagen wir es offen, gar selten zu einwandfreien Ergebnissen, und fast bei jeder Bestimmung ist ein Für und Wider, das subjektivem Ermessen nicht geringen Spielraum läßt.

Heißt es nicht doch, das Maß der hier erreichbaren Gewißheit völlig verkennen, wenn da gelehrt wird (S. 96 und 282), daß die bekannte Reiterstatuette in Neapel, deren ikonographischen Wert gewiß auch die nicht allzuhoch angeschlagen haben, die an der Benennung 'Alexander' festhielten, durchaus nicht Alexander darstellen soll — weil dazu 'weder die Gesichtszüge, noch das kurzlockige Stirnhaar genügenden Anhalt geben' —, wohl aber einen seiner Feldherren aus derselben Lysippischen Gruppe der Reiter vom Granikos!

Bei der unendlichen Zahl der Alexanderbildnisse, die es aller Orten Jahrhunderte hindurch gegeben hat, Abkömmlingen zwar zum großen Teil von wenigen zeitgenössischen Bildern, aber doch zweifellos oft recht verwilderten Abkömmlingen, hat es wirklich geringen Wert, diesem oder jenem Kopf mit lockeren Fäden den Namen Alexander anzuheften; größeren hätte es nur, zu den Urbildern vorzudringen, wie das

freilich Schreiber ernstlich versucht hat. Aber überblickt man, was alles von namhaften Forschern mit dem einen Namen Leochares in Verbindung gebracht worden ist, in hingeworfenen Vermutungen oder auch in anspruchsvollerer Darlegung, dann sieht man ein, daß es nur unter ganz besonders günstigen Umständen uns vergönnt ist, ein einzelnes Bildnis mit einem berühmten Namen der Kunstgeschichte dauernd und nicht nur für den eigenen Hausgebrauch zu verbinden. Ein solcher Glücksfall ist es, daß uns von dem Kopf eines Lysippischen Alexander in der Herme des Louvre ein, wenn auch schwacher Abglanz erhalten ist. Der Wert dieses Besitzes ist aber noch erheblich gesteigert worden dadurch, daß in einer Erzstatuette des Louvre eine kleine Nachbildung eben der Lysippischen Statue erkannt wurde, von der der Marmorkopf abstammt, des 'Alexanders mit der Lanze'. Es ist das Verdienst Winters, die Statuette zuerst richtig gewürdigt zu haben. Doch durch Schreibers selbständige Begründung der Winterschen Vermutung und im Zusammenhang dieser ganzen Untersuchung ist die Hypothese, wie mir scheint, zu so hoher Wahrscheinlichkeit gebracht worden, daß sie wohl allmählich zum Gemeingut werden und alle anderen Vermutungen über den 'Alexander mit der Lanze' verdrängen wird. Schreiber hat aber versucht, gleich noch eine zweite Lysippische Alexanderstatue wiederzugewinnen, in einer anderen Erzstatuette des Louvre — mit geringerer Überzeugungskraft schon deshalb, weil auch der Kopftypus, den er bei dieser Statuette wiederzufinden meint, nicht mit gleicher Sicherheit wie die Herme des Louvre auf Lysipp zurückgeführt werden konnte und als Alexanderbildnis nicht, gleich jener, äußerlich bezeugt ist.[1])

Der Nachweis des einen Lysippischen Bildes ward dadurch erleichtert, daß gerade auf dieses Bildnis, wie es scheint, die Angaben zurückgehen, die wir über das Aussehen Alexanders besitzen (Schreiber S. 212). Eben dadurch muß aber 'die letzte Aufgabe aller Porträtforschung: hinter dem Abbild das Urbild zu suchen', und der Nachweis anderer Bildnisse erschwert werden. Woran sollen wir die Zuverlässigkeit des Lysippischen Alexanderbildes prüfen? Die Diagnose des französischen Asklepiaden, die, wenn sie richtig wäre, ein hohes Maß äußerlicher Treue des Hermenbildes beweisen würde, hat der deutsche Sachverständige widerrufen. Aber wenn auch die Asymmetrie der Kopfbildung in der Herme nicht über das auch bei gesunden Bildungen vorkommende Maß hinausgeht, so würde die deutliche Wiedergabe solcher Unregelmäßigkeit immerhin für den antiken Künstler sehr bemerkenswert sein. Aber Schreiber eröffnet in dem Schlußkapitel seines Werkes einen Weg der Erklärung — ohne ihn freilich selbst zu Ende zu gehen —, auf dem wir auch dieses Zeugnis für die Treue Lysipps verlieren würden. Und ich glaube, daß dieser Weg der rechte ist. 'Es ist ein bekannter Erfahrungssatz der Kunstgeschichte, daß schiefgehaltene Köpfe anders modelliert wurden als geradestehende, daß sich bei ihnen mehr oder weniger das Gleichmaß der Gesichts- und Schädelhälften verschiebt'. Es wird durch eine Abbildung (S. 217) veranschaulicht, daß bei dem Hermenkopf des Louvre in der durch die Bronzestatuette bezeugten Haltung 'der Teilungspunkt der Scheitellocken mehr in die Mitte der von vorn sichtbaren Schädelfläche rückt, und die übertriebene Entwicklung der linken Schädeldachhälfte für diese Vorderansicht, auf welche das ganze Werk berechnet ist, viel von ihrer Auffälligkeit verliert.' War also die Asymmetrie der Kopfbildung dem

[1]) Nicht auf alle Kapitel des Buches kann ich eingehen; von einigen mögen hier nur die Titel stehen: X. 'Alexander mit dem Helme' S. 111—115; XI. 'Ein alexandrinisches Statuenpaar des Alexander und des Hephästion' S. 115—123; XII. 'Der Alexander-Helios und der Helios des Chares. Der Alexanderbart der Diadochen' S. 124—138; XIII. 'Alexander mit der Ägis, als Herakles und Hermes' S. 138—149; XIV. 'Büsten des Alexander Ammon und des Alexander-Helios' S. 149—162. Von dem fünfzehnten Kapitel: 'Alexanderbildnisse auf Münzen' S. 162—195 war schon die Rede; ihm folgt ein Kapitel (XVI) über 'Alexanderbilder auf geschnittenen Steinen' S. 195—211.

Original gar nicht eigen? Schreiber sieht hierin 'das Kernproblem unserer Untersuchung' (S. 218). Aber er neigt — wofern ich seine hier gerade etwas gewundenen Gedankengänge recht verstehe — zu der meines Erachtens falschen Antwort und bahnt sich dazu den Weg durch die Betonung der idealisierenden Tendenz aller anderen Alexanderbildnisse. Aber wenn auch diese unzweifelhafte Tendenz es völlig erklären würde, daß eine von Lysipp noch festgehaltene Eigentümlichkeit der natürlichen Erscheinung auf dem Wege der Überlieferung verloren gegangen wäre, so kann sie doch unmöglich beweisen, daß die Asymmetrie des Lysippischen Bildes wirklich der Natur entsprach, wenn sich zu deren Erklärung jene andere, so plausible Möglichkeit darbietet.

Aber indem Schreiber bemüht ist, die Naturtreue seines einen Lysippischen Alexanderbildes zu retten, muß er von seinem anderen zugeben, daß 'der Künstler die Wirkung auf den Beschauer berücksichtigte und ihr selbst in einem wesentlichen Zuge das Detail unterordnete'. Und in dem gleichen Bestreben findet er dann auch bei dem 'Alexander mit der Lanze' die Erklärung für eine andere Abweichung. Seine 'steil aufstrebende Stirn' steht in Widerspruch mit dem Zeugnis des Sieglinschen Kopfes und — der Lysimachosmünzen, die hier zu Ehren kommen — sowie den jüngeren Alexanderbildern. 'Bei der durch Aufwärtsblicken veranlaßten Kopfhaltung lag die Stirn so weit zurück, daß eine Milderung der Schieflage, eine steilere Stirnbildung, aus rein künstlerischen Gründen geboten schien' (S. 220). Was soll uns verbieten, auf demselben Wege einen Schritt weiter zu gehen? Aber jeder Schritt weiter lehrt uns freilich auch die Unsicherheit der Grundlage unserer Untersuchung mehr kennen.

Schreiber scheint sich dieser Unsicherheit am Schlusse (S. 215) mehr bewußt zu sein als meist im Verlauf der Untersuchungen. Wo ich zu widersprechen hatte oder hätte — wenn diese Betrachtungen noch weiter ausgedehnt werden dürften —, da scheint mir Schreiber meistens durch allzugroße Peinlichkeit der Betrachtung auf falsche Wege geführt zu werden: wie die Kunstwerke, so haben auch die wissenschaftlichen Probleme ihren Augenpunkt, über den hinaus man sich ihnen nicht nähern darf, ohne über dem Einzelnen den Blick auf das Ganze und damit allen Maßstab zu verlieren. Bücher, die aus dem richtigen Augenpunkt ihr Problem erfassen, pflegen kürzer zu sein, als Schreibers Buch im Verhältnis zu seinem Problem ist. Im Schlußkapitel aber gewinnt der Verfasser einen höheren Standpunkt, von dem aus ihm gewiß selbst manche seiner Aufstellungen auch durch ein 'wahrscheinlich' oder 'vielleicht' (S. 216) nicht völlig gerechtfertigt erscheinen werden: wo das Wörtchen 'vielleicht' in einer wissenschaftlichen Untersuchung vom Verfasser oft gebraucht oder gar vom Leser oft vermißt wird, da ist gewiß der 'Augenpunkt' des Problems nicht eingehalten. Von jenem höheren Standpunkt aus versteht es der Verfasser wohl — und wer sollte es eigentlich eher verstehen als der Spezialist für alexandrinische Kunst? —, die besondere Bedeutung des 'Alexanderthemas' für die Geschichte der Porträtkunst, wie für die hellenistisch-römische Kunst überhaupt zu kennzeichnen, und auch die Bedeutung dieses Themas für die Beurteilung Alexanders selbst, nicht nach seinem Aussehen, sondern nach seinem Wesen. Von jenem höheren Standpunkt aus wird er auch mit Notwendigkeit zu dem Problem der Alexanderapotheose hingeführt. Der 'Anhang' über 'die Anfänge des Alexanderkultes und das Verhältnis der Alexanderbilder zu demselben' steht mit der Hauptaufgabe des Buches in so engem Zusammenhang, daß er kaum als 'Anhang' hätte bezeichnet zu werden brauchen, und ich bekenne, in ihm einen der wertvollsten Abschnitte des ganzen Buches zu sehen. Lehrreich wird hier der guthellenische Ausgangspunkt und Anfang des Herrscherkults nachgewiesen, dessen orientalische Elemente so oft überschätzt worden sind — und diese Erkenntnis hat auch für die historische Beurteilung Alexanders, die in letzter Zeit so viel umstrittene, ihre Bedeutung.

Reiche Anregungen kann gerade auch der Hauptleserkreis dieser Zeitschrift den beiden letzten Abschnitten des Schreiber-

schen Buches entnehmen, Anregungen, deren Verfolgung zum Glück von den Einzelergebnissen der vorangehenden Kapitel nicht durchaus abhängig ist.

Friedrich Koepp.

DIE MEDEIA DES NEOPHRON

In dem Papyrus CLXXXVI des Britischen Museums fanden sich Reste eines griechischen Dramas, dessen Held Iason zu sein scheint. Es handelt sich um drei bis vier Kolumnen, der Schrift nach dem II. oder III. Jahrh. n. Chr. angehörend. W. Crönert macht über die Fragmente im 'Archiv für Papyrusforschung' III 1 Mitteilung, und seinen Ausführungen sei hier einiges entnommen.

Die ersten neun Verse von Kol. II sind offenbar das Ende eines Prologs. Medeias Geschichte wird erzählt, Kreons Ankunft, die kurz vorher erfolgt war, berichtet:

καὶ νῦν τριταῖον ἦμ[αρ ἐξ ὅτου μολὼν
Αἰγεὺς Ἀ[θην]ῶν . . . . . .

Iason tritt sodann auf und wird von einer ungenannten Person, vielleicht dem Sprecher des Prologs, angeredet. Nach Cr. ist von dem veränderten Wesen der Medeia die Rede, was aber nach den winzigen Bruchstücken kaum mit Sicherheit angegeben werden kann. Nach einer größeren Lücke findet sich dann eine Anrede an den aus korinthischen Frauen bestehenden Chor:

φίλαι γ]υναῖκες, αἳ Κορίνθιον πέδον
οἰκεῖτε] χώρας [τῆσ]δε πατρῴοις νόμοις.

So wird der Chor angeredet, nach Cr. von Medeia, wie er aus der Euripideischen Vorlage schließt. Ferner wird der Befehl Kreons mitgeteilt, daß Medeia Korinth verlassen solle, wie der Vers (Kol. III 13)

τοιαῦτ' ὃς ἄρχει] τῆσδε γῆς Κρέων [λέγ]ει

(von Cr. ergänzt) schließen läßt. Es folgt ein Dialog, in dem wahrscheinlich die Amme die Medeia zu begütigen versucht.

Sichere Übereinstimmungen mit Euripides sind, daß der Chor aus korinthischen Frauen besteht und daß Kreons Ausweisungsbefehl bekannt gemacht wird. Daß gleich nach dem Prolog auf Medeias Stimmung hingewiesen wird und daß Medeia selbst den Chor anredet, scheinen mir unbewiesene Annahmen. Im Prolog wird im Gegensatz zu Euripides, wie Cr. hervorhebt, auf das Kommen des Aigeus hingewiesen.

Es fragt sich nun, wer der Verfasser dieses Dramas war. Außer Euripides hatten noch fünf andere Tragiker den Stoff behandelt. Für Neophron spricht nach Cr., daß Schol. Eur. Med. 666 gesagt wird: *Νεόφρων δὲ εἰς Κόρινθον τὸν Αἰγέα φησὶ παραγενέσθαι πρὸς Μήδειαν ἕνεκα τοῦ σαφηνισθῆναι αὐτῷ τὸν χρησμὸν ὑπ' αὐτῆς, γράφων οὕτως·*

καὶ γάρ τιν' αὐτὸς ἤλυθον λύσιν μαθεῖν
σοῦ. Πυθίαν γὰρ ὄσσαν, ἣν ἔχρησέ μοι
Φοίβου πρόμαντις, συμβαλεῖν ἀμηχανῶ·
σοὶ δ' εἰς λόγους μολὼν ἂν ἤλπιζον λαβεῖν.

Also Aigeus kommt in der ausgesprochenen Absicht nach Korinth, um von Medeia eine Erklärung des Orakelspruchs zu erhalten. Bei Euripides reist Aigeus nach Trozen zu dem weisen Pittheus, um von ihm eine Deutung zu vernehmen. Er trifft unterwegs in Korinth die Medeia und redet nur gelegentlich darüber mit ihr. Seine Ankunft wird vorher nirgends angedeutet. In dem Papyrusfragment wird schon im Prolog auf Aigeus' Ankunft Bezug genommen und bemerkt, er sei schon seit drei Tagen in der Stadt; es wird also besonderes Gewicht auf den Umstand gelegt. Cr. schließt hieraus, das Fragment stamme von Neophron.

Daß die Rederei der Hypothesis über Euripides als Plagiator des Neophron völlig gegenstandslos ist, haben Wilamowitz u. a. dargetan. Daß aber diese kurzen Bruchstücke wirklich mit Sicherheit dem Neophron zuzuweisen sind, läßt sich, wie ich glaube, doch nicht so bestimmt behaupten, wie Cr. es tut. Es fehlt zu sehr an Beobachtungsmaterial. Die Möglichkeit ist unbestreitbar, und die hat Cr. gut bewiesen, mehr wohl kaum. Warum soll nicht in Dikaiogenes', Karkinos', Diogenes' oder Biotos' gleichnamigen Tragödien Aigeus auch eine Rolle gespielt haben? Warum sollten diese nicht auch zum Teil

den Euripides nachgeahmt haben? Daß Neophrons Drama von den Grammatikern eifrig gelesen wurde, spricht wohl für Cr.s Annahme, läßt aber auch andere Möglichkeiten offen. Wie dem auch sei, jedenfalls ist der Fund wichtig und Cr.s Aufsatz anregend, und es ist zu hoffen, daß sein Wunsch nach einer neuen Kollation bald in Erfüllung gehe. CARL FRIES.

CONST. RITTER, PLATONS DIALOGE. INHALTSDARSTELLUNGEN I: DER SCHRIFTEN DES SPÄTEREN ALTERS. Stuttgart, Kohlhammer 1903. VI, 219 S.

Eines der wichtigsten Ergebnisse der neueren Platonforschung ist die nahezu unwiderlegliche Bestimmung der Schriftenreihe, die Platons Schaffen abschließt: Parmenides, Sophistes, Politicus, Philebus, Timäus (nebst dem Kritiasfragment) und Gesetze. Die letzte Stufe, die Platons Geist erstiegen hat, läßt sich nunmehr klarer erkennen, und von hier aus vermag man auch seine Gesamtentwicklung folgerichtiger darzustellen. Aber gerade die Altersschriften erschweren bekanntlich dem Leser die Arbeit in ganz besonderer Weise: nicht nur, weil sie, mit Syrian zu reden, *Πλατωνικῶν ὀάρων ἄνθεα* so ziemlich ganz vermissen lassen, sondern weil Platon, in manchem Stücke dem greisen Goethe ähnlich, für seine überreich und übertief gewordene Erkenntniswelt die zureichenden Ausdrucksformen zu finden teils die Kraft, teils auch den Willen nicht mehr hat: ein gewisses Ansichherankommenlassen, ein Gesuchtseinwollen macht sich bemerklich, auch eine Neigung zum Versteckspielen, nicht launiger Art, sondern das rechte *σκυθρωπάζειν*, dazu gelegentlich eine nur zu leicht zu Nebenfragen abspringende Gedankenführung. Freilich, je tiefer man eindringt, desto klarer schließen sich auch hier die Zusammenhänge aneinander, und manches, was für den ersten Blick voller Schrullen und Winkelzüge oder gar planlos erschien, enthüllt bei schärferer Prüfung eine geheime Strategie des Verfassers, die der Folgerichtigkeit keineswegs entbehrt. So hat unlängst Gomperz selbst in den Gesetzen, nach dem Vorgange Ritters, eine viel weiter reichende Planmäßigkeit nachgewiesen, als insgemein angenommen wurde (S.-B. d. Wiener Akad. 1902, CXLV 11). Aber die Schwierigkeiten, die die Alterswerke bieten, sind wie gesagt ungewöhnlich groß, und namentlich das erste Einarbeiten wird durch sie in der unerfreulichsten Weise erschwert. Diesem Umstand sucht Ritter in einer zweifellos verdienstlichen Weise abzuhelfen. Schon 1896 fügte er seinem Kommentar zu den Gesetzen ein Heft bei, das eine 'Inhaltsdarstellung' enthielt. Das vorliegende Bändchen bietet das gleiche Hilfsmittel für die übrigen Altersschriften. Was Ritter gibt, ist nicht etwa zu verwechseln mit dem, was Bonitz wollte (dessen Behandlung des Sophisten jedem einen Vergleich ermöglicht), noch weniger mit jenen zahllosen Gliederungsversuchen und Paraphrasen, die sich leider in Bonitzens Fahrwasser Jahr für Jahr in die Platonische Literatur ergießen, zum Schrecken für jeden, der mit ihr zu tun hat. Zwar enthält sich Ritter wie Bonitz durchaus der eigenen Reflexion und jedes Urteils über die Platonischen Gedankenwege, aber sein Ziel ist nicht, durch Darlegung des Gedankenganges zu einer Formulierung von Platons jeweiliger End- und Hauptabsicht zu gelangen, sondern er will zunächst weiter nichts als dem Studium den Weg bahnen, 'mit Umgehung aller Schwierigkeiten und unnötigen Umständlichkeiten des Ausdrucks nur die Gedanken festhalten und sie in scharfer Fassung so klar als möglich wiedergeben'. Das ist bei der Natur des Gegenstandes keineswegs eine Aufgabe, die sich *ὁ τυχών* setzen darf. Ritter, der sich bei Sophistes und Politicus ohnehin auf treffliche bereits von ihm veröffentlichte Arbeiten stützen konnte, versichert mit Recht, daß viel mehr Arbeit in diesen Inhaltsdarstellungen steckt, als der erste Blick zu erkennen vermag. Er fügt hinzu: 'und zwar nicht allein philologische'. Ich erlaube mir zu betonen: Gottlob, auch recht viel philologische. Denn solche tut diesen Schriften noch immer am meisten not. Auch auf das sorgfältige Register legt Ritter, hier wie schon in seinen Gesetzen, mit Recht besonderen Wert. Dagegen vermag ich seinem Aufsatz über die Timäuseinleitung (Philol. LXII 410 ff.), der

im Zusammenhang mit seiner in diesem Buche niedergelegten Arbeit am Timäus entstanden ist, ebensowenig zuzustimmen wie seinen neuen sprachstatistischen Darlegungen, die die Leser dieser Jahrbücher kennen: *ἕωϑεν δεῦρο πάλιν ἀπαντῶμεν*.

Otto Immisch.

Politische Korrespondenz des Herzogs und Kurfürsten Moritz von Sachsen. Herausgegeben von Erich Brandenburg. Zweiter Band, erste Hälfte (1544 und 1545). Leipzig, B. G. Teubner 1903. 468 S.

Auf den ersten Band dieses Quellenwerkes, den wir in diesen Jahrbüchern 1902 IX 150—152 angezeigt haben, ist nunmehr die erste Hälfte des zweiten Bandes gefolgt, welche auf 468 Seiten Nr. 557—836 der Korrespondenz bringt. Die Sorgfalt des Herausgebers ist dieselbe rühmlichst hervorzuhebende wie im ersten Bande.[1]) Man wird nicht sagen können, daß der Umfang für zwei volle Jahre zu groß sei; es ist zu erwarten, daß, nach dem bisherigen Maße gemessen, das ganze Unternehmen nicht stärker als etwa vier bis fünf Bände werden wird. Die Hauptereignisse, die uns vorgeführt werden, sind die Wahl des Herzogs August zum Bischof von Merseburg (wobei er und Moritz religiöse Bürgschaften eingeben mußten); der Speirer Reichstag von 1544 (über den freilich die Berichte sehr spärlich fließen); die Bestrebungen, die auf den Erwerb von Magdeburg und Halberstadt gerichtet sind; der Feldzug gegen Frankreich (wobei ausführliche Berichte über die Einnahme von Vitry und St. Dizier vorliegen); die Braunschweigischen Händel (wobei Moritz den Schmalkaldenern die versprochene Hilfe leistete, aber wegen ihrer Abgeneigtheit, dem besiegten Gegner eine erträgliche Abkunft zu gewähren, sich mit ihnen überwarf); endlich der näher und näher rückende Zusammenstoß der Bündner mit dem Kaiser. Man kann sagen, daß der zu Anfang 1545 erfolgte Rücktritt des älteren (Georg) von Carlowitz aus dem Kreis der 'wesentlichen' geheimen Räte des Herzogs die Folge hatte, daß Komerstadt mit seiner immer vorsichtigen, aber doch dem engeren Anschluß an die Schmalkaldener geneigten Politik mehr das Ohr des Herzogs gewann; aber daneben behauptete doch Christoph von Carlowitz, Georgs Neffe, seinen Einfluß, und er erstrebte möglichsten Anschluß an den Kaiser. Unter dem Vorwand, daß seine Regierung wegen des Sessionsstreites mit Bayern an den Verhandlungen des Wormser Reichstages vom Frühling 1545 nicht teilnehmen könne, hat er es fertig gebracht, sich damals von allen gemeinsamen Schritten der protestantischen Stände fern zu halten. Da die magdeburgisch-halberstädtische Frage ohnehin immer den trennenden Keil zwischen Albertinern und Ernestinern bildete, so hatte die äußere Annäherung, die sich zwischen Moritz und Johann Friedrich 1545 vollzog, keine tieferen Wirkungen. Daß sie Anlaß zu einem so 'angreifenden Saufgelage' wurde, daß Moritz mehrere Wochen krank lag (wie Brandenburg S. 137 angibt), vermag ich aus Nr. 739 selbst übrigens nicht zu entnehmen; post hoc ist nicht propter hoc. Unter allen Umständen waren die Verhältnisse Ende 1545 so geartet, daß die herzoglich sächsische Politik ebenso leicht und leichter den Weg zum Kaiser finden konnte als zu den Schmalkaldenern. Der junge Fürst gewann durch den Rücktritt Georgs von Carlowitz die Möglichkeit einer eigenen Politik, und sie geht zunächst noch auf möglichste Vermeidung eines Krieges zwischen den Protestanten und dem Kaiser. Der Beweggrund ist aus dem Schreiben Nr. 779 (13. Oktober 1545) ersichtlich: obwohl der Kaiser in Mailand, in Rom, zweimal in Afrika und zweimal in Frankreich Krieg geführt hat, so mangelt ihm noch heutigen Tages kein Geld; und wenn die Protestanten selbst 50000 Mann aufbrächten, so wäre doch zu besorgen, daß, wenn sie erschöpft und müde seien, der Kaiser erst recht anfangen werde einen beharrlichen Krieg zu führen und ihnen den Garaus zu

[1]) Wir notieren nur etwa, daß S. 110 der Ausdruck 'erhöhte Katze' nach Grimm als 'erhöhte Schanze, um von da aus die übrigen zu beherrschen,' hätte erklärt werden dürfen, und daß S. 187, 4 'der leidenlichste (= annehmbarste) Weg' statt der 'liederlichste Weg' zu lesen sein wird.

machen. Es ist also die Überzeugung von der größeren finanziellen Leistungskraft des Kaisers, welche Moritz einen Krieg fürchten läßt, der seinem Schwiegervater leicht sehr teuer zu stehen kommen kann, und die Ereignisse haben bekanntlich diese Besorgnis durchaus bestätigt: das schmalkaldische Heer ist 1546 nicht etwa durch Waffengewalt aufgerieben worden, sondern es hat sich aus Mangel an Geld, bezw. an Bereitwilligkeit zu zahlen, aufgelöst. Von dem Gedanken, daß der Krieg etwa zu benutzen wäre, um im Trüben zu fischen, zeigt sich in der ganzen Korrespondenz, soviel wir sehen, noch keine Spur. Wie hoffnungslos zerklüftet aber die Protestanten unter sich waren, zeigt Nr. 669, eine Denkschrift Johann Friedrichs von Ende März 1545. Er nimmt hier zu dem Plan des Landgrafen Stellung, der eine Art engeren Bundes zwischen Wittenberg, Dresden und Kassel vorschlug, und lehnt diesen Plan schon deshalb ab, weil das Kurfürstentum dabei immer von Hessen und dem Herzogtum, 'die allerwegen übereinstimmen werden', überstimmt werden würde und bloß sein placet zu allem geben dürfte; 'das konnen wir gar nit leiden'. Dann aber werde der Landgraf eigne Sachen in die Einung ziehen wollen, wie seine 'andere Ehe', die nassauische Sache, den Streit mit dem Deutschmeister. Jedenfalls müßten alle zwischen Wittenberg und Dresden schwebenden Fragen: die burggräfische Sache, die Gerechtigkeit Kursachsens zu Halle, die Sache wegen des Stifts Zeitz, die erfurtische Angelegenheit, die eventuelle Erbfolge in Jülich-Berg gründlich erledigt werden, ehe man sich mit Moritz enger einlassen könne. Nötig sei es überhaupt nicht; am einfachsten wäre es, wenn Moritz kurzerhand in 'die christliche Verständnus', d. h. den Schmalkaldischen Bund, eintreten würde. 'Man hat unseres Bedenkens in Religions- und Profansachen Einung genug und bedürfte keiner weiteren Einung, wann man alleine dieselbigen wohl hielte.' Wo so viel kurzsichtiger Egoismus, so wenig Erfassen höherer Ziele und der zu ihrer Erreichung nötigen Wege vorhanden war, da hatte Karl V. verhältnismäßig leichtes Spiel.

Gottlob Egelhaaf.

Karl Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit. Zweiter Band, erste Hälfte 520 S., zweite Hälfte 761 S. Freiburg i. Br., Heyfelder 1903.

Die beiden inhaltreichen Bände werden von dem Verfasser als Ergänzungsbände zu seiner Deutschen Geschichte bezeichnet, die er in fortlaufender Erzählung bis zum Westfälischen Frieden geführt hat und nunmehr nach eingehender Darlegung seiner geschichtlichen Gesamtanschauung in den beiden Ergänzungsbänden von da an weiter zu führen gedenkt. Mit Recht sagt der Verf., daß eine derartige Gesamtanschauung von dem Werdegang unseres Volkes sonst noch nicht entwickelt worden sei. Wie ein Baum dem Boden entwächst, dem Lichte und der Wärme zustrebend, wie seine Wurzeln sich verbreiten, wie seine Lebenskraft Äste und Zweige heraustreibt, durch die Elemente gefördert oder gehemmt, die Förderungen ergreifend und die Hemmungen besiegend, so hat in der Betrachtung L.s elementare Notwendigkeit auch die Entwicklung des deutschen Volkes bestimmt, ihm die Stadien des Wachstums, Blühens und Abblühens vorgeschrieben in seinen Wandlungen von den Uranfängen bis zur jüngsten Gegenwart. Wirtschaftsleben und soziale Bildungen, seelische Dispositionen und geistige Richtungen der sich folgenden Geschlechter unseres Volkes, politische Leitung nach Innen und nach Außen durch die Regierenden, bewußte und unbewußte Einwirkung auf diese durch die organisierten Parteien und die sozialen Schichten der materiell oder geistig Mächtigen werden von L. nach sachlichen Gesichtspunkten unter Nachweis der Entstehungsquellen in Einzelabschnitten behandelt. Gesamtpsychische Wirkungen komponieren das Geschehen: darum will L. nicht Personalgeschichte in bisheriger Weise schreiben, auch nicht einseitig Staatengeschichte. Das Politische ist ihm Gesamtergebnis namentlich wirtschaftlicher sowie sozialer Bedürfnisse und Strebungen; die wirtschaftlichen und sozialen Vorgänge wiederum ergeben sich aus den geographischen Verhältnissen des deutschen Bodens, aus dem Charakter des deutschen Volkes und anderen Realitäten mit einer Notwendigkeit, die den Vor-

gängen der Natur zum wenigsten verwandt erscheint.

Man lese bei L. selbst nach, wie er die Vielheit der Zustände und Entwicklungen im einzelnen von seinem Standpunkte aus beleuchtet. Das Studium des L.schen Buches setzt geschichtliches Wissen und Bereitwilligkeit zu tieferem Denken voraus; wer solches nicht scheut, wird Anregung und Belehrung in Fülle ernten. Es ist eine gewaltige Aufgabe, die sich L. gesetzt hat, da er die gesamte deutsche Geschichte bearbeiten und da er sie nach durchweg neuen Gesichtspunkten darstellen will. Das Unternehmen mußte den Zweifel hervorrufen, und bekannt ist ja, welch erbitterter Streit sich unter den Fachgelehrten über die L.sche Historik erhoben hat. Nun mag man im einzelnen zweifeln oder, wie nachher geschehen wird, der L.schen Betrachtungsweise überzeugt widerstreben; immerhin muß, wer als vorsichtig Urteilender das Werk L.s im Zusammenhange liest, wenigstens zu dem Bekenntnisse gelangen, daß dem Verfasser ein ganz erhebliches Teil seines Wollens glänzend geglückt ist.

Es ist hier nicht die Stelle für Erörterung wissenschaftlicher Prinzipienfragen, und wo der Verfasser einem so außergewöhnlich hochgesteckten Ziele unerschrocken zustrebt, dürfen einzelne Fehlschläge unser Urteil über den Wert des Buches nicht bestimmen. Einfacher würde für den Verfasser die Aufgabe gewesen sein, wenigstens wäre er an manche Klippen nicht gekommen, wenn er, statt die geschichts-politische Darstellung nach größtenteils neugeschaffenen und geschlossenen Betrachtungskategorien bis zum heutigen Tage fortzusetzen, bei dem Abschnitte des Jahres 1888 oder 1890 Halt gemacht hätte, vielleicht unter gelegentlichen Lehrausblicken auch auf die späteren Jahre. Er wäre dann vor dem Bemühen bewahrt geblieben, Personen und Zustände der Gegenwart schlechterdings unter Zwangsgesichtspunkten erscheinen zu lassen.

Eine bedeutsame Rolle spielt bei L. das neugebildete Wort 'Reizsamkeit'. Mit dieser Bezeichnung charakterisiert L. die seelische Disposition des in unserem Deutschland während des XIX. Jahrh. aufgekommenen 'freien Unternehmertums' im Gegensatze z. B. zu dem behäbigen Großkaufmann noch der Goetheschen Zeit. 'Reizsamkeit' soll die erhöhte Nervenschwingung bezeichnen, wie sie, durch die Lebensverhältnisse naturgemäß hervorgerufen, zum Teil auch von krankhaften Begleiterscheinungen gefolgt, vorzugsweise dem freien Unternehmertum der industriell-kommerziellen Sphäre, mehr oder weniger aber auch der übrigen Gesellschaft unseres Zeitalters eignet. Hat ja doch nach L. — ich empfehle diese scharfsinnigen Ausführungen zu eingehender Prüfung — gerade das freie Unternehmertum unserer ganzen Zeit den Charakter der Reizsamkeit verliehen, mit seinen seelischen Eigentümlichkeiten auf den ganzen Gesellschaftskörper abgefärbt, hat es auch auf die Umgestaltung der politischen Verhältnisse mittelbare und unmittelbare Wirkung in besonderem Maße ausgeübt.

Als hervorragende Vertreter dieser modernen Reizsamkeit gelten L. die zwei politischen Führer der Nation Fürst Bismarck und Kaiser Wilhelm II., die einzigen Persönlichkeiten, die von L. eingehend behandelt werden. Bismarck verkörpert den 'reizsamen Naturalismus', der Kaiser den 'reizsamen Idealismus'. Wenn nun L. der herrschenden Auffassung, die in Bismarck das 'Idealbild des deutschen Recken schlechthin', 'die Verkörperung deutscher Urkraft' erblickt, die Behauptung entgegensetzt, daß 'der geschichtliche Bismarck ein anderer war', wenn er sich dabei auf die 'unvoreingenommene Schilderung eines reich erfahrenen, praktischen Psychologen' beruft, der in einer an und für sich durchaus zutreffenden Darstellung die gemütliche Sensibilität Bismarcks, seine hystero-neurasthenische Anlage hervorhebt, seine 'Stimmungskrankheiten' schildert (Deutsche Rundschau 1902 S. 444), so übersieht L. bei seiner hieraus gezogenen Schlußfolgerung, daß diese der Umwelt gewiß oftmals peinliche Schwäche des Menschen als naturnotwendige Kehrseite des unendlich feinen gemütlichen und geistigen Empfindens Bismarcks gewürdigt werden muß und seinen Heldencharakter nicht aufhebt. Bismarck hatte Künstler-

nerven. Nur ein Mann von solcher Nervenanlage vermochte die Nervenanspannung, wo es galt, auch in das Unendliche zu steigern. 'Nur ein Neurastheniker kann solches zuwege bringen', so äußerte sich mir gegenüber über Bismarck vor Jahren ein befreundeter Arzt. Die individuelle Nervenfeinheit eines Bismarck mit ihrer so ergreifenden Verstimmbarkeit hat nichts zu tun mit dem von L. sonst so ansprechend gezeichneten Typus der modernen 'Reizsamen'; sie bildet das Eigen der genialen Naturen aller Zeiten: sie treffen wir bei Cäsar ebensowohl als bei Napoleon und dem Freiherrn vom Stein.

Man sieht, auch das gründlichste und tiefste Denken wird von dem Schatten des Irrtums begleitet. Das L.sche Buch über deutsche Geschichte, durchweg aus deutschem Denken und Fühlen geboren, bleibt darum doch eine glänzende Leistung deutscher Gelehrsamkeit und deutsch liebevoller Hingabe an den Stoff. Ich verweise z. B. auf den Abschnitt über 'die Entwicklung des deutschen Volksgebietes', wo der Verfasser von dem Wechsel der Gebietsgrenzen des Deutschtums spricht, von den Oszillationen des Volkstums zwischen Westen und Osten, von den Kolonisationen des Mittelalters und ihren wirtschaftlich-sozialen Anlässen, von den geographischen Verhältnissen des deutschen Landes und den durch sie immer neu hervorgetriebenen Verschiebungen des Verkehrs, von dem Übergang der Führung des Deutschtums an die emporgekommenen Kolonialmächte Österreich und Preußen, dem schließlich der Dualismus des XVIII. und XIX. Jahrh. erwuchs: hier wird jeder Leser unter dem Eindrucke stehen, eine meisterhafte Historik kennen gelernt zu haben.

Nicht minder großartig erscheint mir der in edler Bildersprache gehaltene Abschnitt 'Entwicklungsmomente der Reichsverfassung'. — Interessant ist es zu lesen, daß sich für L. die Begriffe 'Deutsches Reich' und 'deutsches Vaterland' nicht decken. Dem Historiker, der das Fluten und Ebben deutscher Ansiedlung oder Herrschaft von der Urzeit an im Auge hält, haben die Jahre 1866 und 1871 das ganze deutsche Volk politisch so wenig geeint, wie dies auf geistigem Gebiete den Reformatoren gelang. L.s Betrachtung unterliegt darum das Deutschtum außerhalb des Reiches ebensowohl wie das Deutschland Bismarcks, das nach L.s Anschauung augenblicklich wenigstens den 'Zentralisationspunkt' des gesamten Deutschtums bildet. Bismarcks Werk, die Einung des heutigen Reichs, die Gründung des Dreibundes u. s. w. wird in seiner geschichtlichen Notwendigkeit begründet und in lehrreichen Rückblicken bis in die Zeiten der ersten Karolinger beleuchtet. Die persönlichen Verdienste Bismarcks werden voll gewürdigt; auf geschichtsphilosophische Aussprüche Bismarcks im Sinne der Anschauungen L.s wird wiederholt Bezug genommen.

Ich kann nur wiederholen: man lese selbst nach; möge man die dem popularen Interesse näher liegenden Abschnitte über die Entstehung des heutigen Deutschlands studieren oder sich mit den nicht minder gehaltvollen, aber schwierigeren Darlegungen z. B. über das Wirtschaftsleben beschäftigen: man wird stets das Gelesene gern zu wiederholten Malen lesen und dem Inhalte der folgenden Kapitel mit Spannung entgegensehen.

Ich schließe diese Anzeige mit dem Ausdrucke des Dankes an den Verfasser und den besten Hoffnungen für die weiteren Bände der Deutschen Geschichte Lamprechts.

August Eigenbrodt.



NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND BERNHARD GERTH

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII UND XIV. BANDES 3. HEFT

MIT 1 KARTENSKIZZE

Ausgegeben am 22. März 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg**, Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth**, Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

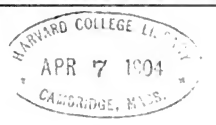
INHALT DES 3. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

(Fortsetzung auf der vorletzten Seite des Umschlags)



HELLENISTISCHE THEOLOGIE IN ÄGYPTEN[1]

Von Richard Reitzenstein

In eindringendster Arbeit hat in den letzten Jahrzehnten die Philologie versucht, Bedeutung und Wirkung der orientalischen Kulte, die sich in hellenistischer und römischer Zeit über die ganze Kulturwelt ausbreiteten, zu erforschen, und mit lebhaftem Eifer ist wenigstens ein Teil unserer protestantischen Theologen diesen Bemühungen gefolgt. Boten doch Kultbrauch und Anschauungen so viele Berührungen mit dem frühen Christentum, daß die Frage, wie weit man etwa die heidnischen Spiegelbilder zur Erklärung christlicher Bildungen heranziehen dürfe, gar nicht mehr abzuweisen schien. Seltsam ist es, daß dabei ein Land und Volk die geringste Berücksichtigung gefunden hat, das doch die hellenistische Kultur am nachdrücklichsten beeinflußt hat und durch Lage und Geschichte mit Palästina eng verbunden ist — das ägyptische. Wir stellen uns die ägyptische Religion der hellenistischen Zeit als völlig unberührt vom Griechentum wie von fremden orientalischen Vorstellungen, erstarrt und versteinert, als rohen Aberglauben und Zaubertreiben vor und lächeln mitleidig, wenn wir im Ausgang des Altertums jüngere Neuplatoniker sich mühen sehen, dem wüsten Spuk religiösen Sinn abzugewinnen. Und doch liegt uns gerade aus Ägypten eine reiche religiöse Literatur aus hellenistischer Zeit vor und gestattet uns, hier Bildung und Wandlung religiöser Begriffe zu verfolgen wie in keinem anderen Teil des Orients. Sie spiegelt die Hellenisierung des ägyptischen Volkes. Ich meine natürlich die Gebete der Zauberpapyri und die sogenannten Hermetischen Schriften.

Die Bedeutung jener Gebete hat freilich A. Dieterich in mancher schönen und tiefdringenden Arbeit hervorgehoben. Wenn ihr Wert noch nicht allgemein anerkannt ist, so liegt das wohl daran, daß unter der Einwirkung des Zauberzweckes allerhand fremdländische Formeln eingemischt sind, die, in Wahrheit unverstanden und religiös bedeutungslos, uns doch den Blick dafür trüben, daß es sich im wesentlichen um Lebensäußerungen einer bestimmten Religion, oder doch eines bestimmten religiösen Empfindens handelt. Ein einheitliches Bild gewinnen wir erst, wenn wir die eigentlich theologischen Schriften hinzu-

[1]) Einer Aufforderung der Redaktion entsprechend biete ich einen Vortrag, der auf der Philologen-Versammlung zu Halle wegen Zeitmangels stark verkürzt werden mußte, hier in etwas erweiterter Gestalt. Die näheren Belege findet der Leser in meinem soeben im Verlage von B. G. Teubner erschienenen Buche: Poimandres, Studien zur griechisch-ägyptischen und frühchristlichen Literatur. VIII, 382 S. gr. 8.

nehmen, die Hermetischen Schriften mit ihren theoretischen, also philosophischen oder halbphilosophischen Darlegungen, den Visionsberichten, der Mysterienerklärung, den Bekehrungspredigten und Dankpredigten. Sie finden wir zunächst in einem einheitlichen griechischen Corpus, das recht unpassend nach dem Titel der ersten Schrift Poimandres benannt und von dem einzigen modernen Herausgeber sogar in willkürlich verkürzter Gestalt veröffentlicht worden ist. Es hat nach den Handschriften folgende Geschichte.

Unter Kaiser Diokletian stellte etwa um das Jahr 300 ein ägyptischer Priester eine Sammlung von 18 heiligen Schriften zusammen, die in eine Preisrede auf die regierenden Herrscher auslief und offenbar die hellenisierte ägyptische Religion als identisch mit der Reichsreligion, also dem Sonnenkult, erweisen sollte. Er benutzte für diese Sammlung ältere und jüngere Schriften verschiedener Gemeinden, ordnete sie nicht nach der Lehre, sondern nach der Situation, in der sie die Figuren des Dialogs einführten, gestaltete die Vorworte leicht um und schuf so als eine Art Rahmen für die Heilsverkündigung eine Heilsgeschichte in knappestem Umriß: Hermes, der Prediger der ägyptischen Religion, wird von dem göttlichen *Νοῦς*, dem Menschenhirten, berufen, ein Heiland aller Welt zu werden. Er verkündet die neue Religion zunächst seinen beiden Jüngern, Asklepios, dem Sohne des Gottes Ptah (Hephaistos), und seinem eigenen Sohne Tat (eigentlich dem ägyptischen Gegenbilde des griechischen Hermes), weiht sie zum Schluß zu Propheten, indem er sie aus Gott geboren und mit diesem eins werden läßt, und steigt selbst dann wieder zum Himmel empor. Die beiden Propheten aber predigen die neue Lehre dem König Amon, der sie annimmt und damit die ägyptische Religion begründet.[1])

Dies der Rahmen. Die Schriften selbst stammen aus ganz verschiedenen Zeiten, polemisieren auf das heftigste gegeneinander und sind, wenigstens zum Teil, in längerem Gemeindegebrauch umgestaltet und interpoliert worden.

---

[1]) Diese Heilsgeschichte ist natürlich nicht von dem Redaktor des Corpus erfunden. Als älter erweist sich zunächst die Rolle, welche der Gott-König Amon spielt. Ähnlich wird in einer alchemistischen Schrift des angeblichen Ostanes (Berthelot, La chimie au moyen âge II 309 ff.) berichtet, daß Hermes einem göttlichen Könige, in dem wir mit Sicherheit Amon erkennen, seine Weisheit enthüllt und ihn ein Buch von 365 Abschnitten verstehen gelehrt hat. Seine Schüler erklären dem Könige die Lehren des Meisters, die Amon danach auf sieben großen Tafeln verzeichnet und in einem Tempel mit sieben Toren (dem Bilde des Himmels mit seinen sieben Hallen) birgt; nur den Priestern und Mysten des Hermes sollen sie zugänglich sein. Aus dieser Fiktion begreift sich die Angabe des Philon von Byblos, daß sein Sanchuniathon die Lehren des Hermes auf Stelen in den *ἄδυτα* der Amonstempel gefunden habe (Eusebios, Praep. ev. I 9, 26), oder die Erzählung Iamblichs, daß Bitys, ein Prophet, welcher dem I. Jahrh. n. Chr. anzugehören scheint, seine Lehren auf einer Stele im *ἄδυτον* zu Sais gefunden haben will, welche eine Lehrschrift des Hermes an Amon bot. Amon als königlicher Herrscher, der die Erfindungen des Hermes sich vortragen läßt, und Amon als der verborgene Gott, der sich nur dem Auserwählten offenbart, begegnen uns schon in vorgriechischer Zeit. — Schlechter bezeugt ist die Himmelfahrt des Hermes, doch wird sie in einer von Stobaios benutzten Schrift der *Κόρη κόσμου* (Ekl. I 386, 25 Wachsmuth) ausdrücklich erwähnt und in unserem Corpus offenbar vorausgesetzt.

Zu diesem Corpus treten bekanntlich hinzu 1. die lateinische Übersetzung eines *λόγος τέλειος* des Hermes an Asklepios; schon im Griechischen gab es verschiedene Fassungen; die lateinische Übersetzung ist durch spätere Zusätze erweitert;[1]) 2. sehr umfangreiche Bruchstücke aus verschiedenen Sammlungen bei Stobaios sowie kleinere Fragmente bei Laktanz, Cyrill und Johannes Lydus; 3. die ägyptisch-griechische astrologische Literatur etwa seit der Mitte des II. Jahrh. v. Chr.; sie schließt in den Schriften des Petosiris und Nechepso[2]), ja vielleicht schon früher an die Formen einer rein theologischen, ägyptisch-griechischen Literatur, weil die Astrologie als Religion empfunden wird und die Religion ersetzen soll; 4. die alchemistische Literatur, die, etwas später in Ägypten entstanden, der theologischen eine Fülle von Formeln, Einleitungen, Visionsberichten u. dgl. entnimmt; ein Teil ist uns griechisch, ein anderer in recht getreuen syrischen und arabischen Übersetzungen aus dem Griechischen erhalten.

Der Charakter dieser ganzen Literatur, die sich bis in das III. Jahrh. v. Chr. hinauf verfolgen läßt, ist der einer Offenbarungsliteratur. Zwei Grundtypen beherrschen sie: 1. Ein Gott, *Ἀγαθὸς δαίμων* oder Hermes oder Isis, auch Horus, Asklepios, Tat (Hephaistos, Anubis, Osiris), berichtet, und zwar entweder, was er selbst mit angesehen hat (die Schöpfung), oder, was er von seinem göttlichen Vater und Lehrer gehört hat. Denn, wenn auch die Person des Gottes wechselt, so bleibt doch der Grundgedanke, daß alle Offenbarung auf den Gott zurückgeht, welcher den *κόσμος* geschaffen, oder die *διακόσμησις* vollzogen hat. 2. Ein Mensch, also ein Prophet, verkündet die göttliche Offenbarung, die er entweder dadurch empfangen hat, daß er einen Gott durch sein Gebet zu sich niedergezogen hat, der nun in ihm weilt (*λῆψις δαίμονος παρέδρου*), oder daß er unter der Führung eines Gottes zum Himmel emporgestiegen ist. Wir müssen beide Grundtypen zunächst etwas näher betrachten, um dann nach dem in ihnen wirkenden religiösen Empfinden zu fragen.

Dem ersten Typus gehört die Mehrzahl der rein theologischen Schriften an. Die Schöpfungsgeschichte, die in ihnen den Anfang aller Offenbarung bildet, knüpft an die Tätigkeit des Hermes oder *Ἀγαθὸς δαίμων* (Chnuphis), in anderen wahrscheinlich an die des Ptah (Hephaistos) oder der Isis an. Schon das zeigt, daß wir es hier mit den priesterlichen Lehren verschiedener Kreise zu tun haben; die näheren Ausführungen bestätigen das. Der Priester des Horus zu Letopolis läßt die Schöpfungsgöttin Isis ihrem Sohne Horus sich offenbaren, aber nicht dem Horus schlechthin, sondern dem Horus von Letopolis. In Memphis gilt Ptah als Weltschöpfer und Offenbarungsgott; er kündet sein Wissen seinem ebenfalls zu Memphis hauptsächlich verehrten Sohne Imhotp

[1]) Auf die zugrunde liegenden ägyptischen Anschauungen hat, außer Sethe (Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens II 112), Maspero im Recueil des travaux relatifs à la philologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes I 155 ff. aufmerksam gemacht.

[2]) Über sie vgl. Krolls vorzüglichen Aufsatz in dieser Zeitschrift VII 559 ff. und die Fragmentsammlung von Rieß, Philologus Supplement VI.

(Asklepios). In Theben (?) ist Hermes der Spender aller Weisheit und lehrt seinen Sohn Tat; aber als in ptolemäischer Zeit der Kult des Asklepios auch hierher dringt, wird auch dieser zum Schüler des Hermes; sein Vater Ptah hat es selbst so gefügt, daß er zu Hermes kam. In Hermopolis, wo Isis als Tochter des Schöpfungsgottes Hermes gilt, empfängt sie von ihm ihre Weisheit und rühmt sich, ihr habe Hermes alles offenbart, nicht aber seinem Sohne Tat, der dazu noch zu jung gewesen sei. In Syene, wo ursprünglich *Ἀγαθὸς δαίμων* (Chnuphis) waltete und erst in frühptolemäischer Zeit Isis in den Besitz der *δωδεκάσχοινος* kam, hat Isis ihr Wissen zugleich mit diesem Besitz um den Preis ihrer Liebe von *Ἀγαθὸς δαίμων* empfangen, und so fort. Es bestätigt sich uns durchaus, was Iamblich in Ägypten erkundet hat: was der einzelne Priester schreibt, gilt als das Werk seines Gottes. Die Grundform dieser Literatur ist national.

Das gilt ebenso von dem zweiten Grundtypus. Daß der nach Offenbarung verlangende Gläubige den Gott zu sich niederzieht, ist ja der Grundgedanke alles ägyptischen Zaubers, und Zauber und Religion, übernatürliche Kraft und übernatürliches Wissen, sind gerade hier unlöslich verbunden. Wichtiger ist, daß auch die zweite Form, die Himmelswanderung der Seele, sich bis in Zeiten hinaufverfolgen läßt, welche die Annahme griechischer Einflüsse mindestens unwahrscheinlich machen. Schon Petosiris und Nechepso erzählen eine solche: der Seher hat betend eine ganze Nacht zu dem Himmel emporgeblickt, da erschallt aus ihm plötzlich eine Stimme, die — echt ägyptisch — zugleich als Person gedacht ist, als *Ἀγαθὸς δαίμων* (Chnuphis); sie führt ihn empor durch die Hallen des Himmels, so daß er die Götter und Dämonen von Angesicht zu Angesicht schaut. Ähnlich heißt es in alchemistischen Schriften (Berthelot, La chimie au moyen âge III 44), daß der Prophet Krates während seines Gebetes plötzlich zum Himmel entrückt wird und dort unter der Leitung eines Engels unmittelbare Kunde über alles, was er wissen möchte, gewinnt, oder daß Ostanes im Schlaf von einem göttlichen Wesen abgerufen und durch die Himmel geführt wird (Berthelot ebd. III 119). Aber ähnlich läßt auch der demotische Text der Stories of the High Priests of Memphis den Gläubigen von einem Geist durch die sieben Hallen der Totenwelt geführt werden, die in anderen alchemistischen Texten den sieben Sphären oder Zonen des Himmels entsprechen. Es scheint unbestreitbar, daß derartige griechisch-ägyptische Apokalypsen, die schon im II. Jahrh. v. Chr. sogar poetische Form und Schmuck der Darstellung angenommen hatten, auf Poseidonios eingewirkt haben, dessen gewaltige apokalyptische Dichtungen uns Norden soeben in dem schönen Kommentar zu Vergils Nekyia näher gebracht hat.[1])

---

[1]) Poseidonios entnimmt seine astrologischen Ansichten aus der ägyptisch-griechischen Literatur, in der die Form der Apokalypse damals bereits ausgebildet war. Daß er zugleich an Platon anschloß, ist natürlich; aber die religiöse Bewegung, welche er fördert und von der er getragen wird, geht vom Orient aus. — Für Platon würde ich höchstens eine Entlehnung einzelner *μῦθοι*, also bestenfalls der äußeren Hülle zugeben, wenn sie wirklich auch im Orient nachweisbar sein sollten. Sein philosophisches System daraus

Am interessantesten sind dabei diejenigen Erzählungen, die uns nicht eine einheitliche Vision schildern, sondern eine Reihe fortlaufender Offenbarungen, welche der Prophet immer wieder durch Fasten und Beten und angestrengte Versenkung in die höchsten Geheimnisse erzwingt. Sie rufen unwillkürlich die Erinnerung an eine christliche Erzählung (Cotelerius, Eccles. graec. mon. I 582) wach. Zu Olympios, dem Abt des Klosters von Sketis, kam ein ägyptischer Priester, um auf der Durchreise bei ihm zu übernachten. Als er nun den nächtlichen Gottesdienst der Mönche geschaut hatte, fragte er: 'Wenn ihr es so treibt, so läßt euer Gott euch doch etwas schauen?' 'Nein', versetzte der Abt. Der Priester entgegnete: 'Wenn wir uns dem Dienste unseres Gottes hingeben, verbirgt er uns nichts, sondern offenbart uns alle Geheimnisse; und ihr, die ihr euch so plagt in Nachtwachen, in mystischen Ruhen und in Askese, schaut, wie du sagst, nichts! Dann müßt ihr arge Gedanken in euren Herzen tragen, die euch von Gott scheiden.' Olympios erzählte das den Ältesten seines Klosters, und sie bestätigten traurig, so müsse es wohl sein.

Der Grundgedanke dieser jungägyptischen Religion ist in Wahrheit die Überzeugung von einer unaufhörlich fortwirkenden Offenbarung Gottes. War dem strenggläubigen Juden die unmittelbare Offenbarung beschränkt auf die Vergangenheit, die Großzeit seines Volkes, ihr Resultat abgeschlossen und festgelegt in seinen heiligen Schriften[1]), so ist sie für den Ägypter dieser Zeit etwas immer sich Erneuendes und immer sich Änderndes. Hieraus erwächst ein Prophetentum, welches in voller Freiheit Anregungen aus allen Teilen der damaligen Kulturwelt in sich aufnehmen und mit den heimischen Überlieferungen verbinden kann. Die angeblich erstarrte ägyptische Religion bezeichnet sich in ihren späten Urkunden selbst als Religion des *Νοῦς*; aber das heißt in ursprünglichem Sinne nicht 'Religion der Verstandes', sondern 'Religion des Offenbarungsgottes'; denn das ist der *Νοῦς* in dieser ganzen Literatur. Man fleht zu ihm *μαθεῖν θέλω τὰ ὄντα* oder *μαθεῖν θέλω τὴν τῶν ὄντων φύσιν*, aber die Erfüllung ist nicht *σοφία*, sondern *γνῶσις*, unmittelbares Schauen. Andere zu belehren, berechtigt nicht philosophisches Denken, sondern die *μεγίστη θέα*, d. h. das Schauen Gottes und das Einswerden mit Gott.

Diese Entwicklung der ägyptischen Religion scheint in vorgriechischer Zeit begonnen zu haben. Daß einzelne Lehrer oder Priester schon in alter Zeit als Inkarnationen eines bestimmten Gottes gegolten haben, beweist hierfür weniger als die eben besprochene Grundform dieser Literatur. Nur deshalb kann ja, was der späte Priester schreibt, das Werk seines Gottes sein und als

---

zu erklären, daß einzelnen Begriffen verschwommene, im Mythus halb versteckte Religionsvorstellungen eines fremden Volkes entsprechen, hieße die treibende Kraft in ihm verkennen.

[1]) Dem widerspricht nicht, daß eine Anzahl neuer Offenbarungsschriften unter dem Namen alter Propheten erscheinen. Hellenistische Einflüsse sind in den meisten ohne weiteres nachweisbar. Dazu gehört auch das Buch Daniel; es ist sehr charakteristisch, daß die eingehendste Beschreibung der Ekstase, welche ganz den Schilderungen römischer Dichter entspricht, sich in der griechischen Übersetzung dieses Buches findet (Daniel 4, 16).

solches angenommen werden, weil der Gott in ihm weilt und durch ihn redet und schreibt. Der ägyptische Namen 'Tintenfaß des Thot' gibt diese Anschauung in einem allerdings schiefen Bilde wieder.[1]) Sie muß sich auch in dem offiziellen Kult irgendwie ausgesprochen haben; unmöglich konnten sonst die Griechen bestimmte Priester an jedem Tempel als *προφῆται* bezeichnen.

Aber am klarsten tritt uns diese Anschauung außerhalb des offiziellen Kultes entgegen. Wir sehen einzelne solcher Offenbarung gewürdigte Männer Jünger oder Gemeinden um sich sammeln und finden in den späten Zauberpapyri sogar Vorschriften für die Gebete des Gemeindeleiters. In der Tracht des offiziellen Priesters (des Hierogrammateus) wandert er um Mittagszeit in die Wüste und betet zu Gott um die Kraft überzeugenden Wortes: 'Mache mich zum Diener deren, die in meinem Schatten (Gefolge) sind.' Er preist Gott: 'Allen Menschen hast du väterliche Liebe, Zuneigung und beseligende Gnade erwiesen, indem du uns schenktest *νοῦς*, *λόγος* und *γνῶσις* — *νοῦς*, damit wir dich begreifen, *λόγος*, damit wir dich anrufen, *γνῶσις*, damit wir dich erkennen (empfinden). Wir freuen uns, daß du dich uns geoffenbart hast, wir freuen uns, daß du uns in dieser Leibeshülle zu Gott gemacht hast durch deinen Anblick.' Der einzige Dank, den der Mensch darbringen kann, ist, Gottes Größe zu erkennen (empfinden): er ist der Inbegriff von Leben und Licht, Schöpfungskraft und ewiger Dauer. Nur ein Gebet ziemt sich für den Frommen, bewahrt zu bleiben in der *γνῶσις* Gottes und des seligen Lebens in ihr nicht verlustig zu gehen.[2])

Ich erwähnte schon, daß das individualistische Element, welches hierdurch in die ägyptische Religion kommt, sie zur Aufnahme fremder Einflüsse besonders befähigt. Exklusiv waren ja die Götter Ägyptens niemals gewesen und hatten schon in vorgriechischer Zeit den Göttern der Nachbarländer Aufnahme in ihre Tempel gestattet. Sie hatten sich auch unter sich selbst einander angeglichen, und allerlei wunderliche priesterliche Spekulation rechtfertigte, daß der höchste Gott von Memphis, Ptah, mit Atum, dem Gott von Heliopolis, und seiner Enneade identisch sei; jeder ihrer neun Götter ist Ptah mit einem anderen Beinamen, also Ptah in einer anderen Erscheinungsform. Selbst die alte Lehre von Hermopolis, nach welcher Gott Thot die Welt geschaffen hat, ließ sich — sogar in Verbindung mit dem Horusglauben — hereinziehen: die wichtigste jener Erscheinungsformen des Ptah besteht aus Horus und Thot; sie sind Herz und Zunge des Allgottes; von ihm ist Thot ausgegangen, hat die Welt geordnet und sich dann wieder mit Horus vereint

[1]) Es scheint ähnlich im praktischen Leben. Der Zeichner betet, bevor er sein Werk beginnt: 'Komm in mich Thot; gib mir mein Herz in meinen Leib; mein Finger zeichnet dich, weil mein Auge dich sieht.' Der hohe Beamte rühmt sich seiner Erfolge und seiner Schlauheit: 'Schau, sagten die Leute, sein Herz ist ein Orakel des Gottes, der in jedem Leibe ist' (des Ptah, in griechischer Auffassung des *Νοῦς*). Ein griechisches Sprichwort zu Memphis lautete: *ὁ Φθᾶς σοι λελάληκεν*. — Dieser Auffassung entsprechen auch Namen wie 'Horus erfüllt ihn' oder 'Horus kommt'.

[2]) Den Wortlaut des Gebetes habe ich im Poimandres falsch hergestellt.

zu Ptah dem Großen, dem Teile des Atum. Das ist synkretistische Theologie, erklärbar nur dadurch, daß in weiteren Kreisen die begriffliche Ausdeutung der Götter schon ihre ursprüngliche lokale Gebundenheit überwunden hatte;[1]) ja vielleicht hat ein Freund nicht unrecht, wenn er dies auf einer Stele etwa des VIII. Jahrh. v. Chr. überlieferte System als den ersten Vorläufer des Gnostizismus bezeichnet.

Wir können hiernach ahnen, was die griechische Eroberung für Wirkungen üben mußte, zumal da die Eroberer schon früher ihre Götter in ägyptischen Göttern, ja z. T. auch ihre Weltanschauung in der geheimnisvollen Tradition der 'uralten' Barbarenvölker zu suchen gelernt hatten. Ein lebhafter Austausch beginnt schon in dem III. Jahrh. v. Chr., der auf eine Vergleichung und Verbindung einerseits der orphischen Traditionen und Mysterien, anderseits der Lehren der griechischen Philosophie mit der 'Weisheit' der Ägypter hinarbeitet.[2]) Das von Wilcken[3]) besprochene Ostrakon dieser Zeit, welches dem ägyptischen Propheten und Lehrer Amenhotep die Sprüche der griechischen Sieben Weisen in den Mund legt, hat sein Gegenbild in einer sehr viel jüngeren Hermetischen Schrift, welche Sprüche Heraklits von dem ägyptischen Offenbarungsgotte *Ἀγαθὸς δαίμων* verkünden läßt. Der Spruchliteratur, die in Ägypten besonders blühte, folgte mit der wachsenden Hellenisierung die theoretische Darlegung und der logische Beweis. Die religiöse Bedeutung, welche besonders die platonische und stoische Philosophie für den Griechen erlangt haben, bringt es von selbst mit sich, daß die ägyptisch-griechische Theologie sich ihrer Sprache und Anschauungen bedient. Sie geben, wo sie sich irgend mit nationalen Anschauungen verbinden lassen, die Formeln dieser neuen hellenistischen Theologie.[4]) Es ist bei der Strenge, mit der gerade in Ägypten die Formel gewahrt wird, in vielen Stücken kaum zu entscheiden, wie weit ägyptische, wie

[1]) Die vielen Götter ordnen sich zu einem einheitlichen Ganzen, das einerseits dem *κόσμος*, anderseits dem Menschen entspricht, der in Ägypten frühzeitig als der *μικρὸς κόσμος* gefaßt wird. Herz und Zunge (Gedanken und Rede) sind in diesem Ganzen das geistige Prinzip. Die Lehre von der Schöpfung durch das Wort ist in Ägypten uralt, ebenso die Auffassung des Wortes als etwas Materiellen, ja Persönlichen. Die Logos-Lehre mußte entstehen, sobald das Griechentum zu diesem Glauben die begriffliche Formulierung brachte.

[2]) Es ist beachtenswert, daß Manetho, einer der in dieser Richtung wirkenden Theologen, in späterer Zeit als inspirierter Lehrer und Verfasser mystischer Bücher gilt und neben Hermes, Orpheus und Moses tritt.

[3]) Aegyptiaca, Festschrift für G. Ebers S. 142 ff.

[4]) Die frühesten Deutungen barbarischer Religionen sind dadurch interessant, daß sie uns einerseits zeigen, wie stark das Streben nach begrifflicher Umdeutung in ihnen schon war, anderseits, wie stark die religiöse Empfindung der gebildeten Kreise Griechenlands von der Philosophie beeinflußt ist. Aber während in diesen das religiöse Element in der Folgezeit zunächst weiter zurücktritt, überträgt es sich im Orient mit wachsender Intensität auf die nun ganz begrifflich gedeuteten Götter. Nicht nur der Logos Platons, auch der Chrysipps ist im Grunde leeres Symbol; im Orient wird er zum wirklichen Gott, den Tradition und Kult mit dem einzelnen Menschen verbinden. So beginnt allmählich eine Rückwirkung auf Griechenland. — Wie weit und wann der Neupythagoreismus in diese Bewegung mit eintritt, vermag ich nicht zu sagen; daß sie auch der Orphik und verwandten Bildungen zu gute kam, können wir vor der Hand mehr ahnen als beweisen.

weit griechische Elemente den Verfasser beeinflußt haben.[1]) Lehren, welche in der nationalen Tradition gar keine Anknüpfung haben, scheinen aus der Philosophie nicht übernommen.

Kaum minder intensiv konnten und mußten die Religionen der anderen orientalischen Völker wirken, der persische Dualismus und der babylonische Sternen- und Schicksalsglaube.[2]) Wie empfänglich gerade die angeblich erstarrte ägyptische Religion für Einwirkungen von außen war, zeigt die Geschichte dieses Glaubens, der sich im II. Jahrh. v. Chr. in Ägypten durchsetzt und von hier die Welt erobert.[3]) Schon am Ende dieses Jahrhunderts geben die griechischen Schriften des Petosiris und Nechepso ihm die kanonische Form; und diese Schriften werden als heilige Schriften, als Offenbarungen in den ägyptischen Tempeln aufbewahrt.[4]) Um die Mitte des I. Jahrh. n. Chr. lehrt der ägyptische *ἱερογραμματεύς* und stoische Philosoph Chairemon, daß alle ägyptischen Götter Sterne oder Sternbilder sind; die ägyptische Religion ist die 'natürliche Religion', die *φυσικὴ θεολογία*. Freilich nicht in dem Sinne, den ein Poseidonios mit diesem Worte verbunden hatte. Die Wirkung dieser Sternengötter ist kein unabänderliches Schicksal; der Mensch kann den Gott zwingen, nicht nur die Folgen der einzelnen Handlung voraus zu offenbaren, sondern auch, sie zu ändern. Nur muß er dazu den Namen und die Lobpreisung kennen, die das Wesen des Gottes wahrhaft angibt. Sie sind verschieden bei den verschiedenen Völkern, verschieden auch bei den verschiedenen

---

[1]) Wenig Stellen scheinen so ganz aus Platon geschöpft wie die Beschreibung der Ekstase in der *Κλείς* (Corp. Herm. X 5. 6): *νῦν δὲ ἔτι ἀτονοῦμεν πρὸς τὴν ὄψιν* (nämlich Gottes) *καὶ οὔπω ἰσχύομεν ἀναπετάσαι ἡμῶν τοὺς τοῦ νοῦ ὀφθαλμοὺς καὶ θεάσασθαι τὸ κάλλος τοῦ ἀγαθοῦ ἐκείνου τὸ ἄφθαρτον καὶ ἄληπτον*, und: *περιλάμψαν δὲ πάντα τὸν νοῦν καὶ τὴν ὅλην ψυχὴν ἀναλάμπει καὶ ἀνέλκει διὰ τοῦ σώματος καὶ ὅλον αὐτὸν εἰς οὐσίαν μεταβάλλει.* Dennoch ist die hiermit verbundene Beschreibung der Ekstase und ihrer Erzeugung durch Unterdrücken aller Sinneswahrnehmung und Regung echt ägyptisch, und das *γνῶναι θεόν* ist auch dem ägyptischen Priester ein Schauen der Schönheit Gottes. Noch schwerer ist die Entscheidung, wenn es sich um religiöse Vorstellungen z. B. von der Vereinigung des Menschen und Gottes handelt. In den Hermetischen Schriften glaube ich das Recht zu haben, die Vorstellung einer geschlechtlichen Vereinigung Gottes und des Menschen und der Erzeugung eines göttlichen Wesens in uns als ägyptisch zu bezeichnen, weil ich diese Vorstellung in Ägypten von der ältesten Zeit bis in die hellenistische hinein als religiös wirksam nachweisen kann. Aber schon bei der Übertragung in einen nicht-ägyptischen Leserkreis mögen zur Annahme dieser ursprünglich vielen Völkern gemeinsamen Urvorstellungen heimische Erinnerungen mitwirken, in einzelnen Individuen sogar vorwirken. Es geht nur in wenig Fällen an, eine religiöse Vorstellung einem bestimmten Volkstum zu reservieren. Aber beachtenswert bleibt immer, wo die einzelne zuerst literarische Behandlung und mystische Deutung empfangen hat.

[2]) Beide fanden ja auch in der ägyptischen Tradition Anknüpfungen, jener in den Vorstellungen von Osiris und Seth, dieser in der ägyptischen Astrologie und der Verbindung einzelner Götter mit bestimmten Gestirnen.

[3]) Vgl. Kroll in dieser Zeitschrift VII 559 ff.

[4]) Lehren sie doch die *αὐτοπτικὴ κλῆσις* der einzelnen Götter, d. h. den in der Vision zu verwendenden Namen, sowie die verschiedenen Stufen und Ordnungen jener Sternengewalten, der *ἐξουσίαι, δαίμονες, θρόνοι, ἀρχαί*, wie es in späteren Gebeten heißt.

göttlichen Gewalten, die unter dem bestimmten Einzelgott stehen und ihn daher preisen. Die Wirkung wollte Chairemon freilich auf das äußere Ergehen des Menschen beschränkt wissen; die *εὐδαιμονία*, das Seelenheil, gebe allein die Philosophie.[1]) Aber längst hatten ja andere astrologische Schulen auch die Charaktereigenschaften und Neigungen der einzelnen Menschen von dem Gestirn, unter dem ein jeder geboren sei, abhängig gemacht. Von den Sternen, den sieben Planeten oder den zwölf Zeichen des Tierkreises stammen die Tugenden und die Laster im Menschen. Wer die *εἱμαρμένη* brechen oder aus ihr emporsteigen kann — und dazu sollte ja die ägyptische Religion die Anweisungen bieten —, wird von jenen Lastern befreit werden.

Wir müssen, ehe wir auf diesen Gedankenkreis näher eingehen, noch einmal auf jene ersten Einwirkungen der griechischen Philosophie auf Ägypten zurückschauen. Zu stark hatte sie in ihrer Deutung ägyptischer Theologie auf begriffliche Götter (*νοητοὶ θεοί*) schon gewirkt, als daß die astrologische Deutung, welche die Existenz solcher *νοητοὶ θεοί* bestritt, sich durchsetzen konnte.[2]) Sie gilt für Plutarch bereits als überwunden; bald nach Chairemon lehrt ein Prophet Bitys, daß jenseits der *φύσις* und des Waltens der Sternenmacht erst die wahren Götter wohnen, von denen die alten Offenbarungen künden; sich zu ihnen zu erheben, ist die Aufgabe des Menschen. In direktem Gegensatz zu Chairemon lehrt eine Hermetische Schrift, daß der Fromme gar nicht versuchen wird, die *εἱμαρμένη* zu beeinflussen und um das äußere Ergehen zu sorgen; nur auf das Seelenheil kommt es an; es liegt in der Vereinigung mit Gott. Die Religion ist die wahre Philosophie. Wir müssen, um das Alter dieser Strömung zu erkennen, die platonische Umdeutung des Osiris-Mythos bei Plutarch mit Philons ebenfalls auf Platon zurückgehender Lehre vom Kosmos und Logos vergleichen. Es zeigt sich meines Erachtens zwingend, daß die äußere Hülle, die Symbolik, in welche Platon seine Gedanken gekleidet hat, schon frühzeitig religiöse Bedeutung und eine gewissermaßen kanonische Form angenommen hat, die sich nur durch eine griechische Ausdeutung des ägyptischen Mythos erklären läßt.[3]) Sie ist schon vor Philons Zeit so allgemein verbreitet und so stark, daß sie sein religiöses Denken mit beeinflussen kann; eine hellenistische Theologie hat sich gebildet, die gerade durch den Druck, den die rein astrologische Weltauffassung überall übt, immer neuen Anstoß erhält, sich zur Mystik auszugestalten und zu vertiefen. Die Religion soll die Befreiung von der *εἱμαρμένη* bringen.

In diese Bewegung läßt uns die älteste und schönste der uns erhaltenen Hermetischen Schriften einen Einblick tun. Ein Prophet, der Gründer einer bis ins IV. Jahrh. fortlebenden Gemeinde, berichtet, wie der Gott *Νοῦς* selbst

[1]) Von ihr wird auch er das Geschick in dem 'zweiten Leben', dem Leben nach dem Tode, abhängig gemacht haben, das er als ägyptische Lehre, d. h. als Wahrheit, anerkannte.

[2]) Besonders die Grundbegriffe für den Schöpfungsgott als *τὸ ἀγαθόν*, und zugleich als *φῶς* und *ζωή* und die Scheidung von Materie und Gott scheinen früh durchgedrungen.

[3]) Daß sich auch stoische Elemente angliederten, zeigt gerade die Logoslehre.

zu ihm niedergestiegen ist, um ihn zum Verkünder einer neuen Religion und zum Heiland (σωτήρ) des Menschengeschlechtes zu machen. Er läßt ihn den Anfang aller Dinge schauen — zunächst ein Meer von Licht; es ist der *Νοῦς*, also Gott. Dann senkt sich in schweren Ringen Finsternis nieder: die Materie, der wirre Urstoff. Aus dem Licht springt der Logos, der Sohn Gottes, nieder zu der Materie, und sogleich steigen aus ihr die beiden leichten Elemente Feuer und Luft empor und ordnen sich. Als ihren Herrn emaniert der *Νοῦς* aus sich einen zweiten Sohn, den *δημιουργὸς Νοῦς*, der zunächst die sieben Planetengötter, die Herren der *εἱμαρμένη*, erschafft. Mit ihm vereinigt sich der Logos zu einem einzigen göttlichen Wesen, das in dem Umschwung der Sphären die *εἱμαρμένη* leitet. Erde und Wasser bringen aus sich die Tiere hervor und scheiden sich dann. Der *Νοῦς* aber emaniert aus sich sein Lieblingskind, den Gottmenschen, der, um auch seinerseits zu schaffen, in die Sphäre des Demiurgen (und Logos) niedersteigt und dessen Wissen und die Kraft der sieben Planetengötter an sich nimmt. So zerreißt er die Umhüllung der Sphären und beugt sich nieder zu Erde und Wasser. Sie spiegeln ihm sein Bild, und entzückt von seiner göttlichen Schönheit steigt er nieder, um in diesem Bilde zu wohnen. Da umschlingt ihn die *φύσις* in brünstiger Liebe, empfängt von ihm und gebiert aus dem göttlichen Samen sieben irdische Menschen, entsprechend der Art der sieben Planeten, noch zweigeschlechtlich wie der Gottmensch selbst und wie der *Νοῦς*. Jeden von ihnen scheidet Gott später in Mann und Weib. So ist der Mensch seinem Ursprung nach ein Doppelwesen, göttlich und zur Herrschaft über das All berufen seinem Geiste nach, irdisch und Sklave der *εἱμαρμένη* dem Körper nach. Aber zu dem Frommen steigt der *Νοῦς*, der Menschenhirte, selber nieder, macht Wohnung in ihm, gibt ihm die *γνῶσις* und schließt den bösen Einwirkungen der Materie die Zugänge zur Seele. So kann sie beim Tode aus dem Reiche der Materie und der *εἱμαρμένη* wieder emporsteigen zu Gott; in jeder der sieben Sphären läßt sie eine böse Anlage zurück, um so rein in der Natur des Gottmenschen heimzukehren in die Ogdoas, in Gott. — Als er diese Lehre von Gott selbst empfangen hat, wird der Prophet ausgesandt, in Gottes Kraft seinen Brüdern das Heil zu predigen (*πῶς καὶ τίνι τρόπῳ σωθήσονται*). Verlassen sollen sie den Weg des Todes, da sie doch unsterblich werden können, ihren Sinn sollen sie ändern (*μετανοεῖν*) und das 'dunkle Licht' (des eigenen Denkens) aufgeben. Jünger sammeln sich, in welche der Prophet die Worte der (göttlichen) Weisheit sät und die er mit Lebenswasser tränkt. Er lehrt sie das Gebet oder besser den Lobpreis Gottes, den jeder täglich zu sprechen hat[1]): 'Heilig ist Gott, des Vater des Alls; heilig ist Gott, dessen Ratschluß erfüllt wird von seinen Gewalten; heilig ist Gott, der erkannt werden will und erkannt wird von den Seinen. Heilig bist du, der durch das Wort erschaffen hat, was da ist; heilig bist du, dessen Abbild die Welt ist;

[1]) An den bestimmt formulierten Lobpreis (*εὐλογία*) ist in dieser ganzen Literatur die Erlösung (*σωτηρία*) geknüpft, wie der Zauber an die bestimmte Formel, die ja im wesentlichen im Nennen des Namens und der Eigenschaften des Gottes besteht. Hiernach ist das folgende Gebet zu beurteilen.

heilig bist du, den die Welt nie ganz abbilden kann. Heilig bist du, der mächtiger ist als alle Macht; heilig bist du, der größer ist als alle Größe; heilig bist du, der erhabener ist als aller Preis. Nimm das reine Opfer des Gebets (*λογικὰς θυσίας*) entgegen von Herz und Seele, die nur zu dir sich wenden, Unbeschreiblicher, Unaussprechlicher, den nur das Schweigen nennt. Wenn ich bete, deiner *γνῶσις*, soweit mein Wesen sie erträgt, nicht verlustig zu gehen, so gewähre es; begabe mich mit deiner Kraft und erfülle mich mit deiner Gnade, damit ich erleuchte die Menschen, die noch im Dunkel (*ἀγνοίᾳ*) weilen, meine Brüder, deine Kinder. Denn ich glaube und bekenne: in Licht und Leben führt mein Pfad. Gelobt seist du, Vater; der Mensch, der dein Eigentum ist, will heilig sein wie du; du hast ihm ja die Kraft dazu gegeben.'

Ich habe das Gebet, dessen einzelne Sätze uns in Zauberpapyri wieder begegnen, also sicher wirklicher Übung und bekannten Formeln entsprachen, ganz hergesetzt, um zu zeigen, welche religiöse Kraft sich mit diesen wunderlichen Spekulationen verbindet.[1] In ihnen selbst erkennen wir, wie ich hier freilich nicht näher darlegen kann, zwei nur äußerlich verbundene Religionssysteme. Das eine, uns in einer ägyptischen Inschrift erhaltene bietet die offizielle Lehre der Priester von Memphis (vgl. oben S. 182) und schreibt die Weltordnung der Zunge (dem *λόγος*) des Allgotts, das Weltregiment aber einem Gotte zu, der Herz und Zunge (*νοῦς* und *λόγος*) dieses Allgottes ist. Das andere System drang eben um diese Zeit von Osten, vielleicht durch jüdische Vermittlung, nach Ägypten herüber und verhieß Erlösung von dem Druck der *εἱμαρμένη*. Der 'Mensch' ist Gottes eingeborner Sohn und nicht der *εἱμαρμένη* untertan; wohl ist er eine zeitlang in die Gewalt der Sternengötter geraten und hat die Materie angenommen; aber er kehrt zurück zu Gott, und auch seine Nachkommen können, von dem Leibe befreit, zu Gott zurückkehren. Es ist dieser Gedanke des Aufstieges der Seele zu Gott, der beide Systeme miteinander vereinigen ließ; gerade er ist in Ägypten uralt.

Wir haben hier ein rein heidnisches System und finden in ihm die religiösen Grundbegriffe des christlichen Gnostizismus, welcher der Zeit nach jünger ist, den Demiurgen, den Gottmensch, die sieben Archonten (Planetengötter), das Gottesreich jenseits der Sphärenhimmel (die Ogdoas) und anderes mehr. Ebenso kehren in den weiteren Hermetischen Schriften der Aion und die Aione, das Pleroma, der Gott *Ἑστώς*, die *Ψυχή* und ähnliche Bildungen wieder, und überall erkennen wir durch die theoretische Darlegung dieselbe Verbindung orientalischer Religionsvorstellung und griechischer philosophischer Formel, überall aber auch, daß es sich nicht um Philosophie, sondern um Offenbarungsreligion handelt. Die *γνῶσις*, deren Wert immer wieder betont wird und die allein *εὐσέβεια* ist und die Errettung bringt, ist ein Erleben Gottes, eine Vereinigung mit ihm. Wohl ist die Annahme der Lehre des

[1]) Aus einem ähnlichen Gebet der XIII. Schrift hebe ich wenigstens ein Stück heraus: *εὐχαριστῶ σοι, πάτερ, ἐνέργεια τῶν δυνάμεών μου, εὐχαριστῶ σοι, θεέ, δύναμις τῶν ἐνεργειῶν μου. ὁ σὸς Λόγος δι' ἐμοῦ ὑμνεῖ σε· δι' ἐμοῦ δέξαι τὸ πᾶν, λογικὴν θυσίαν. ταῦτα βοῶσιν αἱ δυνάμεις αἱ ἐν ἐμοί. σὲ τὸ πᾶν ὑμνοῦσι, τὸ σὸν θέλημα τελοῦσι. σὴ βουλὴ ἀπὸ σοῦ, ἐπὶ σὲ τὸ πᾶν* (von dir dein Wille, zu dir das All).

Propheten und der dazu nötige Willensakt (die πίστις) das erste; aber wer vollkommen (τέλειος) wird, empfängt die Offenbarung Gottes direkt; denn sie ist nie abgeschlossen.[1]) Die Verleihung der Vollkommenheit ist ein freier Willensakt Gottes, aber im Gemeindegebrauch gehört dazu das Mysterium und der einweihende Lehrer; nur der τέλειος kann zum τέλειος machen, nur der Prophet zum Propheten weihen — allerdings auch er nur nach Gottes Willen. Daß sich in diesen Mysterien die nationalägyptischen Gedanken besonders stark zeigen und uralte Anschauungen in mystischer Umdeutung wieder aufleben, ist nicht befremdlich. Prüfen wir das in der XIII. Hermetischen Schrift geschilderte Mysterium der Poimandresgemeinde. Schon der Grundgedanke, daß das volle Wissen von Gott zugleich zu Gott macht, die Weihe also die Wiedergeburt in Gott und als Gott bedeutet, ist aus ägyptischer Grundanschauung erwachsen. Die Weihe ist die Loslösung des Menschen von seinem Leibe und insofern dem Tode gleich. Unter den Lehren und Gebeten des Weihenden, die ihren Schluß in einem gewaltigen Hymnus finden, entweichen von dem Mysten die zwölf von den Sternenmächten stammenden bösen Eigenschaften, die zurzeit noch seinen inneren Menschen ausmachen; die zehn Kräfte Gottes steigen hernieder und fügen sich in ihm zusammen, wie zu einem Körper, gewissermaßen Glied für Glied; sie bilden in ihm den Logos, den persönlich gefaßten Sohn Gottes, der hier für den Gottmenschen eingetreten ist. So ist er Gott und Gottessohn und daher im Himmel, in der Erde, im Feuer, in der Luft, in den Pflanzen, in den Tieren, außer Raum und außer Zeit. Den Schluß des Mysteriums, gewissermaßen die Probe auf das Gelingen, bildet, daß er selbst nicht mehr in vorgeschriebenen Formeln, sondern 'aus eigenem Sinne' Gott preisen darf.

Wir sehen die Auffassung des Prophetentums hier gesteigert; aber dieselbe Auffassung fand im II. Jahrh. n. Chr. Celsus in ganz Syrien und Palästina nicht nur bei den Christen; die τέλειοι unter den Propheten sagen: ich bin Gott oder Gottes Sohn oder Gottes Geist. Die Einzelvorstellungen schließen an einen uralten Volksglauben, der sich in dem ältesten ägyptischen Bestattungsritus ausspricht und lange Zeit nur im Zauber fortgelebt hat: nach dem Tode

[1]) Auch wo eine Offenbarungsvorschrift vorliegt, enthält sie doch nicht alles. Der Νοῦς weiß ja, daß jeder neue τέλειος aus sich selbst vermögen wird 'alles zu denken, was er will, zu hören und alles zu schauen'. Dadurch erklärt sich ein Grundzug auch des christlichen Gnostizismus, von dem ganz gilt, was Irenäus nur von den ihm am besten bekannten Markosiern sagt: immer Neues fügen die Schüler hinzu, denn τέλειος ist keiner, der nicht große Erfindungen vorbringt; jeder der τέλειοι fühlt sich selbst im Vollbesitz der γνῶσις; nicht einem Paulus oder Petrus steht er nach, sondern glaubt die ganze Tiefe der γνῶσις der unaussprechlichen Kraft Gottes allein 'ausgetrunken' zu haben (Irenäus I 18, 1 und 13, 6 Stieren). Ob hierbei auf einen Weihetrank verwiesen wird, wage ich nicht zu sagen. Gerade die Markosier haben ihre Prophetenweihe ganz nach ägyptischem Vorbild gestaltet, und die Papyri zeigen uns, daß bei der λῆψις δαίμονος παρέδρου ein Trank von Milch und Honig eine Rolle spielt, nach dessen Genuß sich sofort etwas Göttliches im Herzen regen soll. — Natürlich braucht das Neue, was der einzelne τέλειος einem System hinzufügt, nicht eigene Erfindung zu sein; er kann eine fremde Offenbarung annehmen, etwa wie der Verfasser des Poimandres die hellenisierte Verkündigung vom Gottmensch.

werden die Glieder des Leibes voneinander gelöst, gereinigt und dann wieder zusammengesetzt, damit der Tote im Jenseits (d. h. als Gott) lebe. Der Osiris-Mythus mag mitgewirkt haben, diesem Glauben zu mystischer Ausdeutung zu helfen; denn gerade Osiris ist in hellenistischer Zeit mit dem Logos und dem Gottmenschen identifiziert worden.

Daß auch die christliche Kirche lange Zeit ihre Propheten gehabt hat, denen es allein gestattet war, Gott mit eigenen Worten zu preisen, weil nur aus ihnen das *πνεῦμα* redete, und daß der Gemeinde selbst das Urteil über ihre Lehre versagt war, wenn nur ihr Leben christlich war, wissen wir aus der *Διδαχὴ ἀποστόλων*. In dieser Organisation, in der Schätzung der *εὐλογία* und der Geistesgaben wie z. B. des Zungenredens, im Mysterienglauben und vielem anderen zeigen sich die schlagendsten Übereinstimmungen zwischen Christentum und hellenistisch-ägyptischer Religion.

Diese Tatsache verlangt eine Erklärung; denn so absurd es wäre, diese ganze hellenistische Gedankenwelt, deren Ursprung wir zum Teil so klar erkennen können und deren zufällig bewahrte Urkunden — allerdings nur zum kleinsten Teil — früher als die entsprechende christliche Literatur fallen, aus dem Christentum herzuleiten, so widersinnig wäre es auch, was beiden gemeinsam ist, einfach als 'ägyptisch' in Anspruch zu nehmen. Wir müssen, um eine auch nur annähernde Lösung dieses Rätsels zu finden, einen Blick auf die Verbreitung dieser Literatur werfen.

Etwa um Trajans Zeit will Philon von Byblos nachweisen, daß die phönizische Religion die älteste ist, weil sie — von 'euhemeristischen' Zusätzen abgesehen — im wesentlichen eine *φυσικὴ θεολογία* war. Er beruft sich zum Beweis auf eine Anzahl Offenbarungsschriften, die in Mystikergemeinden seiner Zeit umliefen und sich auf Tat, also den ägyptischen Hermes, den Lehrer aller *φυσιολογία*, zurückführten. Die Fiktion der Hauptschrift, des angeblichen Sanchuniathon, ist bekanntlich, daß er in dem *ἄδυτον* des ägyptischen Gottes Amon die Lehre dieses Tat gefunden hat.[1]) Neben Tat tritt der ebenfalls ägyptische Gott *Ἀγαθὸς δαίμων* besonders hervor. Es kann nicht befremden, wenn wir in chemischen Schriften des angeblichen Demokrit von der Übersendung ägyptischer Sakralbücher an die Könige Phöniziens lesen.[2])

Ähnlich offenbart der ägyptische Gott *Ἀγαθὸς δαίμων* schon um Anfang des II. Jahrh. v. Chr. die Genealogie der phrygischen Götter, die mit den ägyptischen identisch sind; von den Phrygern, den ältesten Menschen, geht die Religion aus, aber die Ägypter haben sie zuerst gelehrt. Dem entspricht eine Kultverbindung ägyptischer und phrygischer Gottheiten, die wir freilich — wohl durch Zufall — erst im II. Jahrh. n. Chr. nachweisen können. Daß der persische Gott Mithras nach Ägypten herüberdrang und sich hier ägyptischen

[1]) Das ägyptische Urbild dieser Erfindung habe ich oben S. 178 Anm. 1 in einer jüngeren Nachbildung angeführt.

[2]) Daß auch der Inhalt der phönizischen Kosmogonie Philons ägyptisiert ist, kann m. E. nicht bestritten werden. Umgekehrt finden wir den phönizischen Gott Baalsames im ägyptischen Zauber wieder.

Religionsvorstellungen in ganz derselben Weise anbequemte, wissen wir durch die von Dieterich soeben herausgegebene Mithras-Liturgie.[1]) Umgekehrt entnehmen schon in vorchristlicher Zeit die 'persischen' Magier die Vorstellungen von dem weisen Ostanes, der bei einer Himmelswanderung theologischer und alchemistischer Offenbarungen gewürdigt ward, ägyptischer Lehre.[2]) In Babylonien scheint schon vor Berossos der Offenbarungsgott Oanes die Züge des ägyptischen Thot angenommen zu haben. Umgekehrt dringt die 'chaldäische und assyrische Weisheit' früh in Ägypten und in die Hermetische Literatur ein. So ist es kein Wunder, daß diese Literatur auch nach den Euphratländern dringt und daß wir in Mesopotamien noch im Mittelalter heidnische Gemeinden finden, deren heilige Schriften sich als die Offenbarungen der beiden ägyptischen Götter Hermes und *'Αγαθὸς δαίμων* geben[3]) Noch stärker ist die Einwirkung dieser Literatur auf das Judentum, das ja in weit engerem Kulturzusammenhang mit Ägypten steht. Man muß freilich die apokryphe Literatur, Zauber und Amulette, vor allem aber die astrologischen und alchemistischen Traditionen verfolgen, um ganz zu empfinden, wie überaus lebhaft der Ideenaustausch ist und wie früh er beginnt. Daß dabei in der Regel für *'Αγαθὸς δαίμων* und Hermes Seth oder Henoch, Abraham oder Moses, für Isis Mirjam eintritt, erleichtert das Eindringen dieser Literatur und dieser Vorstellungen, die sich durchaus nicht auf die Juden der Diaspora, Samarias und Galiläas beschränken. Das zeigen besonders die Astrologie und der Zauber, dessen jüngere Form schon der Talmud, im wesentlichen richtig, aus Ägypten herleitet. Exorzisten treten schon zu Jesu Zeit auch in Judäa auf; der astrologische Glaube der Pharisäer wie besonders der Essener verbindet sich mit strengstem Judentum; der Wunderglaube beider Völker beginnt sich auszugleichen, die Jenseitsvorstellungen des einen auf das andere Einfluß zu gewinnen.[4]) Es ist kein Wunder, daß auch

---

[1]) Dieterich hat freilich das ägyptische Element viel zu wenig hervorgehoben, vgl. Cumont, Revue de l'instruction publique en Belgique 1904 S. 1 ff., dessen Aufsatz mir durch die Güte des Verfassers im Korrekturbogen zuging. Es ist lehrreich, die ägyptisierte Attislehre der Naassener-Predigt mit diesem Text zu vergleichen.

[2]) Wenigstens scheint mir Maspero in den Proceedings of the Society of Biblical Archaeology 1898 S. 140 ff. fast zwingend erwiesen zu haben, daß der Beiname des ägyptischen Offenbarungsgottes Thot Ostanu mit dem persischen Namen Ostanes identifiziert ist (vgl. auch Dieterich, Jahrb. f. Phil. Supplem. XVI 751 ff.). Auf Thot weist auch die Sage, daß Ostanes die ganze Welt durchwandert habe. Die jüngeren ägyptischen Autoren, welche Ostanesbücher benutzen, sind durchaus überzeugt, in ihnen persische Weisheit zu finden und mit der ägyptischen zu verbinden.

[3]) Die wenigen Angaben über diese heiligen Schriften entsprechen genau der Hermetischen Literatur. Ob auf die Gemeinden daneben noch andere (etwa spätjüdische) Einflüsse gewirkt haben, ist minder wichtig.

[4]) Das zeigen die Apokalypsen mit zwingender Deutlichkeit; selbst die literarische Form ist bei ihnen im wesentlichen von der ägyptischen Literatur bedingt. Sie geben zugleich hübsche Beispiele für die von mir angenommene dauernde Fortwirkung der im Orient ja weiterlebenden Hermetischen Literatur auf das spätere Judentum. Eines sei es gestattet einem trefflichen Aufsatz von A. Jacoby (Sphinx VII 115 ff.) zu entnehmen. Die ägyptische Höllenfahrt des Setne (Griffith, Stories of the High Priests of Memphis S. 44 ff.) schildert

die philosophisch-theologischen Begriffe und die mystischen Vorstellungen von der Vereinigung des Menschen mit Gott einander ähnlich werden. Für erstere möchte ich auf die Weisheit Salomos verweisen, die ihre Lehre von einer präexistenten Welt der Ideen in Gott nicht direkt aus Platon, sondern aus denselben Hermetischen Schriften entnommen hat, in denen Isis als Sophia und Offenbarungsgeist die *γνῶσις τοῦ παντός* vermittelte; für die Vorstellungen der Vereinigung von Mensch und Gott auf Philon. Aus seinem unmittelbaren Verkehr mit Gott leitet er seine Lehre und seinen Anspruch als Verkünder der tiefsten Geheimnisse zu gelten; die Beschreibungen der Ekstase, die Mahnungen, seine Verkündigung, die er doch selbst literarisch verbreitet, nicht Ungeweihten zu verraten, selbst der Sprachgebrauch im einzelnen entspricht der ägyptisch-griechischen Mystik.

Die große Verbreitung und die gewaltige Wirkung dieser ägyptisch-griechischen Literatur kann ich mir nur durch die Annahme erklären, daß weite Kreise des hellenisierten Orients eine entsprechende Form einer sich immer erneuenden und verjüngenden Offenbarungsliteratur nicht besaßen und eine derartige Literatur doch den Bedürfnissen einer in religiöse Gärung und Erregung versetzten Zeit wunderbar entsprach. Bot sie doch die Mittel zur weiteren Ausgleichung der orientalischen Volksreligionen, wie zur Bildung neuer kleinerer Einheiten innerhalb ihrer, also zur vollen Entfaltung der religiösen Energie des Einzelnen. Vor allem aber bot sie die leichteste Vermittlung zwischen griechischer Bildung und orientalischer Volksreligion. Uralte, derbsinnliche Religionsvorstellungen, Zauberspuk und Mysterienbrauch konnte sie aufnehmen, mystisch umdeuten, von dem Anstößigen befreien und zum Gegenstande neuen Glaubens machen. Dabei ward, was früher Geheimlehre und Mysterium war, immer mehr zur Verkündigung, die von Anfang an auf weite Verbreitung berechnet war und die alte Vorschrift des Geheimnisses nur als schriftstellerische Form und als Mittel, die Stimmung des Lesers zu beeinflussen, gebrauchte. Wir können den Hergang noch in der Prophetenweihe verfolgen. Zur Zeit des Tiberius ist sie in den Isis-Gemeinden an die Illusion einer geschlechtlichen Vermischung mit dem Offenbarungsgott Anubis geknüpft; das wird gelehrt, das Mysterium selbst, das hierzu führt, mit tiefem Geheimnis umhüllt. In der Nachbildung des Gnostikers Markos und dem Bericht des Apuleius ist statt der Illusion nur eine mystische Deutung eingetreten; von dem *δρώμενον* hat sich im offiziellen Kult mehr, im Gebrauch der Sekte weniger erhalten. In der Prophetenweihe der Poimandres-Gemeinde (oben S. 188) ist ein anderes, ebenfalls

---

einen Verdammten, durch dessen rechtes Auge der Türbolzen (die Angel) der fünften Halle der Unterwelt geht, so daß jedes Öffnen der Tür ihm unsägliche Qual bereitet. Genau dieselbe ganz eigenartige Strafe leidet in der Apokalypse des Josua ben Levi, von der uns der Abt Petrus Venerabilis von Clugny in seiner Schrift gegen die Juden Kunde gibt, der Pharao, welcher die Kinder Israel bedrückt hat. Natürlich muß ein griechisch-ägyptischer Text die Vermittlung gegeben haben. Auch die mancherlei Einwirkungen Hermetischer Literatur auf die Kabbala lassen sich selbstverständlich sehr viel weiter verfolgen, als ich es im Poimandres getan habe.

altes, aber unanstößigeres Bild für die Geburt Gottes im Menschen eingesetzt, die Formel und das δρώμενον sind ganz zurückgetreten; aller Ton ist auf die Vorbereitung des Herzens, das innere Verstehen und den Willen Gottes gelegt. So braucht dies Mysterium nicht geheim gehalten zu werden; die Schrift verrät im Grunde nichts, sondern predigt die Lehre von der Wiedergeburt und die Würde des Prophetenstandes.

Es wird von theologischer Seite nicht immer genügend betont, daß nicht der Mysterienkult schlechthin, sondern der Hauptsache nach seine hellenistische Umgestaltung und Verwertung in der theologischen Literatur auf das Christentum eingewirkt hat.[1])

---

[1]) Auch Dieterich hat in seinem prächtigen Buch (Eine Mithras-Liturgie 1903), das ich in meinen Untersuchungen nicht mehr benutzen konnte und mit dem ich mich doch so häufig berühre, diese Frage nicht klar genug gestellt und den literarischen Charakter des von ihm behandelten Stückes zu wenig erläutert. Was ist es eigentlich? Eine Liturgie oder Agende im engeren Sinn? Die verlangt kurze Sätze und ein δρώμενον. Man vergleiche die 18 Fragmente wirklicher Liturgien im Anhang. Oder ist es eine Verhaltungsanweisung für das wirkliche Mysterium? Die Lichterscheinungen, Laute und Bilder, welche in diesem dem Mysten vorgeführt wurden, konnten doch nur wirken, wenn sie überraschend eintraten; wer sie vorher beschrieb, zerstörte die Illusion. Und wer hätte sie so beschrieben, wie es etwa in folgenden Worten geschieht: 'Hole von den Strahlen Atem, dreimal einziehend, so stark du kannst, und du wirst dich sehen aufgehoben und hinüberschreitend zur Höhe, so daß du glaubst, mitten in der Luftregion zu sein?' Auch eine Hermetische Schrift, wie Cumont (vgl. S. 190 Anm. 1) will, ist es trotz so mancher Übereinstimmungen nicht; man vergleiche nur den streng entsprechenden ἀπαθανατισμός der Poimandresgemeinde (S. 188). Der Hauptzweck ist ein erbaulicher; das zeigen die dem Neophyten in den Mund gelegten Gebete, die sein inneres Erleben schildern sollen. Eine gewisse Ähnlichkeit hat die von mir (Poimandres S. 147 ff.) herausgegebene λῆψις δαίμονος παρέδρου, bei der es sich auch nicht um Zauber, sondern um das Gewinnen eines geistigen Gutes, der γνῶσις, handelt. Die Bedeutung liegt nur scheinbar in der Vorschrift, die in Wahrheit für eine Erzählung oder Schilderung eintritt. Wir müßten für die Anweisung: 'gehe zur Mittagszeit in die Wüste und bete folgende Worte, so kommt der Gott' den Visionsbericht einsetzen: 'ich ging zur Mittagszeit . . . es kam der Gott', um den religiösen Zweck zu verstehen. In der Tat bietet die Himmelswanderung des Ostanes (bei Berthelot, La chimie au moyen âge III 119) einen dem Dieterichschen Mysterium entsprechenden ägyptisch-persischen Visionsbericht. Die Verwendung der Zauberformel zu diesem Zweck erklärt sich, wie Prof. Spiegelberg mir zeigte, aus ägyptischem Brauch; mehrfach bieten uns Stelen die Zauberformeln, die der *Ka*, der himmlische Doppelgänger in uns, im Jenseits zu sprechen hat. Sie leben, auf das Diesseits und den wirklichen Menschen bezogen, weiter, wie z. B. jene Anweisung, jede Gestalt, die man will, anzunehmen (Poimandres S. 22; die Grundvorstellung von der Entrückung der lebenden Menschen aus dem Sphärenreich in die übersinnliche Welt scheint von ähnlicher Umdeutung des für den Toten oder *Ka* bestimmten Zaubers beeinflußt). — Aber was hat die Überlieferung solcher Anweisungen dann für Zweck? Jeder, der sie probiert, wird ja scheitern. Gewiß, aber ähnlich steht es mit den mancherlei Anweisungen, Wunder zu tun, auf den Wassern zu wandeln, sich aus dem Kerker zu befreien, auf einem Krokodil über den Nil zu setzen u. s. w. Zur Beschreibung der göttlichen Macht sind sie da, nicht um ausprobiert zu werden. Der Magier erweckt den Eindruck, daß er das kann; wenn seine Schüler daran scheitern, wird er sagen, ihr Herz sei nicht rein genug gewesen. Indem die Vorschriften an alte Religionstradition schließen, wollen sie den Glauben an die Gottesmacht, die in dem mit Gott vereinigten Magier wirkt, erwecken, und sie haben das wirklich getan. Der Himmelfahrt und dem Sturz des Simon Magus entspricht die Zauberanweisung,

Damit habe ich die Hauptfrage erwähnt, auf welche die Erforschung dieser Literatur führen muß. Ob sich das Urteil über die spätjüdische oder die gnostisch-christliche Literatur verschiebt, wenn man sie in diesen Zusammenhang rückt, mag den Fachmann beschäftigen, gegenüber der Frage, wie 'das Christentum' zu dem Hellenismus steht, ist es fast bedeutungslos. Daß die Gebete der in Ägypten entstandenen *Διδαχὴ ἀποστόλων* sich mit ägyptischen Formeln berühren, oder die unlängst in Behnesa gefundenen *λόγια Ἰησοῦ* ägyptische Zusätze zeigen, daß ein so voll hellenistisch empfundenes Stück wie das Martyrium Petri aus der hellenistischen Mystik schöpft, oder daß dasjenige Literaturwerk, welches den Wunder- bezw. Zauberglauben breiter christlicher Kreise am schärfsten zum Ausdruck bringt, der Bericht von dem Streite des Simon Magus mit dem Apostel Petrus, bis in die kleinsten Details mit der ägyptisch-griechischen Literatur übereinstimmt, hat dabei weniger Bedeutung. Auch die Entlehnung einzelner Formeln oder Visionen in Schriften wie der Offenbarung Johannes und dem Hirten des Hermas ist zwar von größerer Wichtigkeit, aber doch nicht entscheidend. Die Frage ist, wie Paulus

---

einen *δαίμων πάρεδρος* zu gewinnen, der den Menschen zum Himmel emporträgt, ihn aber, falls er das richtige *φυλακτήριον* nicht hat, zur Erde stürzen und zerschmettern läßt, wie umgekehrt der Zauberanweisung, auf dem Krokodil über den Nil zu setzen oder Schlangen mit einem Wort zu töten, die Wunder der ägyptischen Mönche entsprechen. — Der enge Zusammenhang von Religion und Zauber im Ägyptischen bringt es mit sich, daß die Zaubervorschrift eine Form der religiösen Literatur wird, die für die Visions- und Wundererzählung eintritt. Daß solche Vorschrift dann zu anderem, mehr praktischen Zwecke umgebildet wird, ist begreiflich. Die Anweisung des von mir herausgegebenen Zaubers bezieht sich auf die *λῆψις δαίμονος παρέδρου*; das Mithrasmysterium konnte ebenso gefaßt werden (vgl. das Schlußgebet: *μένε σὺν ἐμὲ ἐν τῇ ψυχῇ μου, μή με καταλείψῃς*). Die *λῆψις παρέδρου* aber bezieht sich nach ägyptischer Auffassung ebenso auf die Wunderkraft wie auf die *γνῶσις θεοῦ*. Wenn solche *λῆψις*, wie das Mithrasmysterium angibt, dreimal im Jahre wiederholt wird, so entspricht das der Ansicht, daß die Offenbarung immer wieder neu erzwungen werden muß. Bei diesem literarischen Charakter des Stückes scheint mir nicht sicher, wie weit die Handlung des Zaubers dem wirklichen *δρώμενον* der offiziellen Mithrasmysterien auch nur in Ägypten entsprach (vgl. z. B. den persisch-ägyptischen Lichtzauber Poimandres S. 280); immerhin sind gewisse Zusammenhänge auch mir wahrscheinlich. — Für den Grundgedanken, den Dieterich in seinem Buche verfolgt, verliert das Mysterium bei dieser Auffassung nichts von seiner Bedeutung. Den Fortschritt, den Dieterichs Forschung gegenüber den willkürlichen und uferlosen Hypothesen moderner Theologen bringt, sehe ich besonders darin, daß sie für die mancherlei nichtjüdischen Gedanken und Bilder des jungen Christentums nach einer gleichzeitigen, im wesentlichen einheitlichen Quelle sucht und nur wirkliche Kulturmächte in Frage zieht. Niemand bildet sich doch wohl ein, daß eine lebendige Religion einen Teil ihrer ursprünglichen Kraft aus einer Sammlung beliebiger survivals geschöpft, oder sich Hauptlehren aus unverstandenen Kultgebräuchen verschiedener Mysteriengemeinden herausdestilliert haben kann. Nur aus der Vereinigung von Lebendigem erwächst Leben; nur wenn ich nachweisen kann, daß eine gleichzeitige, gedankenreiche und glaubensstarke Mystik schon vorher jene survivals in sich aufgenommen und mit neuem Leben erfüllt hat, möchte ich fragen, ob zwischen der primitiven Auffassung, die sich uns etwa auf einer altägyptischen Inschrift bietet, und einer neutestamentlichen Vorstellung ein Zusammenhang besteht; und selbst dann werde ich zunächst fragen, ob eine literarische Behandlung den Gedankeninhalt von einem Volke zum andern tragen konnte. Gerade hierin aber glaube ich Dieterich im Grunde sehr nahe zu stehen.

und der Verfasser des Johannes-Evangeliums zu dieser gleichzeitigen hellenistischen Mystik stehen. Ihre Literatur lag ja bereits vor, als das junge Christentum seinen Weg begann, der es zunächst zu den hellenistisch gebildeten Proselyten der jüdischen Gemeinden führte. Es würde keine Herabsetzung für das Christentum bedeuten, wenn es sich an die Sprache und die Kultgewohnheiten dieser Kreise näher angeschlossen hätte und wenn z. B. das Zungenreden, welches Paulus sicher nicht selbst in Korinth eingeführt hat, älterer hellenistischer Kultbrauch gewesen wäre. Die astrologische Mystik kennt Paulus und setzt ihre Kenntnis bei seinen Adressaten voraus; von dem Druck astrologischer Lehren soll sein Christentum befreien. Hat er auch über diesen Kreis hinaus Worte und Bilder der Gedankenwelt der hellenistischen Mystik entnommen? Die Frage ist schwerwiegend genug: Wort und Bild üben eine eigentümlich zwingende Kraft auf die Vorstellung, deren Hülle sie geben sollen, zurück, und nicht an die ursprüngliche Vorstellung, sondern an das Wort und das Bild pflegt ja die Folgezeit sich zu heften. Die Philologie kann, indem sie die Worte untersucht, die in der gleichen technischen Bedeutung in den frühesten christlichen Schriften und in der hellenistischen Mystik begegnen (z. B. *γνῶσις*, *πλήρωμα* und dergl.), der Theologie einen wichtigen Dienst tun, und sie kann, wenn sie sich bewußt bleibt, daß man die Übernahme religiöser Vorstellungen nie ganz erklären und nie auf nur eine Ursache zurückführen kann, durch Erläuterung der Bilder und Typen beider Religionskreise unseren Einblick in die Empfindungswelt des werdenden Christentums wesentlich vertiefen. Sie wird damit zugleich sich selbst eine bessere Schätzung für die gewaltige Leistung erringen, welche das Griechentum erfüllt hat, indem es orientalische Religionsempfindung zu dem fortbildete, was ich hellenistische Mystik nannte.

DIE NEUESTEN FORSCHUNGEN AUF ANTIKEN SCHLACHTFELDERN IN GRIECHENLAND

Eine kritische Studie

Von Edmund Lammert

(Fortsetzung)

III

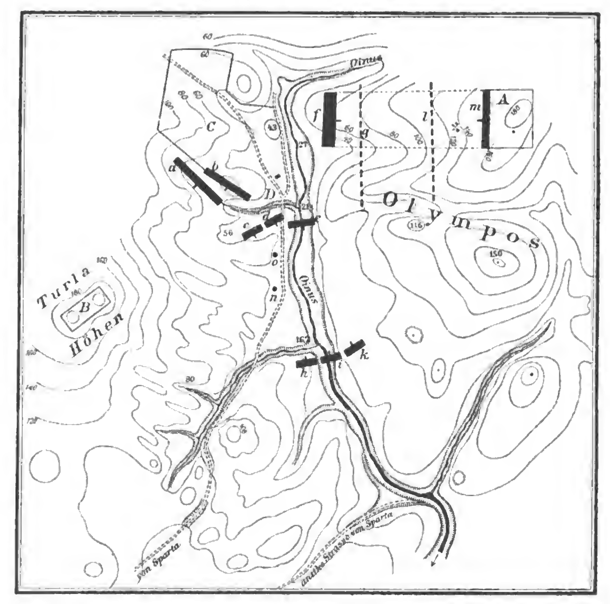
Das Schlachtfeld von Sellasia 'so sicher und auch in den Einzelheiten so einwandsfrei zu bestimmen, daß man darauf weiter bauen kann, muß im ersten Augenblick allerdings als ein sehr gewagtes Unternehmen erscheinen. Denn es gibt nicht weniger als vier von guten Autoritäten vertretene Ansetzungen der Örtlichkeit, welche nicht einmal im allgemeinen miteinander übereinstimmen'. So sagt Kromayer wörtlich S. 215. Nun war die Feststellung dieses Schlachtfeldes durchaus kein gewagtes Unternehmen mehr. Von den vier 'Ansetzungen' rührten zwei von ein und derselben Autorität, nämlich von dem Obersten Leake her, und der hatte die erste bereits selber wieder aufgegeben. Dessen zweite aber hat schon Roß mit so überzeugenden topographischen und strategischen Gründen als unhaltbar erwiesen, daß sich Kr. deren nochmalige Kritik hätte ersparen können. Aus denselben strategischen Gründen erscheint auch die Ansicht Kieperts, der zweiten Autorität, als unmöglich. S. 221 gibt Kr. zu, daß wie er, so 'schon Roß das mittlere Kelephinatal[1]) als Ort der Schlacht bezeichnet habe', behauptet aber, daß 'dabei immer noch eine Strecke von 3—4 km vom Zusammentreffen der drei Straßen — von Tegea (durch die Klisura und über Arachova und Argos — bis zum Eingange der Schlucht übrig bleibe, die Straße und Fluß zusammengelaufen sein könnten'.[2]) 'Aber dieser Raum wird noch beträchtlich verkürzt durch eine Entdeckung, die ich an Ort und Stelle gemacht habe. Ich habe in einem Seitentälchen, das etwa 2 km südlich von der Vereinigung der drei Straßen das Oinustal in südwestlicher Richtung verläßt, an einer großen Anzahl von Stellen die tief in die Felsen eingefahrenen und eingeschnittenen Wagenspuren des antiken Weges wieder-

---

[1]) Der Fluß, der heute Kelephina heißt, ist der antike *Οἰνοῦς*.

[2]) Polybios II 65, 8 bestimmt das Schlachtfeld und die Stellung der Spartaner folgendermaßen: *δύο δὲ λόφων ἐπ' αὐτῆς τῆς εἰσόδου* (am Eingange zum Bergpasse von Sellasia) *κειμένων, ὧν τὸν μὲν Εὔαν τὸν δ' ἕτερον Ὄλυμπον καλεῖσθαι συμβαίνει, τῆς δ' ὁδοῦ μεταξὺ τούτων παρὰ τὸν Οἰνοῦντα ποταμὸν φερούσης εἰς τὴν Σπάρτην, ὁ μὲν Κλεομένης, τῶν προειρημένων λόφων συνάμφω τάφρον καὶ χάρακα προβαλόμενος, ἐπὶ μὲν τὸν Εὔαν ἔταξε τοὺς περιοίκους καὶ συμμάχους, ἐφ' ὧν ἐπέστησε τὸν ἀδελφὸν Εὐκλείδαν, αὐτὸς δὲ τὸν Ὄλυμπον κατεῖχε μετὰ Λακεδαιμονίων καὶ τῶν μισθοφόρων, ἐν δὲ τοῖς ἐπιπέδοις παρὰ τὸν ποταμὸν ἐφ' ἑκάτερα τῆς ὁδοῦ τοὺς ἱππεῖς μετὰ μέρους τινὸς τῶν μισθοφόρων παρενέβαλεν.*

gefunden. Hier also verließ die antike Straße schon wieder das Oinustal, und hier ist also die nördlichste Grenze für die Ansetzung des Schlachtfeldes zu ziehen. Somit ist dasselbe bis auf 2 km festgelegt, d. h. es ist überhaupt festgelegt.'



Maßstab 1:25000

0 100 200 300 400 500 600 700 800 900 1000 1500 2000 Meter

Plan der Schlacht von Sellasia

(Mit Benutzung von Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland, Karte 5)

A Lager des Kleomenes auf dem Olympos, *B* Lager des Eukleidas auf dem Euas, *C* Lager des Antigonos *D* Gorgylostal, *a* Illyrer, makedonische Peltasten, Akarnanen, Epiroten (Kreter), *b* Reserve der Achäer, *c* Achäer *d* Megalopoliten, *e* Reiter der Makedonen, *f* Phalanx der Makedonen, *g* Söldner der Makedonen, *hk* Söldner der Spartaner, *i* Reiter der Spartaner, *l* Söldner der Spartaner, *m* Phalanx der Spartaner, *n* Khan des Sakellarios, *o* Khan des Dagla

Aus Kr.s eigenen Worten geht hervor, daß er sich der Autorität von Roß im wesentlichen angeschlossen hat. Er nimmt wie dieser das mittlere Kelephinatal als Schlachtfeld an. Die Ebene dieses Tales, die allein als Schlachtfeld in Frage kommen kann, ist nur $1\frac{1}{2}$ km lang, es verengt sich am ersten

Hügel der Bergkette von Sellasia (Kr.s Euas) bereits so stark (bis auf 70 m und darunter), daß die Reiterkämpfe, von denen uns berichtet wird, weiter unten nicht mehr stattgefunden haben können. Das Schlachtfeld ist also nicht erst von Kr. auf 2 km, sondern bereits von Roß auf $1^1/_2$ km festgelegt worden. Der an sich ja ganz interessanten Entdeckung Kr.s, daß die antike Straße 1 km flußabwärts aus dem Tale nach Westen heraus und auf die heutige Straße führte, bedurfte es nicht. Die bekommt erst Bedeutung, wenn man mit Kr. den Euas weiter südlich ansetzt (s. unten). Das Olymposgebirge erhebt sich an der Ostseite dieses Tales in zwei Bergkuppen zu 180 und 150 m empor. Aus dem Berichte des Polybios läßt sich nicht ersehen, auf oder an welcher dieser Kuppen das Lager des Kleomenes gelegen hat und die Kämpfe seines Ostflügels stattgefunden haben. Daher läßt Roß die Frage unentschieden. Auf der Westseite liegt unmittelbar am Eingange des Passes (*ἐπ' αὐτῆς τῆς εἰσόδου* sc. *τῆς εἰσβολῆς*) ein in zwei Kuppen sich erhebender Berg, heute die Turlahöhen genannt; diesen hat Roß als den Euas des Polybios angenommen; unmittelbar an seinem Fuße fließt in einem einen halben km langen Taleinschnitte (bei Punkt 21, 1 auf der Karte) ein Bach zum Oinusflusse hinab; dies muß nach Roß der Gorgylosfluß sein, an dem Antigonos sein Lager aufschlug und in dem er später einen Teil seines Heeres zum Sturme auf die Euasbefestigungen aufstellte. In diesem Punkte weicht nun Kr. von Roß ab. Er nimmt als Euas den nach Süden zu unmittelbar an die Turlahöhen stoßenden Berg und die an dessen nördlichem Abhange liegende Schlucht als Gorgylosfluß an. Beiden Ansetzungen haftet etwas Bedenkliches insofern an, als beide nach unseren Begriffen eigentlich nicht gut als Flüsse (*ποταμοί*) bezeichnet werden können. Und das mag wohl auch Kiepert bestimmt haben, das Schlachtfeld anderswo (am Bache von Vresthena) zu suchen und an seiner 'reinen Stubenvermutung', wie Kr. sie nennt, trotz Roß festzuhalten. Indessen braucht im alten Griechenland nicht dieselbe Ansicht über Wasserverhältnisse wie bei uns geherrscht zu haben, und die strategischen Verhältnisse zwingen uns nun einmal, das mittlere Kelephinatal als das geeignetere Schlachtfeld zu betrachten und das Problematische des einen wie des anderen vermeintlichen Flusses mit in den Kauf zu nehmen. Es fragt sich nur, welcher von beiden im übrigen dem Berichte des Polybios am besten entspricht.

Der von Kr. angenommene ist einfach unmöglich. Gerade der Gorgylos ist die einzige topographische Linie, die Polybios in seiner Schlachtbeschreibung in ihrem Verhältnis zum Lager des Antigonos und zum Euas klar und unanfechtbar bestimmt hat, so daß an ihr unbedingt festgehalten und von ihr ausgegangen werden muß. Er sagt: 'Antigonos lagerte sich in kurzer Entfernung vom Feinde und benutzte den Gorgylosfluß als Schutzwehr für sein Lager. Der Gorgylos lag unmittelbar am Fuße des Euas.'[1]) Danach lag also

---

[1]) II 66, 1: (*Ἀντίγονος*) *στρατοπεδεύσας δ' ἐν βραχεῖ διαστήματι καὶ λαβὼν πρόβλημα τὸν Γοργύλον καλούμενον ποταμόν, τινὰς μὲν ἡμέρας ἐπιμένων συνεθεώρει κ. τ. λ.*; ebenda 5: *προσηρτημένοι γὰρ ἦσαν οὗτοι νυκτὸς ἐν τῷ Γοργύλῳ ποταμῷ πρὸς αὐτῇ τῇ τοῦ λόφου ῥίζῃ.*

das Lager des Antigonos unmittelbar am Flusse. Das ergibt sich aus der Sache selber mit Notwendigkeit, mag man *πρόβλημα* als 'Schutzwehr' oder, wie Kr., mit dem etwas allgemein gehaltenen Ausdruck 'Frontsicherung' bezeichnen. Eine Schutzwehr oder Frontsicherung erfüllt ihren Zweck nur dann, wenn der, der sie benutzen will, auch unmittelbar hinter ihr steht, um sie zu verteidigen. Ohne Verteidiger sind selbst viel stärkere Hindernisse als ein kleines Flußtal vom Feinde leicht zu überwinden. Daß Polybios selber diese Ansicht teilt und sich die Lager stets unmittelbar an ihren Problemata liegend denkt, zeigen die Erörterungen, die er an anderen Stellen über ähnliche räumliche Verhältnisse anstellt.[1]) Nach Kr. soll nun eine nur wenige Meter breite Schlucht als Schutzwehr des makedonischen Lagers gedient haben, die unmittelbar unter dem steilen Abhange eines vom Feinde verschanzten und verteidigten, bis über 100 m hohen Berges lag. Das Lager würde also vollständig von den Geschossen des Feindes beherrscht worden sein, der Belagerer würde sich sozusagen auf dem Glacis und dicht am Wallgraben der belagerten Feste gelagert und diesen für sich als Schutzwehr benutzt haben! Das Unsinnige eines solchen Verhältnisses ist denn nun auch Kr. von Anfang an klar gewesen und hat ihm augenscheinlich große Verlegenheit bereitet. Er hat sich schließlich aus ihr dadurch herausgeholfen, daß er die topographische Bestimmung des Gorgylos als eines *πρόβλημα* des makedonischen Lagers einfach ignorierte und dieses zunächst einen halben km von jenem entfernt an den Khan des Dagla legte. So steht noch jetzt unter der photographischen Aufnahme des Tales (Tafel 3) gedruckt: 'Oenustal vom Lager des Antigonos beim Khan des Dagla.' Diese geringe Entfernung zwischen dem Lager der Belagerer und der festen Stellung der Belagerten ist schon unwahrscheinlich genug — aber sie erschien Kr. in ihrem Verhältnis zu seinem Gorgylos nachträglich mit Recht noch immer zu groß. Daher lesen wir in seinem Werke (S. 228 Anm. 2): 'Man hat sich sein Lager also (!) auf beiden Seiten des Oinus, in der Gegend zu denken, wo auf unserer Karte «Khan des Sakellarios» und «Khan des Dagla» vermerkt ist.'[2]) Wer es also möglichst weit vom Feinde haben will, der kann sich den Khan des Dagla, wem es hier zu weit vom Gorgylos entfernt vorkommt, der kann sich den Khan des Sakellarios als seinen Platz denken! Dieser liegt nun gar nur noch 300 m vom Feinde, aber immer noch 200 m von der Schutzwehr des Lagers, dem Gorgylos, entfernt. Diese Ent-

---

[1]) XII 17, 6: *κρῖναί φησι Δαρεῖον ... χρήσασθαι δὲ τῷ ποταμῷ προβλήματι διὰ τὸ παρ' αὐτὴν ῥεῖν τὴν στρατοπεδείαν κ. τ. λ.* Vgl. III 14, 5; IV 11, 3 u. 4. *προβάλλεσθαί τί τινος* ist ein militärtechnischer Ausdruck = etwas als Schutz vor etwas legen; vgl. in der oben S. 195 Anm. 1 angeführten Stelle: *τῶν λόφων τάφρον καὶ χάρακα προβαλόμενος*; ferner I 48, 10: *τῆς στρατοπεδείας τεῖχος προβαλλόμενοι.*

[2]) Hier hätte natürlich das makedonische Lager auch eingezeichnet werden müssen. Das ist aber vorsichtigerweise unterblieben. Das gänzlich problematische Lager des Kleomenes ist dagegen bestimmt markiert, als ob es gar keinem Zweifel unterläge. Auch auf die wichtige Frage, wie groß diese Lager der uns zahlenmäßig bestimmten Heere wohl gewesen sein müssen, geht Kr. nirgends ein.

fernung ist für eine Schutzwehr, die wirklich ihren Zweck erfüllen soll, natürlich immer noch zu groß. Kr. hat das auch recht deutlich gefühlt. An einer späteren Stelle (S. 273 Anm. 2), an der man an die richtige Fragestellung kaum noch denkt, erklärt er die wichtigste aller topographischen Bestimmungen, die wir in Bezug auf das Schlachtfeld haben, für einen unscheinbaren, aber bezeichnenden Zug! 'Die Gorgylosschlucht war für die Verteidigung von Kleomenes' Stellung viel wichtiger als für die Verteidigung von Antigonos' Lager. Dort wird sie aber nicht genannt. Das zeigt den Standpunkt des Verfassers' (d. h. des Polybios). In Wirklichkeit zeigt sich hier die Disputierkunst Kr.s. Das Unsinnige seiner Annahme schiebt er dem Polybios in die Schuhe. Wie schlimm müßte es um das Sachverständnis dieses Geschichtschreibers gestanden haben, bei dem man nach Kr.s eigener Überzeugung 'logische und militärische Torheiten und Unmöglichkeiten vergebens suchen wird' (S. 10), wenn er von seinem makedonischen Standpunkte aus den Wallgraben der spartanischen Stellung für eine Schutzwehr des makedonischen Lagers angesehen hätte! Und nun bewundere man, mit welcher Kaltblütigkeit Kr. an der Stelle, wo er das Lager im Zusammenhang der Erzählung wohl oder übel erwähnen mußte, über den wahren Sachverhalt hinwegzugleiten und in einer Anmerkung durch einen logischen Trugschluß seine verkehrte Auffassung als selbstverständlich hinzustellen wußte. Im Text (S. 228) berichtet er: 'Antigonos rückte in die Oinusebene hinab und schlug . . . an den Hängen des Oinustales, nördlich vom Gorgylos, und in der Oinusebene selber sein Lager auf.' Und als Belegstelle zitiert er in der Anmerkung die Worte des Pobybios: *λαβὼν πρόβλημα τὸν Γοργύλον καλούμενον ποταμόν*, die er mit den bereits oben angeführten Worten erläutert: 'Man hat sich sein Lager also (!) auf beiden Seiten des Oinus u. s. w. zu denken'. Erstens steht nirgends, daß Antigonos in die Ebene hinabgestiegen sei und hier seine Truppen zu beiden Seiten des Oinus habe lagern lassen. Er kann das auch gar nicht getan haben, denn der Gorgylosbach würde in der Ebene keine Schutzwehr geboten haben, das konnte er nur oben am Bergabhange durch sein Tal, und das Lager würde unten in der kaum 100 m breiten Ebene vollständig von dem den Olympos besetzt haltenden Feinde beherrscht worden sein. Kr. dichtet das Lager in der Ebene auch nur zu dem Quellenbericht hinzu, um den Gorgylos als Schutzwehr möglichst in den Hintergrund zu schieben. Ferner schiebt er das dehnbare 'nördlich vom Gorgylos' an Stelle des von Polybios mit *λαβὼν πρόβλημα* in Wahrheit gemeinten 'dicht am Gorgylos' ein. Sein 'also auf beiden Seiten des Oinus' ist eine Schlußfolgerung, die sich gar nicht aus den Worten des Polybios, sondern höchstens aus dem von Kr. hinzugedichteten 'er ließ sein Heer in der Ebene lagern', und auch hieraus nicht einmal mit Notwendigkeit ziehen läßt. Vollständig aus der Luft gegriffen ist der zweite Teil der Folgerung, 'in der Gegend, wo auf unserer Karte «Khan des Sakellarios» und «Khan des Dagla» vermerkt ist'. Mit ihm wird dem Zeugen Polybios geradezu ins Gesicht geschlagen.

Es muß also dabei bleiben. Nach Polybios lag das makedonische Lager dicht am Gorgylos. Da dies bei der von Kr. als Gorgylos angenommenen

Schlucht unmöglich ist, so kann diese nicht der Gorgylos und selbstverständlich auch der über dieser Schlucht liegende Berg nicht der Euas gewesen sein.

Dasselbe ergibt sich aber auch, wenn man die von Kr. bezeichneten Örtlichkeiten auf die Frage hin prüft, ob ihre Beschaffenheit sich mit den tatsächlichen Vorgängen, die sich auf ihnen abgespielt haben müßten, in Einklang setzen läßt. Diese Frage kann nur verneint werden. Kr.s Gorgylosschlucht 'hat am Flußbette steile, 5—7 m hohe Ränder und muß im Altertum, als der Weg noch nicht wie heute durch sie hindurchführte, fast völlig unzugänglich gewesen sein. Der Aufstieg von ihr zum Euas selber ist äußerst steil und beschwerlich. Er hat an der Stelle, wo man von der Schlucht unmittelbar zum Gipfel aufklimmen muß, einen Steigungswinkel von 31° (die senkrechte Erhebung des Euasgipfels über dem Rande der Schlucht beträgt hier ca. 60 m, die wagerechte Entfernung etwa 100)' (S. 225). Hier, in dieser 'fast unzugänglichen Schlucht', sollen sich 6600 Mann — und zwar unmittelbar hinter 3600 Illyrern und makedonischen Peltasten 2000 Leichtbewaffnete[1]) — im Dunkel der Nacht aufgestellt haben, ohne Hals und Beine zu brechen und ohne durch einen Laut den kaum 100 m über ihnen stehenden Feinden ihre Anwesenheit zu verraten. Hier, an diesem Bergabhange, wo nach Rüstows Taxe (S. 338 Anm. 2) höchstens leichte Schützen in dünnen und offenen Plänklerketten vorwärts gekommen sein würden, sollen nicht etwa nur 2000 Leichtbewaffnete, sondern außer den 3000 halbschwer gerüsteten Peltasten auch 1600 schwer gerüstete Illyrer[2]) hinaufgeklettert sein, um oben die vom Feinde verteidigten Befestigungen zu stürmen. Man versteht nicht, wie sie überhaupt nur zunächst die steilen, 5—7 m hohen Ränder hinaufgekommen sind, warum man ihnen nicht einfach durch von oben herabgewälzte Steine die Knochen zerschmettert hat, und wie sie, oben angekommen, trotz des steilen Abhanges ihre tiefen Kolonnen dicht aufschließen und von der Schwere ihrer Bewaffnung und der Tiefe ihrer Aufstellung gegen den über ihnen stehenden Feind Gebrauch machen konnten, denn auch eine noch so schwere und tiefe Abteilung kann steil nach oben keinen Druck ausüben.

Wenn die stürmenden Truppen die steilen Böschungen der Schlucht erklettert hatten, dann lag vor ihrem ersten Gliede bis zum Gipfel nach Abzug ihrer eigenen Tiefe von 15—20 m noch eine schiefe Fläche von höchstens 80 m Länge. Auf dieser ebenso winzigen wie steilen Fläche hätte sich nun nach Polybios[3]) folgendes, von Kr. (S. 237) ernsthaft nacherzähltes Manöver

---

[1]) Kr. weiß nicht, daß *ἐπὶ τούτοις τοὺς Ἀκαρνᾶνας καὶ Κρῆτας ἐπέβαλε* (Pol. II 66, 6) heißt: 'er stellte hinter diesen d. A. u. d. Kr. auf', und nimmt an, daß diese neben den makedonischen Argyraspiden (Peltasten) und den Illyrern gestanden haben. 'Nach Polybios standen sie dicht (!) vor dem Ausgang (der Schlucht)'! (S. 234 Anm. 2). Polybios weiß davon nichts.

[2]) Daß diese Illyrer schwer gerüstet und in tiefen Kolonnen aufgestellt waren, ergibt sich aus Pol. II 66, 5: *κατὰ σπείρας ἐναλλὰξ τεταγμένους* und Pol. II 68, 9: *λοιπὸν ὅσον ἐκ ποδὸς ἐπιέσθησαν (οἱ Λακεδαιμόνιοι) τῷ βάρει τοῦ καθοπλισμοῦ καὶ τῆς συντάξεως (τῶν Ἰλλυριῶν).*

[3]) II 68, 3: *οὐ μὴν ἀλλ' οἵ γε περὶ τὸν Εὐκλείδαν ὁρῶντες προσβαινούσας τὰς σπείρας, ἀφέμενοι τοῦ χρῆσθαι ταῖς τῶν τόπων εὐκαιρίαις (τοῦτο δ' ἦν ἐκ πολλοῦ συναντῶντας καὶ*

abspielen müssen, wenn der Befehlshaber der Lakedämonier schneidig und gescheit gewesen wäre. Er hätte aus 'weiter Entfernung den Stürmenden entgegengehen, sich auf sie stürzen und ihre Sturmkolonnen auseinanderwerfen, dann selber in ruhigem Schritt zurückgehen und immer im höheren Gelände wieder Stand fassen und seinen Ansturm wiederholen müssen'.

Wo auf diesem kurzen Abhange die weite Ferne und der Raum für die wiederholten Angriffe hergekommen sein soll, ist unerfindlich, nicht minder, wie bei seiner Steilheit, die schon das ruhige Vorwärtsklettern mühsam machte, Truppen mit dem Feinde kämpfend rückwärts emporsteigen, und wie sie sich vorwärts auf die Feinde stürzen konnten, ohne mit diesen zusammen in inniger Umschlingung in die Tiefe zu kollern. Entweder hat hier Polybios, ohne eine Ahnung vom Gelände zu haben, ins Blaue hinein theoretisiert, oder er bezw. der berichtende Augenzeuge muß einen ganz anders gearteten Euas vor Augen gehabt haben.

Auf demselben Abhange soll sich folgender tatsächlicher Vorgang abgespielt haben. Die im Oinustale stehenden Leichtbewaffneten der Lakedämonier bemerken den Aufstieg der Feinde, eilen alle, 2—3000 Mann (s. unten S. 211), in die unzugängliche Schlucht hinein, klettern jenen nach und fallen ihnen in den Rücken[1])! Und nun kommt das Rätselhafteste. Nach Kr.s Ansetzung stehen etwa 200 m vor der Schlucht 4000 Achäer und Megalopoliten und 1200 Reiter. Die lassen in diesem kurzen Abstande, dicht vor ihrer Front, ruhig die 2000—3000 feindlichen Leichtbewaffneten aus dem Oinustale in die Schlucht zu ihren Füßen eindringen und ihren mühsam den Bergabhang erkletternden Leuten in den Rücken fallen, ja ihr Führer kann trotz der klar vor aller Augen liegenden Gefahr der Seinigen auch durch die dringendsten Vorstellungen Philopoimens nicht bewogen werden, 200 Schritte weit bis an den Rand der Schlucht vorzugehen und die überkecken Feinde zu verscheuchen. Er hält im Gegenteil den jungen Mann für nicht ganz zurechnungsfähig[2]) und muß erst durch den Angriff der Megalopoliten gezwungen werden, schließlich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Truppen in den Kampf mit einzugreifen. Trotz des erwähnten geringen Abstandes der Achäer bezeichnet Polybios den Rücken der Stürmenden als ungedeckt. Unter den von Kr. angenommenen Raumverhältnissen wäre diese Auffassung des Polybios unbegreiflich, das ganze Verhalten der in Reserve stehenden Achäer und Megalopoliten während des Kampfes einfach Verrat gewesen, hätte das später erfolgende eigenmächtige Eingreifen

προσπίπτοντας τοῖς πολεμίοις τὰ μὲν ἐκείνων στίφη συνταράττειν καὶ διαλύειν, αὐτοὺς δ' ὑποχωρεῖν ἐπὶ πόδα καὶ μεθίστασθαι πρὸς τοὺς ὑπερδεξίους ἀεὶ τόπους ἀσφαλῶς· οὕτω γὰρ ἂν προλυμηνάμενοι καὶ συγχέαντες τὸ τοῦ καθοπλισμοῦ καὶ τῆς συντάξεως ἰδίωμα τῶν ἐναντίων ῥᾳδίως αὐτοὺς ἐτρέψαντο διὰ τὴν τῶν τόπων εὐφυΐαν).

[1]) Pol. II 67, 2: οἱ δὲ μετὰ τῶν Κλεομένους ἱππέων ἐξ ἀρχῆς ταχθέντες εὔζωνοι, θεωροῦντες τὰς σπείρας τῶν Ἀχαιῶν ἐρήμους ἐκ τῶν κατόπιν οὔσας, κατ' οὐρὰν προσπίπτοντες εἰς ὁλοσχερῆ κίνδυνον ἦγον τοὺς πρὸς τὸν λόφον βιαζομένους, ὡς ἂν τῶν μὲν περὶ τὸν Εὐκλείδαν ἐξ ὑπερδεξίου κατὰ πρόσωπον αὐτοῖς ἐφεστώτων, τῶν δὲ μισθοφόρων κατόπιν ἐπικειμένων καὶ προσφερόντων τὰς χεῖρας ἐρρωμένως·

[2]) Plut. Philop. 6: οὐκ ἔπειθεν, ἀλλὰ μαίνεσθαι δοκῶν κατεφρονεῖτο.

Philopoimens nicht als der geniale Gedanke eines erfahrenen Feldherrn oder als ein kühner, aber einzig richtiger Entschluß gefeiert werden können.[1]) Kr. weiß sich nicht anders als dadurch zu helfen, daß er die Berichte des Polybios und des Plutarch in Zweifel zieht (S. 238 Anm. 2). Das Eingreifen Philopoimens soll 'in seiner Wichtigkeit für die Entscheidung weit überschätzt' sein! Den Angriff der lakedämonischen Leichten auf den Rücken der Stürmenden wandelt er im Handumdrehen in einen 'Flankenangriff' um, obgleich Polybios ausdrücklich *ἐρήμους ἐκ τῶν κατόπιν οὔσας, κατ' οὐρὰν προσπίπτοντες* sagt; bei einem Flankenangriff brauchen sie allerdings nicht $^3/_4$ Kilometer weit in die Schlucht einzudringen. Es sollen überhaupt nur ein paar Hundert Leichtbewaffnete gewesen sein; woher er das mit einem Male hier weiß, sagt er nicht; S. 227 Anm. 1 ist er der Ansicht, 'daß anderseits die Söldner im Zentrum doch so zahlreich waren, daß sie erst durch das Eingreifen der 1000 Megalopoliten zurückgeworfen wurden'.[2]) Weil ein paar Hundert Mann nun selbstverständlich nicht bewirken konnten, daß 'die ganze, sich $^3/_4$ Kilometer weit in die Schlucht erstreckende Angriffslinie von fast 7000 Mann zum Stehen' kam, so muß es allerdings jedem klar werden, daß Polybios hier kolossal übertrieben hat. 'Schlimmstenfalls hätten eben ein paar der stürmenden Abteilungen halten und mit Linkswendung (man erinnere sich: an dem steilen und kurzen Abhange!) eine Defensivflanke bilden müssen. Es kann keine Rede davon sein, daß, wie Polybios II 67, 8 behauptet, Philopoimen das Verdienst an dem Gelingen des Sturmes auf den Euas zukomme.' Jedes Wort, das man dieser Art von logischer und sachlicher Argumentation etwa hinzufügen möchte, würde ihre Wirkung nur abschwächen.

Wir wenden uns nunmehr den Kämpfen zu, die auf der anderen Seite des Oinustales am Olympos stattgefunden haben. Die Schilderung des Polybios reicht, wie schon Delbrück richtig bemerkt hat, zu einem vollen Verständnis dieser Vorgänge leider nicht aus. Es fehlt hier vor allem jeder Anhalt zur topographischen Bestimmung des Lagers des Kleomenes, um das es sich bei diesen Kämpfen handelt. Polybios verrät mit keinem Worte, auch nicht mit der leisesten Andeutung, ob diese Kämpfe vorn oder hinten im Tale, oben auf dem Berge oder unten an ihm[3]) stattgefunden haben, ob die beiden Phalangen von oben und unten her oder in gleicher Höhe (auf wagerechter Linie) aufeinander gestoßen sind. So sind wir für den ganzen Verlauf der Kämpfe lediglich auf unsichere Vermutungen angewiesen. Auch Kr. hat augenscheinlich unsicher hin und hergetastet, aber auch die Vorstellungen, an denen er nach längerem Erwägen schließlich festgehalten hat, sind verkehrt. Der Grund-

---

[1]) Plut. Philop. 6: *γελάσας ὁ Ἀντίγονος· ἐκεῖνο τοίνυν τὸ μειράκιον, εἶπεν, ἔργον ἡγεμόνος μεγάλου πεποίηκεν.* Polybios fügt dem noch hinzu: *συνθεασάμενον τὸν καιρόν*, 'da der junge Mann den richtigen Zeitpunkt zum Handeln erkannt hat' (II 68, 2).

[2]) Polybios an der S. 201 angeführten Stelle sagt einfach: *οἱ εὔζωνοι . . . προσπίπτοντες . . . ἦγον*, d. h. doch 'alle' Leichtbewaffneten.

[3]) Das von ihm mehrmals gebrauchte *κατὰ τὸν Ὄλυμπον* kann alles mögliche heißen: oben auf dem Olymp, unten am O., längs des O., gegenüber dem O. u. s. w.

irrtum, der ihn von vornherein befangen machte, war der, daß er sich einbildete, die Kämpfe hätten auch hier, in dem stark durchbrochenen Gelände, in der gewöhnlichen geradlinigen und geschlossenen Schlachtordnung stattgefunden. Daher suchte er in dem Gelände nach dieser geraden Linie und glaubte sie schließlich zwischen dem südlichen Gipfel des Olympos und dem gerade gegenüberliegenden Berge, seinem Euas, gefunden zu haben. Er dachte sich das gesamte Heer der Spartaner von dem einen Gipfel durch das Tal hindurch bis zum anderen Gipfel aufgestellt und zog dem entsprechend auch die von Polybios erwähnten Verschanzungen auf seinen Karten als eine zusammenhängende Sperre vor dieser Stellung quer durch das Tal.[1]) Aus dieser Querstellung ergab sich für ihn weiter, daß Kleomenes den Angriff von oben her weder gefürchtet noch selber beabsichtigt und ihn lediglich in der Längsrichtung des Tales erwartet und ausgeführt hat. Daraus ergab sich weiter, daß es dem Kleomenes gleichgültig war, ob der entscheidende Zusammenstoß der Phalangen unten im Tale oder weiter oben an dem Berge stattfinden würde; unten im Tale war es dazu etwas eng, auch befand sich ja die Kavallerie schon hier. Aber er hatte es auch oben an dem Berge in seiner Hand, seine Phalanx auf gleicher (wagerechter) Linie mit der feindlichen aufzustellen. Hier, in einer Höhe von 50 m über der Talsohle, befand sich eine wunderbar für das auszufechtende Duell geeignete Arena, eine sogenannte Nullfläche (d. h. ebene Fläche) von 300 m Breite und 400 m Länge. Bis hierher wollte er die feindliche Phalanx heraufkommen lassen und dann auf der Ebene den Strauß zwischen ihr und den Seinigen ausfechten lassen. Zu diesem Zwecke ließ er seine Verschanzungen mitten durch die Ebene hindurch laufen, seine Phalanx auf dem hinteren Teile derselben lagern und deren vorderen Teil als Kampfplatz frei. Der König Antigonos wußte natürlich den taktischen Wert dieser Nullfläche ebenfalls zu würdigen und führte sein Heer durch eine kaum 400 m vom Feinde entfernt liegende Taleinsenkung im Flankenmarsch hinauf. Auch kannte Antigonos schon unten im Tale ganz genau die Breite dieser Nullfläche; ihr paßte er daher schon unten beim Antreten die Frontbreite seiner Phalanx an und stellte diese nur 300 Rotten breit, dagegen 32 Mann tief. 'Antigonos hatte diese ausnahmsweise tiefe Aufstellung, die das Doppelte der gewöhnlichen betrug, gewählt, weil nur ein kleiner Teil des Olympabhanges für den Kampf der Phalanx wirklich geeignet war. Das ist die oben beschriebene Nullfläche ungefähr in der Mitte des Abhanges, die sich von den Verschanzungen des Kleomenes, wie sie auf der Karte eingezeichnet sind, nach Nord-Nord-Westen zu fortsetzt, über die leise Senkung des Wiesentälchens hin die gleiche Höhe wiederum erreicht und dann zu der Kuppe emporsteigt, auf der wir den Standpunkt des Antigonos angesetzt hatten. Rechts und links vor dieser etwa 300 m breiten Fläche ist höckeriger Felsboden und mehr oder weniger steil abfallendes bezw. aufsteigendes Gelände, das dem geschlossenen Phalanxkampfe allerdings bedeutende Hindernisse bieten mußte.'

---

[1]) So redet er auch von einem Sturme auf die 'Linien' des Kleomenes S. 240 u. 227.

Nachdem Antigonos mit seiner Phalanx und seinen halbleichten und leichten Söldnern die Talfurche hinaufgestiegen und oben auf der Nullfläche erschienen ist, läßt Kleomenes zunächst seine Söldner als erstes Treffen ausrücken und mit denen des Gegners den Kampf beginnen. Deren Gefecht 'wogte längere Zeit lebhaft und ohne Entscheidung hin und her. In anschaulicher Weise schildert uns Polybios bei dieser Gelegenheit den Charakter solcher zerstreuteren Gefechte, in denen das abteilungsweise Vorgehen und Zurückweichen, das Vorspringen einzelner Kämpfer, das Aufeinanderprellen der ganzen Linie miteinander wechselte und bald zu größerem Gemenge führte, bald einen gewissen ruhigen und doch bewegten Zustand eintreten ließ, der geeignet war, auch die Tapferkeit des einzelnen Mannes oder der einzelnen Abteilung den Blicken der beiden zuschauenden Heere und Könige bemerkbar zu machen' (S. 240). Dann 'läßt Kleomenes die Phalanx aus den Verschanzungen vorgehen, die leichten Truppen zurückrufen, sich rechts und links an die Phalanx anhängen, und mit Aufgebot des letzten Mannes geht die ganze Masse, an die 13000 Krieger, in wütendem Sturmschritt zu Tale'. Auch Antigonos 'hat klar gemacht zum Gefecht der schweren Truppen und geht mit Alalageschrei und gefällten Sarissen den Feinden entgegen (S. 243). 'Wohl gelingt es den Spartanern im ersten Ansturm, die Makedonier zurückzudrängen, aber nicht, wie Kleomenes wünscht (?), sie seitlich ins Oinustal hinabzuwerfen. Nur über das Wiesentälchen schwankt der Kampf hin und her. Und je weiter sie vordringen, desto ungünstiger wird den Spartanern der Boden: sie haben die Steigung zum Nordabhange zu überwinden. So kommt ihr Angriff ins Stocken. Da ersieht sich Antigonos den Moment, er läßt seine Truppen sich neu scharen, die Glieder herstellen, die Lücken schließen, und in enggeschlossenen (so!) Haufen mit der Wucht seiner tieferen Aufstellung holt er aus zum Gegenstoße, der die Spartaner zurücktreibt bis zu ihren Verschanzungen und über sie, der das Königtum des Kleomenes wegfegt von der spartanischen Erde' (S. 244).

Diese Kampfschilderung Kr.s ist zum größten Teil reines Phantasiegemälde. Das Verständnis des Söldnerkampfes wird überdies durch hineingetragene unklare Vorstellungen gestört. Die leichtbewaffneten Söldner kämpften selbstverständlich im zerstreuten Gefecht. Wie dies zu verlaufen pflegte, wußte jedermann. Daher denkt Polybios gar nicht daran[1]), den allgemeinen 'Charakter solcher zerstreuteren (!) Gefechte in anschaulicher Weise zu schildern'; er sagt im Gegenteil, daß wir es hier mit einem außergewöhnlichen Falle, einem gewaltigen Kampfe zu tun haben, wie er sonst zwischen Leichtbewaffneten nicht vorzukommen pflegte. Das Außergewöhnliche lag in der großen Masse der

[1]) Polybios sagt (II 69, 3): *οἱ δὲ βασιλεῖς κατὰ τὸν Ὄλυμπον τὸ μὲν πρῶτον ἐποιοῦντο διὰ τῶν εὐζώνων καὶ μισθοφόρων τὴν συμπλοκήν, παρ' ἑκατέροις σχεδὸν ὑπαρχόντων τούτων εἰς πεντακισχιλίους· ὧν ποτὲ μὲν κατὰ μέρη ποτὲ δ' ὁλοσχερῶς συμπιπτόντων διαφέρουσαν συνέβαινε γίνεσθαι τὴν ἐξ ἀμφοῖν χρείαν, ὁμοῦ τῶν τε βασιλέων καὶ τῶν στρατοπέδων ἐν συνόψει ποιουμένων τὴν μάχην. ἡμιλλῶντο δὲ πρὸς ἑαυτοὺς καὶ κατ' ἄνδρα καὶ κατὰ τάγμα ταῖς εὐψυχίαις.*

Kämpfenden und in der Schneidigkeit, mit der sie angriffen. Sie machten nicht nur abteilungsweise, wie es gewöhnlich geschah, vereinzelte Vorstöße, sondern auch mit ihren ganzen Linien imposante Massenangriffe, und es wetteiferten dabei die einzelnen Leute und die einzelnen Abteilungen miteinander in der Tapferkeit. Daß einzelne Kämpfer, wie Kr. zu berichten weiß, vorgesprungen seien und daß der Kampf 'bald zu einem größeren Gemenge geführt, bald einen gewissen ruhigen und doch bewegten Zustand' habe eintreten lassen, davon sagt Polybios kein Wort. Was sich aber Kr. unter jenem sonderbaren 'Zustande' eigentlich vorstellt, das mag erraten, wer da kann.

Soviel sei nebenbei bemerkt. Das Hauptproblem bieten der Kampfplatz und der Kampf der Phalangiten.[1]) Die sind nach Kr.s Darstellung vollständig unbegreiflich. Er gerät hier mit sich selber, mit den Quellen und mit den elementarsten Regeln der Kriegskunst in schroffen Widerspruch.

Da ist zunächst ein Tal, das sich als Fortsetzung der besagten Nullfläche in einer Breite von etwa 250 m vor der Nordseite des spartanischen Lagers hingezogen haben und der Schauplatz des Phalangitenkampfes gewesen sein soll. S. 225 'geht dies Tal ganz unmerklich in die Nullfläche (auf der sich das Lager befunden haben soll) über. Ein geschickter Gegner, wie Antigonos es war, konnte die Abhänge und die Kuppe im Norden dieser Talfurche mit Leichtigkeit besetzen und hatte dann zum Angriff auf die Stellung des Kleomenes nur eine verhältnismäßig unbedeutende Senkung zu überwinden'. In Übereinstimmung hiermit heißt sie S. 239 'eine leise Talsenkung'. Aber S. 243 geht die angreifende Phalanx des Kleomenes auf dieser unbedeutenden Senkung 'in wütendem Sturmschritte zu Tale', als wenn sie sich wer weiß wie tief auf die Feinde hinabstürzte. Wenn es nun 'den Spartanern im ersten Ansturme gelingt, die (32 Mann tiefe) makedonische Phalanx (mit einer eigenen Tiefe von nur 20 Mann) zurückzudrängen', so sollen sie diesen Erfolg doch augenscheinlich der Senkung, auf der sie 'zu Tale' stürmen, verdanken. Und umgekehrt scheitert ihr darauf folgender Angriff an der jenseitigen Böschung des Tales: 'Je weiter sie vordringen, desto ungünstiger wird den Spartanern der Boden: sie haben die Steigung zum Nordabhange zu überwinden.' Hier 'holt Antigonos zum entscheidenden Gegenstoße aus' und bekommt das Übergewicht in dem Grade, daß er die Spartaner nun endlich über die südliche Böschung hinweg in ihr Lager zurückwirft. Dieselbe Talsenkung ist also bald

---

[1]) Man vergleiche den Bericht des Polybios (II 69, 6): *ὁ δὲ Κλεομένης ὁρῶν τοὺς μὲν περὶ τὸν ἀδελφὸν πεφευγότας τοὺς δ' ἐν τοῖς ἐπιπέδοις ἱππεῖς ὅσον οὔπω κλίνοντας, καταπλαγὴς ὢν μὴ πανταχόθεν προσδέξηται τοὺς πολεμίους, ἠναγκάζετο διασπᾶν τὰ προτειχίσματα πᾶσαν τὴν δύναμιν ἐξάγειν μετωπηδὸν κατὰ μίαν πλευρὰν τῆς στρατοπεδείας. ἀνακληθέντων δὲ τῶν παρ' ἑκατέροις εὐζώνων ἐκ τοῦ μεταξὺ τόπου διὰ τῆς σάλπιγγος, συναλαλάξασαι καὶ μεταβαλοῦσαι τὰς σαρίσας συνέβαλον αἱ φάλαγγες ἀλλήλαις. ἀγῶνος δὲ γενομένου κραταιοῦ καὶ ποτὲ μὲν ἐπὶ πόδα ποιουμένων τὴν ἀναχώρησιν καὶ πιεζομένων ἐπὶ πολὺ τῶν Μακεδόνων ὑπὸ τῆς τῶν Λακώνων εὐψυχίας, ποτὲ δὲ τῶν Λακεδαιμονίων ἐξωθουμένων ὑπὸ τοῦ βάρους τῆς τῶν Μακεδόνων τάξεως, τέλος οἱ περὶ τὸν Ἀντίγονον συμφράξαντες τὰς σαρίσας καὶ χρώμενοι τῷ τῆς ἐπαλλήλου φάλαγγος ἰδιώματι, βίᾳ προσπεσόντες ἐξέωσαν ἐκ τῶν ὀχυρωμάτων τοὺς Λακεδαιμονίους.*

'verhältnismäßig nur unbedeutend' und 'leise' und macht keine besonderen Schwierigkeiten, bald stürmt man auf ihr 'zu Tale' und findet an ihr unüberwindliche Hindernisse. Das sind doch rätselhafte Niveauverhältnisse. Bei dem entscheidenden Einflusse, der ihnen von Kr. zugeschrieben wird, hätte es dessen erste Aufgabe sein müssen, hier genaue Messungen vorzunehmen und deren Ergebnisse zahlenmäßig anzugeben. Er hat dies aber leider zu tun vergessen. Oder ist etwa die Senkung so 'leise', daß sie sich in Zahlen gar nicht gut ausdrücken läßt, weil es sich dabei höchstens um ein paar Zentimeter handeln würde? Wenn nun ferner von 'einem geschickten Gegner, wie Antigonos es war', der Berg 'mit Leichtigkeit' besetzt werden konnte und 'dann nur eine verhältnismäßig unbedeutende Senkung bis zum Lager des Kleomenes zu überwinden war', warum hat er sich dann erst nach so langem Zögern zum Angriff entschlossen, und wie konnte Polybios vom Lager des Kleomenes behaupten, daß dessen ganze Anlage an Sicherheit nichts zu wünschen übrig ließ und daß es schwer zugänglich war?[1]) Und wenn nun Antigonus wirklich so leicht auf den Berg gelangen konnte, warum ist er denn nicht sogleich über die Nullfläche hinaus noch etwas höher gestiegen, um sich einerseits der naheliegenden und sehr unangenehmen Möglichkeit zu entziehen, mit seiner gesamten Phalanx in das dicht hinter deren Rücken liegende 'Ravin' (S. 244) hinabgestürzt zu werden, und anderseits sich, anstatt in gleicher Höhe mit dem Lager und der ausbrechenden Phalanx der Feinde, von oben her auf sie zu werfen? Kr. hat diesen Einwurf vorausgesehen und sucht ihn mit der Erklärung zurückzuweisen, daß 'rechts und links von dieser etwa 300 m breiten Fläche (der Nullfläche) höckeriger Felsboden und mehr oder weniger steil abfallendes bezw. aufsteigendes Gelände ist, das dem geschlossenen Phalanxkampfe allerdings bedeutende Hindernisse bieten mußte' (S. 239). Aber steil war das Gelände sicherlich nicht. Denn Kr. selber versichert uns S. 224, daß beide Hügel, sowohl der Olymp, wie der Euas, 'in mäßiger Steigung emporsteigen, in einer Höhe von 36 und 60 m ebene Terrassen, Nullflächen von einigen Hundert Meter Breite bilden, dann sich in Fortsetzung derselben symmetrischen Gestaltung wiederum erheben', S. 225, daß die Talfurche des Olymp von unten nach oben 'sanft ansteigend' und 'ganz unmerklich' in die Nullfläche übergeht, S. 257, daß von der Höhe der beiden Berge nicht auf deren 'Steilheit' geschlossen werden darf, 'daß die rund 150 m hohe Kuppe des Olymp etwa 1000 m von der Talsohle entfernt ist, daß also die durchschnittliche Steigung des Anstieges nur einen Winkel von 7° bis 8° beträgt'. Diese Zeugnisse, die Kr. selber im Widerspruche mit seiner oben angeführten Erklärung dem Gelände ausstellt,

[1]) II 65, 11: *Ἀντίγονος δὲ παραγενόμενος καὶ συνθεωρήσας τήν τε τῶν τόπων ὀχυρότητα καὶ τὸν Κλεομένη πᾶσι τοῖς οἰκείοις μέρεσι τῆς δυνάμεως οὕτως εὐστόχως προκατειληφότα τὰς εὐκαιρίας ὥστε παραπλήσιον εἶναι τὸ σύμπαν σχῆμα τῆς στρατοπεδείας τῆς τῶν ἀγαθῶν ὁπλομάχων προβολῆς· οὐδὲν γὰρ ἀπέλειπε τῶν πρὸς ἐπίθεσιν ἅμα καὶ φυλακήν, ἀλλ' ἦν ὁμοῦ παράταξις ἐνεργὸς καὶ παρεμβολὴ δυσπρόσοδος. διὸ καὶ τότε μὲν ἐξ ἐφόδου καταπειράζειν καὶ συμπλέκεσθαι προχείρως ἀπέγνω, στρατοπεδεύσας δὲ . . . τινὰς μὲν ἡμέρας ἐπιμένων συνεθεώρει τάς τε τῶν τόπων ἰδιότητας κ. τ. λ.*

genügen zur Feststellung der Tatsache, daß 'mehr oder weniger steil abfallendes bezw. aufsteigendes Gelände', das den Kampf der Phalangen oberhalb und unterhalb der Nullfläche verhindert haben könnte, gar nicht vorhanden ist. Sie genügen aber auch zugleich zu der Annahme, daß Kr. überhaupt die Fähigkeit abgeht, ein Gelände in Bezug auf seine militärische Brauchbarkeit objektiv und zuverlässig zu beurteilen. (Man vergleiche dazu das oben S. 200 besprochene Euasproblem.) Daher gestatten wir uns auch in Abrede zu stellen, daß die 'höckerige' Eigenschaft des Felsbodens den Angreifer verhindert habe, über die Nullfläche hinauszugehen. Der Boden mag etwas unbequem gewesen sein; daß er der Phalanx unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt hätte, wagt selbst Kr. nicht zu behaupten. Bloße Unbequemlichkeiten konnten aber den oben angeführten schwerwiegenden Vorteilen, der Sicherung des Rückens und dem Übergewicht der von oben her drückenden Masse gegenüber um so weniger in Betracht kommen, als doch der Gegner unter denselben Unbequemlichkeiten des Bodens, und zwar, da er nach oben kämpfen mußte, weit empfindlicher gelitten haben würde und überdies die Nullfläche mit ihrer Talfurche nach Kr.s Darstellung für Antigonos doch auch ihre sehr bedenkliche Seite hatte; soll doch ihr jenseitiger Anstieg allein daran schuld gewesen sein, daß die makedonische Phalanx anfangs von der spartanischen zurückgeworfen wurde. Wenn es aber trotz alledem die schöne Nullfläche dem Antigonos nun einmal angetan haben und von ihm zum Kampfplatze erkoren worden sein sollte, warum ging er dann durch die gefährliche Senkung bis an deren jenseitige Erhebung dem Feinde entgegen und ließ sich von ihm hier wieder hinunterwerfen? Warum blieb er denn nicht ruhig auf dem diesseitigen Abhange stehen und ließ den Kleomenes von unten an sich herankommen, um sich von oben auf ihn werfen zu können, da dieser ja doch nach Polybios und Kromayer durch die Niederlage seines Bruders gezwungen war, seine Verschanzungen zu verlassen und zum Angriffe zu schreiten? Und was hat umgekehrt Kleomenes eigentlich gedacht, als er sein Lager so ungünstig legte, daß der Feind mit Leichtigkeit die Höhen vor ihnen ersteigen konnte? Worauf hat er eigentlich gewartet, als er ihn kaum 400 m vor dem Lager unangefochten aus dem Oinustale emporsteigen ließ, anstatt rechtzeitig diese 400 m vorwärtszugehen und sich von oben auf den Feind zu werfen, solange dieser im Emporsteigen begriffen war und, da er nach der Flanke marschieren mußte, leicht hätte aufgerollt werden können? Ein solches Verfahren wäre doch viel sicherer gewesen als der Kampf in der leisen Senkung des Wiesentälchens, das, wenn es hüben dem Kleomenes wirklich einen Vorteil gewährte, ihn drüben doch auch wieder dem Feinde gewähren mußte. Man sieht, auch wenn man sich, wie wir es bisher getan haben, mit Kr. lediglich an die Darstellung des Polybios hält, bietet das von Kr. als Kampfplatz angenommene Gelände eine Kette von unlösbaren Rätseln und offenbaren Unmöglichkeiten. Dazu kommt schließlich, last not least, noch eins. Nach dem Berichte Plutarchs (Kleom. 28) ist Antigonos nicht weniger als fünf Stadien weit zurückgetrieben worden und hat erst dann die Oberhand bekommen, als die Spartaner, durch die Niederlage ihrer

Leute auf dem Euas entmutigt und durch die von dort zur Hilfe herbeieilenden makedonischen Abteilungen in Verwirrung gebracht, den Widerstand aufgaben. Diese fünf Stadien erklärt natürlich Kr. einfach für unmöglich, da die Makedonen 'dann entweder in das Ravin nördlich vom Punkte 116, 4 (seiner Karte) oder in das Oinustal hinabgeworfen worden wären'. 'Beides wäre entscheidend gewesen. Durch welchen Irrtum die so bestimmt auftretende Angabe einer sonst guten Quelle entstanden ist, läßt sich nicht sagen' (S. 244 Anm. 2).[1]) Andere aber werden die umgekehrte Schlußfolgerung ziehen. Die Angabe enthält an sich durchaus nichts Unmögliches. Wenn Philipp von Makedonien bei Chaironeia nach Kr. 600 m weit zurückgewichen ist und sodann nach Diodor infolge des Sieges seines linken Flügels schließlich seine Gegner geworfen hat, so kann doch auch Antigonos 900 m zurückgewichen und infolge des Sieges seines rechten Flügels der Gegner Herr geworden sein. In das 'Ravin', das nach Kr., wie bereits oben erwähnt, unmittelbar im Rücken des Antigonos lag, hätte er sich allerdings nicht werfen lassen dürfen. Das wäre wirklich entscheidend gewesen. Da er nun aber nicht voraussehen konnte, wie weit er zurückgeworfen werden würde, so wird sich 'ein geschickter Feldherr, wie Antigonos es war', auch keinesfalls mit dem Rücken an diese gefährliche Schlucht gestellt haben. In das Oinustal dagegen konnte er sich langsam und allmählich hinabdrängen lassen, ohne daß dies ein Hinabstürzen oder gar eine völlige Vernichtung war, denn wenn der Berg vom Oinustal aus, wie Kr. selber berichtet, 'in mäßiger Steigung emporsteigt', dann fällt er natürlich von oben auch in ebenso mäßiger Senkung wieder hinab. Da nun auch Polybios bestätigt, daß die Makedonen eine lange Strecke (*πιεζομένων ἐπὶ πολύ*) zurückgedrängt worden sind[2]), da ferner die Quelle Plutarchs nach Kr.s eigenem Zugeständnis 'eine sonst sehr gute' ist und sich ein Grund, woher ein etwaiger Irrtum der 'so bestimmt auftretenden Angabe' stammen könnte, nicht finden läßt, so bleibt nichts weiter übrig, als diese Angabe für richtig und Kr.s Ansetzung des Kampfplatzes, die sich mit ihr in keiner Weise vereinigen läßt, für unmöglich zu erklären.

Der Plan, den Kleomenes seiner Lage entsprechend verfolgte, war folgender. Er wollte dem auf Sparta losrückenden Feinde eine entscheidende Schlacht in

---

[1]) Den Zusatz: 'Der Abstand zwischen Kleomenes' und Antigonos' Lager betrug etwa so viel' will wohl Kr. selber nicht als eine beachtenswerte Erklärung aufgefaßt wissen.

[2]) Polybios zollt zwar dem Kleomenes Lob und Anerkennung, aber er läßt ihm nicht volle Gerechtigkeit widerfahren, wo dies auf Kosten der makedonischen Ehre geschehen müßte. Zuzugestehen, daß Kleomenes die Makedonen fünf Stadien weit bis ins Tal hinabgetrieben hatte und auch nicht lediglich durch die Tüchtigkeit der makedonischen Phalanx, sondern nur unter der Mitwirkung zufälliger Umstände schließlich besiegt worden ist, war für Antigonos allzu beschämend. Aus diesem Grunde könnte es Polybios einfach verschwiegen und sich mit dem allgemein gehaltenen *ἐπὶ πολύ* begnügt haben. Vielleicht hat es ihm selber aber auch schon sein Berichterstatter, der wahrscheinlich ein Landsmann von ihm war, verschwiegen. Das weite Vordringen des Kleomenes und die Bedrängnis des Antigonos scheint, wie unten näher ausgeführt werden wird, für die Megalopoliten eine peinliche Erinnerung gewesen zu sein.

offenem Felde liefern und sich nicht auf einen unberechenbaren und langdauernden Gebirgs- oder Belagerungskrieg einlassen. Aber die Kopfstärke seines Heeres war um ein Drittel geringer als die des feindlichen. Mit einer solchen Minderzahl konnte er in der Ebene, d. h. unter vollständig gleichen räumlichen Bedingungen, unmöglich auf Erfolg rechnen. Daher mußte er den Nachteil der geringeren Zahl dadurch auszugleichen suchen, daß er den Entscheidungskampf auf einem Gelände erzwang, das für ihn allein vorteilhaft war und dem Gegner den Sieg erschwerte.[1] Den Vorteil des Geländes hat man für sich, wenn man von einer höher gelegenen Stellung herab sowohl die Fernwaffen mit größerer Wucht schleudern als auch im Nahekampfe den Stoß der geschlossenen Masse mit bedeutendem Übergewicht wirksamer ausführen kann und selber gegen einen Angriff von oben gesichert ist. Kleomenes mußte daher für den Kampfplatz hügeliges Gelände auswählen, durfte aber auf diesem nur solche Stellungen besetzen, die das umliegende Gelände vollständig beherrschten, d. h. die den Gegner unter allen Umständen zwangen, von unten anzugreifen, ihn selber also gegen jeden Angriff von oben sicherten. Diese Bedingung erfüllt nun der Platz, den Kr. dem festen Lager des Kleomenes auf dem Olymp anweist, durchaus nicht, denn er gestattete dem Gegner den Aufstieg nicht nur bis zur ebenen Fläche neben dem Lager, sondern auch bis zu der eigentlichen Bergkuppe über dem Lager. Umgekehrt war aber bei der Wahl der Lager auch zu berücksichtigen, daß deren Vorgelände nicht so schwierig sein durfte, daß es dem Gegner das Eingehen auf den Kampf vollständig unmöglich machte. Kr.s Zitat aus Dickhuths Handbuche der Truppenführung S. 292 besagt ganz richtig: 'Ein anderes ist es, wenn der Verteidiger die Entscheidung anstrebt, wenn er nur deswegen zunächst defensiv verfährt, um dem Gegner den Angriff zuzuschieben ... Für solche Absichten kann eine Stellung auch viel zu stark sein, indem sie den Feind vom Wagnisse eines Angriffes abschreckt.' Wenn also auch die Lager selber durch ihre hohe und beherrschende Lage, außerdem auch noch durch Wall und Graben vor Überrumpelung oder Erstürmung möglichst gesichert sein mußten — das will Polybios mit *δυσπρόσοδος* sagen —, so durfte doch das Vorgelände, auf dem ja die offene Feldschlacht geliefert werden sollte, nicht in schroffen, nur mühsam zu erkletternden Abhängen bestehen, sondern es mußte durch sanft ansteigende und lang gestreckte Flächen den Gegner reizen, im Vertrauen auf seine numerische Überlegenheit sie zu betreten und auf ihnen auch gegen den von oben anstürmenden Feind den Kampf zu bestehen, und auch der oben stehenden Partei gestatten, dem Angreifer ins freie Feld entgegenzurücken, ohne selber dabei Hals und Beine zu brechen. Diesen Bedingungen entspricht nun wiederum Kr.s Euas nicht, den von der vermeintlichen Gorgylosschlucht aus kein Heer zu betreten wagen und an dessen Hängen über dieser Schlucht keine Feldschlacht geschlagen werden konnte.

---

[1] Man vergleiche über gleiche und ungleiche Kampfbedingungen meine Abhandlung 'Die geschichtliche Entwicklung der griechischen Taktik' S. 11 ff.

Polybios bestätigt, daß Kleomenes bei der Auswahl der Lagerplätze beide soeben dargelegte Zwecke zu erreichen bestrebt gewesen ist. Er nennt sie eine *παράταξις ἐνεργὸς καὶ παρεμβολὴ δυσπρόσοδος* (s. oben S. 206 Anm.), das heißt: das Vorgelände der Lager bot den Platz für eine vorteilhafte Aufstellung zur Feldschlacht, die Lager selber aber waren durch ihre hohe Lage und durch Wall und Graben genügend geschützt und schwer zu erstürmen.

Die beiden Berge, die allen überlieferten Tatsachen und den sich aus ihnen ergebenden Bedingungen vollständig entsprechen, sind die Turlahöhen (Euas des Polybios) und die nördlichste und höchste Kuppe des Olympos (Lagerplatz und Schlachtfeld des Kleomenes), die sowohl die Straße von Tegea wie die nach Vresthena beherrscht. Auf diesen Bergen befanden sich die mit Wall und Graben befestigten Lager der Spartaner, und zwar oben auf ihren Kuppen, nicht an ihren Abhängen, da sie in diesem Falle von oben hätten angegriffen werden können und damit ihren Zweck verfehlt hätten. Kr. zieht Wall und Graben außerhalb seiner Nullfläche in Zweifel (S. 227 Anm. 4), aber auf seine Gründe ist nichts zu geben. Er hat sich, als er an Ort und Stelle weilte, die Befestigungen irrtümlich als eine einzige von Berg zu Berg laufende Linie, die Lager selber gar nicht als ringsum abgeschlossene Werke gedacht. Daher hat er sich weder Rechenschaft darüber gegeben, wie groß etwa die beiden Lager gewesen sein mögen, noch hat er die geologische Beschaffenheit der Berge, auf die es bei den Befestigungen ankommt, näher untersucht. Er behauptet: 'Von Werken größeren Stiles und größerer Festigkeit kann natürlich keine Rede sein. Es waren Feldbefestigungen einfachster Art ... Der Olymp ist bis auf die etwa 300 m breite Nullfläche vollkommen steinig und felsig und ebenso der obere Teil des Euas, so daß hier ein fortlaufender Graben und Erdwall kaum herzustellen war. Man wird sich also, wenn überhaupt eine fortlaufende Linie' — an eine solche hat außer ihm 'überhaupt' niemand gedacht — 'hier höchstens einen primitiven Wall aus zusammengelesenen Steinblöcken oder einen Verhau von Baumästen denken können. Dagegen können auf den Nullflächen beider Berge die eigentlichen Lager mit Erdwall und Graben gewesen sein'. Das 'kaum' genügt nicht, die Ausführung der Werke unmöglich erscheinen zu lassen. Eine Arbeit mag so anstrengend sein, wie sie will, wenn sie notwendig ist, wird sie von einem tüchtigen Führer durchgesetzt. Das Gelände mag steinig und felsig und deshalb nicht leicht zu bearbeiten gewesen sein, aber unmöglich ist die Anlegung von Gräben und Steinwällen auf ihm nicht gewesen, denn man hatte es nicht mit undurchdringlichem Urgestein, sondern, wie fast überall in Griechenland, mit Kalkgebirge zu tun. Wenn das Grabscheit nichts vermochte, konnte man doch Picken verwenden. Kleomenes kannte das Gebirge, in dem er sich verschanzen wollte, genau und wird sich wohl mit den nötigen Werkzeugen versehen haben. Auch an der zur Ausführung der Arbeit nötigen Zeit hat es ihm nicht gefehlt.

Die Streitkräfte der Spartaner betrugen im ganzen etwa 20000 Mann (Pol. II 65, 7), auf dem Olymp standen nach Polybios 5000 leichte Söldner (*εὔζωνοι καὶ μισθοφόροι* II 69, 3). Die Zahlen und die Verteilung der übrigen

Truppengattungen sind unsicher. Eine annähernde Berechnung derselben hat zuerst Droysen versucht.[1]) Nach Plutarch (Kleom. 11, 2 und 28, 3) scheint die Phalanx bei Sellasia 6000 Mann gezählt zu haben, so daß also auf dem Olymp im ganzen 11—12000 Mann gestanden haben können. Die Straße im Tal mögen etwa 2—3000 leichte Söldner neben einigen Hundert Reitern bewacht, das Lager auf dem Euas etwa 6000 Periöken und Heloten besetzt gehalten haben. Droysen schließt seine Rechnung mit dem Bekenntnis: 'Ich führe dies nur an, um für obige Ansätze eine Wahrscheinlichkeit mehr zu gewinnen; mehr ist freilich nicht zu erreichen.' Und mehr hat Kr. mit seinem Hin- und Herraten auch nicht erreicht (S. 227 Anm. 1). Selbstverständlich macht daher auch die im folgenden von uns versuchte Berechnung der Lagerflächen keinen Anspruch auf unbedingte Sicherheit. Gleichwohl soll sie versucht werden, weil man auch an einem nur beispielsweise als bestimmt angenommenen Falle von den in Frage kommenden räumlichen und zeitlichen Verhältnissen eine klare Vorstellung gewinnen kann.

Der Euas hat zwei nahe aneinander liegende Kuppen. Das Plateau von einer zur anderen ist etwa 250 m lang; ebensolang muß also auch das Lager der 6000 Lakedämonier gewesen sein. Wenn seine Umwallung für den Fall eines Angriffes ringsum mit 8 Mann tiefen Rotten besetzt werden sollte, so standen 750 Rotten zur Verfügung; mehr als 750 m durfte also der Umfang des Lagers nicht betragen; es wird also zwei lange Seiten von je 250 m und zwei schmälere Seiten von je 120 m gehabt haben.[2]) Es lag 180 m über dem Tale und etwa einen km von dessen westlichem Rande entfernt.

Der nördliche Gipfel des Olymp, auf dem wir das Lager des Kleomenes annehmen, liegt 150 m über dem Tale und von dessen östlichem Rande etwa 1100 m entfernt. 12000 Mann zählten 1500 Rotten zu 8 Mann, konnten also einen Lagerumfang von etwa 1500 m besetzen. Mehr durfte dieser also nicht betragen. Der aus dem Tale zum Lager hinaufführende Bergrücken gestattete, daß sich Heeresfronten in einer Breite von 300 Mann (= rund 300 m) hinauf- und hinabbewegen konnten. Daher stellt Antigonos seine Phalanx zum Angriff des Lagers auch in dieser Front auf[3]) und kann bei dieser geringen Front die Tiefe verdoppeln. Mindestens dieselbe Frontbreite muß auch das Lager gehabt haben, wenn Kleomenes mit einer der makedonischen Phalanx ent-

[1]) Gesch. d. Hell. 3. Teil III 2 S. 141 Anm. 1.

[2]) Wir haben über die Dimensionen der griechischen und makedonischen Lager keine Nachrichten; auch die der römischen Lager sind trotz der vorhandenen Beschreibungen unsicher. Viel hing dabei natürlich von der Größe des Trosses ab. Der der Spartaner, zumal der Periöken und Heloten, wird bei Sellasia nicht sehr umfangreich gewesen sein; Kleomenes wird in seiner Lage mehr auf Sicherheit als auf Bequemlichkeit gesehen haben. Auf 1 Mann sind im Lager auf dem Euas 5 qm, in dem auf dem Olymp $7\frac{1}{2}$ qm von uns angenommen worden, auf 6000 Mann 30000 qm, auf 12000 Mann 90000 qm.

[3]) In der angegebenen geringen Breite des gangbaren Bergrückens lag also die Beschränktheit des Geländes (*στενότης τῶν τόπων*), die Polybios als Grund dieser Aufstellung angibt (II 66, 9). 10000 Mann haben bei einer Tiefe von 32 Mann etwa 300 Mann in der Front.

sprechenden Frontbreite aus ihm herausgebrochen ist.[1]) Demgemäß wird das Lager etwa 350 m breit und 250 m tief gewesen sein, also einen Umfang von 1200 m und einen Flächeninhalt von rund 90000 qm gehabt haben.

Diese beiden Lager beherrschten das zwischen ihnen liegende Tal des Oinus und die längs des Flusses laufende Straße, die von Tegea über die Klisura und Sellasia nach Sparta führte. Die Talebene zwischen ihnen ist durchschnittlich nur 100 m breit; unmittelbar hinter ihnen verengt sie sich zu einem einige km langen Engpaß, in der Straße und Fluß, soweit sie noch nebeneinander laufen, kaum Platz finden. Den Eingang hielten, wie erwähnt, nur einige Hundert Reiter und ungefähr 2—3000 leichte Söldner besetzt, da an einen Durchbruch des Feindes hier nicht zu denken war, solange die beiden Heeresabteilungen drohend auf den vorliegenden Bergen standen. Ein Heer von 30000 Mann mit dem zugehörigen Troß bildete eine viele km lange Marschlinie. Die konnte den Engpaß nicht durchziehen, ohne daß die Lagerbesatzungen, die nicht viel mehr als etwa einen km von ihm entfernt waren, rechtzeitig hätten herabkommen und der Marschkolonne von oben her in die Flanken fallen können. Wenn ein Heer ungefährdet hindurchgelangen wollte, mußte es unbedingt erst die Feinde von den Bergen hinunterwerfen. Derselben Gefahr, auf dem Marsche überfallen und flankiert zu werden, setzte es sich aus, wenn es etwa die Berge in der Nähe zu umgehen versuchte, ganz abgesehen davon, daß der Marsch abseits von der Heeresstraße im Gebirge an sich schon kaum zu überwältigende Schwierigkeiten bot. Wenn also Antigonos den Durchzug durch den Paß nicht durch einen Kampf erzwingen wollte, dann mußte er auf demselben Wege, auf dem er gekommen war, bis über die Klisura zurückgehen und auf großen Umwegen entweder westlich über Asea oder östlich über H. Petros eine der anderen nach Sparta führenden Straßen zu gewinnen suchen. Das hätte zu einem Zeitverluste von mehreren Tagen, zu neuen anstrengenden Gebirgsmärschen und voraussichtlich zu keinem besseren Ergebnis geführt. Alle Straßen liefen im Rücken der von Kleomenes gewählten Stellung zusammen und konnten von Sellasia aus in kurzen Märschen erreicht werden.[2]) Kleomenes stand also, um einen Ausdruck der modernen Strategie zu gebrauchen, auf den 'inneren Linien', konnte schneller als sein Angreifer zu den auf jenen Straßen zur Verteidigung geeigneten Pässen gelangen und dort dieselbe taktische Lage schaffen wie bei Sellasia.

[1]) Pol. II 69, 6: *ἠναγκάζετο διασπῶν τὰ προτειχίσματα πᾶσαν τὴν δύναμιν ἐξάγειν μετωπηδὸν κατὰ μίαν πλευρὰν τῆς στρατοπεδείας.* Kleomenes brach also auf der dem Feinde zugekehrten Lagerseite sogleich in voller Frontbreite hervor, muß also sein Heer in Front bereits im Lager aufgestellt haben. Das Lager, das Kr. auf seiner Karte eingezeichnet hat, entspricht dieser Forderung auch nicht annähernd, sondern hat nur 170 m Front. Hiernach hätte Kleomenes seine Phalanx vor dem Feinde erst noch aufmarschieren lassen müssen. Polybios besagt gerade das Gegenteil.

[2]) Vgl. Loring, Some ancient routes in the Peloponnese (Journal of Hell. Studies XV 25 ff.). Nach ihm Kromayer S. 211 ff.

(Schluß folgt)

Berichtigung. S. 124 Z. 8 v. u. l. 'die athenische Reiterei' st. 'dieselbe thebanische R.'

DIE ENTSTEHUNG DER ZWÖLF ARTIKEL DER BAUERN

Von Alfred Götze

Die Frage nach der Entstehung der zwölf Artikel ist ein kleiner Ausschnitt aus der langen Kette von Problemen, die die Geschichte des deutschen Bauernkrieges von 1525 der Forschung noch immer bietet, ein Problem, das schwierig und reizvoll zugleich dadurch wird, daß es im Mittelpunkt einer schon lange dauernden, noch nicht abgeschlossenen Kontroverse steht. Die darüber geführten Erörterungen stehen auf der Grenze zwischen Geschichte und Philologie. Wenn hier verhältnismäßig viel von philologischen Dingen die Rede sein wird, so liegt das in der Natur der Sache: das Ziel bleibt ein rein historisches, erreicht werden muß es zum großen Teil mit philologischen Mitteln.

Und dies Ziel lohnt, daß man ihm nachgeht. Der unscheinbare Bogen Papier, dem die Bemühung gilt, ein Druck von elf Quartseiten, war einst in schwerer Zeit die eindrucksvollste und gelesenste Druckschrift in deutschen Landen, für Hundertausende der Aufruf zu verhängnisvoller Empörung, in dem Leid und Schmach eines Jahrhunderts den packenden Ausdruck fand, der wie ein Lauffeuer durch die Lande ging, hier die Leidenschaft zu mächtiger Wirkung zusammenfaßte, dort neuen Aufruhr zündete und von Lothringen bis Salzburg, vom Bodensee bis zum Harz Weckruf und Sturmfahne der empörten Bauern wurde. Und die Entstehung dieser Flugschrift ist in ein Dunkel gehüllt, das beinahe ebenso wunderbar erscheint wie ihre Wirkung: plötzlich ist sie da, niemand kennt ihren Verfasser oder den Ort ihres Entstehens, jede Vermutung und jeder Verdacht darüber erweist sich bei näherem Zusehen als falsch, ja so wenig Anhaltspunkte bietet sie zur Bestimmung ihrer Heimat, daß man noch ganz vor kurzem zwischen Waldshut und Schwaben hat schwanken können.

Die breite Wirkung, die die zwölf Artikel ausgeübt haben, erschwert zugleich die Aufgaben der Kritik. In 22 Drucken und 8 Abschriften ist der Text der zwölf Artikel auf uns gekommen. Sicher sind es noch mehr Drucke gewesen, denn 6 von den 22 sind nur in je einem Exemplar, also ganz zufällig auf uns gekommen, ein weiterer läßt sich aus zwei erhaltenen Abdrucken als deren gemeinsame Vorlage erschließen. Nur auf zweien hat ein Drucker, es ist Paul Kohl in Regensburg, gewagt sich zu nennen, alle anderen Drucke sind ohne Angabe des Druckorts erschienen, doch lassen sich nach den verwendeten Typen und Titeleinfassungen je drei nach Wittenberg und Nürnberg, je zwei nach Augsburg und Erfurt, je einer nach Mainz, Reutlingen, Rothenburg,

Zwickau und Breslau weisen. Fünf trotzen bisher allen Bemühungen, ihren Drucker zu bestimmen. Welches ist nun der ursprüngliche Text? Ist er überhaupt unter den vorhandenen Texten erhalten? Das sind zwei Fragen, die erledigt sein müssen, ehe von einer kritischen Untersuchung des Ursprungs der zwölf Artikel die Rede sein kann.

Die Handschriften lassen sich nirgends als Vorlage von Drucken nachweisen, sie sind vielmehr alle Abschriften, zudem meist um notwendige Bestandteile gekürzt, oder nachweislich später entstanden, oder durch den Ort ihrer Überlieferung — als Beilage zu Chroniken oder zu einem Privatbrief — zur weiteren Verbreitung wenig geeignet, sie scheiden also bei der Frage nach der Editio princeps aus.

Auch bei den Drucken schrumpft der Kreis der Möglichkeiten bei näherem Zusehen schnell zusammen. Die Nachweise im einzelnen können hier nicht alle mitgeteilt werden, einige Proben müssen genügen. Die zwölf Artikel haben Randglossen, u. a. steht beim vierten Artikel am Rande: 'Ein christliche erbietung.' Diese Glosse steht in mehreren Texten zweimal nacheinander, in einem davon am Schluß von Seite 7 und am Anfang von Seite 8. Hier sieht man den Zweck der Wiederholung: der Leser sollte die Glosse auch nach dem Umblättern vor Augen haben. In den Abdrucken, wo die Wiederholung auf derselben Seite steht, verliert sie ihren Zweck, diese Drucke erweisen sich hierin als unursprünglich. Oder es druckt ein Text das Wort 'underhalten' mit d statt mit t in der ersten Silbe, zufällig liegt die Zeilengrenze nach 'und'. Ein anderer Druck hat an derselben Stelle 'und erhalten' in zwei Worten auf derselben Zeile, was keinen Sinn gibt und deutlich auf jenen ersten Text zurückweist. In beiden Fällen wird die damit gegebene Vermutung über das Textverhältnis durch weitere Beobachtungen reichlich bestätigt und zur Gewißheit erhoben.

Führt man das so angedeutete Ausschließungsverfahren durch, so bleiben am Ende zwei Drucke übrig, die allein als Urtext in Frage kommen, Stern[1]) hat den einen M, den anderen C′ genannt. C′ hat vor kurzem einen Verfechter seiner Priorität im Wilhelm Stolze[2]) gefunden, wir wollen sehen, ob er recht hat.

Der zweite Artikel spricht vom Zehnten, die Bauern wollen ihn weiter erheben, *darmit man kain landts steüer dürff auff den armen anlegen*, so sagt Text M, C′ dagegen *vff den armen legen*. Auffällig ist in beiden Texten der substantivische Gebrauch von 'arm', sonst sprechen die zwölf Artikel überall vom armen Manne, nicht vom Armen. Außerdem ist in M die Wendung 'eine Steuer anlegen' sehr unwahrscheinlich, eine Steuer wird aufs Volk gelegt, nicht angelegt, und so ergibt sich von zwei Seiten her die Nötigung zu bessern und zu lesen: *auff den armen man legen*. Die Besserung liegt sehr nahe, wenn man in M den ursprünglichen Text sieht, dagegen ist sie aus C′ nicht abzuleiten, denn C′ hat die Stelle in anderem Sinne geglättet. Dieses Bestreben, zu glätten,

[1]) Alfred Stern, Über die zwölf Artikel der Bauern.

[2]) Historische Zeitschrift XCI (1903) S. 1 ff.

tritt dem, der in der so gewiesenen Richtung weiter geht, bei C′ noch mehrfach entgegen, so in demselben zweiten Artikel, wo über die Verwendung des Zehnten gehandelt wird: man soll davon den Pfarrer besolden und was übrig bleibt, den Dürftigen in der Gemeinde geben. Dann fährt M fort: *was über bleybt soll man behaltten, ob man Rayßen műßt von lands not wegen*, dagegen C′: *Ob aber etwas weyters überblyb, so sol man das behalten, ob man reysen műst von lands not wegen.* Die Worte *etwas weyters* sind stilistisch gut, sachlich unbedeutend und entbehrlich, jeder Druck, dem es auf Glättung des Textes ankam, konnte sie zusetzen, dagegen dürfte es schwer sein einen Grund für ihre Auslassung zu finden.

Die Durchprüfung beider Drucke[1]) ergibt überall dasselbe Bild: C′ ist glätter, M trägt die Merkmale des Ursprünglichen. Dazu hätte M, wenn es C′ folgte, eine Menge grober Fehler herübernehmen, an anderen Stellen richtig, ja scharfsinnig ändern müssen, während sich C′ zu M verhält wie hundert andere Nachdrucke zu ihren Vorlagen. Wir dürfen also mit Bestimmtheit in C′ den abgeleiteten, in M den ursprünglichen Text sehen.

Damit ergibt sich Text M als mittelbare oder unmittelbare Vorlage aller vorhandenen Texte der zwölf Artikel, alle weiteren Untersuchungen über ihren Ursprung haben von M auszugehen. Das ist zunächst insofern bedeutungsvoll, als damit der Blick entschieden auf Schwaben gelenkt wird, denn M ist ein Augsburger Druck, der ungenannte Drucker ist Melchior Ramminger, wie sich aus dem Vergleich der verwendeten Typen und Zierstücke mit sicheren Drucken Rammingers ergibt. Auf Schwaben weist noch ein anderes: die große Ähnlichkeit der zwölf Artikel in Fassung M mit der sogenannten Memminger Eingabe, eine Ähnlichkeit, die so weit geht, daß sich die beiden Schriftstücke zum großen Teile wörtlich decken, die also unmöglich auf Zufall beruhen kann. Die Memminger Eingabe ist die Vorlage der zwölf Artikel oder umgekehrt, ein verwickelteres Abhängigkeitsverhältnis zwischen beiden anzunehmen liegt kein Grund vor. Für die Frage nach dem Ursprung der zwölf Artikel ist die Bestimmung ihres Verhältnisses zur Memminger Eingabe von größter Wichtigkeit, denn diese ist zeitlich und örtlich bestimmt, es ist eine Bittschrift, die die unzufriedenen Bauern der Reichsstadt Memmingen dem Rate dieser Stadt in der Woche vor Freitag dem 24. Februar 1525 überreicht haben. Ist sie darum Vorlage der zwölf Artikel, so sind diese frühestens in der ersten Märzwoche entstanden, als die Bauern schon im Felde standen und sich soeben in Memmingen zur 'Christlichen Vereinigung' verbanden, man müßte sie dann, wie Baumann[2]) von diesem Standpunkt aus ganz folgerichtig getan hat, mit dem Entstehen dieser Vereinigung in nahen Zusammenhang bringen und dürfte mit Zuversicht annehmen, sie seien im Auftrag der Bauernhaufen von einem oder mehreren ihrer Feldschreiber zusammengestellt, deren Aufgabe eben die Ausarbeitung der amtlichen Schriftstücke war. Sind aber umgekehrt die zwölf Artikel die Vorlage der Memminger Eingabe, so fällt ihre Entstehung vor den

[1]) Durchgeführt Hist. Vierteljahrschrift VII (1904) S. 53 ff.
[2]) Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern.

24. Februar, in eine Zeit, zu der ein Bauernheer, das so allgemein gehaltene und weitgehende Forderungen hätte aufstellen können, noch nicht bestand, sie wären dann vielleicht als Privatarbeit eines Einzelnen, als kühner Traum eines vorahnenden Revolutionärs gedruckt, ihre Erhebung zum amtlichen Programm wäre erst später, unabhängig von ihrer Entstehung erfolgt, die Untersuchung nach ihrem Verfasser hätte mit viel weiteren Möglichkeiten zu rechnen und müßte ganz andere Wege einschlagen.

Man sieht, wie viel für die historische Auffassung der zwölf Artikel von ihrem Verhältnis zur Memminger Eingabe abhängt. Zum Glück ist es ohne allen Zweifel möglich, in dieser Frage Klarheit zu schaffen und damit die Grundlagen der weiteren Untersuchung sicher zu stellen. Im vierten der zwölf Artikel verlangen die Bauern freie Jagd, freien Vogel- und Fischfang zurück, doch wo ein Edelmann beweisen kann, daß er *das wasser in* (den Bauern) *wyssenlych also erkaufft hette, begeren wir jms nit mit gewalt zů nemen.* Die Stelle ist im Text M der zwölf Artikel und seinen meisten Nachdrucken verderbt, statt *in wyssenlych* steht *vnwyssenlych*, doch ist die Notwendigkeit der Besserung offenbar, und die richtige Lesung liegt so nahe — sie steht schon in fünf Nachdrucken —, daß wir sie ohne Bedenken in den vielfach besserungsbedürftigen Text einsetzen dürfen. Dagegen ist der Memminger Eingabe hier mit einer so leichten Änderung nicht zu helfen, denn da heißt die Stelle: *wa ainer ain wasser hete, so erkauft were, vnd das vnwiszen, da müeste man ain cristenlich einsehen haben.* Das heißt also: ist unsere Änderung richtig, so hat die Memminger Eingabe einen verderbten Text der zwölf Artikel ihrerseits weiter verändert und damit unrettbar verderbt.

Diese Auffassung des Textverhältnisses bestätigt sich bei weiterer Vergleichung auf Schritt und Tritt[1]), z. B. will die Memminger Eingabe den großen Zehnten abschaffen, fährt aber nach dieser rein negativen Forderung fort: *auch wollen wir dem pfarrer mit leiblicher notturft versehen* — das 'auch' steht an der entsprechenden Stelle der zwölf Artikel ganz an seinem Platze, denn diese behalten den Kornzehnten bei. Im fünften Artikel bitten die Memminger der Frondienste halber, *das ain gnedig einsehen hierynn gebraucht werde, wie die eltern gedienet haben, allain nach laut des wort gotes.* Nach 'werde' fehlt das Satzglied 'und wir nur so weit belastet werden', dieser Gedanke steht an der entsprechenden Stelle der zwölf Artikel zwischen den Worten *einsechen* und *ansechen*, man erkennt, wie das Auge des Redaktors vom einen auf das andere abgerückt ist. Derartige beweiskräftige Stellen finden sich bei durchgehender Vergleichung beider Texte mehr, als man billigerweise bei der Kürze der verglichenen Stücke erwarten kann, so daß man mit aller Bestimmtheit in den zwölf Artikeln die Vorlage, in der Memminger Eingabe die Überarbeitung sehen darf.

Damit ist die zweite der oben skizzierten Möglichkeiten eingetreten, die zwölf Artikel sind älter als die 'Christliche Vereinigung', die Frage nach ihrem

[1]) Die vollständige Beweisführung s. Hist. Vierteljahrschrift IV (1901) S. 14 ff.

Verfasser darf sich nicht bloß auf den engen Kreis der Führer und Beamten des Bauernheeres richten. Die Tatsache, daß der erste Druck der zwölf Artikel nach Augsburg gehört, ist immer noch der einzige Anhalt zur Bestimmung ihrer Heimat, und es scheint fast aussichtslos, in dem weiten Bereich der Möglichkeiten das Richtige zu suchen.

Da tritt ein äußeres Zeugnis hilfreich in die Bresche. Der Sankt Galler Theolog und Sattler Johannes Keßler, der uns seine Begegnung mit dem Reitersmann Luther im Bären zu Jena so lebensfrisch und treuherzig erzählt hat, hat an freien Sonntagen seines späteren Lebens in einem Werke, das er darum Sabbata nannte und das ohne Zweifel eines der liebenswürdigsten Geschichtsbücher der Reformationszeit ist[1]), über seine Erlebnisse Buch geführt. Darin erzählt er, wie der Kürschner Sebastian Lotzer aus Memmingen, während des Bauernkriegs Feldschreiber des Baltringer Bauernhaufens, nach Niederwerfung der Bauern samt andern *ußtrettnen panthiten* in der Schweiz seine Zuflucht gesucht habe und auch Keßlers Gast in St. Gallen gewesen sei. Der habe ihm erzählt, wie in den letzten Februartagen Ulrich Schmid, der Oberste des Baltringer Haufens, gen Memmingen gekommen sei, guter Hoffnung, er werde da Personen finden, geeignet, die Anliegen der Bauern alle in eine Summe und Ordnung zu stellen. Da sei ihm Sebastian Lotzer genannt worden, ein Kürschner, als ein schriftgelehrter und solcher Dinge halb erfahrener Gesell, den habe er auch schließlich zum Feldschreiber gewonnen.

Hier haben wir das unverdächtige Zeugnis eines von dem Nächstbeteiligten unterrichteten Historikers, nach dem Lotzer kurz nach den Tagen, in denen das Bauernprogramm nachweislich entstanden ist, mit deutlicher Beziehung auf die Abfassung solcher Schriften als ein erfahrener Gesell bezeichnet wird. Auch das Attribut 'schriftgelehrt' ist gut am Platze, es bezeichnet die Kunst, mit der die einzelnen Forderungen aus der heiligen Schrift abgeleitet und mit Schriftstellen gestützt werden. Diese Kunst verbindet auch die zwölf Artikel mit den fünf Schriften, die in den Jahren 1523 und 1524 unter Lotzers Namen ausgegangen sind. Es sind vier Broschüren von wenigen Blättern, eine 'Ermahnung an die Einwohner von Horb, daß sie beständig bleiben an Gottes Wort', ein 'Sendbrief, darin angezeigt wird, daß die Laien Macht und Recht haben, von dem Wort Gottes zu reden und zu schreiben', eine ziemlich unbedeutende Laienpredigt 'Auslegung über das Evangelium Matthäi 22, 2' und eine 'Entschuldigung der Memminger Gemeinde' wegen der Unruhen vom Dezember 1524. Mitten in dieser auf die Revolution hinzielenden Schriftenreihe steht als bedeutendstes Werk Lotzers das 'Unüberwindliche Beschirmbüchlein'. Hier stellt Lotzer in 31 'Artikeln' die wichtigsten Sprüche der Bibel über den Glauben, die Liebe, Hoffnung, Barmherzigkeit u. s. w. gewissermaßen zum Kampfgebrauch zusammen und bewährt dabei eine ungemeine Bibelfestigkeit: wer das Beschirmbüchlein geschrieben hatte, konnte getrost daran gehen, auch die Bauernbefreiung und die Jagdfreiheit aus der Bibel zu beweisen.

[1]) Unter Mitwirkung von Emil Egli und Rudolf Schoch in Zürich herausgegeben vom Historischen Verein des Kantons St. Gallen, 1902.

Die fünf Lotzerschen Schriften — vier von ihnen sind beachtenswerterweise wie Text M der zwölf Artikel von Melchior Ramminger in Augsburg gedruckt — sprechen nun durchaus in demselben Sinne wie Johannes Keßlers Zeugnis dafür, daß Lotzer Verfasser der zwölf Artikel ist. Die sprachlich-stilistische Vergleichung zeigt bis ins einzelne die gleichen Verhältnisse.[1] Die historisch begründete Scheidung zwischen ei und ai findet sich in Text M der zwölf Artikel wie in Lotzers Schriften, in beiden mit denselben Ausnahmen. Hier wie dort wird auslautendes n mehrfach ausgelassen, wo es stehen sollte, und gesetzt, wo es nicht hingehört, weil es der schwäbische Verfasser nicht spricht und darum kein Gefühl dafür hat; in beiden Fällen finden sich gerundete und ungerundete Vokale am falschen Platze, weil der Verfasser überall entrundet und, wo er sich schriftdeutsch ausdrücken will, oft fehlgreift; die Formen geren statt gern, nichs statt nichts, verhanden statt vorhanden, christe(n)lich statt christlich sind den zwölf Artikeln und Lotzers Schriften gemeinsam. Darüber hinaus teilen beide eine lange Reihe stilistischer Ähnlichkeiten: hier wie dort wird 'und' ausgelassen, finden sich seltsame Infinitivkonstruktionen, wie: *wir vns das vnser die vnvernüfftigen thyer zů vnutz verfretzen mütwiligklich leyden müssen.* Wie eine auffallende Anlehnung an Gewohnheiten der Kanzlei fallen hier wie dort künstliche Perioden auf, die den vorangestellten Nebensatz mit 'nachdem' beginnen und über ein 'nichts destminder' zum Nachsatz übergehen, den das entsprechende 'demnach' einleitet. Auch Vorliebe für dieselben Ausdrücke läßt sich bei Lotzer und in den zwölf Artikeln nachweisen, Wörter wie Artikel, demütig, bisher, dergleichen, ob Sach were, als wol als kommen hier wie dort viel häufiger vor, als notwendig wäre, und öfter als bei anderen gleichzeitigen Schriftstellern.

Viel länger ist die Liste der Parallelstellen mit wörtlichen Anklängen, oft handelt es sich hier um sachlich unbedeutende Dinge, aber gerade die ließen sich auch abweichend ausdrücken, die Übereinstimmung ist darum nicht minder beweiskräftig. Lotzer beginnt, um nur einiges herauszugreifen, sein Beschirmbüchlein mit dem Gruße *Allen meinen lieben brüdern wünsch ich, Sebastian Lotzer der jung, vil hail, Genad, fryd, freüd, vnnd starcken glauwben in Christo,* zu Anfang der zwölf Artikel heißt es: *Dem christlichen leeser Fryd vnnd Gnad gottes durch Christum.* Nach der Einleitung heißt es im Beschirmbüchlein: *Hernach volgen dye Artickel,* in den zwölf Artikeln: *Hye nachuolgent die Artickel.* Lotzer verlangt 74, 27: *Disen spruch sol ain jetlich Cristen mensch vest jn sych bylden,* der erste Artikel: der Pfarrer soll *vnns den selbygen waren glawben einbylden.* Lotzer sagt 29, 26: *wir wölten in gern essen vnd trincken, auch klayder geben, zymlich aufenthaltung,* der zweite Artikel will vom Zehnten *ainem Pfarrer so von ainer gantzen gemain erwölt wirt, seyn zymlich gnůgsam auffenthalt geben.* Der entschiedenen Zusammenfassung Lotzers 80, 36: *Got kan vnd mag vnd wirts nit lenger leiden* vergleicht sich die im zweiten Artikel: *wöllen vnd solen vnd*

[1]) Vgl. den Neudruck von Lotzers Schriften (Leipzig, Teubner 1902) S. 5 ff. Nach Seiten und Zeilen des Neudrucks wird im folgenden zitiert.

seynd jnen nichts weyters schuldig zů geben, der Ausdruck des Bedauerns Lotzer 38, 19: *es ist zů erbarmmen, das wir so blind seyen* klingt wie der im dritten Artikel: *wölchs zů erbarmen ist.* Nach Lotzers Ausdruck 71, 42 gilt bei Gott *der hyrt gleych souil als der Kaiser*, nach dem dritten Artikel erlöst Christus *Den Hyrtten gleych alls wol alls Den höchsten.* Die Einleitung des Beschirmbüchleins schließt: *Die genad Christi sey mit vns allenn*, der zwölfte Artikel: *der frid Christi sey mit vns allen.*

Weiter läßt sich beweisen, daß Lotzer und der Verfasser der zwölf Artikel dieselben Schriften gelesen haben: Martin Luther, Joachim Vadianus, Eberlin von Günzburg, der Karsthans sind beiden bekannt, namentlich Eberlin hat tiefe Spuren seines Einflusses hinterlassen. Aus ihm kannte Lotzer den Wunsch der freien Pfarrwahl, den die zwölf Artikel, auffällig genug für den Ort ihrer Entstehung, zur Forderung der aufständischen Bauern erhoben, bei Eberlin hatte Lotzer dieselben Betrachtungen über den Zehnten gelesen, die den Redaktor der zwölf Artikel im Widerspruch zu den Bauern ringsum und zu dem Wortlaut des neuen Testaments bewogen, ihn zum Teil beizubehalten. Im wesentlichen bleibt aber doch Lotzer ein selbständiger Geist, ursprünglich und sich selber treu in seinen Gedanken, selbst nicht frei von starrem Eigensinn, wenn er das Prinzip des strengen Biblizismus festhält und die Bibel zum Maß aller Dinge macht, auch der widerstrebendsten, durch lange, hingebende Übung in der Handhabung dieser Waffe erfahren bis zur Virtuosität, im Ausdruck kraftvoll und vielseitig, im Aufbau der Gedanken gewandt über seinen Bildungsgrad hinaus. Alle diese Eigenschaften, die Aufnahmefähigkeit für fremde Ideen und die Festigkeit des eignen Standpunktes, die starke Religiosität und das warme Interesse für die Fragen des Tages und das Leben der Gesamtheit, die niedere Herkunft und die Federgewandtheit, alles das vereinigt in dem jugendlich erregbaren, kecken Bürger einer Kleinstadt, die mitten im Gebiete des auflodernden Bauernaufruhrs lag, alles spricht einhellig für die Wahrscheinlichkeit, daß wir in Lotzer den Verfasser der zwölf Artikel zu sehen haben. So wie nachweislich sein Leben in die revolutionäre Bahn eingelenkt ist[1]), hat wohl auch der Schriftsteller Lotzer als Revolutionär geendet.

Wenn aber Lotzer das Bauernprogramm geschrieben hat, kann man einem andern Manne den Anteil an seiner Entstehung nicht absprechen. Der Memminger Prediger Christoph Schappeler ist Lotzers einflußreicher Seelsorger und Berater gewesen, Lotzer widmet ihm seine Auslegung und glüht von Begeisterung für den bedeutenden Mann, von dessen Macht über die Gemüter die treue Anhänglichkeit seiner Memminger Gemeinde, aber auch die Achtung der Schweizer Reformatoren zeugt, die ihm z. B. im Züricher Religionsgespräch von 1523 den Vorsitz anvertrauten. Schon die Zeitgenossen haben Schappeler als Verfasser der zwölf Artikel bezeichnet, er hat das mit Entrüstung zurückgewiesen und hat wohl damit, wie sich uns von anderer Seite her ergeben hat, dem Buch-

[1]) Vermutungen über Lotzers spätere Schicksale bei Bossert, Deutsche Literaturzeitung XXIII (1902) Sp. 2029.

staben nach recht. Aber eine Eigenheit des Bauernprogramms bedarf doch wohl der Aufhellung von dieser Seite her. Alles was wir von seiner Übereinstimmung mit Lotzers Schriften berichten konnten, beschränkt sich auf die eigentlichen Artikel, alle Ähnlichkeit schneidet ab, sobald wir die den Artikeln vorausgeschickte Einleitung heranziehen. Auch ohne den Vergleich mit Lotzers Schriften läßt sich der Abstand dieser Einleitung von den Artikeln leicht erkennen: dort scharf formulierte Sätze in strengem Anschluß an den Wortlaut der Bibel, ohne alle Gelehrsamkeit und rhetorische Kunst, wirksam allein durch die unmittelbare Lebhaftigkeit und Kraft des Vortrags, hier lange, kunstvolle Perioden mit Parenthesen und Latinismen, eine wohlberechnete Disposition und ein rhetorisch ausgezeichneter Schluß, dessen Pathos sich noch jetzt kein unbefangener Leser entziehen kann: hier spricht nicht der Mann aus dem Volke, sondern der geschulte Redner, der seiner Wirkung sichere Prediger. Und trotz der Kürze des Stückes lassen sich aus den wenigen Worten, die zufällig von Schappeler überliefert sind, zwei Anklänge beibringen. Die Einleitung geht aus von der Deutung des Wortes Evangelium, über Schappeler wird[1]) geklagt, er habe in der Predigt gesagt, *es sey dhein pfaff*, *der wisz*, *wasz euangelium in Teutsch haisz*. Und wenn dieselbe Predigt weiter von der evangelischen Wahrheit, *die lange zeit durch die pfaffen von irs nutz wegen vndertruckt vnd verhalten sey worden*, spricht, so klingt das unmittelbar an die Worte der Einleitung an: *das das wort Gotes . . . vndergetruckt vnd wegkgenommen wurde.* Alles weist darauf hin, daß Lotzer den verehrten Ratgeber und Leiter um ein Geleitswort für seine Schrift gebeten hat, ehe er sie herausgegeben hat, wohl auch, ehe sie zum Programm der Aufständischen erhoben worden war.

Wir fassen zusammen. Die zwölf Artikel sind zuerst in Augsburg bei Lotzers Verleger gedruckt, sie sind älter als die Memminger Eingabe und älter als die 'Christliche Vereinigung', also auch nicht als deren Programm entstanden. Ihr Verfasser ist höchstwahrscheinlich Sebastian Lotzer, ihre Einleitung stammt wohl von Schappeler. Das ist alles, was sich bisher über die Entstehung der zwölf Artikel hat ermitteln lassen, darüber hinaus sind nur Vermutungen möglich. Hoffen wir, daß in nicht zu ferner Zukunft glückliche Funde und methodische Forschung auch in dieses weite Gebiet ungelöster Fragen Licht tragen mögen.

---

[1]) Akten zur Geschichte des Bauernkrieges, herausgegeben von Baumann S. 1.

FRIEDRICH HEBBELS SÄMTLICHE WERKE

Von Hermann Klammer

Mannigfaltig ist der Weg, den der große Künstler zu durchwandeln hat, ehe die Welt ihm die gebührende Anerkennung zollt. Der Glücklichen sind wenige, die dieses Ziel im ersten Anlauf erreichen. Mit seinen Jugendwerken trat Goethe an die Spitze der deutschen Literatur, aber der reifere Dichter mußte sich mit der Zustimmung einiger Vertrauten bescheiden, auf der Höhe seines Schaffens war ihm Schiller allein genug. Heute steht sein Name neben dem Homers, Dantes, Shakespeares. Er drückt gleichsam das Siegel der Vollendung auf die Literatur Deutschlands. Sein Name wird genannt werden, sagt Herman Grimm, wenn man einst in kommenden Jahrtausenden nach dem deutschen Volke fragt. Heute noch an ihm zweifeln, hieße sich selbst verurteilen. Andere bedürfen der Arbeit eines ganzen Lebens, und erst am Ende ihrer Laufbahn dürfen sie sich der schwer errungenen Palme freuen. Dann aber auch glänzt ihr Name durch die Jahrhunderte hindurch. Schillers Leben war Mühe und Arbeit. Als Dichter begann er, freudig begrüßt von der freiheitdürstenden Jugend. Als Dichter schloß er sein Werk, bewundert, geliebt von allen Deutschen, dem strebenden Jüngling, der träumenden Jungfrau, dem prüfenden Alter. Noch lange wird sich das deutsche Volk an ihm, dem edlen Manne, zu bilden haben. Doch wer fühlt die Dornenschmerzen derer nach, die kämpften vom Morgen bis zum Abend, um sich schließlich nach blutigem Ringen mit gewaltsamem Entschluß dem Jammer des Daseins zu entziehen, wie es der unglückliche Kleist getan, er, der Größten einer? Erst ein Menschenalter nach seinem Tode erwachte er zu dauerndem Leben.

Ganz so schlimm ist es Friedrich Hebbel nicht ergangen, wenngleich er das Gefühl grenzenloser Einsamkeit niemals ganz verlor. Wurde ihm auch ein Laube und Gutzkow vorgezogen, sicher in seinem Urteil, fern aller Verzweiflung wartete er das Gericht der Nachwelt ab und genoß als eine Abschlagszahlung doppelt und dreifach den Beifall weniger treuer Anhänger. Die Zeit hat seine Siegesgewißheit bestätigt. Die kleine Hebbelgemeinde ist gewachsen. Er selber zwar hat sein Auge längst geschlossen, aber noch lebt, hochbetagt, seine rüstige Witwe, Christine Engehausen, und sieht ihn zu ihrem Troste bei der Nachwelt das werden, was er seiner Mitwelt schon gern gewesen wäre, aber zu seinem Schmerze nicht wurde und wohl auch noch nicht werden konnte: ein Führer zu einer neuen, besseren Form der Menschheit. Groß und größer steigt der Dichter aus seiner Gruft hervor, aber auch der

Denker spricht lauter und deutlicher zum werdenden Geschlechte. Was er einst still für sich und doch mit vorwärts schauendem Geiste den Blättern seines Tagebuches anvertraut hat, jetzt taucht es voll und abgerundet zum Lichte empor. Und gereinigt und geläutert schält sich das Bild des Menschen aus der harten, knorrigen Schale heraus. Wer ringt, schlägt und empfängt Wunden. Manche tiefe, unschöne Narbe entstellt Hebbels Antlitz. Aber früh sprach er es aus: Der Weg zum Dichter geht nur durch den Menschen. Seine Ideale duldeten keine Rücksicht, sie waren seine Herren. So zeigt er sich denn herb und streng gegen andere, noch mehr indes gegen sich selbst. Wer ihm nachfühlt, wird sich nicht zurückschrecken lassen, er wird die finstere Miene scheuen und doch die Führerhand ergreifen. Wer es ernst mit sich meint, der folgt ihm, es geht ja bergan, freilich durch Dornen und Gestrüpp, aber doch bergan. So hat sich Friedrich Hebbel den Heroen unserer Literatur und Kultur zugesellt.

Wer den Menschen und Denker Hebbel aus seinen Werken kennen lernen will, der muß sich vor allem in seine Briefe und Tagebücher versenken. Um ihre erste Herausgabe hat sich sein Freund Felix Bamberg verdient gemacht. Nur gab er sich leider nicht mit der bescheideneren Rolle des treuen Vermittlers zufrieden, er hat sich teils neben, teils über Hebbel gestellt: er glaubte auslesen und ausscheiden zu müssen. So legte er dem Publikum nur zwei Drittel der Tagebücher vor, obgleich schon kein Geringerer als Wilhelm Scherer ihm die Bedeutsamkeit dieser Aufzeichnungen bezeugte. Der reichen Briefsammlung fügte er gleichfalls einen Schaden zu. Statt die gesamte Korrespondenz sich in chronologischer Reihenfolge abwickeln zu lassen und uns so den Werdeprozeß Hebbels klar vorzuführen, hat er diese wichtigen Selbstzeugnisse und die Erwiderungen der Freunde und Zeitgenossen nach den Adressaten geordnet und auf diese Weise statt eines Porträts in Lebensgröße lauter Miniaturbildchen geliefert, keine Biographie in Briefen, sondern eine Reihe von Beiträgen dazu. Und schließlich noch zu allem: er hatte sich trotz langer Bekanntschaft doch mit Hebbels Handschrift nicht so vertraut gemacht, daß er sie sicher hätte entziffern können. Er hat sich öfter verlesen und, was er nicht deutlich sah, durch Mutmaßungen ersetzt. Die Absicht an und für sich war löblich, aber nicht der Freund und Gönner hatte die Arbeit zu erledigen, sondern der wissenschaftliche Gelehrte, ein Mann, der seinem Autor liebend zugetan war und es doch nicht wagte, mit der Schere hier und da ein Blatt herauszuschneiden, aus Besorgnis, dieser oder jener Zug möchte uns gleichgültig oder vielleicht gar abstoßend erscheinen. Der rechte Herausgeber verschleiert nichts, weil er die Wahrheit nicht beeinträchtigen will und weil ihm klar ist, daß mancher Fleck, der einzeln besehen eine schlechte Wirkung tut, im ganzen Bilde untergeht. Er ordnet sich seinem Manne im kleinen und kleinsten unter und begleitet ihn unverdrossen durch alle Lebensabschnitte hindurch. Ist er am Ziele angelangt, dann überschaut er den zurückgelegten Weg. Wo bleiben da all die Krümmen und Unebenheiten. Das Endziel, die erreichte Höhe gibt ihm das Urteil über die ganze Wanderung an die Hand. Nicht im Tal, son-

dern vom Bergesgipfel überschaut man die Welt. Wer Goethes Lebensgang betrachtet und schon in Sesenheim irre wird, der sieht sich ihn mit Mückenaugen an; zu dem Goethe, der ihm ein einheitliches Selbst- und Weltbild liefert, kommt er nicht hindurch.

Für Hebbel hat sich inzwischen der rechte Mann gefunden, und zwar für den ganzen Hebbel, der Sohn eines anderen Freundes, ein Mann, der im Studium Hebbels aufgewachsen ist, der frühzeitig gesucht und gesammelt und immer aufs neue geprüft und verglichen hat, der nur Hebbel und nicht auch von sich ein Stück der Welt bekannt geben wollte: der Lemberger Professor Richard Maria Werner.

Er kann auf die erste, die Hauptstrecke seiner Tätigkeit mit Genugtuung zurückschauen, die Herausgabe der Werke Hebbels. Auch den zweiten Abschnitt hat er vor kurzem zurückgelegt: der unverkürzte Abdruck der Tagebücher ist soeben in vier Bänden abgeschlossen. Aber auch den dritten Teil der Arbeit, die Herausgabe der ganzen Briefsammlung, können wir ihm nicht gut erlassen. Zwar verdanken wir ihm schon die zwei Bände der Nachlese mit den unschätzbaren Reiseberichten des Dichters an seine Gattin Christine. Aber gerade die Durchführung des chronologischen Prinzips in dieser Nachlese hat uns aufs neue von der Notwendigkeit des Ein- und Umschmelzungsprozesses der ganzen Sammlung überzeugt. Wir wollen klar und deutlich das Durcheinander der Stimmungen des Schreibers sehen: wie er am Morgen dem Freunde gegenüber hoffend ins Leben schaut, und wie er, wenn er erst zu grübeln begonnen, am Abend im Zwiegespräch mit der hingebenden und vorsorgenden Jugendfreundin Elise Lensing vor der Zukunft zurückschaudert, wie so Morgenrot und Abendwolken beständig miteinander wechseln, bis endlich ein gewisses Gleichmaß der Seele sich einstellt. Wir danken also dem Herausgeber, aber wir erwarten noch mehr von ihm.

Das Gewünschte hat er indessen für die 'Werke' des Dichters geleistet. Die chronologisch geordnete, historisch-kritische Ausgabe der sämtlichen Werke Hebbels liegt jetzt vollendet in zwölf stattlichen Bänden vor uns: ein Kunstwerk in Anordnung und Ausführung. Vielleicht bedarf sie noch in weiteren Auflagen hier und da der Glättung und Ausgleichung, aber jeder Literaturfreund muß sie, so wie sie ist, mit Freuden begrüßen; denn jetzt hat er seinen Hebbel. In einem Nachwort zum zwölften Bande legt der Herausgeber Rechenschaft über das Werden, über Absichten und Prinzipien seines Unternehmens ab. Wir erfahren darin von den zahllosen Schwierigkeiten, auf die zunächst schon die Sammlung des ganzen Materials stieß. Die vielen falschen Angaben in der ersten Gesamtausgabe von Emil Kuh, dem langjährigen Freunde Hebbels, die Unvollständigkeit der Bibliotheken erschwerten das Forschen nach den Grundlagen der einzelnen Werke. Dazu kamen die Schwierigkeiten der Textgestaltung; denn Kuh hatte sich ebenso wie Bamberg berufen gefühlt, seinen Autor durch Wortänderungen, Verkürzungen und Erweiterungen zu verbessern. Man vergleiche z. B. den Aufsatz über Heines Buch der Lieder in beiden Ausgaben. Allein rastloses eigenes Suchen und die entgegenkommende Bereitwillig-

keit mancher aus der Ferne mit Rat und Tat Helfenden berechtigen den Herausgeber zu der Annahme, daß trotz alledem Lücken seines Apparates verhältnismäßig gering sind. Wir besitzen also durch Werners umfassende Tätigkeit nunmehr nicht nur die erste Gesamt-, sondern auch die erste Originalausgabe, die auf die ursprünglichen Handschriften und die ältesten Drucke zurückgeht und alle übrigen nur irgend zugänglichen Hilfsmittel ausnutzt, die zur Beschaffung eines sicheren Textes dienlich sind. Das Ganze teilt sich in vier Gruppen ein. Die erste enthält den Dramatiker; sie reicht bis in den sechsten Band hinein. Der Schluß dieses und der siebente umfassen den Lyriker, der achte den Epiker, und die letzten vier Bände bringen die Vermischten Schriften, in denen der Reisebeobachter, der Historiker, der Politiker, der Ästhetiker und Kritiker zu Worte kommt. Innerhalb jeder einzelnen Gruppe hält sich Werner an die zeitliche Reihenfolge, wo nicht etwa, wie in der Gedichtsammlung, Hebbel selber teilweise eine Ordnung nach inneren, künstlerischen Gründen geschaffen hat. Daran zu rütteln, war natürlich untersagt.

Wir sind dem unermüdlichen Forscher und Herausgeber zu unendlichem Danke für diese Einrichtung der Werke verpflichtet. Nur so stellt sich das Ganze als ein in sich begründeter und abgeschlossener Organismus dar, nur so baut sich vor unseren Augen beinah wie von selber ein Totalbild Hebbels auf. Ist doch kein Schauspiel interessanter als die Beobachtung des Wachsens und Werdens, des innerlichen Ausreifens einer Persönlichkeit. Unsere Zeit ist die der Geschichtswissenschaft im weitesten Sinne des Wortes. Mehr und mehr verbreitet sich die Erkenntnis, daß wahres Verständnis nur durch die Einsicht in die Entwicklung der Dinge erlangt wird, daß auf diese Weise auch allein eine gesunde Weiterentwicklung gefördert werden kann. Freilich ist Hebbel eine in unserer Literaturgeschichte fast einzig dastehende Erscheinung. Beinahe wie aus dem Nichts erwachsen, durch keine nennenswerte Schulbildung unterstützt, jahrelang durch öde Aktenarbeit eingeengt, nur gelegentlich mit den Werken unserer großen Dichter bekannt gemacht, entfaltet er plötzlich ein solches Kunstverständnis und solche philosophische Tiefe, daß man wie vor einem Rätsel steht. Man ist darum nur mit Einschränkung berechtigt, von einem Werden und Ausreifen Hebbels zu reden; fast der gesamte Inhalt seiner Anschauungen steht früh fest. Wohl aber gewahren wir eine Klärung und Festigung der Form, die gleichen Schritt mit der Klärung seines Wesens hält. Das Hervorbrechen seines poetischen Genies ist wie ein versöhnender Sonnenblick nach dunkler Knaben- und Jünglingszeit. Bald aber ziehen ihn traurige Wirren des Lebens in ihren trüben Strudel hinein, die Gaben der Musen werden ihm zu einem Kassandrageschenk; der Hellblick und das dichterische Vermögen stechen nur um so greller von seiner Not ab, sie vermehren ihm lediglich die Qual des Daseins. Doch ein zerstörendes Gewitter reinigt die Luft, eine jähe, harte Trennung schließt die Vergangenheit ab, eine unerwartete Vereinigung öffnet die Pforte einer besseren Zukunft. Schnell vollzieht sich der Umschwung, wieder leuchtet die Sonne, und auf die düsteren, abschreckenden Werke folgen die Granit- und Marmorbauten von antiker Schönheit,

grandios und anmutig zugleich, anschaulich und tief, Doppelprodukte des Menschen und Dichters. Denn wie bei wenigen geht bei Hebbel Leben und Schaffen Hand in Hand, nicht in der Rückertschen Weise, daß was gelebt ist, auch gedichtet sein muß (Rückert ist ihm von jeher als 'ein sehr zweifelhafter Gewinn' erschienen), sondern in der Goethischen, dem die Poesie gleichfalls nur Symbolisierung des eigenen Ich bedeutet. Von diesem sozusagen mehr formellen Ausreifen des Hebbelschen Geistes erhalten wir den rechten Begriff durch Werners Ausgabe. Welche der oben erwähnten vier Gruppen wir auch in die Hand nehmen mögen, überall werden wir die angedeuteten Stufen erkennen: erst ein unfertiges, knabenhaftes Tasten, dann die überraschende Reife, der dann wieder eine zunehmende Verdüsterung auf dem Fuße folgt, und auf einmal in schnellem Wechsel die kraftvolle und packende Vollendung.

Der Einsicht in diese äußeren Lebensverhältnisse, in die inneren Erlebnisse und deren Spiegelbild in Hebbels Schriften sind die ausführlichen Einleitungen gewidmet, mit denen Werner jeden Band oder jede Gruppe begleitet. In ihnen spricht der kundige Forscher zu uns, der auf gleiche Weise in den Werken wie in den Briefen und Tagebüchern zu Hause ist. Sie bilden annähernd eine Lebensgeschichte Hebbels und eine Entstehungsgeschichte seiner Werke. Bis in die frühesten Zeiten geht Werner den Spuren der Dichtungen Hebbels nach. Da sehen wir, wie ein erster Gedanke aufblitzt, wie er festgehalten oder durch andere Gedanken verdrängt wird, wie er sich dann auf einmal mit elementarer Gewalt des Dichters bemächtigt und ihn nicht wieder losläßt; nicht er dichtet dann das Werk, sondern das Werk treibt ihn, es drängt sich von selbst aus ihm heraus, er muß es schaffen, wie die Mutter ihrem Kinde das Leben schenkt, und gleich ihr bemächtigt sich nach der Geistesgeburt seiner eine unendliche Erschöpfung, er freut sich seines Kindes, aber es ist ihm, als wäre seine Kraft dahin. Aber bald regt es sich wieder in ihm, und eine neue Frucht ringt zum Lichte. Ein Zeichen des echten Dichters ist es, daß er den Entwicklungsprozeß eines Werkes nie beschleunigt. Wenn es nicht gleichsam selber in ihm zu dichten anfängt, dann bleibt es liegen, monate-, jahrelang, oft für immer. Die Judith gewinnt, alles in allem, während acht Wochen Gestalt, das geplante Hauptwerk seines Lebens, wohl seine tiefste Schöpfung, der Moloch, kommt über zwei Akte nicht hinaus, der Demetrius, dieses Stiefkind der deutschen Muse, bleibt trotz langer Beschäftigung daran kurz vor dem Tode des Dichters im fünften Akte stecken, die Nibelungen, vielleicht sein wahres Meisterstück, sind ein Werk von vollen sieben Jahren, wenngleich die wirkliche Ausführung nur etwa sechs Monate in Anspruch nimmt. Aber obwohl Hebbel so, nur dem Drange des Genius folgend, dichtet und dann diesen seinen Zustand des enthusiastischen Schaffens mit dem des Nachtwandlers vergleicht, so begnügt er sich doch keineswegs mit dem bloßen Triebe. Vielmehr bedingen sich bei ihm Theorie und Praxis beständig. In den Pausen zwischen den poetischen Produktionen, und dies sind fast regelmäßig die Sommermonate, bewegen sich seine Gedanken unausgesetzt um die Hauptfragen und Grundbedingungen des dichterischen Schaffens. Unaufhörlich

faßt er die sozialen, historischen und religiösen Probleme als Ausgangspunkte ins Auge. Wenn er darum das Wesen der Tragödie und Komödie erörtert, so knüpft er an solcherlei Betrachtungen an. Hat man früher wohl ein soziales, historisches und philosophisches Drama unterschieden, so sucht er nun in dem seinigen alle drei Elemente zu vereinigen und gleichermaßen auszuprägen. Tragödie und Komödie streben nach ihm dem gleichen Ziele zu. Die Komödie ist vielleicht noch viel ernsthafter als die Tragödie, meint er, und freut sich, in Schillers ästhetischen Abhandlungen den gleichen Anschauungen zu begegnen. Den ganzen ästhetischen Kanon, das ganze Verhältnis von Kunst, Philosophie und Geschichte unterwirft er einer erneuten Revision, wobei die Kardinalbegriffe von Schuld und Sühne und anderes eine eigentümliche Beleuchtung gewinnen. 'Bedenkliches und Bedenklichstes' kann er nicht umgehen, wenn er wahr sein will. Auf die Notwendigkeit in Handlung und Charakteren legt er das Schwergewicht. Alle Handelnden haben recht bei ihm, daher die niederschmetternde Gewalt in seinen Tragödien. Den kürzesten und darum erschütterndsten Ausdruck gewinnt diese Stellung der Parteien zueinander in den Nibelungen. 'O Schwester, halte ein', fleht Giselher, 'wir können ja nicht anders'. 'Kann denn ich?' lautet die Antwort, und das erbarmungslose Morden beginnt. Auf alle diese Dinge macht Werner in seinen Erörterungen über den technischen Aufbau und die Beschaffenheit der Charaktere aufmerksam, er setzt auseinander, wie weit Geschichte, Sage oder eigene Phantasie an den Schöpfungen des Dichters Anteil haben, ob der gleiche Stoff bereits behandelt ist, und in welchem Verhältnis Hebbel zu seinen Vorgängern steht, etwa dem Maler Müller und Tieck, Fouqué und Raupach, Geibel und dem mittelalterlichen Nibelungenlied, wie weit er das Mystische, Mythische, Übernatürliche in den Kreis seiner Schöpfungen hineinziehen zu müssen glaubt, und welche Umwandlung der überlieferte Stoff unter seinen Händen erfährt. Unparteiisch stellt er den Vorzügen der Dramen ihre Mängel gegenüber. Was er uns ferner von den Schicksalen der Stücke bei den Theatern, dem Publikum und den Kritikern zu erzählen hat, klingt meist recht wenig erfreulich. Im großen und ganzen verhalten sich die Bühnen ablehnend. Der 'ungewöhnliche' oder gar 'bedenkliche Inhalt' läßt durchgehends die Aufführung nicht ratsam erscheinen. Die zahmeren Konkurrenten suchen sie nach Vermögen zu hintertreiben, die Besprechungen lassen es an argem Lamento nicht fehlen, boshafte anonyme Angriffe zerreißen Dichtung und Dichter. Nur selten nimmt sich ein Verteidiger des Angegriffenen warm an. Wenn aber einmal ein wahrer Freund wie Dingelstedt sich findet und mutig den Schwierigkeiten einer guten Inszenierung zuleibe geht, dann stellt sich gewöhnlich auch der Beifall des Publikums ein. Durchschnittlich aber bleibt eine günstige Aufnahme auf einzelne Stücke und einzelne Zeitabschnitte beschränkt. Einiges wandert in den Kasten. So machte es Grillparzer auch. Die beiden Größten ihrer Zeit begannen für sich zu dichten.

Indessen, wir sagten es schon, ein Umschwung hat sich seit Hebbels Tod vollzogen. Was der anfangs erbitterte, schließlich aber still entsagende Dichter

seiner Gattin geweissagt hat, daß ein Menschenalter nach seinem Hinscheiden seine Zeit kommen werde, hat sich erfüllt. Gleichsam wie auf ein gegebenes Zeichen wenden sich ihm jetzt die Herzen zu. Vorzugsweise ist es indes der Dramatiker, dem die allgemeine Begeisterung gilt. Der Lyriker soll sich sein Publikum noch suchen. Ob er es in weiten Kreisen finden wird, darf vorläufig zweifelhaft erscheinen. Zwar er selbst hat zu Zeiten gemeint, daß seine Gedichte ihn am längsten überleben würden, aber ihre Sprödigkeit, der zufolge sie sich gleich weit von der unmittelbaren Lebenswahrheit Goethes wie von der Leichtigkeit Heines entfernen, dürfte den größeren Teil der Leser abschrecken. Immer werden es nur wenige bleiben, die sich seinem Ernst und seiner Gedankentiefe hingeben, die ihn mehr zu einem Verwandten des philosophischen Schiller machen. An dessen Schwung und Pathos, so belehrt uns Werner, bildete sich der Anfänger. Goethe blieb ihm zunächst fremd. Jedoch wie eine Offenbarung kam es über ihn, als er Uhland kennen lernte. Damit trat eine bewußte Abkehr von Schillers sentimental-rhetorischer Lyrik ein, und bis an sein Ende huldigte er dem Genius Uhlands. Innig und zart, schlicht und klar wie dieser, spricht er gelegentlich auch durch einen Humor, ja selbst durch Schalkhaftigkeit an, wie mancher sie dem spröden Tragiker kaum zugetraut hätte. Aber wer neben dem düsteren Trotz der Nibelungen der wundervollen, unerschöpflichen Komik sich erinnert, die durch den ganzen Diamanten ausgegossen ist und Hebbels Genialität erst ins volle Licht stellt, der wundert sich weiter nicht, wenn ihm der Dichter auch in seinen Liedern gelegentlich mit heiterer Miene entgegentritt. So finden sich also auch in Hebbels Lyrik die mannigfaltigsten Elemente beisammen. Nirgends aber hören wir die landläufigen Töne, sondern alles vereinigt sich auch hier wiederum, um uns das Bild einer charakteristischen Persönlichkeit zu liefern. Wir dürfen Werners Endurteil getrost unterschreiben. Er meint, daß Hebbels lyrische Schöpfungen ihren Platz neben seinen dramatischen verdienen und daß sie sie an Wert und Tiefe fast erreichen. Ebenso richtig meint er aber auch, daß sie sich nicht sofort durch äußeren Reiz einschmeicheln.

Noch weniger kann sich dessen der Epiker Hebbel rühmen. Kein Wunder; denn seine Vorbilder sind vor allem Jean Paul und Kleist. Jener kann heutzutage fast als verschollen angesehen werden, für seinen verzwickten Humor sind der gegenwärtigen Lesewelt die Organe beinah abgestorben. Und Kleist bleibt, der Novellist nicht minder wie der Dramatiker, trotz seiner plastischen Art wenigstens ein halber Fremdling unter den Lesenden. Seine Schroffheit und Seltsamkeit lassen bei den meisten keinen vollen Genuß aufkommen. Ebenso, ja vielleicht noch schlimmer ergeht es Hebbel, da er Kleist wohl noch zu überbieten sucht. Seine Erzählungen spitzen sich gewöhnlich zu scharf umrissenen Charakterbildern zu, deren Witz vielfach gesucht und deren tiefere Wahrheit allzu versteckt erscheint. Das Abstoßende der Handlung fällt zumeist ins Auge, die ungemeine Zartheit, die nebenher geht, entdecken nur wenige. Auf uneingeschränkte Anerkennung dürfen vielleicht nur zwei Stücke rechnen: in allererster Reihe der mehr biographische Abriß seiner ersten Kind-

heitsjahre, 'Aufzeichnungen aus meinem Leben' lautet der Titel. Als Probe hochentwickelter Erzählungskunst hat Werner die wenigen Blätter unter die epischen Versuche des Dichters aufgenommen; wenn man den geringen Lebensinhalt auf der ersten, meist nur physischen Entwicklungsstufe eines Menschen bedenkt und dann diese Schilderungen liest, dann ist man über die Fülle innerer Erlebnisse erstaunt, die Hebbels nachprüfender Blick in jener kurzen Spanne entdeckt. Mit unnachahmlichem Reize ist das Erwachen der Seele eines Kindes gezeichnet. Es schlägt die Augen auf, sie werden größer und größer. Wie weit ist doch die Welt! Was gibt es da nicht alles Großes und Schönes: die Liebe! die Kunst! und Gott! Und wieder leise fröstelnd schließt sich die zarte Psyche zu. Denn auch viel Häßliches gibt es: den Neid und die Ungerechtigkeit und die Lüge und die Armut! Diesem duftigen Bild steht das in kräftigen Zügen entworfene Zeitbild des gereiften Epikers in Mutter und Kind gegenüber. Da sehen wir den Jammer um die klägliche Ohnmacht des deutschen Vaterlandes, das drohende Gespenst der roten Internationale, die grellen Gegensätze von Arm und Reich und deren Aussöhnung durch die erbarmende Nächstenliebe: wieder die drei bekannten Elemente des Sozialen, Politischen und Philosophischen. So wird aus der Schilderung der Leiden und Freuden eines schlichten Liebespaares ein Weltbild, das des Beifalls ernster und nachdenkender Leser gewiß sein darf, kein volles Gegenstück zu Hermann und Dorothea, aber doch eine glückliche Bereicherung unserer schmächtigen epischen Literatur.

In die volle Sphäre des mehr Persönlichen führen uns schließlich die vier letzten Bände der Vermischten Schriften.

Über seine Akten und Protokolle und Einladungen zu Hornviehversteigerungen tut der siebzehnjährige Kirchspielschreiber weite Blicke ins allgemeine Menschenleben, um sich so gewissermaßen für die erdrückende Enge des Daseins zu entschädigen. 'Der irrt sich, der die Menschheit nach dem Menschen mißt; der aber auch, der in der Menschheit ein vollständiges Bild des Menschen zu erblicken wähnt. Jener würde zu wenig, dieser zu viel voraussetzen', schreibt der angehende Philosoph in den Aphorismen. Oder er plänkelt im Winkelblättchen um Nichtigkeiten mit den kleinen Größen seines Heimatlandes. Endlich der Sklaverei entronnen, sucht er sich in Hamburg auf die Universität vorzubereiten. Mit verzweifelter Anstrengung, trübselig von der Lombardsbrücke in die Alster starrend, erlernt er lateinische Fürwörter. Aber im Wissenschaftlichen Verein überrascht er seine akademischen Kameraden durch eine ungewöhnlich tiefe Abhandlung über Kleist und Körner. Mit 22 Jahren bereits ein ausgezeichneter selbständiger Ästhetiker, sucht er das Wesen der Poesie und ihrer Hauptgattungen in kurzen Formeln auszusprechen, die ganz eigenartige Größe des noch allgemein verkannten Kleist erkennt er mit scharfem Auge und deckt demgegenüber die poetische Ohnmacht des von den Zeitgenossen hochgeschätzten Körner auf: jener schafft in seinen Dramen nichts als Charaktere, sagt er, dieser lauter Marionetten. Er durchschaut die Verschiedenheit Schillers und Goethes in der Art ihrer Charakterschilderung. Man

muß sagen, es liegt etwas Phänomenales in den großen Zügen dieser Programmrede oder, wie wir auch sagen könnten, Antrittsvorlesung dieses einsamen Autodidakten, dieses ungelehrten Gelehrten. In den traurigen Münchener Studienhungerjahren stillt er zwar das geistige Verlangen ganz nach Wunsch, aber dem physischen muß er durch Lohnarbeiten, die seinem Innern völlig widersprechen, zu Hilfe kommen. Er kann nur tief denken, nicht geistreich tun. Dennoch bieten die ruhigen Beobachtungen seiner Reiseeindrücke manches Interessante, besonders, wenn sie künstlerische Dinge berühren. Größere Reife, malerischen Blick verraten die späteren Reiseeindrücke aus der Pariser und italienischen Zeit, bis er endlich, um diese Reihe von Arbeiten zusammenzufassen, in seinen letzten Reiseeindrücken nicht nur still und klar, sondern auch hell und heiter ins Leben hineinschauen kann. Von München nach Hamburg heimgekehrt, fühlt er das Erwachen des dramatischen Geistes: die Judith entsteht. Zugleich aber erheischt die Not des Daseins neue Fronarbeiten. Er wird wohl oder übel Historiker der 'Wohlfeilsten Volksbibliothek'. Von selbständiger Geschichtsforschung kann natürlich bei dieser in wenig Wochen erledigten Schriftstellerei nicht die Rede sein. Trotzdem verdienen seine übersichtlichen Darstellungen der Geschichte des Dreißigjährigen Krieges und der Jungfrau von Orleans Beachtung, teils der geschickten Stoffgliederung, teils der leitenden Ideen wegen. Der Künstler und Dramatiker, der Kenner und Gegner Schillers haben gleichen Anteil an der Arbeit. Schon in der Abhandlung über Kleist hatte er von der inneren Notwendigkeit der Bilder in der Poesie gesprochen. Der Gedanke der Notwendigkeit des geschichtlichen Geschehens leitet Urteil und Stoffauswahl in der ersten Abhandlung. Schillers Jungfrau von Orleans findet wenig Gnade vor dem Kritiker. Wohl bewundert er, wie bei allen Schillerschen Stücken, so auch den Aufbau dieser Tragödie. Allein mit der Auffassung des Hauptcharakters kann er sich nicht einverstanden erklären. Das Mädchen von Orleans ist ihm durchaus nur eine kindlich-naivreligiöse Natur, die nichts von Redseligkeit und sentimentaler Reflexion weiß. Als eine Wundererscheinung, zugleich aber als ein mit dem schärfsten, klarsten Menschenverstande begabtes Wesen stellt er sie in seiner Prosaschrift hin.

Obwohl Hebbel sich selber bewußt war, manches Eigene in diesen Werkchen geboten zu haben, gab er sie doch unter dem angenommenen Namen eines Dr. Franz heraus. Warum? Er fühlte sich eigentlich nur als Dichter, und nur als solcher wollte er zuerst dem deutschen Volke bekannt werden. Lediglich aus solchem Stolze, nicht etwa aus Mangel an Wahrheitssinn erklärt sich die aller Wahrheit widersprechende Ableugnung seiner Autorschaft, als ihm seiner Absicht entgegen diese Schriften dennoch öffentlich zugeschrieben wurden. Daß es ihm an dem Mute der Wahrheit nicht gefehlt hat, bezeugt wie sein ganzes Leben so der Anteil, den er als Politiker an den Ereignissen des Jahres 1848 nahm, das bezeugen die Berichte und Briefe über Wiener und österreichische Verhältnisse aus seinen beiden letzten Lebensjahren. Gerade in dem schlimmen Revolutionsjahre ging seine große Tragödie Herodes und Mariamne der Vollendung entgegen. Nichtsdestoweniger oder vielleicht eben deswegen stürzt er

sich in die hochgehenden politischen Wogen hinein. Umwälzungen der Weltgeschichte spiegeln sich in allen seinen großen Dramen wieder, so auch ganz besonders in diesem jüdisch-römischen Geschichtsbilde. Jetzt einmal ganz persönlich in die wilden Kämpfe unmittelbarster Gegenwart einzugreifen, das mußte diesen Mann, der allzeit etwas von einem Nordlandsrecken in sich spürte und der immer auf dem stürmisch bewegten Ozean der Weltgeschichte umhertrieb, unendlich reizen. Grillparzer, der Österreicher, flüchtete in seine Dachkammer, Hebbel, der Dithmarsche, hörte die Kugeln um sich herum pfeifen. Er steht mit an der Spitze einer Deputation, die den flüchtigen Kaiser Ferdinand aus Innsbruck nach Wien zurückrufen soll. Er ist der echte deutsche Patriot, der nur von einem Anschluß Österreichs an Deutschland das Heil der Zeit erwartet. Aber ihn ekelt auch der 'Kommunismus, die wahnsinnige Ausgeburt fanatischer Köpfe' an. Beinah gelangt er als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament. Mit der Reaktion wendet er entrüstet der Politik den Rücken und kehrt wieder zur Poesie zurück. Und doch behält er sein neues österreichisches Vaterland, wo er im Jahre 1846 das ersehnte eheliche und häusliche Glück gefunden hatte, lieb. Schmerzbewegt beobachtete er, wie 'zeugungsunfähige und aller Schöpferkraft ermangelnde Völker' — 'Bedientenvölker' heißen sie in einem Gedichte — 'mit Übermut und Selbstüberhebung am Bau rütteln'. Für alle Krebsschäden des österreichischen Staates hat er ein offenes Auge. Mit dem geschärften Blick des Dramatikers, fast prophetisch in die Zukunft schauend, gewahrt er, wie Österreich durch den zerklüftenden Dualismus seines Völkerlebens dem Verderben entgegengetrieben wird. Auch die Vorbedingungen der Los-von-Rom-Bewegung sind nicht unschwer bei ihm zu finden.

Vom Politiker Hebbel gehen wir endlich zum berufsmäßigen Kritiker über. Diese Seite seiner schriftstellerischen Tätigkeit muß uns nicht minder interessieren. Denn in Wahrheit ist keiner mehr als der schaffende Künstler zum nachschaffenden Beobachter berufen. Mag auch die individuelle Veranlagung zuweilen zum Irrtum verführen, der Künstler selber weiß am besten um das Geheimnis künstlerischen Schaffens Bescheid. Die ersten Besprechungen wollen allerdings noch nicht allzuviel besagen, wenngleich Hebbel ihnen mit Recht außer ihrer Aufrichtigkeit und ihrem Ernste einigen selbständigen Wert glaubt zusprechen zu dürfen. Mit gleichem Recht meint er indes auch, 'das Nichts, das der Kritik in den Weg trete, zwinge sie gleichfalls ein Nichts zu sein'. Auch können wir Werner nicht widersprechen, wenn er urteilt, Hebbel zeige in ihnen 'mit etwas zu viel Ostentation seinen Geist, er suche durch paradoxe Behauptungen und überraschende Aphorismen zu wirken'. Aber er weist doch immer 'aufs Große, auf bestimmte Ziele, auf das Notwendige' hin. Indes als besonders wertvoll ragt aus der ganzen Reihe die Beurteilung des Buches der Lieder von Heinrich Heine hervor. Ehe Hebbel diesen Aufsatz schrieb, war er nach Ausweis der Tagebücher durchaus kein uneingeschränkter Bewunderer Heines. Hier hebt er den herben Tadel geradezu auf und nennt ihn einen echten deutschen Dichter. Mit Anknüpfung an die höchsten Prinzipien der Kunst sucht er 'Wert und Wahrheit' der Gedichte darzutun. 'Wer

es nicht fühlt, daß Lieder wie das Fischermädchen, die Wallfahrt nach Kevlaar und andere ganze Bände Lehrgedichte und ähnliches in die Lüfte schnellen, dem wird es keiner begreiflich machen.'

So weiß er aus echter dichterischer Empfindung heraus den leichten Fluß des Wortes gar wohl zu schätzen, noch aber schreibt er selber als Prosaiker in schwerflüssiger Form. Den gleichen Anstoß nehmen wir anfangs auch noch an den Schriften der späteren Periode und leider an den wichtigsten, in denen er bestimmter seinen ästhetischen Standpunkt zum Ausdruck bringt. Merkwürdig, derselbe Mann, der in seinen Dramen proteusartig jedem Handelnden in jedem Augenblick, bald wuchtig, bald leicht, die Worte anzuschmiegen versteht, bewegt sich auf diesem ihm unbequemeren Gebiete wie mit Elephantenschritten. Kein Wunder, daß man ihn vielfach mißverstanden und gescholten hat. Wir lassen uns mit dem Herausgeber trotz allem nicht beirren, wir sehen in dem Wort über das Drama und in dem Vorwort zu Maria Magdalene einen großen Gewinn unserer ästhetischen Literatur, eine höchst dankenswerte Wiederaufnahme und Fortsetzung der Arbeiten Lessings und Schillers. Wer in der Musik von dem anmutigen Geplätscher Haydns zu dem Wogensturz Beethovens kommt, der fühlt sich rettungslos verloren. Der große Meister hat sich zu seiner Zeit verrückt schelten lassen müssen. Heute weiß man ihn besser zu würdigen; unser Ohr hat sich umgebildet. Der Vergleich mag hinken, aber soviel ist sicher, der bereitwillige Leser gewöhnt sich auch an den Wogensturz der Hebbelschen Ozeanperioden, er lernt das Schwimmen und empfindet es schließlich mit Hochgenuß, daß er nicht in einem flachen Ententeich, sondern in einem Meer von Gedanken auf- und niedertaucht. Hier findet er, wenn auch noch lückenhaft und der Ergänzung durch die Briefe und Tagebücher bedürftig, doch schon mehr systematisch Hebbels Gedanken über Kunst und Poesie im allgemeinen, über das Verhältnis des Dramas zu Philosophie und Geschichte im besonderen beisammen. Mit steigendem Genusse wendet sich dann aber der Leser den weiteren Schriften, vornehmlich den Charakteristiken einzelner hervorragender Männer und Werke zu, er atmet mehr und mehr erleichtert auf und freut sich zuguterletzt der gefälligen und spielenden Art, soweit bei einem gedankentiefen Schriftsteller überhaupt dieser Ausdruck statthaft sein kann. Hier findet er auch in vollendeter Gestalt, frei von aller ästhetischen Schwere, eine Perle unter vielen, den Kleistaufsatz aus der Jugend wieder. Die Begeisterung des reifen Mannes steht der des Jünglings nicht nach, aber vorurteilsloser denkt er über die Wucherpflanzen der Romantik im ersten und letzten Akt des Prinzen von Homburg. Den Werdeprozeß des Titelhelden schildert er jetzt nicht mehr an der Hand der hervorstechendsten Szenen, sondern eingehend breitet er sich über den Organismus des Ganzen aus, frei und leicht erhebt sich unter des Zergliederers nachschaffenden Fingern der Prachtbau vor unseren Augen in die Lüfte.

In dieser Art ungefähr, wie unsere Gruppierungen es anzudeuten versucht haben, stellen Werners ausführliche Einleitungen eine erste Einführung in Hebbels Leben und Werke dar, aber eben auch nicht mehr als eine erste Ein-

führung. Indes aus dem Gebotenen erwächst unmittelbar das Verlangen nach einer zusammenhängenden Darstellung. Noch sind wir auf die in vieler Beziehung verdienstliche Arbeit Kuhs angewiesen. Doch leidet seine Lebensbeschreibung an einem großen Überschuß und einem großen Mangel. Wie der Verfasser an und für sich Haupt- und Nebendinge nicht genugsam unterscheidet, so legt er auch als Österreicher und Wiener zu viel Gewicht auf österreichische und Wiener Verhältnisse, die des allgemeinen Interesses, zumal heute, entbehren. Anderseits sieht man sich vergebens nach den für Hebbels inhaltreiche Werke so notwendigen Analysen um. Mit lebhafter Erwartung sehen wir daher der Biographie Werners entgegen und hoffen in ihr ein übersichtliches und doch tief eindringendes Werk demnächst begrüßen zu können.

Mehr für den Forscher als für den Laien sind die einen jeden Band schließenden Lesarten und Anmerkungen bestimmt. Diese geben über Originalhandschriften, Bühnenmanuskripte, Drucke und andere Textquellen Auskunft, sie schaffen manche Vorbemerkung und manches Vorwort und schließlich den nötigen textkritischen Apparat herbei. Die eingestreuten Anmerkungen bieten nur 'Winke zum leichteren und besseren Verständnis des Textes'. Für diese Hilfen und für die Hinweise auf Parallelstellen, besonders in den Tagebüchern und Briefen, wissen wir dem Herausgeber Dank. Wir klagen weder über ein Zuviel der Textvergleiche noch ein Zuwenig der Erklärungen, da wir wissen, daß uns nur eine kritische und nicht auch eine erklärende Ausgabe vorliegt.

In einzelnen Anhängen schließen sich Schnitzel, Brocken, Späne und Fragmente, Zweifelhaftes und Weggefallenes aus verschiedenen Dramen an, desgleichen besondere Theaterbearbeitungen einzelner Partien. Im siebenten Bande findet man ein chronologisches Verzeichnis von den Geburtstagen der Gedichte, sowie ein alphabetisches Verzeichnis der Gedichtanfänge. Im zwölften Bande endlich begegnet uns außer dem bereits erwähnten Nachwort eine 'Hebbelbibliothek', aus der Ort und Zeit der Erscheinung der Werke ersichtlich ist. Ein sehr willkommenes alphabetisches Register zu allen Teilen, das 'die Titel von Hebbels Werken und die Namen der erwähnten Personen' enthält, beschließt das Ganze.

Werner spricht am Ende des Nachwortes seine Freude über die Studien aus, die sich an seine Ausgabe angeschlossen haben. Wir schließen unsere Besprechung seines Monumentalwerkes mit dem Wunsche, daß es recht viele Leser finde. Es ist Hebbels würdig. Möge das deutsche Volk mit seiner Hilfe den wahrhaftigen Menschen, den tiefen Denker, den großen Dichter mehr und mehr würdigen und verehren lernen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Hermann Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker. Griechisch und deutsch. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1903. X, 601 S.

Wie viel schneller würden die Wissenschaften fortschreiten, wenn ihre Aufgaben und Probleme von den Forschern in der natürlichsten und zweckmäßigsten Abfolge bearbeitet würden! Die Geschichte der Wissenschaften zeigt, daß in der Regel die letzten Probleme zuerst angegriffen werden, weil ihre Lösung am wichtigsten und wünschenswertesten erscheint. Erst ganz allmählich wird erkannt, wie viele andere bescheidenere Aufgaben gelöst sein müssen, ehe man sich den Fragen nähern kann, deren Lösung ursprünglich ersehnt wird. Dies gilt für alle Forschung; die Vorsokratiker selbst haben es bei ihren Forschungen erfahren, und nicht minder erfahren wir es, wenn wir über die Vorsokratiker forschen. Die Aufgabe, welche Diels in dem vorliegenden Werke löst, ist in dem angedeuteten Sinn die erste auf diesem Arbeitsgebiet. Die Wissenschaft hat aber sehr lange dazu gebraucht, sie als erste zu erkennen und die für sie erforderliche Bescheidenheit und Entsagung aufzubringen. Man war schon vielmals mit den Zinnen der Türme fertig geworden, ehe man sich entschloß, die Grundfesten zu legen. Und doch erscheint es so klar und so selbstverständlich, daß erst die Nachrichten gesammelt, geordnet, verstanden und beurteilt sein müssen, ehe eine griechische Philosophiegeschichte entstehen kann, die als Stück antiker Geistesgeschichte in der Altertumswissenschaft und als Geschichte der Probleme in der Philosophie ihren Platz ausfüllt. Diese Grundfeste ist jetzt erst für die Vorsokratiker gleichmäßig und sicher gelegt. Es beginnt damit ein neuer Abschnitt ihrer Erforschung. Es wird von nun an keine ausgebreitete und die entlegensten Quellen beherrschende Spezialgelehrsamkeit erforderlich sein, um über die lehrreichen Anfänge der europäischen Philosophie sich ein eigenes, aus den Quellen geschöpftes Urteil zu bilden. Die Kenntnis und das volle Verständnis dieses einen Buches wird genügen. Das ist wahrlich etwas Großes! Nur darf man nicht vergessen, daß zum vollen Verständnis dieses Buches immer noch mehr gehört, als mancher Philosophieprofessor der Gegenwart leisten kann, um von denen der Zukunft ganz zu schweigen. Sie werden sich dadurch nicht hindern lassen, über die Philosophie des Altertums und ihre Unterscheidungsmerkmale gegenüber der neueren in den Einleitungen ihrer Vorlesungen und Lehrbücher Erklärungen abzugeben. Alle aber, die den Unterschied des echten Wissens vom Scheinwissen begriffen haben, werden zu dem Buche von Diels greifen, nicht nur zu Zellers 'Philosophie der Griechen', wenn es festzustellen gilt, was wir von einem Parmenides oder Anaxagoras oder Demokrit wirklich wissen und wissen können. Um es mit Erfolg zu benutzen, bedarf man außer der Kenntnis des Griechischen auch der Quellenkritik. Die deutsche Übersetzung, die den eigentlichen Bruchstücken, den direkten wörtlichen Anführungen aus den Schriften der Philosophen beigefügt ist, bildet gewiß einen besonders wertvollen und dankenswerten Bestandteil des Buches; aber sie ist nicht für den des Griechischen Unkundigen wertvoll, sondern für den Gelehrten, der sie als einen Kommentar *in nuce* benutzt und sich freut, sein eigenes Verständnis an dem eines bewährten Führers zu messen. Wer die deutsche Übersetzung allein seinen Argumentationen zugrunde legen wollte, würde gar bald straucheln. Auch ist ja die Übersetzung auf die wörtlichen Bruchstücke beschränkt, die selten oder nie genügen werden, um von der Lehre des Philosophen ein klares Bild zu geben, sondern stets

der Ergänzung und Erläuterung durch die doxographische Überlieferung bedürfen.

Es ist ein großer Vorteil, daß wir nun die ganze Überlieferung über die Vorsokratiker in einem Bande vereinigt sehen, während man bisher für jeden einzelnen Philosophen auf Monographien angewiesen war. Wie viel leichter ist es dem Forscher jetzt gemacht, historische Zusammenhänge zu verfolgen, als früher, wo schon die Schwierigkeit, die Bücher zu beschaffen, und überdies die Unvollständigkeit der Materialsammlungen, die kritische Unzuverlässigkeit der Texte, die Ungleichmäßigkeit der Behandlung sein Unternehmen auf Schritt und Tritt hemmte. Der Herausgeber hat mit Anstrengung und nicht ohne Opfer die Grenzen eines handlichen Einzelbandes zu überschreiten vermieden. Dies war nur möglich durch sehr ausgedehnte Anwendung des Petitdruckes, sowie durch strengste Sichtung des Materials. Der Petitdruck ist da, wo er ganze Seiten füllt, nicht angenehm für den Leser. Er stellte auch sehr hohe Anforderungen bei der Druckkorrektur. Der Herausgeber selbst spricht von der augenmörderischen Arbeit der Korrektur, die E. Wellmann mit ihm teilte. Daß hier und da doch Druckfehler den Späheraugen der Korrektoren entgangen sind, wird jeder begreiflich finden, der die Schwierigkeit solcher Korrektur aus Erfahrung kennt.

Was die Stoffabgrenzung betrifft, so hat der Herausgeber, wo die alten Schulen bis ins IV. Jahrh. fortgedauert haben, mit Recht auch ihre nachsokratischen Vertreter mit aufgenommen. Ein Anhang enthält die Bruchstücke nicht nur der alten Kosmologen (Orpheus, Musaios, Pherekydes von Syros u. s. w.), sondern auch, was besonders willkommen ist, der älteren Sophisten.

In jedem der 83 Kapitel ist in der Regel ein einzelner Philosoph behandelt, nur ausnahmsweise wurden mehrere Philosophen, deren spärliche Erwähnungen schon in den Quellen selbst verbunden auftreten, in einem Kapitel vereinigt. Nicht die Schulen, sondern die einzelnen philosophischen Persönlichkeiten sind die Träger der Einteilung und Anordnung. Eine Ausnahme bildet nun das 45. Kapitel über die jüngeren Pythagoreer. Hier nötigte die Beschaffenheit der Überlieferung, die Schule vorzuschieben. Wo wirkliche Bruchstücke vorhanden sind, folgen diese als zweiter Teil des Kapitels (B) auf den ersten (A), der von Leben und Lehre handelt. In dem ersten, biographisch-doxographischen Teil (A) ist mit Recht nicht absolute Vollzähligkeit der Quellenstellen, wie bei den eigentlichen Bruchstücken, angestrebt. Bei den letzteren folgt Zweifelhaftes und Unechtes auf das Echte. Die doxographischen Nachrichten sind systematisch, nach der Disposition von Theophrastos' *Φυσικῶν δόξαι*, geordnet, die Fragmente, unter Verzicht auf unsichere Rekonstruktionsversuche, nach den Quellenschriftstellern. Auf A und B folgen, wenn vorhanden, als C Imitationen.

Der Herausgeber verzichtet für diesmal auf kritischen Apparat und kritischen und exegetischen Kommentar. Den exegetischen Kommentar ersetzt zum Teil die deutsche Übersetzung. Einen kritischen Apparat zu geben, erschien als ein unausführbares Unternehmen, solange es an zuverlässigen Ausgaben der für die Philosophenbruchstücke wichtigsten Schriftsteller fehlt. So unterscheidet sich denn die Ausgabe des Xenophanes, Parmenides, Empedokles im vorliegenden Bande von der in den 'Poetae philosophi' des Herausgebers enthaltenen durch die Fortlassung des kritischen Apparats und ebenso die Heraklitbruchstücke des vorliegenden Bandes durch das Fehlen des Kommentars von der Sonderausgabe von 1901. Selbstverständlich ist aber doch überall dem Text der Bruchstücke die größte Sorgfalt zugewendet; und ganz ohne Apparat ist es doch nicht gegangen. Die unerläßlichsten kritischen Bemerkungen sind in deutscher Sprache in den Text selbst eingeklammert.

Von Indices finden wir in dem Bande vorläufig nur ein Verzeichnis von Eigennamen. Aber die Vorrede verheißt das baldige Erscheinen eines Supplementheftes, das auch Sach-, Wort- und Stellenregister bringen wird. Es ist sehr wünschenswert, daß diese Register bald zur Ausführung kommen, da die Brauchbarkeit des Buches durch sie sehr erhöht werden würde.

Es ist vielleicht bei wenigen Bücher-

gattungen so schwierig wie bei diesen kritischen Materialsammlungen, den Grad der erreichten Vollkommenheit in einem Bericht zu veranschaulichen. Denn was die Arbeit des Meisters von geringeren Arbeiten derselben Art unterscheidet, besteht in tausend Einzelheiten, deren Aufzählung und Besprechung die Leser ermüden und dem Charakter dieser Jahrbücher unangemessen sein würde.

Es ist nicht allein die durch Umsicht und Gewissenhaftigkeit erreichte Vollständigkeit der Sammlung, die richtige Abgrenzung der ausgehobenen Quellenstellen, durch die ihre Verständlichkeit bedingt ist, die klare und folgerichtige Anordnung, die das Auffinden des Gesuchten erleichtert, sondern auch die sichere Scheidung des Echten vom Zweifelhaften und Gefälschten, die maßvolle und doch energische Textkritik, die rechtzeitige Einschaltung knapper Zitate und Erläuterungen und alles in allem eine auch dem Kleinsten zugewandte Wachsamkeit, die das *quandoque bonus dormitat Homerus* zu Schanden macht — alle diese Eigenschaften sind es, die den Meister kennzeichnen, *quem etiam laudare ambitiosum est.* Wir beglückwünschen den Herausgeber zu dieser reifen Frucht langjähriger, entsagungsvoller Arbeit und freuen uns im voraus des frischen Aufschwunges, den das Studium der Anfänge der Philosophie von diesem Buche aus nehmen wird.

Hans von Arnim.

E. Harrison, Studies in Theognis, together with a Text of the Poems. Cambridge, University Press 1902. XII, 336 S.

Das immer wieder lockende Rätsel der Theognidea hat gegenwärtig in England zu erneuten Lösungsversuchen angeregt. Fast gleichzeitig haben T. Hudson Williams (Theognis and his Poems, Journ. of Hell. Studies XXIII, 1903, S. 1 ff.) und E. Harrison (in dem vorstehend genannten Buche) ihre Resultate veröffentlicht, Williams auch schon, in einem Heftchen 'A Discussion of some questions raised in Mr. E. Harrison's Studies in Theognis' (Cambridge 1903) eine Auseinandersetzung mit seinem Partner begonnen. Von ihm dürfen wir auch, wie es scheint, eine endgültige Feststellung des Textes im Mutinensis A erwarten; vgl. Class. Rev. XVII (1903) S. 285.

In einem Punkte treffen beide Gelehrten erfreulicherweise ganz zusammen, in der Ablehnung der Stichworttheorie. Beide befolgen dabei die gleiche Methode. Sie zeigen an Beispielen, wie die Ähnlichkeit von Stoff und Motiv die Nachbarschaft scheinbarer 'Stichworte' auch anderwärts hervorruft, beispielsweise in Martials Spectacula: so wird auch dem Tatsachenbestand völlig Genüge geleistet, der wirklich vorhanden ist und der die künstlichen Systeme der Neueren hervorgerufen hat.

Im übrigen ist das Buch von Harrison, das auch einen Text mit knappem Apparat enthält, zweifellos die wirkungsvollere Leistung. Es hat den Vorzug, alle Konsequenzen eines einheitlichen Grundgedankens rücksichtslos und nicht ohne Geschick und Scharfsinn zu entwickeln: ein wirlich zu Ende gedachter Gedanke und deshalb auf jeden Fall heilsam und fördernd, mag der Verf. zuletzt recht behalten oder nicht.

Es handelt sich um den Standpunkt des absoluten Konservatismus, soweit die höhere Kritik in Betracht kommt. Die erhaltene Gedichtsammlung ist nach H. keine Sylloge von Stücken und Bruchstücken verschiedener Herkunft, sondern sie geht — abgesehen von Verlusten und Störungen, die im normalen Überlieferungsverlauf eingetreten sind — auf Theognis selber zurück. Zu diesem Zwecke wird angenommen, daß in Platons Menon 95 c ff. der Ausdruck ἐν ἄλλοις δέ γε ὀλίγον μεταβάς, womit nach 33—36 die Verse 435—438 zitiert werden, sachlich und nicht örtlich[1]) zu verstehen ist, also für Platons Exemplar keine von unserem Text verschiedene Anordnung voraussetzt. Desgleichen folgt aus Isokrates, Ad Nicocl. 43 f., daß Theognis mindestens bis ins IV. Jahrh. nicht in ἐκλογαί gelesen zu werden pflegte.

[1]) Ein rechnungsmäßiger Überschlag, bei dem die Maße und Zahlen des Timotheusbuches zugrunde gelegt waren, ergab mir einen räumlichen Abstand von ca. 3 m zwischen den beiden zitierten Stellen. — Am einfachsten ist übrigens ὀλίγον ironisch aufzufassen.

Xenophon *Περὶ Θεόγνιδος* — der Verf. behandelt dies kleine Sonderproblem mit Hilfe von Verrall (80 ff.) und Jebb (306) — zwingt gleichfalls nicht zu der Annahme, daß die jetzt bei 183 beginnenden Verse zu Xenophons Zeit in einem anderen Sinne *ἀρχὴ τῆς ποιήσεως* waren als in dem von Jebb formulierten: *the starting-point of the poet's treatment of the subject.* In derselben Weise zeigt H., daß auch alle anderen antiken Erwähnungen der Theognidea keine Schlüsse erlauben auf eine im Vergleich zur erhaltenen wesentlich verschiedene Fassung, wenigstens des sogenannten ersten Buches. Hiernächst wendet er sich gegen die Welckersche Zerlegung der Sylloge. Die anderen Dichtern zugeschriebenen Stücke werden unter dem Gesichtspunkte behandelt, daß von Theognis selbst herrührende Entlehnungen in mehr oder minder variierter Form vorliegen (*borrowed, amended, remodelled lines, semi-quotations*). Trotz der Polemik von Williams halte ich auch diesen Gesichtspunkt für durchaus gesund, in einer bestimmten Modifikation. Man darf gewiß annehmen, daß die Betriebsweise des Epos mit seinem allen Dichtern gleichmäßig offenstehenden *κόσμος ἐπέων* auch in der älteren Elegie nachgewirkt hat. Selbst in dem knappen Bestande z. B. des Tyrtäus begegnen sich wiederholende Gemeinplätze 8, 31 ∼ 9, 21 Hiller. Es erscheint durchaus berechtigt, wenn gleiche oder nahezu gleiche Versreihen hier z. B. als solonisch, dort als theognideisch erscheinen, vorauszusetzen, daß es sich hierbei eben um eine in der alten Elegie kurrente Gedankenmünze handelt, bei der die Urheberfrage besser überhaupt nicht aufgeworfen wird. Dann hat man auch nicht nötig, in den Varianten bei Theognis überall eine bestimmte Absicht aufzuspüren, ein Versuch, der, wie Harrisons Interpretationen beweisen, nicht immer ohne Künstlichkeit durchführbar ist. Übrigens hat H. S. 115 richtig erkannt, daß in den ebenso wichtigen, wie leider sehr schwierigen und noch keineswegs vollständig erklärten Versen 769 ff. eine Art Terminologie und Methodik des theognideischen Dichtens vorliegt, die, wenn wir sie völlig verstünden, über das Verhältnis zwischen Originalität und Abhängigkeit, wie es scheint, die erwünschte Auskunft geben könnte:

> *Χρὴ Μουσῶν θεράποντα καὶ ἄγγελον εἴ τι περισσὸν*
> *εἰδείη, σοφίης μὴ φθονερὸν τελέθειν,*
> *ἀλλὰ τὰ μὲν μῶσθαι, τὰ δὲ δεικνύναι, ἄλλα δὲ ποιεῖν.*
> *τί σφιν χρήσηται μοῦνος ἐπιστάμενος;*

H. nimmt hier an, daß im Gegensatz zu *ποιεῖν* die beiden vorausgehenden Infinitive *mean those poems in which he had made use of earlier writing or of thoughts which he could not honestly call his own.* Es wird aber schwerlich jemand befriedigen, wenn nunmehr in *μῶσθαι* (= *ζητεῖν*) die Aneignung, in *δεικνύναι* die eine bestimmte Auffassung und Beurteilung mitenthaltende Wiedergabe (*illustration*) liegen soll. Der Zusammenhang lehrt, daß alle drei Verba das Gegenteil vom 'für sich behalten' ausdrücken müssen: dann kann *μῶσθαι* nicht (oder nicht mehr) nur 'suchen' oder 'aufsuchen' heißen. Was liegt aber näher als die Annahme, daß die uns aus dem Cratylus (406^{a}) bekannte Etymologie *μῶσθαι: Μοῦσαι* aus altem Sängerglauben herstammt und *μῶσθαι* demnach das inspirierte, nicht bewußte Schaffen, die Weise der alten Aöden, bezeichnet? Daneben würde dann *δεικνύναι* das beweisartige Räsonnement[1]), und erst das in diesem Sinne unepische *ποιεῖν* die bewußte und willkürliche Neuschöpfung von Motiven und Situationen ausdrücken. Die Hauptsache ist in jedem Falle, daß der Dichter das wirkliche *ποιεῖν*, also die Eigenschöpfung im engeren Sinne nur für einen Teil dessen, was er gibt, in Anspruch nimmt.

H. leugnet weiter auch die von Welcker ausgeschiedenen Parodien. Nicht mit gleicher Berechtigung für alles. Er vermißt den Beweis, *that parodies or satirical comments have ever attached themselves to the works of the author at whom they were aimed, or taken the place of genuine lines.* Der Beweis läßt sich allerdings führen. Ein ganz sicheres Beispiel einer solchen in den Text gedrungenen metri-

[1]) Dies ist es, was den *σοφιστής* im späteren Sinne mit der didaktischen Dichtung verbindet: *σοφιζομένῳ* Theogn. 19 und *σεσοφισμένος* schon Hesiod, Op. 649.

schen Rüge ist Hesiod, Op. 76 (mit Rücksicht auf Theog. 573 ff.). Über ein anderes Beispiel s. Philol. LVIII 405.

Andere Ausscheidungen, die Welcker vertrat, werden mit Recht als willkürlich zurückgewiesen; das schwierigste Problem bilden die Wiederholungen. Auch hier sucht H. den Grund der Erscheinung nicht in der Überlieferungsgeschichte, sondern in bestimmten Absichten des Dichters, zum Teil mit unzweifelhaftem Erfolge wenigstens die Möglichkeit dieser Erklärung darlegend; in vielen Fällen bleiben freilich schwere Bedenken.

In der Frage nach dem sympotischen Charakter der Sammlung gesteht er Reitzenstein zu: *he is right in the main* (212), aber ebenso richtig ist der Zusatz: *he has carried this theory too far.* Den Grundgedanken benutzt er geschickt, um ihn gegen die 'Fragmententheorie' zu kehren. Am originellsten aber ist er in seiner Auffassung des Proömiums 19 ff. Die Schwächen meiner eigenen Behandlung dieses Stückes (Comment. Ribbeck. 71 ff.) legt er überzeugend dar; ich darf mich aber freuen, daß er mit mir einig ist in der Schwierigkeit, die das Wörtlein *μέν* hinter *σοφιζομένῳ* bei jeder der herkömmlichen Deutungen dieser Verse schafft. Freilich wird es ja an solchen nicht fehlen, die sich mit dem vagen Begriff eines *μέν confirmativum* beruhigen werden ohne zu zeigen, was es denn hier zu konfirmieren gab. Nein, es ist ein *δέ* notwendig, und dies *δέ* fehlt wirklich. Der Gedanke von H. ist ebenso originell wie geistreich, den unausgesprochenen Gegensatz zu *σοφιζομένῳ μὲν ἐμοί* in einer anderen Gattung von theognideischer Poesie zu suchen, die sich nicht mit dem Worte *σοφίζεσθαι* bezeichnen ließ. Das ist die *Μοῦσα παιδική*, und so unternimmt H. nichts Geringeres als auch das sogenannte zweite (nur im Mut. A) erhaltene Buch als theognideisch zu beanspruchen. Schade nur, daß sich nicht beweisen läßt, daß *σοφίζεσθαι* jemals so viel wie *σπουδάζειν* heißen kann: denn daß dies das eigentliche Wort wäre für den beabsichtigten Gegensatz zur *παιδιά*, ist einleuchtend. Noch weniger ist zuzugeben, daß H. seine Interpretation auf 367 ff. stützen darf, wo er *οὔτε γὰρ εὖ ἔρδων ἁνδάνω οὔτε κακῶς* übersetzen möchte: *neither in my virtuous nor in my vicious style*; und nicht weniger künstlich ist es, im Worte *σοφός* des Schlußverses der *παιδική* ein Echo des *σοφιζομένῳ* zu erblicken. Dagegen verdient alles, was unabhängig von dieser Interpretationskunst über das zweite Buch im Zusammenhang vorgetragen wird (S. 250 ff.), die ernsteste Beachtung. Vorurteilslos wird die Frage revidiert: Was ist eigentlich gegen die Echtheit zwingend bewiesen? Die Antwort lautet: Im Grunde nichts. Wahrscheinlich ist dies der Punkt, wo die konservative Reaktion des Verfassers am fruchtbarsten sich erweisen wird.

Weniger gelungen als der kritisch-literarische scheint der mehr historische Teil: *The Life and Times of Theognis* (S. 268 ff.). Zwar wird der Verfasser gegen Unger und Beloch mit dem nisäischen Megara recht behalten, schwerlich aber mit der Chronologie. Er vertritt den jüngeren Ansatz, wonach die Verse 757 ff. 773 ff. auf den Xerxeszug gehen, sein Gegner Williams, wie uns scheint durchaus mit Recht, den früheren, wonach diese Verse auf den Schrecken zu beziehen sind, den die mit Lydiens Fall (546) eintretende Unterwerfung Ioniens im Mutterlande hervorrief. Mancherlei Einzelheiten hängen hiervon ab, so auch die angebliche, von Suidas erwähnte 'sizilische Elegie' des Theognis, die H. mit einem Ereignis des Jahres 483 zusammenbringt (S. 295 ff.). Doch hierüber wie über die durch das ganze Buch zerstreuten kritischen und exegetischen Einzelheiten können wir uns an dieser Stelle nicht verbreiten. Die Einheitlichkeit der Grundidee, die das Buch auszeichnet, sichert ihm auf jeden Fall eine anregende Wirkung: die *ἀγαθὴ ἔρις* hat mit Williams' *Discussion* schon begonnen.

Otto Immisch.

Paul Creuzinger, Oberstleutnant a. D.: Die Probleme des Krieges. Erster Teil: Das Problem der Taktik. Leipzig, W. Engelmann 1903. VII, 282 S.

Das vorliegende Buch ist interessant nicht bloß für Militärs, sondern auch für Historiker und Philosophen. Es beabsichtigt, das Rüstzeug der Philosophie und

Psychologie für die kriegerischen Probleme nutzbar zu machen; und es ist kein Zufall, daß es bei dem Verleger der Werke Wilhelm Wundts erschienen ist. Der Verfasser will bei der Erklärung der Ursachen der kriegerischen Vorgänge von der dualistischen Kausalität zur monistischen fortschreiten, indem er die mechanische ausscheidet und die geistige in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt. Er geht dabei von dem Satze aus, daß die geistigen Potenzen im Kriege den Ausschlag geben, und knüpft an Clausewitz an, der die moralischen Kräfte mit der eigentlichen blankgeschliffenen Waffe, die physischen dagegen mit dem hölzernen Heft vergleicht. Seine Absicht geht dahin, über Clausewitz hinausschreitend eine höhere Stufe der Erkenntnis zu erreichen oder wenigstens vorzubereiten.

Der bis jetzt erschienene erste Band ist dem Problem der Taktik gewidmet. Drei Arten des taktischen Handelns werden unterschieden, je nachdem als Hauptzweck die Möglichkeit, die Sicherheit oder die Größe des taktischen Erfolges (des Schlachtensieges) erscheint. Als ein Beispiel der ersten Art wird die Schlacht bei Leuthen, als eines der zweiten die bei Ligny herangezogen und der Unterschied in folgenden Worten zusammengefaßt (S. 8): 'Zwischen Leuthen und Ligny besteht der denkbar größte Gegensatz in Bezug auf den Gesamtzweck, auf die Bedeutung der Hauptakte, auf die Wirkungsprinzipien derselben und das Kausalverhältnis in denselben: auf der einen Seite Entscheidungsakt, Gesamtzweck und zentralistische Truppenwirkung (große Taktik), auf der andern Zerstörungsakt, viele Sonderzwecke und individualistische Truppenwirkung (niedere Taktik); dort Wirkung vom Ganzen zu den Teilen, hier umgekehrt.' Die dritte Art des taktischen Handelns ist möglich, wenn auf die Möglichkeit und Sicherheit des Erfolges wegen der großen Überlegenheit nur wenig Rücksicht genommen zu werden braucht; dann kann das Handeln sich in erster Linie auf die Größe des Erfolges richten. Als Beispiel hierfür dient die Schlacht bei Sedan. In der strategischen Einleitung dieser Schlacht war die Idee Moltkes die gestaltende Ursache, insofern trug die Schlacht einen idealistischen Charakter wie Leuthen; der Kampfakt selbst aber war wie bei Ligny individualistisch wegen der Mannigfaltigkeit der Gefechtsverhältnisse.

Im weiteren behandelt der Verfasser dann den Einfluß der Zeit- und Kulturverhältnisse auf die Anschauung und das taktische System Friedrichs des Großen und Napoleons. Im preußischen Staate herrschte bei Friedrichs Regierungsantritt ein ausgesprochener Zentralismus: dementsprechend wurde Friedrich Vertreter des taktischen Idealismus; in Frankreich hatte die Revolution das zentralistische System zerstört: für Napoleon galt deshalb als Norm die individualistische Taktik. Wir empfehlen diese Bemerkungen besonders dem Kulturhistoriker, der bemüht ist, alles geschichtliche Leben einer Zeit aus einem geistigen Gesamtzustand zu erklären; recht charakteristisch ist hier die Gegenüberstellung der Rede Friedrichs vor der Schlacht bei Leuthen und der Proklamation Napoleons beim Beginn des Feldzugs von 1796.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Erörterung der seelischen Differenzierung in den Heeren Friedrichs und Napoleons und des Individualprinzips bei Spicheren; schließlich wird noch die Wirksamkeit des Geländes und der Waffen besprochen, d. h. der Faktoren, die sich dem vom Verfasser gewählten Standpunkte am meisten entgegenzustellen scheinen. Der Verfasser erblickt in ihnen nur Hilfsmittel zur Steigerung der wirkenden Seelenkräfte; deshalb könne von ihnen nicht der artbildende Unterschied im taktischen Handeln abgeleitet werden.

Wir haben im vorstehenden den Inhalt der ersten Abteilung des Werkes kurz skizziert, weil sie die grundlegenden Gedanken des Verfassers enthält. Den weiteren Ausführungen können wir leider nicht in derselben Weise folgen und müssen uns auf folgende Angaben beschränken. In der zweiten Abteilung behandelt der Verfasser die Schlachten Friedrichs des Großen, d. h. die geistigen Ursachen ihres Erfolges oder Mißerfolges; sein abschließendes Urteil lautet (S. 66): 'Friedrich ist der größte Meister des Entscheidungsaktes. Kein anderer Feldherr hat Möglichkeitshandlungen

so großen und reinen Stils geschaffen. Sein Stil trägt, wie der aller wahrhaft idealistischen Taktik, einen eminent persönlichen Charakter. Durch ihn erreichte die Idealtaktik ihre größte Vollendung, und mit ihm entschwand ihre Blütezeit. Seine Epigonen blieben in den Erscheinungsformen, in der äußeren Façon seiner Technik stecken und verkannten vollständig das wahre Prinzip seiner Kunst. Ihre pseudofridericianische Taktik fristete noch kurze Zeit ein keineswegs glänzendes Dasein, bis ihr von einem neuen Wirkungsprinzip, welches von einem gewaltigen Genie schnell auf eine hohe Stufe der Entwicklung geführt wurde, ein tragisches Ende bereitet wurde. Das wahre fridericianische Prinzip konnte jedoch nicht untergehen. — Auch der Meister der individualistischen Taktik konnte des andern Prinzips nicht entbehren' u. s. w.

Die dritte Abteilung ist nun diesem neuen Meister, d. h. den Schlachten Napoleons gewidmet und behandelt sie in folgenden Abschnitten: Die großen realistischen Schlachten, Erstlingsschlachten, idealistische Schlachten, die großen Operationen, das mechanistische Prinzip. Nach einer Zusammenfassung des bisher Besprochenen und einem Anhang über die Taktik Alexanders des Großen, Cäsars und der Gegenwart folgen im letzten Hauptabschnitt 'Kritische Untersuchungen über die Grundlagen der taktischen Anschauungen des Generals Carl von Clausewitz'.

Natürlich kann diese Anzeige nur ein sehr unvollständiges Bild von dem Inhalt des Buches geben, sie kann nicht hinweisen auf die Unterscheidung von zwecksetzenden und zweckdienenden Handlungen, auf Nebenwirkungen u. s. w. Wir glauben, daß das Buch auch dort, wo man zunächst den Eindruck hat, als erschwere diese Betrachtungsart unnötigerweise manches, was man bisher für leicht verständlich gehalten, doch vielfach anregend wirken und zur Vertiefung auch der historischen Erkenntnis dienen wird. Besonders wertvoll erscheint uns, daß die Bedeutung der geistigen Potenzen für den Krieg wieder scharf betont wird, und daß die Art der Taktik in enge Verbindung gebracht wird mit den gesamten Kulturverhältnissen der betreffenden Zeit. Alfred Baldamus.

Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung. Acht Aufsätze von Otto Frommel. Berlin, Gebr. Paetel 1902. 237 S.

Immer von neuem wird der Überzeugung Ausdruck gegeben oder doch wenigstens die These aufgestellt, daß unsere Zeit wieder mehr von religiösen Tendenzen erfüllt sei. Es war daher ein fruchtbarer Gedanke, von diesem Gesichtspunkte aus einmal die besten Vertreter unserer zeitgenössischen oder eben abgelaufenen Literaturperiode zu betrachten. Otto Frommel, der beliebte Karlsruher Hofdiakon, als poetischer wie theologischer Schriftsteller gleichermaßen bestens bekannt, war der geeignete Mann dazu; sein lesenswertes Buch zeigt ihn jetzt auch als kundigen Streifgänger auf literarhistorischem Gebiet.

Das Werkchen hat nichts Predigerhaftes oder gar Konsistorialrätliches, und Frommel ist weit entfernt von der Taktik und Praktik der katholischen Kirche, deutsche Dichter, die ihrer Konfession angehören, um jeden Preis für sich einzufangen und zu gläubigen Bekennern zu stempeln. Ja, Frommel spricht in diesem Buche mehr als Literarhistoriker denn als Geistlicher, und das hat seinen guten Grund. Denn bei den sieben Dichtern, die er in doch etwas willkürlicher und äußerlicher Auswahl und Folge aneinanderreiht, ist das religiöse Leben keineswegs eine *faculté maîtresse*. Die Protestanten Hebbel und Conrad Ferdinand Meyer, die Katholiken Marie v. Ebner-Eschenbach und Rosegger haben ja gewiß solcher Frage manche bedeutsame Antwort zu geben, aber bei Gottfried Keller, Theodor Storm und Theodor Fontane ist die religiöse Note doch gar zu sekundärer Natur. Frommel ist klug und unparteiisch genug, das selbst zuzugeben. 'Im Vollsinne kirchlich', gesteht er auf S. 230, 'darf wohl kaum einer der Sieben genannt werden'. Ist Frommel so an der Klippe: 'wer viel sucht, findet viel', in der Hauptsache glücklich vorbeigeschifft, so scheint er mir im einzelnen doch zuweilen darin zu weit zu gehen, in ethischen oder das Kirchengeschichtliche streifenden Auslassungen der genannten Dichter spezifisch religiöse Bezüge zu finden. Bedarf ihre Lebensmoral wirklich immer gerade christlicher Parallelen zur

Erklärung, und kann man nicht recht irreligiös oder wenigstens unkirchlich sein und doch an einer Persönlichkeit gleich der Luthers und dem Werke der Reformation als Mensch wie als Historiker seine helle Freude haben?

Da das zu Grunde gelegte Aperçu nicht allzuviel hergibt, bleiben die einzelnen Untersuchungen vorwiegend bei dem Analytischen stehen, ohne zum Synthetischen fortschreiten zu können. Sie geben dem Kenner keine überraschenden Aufschlüsse, dürfen aber als zielweisend hingestellt und als Muster für ähnliche Untersuchungen an ergiebigeren Objekten bezeichnet werden. Dafür greifen sie aber anderseits über das gesteckte Gebiet beträchtlich hinaus und empfehlen sich als anregende allgemeinliterarisch abgerundete Essays, die dem gesamten Wesen und Schaffen der sieben Dichter gerecht zu werden suchen. Frommels Sachkenntnis ist — auch in Bezug auf die wissenschaftliche Fachliteratur — recht respektabel, sein Buch mit feinem Sinn und Geschmack geschrieben, und vor allem erfreut die Weite und Freiheit des Blickes einer sehr empfänglichen und sympathischen Persönlichkeit, deren Ideale und Ziele sonniger, lebenbejahender Art sind. HARRY MAYNC.

Noch in frischer Erinnerung ist die fast märchenhafte Kunde von der Entdeckung zahlreicher antiker Statuen auf dem Meeresboden bei Antikythera. Vom Winde verschlagene Schwammfischer aus Syme fanden Ostern 1900 in einer Tiefe von 35 Faden (63,70 m) einen wohl 50 m langen kompakten Haufen von Bronze- und Marmorstatuen sowie mancherlei Geräten und Überresten eines großen Schiffes. Sie meldeten den Fund unter Vorzeigung des abgerissenen rechten Armes einer großen Bronzestatue der griechischen Regierung, und diese ließ in der Zeit vom 24. Nov. 1900 bis 30. Sept. 1901, unterstützt von der Archäologischen Gesellschaft, systematisch die versunkenen Schätze bergen, sodann reinigen, zusammenfügen und im Nationalmuseum zu Athen aufstellen. Ein im Erscheinen begriffenes großes Werk von J. N. Svoronos 'Das Athener Nationalmuseum' (Athen, Beck & Barth 1903) bringt in seinen beiden ersten Heften 'Die Funde von Antikythera', zwanzig phototypische Tafeln mit erläuterndem Text (deutsche Ausg. von W. Barth). Die Veröffentlichung ist von hohem Interesse, nicht nur für Archäologen von Fach. Die ausführliche Geschichte der Bergung läßt an ähnliche aufregende Vorgänge der Renaissancezeit denken. Es ist dort unten mit fast übermenschlicher Anstrengung, ja mit Todesverachtung gearbeitet worden: mehrere Taucher haben durch den Wasserdruck in der Tiefe, der nicht länger als je fünf Minuten zu ertragen war, schwere Gesundheitsschädigungen davongetragen, einer, der unermüdliche Kritikós, ist gestorben. Den Opfern entsprach denn auch die Begeisterung der Athener über die wiedererstandenen Kunstwerke, nur wenig gedämpft durch die grausamen Verwüstungen, die das Meerwasser in mehr als anderthalb Jahrtausenden namentlich an den Marmorwerken verübt hat. Über die bedeutendsten Stücke, namentlich die von dem französischen Künstler André restaurierte herrliche Jünglingsgestalt aus Bronze, ist bereits vielfach debattiert worden; es gibt über ein Dutzend Deutungen. Svoronos kommt nach eingehender Untersuchung zu dem Ergebnis, daß wir einen Perseus vor uns haben, der in der Linken die Harpe führte, in der Rechten das Gorgoneion emporhielt. Wesentlich unsicherer ist die Benennung der bronzenen Porträtstatue, von der jener zuerst gefundene rechte Arm stammt und deren Rumpf noch auf dem Meeresgrunde ruht, während der charaktervolle bärtige Kopf, voll Energie und strenger Würde, den lebhaften Wunsch weckt, zu wissen, wen er darstelle. Svoronos erkennt in ihm den Historiker Deinias von Argos. Er sucht zu erweisen, daß der gesamte Fund aus Argos stamme, und vermutet, das untergegangene Schiff sei für Konstantinopel bestimmt gewesen, wohin der Gründer der Stadt überallher Kunstschätze zusammenbringen ließ. Übrigens sind die Taucherarbeiten bei Antikythera nicht vollendet, sondern abgebrochen worden, wegen der großen Schwierigkeiten und Gefahren; man hofft, daß sich von neuem Leute finden werden, 'zu tauchen in diese Tiefe nieder'. J. I.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND BERNHARD GERTH

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 4. HEFT

MIT [illegible] FIGUREN IM TEXT

Ausgegeben am [illegible] April 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg**, Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth**, Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 4. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

KAISER AUGUSTUS

Von Victor Gardthausen

Wie der Wind in kurzer Zeit sprungweise alle Richtungen der Windrose durcheilt, so wechselt und springt auch im Laufe der Jahrhunderte das Urteil über den Charakter und die Schöpfung des Augustus. Seine Zeitgenossen gaben ihm den Ehrentitel eines Vaters des Vaterlandes, und in den folgenden Jahrhunderten genoß er, solange seine Schöpfung Bestand hatte, ungefähr dasselbe Ansehen wie Karl der Große in Deutschland und Frankreich, wie Peter der Große in dem offiziellen Rußland; auch Ludwig XIV. ließ sich von seinen Schmeichlern gern mit dem Kaiser Augustus vergleichen. Aber damals fing die Stimmung an bereits umzuschlagen; schon unter Ludwig XV. lautete das Urteil der Enzyklopädisten über den Kaiser Augustus wesentlich anders. Ohne tiefere historische Studien gemacht zu haben, hielten sie sich an die Tatsache, daß Augustus es war, der die Republik vernichtet hatte; das war Grund genug, den Stab zu brechen. Voltaire faßt ihr Urteil über diesen Kaiser in dem Dictionnaire philosophique zusammen: *Homme sans pudeur, sans foi, sans honneur, sans probité, fourbe, ingrat, avare, sanguinaire, tranquille dans le crime, et qui, dans une république bien policée, aurait péri par le dernier supplice au premier de ses crimes . . . Il est donc permis aujourd'hui de regarder Auguste comme un monstre adroit et heureux* (s. m. Augustus II 279—280). Dann aber folgte im nächsten Jahrhundert eine Zeit, der es nicht darauf ankam, aus philosophischer Höhe ein Verdammungsurteil auszusprechen, sondern durch eindringendes Studium die Schöpfung und die Zeit des Augustus kennen zu lernen. Mommsen hat gezeigt, daß dieser Kaiser bei seiner Reorganisation so viel wie möglich die verfassungsmäßigen Formen gewahrt hat, und daß sogar eine juristische Konstruktion seiner Verfassung keineswegs unmöglich ist (s. m. Augustus I 529), wenn man nur festhält, daß wenigstens in der Theorie ihm eine Doppelherrschaft von Kaiser und Senat vorgeschwebt hat, und daß in den Provinzen des Senates die alte aristokratische Republik wieder zu einer Art von Leben erweckt ist.

Aber während Mommsen in der Begründung der Monarchie das eigentliche Lebensziel sieht, das Augustus sich gesteckt hatte und in den republikanischen Formen, die er wieder belebte, eben nichts als Formen, die sein Ziel maskieren sollten, geht Eduard Meyer (Histor. Zeitschr. 1903 LV 385 ff.) noch einen bedeutenden Schritt weiter als Mommsen; er leugnet bei Augustus eine derartige Heuchelei und Maskierung seiner eigenen Absichten; es sei dem Augustus Ernst gewesen mit der Herstellung der Republik; er habe gar nicht die Absicht gehabt, Monarch von Rom zu sein, sondern nur der

princeps der Republik, ungefähr so wie früher Camillus und die Scipionen. Für ihn ist der Kaiser gewissermaßen Monarch wider Willen. - Neues Material, das ihn zu dieser neuen Auffassung hätte bestimmen können, bringt Meyer nicht, sondern sucht die bekannten Tatsachen so zu gruppieren und zu beleuchten, daß sie für seine Auffassung zu sprechen scheinen.

Wenn also Augustus im Grunde seines Herzens wirklich korrekter Republikaner war, so erhebt sich die Frage: Seit welcher Zeit ist er das gewesen? Als Prinz an dem Hofe des Julius Cäsar erzogen, dem zum Könige nichts weiter als der Titel fehlte, hatte der spätere Kaiser nur Eindrücke erhalten, die der Republik ungünstig waren. Nach den Iden des März schwankte er daher keinen Augenblick, trotz der Warnung seiner Familie, auf eigene Faust ein Heer zu werben, und für die Beurteilung dieses ungesetzlichen Schrittes ist es gleichgültig, daß der Senat, durch politische Rücksichten gezwungen, ihm nachträglich die Sanktion erteilte. Über seine politischen Ziele konnte niemand im Zweifel sein; er sprach sie offen aus in der feierlichsten Weise (Cicero ad Atticum XVI 15, 3): *iurat, ita sibi parentis honores consequi liceat, et simul dextram intendit ad statuam.* Nach dem Mutinensischen Kriege zeigte der jugendliche Führer seine souveräne Verachtung der Verfassung und des Senates durch seinen Marsch gegen Rom, der ihn in der Tat zum Herrn der Hauptstadt machte. Diese Gewalttat egoistischer Politik wurde aber bald noch überboten durch das Triumvirat und die Proskriptionen, durch die Schandtaten und Verbrechen, die sich daran anschlossen, an denen der spätere Augustus mindestens die gleiche Schuld trug wie seine beiden Kollegen; er soll, während M. Lepidus wenigstens versuchte sich zu entschuldigen, nach Sueton, Aug. 27 geäußert haben: *ita modum se proscribendi statuisse, ut omnia sibi reliquerit libera.* Auch vor den Konsequenzen dieser Politik scheute er keineswegs zurück. Schon gleich bei dem Abschluß des Triumvirats hatte er mit seinen Kollegen ohne irgend einen Schein des Rechtes 18 der reichsten Städte Italiens seinen Soldaten überwiesen. Er leitete selbst nach der Schlacht von Philippi die Verteilung der Äcker, die an Umfang und Härte die früher angekündigte Absicht noch bedeutend übertraf. Ganz Italien war in Mitleidenschaft gezogen, mußte sich aber im Perusinischen Kriege dem Triumvirn unterwerfen, der den Abschluß dieses Bürgerkrieges feierte durch eine riesige Menschen-Hekatombe, die er seinem vergötterten Vater schlachtete (s. m. Augustus II 98 und Drumann-Groebe I 474). Auch der Staatsstreich vom 1. Januar 722/32 (s. m. Augustus I 347) und das ganz außerordentliche Kommando vor der Schlacht von Actium sprechen deutlich genug gegen seine republikanischen Grundsätze. Dazu kommen dann noch die unnützen Grausamkeiten gegen die Besiegten, sowohl nach der Schlacht von Philippi wie nach der von Actium.

Kurz — darin werden alle mit mir übereinstimmen —, von republikanischen Grundsätzen und republikanischer Gesinnung des Augustus merkt man im ersten Jahrzehnt nach seinem öffentlichen Auftreten nicht das Geringste; im Gegenteil, das begangene Unrecht und das vergossene Blut schienen jede Rückkehr des jungen Cäsar zur alten Verfassung unmöglich zu machen.

Dann kam die Entscheidungsschlacht von Actium, und die bezwungene Welt lag dem Sieger zu Füßen. Ist denn nun dadurch aus dem Saulus ein Paulus geworden? Der Besitz der unumschränkten Gewalt pflegt der Entwicklung republikanischer Gesinnung bei ihren Inhabern nicht gerade förderlich zu sein.

Es folgten mehrere Jahre der Reorganisation, in denen der spätere Kaiser Augustus zunächst noch seine außergewöhnliche Macht in ihrem ganzen Umfang beibehielt, weil er sich noch nicht darüber klar war, wie viel er behalten, und wie viel er zurückgeben solle. Endlich war sein Entschluß gefaßt; er sagt darüber Monum. Ancyr. ed. M.[2] S. 114: *In consulatu sexto et septimo . . . rem publicam ex mea potestate in senat[us populi Romani a]rbitrium transtuli.* Denselben Ausdruck brauchte auch der Senat, als er dem Augustus durch einen goldenen Eichenkranz dafür dankte, CIL I[2] 231: *Corona quern[a uti super ianuam domus imp. Caesaris] Augusti poner[etur senatus decrevit, quod rem publicam] p. R. restitui[t].* S. m. Augustus II 295 Anm. 28—29.

Das, was Augustus damals niederlegte, war die allerdings schon vorher abgelaufene Triumviralgewalt, die er aber als Notstandskommando vor der Schlacht von Actium wieder hatte aufleben lassen. Nach der Entscheidungsschlacht waren diese äußersten Machtmittel nicht mehr notwendig; das Säbelregiment mußte früher oder später beendet werden. Deshalb legte Augustus, der übrigens immer noch Konsul blieb, jene außerordentliche Macht nieder.

Wenn Augustus dann fortfährt: *Post idem tem[pus praestiti omnibus dignitate, potest]atis au[tem n]ihilo ampliu[s habui, quam qui fuerunt m]ihi quoque in m[agis]tra[t]u conlegae*[1]) — so ist das den Worten nach ja allerdings richtig; aber es fehlte doch natürlich sehr viel daran, daß dadurch die alte Verfassung wieder in Kraft getreten wäre. Daran kann niemand zweifeln, der die Verfassung des republikanischen und des kaiserlichen Rom miteinander vergleicht. Als Herrscher der kaiserlichen Provinzen hatte der Kaiser in jeder einzelnen Landschaft nicht viel mehr zu sagen als der Leiter einer senatorischen Provinz. Allein außerdem war er der Kriegsherr aller Legionen und hatte sich obendrein noch das Oberaufsichtsrecht (*imperium maius*) über das ganze Reich und über alle Beamte übertragen lassen. Die Verteilung der Macht erscheint also nach den Worten des Augustus — um mich nicht stärker auszudrücken — in einer fremdartigen Beleuchtung. Es ist wahr: Augustus lügt niemals im Monumentum Ancyranum; aber es stehen Behauptungen darin, die bei seinem Tode nicht mehr richtig waren, und ferner Behauptungen, die niemals vollständig richtig waren, welche die offizielle Auffassung wiedergeben. In diesen Punkten konnte doch der Schriftsteller nicht dem Kaiser widersprechen.

Nach Sueton ist ein ähnlicher Versuch vom Kaiser später auf dem Krankenbette noch einmal wiederholt worden, der ebenfalls keinen Erfolg hatte, weil Augustus wieder gesund wurde. Sueton, Aug. 28: *De reddenda re publica bis cogitavit: primum post oppressum statim Antonium, memor obiectum sibi ab eo saepius, quasi per ipsum staret, ne redderetur; ac rursus taedio diuturnae vali-*

[1]) Der Sinn der Herstellung ist durch die griechische Übersetzung gesichert.

tudinis cum etiam magistratibus ac senatu domum accitis rationarium imperii tradidit. Sed reputans, et se privatim non sine periculo fore et illam plurium arbitrio temere committi, in retinenda perseveravit, dubium, eventu meliore an voluntate. Wer also noch von einem zweiten Versuche redet, setzt voraus, daß der erste (im 6. bis 7. Konsulate des Augustus) keinen Erfolg hatte.

Und dennoch betont Augustus auch noch an einer anderen Stelle (Monum. Anc. ed. M.² S. 28): *ἀρχὴν οὐδεμ[ία]ν πα[ρὰ τὰ πά]τρια ἐ[θ]η διδομένην ἀνεδεξάμην.* Man sieht also, welchen Wert er darauf legte, wenigstens scheinbar, innerhalb des Rahmens der alten Verfassung zu bleiben, den er faktisch längst gesprengt hatte. Dieser Fiktion zuliebe hat er jedes außergewöhnliche Amt abgelehnt und die außerordentliche Gewalt des Monarchen in der Vereinigung der ordentlichen Ämter in einer Hand bestehen lassen (s. m. Augustus I 523). Dadurch wurde jede Amtsgewalt wieder noch bedeutend verstärkt; aber Augustus ging noch weiter; mit Recht sagt Tacitus, Ann. I 2: (Aug.) *munia senatus magistratuum legum in se trahere.* Es braucht natürlich nicht besonders hervorgehoben zu werden, daß eine solche Vereinigung bei einer Person dem Geiste der alten Verfassung direkt widersprach.

Aber selbst wenn wir die Worte des Augustus genau so auffassen, wie er es gewollt hat, sind sie keineswegs unanfechtbar. Augustus besaß auch in den späteren Jahren seiner Regierung mehr, als jeder gewöhnliche Konsul, Prokonsul u. s. w.; er besaß nach der unstreitig richtigen Auffassung der Kronjuristen, wenn der Ausdruck erlaubt ist, des I. Jahrh. n. Chr. noch eine Reihe von wichtigen Rechten, die einzeln aufgezählt durch ein besonderes Bestallungsgesetz (CIL VI 930) dem Kaiser Vespasian bei seiner Thronbesteigung übertragen werden mußten. Ein eigenes Gesetz wäre unnötig und widersinnig gewesen, wenn jeder republikanische Beamte diese Rechte ohne weiteres hätte ausüben dürfen.

Wenn noch ein Zweifel daran möglich wäre, daß Augustus die alte Verfassung weder hergestellt hat, noch herstellen wollte, so würde er schwinden durch einen Blick auf die Stellung, die er dem Senate und dem Volke in seiner neuen Verfassung anwies. Das Volk verlor, wenn auch nicht in der Theorie, so doch in der Praxis vollständig jeden Einfluß und verschwand damit völlig von der politischen Bühne. Wir müssen uns also beschränken auf das Verhältnis zwischen dem Kaiser und dem kaiserlichen Senate. In der Theorie sollten beide sich gleichstehen, und Mommsen hat für dieses wunderbare Verhältnis den Ausdruck Dyarchie (richtiger Diarchie) erfunden. Augustus tat so, als ob er bereit wäre, mit dem Senate die Welt zu teilen, wenn man es denn eine Teilung nennen will, wie sie sich damals vollzog zwischen Macht und Ohnmacht. In der Mitte des Römerreichs sollte ein Teil der Republik in den 'wehrlosen Provinzen' des Senates wiedererstehen, umklammert von einem eisernen Ring der kaiserlichen Provinzen und Legionen. Jede Einwirkung auf das Heer war dem Senat versagt; den Oberbefehl über die Legionen hatte sich der Kriegsherr ausschließlich vorbehalten, der also bei jeder ernsten Differenz mit dem Senate stets sein Schwert in die Wagschale werfen konnte. Zu solchen

Differenzen ist es unter der Regierung des Augustus nie gekommen, weil es feststand, daß der Senat unterliegen müsse, also mit anderen Worten, weil eine wirkliche Teilung der Gewalt gar nicht erfolgt war. 'Bei aller Anerkennung seines Strebens', sagt O. Hirschfeld,[1]) 'ist Augustus von dem schweren Vorwurf nicht freizusprechen, Unmögliches gewollt und Unhaltbares geschaffen zu haben, indem er die Leistungsfähigkeit der beiden Pfeiler seiner Verfassung, sowohl des Prinzipats wie des Senates, bei weitem überschätzte.'

Ob der Kaiser wirklich eine so hohe Meinung von der Leistungsfähigkeit des Senates hatte, oder ob er sie nur fingierte, das ist eine Frage, die für uns ein ganz besonderes Interesse beansprucht. E. Meyer glaubt an die Aufrichtigkeit und den guten Willen des Augustus; er sagt S. 415: 'Unter Augustus sollte der Senat das Regiment der Republik wieder selbst in die Hand nehmen.' Wenn das also wirklich der Herzenswunsch des Augustus war, wie kommt es, daß er nicht erfüllt wurde? Der Kaiser hatte doch, als er die Grundzüge seiner Reorganisation entwarf, vollständig die Macht, den Senat wirklich auf seine eigenen Füße zu stellen und ihm die Mittel zu geben, seine Stellung zu behaupten; wenn er das also vermieden hat, so kann nur die Rücksicht auf das eigene, oder das Staatsinteresse ihn daran gehindert haben. Seine Macht in der inneren Politik war so groß, daß wir nicht aus seinen Worten, sondern nur aus der faktischen Stellung des Senates die wirkliche Absicht des Kaisers erkennen können. Augustus hat Widerstand gefunden, den er nicht bewältigen konnte, z. B. bei seinem Streben, die sittlichen Zustände zu heben; hier sind die Mittel des Staates nur beschränkte. Wo dagegen der Staat die Entscheidung hat mit Bezug auf das Gleichgewicht, Umfang und Grenzen der einzelnen Staatsgewalten, kurz also in der inneren Politik, da war bei der Reorganisation der Wille des Augustus allein maßgebend; was also bei dieser Gelegenheit nicht wirklich wurde, das entsprach auch nicht seinen Absichten. 'Viele seiner Aufgaben hat er (Augustus) von mancherlei Seiten angegriffen, oft seine politischen Pläne verworfen und die gezogenen Linien wieder korrigiert.'[2]) Aber nie hat Augustus im Laufe seiner langen Regierung auch nur den Versuch gemacht, dem Senate eine wirkliche Selbständigkeit einzuräumen. Wir kommen also zu dem Schlusse: die Abhängigkeit des Senates vom Kaiser entsprach der wirklichen Absicht des Augustus.

Das wirksamste Mittel, stets Herr des Senates zu bleiben, war für den Kaiser das Recht, seine Zusammensetzung zu beeinflussen durch die stets sich wiederholenden Purificationen (s. m. Augustus I 573), die schließlich so gehässig empfunden wurden, daß der Kaiser nur mit Panzer und Schwert unter dem Kleide den Vorsitz zu führen wagte.[3]) Unmittelbar nach Beendigung der Bürgerkriege war eine Purification des Senates sicher angezeigt und sogar notwendig, da viele zweifelhafte Elemente Eingang in den Senat gefunden hatten; aber für die spätere Zeit hätte der Kaiser, wenn es ihm wirklich mit der Selbständigkeit des Senates Ernst gewesen wäre, von jeder persönlichen Ein-

[1]) Verwaltungsbeamte S. 282. [2]) Mommsen, Im neuen Reich 1871 Nr. 15 S. 5.
[3]) Sueton, Augustus 35.

wirkung außer beim Lustrum absehen müssen. Das scheint er selbst gefühlt zu haben, denn er spricht nur von einer dreimaligen Erneuerung der Senatslisten;[1]) in Wirklichkeit hat er öfter, ungefähr in zehnjährigen Intervallen, den Senat — wenn auch auf verschiedene Weise — vollständig neu konstituiert, um die oppositionellen Elemente entfernen zu können. Senatoren auf Lebenszeit, wie es sie, wenn auch nicht in der Theorie, unter der Republik gegeben, waren selten geworden. Jeder mußte bei seinem Auftreten und seinen Abstimmungen stets im Auge behalten, daß er sich früher oder später einer neuen Wahl zu unterwerfen habe, bei der in letzter Linie doch der Wille des Kaisers entscheidend war. Im Senate sollten nur Anhänger des Kaisers sitzen. Als Antistius Labeo in demonstrativer Opposition einen erklärten Feind des Kaisers, den früheren Triumvirn Ämilius Lepidus vorschlug, und der Kaiser ihn fragte, ob er denn keinen passenderen Vorschlag zu machen habe, da mußte er sich die Antwort gefallen lassen, daß in solchen Fragen jeder sein eigenes Urteil habe. Eine prinzipielle Lösung der Frage war hier nicht nötig, da Augustus Mittel genug hatte, seinem Gefangenen die Ausübung dieses Rechtes unmöglich zu machen. Augustus fand stets ein Mittel, die theoretisch mögliche Selbständigkeit des Senates praktisch in eine dauernde Abhängigkeit zu verwandeln; er hat es durch sehr verschiedene Mittel erreicht, daß eine Opposition im Senate nicht aufkommen konnte, und daß die Eintracht erhalten blieb, für die er mehr sich selbst als den Göttern Grund hatte zu danken.[2])

Von besonderer Wichtigkeit war es für ihn, daß der Senat finanziell nie selbständig werde. Zur Zeit der Republik waren die Steuern sämtlicher Provinzen des römischen Reiches in den Staatsschatz (*aerarium P. R.*) geflossen; nach der Reorganisation aber nur die der senatorischen Provinzen. Es war also kein Wunder, daß im Ärar stets Ebbe herrschte, an der zuletzt Augustus selbst schuld war. Der Senat wendete sich also in seiner Not an den Kaiser, der denn auch nicht umhin konnte, viermal das Defizit zu decken; er tat dies durch außerordentliche Schenkungen bedeutender Summen, wodurch der Grund des Übels natürlich nicht beseitigt wurde. Monum. Ancyr. ed. M.² S. 66: *Quater [p]ecunia mea iuvi aerarium ita, ut sestertium millien[s] et quing[en]t[ien]s ad eos qui praeerant aerario, detulerim.* Selbst die Kosten für die Militärchausseen, die doch der Kriegsherr billigerweise hätte übernehmen müssen, lasteten immer noch auf der senatorischen Staatskasse, und der Zuschuß des Kaisers blieb ein freiwilliges Geschenk, für das der Senat ihm zu danken hatte. Eckhel, Doctr. num. VII 105 (a. 738/16): *Imp[eratori] Cae[sari] quod v[iae] m[unitae] s[unt] ex ea p[ecunia], q[uam] is ad a[erarium] de[tulit].* S. m. Augustus I 987.

Wenn dem Kaiser an der Selbständigkeit des Senates gelegen war, so hätte er nicht durch außerordentliche Schenkungen, sondern durch Regelung der ordentlichen Einnahmen und Ausgaben das Gleichgewicht in den Finanzen des Senates wiederhergestellt, s. m. Augustus I 617—619. Aber damit hätte er einen der Zügel zerschnitten, mit denen er den Senat zu halten vermochte.

---

[1]) Mon. Ancyr. ed. M.² S. 35 m. d. Anm. [2]) Sueton, Augustus 58.

Für gewöhnlich ließ er sie so lang wie möglich hängen; aber er wollte sie doch fest in der Hand behalten, um sie gelegentlich, wenn es nötig war, wieder straff anzuziehen.

Und er hat sie wieder angezogen. Nicht einmal die Teilung der Provinzen zwischen Kaiser und Senat war unwiderruflich. Als es sich herausstellte, daß die Provinz Dalmatien ohne Soldaten nicht regiert werden konnte, gab der Kaiser nicht etwa dem Senate ein Heer, sondern nahm ihm die Provinz, allerdings gegen eine Entschädigung (s. m. Augustus I 566). Auch in die Rechtsprechung und Verwaltung der Provinzen und Staaten, die unter dem Senate standen, hat der Kaiser kraft seines Oberaufsichtsrechts mehrfach eingegriffen, so z. B. bei seiner Entscheidung der knidischen Händel (s. m. Augustus I 569), oder bei seinem Einschreiten gegen senatorische Beamte (s. m. Augustus I 568). Meistens war die Intervention des Kaisers in hohem Grade notwendig, und die Form, die er wählte, so unanstößig wie möglich. Nur wenn die senatorischen Beamten Übergriffe machten in die Rechte des Kriegsherrn, war seine Geduld zu Ende. Als M. Antonius, der Statthalter der senatorischen Provinz Makedonien, auf eigene Faust einen kleinen Krieg mit den unabhängigen Bergvölkern anfing, wie das fast alle seine Vorgänger in republikanischer Zeit getan hatten, ließ der Kaiser, um ihm den Unterschied der Zeit klar zu machen, den allzu selbstherrlichen Beamten auf Grund des Majestätsgesetzes anklagen und erschien selbst bei der Verhandlung; und als er dort gefragt wurde, wer ihn gerufen habe, antwortete er: das Staatswohl (s. m. Augustus I 631). Die Streitfrage war von prinzipieller Bedeutung, und der Kaiser wollte dadurch zeigen, daß er auch für die Senatsprovinzen ein Oberaufsichtsrecht hatte, das also doch eine wirkliche Gleichstellung von Kaiser und Senat unmöglich machte.

Am ehesten trat eine theoretische Gleichberechtigung noch im persönlichen Umgange des Kaisers mit den einzelnen Senatoren zu Tage, denn hier hat Augustus sich wirklich Mühe gegeben, mit einem Senator stets auf gleichem Fuße zu verkehren; aber Ausnahmen fehlten auch hier nicht; es kamen Zeiten, in denen er keinem Senator Audienz erteilte, der sich nicht vorher körperlich nach Waffen hatte untersuchen lassen.[1])

Dieselbe Politik wie bei dem Senat befolgte der Kaiser auch den republikanischen Beamten gegenüber; sie genossen genau dieselben Ehren wie früher; aber ihre Rechte wurden eins nach dem anderen auf den Kaiser und kaiserliche Beamte übertragen (s. m. Augustus II 329). Augustus wollte die alten, ehrwürdigen Bäume nicht fällen, aber zerschnitt ihnen die Wurzeln; und niemand kann bezweifeln, daß darin Absicht und System vorhanden gewesen wäre. Man vergleiche z. B. die Stellung eines Konsuls im republikanischen und kaiserlichen Rom; und so kann man die ganze Reorganisation des Augustus durchgehen. Die Herstellung des Alten war bloß äußerliches Beiwerk; die Hauptsache blieb die Begründung der Monarchie.

Wider seinen Willen lüftet der Kaiser zuweilen den Schleier der offiziellen

[1]) Sueton, Augustus 35: *Cordus Cremutius scribit, ne admissum quidem tunc quemquam senatorum, nisi solum et praetemptato sinu.*

Auffassung seiner Monarchie durch seine Maßregeln zur Sicherung der Thronfolge, die sich wie ein roter Faden durch seine lange Regierung hindurchziehen und oft verändert werden mußten. Ebensowenig wie über die Monarchie konnte der Kaiser seine Ansichten über die Thronfolge offen aussprechen. Da er die Existenz der Monarchie leugnete, so hätte er auch seine Pläne wegen der Thronfolge verleugnen müssen; allein, das wäre aus praktischen Gründen bedenklich gewesen. Augustus verstieß lieber gegen die Grundsätze der Logik als gegen die der praktischen Vernunft. Sulla, die Scipionen und andere principes der Republik haben ihre Stellung im Staate nie vererben wollen; Augustus dagegen hat nie einen Zweifel daran gelassen, daß er einen Nachfolger, und welche Person er ins Auge gefaßt habe. Weder Marcellus, noch Agrippa, noch Gaius und Lucius Cäsar, noch Tiberius sind jemals feierlich von Augustus zu seinen Nachfolgern proklamiert worden; aber der Kaiser wußte seinen Willen stets auf andere Weise deutlich genug kund zu geben, und das römische Volk hat nie auch nur einen Augenblick geschwankt, sondern diese Thronfolger stets als solche aufgenommen. Noch kurz vor seinem Tode hat der Kaiser nach Tacitus, Ann. I 13 die einzelnen Persönlichkeiten aufgezählt und kritisiert, die für die Nachfolge in Frage kommen konnten.

Selbstverständlich war der Wunsch des Augustus, daß seine Söhne dereinst seine Nachfolger werden möchten; aber er empfahl sie dem Volk öffentlich nur in der Weise, daß er hinzufügte: 'wenn sie es verdienen'.[1]) In vertrauten Briefen brauchte er solchen Vorbehalt nicht zu machen. Den interessanten Geburtsbrief an den C. Cäsar vom 23. September 754/1 schließt er mit dem Wunsche: 'Ich bitte die Götter ... euch (nach meinem Heimgange)als treffliche Männer Nachfolger auf meinem Posten werden zu lassen.'[2]) Beide Prinzen werden von den Veteranen des Kaisers direkt als Thronfolger bezeichnet: CIL X 3757 (s. m. Augustus II 544 A. 19); den Gaius nennt das Cenotaphium Pisanum (XI 1421) *iam designatum iustissimum ac simillumum parentis sui virtutibus principem.*

Nach dem Tode der Prinzen wurde Tiberius ihr Nachfolger; das war indirekt deutlich genug durch Verleihung der tribunicischen Gewalt ausgesprochen. Aber in den letzten Jahren des Augustus war ein solches Versteckspielen wie in den früheren Jahren nicht mehr nötig. Als der Senat im Jahre 9 n. Chr. für die Unterwerfung Pannoniens dem Tiberius den Beinamen Pannonicus verleihen wollte, lehnte Augustus diese Ehre ab mit dem Bemerken, daß Tiberius darüber nach dem Tode des Augustus selbst entscheiden werde.[3])

Der Kaiser hat also öffentlich bei den Verhandlungen mit dem Senate zugegeben, daß es eine Monarchie gab, und daß sie vererbt werden solle; und seine Zeitgenossen teilten diese Ansicht; denn sonst hätte sich der Regierungsantritt des Tiberius nicht so glatt vollziehen können wie in einer alten Erbmonarchie; Schwierigkeiten machte nur Tiberius selbst.

---

[1]) Sueton, Aug. 56: *Nunquam filios suos populo commendavit ut non adiceret: si merebuntur.*

[2]) Gellius, N. A. XV 7, 3.

[3]) Sueton, Tiber. 17: *De cognomine intercessit Augustus, eo contentum repromittens, quod se defuncto suscepturus esset.*

Endlich sind die göttlichen Ehren, die Augustus nicht nur annahm, sondern befahl, der beste Beweis für die einzigartige Stellung, die er beanspruchte. Tiberius, der dem Senate viel herrischer entgegentrat, verschmähte sie.[1]) Aber E. Meyer a. a. O. S. 398 sucht seine Auffassung von Augustus auch mit diesen göttlichen Ehren in Einklang zu bringen: Julius Cäsar habe den Königstitel und übermenschliche Ehren gewünscht, sein Sohn dagegen habe diese Anschauung und Ehren zurückgewiesen, außer in Pergamon, Nikomedien und Ancyra; für den römischen Bürger wolle er Mensch bleiben, wenn auch Gottessohn. Nein! Auch für römische Bürger wollte Augustus Gott sein; darüber ist Zweifel nicht mehr möglich, seit wir den Eid der Treue kennen, den er sich in Gangra schwören ließ.[2]) Es ist ein Eid, der auf Befehl des Kaisers geleistet wird: *Ἀπὸ αὐτοκράτορος Καίσαρος | θεοῦ υἱοῦ Σεβαστοῦ ὑπατεύ[οντος τὸ | δωδέκατον* . . . und zwar nicht nur von den Paphlagoniern, sondern auch von den Römern, die dort Geschäfte treiben: *ὑπ]ὸ τῶ[ν] κατοικ]ούντων Πα- | φλαγονία[ν καὶ τῶν πραγ]ματευομένων πα | ρ' αὐτοῖς Ῥ[ωμαίων]*.[3]) Dieser Eid, der römischen Bürgern vorgeschrieben wird, soll bei der Gottheit des Augustus geleistet werden; er beginnt mit den Worten: *Ὀμνύω Δία Γῆν Ἥλιον θεοὺς πάντα[ς καὶ πά- | σας καὶ αὐτὸν τὸν Σεβασ[τ]ὸν εὐνοή[σειν Καί- | σαρι κτλ.* Alle sollen schwören, nicht nur dieselben Freunde und Feinde zu haben wie der Kaiser, sondern auch ihn mit Leib und Leben gegen alle Feinde zu schützen.

Der Eid ist wirklich geleistet in den Augustustempeln der Provinz vor den Altären des Gottes Augustus. Göttliche Ehren haben früher römische Provinzialstatthalter und Feldherrn und in der Kaiserzeit auch die Gesamtheit des Senates entgegengenommen, wenn er seinen Kopf mit der Inschrift *ἱερὰ σύγκλητος* auf Provinzialmünzen setzen ließ.[4]) Allein das sind Ehren, die ihnen freiwillig entgegengebracht, die eigentlich nur geduldet wurden. Die göttlichen Ehren aber, die Augustus in Paphlagonien befahl, sind wesentlich anders. Mit Recht sagt daher der Herausgeber (S 18): *Ce serment est un simple serment d'allégeance, il n'est pas républicain et civique, il est purement monarchique.*

Wer also römische Bürger zwingt, bei seiner eigenen Gottheit zu schwören, der kann andere Römer — und wären es auch Senatoren — nicht als seinesgleichen anerkennen, und wenn er es doch zu tun scheint, so wird man das für eine Fiktion halten.

---

[1]) Sueton, Tiber. 26: *Templa flamines sacerdotes decerni sibi prohibuit, etiam statuas ac imagines nisi permittente se poni, permisitque ea sola condicione, ne inter simulacra deorum, sed inter ornamenta aedium ponerentur.* 'Die Seltenheit dieser Priestertümer zeigt, daß dies ernst gemeint war', Mommsen, Röm. St. R. II[3] 758 A.

[2]) S. Fr. Cumont, Un serment de fidélité à l'empereur Auguste, Revue des ét. grecques 1901 Nr. 56 S. 2 d. S. A.

[3]) Diese Ergänzung wird sich nicht anfechten lassen.

[4]) O. Hirschfeld (S. B. der Berl. Akad. 1888 S. 841—842) hat mit Hülfe Imhoof-Blumers nachgewiesen, daß keine dieser Münzen der Zeit des Augustus angehört; sie beginnen erst mit der Regierung des Tiberius.

Endlich erhebt sich noch die Frage: Woher stammt diese Fiktion und weshalb hat Augustus ihr solchen Wert beigelegt?

Zunächst mußte der Kaiser Augustus an der Behauptung, seine außerordentliche Gewalt niedergelegt zu haben, festhalten, weil er als Triumvir wiederholt und in feierlicher Weise dies Versprechen gegeben hatte. Die Macht der Triumvirn war eine gehässige Ausnahmegewalt, die nicht als eine dauernde, sondern nur durch die augenblicklichen Umstände bedingte angesehen wurde. Als nun nach der Besiegung des Lepidus die Dreiherrschaft sich in eine Zweiherrschaft umgewandelt hatte und die Notwendigkeit eines Entscheidungskampfes zwischen dem jungen Cäsar und M. Antonius — wenn auch noch nicht für die nächste Zeit — ins Auge gefaßt wurde, suchten beide Nebenbuhler sich der Sympathien in Rom zu versichern. Jeder wollte den andern als das eigentliche Hindernis darstellen, weshalb verfassungsmäßige Zustände zunächst noch unmöglich seien. Der junge Cäsar erklärte sich also bereit zurückzutreten, wenn Antonius einverstanden wäre; aber Antonius war damals im Innern von Asien mit dem Partherkriege beschäftigt.[1]) Nach seiner Rückkehr erklärte auch wohl der Kollege gelegentlich seine persönliche Geneigtheit; aber beide zusammen natürlich niemals. M. Antonius wurde dann schließlich durch den Tod von der Erfüllung seines Versprechens entbunden; und die Verpflichtung haftete jetzt nur auf dem Augustus. Da nun also die Ausnahmegewalt nicht verewigt werden konnte, so erinnerte sich der Kaiser des Versprechens, das der Triumvir gegeben hatte, und löste es seiner Meinung nach ein durch die oben erwähnte Rückgabe der außerordentlichen Gewalt bei der Beendigung seiner Reorganisation.

An einen ernsthaften Rücktritt dachte er nicht und konnte er nicht denken. Wie Sueton, Aug. 28 (s. o.) ganz richtig andeutet, konnte er als Privatmann in Rom, selbst wenn er es gewünscht hätte, nicht leben, einmal wegen seiner persönlichen Sicherheit und dann weil das Werk seines Lebens gefährdet gewesen wäre, wenn er zurücktrat. Seine Vergangenheit bedingte also seine Zukunft. Daß er sich nicht zum Könige von Rom machen wollte, stand schon lange fest. In diesem Entschluß mag ihn auch der Eidschwur bestärkt haben, den die Römer einst geleistet hatten, nie wieder einen König in Rom zu dulden. Deshalb verzichtete Augustus auf jene außerordentliche Gewalt, die einer königlichen fast gleichkam. Der Diktator Cäsar war gerade in dem Augenblicke ermordet worden, als er sein Werk abschließen und sich zum Könige von Rom machen wollte. 'Die Iden des März gaben dem Augustus die Lehre, vorsichtiger zu sein. Er begnügte sich mit einem Teile der Macht, die sein Vater besessen hatte, diesen aber ließ er sich verfassungsmäßig übertragen' (s. m. Augustus I 521). Da er in der Politik schwierige Fragen stets gern durch Kompromisse zu lösen liebte, so endete er auch diesen prinzipiellen Streit, ob Monarchie oder Republik, durch ein Kompromiß. Beide Teile be-

[1]) Appian, Bell. civ. V 132: *τὴν ἐντελῆ πολιτείαν ἔλεγεν ἀποδώσειν, εἰ παραγένοιτο ἐκ Παρθυαίων Ἀντώνιος, πείθεσθαι γὰρ κἀκεῖνον ἐθέλειν ἀποθέσθαι τὴν ἀρχὴν τῶν ἐμφυλίων καταπεπαυμένων.* Vgl. Cass. Dio XLIX 15.

kamen etwas; der eine das Wesen, der andere den Schein der Macht. Aber das Kompromiß ging noch weiter. Der Kaiser hatte sich bei der Teilung den Löwenanteil gesichert; um aber den Widerspruch dagegen schon im voraus zu entwaffnen, beanspruchte er diese Rechte wenigstens scheinbar, nicht dauernd und auf Lebenszeit, sondern immer nur auf einen bestimmt begrenzten Zeitraum von fünf oder zehn Jahren. Jedem Verschwörer konnte also stets der Einwurf gemacht werden, er möge nur noch kurze Zeit sich gedulden, dann würden die verhaßten Ausnahmezustände von selbst aufhören; und in der ersten Zeit, vor den ewigen Wiederholungen, mag man diesem Gedanken eine gewisse psychologische Berechtigung nicht absprechen. Augustus war bekanntlich abergläubisch; den Neid der Götter wegen seines Reichtums suchte er bekanntlich dadurch abzuwehren, daß er an einem bestimmten Tage als Bettler milde Gaben heischte.[1]) Wer weiß, ob er nicht ebenso auch den Neid der Götter und der Menschen wegen seiner übergroßen Macht dadurch abwenden wollte, daß er sie nicht als eine dauernde, sondern nur als eine zeitlich vorübergehende erscheinen ließ.

Ob Augustus von der von ihm erfundenen scheinbaren Zweiherrschaft von Kaiser und Senat anders gedacht hat, ob er darin die dauernde Verfassung des römischen Reiches für die folgenden Jahrhunderte glaubte gefunden zu haben, können wir nicht wissen; wahrscheinlich ist das nicht. Wir haben uns nur an die faktischen Verhältnisse zu halten. Niemand kannte die Verfassung so gründlich wie Augustus, der sie selbst erdacht, die einzelnen Momente sorgfältig gegeneinander abgewogen und mehrfach korrigiert hatte. Als sie zum ersten Male eine ernste Probe zu bestehen hatte, beim Regierungsantritte des Tiberius, bewährte sie sich nicht als eine republikanische, sondern als eine monarchische; und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die Ansicht oder die Absicht des Augustus eine andere gewesen wäre. Wer diese Verfassung im J. 14 n. Chr. noch für eine republikanische erklärte, mußte entweder ein unverbesserlicher Doktrinär oder Idealist sein; Augustus war weder das eine noch das andere, sondern ein hochbegabter Staatsmann, der das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu scheiden wußte. Wir täten seinem staatsmännischen Urteil entschieden unrecht, wenn wir annehmen wollten, daß er sich über den Grundcharakter seines Lebenswerkes so gründlich getäuscht hätte, und wenn wir einige Redensarten ernsthaft nähmen, von denen er sich einen vorübergehenden Erfolg versprach. Ihm genügte es, ein Kompromiß für seine eigene Regierung durchgeführt zu haben, das in der Tat dazu beigetragen hat, den Übergang von der Republik zur Monarchie zu vermitteln und zu erleichtern. Die weitere Entwicklung hat gezeigt, daß Augustus den Grund gelegt hatte nicht zu einer dauernden Diarchie, sondern zu einer Monarchie, die vier Jahrhunderte bestanden hat.

---

[1]) Sueton, Aug. 91.

DIE NEUESTEN FORSCHUNGEN AUF ANTIKEN SCHLACHTFELDERN IN GRIECHENLAND

Eine kritische Studie

Von Edmund Lammert

(Schluß)

Nachdem denn nun einmal Antigonos, wie Kleomenes richtig vermutet hatte, von seinem Standlager zu Argos auf der Straße über Tegea und die Klisura, weil sie die nächste und bequemste war, vorgerückt und auf die Stellung der Spartaner gestoßen war, beschloß er aus den oben angeführten Gründen, trotz aller vorhandenen Schwierigkeiten, hier die Entscheidung herbeizuführen und bezog ein Lager dicht am Gorgylostale, das dessen südliche, dem Euas zugekehrte Front decken sollte. Der Gorgylos muß der bereits von Roß bezeichnete Taleinschnitt sein, der sich im vorderen Teile des Oinustales (bei Punkt 21, 1) in mäßigem Bogen etwa 600 m weit nach Westen am Euas hinzieht. Das Lager muß sich an den Abhängen, an denen sich die Straße von Tegea ins Oinustal hinabzieht, bis auf die Höhe hinauf erstreckt und sich an drei kleinere Hügel angelehnt haben, die sich über den Abhängen erhoben und es ebenfalls schützten.[1])

Antigonos erkundete das Gelände und die Verteilung der feindlichen Streitkräfte und machte Scheinbewegungen gegen die Lager, um aus den Gegenmanövern des Feindes zu erkennen, wie sich dieser bei einem ernstlichen Angriffe zu verhalten gedenke. Dabei stellte sich heraus, daß derselbe nicht beabsichtigte, in den Lagern ruhig stehen zu bleiben und es auf einen Sturm oder eine lange Einschließung ankommen zu lassen, sondern entschlossen ins freie Feld entgegenrückte, um im Vertrauen auf das ihm günstige Gelände in offenem Kampfe eine rasche Entscheidung herbeizuführen.[2]) An einer raschen Entscheidung muß dem Antigonos selber gelegen gewesen sein, da, wie sich aus dem einige Tage später gemeldeten Einfalle der Illyrer ergibt, die Verhältnisse in Makedonien seine baldige Rückkehr erheischten (s. unten).

---

[1]) Der südlichste erhebt sich unmittelbar über dem Gorgylostale bis zu etwa 40 m über der Talsohle, der mittlere bis zu 14 m, der nördlichste bis zu 50 m.

[2]) Auf diese Beobachtung gründet sich die Behauptung des Polybios, daß Kleomenes beschlossen hatte, eine Feldschlacht zu liefern: *τέλος δ' ἐξ ὁμολόγου διὰ μάχης ἀμφότεροι προέθεντο κρίνειν τὰς πράξεις* (II 66, 4). *ἐξ ὁμολόγου* heißt: 'mit beiderseitigem Einverständnis', das durch gegenseitiges Entgegenkommen vor den Lagern an den Tag gelegt wurde. Das meinten auch die Römer mit *facultatem pugnandi dare* und das Gegenteil mit *pugnam* (*oblatam*) *detrectare*.

Bedenken wird er indessen mit Recht des aufsteigenden Geländes wegen getragen haben. Es fragte sich, ob sich die Ungunst desselben durch die größere Tiefe, die er seiner Truppenaufstellung infolge seiner numerischen Überlegenheit geben konnte, und durch die größere militärische Tüchtigkeit seines Heeres ausgleichen lassen würde. Der Abhang des Euas steigt vor der Front des makedonischen Lagers vom Rande des Gorgylostales bis zum Gipfel in einem Winkel von etwa $11\frac{1}{3}°$[1]) und war infolgedessen für den Angriff ziemlich ungünstig; im Westen und Südwesten dagegen, also auf den dem makedonischen Lager abgewendeten Seiten, beträgt der Neigungswinkel nur 9°[2]). Am bequemsten mußte der Aufstieg zum Olymp erscheinen: hier beträgt der Neigungswinkel nur $7\frac{3}{4}°$.[3]) Schließlich entschied sich Antigonos im Vertrauen auf die größere Zahl und Tüchtigkeit seines Heeres für den Angriff, aber nach einem wohldurchdachten Plane, der der Verschiedenheit des Geländes und der gegnerischen Truppengattungen in geschickter Weise Rechnung trug. Die meiste Aussicht auf Erfolg hatte der Kampf auf dem Euas insofern, als seine Besatzung aus dem geringwertigen Aufgebot der Periöken und Heloten bestand. Noch sicherer mußte der Erfolg sein, wenn es gelang, den Hauptkampf auf die bequemer ersteigbare West- und Südwestseite zu verlegen und den Angriff gegen die dem makedonischen Lager zugekehrte steilere Seite zu vermeiden, also den Berg zu umgehen. Es erscheint daher durchaus glaublich und durch die Verhältnisse wohlbegründet, wenn wir bei Plutarch lesen, daß Antigonos den linken Flügel des Feindes, d. h. die auf dem Euas unter dem Befehle des Eukleidas stehenden Lakedämonier durch die Illyrer und Akarnanen habe umgehen und umzingeln lassen.[4]) Damit ferner die an sich gewagte Umgehung von Eukleidas nicht durch die rechtzeitige Besetzung des nördlichen Abhanges und durch Flankenangriffe erschwert oder ganz vereitelt werden konnte, ließ sie Antigonos heimlich ausführen. Wie er das ermöglichte, ersehen wir aus der Bemerkung des Polybios[5]), die in diesem Zusammenhange erst einen Sinn bekommt, daß die Illyrer und Akarnanen bereits in der Nacht im Gorgylosflusse aufgestellt worden seien. Welchen Zweck diese nächtliche Aufstellung gehabt habe, sagt Polybios nicht. Sie muß natürlich einen gehabt haben, denn umsonst bringt man vor einem voraussichtlich schweren und anstrengenden Kampfe

---

[1]) Der Gipfel des Euas steht 160 m über der Talsohle; seine wagerechte Entfernung vom Gorgylos beträgt 800 m; also ist $\operatorname{tang} \alpha = \frac{16}{80} = 11{,}31°$.

[2]) Der Abhang steigt im Süden von der Höhenlinie 120 bis zum Gipfel (= 200 m) auf einer wagerechten Grundlinie von 500 m um 80 m; also ist $\operatorname{tang} \alpha = \frac{8}{50} = 9{,}09°$.

[3]) Der Gipfel hat von der Talsohle gerechnet eine Höhe von 150 m, sein wagrechter Abstand von dem Rande der Talsohle beträgt über 1100 m; also ist $\operatorname{tang} \alpha = \frac{15}{110} = 7{,}76°$.

[4]) Kleom. 28: *τοῦ Ἀντιγόνου τοὺς Ἰλλυριοὺς καὶ τοὺς Ἀκαρνᾶνας ἐκπεριελθεῖν κρύφα κελεύσαντος καὶ κυκλώσασθαι θάτερον κέρας, ἐφ' οὗ τεταγμένος ἦν Εὐκλείδας.*

[5]) II 66, 10: *προσηρτημένοι γὰρ ἦσαν οὗτοι (οἱ Ἰλλυριοί) νυκτὸς ἐν τῷ Γοργύλῳ ποταμῷ πρὸς αὐτῇ τῇ τοῦ λόφου ῥίζῃ.*

seine Truppen nicht um ihre Nachtruhe. Und der kann nur in der Überraschung des Feindes bestanden haben. Polybios weiß von der Umgehung und Überraschung des Eukleidas nichts[1]), denn sonst wäre die absprechende Kritik, die er dessen vermeintlich unvernünftigem Verhalten zu teil werden läßt, nicht gut denkbar. Seiner Meinung nach unternahmen die Illyrer den Angriff erst mit Tagesanbruch direkt vom Gorgylos aus und wurden, sobald sie über den Rand des Taleinschnitts heraufgestiegen waren, dem Eukleidas sichtbar. Von hier aus hatten sie über 800 m weit den Abhang zu ersteigen. Während dessen hätte Eukleidas Zeit genug gehabt, ihnen so weit entgegenzurücken, daß er unter Benutzung des für ihn vorteilhaften Geländes durch wiederholte von oben her ausgeführte Angriffe die tieferen Haufen der Angreifer in Unordnung und zur Auflösung bringen konnte (s. oben S. 201). Was nach Polybios eine unbegreifliche Unterlassungssünde des Eukleidas gewesen sein soll, erscheint indessen nach Plutarchs Bericht als eine leichtbegreifliche Folge der Überraschung. Diese kann aber nur dadurch gelungen sein, daß die Umgehung des Berges und die Umzingelung des Lagers noch in der Nacht (*τῆς νυκτός* bei Pol. = *κρύφα* bei Plutarch) geschah und mit Tagesanbruch der Sturmanlauf sofort vom Rücken her begonnen wurde.[2]) Wir haben also anzunehmen, daß die Illyrer, Peltasten, Akarnanen und Epiroten (Kreter) nicht in dem Gorgylostale bis zum Tagesanbruche ruhig stehen geblieben sind, sondern bereits zuvor den Berg umgangen haben. So erklärt es sich auf ganz natürliche Weise, ohne daß man nach tiefen, langen und waldbedeckten Schluchten zu suchen braucht, daß nach Plutarch (Kleom. 28) Kleomenes (bei Tagesanbruch) die Illyrer und Akarnanen nicht zu entdecken vermochte. Die waren um diese Zeit bereits um den Euas herumgegangen. Auch der Offizier, der zur Rekognoszierung vorgeschickt wurde, konnte mit gutem Gewissen (ohne, wie man nachher annahm, ein Verräter zu sein) melden, daß keine außergewöhnlichen Maßregeln des Feindes am Euas zu bemerken seien.

Hinter den genannten, zum Angriff bestimmten Truppen hatte Antigonos

---

[1]) Es erklärt sich das jedenfalls daraus, daß sein Berichterstatter, wahrscheinlich ein Landsmann, der auf makedonischer Seite an den Kämpfen unten im Tale teilgenommen hatte, zwar das frühzeitige Ausrücken der Illyrer nach dem Gorgylos hinunter bemerkt, aber weiterhin nicht deren Weitermarsch um den Berg beobachtet hatte. Plutarch dagegen schöpft im Kleomenes aus spartanischer Quelle, die die verhängnisvolle Umgehung und Überraschung des Eukleidas kennen konnte und nicht zu erwähnen unterlassen hatte, da sie mit Recht in diesen Tatsachen die eigentliche Ursache der Niederlage des Eukleidas erblickte; vgl. unten.

[2]) Auch heute noch werden Überfälle im Dunkel der Nacht gewöhnlich nur vorbereitet und der eigentliche Angriff erst mit Tagesanbruch begonnen, da Nachtkämpfe auch für den Angreifer unberechenbar sind und gefährlich werden können. So lehrt der 'Leitfaden für den Unterricht in der Taktik auf den Königl. Kriegsschulen' S. 144: 'Zum Angriff selbst (bei Überfällen) empfiehlt sich die Zeit kurz vor Sonnenaufgang am meisten, weil dann der Gegner erfahrungsmäßig am wenigsten vorbereitet ist und für den Überfallenden im weiteren Verlaufe des Unternehmens das Tageslicht wünschenswert ist. Der Anmarsch wird geheim und schnell ausgeführt.'

2000 Achäer als Reserve aufgestellt.[1]) Die müssen also dicht vor dem makedonischen Lager teils an dem erwähnten Hügel, teils oberhalb desselben am Abhange des oberen Gorgylostales gestanden und mit ihren 250 Rotten zu 8 Mann eine Front von rund 250 m gebildet haben. Sie mußten dem Kleomenes auf dem Olymp, solange er von der Umgehung nichts wußte, als das, was sie neben anderem tatsächlich auch waren, nämlich als die übliche Lagerbedeckung und deshalb ungefährlich, dem im Rücken angegriffenen Eukleidas dagegen als eine Kampfreserve erscheinen, die jederzeit einen Angriff auf seine Front beginnen konnte. Eukleidas mußte infolgedessen diese Frontseiten vorsichtshalber mit einer entsprechenden Truppenzahl besetzt halten und konnte sich nicht mit seiner Gesamtmacht rückwärts gegen die Stürmenden wenden. Wie man sieht, war der Zweck auch dieser Reserve wohl berechnet, und der Ort, der ihr nach unserer Auffassung des Schlachtfeldes angewiesen werden muß, stimmt zu diesem Zweck vollkommen.

Der Sturm auf das Lager des Eukleidas ist trotz der gelungenen Umgehung jedenfalls noch schwierig genug gewesen. Wenn die Sturmhaufen, wie Polybios berichtet, den Einbruch in geschlossener Ordnung erzwungen haben, so müssen sie zuvor den Verhau niedergerissen und den Graben ausgefüllt haben. Mögen sie noch so kräftig durch den Geschoßhagel ihrer zahlreichen Leichten unterstützt worden sein, sie hatten ein schweres Stück Arbeit zu leisten und wurden überdies noch, wenn auch nur vorübergehend, im Rücken durch die Söldner bedroht und bedrängt, die aus dem Tale herauf zu Hilfe gekommen waren. Da Polybios die 'Schwere der Aufstellung' (*τὸ βάρος τῆς συντάξεως*) der Sturmhaufen hervorhebt, so werden wir sie uns in einer 16 Mann tiefen Aufstellung zu denken haben. Das ergibt für 4600 Mann etwa 280 Rotten. Unter Hinzurechnung der Zwischenräume, die zwischen den Sturmhaufen vorhanden sein mußten, kann man für die Frontbreite sämtlicher Haufen etwa 350 m ansetzen. Diese würde dann ziemlich genau auf die beiden hinteren Seiten des Lagers, die breitere West- und die schmälere Südwestfront (250 + 120 m) berechnet gewesen sein. 'Da der Kampf', sagt Polybios[2]), 'gegen die Anstürmenden oben unmittelbar am Gipfel des Hügels stattfand, so faßten die Illyrer, sobald die Lakedämonier einmal durch die Schwere der Bewaffnung und Aufstellung fast im Handumdrehen geworfen waren, sofort festen Stand, und die Lakedämonier bekamen den tieferen Stand, weil sie keinen Platz mehr hatten, um zurückweichen und von neuem Stellung nehmen zu können'. Dieser

---

[1]) Pol. II 66, 6: *τούτων δὲ κατόπιν ἦσαν δισχίλιοι τῶν Ἀχαιῶν, ἐφεδρείας λαμβάνοντες τάξιν.*

[2]) II 68, 8: *οὐ γὰρ ἀπολιπόντες (οἱ Λακεδαιμόνιοι) ἑαυτοῖς ἀναχώρησιν, προσδεξάμενοι δ' ἀκεραίους ἅμα καὶ συνεστῶσας τὰς σπείρας, εἰς τοῦτο δυσχρηστίας ἦλθον, ὥστε δι' αὐτῆς τῆς τοῦ λόφου κορυφῆς διαμάχεσθαι πρὸς τοὺς βιαζομένους. λοιπὸν ὅσον ἐκ ποδὸς ἐπιέσθησαν τῷ βάρει τοῦ καθοπλισμοῦ καὶ τῆς συντάξεως, εὐθέως οἱ μὲν Ἰλλυριοὶ τὴν κατάστασιν ἐλάμβανον, οἱ δὲ περὶ τὸν Εὐκλείδαν τὴν ὑπὸ πόδα διὰ τὸ μὴ καταλείπεσθαι τόπον εἰς ἀναχώρησιν καὶ μετάστασιν ἑαυτοῖς· ἐξ οὗ ταχέως συνέβη τραπέντας αὐτοὺς ὀλεθρίῳ χρήσασθαι φυγῇ, κρημνώδη καὶ δύσβατον ἐχόντων ἐπὶ πολὺ τὴν ἀναχώρησιν τῶν τόπων.*

Verlauf des Kampfes stimmt zu unserer Annahme.[1]) Die Lagerbefestigung umschloß den Rand des Gipfelplateaus. Sobald die Illyrer in diese eingebrochen waren und die Verteidiger zurückgeworfen hatten, befanden sie sich mit diesen auf gleicher Höhe. Waren sie auf der breiteren Westseite zuerst eingebrochen, dann war die Lagerfläche bis zum entgegengesetzten (südöstlichen) Rande nur etwa 100 m breit. Sobald die Lakedämonier also einmal ins Weichen geraten waren, konnten sie leicht über diesen Rand hinuntergeworfen werden. Am Fuße des unter ihm 800 m weit (*ἐπὶ πολύ*) sich dehnenden, oben ziemlich steilen Abhanges gerieten sie in die fast ungangbare Schlucht, die Kr. als Gorgylos annimmt. In das Oinustal hinunter konnten sie sich nicht mehr wenden, denn hier waren inzwischen ihre Leute geschlagen und der Durchgang gesperrt worden.

Im Oinustale nämlich hatte Antigonos seine 1200 Reiter und 2000 Achäer und Megalopoliten aufgestellt, um zunächst nur die ihnen hier gegenüberstehenden Söldner und Reiter der Lakedämonier in Schach zu halten und das Lager zu decken. Den Engpaß, an dem diese standen, sollten sie erst dann angreifen, wenn die Feinde auf den Bergen geschlagen waren und durch jenen Paß den Rückzug antraten. Dazu wollte Antigonos im geeigneten Augenblick selber das Zeichen geben. Daher waren sie angewiesen, dieses Zeichen abzuwarten. Die Reiter zählten bei Annahme denkbar größter Tiefe von 8 Pferden[2]) 150 Rotten (= 450 Fuß = 135 m) und bedurften infolge der zwischen den einzelnen Abteilungen üblichen Zwischenräume doppelter Rottenbreite, also im ganzen einer Frontbreite von 270 m. Das Tal ist im Querdurchschnitt kaum 120 m breit. Hätten sich die 1200 Reiter also quer auf einer geraden Linie aufgestellt, dann würden sie zur größeren Hälfte — in einer Länge von 150 m — den Abhang hinauf bis zu einer Höhe von 55 m über der Talsohle geschoben worden sein. Von diesem Gelände herab eine Attacke zu reiten, würde ein halsbrecherisches Unterfangen gewesen sein. Polybios läßt uns hier vollständig im Stiche; und nicht minder in Bezug auf den Ort und die Aufstellung des Fußvolkes.[3]) Die nach makedonischer Art d. h. als Phalangiten gerüsteten 1000 Megalopoliten haben natürlich 16 Mann tief, die 1000 Achäer jedenfalls nur 8 Mann tief gestanden; jene nahmen also eine Front von rund 55 m (60 Rotten = 180 Fuß), diese eine von rund 110 m ein, beide zusammen rund 165 m. Da sämtliche im Tale aufgestellten Truppen nur das Lager decken und den Feind beobachten, aber weder angreifen noch zum Angriff reizen sollten, so haben wir uns ihre Aufstellung in möglichster Nähe vor dem Lager

[1]) Auf dem Berge, den Kr. als Euas annimmt, würde der Kampf nicht auf dem Gipfel, sondern längs des ganzen Abhanges stattgefunden haben, der Gipfel selber aber gar nicht angreifbar gewesen sein; vgl. oben S. 200.

[2]) Nach Polybios XII 18, 3: *πλεῖστον μὲν γὰρ ἱππέων τάττεται βάθος ἐπ' ὀκτὼ πρὸς ἀληθινὴν χρείαν καὶ μεταξὺ τῶν ἰλῶν ἑκάστης ἴσον ὑπάρχειν δεῖ διάστημα τοῖς μετώποις . . . ἐξ ὧν τὸ στάδιον* (= 180 m) *ὀκτακοσίους λαμβάνει.*

[3]) Kr. geht auf die räumlichen Verhältnisse hier auffälligerweise mit keinem Worte ein. Auf Göppels Karte sind der Front der makedonischen Reiterei etwa 140 m und genau ebensoviel der des Fußvolks gegeben worden. Das ist auf jeden Fall viel zu wenig.

und in möglichst großer Entfernung vom Feinde zu denken. Ein Teil der Reiterei hat wahrscheinlich weiter rückwärts und seitwärts eine Reservestellung eingenommen. Die spartanischen Reiter standen denen der Gegner an Zahl wahrscheinlich beträchtlich nach, die Söldner als Leichte oder Halbleichte waren den 2000 Phalangiten und Hopliten im Kampfe auf freiem Felde nicht gewachsen. Ihre Aufgabe konnte also lediglich darin bestehen, dem Feinde den etwaigen Vormarsch auf der Straße zu erschweren. Zu diesem Zwecke eignete sich am besten die etwa 800 m südlich vom makedonischen Lager beginnende Talenge. An deren Eingange haben wir uns also die Aufstellung der spartanischen Reiter und Söldner zu denken. Von hier aus konnten sie den Kampf, den die makedonischen Sturmkolonnen gegen die Rückseite des Lagers auf dem Euas begonnen hatten, deutlich wahrnehmen. Daher eilten die Söldner von hier aus (etwa südlich um Kr.s Euas herum) ihren Leuten auf dem Euas zu Hilfe (s. oben S. 201). Von der Stellung des makedonischen Zentrums aus konnte man wohl den Beginn ihrer Bewegung wahrnehmen, aber nicht deren Verlauf und Ziel erkennen. Auch ihr Erscheinen oben auf der Südseite des spartanischen Lagers und ihr erfolgreiches Eingreifen in den Kampf konnte man von dort nicht sehen, sondern höchstens aus dem plötzlich verstärkten Kampflärm mutmaßen. Das Verdienst Philopoimens bestand also darin, daß er die Bedrängnis der Stürmenden ahnte und den Mut fand, auf Grund dieser Ahnung gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs, der von den Vorgängen auf dem Euas natürlich auch nichts sehen konnte, die spartanische Reiterei anzugreifen und in die Schlucht einzudringen. Ebenso erklärt sich aus den von uns angenommenen Raumverhältnissen, daß umgekehrt die emporgestiegenen Söldner erst durch den aus dem Tale heraufdringenden Kampflärm darauf aufmerksam werden, daß hier ihre Reiterei angegriffen worden ist.[1] Daß die makedonischen Reiter in den Engpaß eingedrungen und hier abgesessen sind, um mit den Leichten (Söldnern) den Kampf aufzunehmen, wobei Philopoimen an beiden Schenkeln durch einen Wurfspeer verwundet wurde, erzählt Plutarch. Daß derselbe nicht wie Polybios den Philopoimen zunächst erst die Reiter, sondern sogleich die Leichten angreifen läßt, beruht auf einem Mißverständnis, von dem später noch die Rede sein wird. Der Kampf Philopoimens mit den

[1] Polybios erzählt (II 67, 4): *ἐν ᾧ καιρῷ συννοήσας τὸ γινόμενον, ἅμα δὲ προορώμενος τὸ μέλλον Φιλοποίμην τὸ μὲν πρῶτον ὑποδεικνύειν ἐπεβάλλετο τοῖς προεστῶσι τὸ συμβησόμενον, οὐδενὸς δὲ προσέχοντος αὐτῷ . . . παρακαλέσας τοὺς ἑαυτοῦ πολίτας ἐνέβαλε τοῖς πολεμίοις τολμηρῶς. οὗ γενομένου ταχέως οἱ προσκείμενοι μισθοφόροι κατ' οὐρὰν τοῖς προσβαίνουσιν, ἀκούσαντες τῆς κραυγῆς καὶ συνιδόντες τὴν τῶν ἱππέων συμπλοκήν, ἀφέμενοι τῶν προκειμένων ἀνέτρεχον εἰς τὰς ἐξ ἀρχῆς τάξεις καὶ προσεβοήθουν τοῖς παρ' αὑτῶν ἱππεῦσι.* Was sich bei rein sachlicher Erwägung der geschilderten Vorgänge unabweisbar aufdrängt, wird durch den Wortlaut des Berichtes unverkennbar bestätigt. Die Ausdrücke *συννοεῖν* 'erwägen', *προορᾶσθαι* 'voraussehen', *ὑποδεικνύειν* 'darlegen', *συνιδεῖν* hier nicht 'mit Augen sehen', sondern 'merken, begreifen', *ἀκούειν* und das Futurum *τὸ συμβησόμενον* zeigen deutlich, daß es sich hier nirgends um ein unmittelbares 'Sehen' aus nächster Nähe, sondern um weite Entfernungen und überall um bloße Vermutungen handelt. Man vgl. auch *συνθεᾶσθαι τὸν καιρόν*, 'den richtigen Zeitpunkt zum Handeln erkennen', Pol. II 68, 3.

Leichten erfolgte erst später, nachdem die spartanischen Reiter in den Engpaß hineingetrieben worden und die vom Euas zurückgekehrten Leichten ihnen hier zu Hilfe gekommen waren.

Von einem überraschenden Angriffe auf das Lager des Kleomenes auf dem Olymp sah Antigonos ab. Die Wegestrecken, die man bei einer Umgehung im Dunkel der Nacht hätte zurücklegen müssen, waren weit größer als die nach dem Euas, der Aufstieg im Norden (von der Straße von Vresthena aus) war sehr steil, der im Süden vor den im Tale lagernden spartanischen Reitern und Söldnern schwer zu verbergen. Das ganze Unternehmen eignete sich für die schwere Bewaffnung und die gewohnte Kampfweise der Phalanx, die dabei hätte mit in Tätigkeit treten müssen, in keiner Weise. Daher entschloß sich Antigonos, mit der Phalanx und 5000 Söldnern auf dem zwar schmalen, aber sanft und gleichmäßig ansteigenden Vorgelände des spartanischen Lagers den Gegnern in regelrechter Schlachtordnung den Kampf anzubieten. Man kann die Frage aufwerfen, warum er mit seinen Streitkräften nicht im Tale vor seinem Lager stehen geblieben und hier den Ausgang des Kampfes auf dem Euas, sowie den Angriff der spartanischen Phalanx, falls ein solcher durch jenen Kampf veranlaßt werden sollte, ruhig abgewartet hat. Es war indessen nicht unbedingt notwendig, daß Kleomenes ihn hier unten angriff. Wenn dieser die Bedrängnis seines Bruders rechtzeitig bemerkte, war es nicht ausgeschlossen, daß er ihm einen Teil seiner Leute vom Olymp 'hinten herum', d. h. südlich über den Engpaß hinüber zu Hilfe schickte, sich selber aber mit den übrigen auf die Verteidigung seines Lagers beschränkte. Und wenn sich Eukleidas nach Abgang der Unterstützungstruppen nur eine halbe Stunde noch zu halten vermochte, dann war es ferner nicht unmöglich, daß die Hilfe rechtzeitig ankam und die Dinge zum bessern wendete. Und wenn dann des Antigonos Sturmkolonnen eine entschiedene Niederlage erlitten hätten, würde er in dieselbe Lage geraten sein, in die Kleomenes später geraten ist: seine Phalanx würde von allen Seiten angegriffen worden sein. Einer derartigen Möglichkeit wollte er zuvorkommen. Deshalb suchte er den Kleomenes selber sofort beim Beginn des Sturmes auf den Euas in einen Kampf zu verwickeln und zu gleicher Zeit wie dort auch auf dem Olymp die Entscheidung herbeizuführen. Seine Söldner müssen also mit Tagesanbruch im Lager bereit gestanden haben und, sobald er den hinter dem Euas harrenden Illyrern das Zeichen zum Angriff gab, ebenfalls zum Angriff vorgegangen sein. Darauf ordnete sich auch die Phalanx vor dem Lager und folgte ihnen.

Kleomenes ahnte irgend einen heimlichen Anschlag der Gegner, weil er, wie Plutarch erzählt, die Illyrer nirgends zu entdecken vermochte, und trug Bedenken, unter diesen Umständen den angebotenen Kampf anzunehmen. Polybios bestätigt, daß er zunächst nur die Söldner vorgeschickt, die Phalanx aber längere Zeit im Lager zurückgehalten hat — hierauf werden wir weiter unten noch einmal zu sprechen kommen —, sodann führte er seine Phalanx heraus, die er gleich Antigonos (vgl. oben S. 211) bereits im Lager der Breite des Bergrückens angepaßt haben muß. Sie hatte demzufolge wie die make-

donische etwa 300 Mann in der Front, und da sie etwa 6000 Mann zählte, eine Tiefe von 20 Mann.

Trotz dieser bedeutend geringeren Tiefe (20 : 32) vermochte sie nun die makedonische Phalanx zu werfen. Das verdankte sie hauptsächlich den ihr günstigen räumlichen Verhältnissen. Das höhere, in einem Winkel von $7^3/_4{}^0$ abfallende Gelände verlieh dem Drucke der 20 Mann das entschiedene Übergewicht über die 32 Mann der Gegner, die sich von unten nach oben diesem Drucke auf die Dauer vergeblich entgegenstemmten. Deshalb darf man indessen das Wagnis des Antigonos nicht für unbegreiflich erklären. Der Ausgang des Angriffes ließ sich nicht mit mathematischer Sicherheit nach den Fallgesetzen der schiefen Ebene im voraus berechnen, weil hierbei physische und psychische Kräfte als inkommensurable Größen mitwirkten. Es war vor dem Kampfe denkbar, daß diese Kräfte auf Seite der Makedonen um so viel stärker sein würden, daß sie das größere Gewicht, das den Gegnern die höhere Stellung verlieh, durch ihre größere Tiefe, ferner durch größere Körperkraft und größeren Mut überwinden könnten, und es gehörte anderseits für die 20 Mann der spartanischen Rotten immerhin noch Mut dazu, sich rücksichtslos auf die Speere von 32 Mann zu stürzen. Ob sie den haben würden, stand von vornherein nicht unbedingt fest. Daß sie ihn tatsächlich gehabt haben, ist auch Polybios so außerordentlich vorgekommen, daß er es allein als Grund des Erfolges hervorhebt (*πιεζομένων ὑπὸ τῆς τῶν Λακώνων εὐψυχίας*) und darüber die Mitwirkung des Vorteiles, den das Gelände gewährte, zu erwähnen vergißt. — Unter dem obwaltenden Kräfteverhältnis kam nun alles darauf an, ob sich die makedonische Phalanx schließlich so entschieden werfen lassen würde, daß sie zersprengt und in die Flucht gejagt werden konnte, oder ob sie fest zusammenhaltend und schrittweise zurückgehend die Talebene und den gegenüberliegenden Abhang erreichen würde. Im letzteren Falle ließ sich hoffen, daß sich das Blatt wenden würde, da der Vorteil des Geländes dann umgekehrt auf Seite der Makedonen lag. Und dieser Fall ist eingetreten. Das beweist die Nachricht Plutarchs, daß die makedonische Phalanx 5 Stadien (900 m) zurückgedrängt worden sei, was von Polybios mit den Worten *πιεζομένων ἐπὶ πολύ* bestätigt wird. Zog sich das spartanische Lager bis auf etwa 160 m Berghöhe herab und brach Kleomenes aus ihm hervor, als die makedonische Phalanx bis auf 100 m Höhe emporgestiegen und noch 400 m von ihm entfernt war, so betrug die Entfernung vom Punkte des ersten Zusammenstoßes (auf Höhenlinie 130) bis hinab an den gegenüberliegenden Abhang, den Punkt des letzten und entscheidenden Zusammenstoßes, genau 900 m.

Zu dieser Wendung der Dinge haben überdies noch zwei Umstände beigetragen. Als die makedonische Phalanx die 5 Stadien zurückgedrängt worden war und sich in der höchsten Not befand, nahten, wie Plutarch berichtet, die Sieger vom Euas dem Kampfplatze und brachten Hilfe.[1]) Das lähmte den

[1]) Man beachte die zum ganzen Verlauf der Schlacht stimmende Tatsache, daß die Sieger vom Euas Hilfe bringen. Nach den von Antigonos vor der Schlacht getroffenen

Mut der Spartaner und schaffte der makedonischen Phalanx Luft. Antigonos benutzte dies zu dem bekannten Manöver der Verdichtung oder Verschildung, dem *συνασπισμός*, bei dem nicht nur die Glieder, sondern auch die Rotten aus den gewöhnlichen Abständen von 3′ auf solche von 1½′ zusammengeschoben wurden. Polybios berichtet das mit den Worten: *οἱ περὶ τὸν Ἀντίγονον συμφράξαντες τὰς σαρίσας καὶ χρησάμενοι τῷ τῆς ἐπαλλήλου φάλαγγος ἰδιώματι, βίᾳ προσπεσόντες ἐξέωσαν ἐκ τῶν ὀχυρωμάτων τοὺς Λακεδαιμονίους* (II 69, 9). *συμφράττειν τὰς σαρίσας*, 'die Sarissen zusammenstopfen', bedeutet, daß die Sarissen beim Fällen dicht zusammen oder dicht nebeneinander gelegt wurden. Mit diesem 'Zusammenstopfen' der Sarissen kann doch nun nicht die gewöhnliche Lage derselben gemeint sein, sondern es muß damit eine außergewöhnliche und zwar eine außergewöhnlich enge bezeichnet werden. Die konnte aber nur dadurch bewirkt werden, daß die Leute nicht auf den gewöhnlichen Gefechtsabständen von 3′ stehen blieben, sondern sich möglichst eng, d. h. auf 1½′ aneinanderdrängten. *συμφράττειν τ. σ.* bedeutet also in der makedonischen Taktik ganz dasselbe wie *συνασπίζειν*, wobei man sich ebenso eng aufstellen mußte, damit die 2′ breiten Phalangitenschilde[1]) einander mit ihren Rändern berühren konnten. Daher nennt Polybios unmittelbar neben *συνασπίζειν* das Verschilden auch *συμφράττειν τοῖς ὅπλοις*[2]) und gebraucht *συμ-*

Anordnungen wären eigentlich die vor dem Lager im Tale als Reserve aufgestellten Reiter und griechischen Hopliten in erster Linie hierzu berufen gewesen. Die hatten sich aber, wie wir sahen, inzwischen in einen Kampf mit den gegenüberstehenden Reitern und Söldnern eingelassen und waren, wie Plutarchs Erzählung von der ungestümen Kampflust Philopoimens vermuten läßt, bei der Verfolgung der Feinde weit in die hintere Talenge eingedrungen, hatten die Bedrängnis der wieder ins Tal heruntergeworfenen makedonischen Phalanx nicht bemerken können und waren ihr infolgedessen auch nicht zu Hilfe gekommen. Als Antigonos in seiner schwierigen Lage seine Reserven vermißte, wird er nicht angenehm berührt gewesen sein. Wenn nicht zufällig gerade jetzt die Sieger vom Euas frei geworden wären, die Lage ihrer Phalanx bemerkt hätten und schleunigst zur Hilfe herbeigeeilt wären, hätte die Schlacht für die Makedonen vielleicht ein böses Ende genommen, und der Ungehorsam der Reserven würde daran schuld gewesen sein. Erst unter diesen Verhältnissen wird es psychologisch verständlich, daß Antigonos dem Generale, der den allgemeinen Angriff der Reserven nach Philopoimens eigenmächtigem Vorgehen schließlich zugelassen hatte und dafür die Verantwortung trug, nachträglich einen, wenn auch innerlich nicht ernst gemeinten Vorhalt wegen seines an sich doch ganz gerechtfertigten und erfolgreichen Angriffes macht, und daß der General in dem Bewußtsein, daß durch seine Schuld die Phalanx in große Gefahr gekommen war, diesen Vorhalt ernst nimmt und in seiner Verlegenheit die Schuld auf Philopoimen abzuwälzen sucht. Ohne jenes Schuldbewußtsein hätte der vorwurfsvoll Angeredete sicherlich für sich das Verdienst in Anspruch genommen, zum Gelingen des Sturmes auf den Euas wirksam beigetragen zu haben. Daß Antigonos nachträglich, nachdem alles gut abgelaufen war, das schneidige Vorgehen und den Eifer seines Bundesgenossen Philopoimen rühmend anerkannte, ist selbstverständlich.

[1]) Askl. 5, 1: 8 Palästen = 1⅓ Elle = 2′.

[2]) IV 64, 7: *ἐν τῷ ταύτην τε* (*τὴν πρώτην σημαίαν* der makedonischen Peltasten) *μεῖναι συνασπίσασαν καὶ τὴν δευτέραν καὶ τρίτην διαβαινούσας συμφράττειν τοῖς ὅπλοις.*

φράττειν auch zur Bezeichnung der gleich engen Stellung, die die Römer zur Herstellung ihrer *testudo* einnehmen mußten[1]) (vgl. unten S. 267). —

Kr. hat die Möglichkeit und Tatsächlichkeit dieser durch *συνασπίζειν* bezw. *συμφράττειν* bezeichneten engen Aufstellung, die ich bereits früher auf Grund einer Polybiosstelle erörtert habe,[2]) in einer vor mehreren Jahren veröffentlichten Abhandlung[3]) in Abrede gestellt und verfährt daher ganz folgerichtig, wenn er sie auch jetzt an der hier in Frage stehenden Stelle als nicht vorhanden betrachtet.[4]) Da eine endgültige Klarstellung der Sache für das Verständnis des Ausganges der Schlacht von Sellasia von Wichtigkeit ist, so kann ich nicht umhin, zur Erhärtung und Ergänzung meiner früheren Auslassungen das Wesen, die geschichtlichen Zeugnisse und den Zweck der makedonischen Verschildung nochmals kurz zu kennzeichnen.

In den griechischen Hoplitenheeren bezeichnete der Terminus *συνασπισμός* allerdings keine besonders dichte, sondern die gewöhnliche Kampfstellung der Hopliten. Da hier der Mann, wie Thukydides[5]) berichtet, immer instinktiv, um seine Flanke zu decken, möglichst nahe an den Schild seines rechten Nebenmannes anschloß, so war der Abstand durch die Breite seines Schildes gegeben. Wo, wie bei den Athenern, der Rundschild gebräuchlich war, der etwas weniger als einen Meter im Durchmesser hatte,

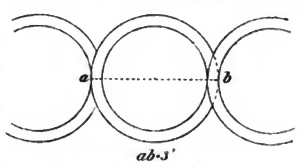


Fig. 6. Rundschilde in der Verschildung

ergab sich ein durchschnittlicher Abstand von 90 cm (3 Fuß) (s. Fig. 6); wo, wie bei den Thebanern, der böotische (ovale) Schild gebräuchlich war, der etwas

[1]) XXXVIII 11 (12), 2: *οἱ Ῥωμαῖοι τρεῖς σημαίας προεχειρίσαντο καὶ τῇ μὲν πρώτῃ τοὺς θυρεοὺς ὑπὲρ τῆς κεφαλῆς ποιήσαντες συνέφραξαν, ὥστε τῇ τῶν ὅπλων πυκνότητι κεραμωτῷ καταρρύτῳ γίνεσθαι παραπλήσιον.* Vgl. Pol. X 14, 12 und Cass. Dio LXII 12.

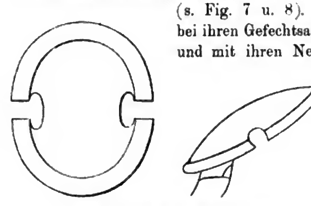
[2]) Polybios und die römische Taktik, Leipzig 1889, S. 7 f.

[3]) Zum griechischen und römischen Heerwesen, Hermes XXXV (1900) S. 232 f. Erneuert hat er seine Einwände in seinen 'Antiken Schlachtfeldern' S. 332 f.

[4]) Kr. setzt sich über die Schwierigkeiten, die die Worte *συμφράξαντες τὰς σαρίσας* machen, dadurch hinweg, daß er an ihrer Stelle einen frei erfundenen Begriff unterschiebt. Er übersetzt sie (S. 249) mit: (die Truppen des Antigonos) 'scharten sich von neuem', und erläutert dies (S. 244) durch die ebenso willkürlichen Zusätze: 'er läßt seine Truppen die Glieder herstellen, die Lücken schließen, und in geschlossenen Haufen holt er aus.' Wie das 'Zusammenstopfen' der Sarissen dazu gekommen sein sollte, die Wiederherstellung in Unordnung geratener Glieder zu bezeichnen, ist ganz unerfindlich. Von einer Unordnung wird überdies kein Wort berichtet. Etwas Richtiges wird hinterdrein mit 'in eng geschlossenen Haufen' angedeutet. Aber diese enge Geschlossenheit unterscheidet sich nach Kr. doch in nichts von den gewöhnlichen Gefechtsabständen von 3'; warum sollen die plötzlich 'enge' sein?

[5]) Thuk. V 68: *τὰ στρατόπεδα ποιεῖ μὲν καὶ ἅπαντα τοῦτο· ἐπὶ τὰ δεξιὰ κέρατα αὐτῶν ἐν ταῖς ξυνόδοις μᾶλλον ἐξωθεῖται καὶ περιίσχουσι κατὰ τὸ τῶν ἐναντίων εὐώνυμον ἀμφότεροι τῷ δεξιῷ, διὰ τὸ φοβουμένους προστέλλειν τὰ γυμνὰ ἕκαστον ὡς μάλιστα τῇ τοῦ ἐν δεξιᾷ παρατεταγμένου ἀσπίδι καὶ νομίζειν τὴν πυκνότητα τῆς συγκλήσεως εὐσκεπαστότατον εἶναι.*

schmäler war, stellten sich naturgemäß auch die Leute etwas dichter nebeneinander; da die ovalen Schilde beim Zusammenschluß nicht wie die Rundschilde die Auslage des Speeres über ihren Rändern gestatteten, so hatten sie an beiden Seiten Ausschnitte, durch die der Speer hindurchgesteckt werden konnte (s. Fig. 7 u. 8). Da die Hopliten nach Thukydides bei ihren Gefechtsabständen regelmäßig 'verschildet' waren und mit ihren Nebenleuten 'Schildfühlung' hatten, wie man heute entsprechend von 'Ellenbogenfühlung' beim Fußvolke und von 'Bügelfühlung' bei der Reiterei spricht, so war in der vormakedonischen Zeit *συνασπίζειν τινὶ* so viel wie 'mit einem zusammen in Reihe und Glied stehen'.[1] Aber die makedonischen Phalangiten, die die schwere Sarisse im Kampfe mit beiden Händen führen mußten, hatten Schilde von nur 2 Fuß Durchmesser. Wenn sie auf den bei ihnen ebenfalls für gewöhnlich beibehaltenen Abständen von drei Fuß Breite standen — warum sie das tun mußten, werden wir später sehen —, waren sie natürlich nicht verschildet. Wenn sie es sein sollten, mußten sie ihre Abstände auf etwa die Hälfte, also auf etwa $1^1/_2$ Fuß verkürzen, damit sich ihre Schildränder links und rechts gegenseitig berühren konnten. Auf ein paar Centimeter mehr oder weniger kam es dabei so wenig wie bei der heutigen Ellenbogenfühlung an; das Maß hing von der Schulterbreite des einzelnen Mannes ab, wobei indessen zu berücksichtigen ist, daß die volle Schulterbreite nicht gebraucht wurde, da der Mann beim Angriff mit gefälltem Speer die linke Schulter vornahm. Der *συνασπισμός* der makedonischen Taktik war also etwas ganz anderes als der der gemeingriechischen Taktik. Er war mit seiner außergewöhnlich dichten Aufstellung eine Neuerung und war und blieb auch eine besondere Eigentümlichkeit der makedonischen Phalanx, die infolge ihrer Bewaffnung allein für sie geeignet war und für die sie auch allein einen Zweck hatte.[2] Der Phalangit konnte mit seiner langen und schweren Sarisse nicht kunstgerecht fechten, und das sollte er auch gar nicht. Er sollte die Sarisse mit beiden Händen fest an der Hüfte einsetzen und im Verein mit seinen Kameraden einen Massenstoß ausführen.[3] Da fünf Leute hintereinander ihre Sarissen zu gleicher Zeit zu fällen und bei ungleichen Schaftlängen sämtliche


Fig. 7. und 8 Böotische Schilde

[1]) Diod. XVII 85, 5 u. ö.

[2]) Wo also von dem makedonischen *συνασπισμός* die Rede ist, haben wir es stets mit der dichten Aufstellung in Abständen von $1^1/_2{}'$ zu tun. S. Plut. Philop. 9 und Tit. 8, wo die *προβολή*, d. h. Auslage von fünf Speerspitzen vor der Front, und der *συνασπισμός* wiederholt als eine besondere Eigentümlichkeit und Stärke der makedonischen Phalanx ausdrücklich bezeugt werden.

[3]) Auf diesen Massenstoß waren unzweifelhaft schon vor den Makedonen die Thebaner ausgegangen. Darauf lassen ihre tiefe Aufstellung und ihre mit Einschnitten versehenen

fünf Speerspitzen auch vorn in gleiche Linie zu bringen vermochten, so konnte man auf eine außergewöhnlich große Wirkung dieses Stoßes rechnen. Obwohl unsere deutsche Reiterei mit kürzeren Lanzen bewehrt ist und sie nur im ersten Gliede zu fällen vermag, wird gleichwohl auch bei ihr lediglich auf die Wirkung des Massenstoßes gerechnet und der Mann angewiesen, die Lanze unter der Achsel fest einzupressen und in unveränderter Haltung mit ihr gegen den Feind anzurennen. Wie bei den Gewehrsalven der Infanterie der einzelne Mann nicht lange zielen, sondern auf Kommando mit den anderen gemeinsam abfeuern soll, so soll heute der Reiter und so sollte bei den Makedonen der Phalangit, ohne lange zu fechten, auf gut Glück anrennen. Man rechnete lediglich auf sogen. Zufallstreffer: da man in eine geschlossene Masse hineinstieß, mußte jeder Mann auf irgend einen Gegner irgendwie treffen; und mochten auch viele Speerspitzen von den Gegnern abgehauen werden, es trafen doch noch viele auf und verwundeten die Gegner oder warfen sie zurück oder zu Boden; und wenn sie vom ersten Gliede mit Schild und Speer pariert und bei Seite geschlagen wurden, stießen sie in die hinteren Glieder hinein u. s. w. Der Phalangit hatte dabei lediglich die Aufgabe, seine Sarisse so fest zu halten, daß sie ihm nicht in die Höhe oder zu Boden geschlagen werden konnte. Nur wenn Phalangiten gegen Phalangiten kämpften und sich gegenseitig mit ihren Speerspitzen zu Leibe gingen, kamen sie in die Lage, mit ihren Sarissen zu fechten, da es der natürliche Selbsterhaltungstrieb selbstverständlich nicht zuließ, daß sie sich gegenseitig einfach aufspießten. Aber da der Mann an der Brust durch den Panzer, am Unterleibe und an den Oberschenkeln durch den Schild, an den Unterschenkeln durch die Beinschienen hinlänglich gedeckt war, so bestand sein Fechten lediglich darin, daß er Hals und Gesicht durch Niederdrücken oder Hochschlagen der gegen sie gerichteten Speerspitzen schützte. Raum und Bewegungsfreiheit zum Fechten brauchte also der Phalangit in sehr geringem Maße, ein Abstand von anderthalb Fuß war für ihn im Kampfe vollständig ausreichend.[1]) Delbrück[2]) hat meine Auffassung der Sache durch einen mit einer Abteilung von Turnern vorgenommenen praktischen Versuch geprüft und bezeugt, daß sie tatsächlich möglich ist. Es könnten nach seiner Meinung allerdings schließlich auf den Mann 3 cm mehr als $1^1/_2$ Fuß nötig gewesen sein, aber er bemerkt mit Recht, daß man einen 'modernen, geaichten Maßstab' hier nicht anlegen dürfe. Jeder Unbefangene wird derselben Ansicht sein. Wenn wirklich ein paar Centimeter mehr gebraucht worden wären, würde das den runden Ansatz der Taktiker von $1^1/_2$ Fuß nicht im geringsten als falsch und übertrieben erscheinen lassen. Aber mehr als $1^1/_2$ Fuß waren wirklich nicht nötig. Es kommt hierbei alles auf die Schulterbreite und neben ihr noch viel auf die richtige Körperhaltung und die richtige Lage der Sarissen an,

---

schmäleren, daher eine engere Fühlung bedingenden Schilde schließen. Die ganz dichte Aufstellung der Makedonen erscheint danach als eine konsequente Weiterentwicklung der thebanischen Kampfsitte.

[1]) Vgl. meine Abhandlung 'Polybios und die römische Taktik' S. 14.

[2]) Gesch. der Kriegskunst I 372 und II 21.

aber wenig auf die Rüstung, die nur den Brustumfang erweiterte, aber die Schulterbreite niemals erreichen konnte. Um mit dem vor dem Leibe nach rechts übergreifenden Unterarm die Sarisse bequem halten und mit ihr wirksam stoßen, sowie dem gegnerischen Stoße kräftigeren Widerstand leisten und eine schmälere Zielfläche bieten zu können, nahm der Phalangit zugleich mit dem Fällen der Sarisse die bekannte Fechtstellung aller antiken Hopliten ein, d. h. er nahm die linke Schulter vor und gab damit dem Oberkörper eine Wendung nach rechts. In dieser Stellung braucht der stärkste Mensch beim Vorwärtsschreiten nicht mehr als 45 cm. Über die Schildlage habe ich noch keine praktischen Versuche in Rotten und Gliedern, sondern nur an mir selber anstellen können. Es wird wohl bei meiner Annahme (a. a. O.) verbleiben müssen, daß die Schilde nur vom ersten Gliede vor den Leib genommen, von den hinteren Gliedern dagegen an der linken Seite in der Richtung der Rotten getragen wurden, da die dichtgedrängten Leute von vorn durch das verschildete erste Glied, von oben durch ihre eigene Rüstung und die Sarissen der hinteren Glieder genügend geschützt waren.[1] Der Schild wird aber nicht am linken Arme getragen worden sein, sondern an einem mittels einer Schnalle verstellbaren Riemen frei am Nacken gehangen haben[2], da der linke Arm zur Führung der Sarisse volle Bewegungsfreiheit brauchte und von ihm gänzlich unabhängig sein mußte.[3] Die fünf Sarissen, die von den fünf Vorderleuten jeder Rotte zugleich gefällt wurden, wurden nicht nebeneinander, sondern übereinander gelegt.[4] Infolgedessen wurde die Brustbreite des Mannes nur um

---

[1]) Vorausgesetzt muß wohl auch werden, daß diese wie die thebanischen und die gewöhnlichen Peltastenschilde (Plutarch bezeichnet die Phalangitenschilde als *πέλται*) an den Seiten Ausschnitte (etwa 30 cm hoch und 4 cm breit) hatten, durch die zwei oder drei Glieder die Sarissenschäfte hindurchstecken konnten (s. Fig. 9 und 11). Die auf den makedonischen Münzen abgebildeten Rundschilde würden dann keine Phalangitenschilde, sondern Schilde der Hypaspisten (der Leibgarde) darstellen.

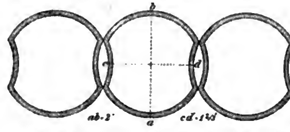


Fig. 9. Makedon Phalangitenschilde in der Verschildung

[2]) Das will wahrscheinlich Plut. Aem. Paul. 19 besagen: *ἐπεὶ δὲ καὶ τῶν ἄλλων Μακεδόνων τάς τε πέλτας ἐξ ὤμου περισπασάντων καὶ ταῖς σαρίσαις ἀφ' ἑνὸς συνθήματος κλιθείσαις ὑποστάντων.* Bevor die M. die Sarisse fällten, zogen sie den Schild, der bis dahin von der rechten Schulter herab auf dem Rücken gehangen hatte, vor an den Leib, schnallten ihn etwas höher und schoben die linke Schulter, sobald sie sie zum Anlauf vornahmen, unter ihn, sodaß der Riemen zu beiden Seiten der Schulter lief.

[3]) Daß er für das Handgemenge mit dem Schwerte auch Handhabe und Armring hatte, ist natürlich nicht ausgeschlossen; auch das nicht, daß er mit einem um die linke Hand geschlungenen, biegsamen, (geflochtenen) Lederriemen am Rande gehalten wurde.

[4]) Man veranschauliche sich die Sache an Fig. 10 und 11. Die Figur in meiner Abhandlung S. 18 gibt die Sarissenlage nicht ganz richtig wieder. Der erste Mann legte seine Sarisse mit nach unten gestreckten Armen, etwa über dem Halse des rechten Oberschenkels wagrecht, der fünfte setzte die seinige etwa einen halben Fuß höher an den Rippen ein und hielt die Spitze so hoch, daß sie etwa 2—$2\frac{1}{2}$ Fuß über der ersten lag;

einen Sarissendurchmesser, nicht etwa fünf, vergrößert. Der betrug aber noch nicht 3 cm.

Sachlich unmöglich war die makedonische Verschildung also durchaus nicht. Aber auch die geschichtliche Überlieferung läßt keinen Zweifel gegen sie aufkommen. Die griechischen Taktiker führen sie als ein ständiges[1]) Manöver der makedonischen Taktik auf, und sie sind trotz einiger Interpolationen und anderer Textentstellungen durchaus glaubwürdige Zeugen. Polybios (XVIII 29) kennzeichnet die Verschildung mit den Worten Homers (Il. XIII 131):

ἀσπὶς ἄρ' ἀσπίδ' ἔρειδε, κόρυς κόρυν, ἀνέρα δ' ἀνήρ·
ψαῦον δ' ἱππόκομοι κόρυθες λαμπροῖσι φάλοισι
νευόντων· ὡς πυκνοὶ ἐφέστασαν ἀλλήλοισιν.

Wie sollte wohl ein so nüchterner und sachverständiger Geschichtschreiber wie Polybios dazu kommen, diese anschauliche Schilderung einer Leib an Leib gedrängten Heeresmasse auf die makedonische Verschildung anzuwenden, wenn diese nichts weiter als die gewöhnliche, in allen griechischen Hoplitenheeren

die mittleren Glieder verteilten ihre Sarissen zwischen diesen beiden Punkten in gleichen Abständen übereinander, so daß die fünf Spitzen einen Bogen (keinen mathematischen Kreisbogen, sondern eine Kurve) bildeten, die hinteren Schaftenden aber nur von oben einander berührten. Der linke Arm des Hintermannes mußte unter dem rechten des Vordermannes durchgreifen, weil der Mann nur in dieser Lage die Sarisse festhalten und mit dem linken Arme und der linken Schulter auf den Rücken des Vordermannes drücken

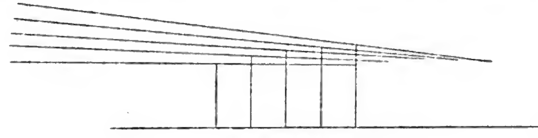


Fig. 10. Sarissenlage

konnte. Durch diese Verschränkung der Arme gewann die ganze Rotte einen festen Zusammenschluß und stieß wie ein Mann mit fünf Speeren zu gleicher Zeit auf den Feind. Dieser gewaltige Stoß wurde durch das Nachdrängen der (nicht mit abgebildeten) 11 Hintermänner noch entsprechend verstärkt. — Ich habe diese Aufstellung mit einer Gymnasialklasse von 20—25 Schülern die 18—20 Jahre alt waren, wiederholt versucht und festgestellt, daß sie nach einer halbstündigen Übung begriffen war und, obwohl ebenfalls 4—5 cm starke Turnstangen als Sarissen verwendet wurden, nicht nur der Vormarsch im Schritt, sondern auch der Sturmanlauf ausgeführt werden konnte.

[1]) Die Taktiker (Asklep. 4, 1; Arr. und Äl. 11) lehren, daß im makedonischen Heere drei verschiedene Abstände angewendet wurden: ein Abstand von 6' für den Reisemarsch (διάστημα πορευτικόν), einer von 3' in der gewöhnlichen Gefechtsordnung (πύκνωσις) und einer von $1^1/_2$' (συνασπισμός), wenn man in Bedrängnis war (ὁ δὲ σ. [γίνεται] πρὸς τὸ τὴν τῶν πολεμίων ἔφοδον πεφραγμένους ὑποστῆναι Arr. 11, 5). Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die verschildete Phalanx den Angriff 'stehend' erwartet habe. Wenn der Angreifer nahe herangekommen war, stürmte sie ihm selbstverständlich entgegen. Dagegen wird deutlich ausgesprochen, daß die Verschildung zwar reglementmäßig eingeführt war, aber nicht etwa regelmäßig und bei jeder Gelegenheit angewendet wurde; vgl. unten S. 268.

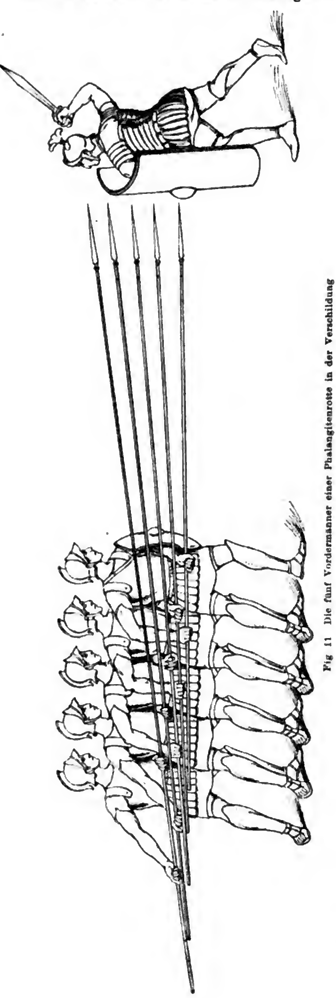


Fig. 11 Die fünf Vordermänner einer Phalangitenrotte in der Verschildung

übliche weite Aufstellung in dreifüßigen Abständen gewesen wäre? Zumal, da dies gerade die Stelle gewesen ist, von der den Zeitgenossen bekannt war, daß sie in dem Kopfe des praktischen Mannes, der die dichte Verschildung in seinem Heere eingeführt hat, Philipps, des Vaters Alexanders des Großen, den Gedanken selber angeregt hatte.[1]) Die sachlichen Erörterungen, die Polybios über die Verschildung anstellt, lassen wir hier beiseite, da die Zahlen im Texte offenbar entstellt sind und deshalb nicht als beweiskräftig gelten können. Wir haben eine genügende Zahl anderer, vollgültiger Zeugnisse. Daß die makedonische Verschildung ebenso wie der makedonische Speerwald etwas ganz anderes war als die Verschildung und Speervorlage der griechischen Hopliten, bezeugt Plutarch.[2]) Arrian[3]) berichtet, daß Alexander in der Schlacht gegen Poros der Phalanx befohlen hat, in dichtestem Zusammenschluß — nicht etwa

[1]) Diod. XVI 8, 2: *ἐπενόησε (ὁ Φίλιππος) δὲ καὶ τὴν τῆς φάλαγγος πυκνότητα καὶ παρασκευήν, μιμησάμενος τὸν ἐν Τροίᾳ τῶν ἡρώων συνασπισμόν, καὶ πρῶτος συνεστήσατο τὴν Μακεδονικὴν φάλαγγα.* Da Homer an keiner anderen Stelle vom Synaspismos redet, so muß Philipp die oben angeführte Stelle im Auge gehabt haben.

[2]) Philop. 9: *φάλαγγι δὲ χρώμενοι (οἱ Ἀχαιοί) μήτε προβολὴν ἐχούσῃ μήτε συνασπισμόν, ὡς ἡ Μακεδόνων, ῥᾳδίως ἐξεθλίβοντο καὶ διεσπῶντο.*

[3]) V 17, 7: *Ἀλέξανδρος . . . τοὺς πεζοὺς δὲ ξυνασπίσαντας ὡς ἐς πυκνοτάτην ξύγκλεισιν ἐπάγειν τὴν φάλαγγα ἐσήμηνε.*

stehen zu bleiben, sondern — auf den Feind loszugehen. Was soll man unter dem dichtesten Zusammenschlusse anderes als das Zusammendrängen 'Mann an Mann' verstehen? Was anderes ferner unter dem engen Gefüge[1]) oder der Schwere[2]) des Synaspismos, von denen Plutarch spricht? Warum betont derselbe Schriftsteller, daß von dem festen Zusammenhalt der Aufstellung ihre Wirkung und ihr Heil abhänge? Doch nur deshalb, weil sie schwer aufrecht zu erhalten, d. h. dichtgedrängt war. Das Verdichten der Phalanx bei Kynoskephalä, das Polybios (XVIII 24, 8) einfach mit *πυκνοῦν ἐπὶ δεξιόν* berichtet, führt Livius[3]) anschaulich und bestimmt mit den Worten aus: '(Philipp) ließ die Phalanx sich verdichten, so daß Mann an Mann, Schild an Schild schloß.' Nicht minder anschaulich ist er an einer zweiten Stelle[4]), wo er schildert, wie die Makedonen dichtgedrängt ihre riesigen Sarissen fällen und die Römer gegen ihre an Dichtigkeit der römischen *testudo* gleichende Phalanx weder mit den Pilen noch mit den Schwertern etwas ausrichten können. Wichtig ist die Gleichstellung der makedonischen Verschildung mit der *testudo*, der römischen Verschildung. Deren Beschaffenheit kennt jedermann aus eigener Anschauung, denn sie ist auf der Trajanssäule und sonst öfter in allen Einzelheiten deutlich erkennbar abgebildet. Polybios[5]) vergleicht sie in Bezug auf ihre Dichte mit einem Ziegeldache. Wenn die Römer Mann an Mann gedrängt marschieren konnten, konnten es die Makedonen selbstverständlich ebenfalls. Daß sie die Römer nicht in der Schlacht, sondern nur da anwendeten, wo sie unter dem Hagel der feindlichen Geschosse an eine feste Stellung herankommen wollten, lag daran, daß sie nicht die Stoßlanze, sondern Wurfspeer und Schwert, und nicht Rundschilde, sondern viereckige Schilde führten, mit denen sie in der Verschildung nicht kämpfen konnten.[6])

---

[1]) Plut. Aem. Paul. 20: *ἐπεὶ δὲ τῶν τε χωρίων ἀνωμάλων ὄντων, καὶ διὰ τὸ μῆκος τῆς παρατάξεως οὐ φυλαττούσης ἀραρότα τὸν συνασπισμόν, κατεῖδε τὴν φάλαγγα τῶν Μακεδόνων κλάσεις τε πολλὰς καὶ διασπάσματα λαμβάνουσαν.* Vgl. *ὥσπερ χαρακώματι τῷ πυκνώματι τῶν σαρισῶν* ebd. und *τὴν τῆς φάλαγγος πυκνότητα* bei Diodor in der S. 266 Anm. 1 angeführten Stelle.

[2]) Plut. Tit. 8: *τὸ βάρος τοῦ συνασπισμοῦ καὶ τὴν τραχύτητα τῆς προβολῆς τῶν σαρισῶν οὐχ ὑπομεινάντων* (*τῶν Ῥωμαίων*).

[3]) XXXIII 8: *Simul et densari ordines iussit* (*Philippus*), *ut vir viro, arma armis iungerentur.* Vgl. XLIV 41, 6: *Deinde disiecerunt phalangem, cuius confertae et intentis horrendis hastis intolerabiles vires sunt.*

[4]) XXXII 17: *Cohortes, quae cuneum Macedonum, phalangem ipsi vocant, si possent, vi perrumperent, emittebat* (der römische Befehlshaber während der Belagerung von Atrax). . . . *Ubi conferti hastas ingentis altitudinis prae se Macedones obiecissent, velut in constructam densitate clipeorum testudinem Romani pilis nequiquam emissis cum strinxissent gladios, neque congredi propius neque praecidere hastas poterant.*

[5]) S. oben S. 261 Anm. 1.

[6]) Der Einwand, den Kr. gegen meine Auffassung des *συνασπισμός* in der oben angeführten Abhandlung S. 228 erhoben hat, ist nicht stichhaltig. Wenn er sich dort, um die Unmöglichkeit der engen Abstände zu erweisen, auf Machiavelli, auf die französische Landsknechtstaktik der 'Institution de la discipline militaire' und die deutsche von Wallhausen beruft und in die Worte ausbricht: 'Es ist eine peinliche Überraschung: das ist genau der

Der Zweck, den die Makedonen mit ihrer dichten Aufstellung verfolgten, war ein doppelter. Sie wollten sich erstens durch die aneinander geschlossenen Schilde und den dichten Speerwald vor Wurfgeschossen schützen und zweitens die Wirkung des Massenstoßes verdoppeln. Wenn ihre Rotten noch einmal so dicht standen als die der Gegner, stießen sie mit zwei Rotten auf eine; die vermochte natürlich diesen Stoß und Druck nicht auszuhalten. Die Verschildung war also dazu bestimmt, den Feind mit möglichster Kraft, Schnelligkeit und Entschiedenheit zu werfen und zu durchbrechen.

Natürlich hatte die Sache ihre Schwierigkeiten. Daher war sie auch nur auf den letzten Sturmanlauf, sagen wir auf eine Strecke von etwa 50—100 m berechnet. Für längere Märsche war sie zu unbequem und anstrengend, für schwieriges Gelände[1]) und für Veränderungen der Marschrichtung durch Wendungen ganz unmöglich. Daher hatte man denn auch für die gewöhnlichen gefechtsmäßigen Märsche die bisher üblichen Abstände von etwa drei Fuß beibehalten und verschildete sich erst dann, wenn man den eigentlichen Sturmanlauf beginnen wollte.[2]) In vielen Fällen lohnte es sich überhaupt nicht. Einen taktisch entschieden minderwertigen Feind konnte man auch in weiten Abständen werfen.[3]) Stand Phalanx gegen Phalanx und führten beide Teile die Verschildung aus, dann standen die Dinge wieder gleich. In diesen Fällen wird man erst dann zur Verschildung geschritten sein, wenn der Gegner aus

---

Abstand der Makedonier nach Polybios', so ist dagegen folgendes zu erwidern. Von einer Überraschung kann insofern nicht die Rede sein, als diese Tatsache allgemein bekannt und schon lange vor Kr. von anderen ins Feld geführt worden ist. Aber sie beweist nichts. Machiavelli hat seine *Arte della guerra* der Darstellung des Livius und Polybios entlehnt, und die ganze Landsknechtstaktik, auch die Kriegskunst Wallhausens, der 'löblichen Stadt Danzig Obrist-Wachtmeisters', ist als echtes Kind ihrer Zeit, der Renaissance, nichts weiter als die durch gelehrtes Studium wieder ans Licht gezogene makedonische Taktik. Da sie also nicht selbständig und auf dem Wege der natürlichen Entwicklung kraft immanenter, überall gleichmäßig wirkender Naturgesetze entstanden, sondern nach antikem Vorbilde künstlich gemacht worden ist, enthält sie keinen Beweis für die Naturnotwendigkeit dessen, was in ihr mit ihren Quellen übereinstimmt. Wenn sie die engen Abstände verwirft, so ist damit nicht deren Unmöglichkeit, sondern lediglich das erwiesen, daß ihre Urheber entweder die strittigen Stellen der antiken Quellen bereits ebenso verderbt lasen und unrichtig interpretierten, wie wir sie heute noch lesen und manche Gelehrte auch heute noch interpretieren, oder die enge Aufstellung für unzweckmäßig oder unausführbar erachteten; die Makedonen können aber doch anderer Ansicht gewesen sein.

[1]) So war am Granikos, wo der Fluß zu durchschreiten war und der Feind unmittelbar am gegenüberliegenden Ufer stand, und bei Sellasia auf dem steinigen Abhange des Olymp an die Verschildung selbstverständlich nicht zu denken. So führte bei Pydna das unebene Gelände und die lange Dauer des Kampfes die Auflösung der geschlossenen Ordnung herbei (s. oben S. 267 Anm. 1).

[2]) So bei Kynoskephalä. Ein Heer von 10000 Mann mit einer Frontbreite von rund 600 Mann brauchte zum Aufschließen höchstens 3—4 Minuten (600 Mann = 1800 Fuß); da die Abstände um die Hälfte verringert werden sollten, hatte der letzte Mann des aufschließenden Flügels nach dem stehenden Flügel zu 900 Fuß = 360 Schritt = 270 m zurückzulegen).

[3]) So die Perser bei Gaugamela.

irgend einem Grunde damit begann, oder wenn man während des Kampfes in ernste Bedrängnis geriet, aber doch noch Zeit zur Ausführung zu gewinnen vermochte.[1])

Polybios will also an unserer Stelle mit *συμφράξαντες τὰς σαρίσας* sagen, daß sich die Makedonen, denen dies Manöver unmöglich gewesen war, solange sie auf dem schwierigen Bergabhange kämpften, jetzt, wo sie auf ihrem Rückzuge selber am gegenüberliegenden Abhange angelangt waren, der Feind aber rat- und mutlos in der Talebene stand und ihnen Zeit zur Verdichtung ihrer Phalanx ließ, sich verschildet haben und sich mit der dadurch verdoppelten Kraft des Stoßes in einem neuen Ansturme auf den Feind gestürzt und ihn auseinander geworfen haben. —

Zum Schlusse müssen wir auf die in den Quellenberichten hervortretenden Verschiedenheiten näher eingehen, die wir in den bisherigen Erörterungen teils nur gestreift, teils überhaupt noch nicht erwähnt haben. Denn solange es nicht zu zeigen gelingt, wie diese Verschiedenheiten entstanden sind, vermag man auch nicht mit Bestimmtheit Wahres von Falschem zu unterscheiden.

Zunächst fällt auf, daß nach Plutarch (Philop. 6) erstens die Illyrer beim Angriff auf den Euas in ihrem Rücken 'ohne Reiter' (*ἐρήμους τῶν ἱππέων ἀπολελειμμένους*) sind, während sie bei Polybios 'ohne Achäer' (*τῶν Ἀχαιῶν ἐρήμους ἐκ τῶν κατόπιν* II 67, 2) sind, und zweitens Philopoimen (ebenda) die spartanischen Leichten, die den Illyrern in den Rücken gefallen sind, angreift, während er nach Polybios die spartanischen Reiter angreift, die im Tale zurückgeblieben sind (*συνιδόντες τὴν τῶν ἱππέων συμπλοκὴν* II 67, 6).[2]) Auf Grund des von Polybios geschilderten Geländes ist Plutarchs Überlieferung unmöglich. Die Illyrer sind nach Polybios den Euas hinaufgestiegen; hierhin hätten ihnen doch Reiter nimmermehr folgen können, wohl aber hätte dies das achäische Fußvolk gekonnt, das auf Befehl des Antigonos zurückbleiben mußte. Daher sagt Polybios ganz richtig: 'sie hatten nicht mehr die Achäer im Rücken', da diese ihnen nicht gefolgt waren. Ebensowenig konnte Philopoimen mit den achäischen Reitern einen Angriff auf die spartanischen Leichten machen, da diese doch auch den Berg hinauf gezogen waren, sondern nur auf die unten im Tale zurückgebliebenen Reiter. Da die beiden Abweichungen miteinander in innerem Zusammenhange stehen, so kann man sie nicht ohne weiteres zufälligen Versehen des Verfassers oder der Abschreiber zuschreiben, sondern es drängt sich die Vermutung auf, das hier mit Bewußtsein und Überlegung geändert worden ist. Derjenige aber, der die Änderung bewirkt hat, hat ein Gelände als Kampfplatz angenommen, das auch auf den Flügeln, nicht bloß in

---

[1]) So Alexander in der Schlacht gegen Poros und Antigonos bei Sellasia. Diese besonderen Fälle haben die Taktiker vor Augen gehabt, wenn sie sagen: *ὁ δὲ συνασπισμὸς (γίνεται) πρὸς τὸ τὴν τῶν πολεμίων ἔφοδον πεφραγμένους ὑποστῆναι* oder *ὅτ' ἂν οἱ πολέμιοι ἡμῖν ἐπάγωνται* (s. oben S. 265 Anm. 1).

[2]) Bereits Schorn (Gesch. Griechenlands S. 133 Anm. 1) macht hierauf aufmerksam. Eine Erklärung des Zwiespaltes ist noch von niemand versucht worden; Kr. geht, soviel ich sehe, auf die Sache gar nicht ein.

der Mitte der Reiterei zugänglich war; und wenn es Plutarch selber getan haben sollte, so wäre es nicht unmöglich, daß ihm noch eine andere Quelle als Polybios[1]) vorgelegen hat, in der die Schlacht von Sellasia in ganz anderer Weise als bei jenem dargestellt war. Es läßt sich nun aber erweisen, daß Plutarch allerdings selber geändert hat, aber nicht nach den Angaben einer zweiten Quelle, sondern weil er Polybios mißverstanden hat. Polybios nennt die spartanische Aufstellung bei Sellasia eine *παράταξις*.[2]) Das Wort bedeutet ursprünglich allerdings 'Nebeneinanderstellung in Linie' im Sinne von *φάλαγξ*. Aber bei Polybios wird es schon in der allgemeinen Bedeutung von 'Schlacht' schlechthin gebraucht, kann also jede beliebige Schlachtstellung, nicht etwa bloß die zusammenhängende Linie bezeichnen. Daß Polybios an letztere nicht gedacht haben kann, geht aus seiner Beschreibung der Stellungen und des Schlachtverlaufes mit greifbarer Deutlichkeit hervor. Die beiden spartanischen Lager liegen als in sich abgeschlossene Befestigungen auf zwei durch Tal und Fluß voneinander getrennten Bergkuppen. Auf dem Euas kommt es gar nicht zu einer Entwicklung der spartanischen Streitkräfte vor dem Lager, sondern sie bleiben innerhalb des Lagerwalles. Der ganze Abhang des Euas ist also unbesetzt. Die im Tale aufgestellten Truppenabteilungen beider Parteien handeln selbständig; die spartanischen Leichten eilen ohne Befehl des Höchstkommandierenden ihren Leuten auf dem Euas zu Hilfe, die Reiter der Makedonen greifen wider den Befehl des Höchstkommandierenden an. Eine Zentralleitung ist eben bei beiden Teilen unmöglich. Daher beschränkt sich auch Antigonos auf die Anordnung, daß auf dem Euas und im Tale nicht eher angegriffen werden solle, als bis er den Befehl dazu geben werde. Und dieser Befehl wird nicht etwa durch die Stimme gegeben oder von einem Ordonnanzoffizier überbracht, sondern es müssen durch weithin sichtbare Flaggen Zeichen gegeben werden. Daher vermeidet es auch Polybios, von den Flügeln dieser Parataxis zu reden; der Begriff 'Flügel' war noch zu eng mit der gewöhnlichen Linienstellung verbunden. Polybios weiß auch nichts von Lücken, die durch das ungleichmäßige Vorgehen der verschiedenen Abteilungen in der Schlachtordnung der Makedonen entstanden sein sollen. Erst Plutarch führt diese Begriffe in seine Schilderung ein, weil er nicht begriffen hat, daß die Schlacht von Sellasia in der griechischen Kriegsgeschichte etwas ganz Neues und Unerhörtes bedeutet, daß sie auf und zwischen Bergen und in drei voneinander räumlich weit getrennten Kämpfen von ebensovielen selbständig handelnden Heeresabteilungen beider Parteien geschlagen worden ist. Seine Parataxis steht in Linie mit zwei Flügeln wie die altherkömmliche griechische Phalanx. Er zählt in dieser

---

[1]) Nach den Ergebnissen der Quellenforschung hat Plutarch bekanntlich ein älteres, verlorenes Werk des Polybios, eine ausführliche Lebensbeschreibung Philopoimens, benutzt, dem auch Polybios in seiner Geschichte die Beschreibung der Schlacht von Sellasia im Auszug entnommen hat. Daß diese Beschreibung auf den Originalbericht eines Augenzeugen aus dem Kreise Philopoimens, also eines höheren Offiziers aus Megalopolis zurückgeht, ist eine ansprechende Vermutung Kr.s (S. 274).

[2]) *παράταξις ἐνεργός* II 65, 12.

Linie die einzelnen Kontingente genau in der Reihenfolge auf, in der wir sie bei Polybios (II 66, 5) lesen, aber er denkt sie sich dicht nebeneinander.[1]) Auf dem äußersten rechten Flügel stehen die Illyrer.[2]) Links neben diesen, also innerhalb der Linie, standen Philopoimen und die achäischen Reiter.[3]) Gewöhnlich standen die Reiter auf dem äußersten Flügel außerhalb der Fußvolklinie. Das war also jetzt anders gemacht worden, und Plutarch glaubt seinen Lesern eine Erklärung dieses auffälligen Umstandes schuldig zu sein. Er gibt sie ihnen mit dem nichtssagenden Gemeinplatze: 'Es sollte das Ende der Schlachtordnung durch die Illyrer dicht verstopft werden, da sie zahlreich und tüchtige Streiter waren.' Auf die Reiter überträgt sodann Plutarch auch die Aufgabe, in Reserve stehen zu bleiben, die in Wirklichkeit den 2000 hintenstehenden Achäern zugewiesen war. Hierzu veranlaßt ihn die am Schlusse des Kapitels stehende Bemerkung des Polybios, daß die Illyrer angreifen sollten, wenn eine sindonische Flagge, die Megalopoliten aber und Reiter, wenn eine rote Flagge gehißt würde. Da nun die Reiter dem erhaltenen Befehle gemäß ruhig auf ihrem Platze blieben, die Illyrer aber gegen die Feinde vorgingen, so mußte natürlich zwischen ihnen und den Reitern von vorn nach hinten eine Lücke (*διάσπασμα*) entstehen, und die spartanischen Leichten konnten jetzt den Illyrern von beiden Seiten in den Rücken fallen, da diese keine Reiter mehr zur Flügeldeckung bei sich hatten (s. Fig. 12). Daher schrieb Plutarch statt *τῶν Ἀχαιῶν ἐρήμους* folgerichtig *ἐρήμους τῶν ἱππέων*.[4]) Da ferner Eukleidas

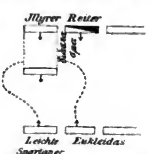


Fig. 12. Schlacht bei Sellasia nach Plutarch

[1]) Philop. 6: *ἦν μὲν ἐν τοῖς ἱππεῦσι μετὰ τῶν ἑαυτοῦ πολιτῶν ὁ Φιλοποίμην, καὶ παραστάτας εἶχεν Ἰλλυριούς, οἷς τὰ λήγοντα τῆς παρατάξεως συνεπέφρακτο πολλοῖς οὖσι καὶ μαχίμοις.*

[2]) Er nennt bloß diese, weil auch Polybios da, wo er vom eigentlichen Angriff redet (II 66, 10), die Peltasten und Ganzleichten zu nennen unterlassen hat.

[3]) So stellt es sich Plutarch vor; weil die nach Polybios hinter den Illyrern in Reserve stehenden 2000 Achäer nicht zur Schlachtlinie gehören, müssen sich an die Illyrer unmittelbar die bei Polybios nunmehr (II 66, 7) erwähnten Reiter anschließen, dann folgen erst die 2000 achäischen und megalopolitischen Fußtruppen.

[4]) Der von beiden Autoren gebrauchte gleiche Ausdruck *ἔρημος* zeigt, daß Plutarch die Worte des Polybios selber gelesen und auch in dem gleichen Sinne wie wir verstanden haben muß. Indessen will ich nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß die Worte des Polybios *τὰς σπείρας τῶν Ἀχαιῶν ἐρήμους ἐκ τῶν κατόπιν οὔσας* auch die Delbrücksche Deutung: 'daß die Abteilungen der Achäer von hinten ungedeckt waren' zulassen und daß der Einwand Kr.s: 'Wäre Delbrücks Auffassung richtig, so müßte es heißen *τὰς σπείρας τὰς τῶν Ἀχαιῶν*' von einer mangelhaften Kenntnis der griechischen Grammatik zeugt. Da Polybios den Vorgang nicht näher erklärt und auch den Teil der Euasstürmer nicht bestimmt nennt, dem die lakedämonischen Leichten unmittelbar in den Rücken gefallen sind, so ist auch sachlich die Annahme möglich, daß die 2000 Achäer den gegen den Euas vorrückenden Illyrern u. s. w. gefolgt sind. Die Sache ist übrigens nur für die Beurteilung des Plutarchischen Berichtes von Bedeutung, für den Verlauf der Schlacht dagegen nicht. Die 2000 Achäer haben keine besondere Rolle gespielt, mögen sie mit den Euasstürmern den Berg hinauf oder mit Philopoimen in die Talschlucht eingedrungen sein.

den den Illyrern gegenüberstehenden (linken) spartanischen Flügel befehligte, so mußten diesen Angriff nach Plutarchs Vorstellung natürlich auch Leute ausführen, die unter seinem Befehle standen. Daher läßt Plutarch auch den Eukleidas sogleich selber die Illyrer bemerken und ihnen seine Leichten in den Rücken schicken. Wenn nun hinwiederum Philopoimen mit den Reitern den Illyrern zu Hilfe kommen und die spartanischen Leichten verjagen will, so kann er nur diese Leichten angegriffen haben und Polybios, der ganz allgemein von dessen Angriff auf die 'Feinde' (*ἐνέβαλε τοῖς πολεμίοις*) redet, hat sich nicht deutlich genug ausgedrückt. Daher setzt Plutarch dafür *ἐπιθέσθαι τοῖς ψιλοῖς* ein. Daß nach Polybios' unmittelbar folgenden Worten dieser Angriff zu einem Reiterkampf (*συνιδόντες τὴν τῶν ἱππέων συμπλοκήν*) geführt hat, ist ihm nicht klar geworden. Hiermit dürfte der Gedankengang, durch den Plutarch zu seinen verkehrten Änderungen geführt worden ist, deutlich gezeichnet sein. Die neueren Geschichtschreiber haben sich zum Teil Plutarchs irrige Vorstellung von der geschlossenen Linie, deren Flügeln und Lücken angeeignet und damit das richtige Bild der Schlacht von Sellasia vielfach verwischt und verwirrt. Man kann von Flügeln und Zentrum ja reden, aber man muß sich dann dessen bewußt sein, daß man es nur im Sinne der modernen, nicht der altgriechischen Taktik tun darf.

Auffällig erscheint endlich, daß Polybios und Plutarch weder über den Zeitpunkt, in dem Kleomenes mit seiner Phalanx aus dem Lager zum Angriff vorging, noch über die Beweggründe, die ihn dazu veranlaßten, miteinander übereinstimmen, und daß Polybios dabei sogar mit sich in Widerspruch zu geraten scheint. Plutarch (Kleom. 28) erzählt, daß Kleomenes eine Zeitlang unentschlossen den Angriff verzögert hat. Es handelte sich dabei natürlich nicht um den der Söldner, denn der hatte nicht viel zu bedeuten und wurde nach Polybios auch sofort begonnen, sondern um den der Phalanx, von dem allein das Schicksal des Tages abhing. Kleomenes sah auf der Seite der Makedonen die Illyrer und Akarnanen nicht, da sie den Euas umgangen hatten und durch ihn verdeckt wurden. Er fürchtete irgend einen Anschlag ('etwas derartiges', nämlich wie die Umgehung des Euas). Man braucht nicht anzunehmen, daß er ausschließlich um das Lager auf dem Euas besorgt war. Da er überhaupt nicht wußte, wo die Illyrer und Akarnanen steckten, konnte er auch einen Anschlag auf sein eigenes Lager befürchten und deshalb die Phalanx zurückhalten. Aber als er durch den von der Erkundung des Feindes zurückkehrenden Offizier beruhigt war, begann er aus freien Stücken den Angriff, und er bemerkte die Niederlage auf dem Euas erst dann, als er die makedonische Phalanx schon fünf Stadien weit zurückgetrieben hatte, d. h. als er bereits unten im Tale angekommen war. Polybios dagegen behauptet, daß Kleomenes erst dann mit der Phalanx zum Angriffe vorgegangen sei, als er seine Leute auf dem Euas bereits in voller Flucht (*πεφευγότας*) und die im Tale zur Flucht sich neigen sah und er zum Vorgehen gezwungen war, da sonst zu befürchten stand, daß er den Kampf nach allen Seiten hin zu be-

stehen haben würde.[1]) Der Bericht des Polybios bestätigt zunächst, daß Kleomenes tatsächlich mit dem Angriffe der Phalanx gezögert hat; er läßt ihn nur beträchtlich länger zögern als der Bericht Plutarchs. Einen Grund gibt er nicht an. Die Annahme Kr.s (S. 255), daß Kleomenes die Phalanx nur so lange zurückgehalten habe, 'bis der rechte Moment zum Vorstoß gekommen war', läßt sich mit Polybios' Darstellung nicht vereinigen. Nach ihr hat Kleomenes erst, durch die höchste Not gezwungen, im letzten, nicht im rechten Momente angegriffen. Danach läßt sich sein Zögern nicht anders als ein taktischer Fehler auffassen, den er durch ein rasches und schneidiges Draufgehen wieder gut zu machen suchte. Den wahren Grund des Zögerns, den Plutarch ganz richtig angibt und der das Verhalten des Kleomenes durchaus rechtfertigt, kannte Polybios nicht und konnte ihn nicht kennen. Sein Bericht stammt jedenfalls von einem seiner Landsleute, der am Kampfe teilgenommen hatte, vielleicht von Philopoimen selbst. Der konnte selbstverständlich nicht wissen, welche Besorgnisse oder was sonst für Beweggründe den Kleomenes zum Zögern bestimmt hatten; der hatte ferner auch nicht genau beobachten können, was oben auf dem Olymp vorging und wann Kleomenes hervorgebrochen war, da er selber um diese Zeit weit ab im Tale in den Reiterkampf verwickelt war.[2]) Der Zeitansatz des Angriffes und der dafür angegebene Beweggrund des Kleomenes können daher nur auf einer nachträglichen Vermutung des Berichterstatters beruhen, die zwar im besten Glauben aufgestellt worden sein kann, aber trotzdem nicht richtig zu sein braucht. Plutarch dagegen hat im Leben des Kleomenes das Geschichtswerk Phylarchs benutzt, der als Freund des Kleomenes jedenfalls Berichte aus dessen Umgebung zur Hand gehabt hat. Ein spartanischer Offizier konnte genau wissen, warum Kleomenes gezögert und wann er den Angriff begonnen hatte. Gründe zur Annahme eines Irrtumes oder einer absichtlichen Verdrehung und Verschiebung der Tatsachen liegen in diesem Falle nicht vor. Phylarch mag für Kleomenes parteiisch eingenommen gewesen sein, in den beiden hier in Frage stehenden Tatsachen liegt keine Schönfärberei vor. Im Gegenteil, bei Polybios, der den Kleomenes noch im Angesicht der äußersten Gefahr den Verzweiflungskampf beginnen läßt, erscheint Kleomenes weit heldenmütiger als bei Plutarch, nach dessen Bericht er den Kampf zu einer Zeit beginnt, wo für ihn noch nichts verloren war, und den siegreich geführten Kampf beim Anblick der Niederlage seines Bruders entmutigt aufgibt. Ein feiger Heerführer würde in der Lage, die Polybios schildert, wahrscheinlich vorgezogen haben, entweder sich sofort durch die Flucht zu retten

[1]) II 69, 6 s. o. S. 205 Anm. 1.

[2]) Es mag überdies daran erinnert werden, daß es erfahrungsmäßig zu allen Zeiten selbst Augenzeugen schwer fällt, für die einzelnen Vorgänge einer Schlacht nachträglich die Zeit ihres Anfanges und Endes genau festzustellen. In der Hitze des Kampfes sieht man nicht immer nach der Uhr und nimmt auch oft nicht wahr, wann wichtige und entscheidende Augenblicke eingetreten oder vorüber sind. Die Berichte verschiedener Augenzeugen stimmen daher selten überein. Diese Erfahrung hat man noch im Jahre 1870 gemacht.

oder sich auf die Verteidigung des festen Lagers zu beschränken. Polybios hat, wie Kr. ganz richtig hervorhebt (S. 240 Anm. 1),[1] die Verteidigung des Lagers tatsächlich für möglich gehalten, denn er bemerkt nachträglich,[2] wenn Kleomenes den Entscheidungskampf nur noch wenige Tage hinausgeschoben hätte, so würde er seine Herrschaft vielleicht behauptet haben. Polybios bewundert augenscheinlich den Mann, der sich von seinem mannhaften Vorsatze, so schnell als möglich die Entscheidung im offenen Kampfe herbeizuführen,[3] auch durch die schwierigsten Verhältnisse nicht abschrecken ließ. Wenn er also sagt, daß Kleomenes gezwungen war, schnell die Lagerbefestigung niederzureißen und mit der Phalanx herauszubrechen, damit er nicht den Kampf nach allen Seiten zu bestehen hätte, so soll das nicht heißen, daß er einen allseitigen Angriff auf das Lager gefürchtet und unter diesen Umständen die Verteidigung für aussichtslos gehalten hat, sondern daß er von einem allseitigen Angriffe der Feinde eine gefährliche Erschwerung des von ihm im freien Felde beabsichtigten Kampfes gefürchtet hat. Wenn er, was durchaus nicht unmöglich war, das Lager hätte verteidigen wollen, dann hätte ein Zwang zum Hervorbrechen für ihn gar nicht vorgelegen. Polybios' Meinung war also mit anderen Worten die: 'Da Kleomenes fest entschlossen war, die Entscheidung noch an diesem Tage durch eine Feldschlacht herbeizuführen, so mußte er jetzt hervorbrechen, denn später wäre er von allen Seiten angegriffen worden, und der Kampf würde dann gänzlich aussichtslos gewesen sein.' Mit dieser Erklärung des allerdings etwas unklaren Wortlautes dürfte wohl die Logik seines Gedankenganges gerechtfertigt und damit auch die Streitfrage, die sich infolge dieser Unklarheit entsponnen hat[4]), ihrer Lösung einen Schritt näher geführt sein.

* * *

Und nun noch ein kurzes Wort über Kromayers 'Schlußwort', in dem er die 'Ergebnisse für die Geschichte der Kriegskunst' zusammenstellt. Soweit sie für diese überhaupt in Frage kommen, sind sie entweder längst bekannt oder gänzlich unbrauchbar. Kr. scheint allen Ernstes zu glauben, daß er auf

---

[1]) Leider widerspricht sich eben Kr. und bringt die Auffassung der Lage wieder dadurch in Verwirrung, daß er S. 241 die Worte des Polybios *μὴ πανταχόθεν προσδέξηται τοὺς πολεμίους* nicht auf die Feldschlacht, sondern auf die Verteidigung des Lagers bezieht und behauptet: 'Ein Zurückrufen des ersten Treffens und eine rein passive Verteidigung der Schanzen hieß . . . sich selber dem Angriff in Front, Flanke und Rücken aussetzen, hieß mit einem Worte, sich langsam abschlachten lassen.'

[2]) II 70, 3: *καὶ γὰρ τότε Κλεομένης, εἴτε τὰ κατὰ τὸν κίνδυνον παρείλκυσε τελέως ὀλίγας ἡμέρας . . . διακατέσχεν ἂν τὴν ἀρχήν.* Antigonos mußte nämlich einige Tage später nach Makedonien zurückkehren, weil die Illyrer einen Einfall gemacht hatten.

[3]) Den festen Entschluß zur Feldschlacht setzt Polybios schon vor Beginn derselben bei ihm voraus; ein solcher Entschluß galt den Griechen jederzeit als ehrenvoll (vgl. Pol. XVII 3). Polybios vermutet ihn natürlich nur auf Grund des oben (S. 252) erwähnten Verhaltens des Kleomenes und der hohen Meinung, die er von dem Charakter der beiden Könige hat; er nennt an derselben Stelle den Kleomenes einen von der Natur hervorragend begabten und dem Antigonos an Tüchtigkeit gleichstehenden Feldherrn.

[4]) Vgl. Delbrück, Kriegsk. I 209 und II 12; Kromayer S. 254.

den von ihm untersuchten vier Schlachtfeldern ein Normalmaß für die Berechnung der 'lokalen Erstreckung der antiken Schlacht, ihrer Ausdehnung in Front und Tiefe' entdeckt hat, 'das in vielen Fällen erst möglich macht, ein gesuchtes Schlachtfeld mit Sicherheit zu bestimmen oder wenigstens die Handhabe dazu gibt, zu große und zu kleine Örtlichkeiten auszuscheiden' (S. 319). Unter Normalmaß versteht er 'das, was man nach dem Stande der damaligen Taktik — für Defensivschlachten — als ein dem Idealen sich annäherndes Verhältnis von Frontlänge und Mannschaftsstärke ansah' (S. 321). 'Wir können die Frontlängen noch heute vom Gelände ablesen und erhalten dann folgendes Bild' (S. 320):

Schlacht	Stärke des Heeres Fußvolk	Reiter	Zusammen	Länge der Front m	Auf je 1000 Mann wieviel m
Mantineia 362	20000	2000	22000	1650	750
Chaironeia 338	30000	2000	32000	2400	750
Sellasia 221	unter 20000	wenige	ca. 20000	1700	850
Mantineia 207	unter 20000	ca. 2000	ca. 20000	2000	1000

'Rund 800 m Front sind daher als Normalmaß für 10000 Mann mit Einschluß von etwa 1000 Reitern zu betrachten' (S. 321).

Nun sind die Schlachtfelder, die Kr. für Mantineia 362 und für Sellasia angenommen hat, ganz unmöglich, die Breite des Tales, in dem die erstere stattgefunden haben soll, ist überhaupt noch gar nicht mit Sicherheit bestimmt; bei Sellasia hat es überhaupt gar keine zusammenhängende Schlachtordnung gegeben. Das Schlachtfeld von Chaironeia ist mindestens noch zweifelhaft, nur das von Mantineia 207 annähernd sicher bestimmt. Aus solchen Ergebnissen wird eine besonnene Forschung keine Schlüsse auf eine griechische Normalstellung zu ziehen wagen. Aber nehmen wir einmal an, daß alle vier Schlachtfelder durchaus richtig angesetzt und genau vermessen wären, was nützt für die Bestimmung irgend einer anderen noch unbekannten Defensivstellung ein durch mechanische Berechnung des Durchschnittes gewonnenes Normalmaß, wenn dieses tatsächlich, wie die Aufstellung bei Mantineia 207 beweist, in einzelnen Fällen um ein Viertel überschritten werden konnte? Wie hätte man überhaupt in allen Gegenden Griechenlands gerade an der Stelle, wo man unter gegebenen Verhältnissen einem einbrechenden Feinde wohl oder übel entgegentreten mußte, ein Defilé finden können, das dem Normalmaß auch nur annähernd entsprach?

Es schweben aber nicht nur Kr.s Schlachtfelder in der Luft. Auch die in Rechnung gestellten Heereszahlen beruhen zum bei weitem größten Teile auf ganz willkürlichen Schätzungen. Kr. selber belehrt uns (S. 193) über die 'richtige Methode', wie 'solche ungefähre Bestimmungen gemacht werden'. 'Man sucht eine Maximal- und eine Minimalgrenze festzustellen und taxiert dazwischen nach bestem Ermessen'. Was bei einer solchen Taxe nach bestem Ermessen herauskommt, mag ein Beispiel zeigen. Für Chaironeia setzt Beloch die Summe der kleinen Kontingente auf 4—6000 Hopliten als Grenze nach unten an (S. 194). Kr. bestimmt die obere Grenze auf 11900 Mann. 'Der

Spielraum zwischen dieser und der unteren Belochschen Grenze ist allerdings bedeutend. Man mag sich von der Erwägung leiten lassen, daß die Unterschiede in Geist und Stimmung der einzelnen Staaten sich gegenseitig ausgeglichen haben werden, und daß demzufolge eine Mittelzahl von etwa 8—9000 Kriegern ungefähr das rechte treffen dürfte' (S. 195). Wer sich aber von dieser Erwägung nicht leiten läßt, weil er Kr.s Glauben an die wunderbare Wirkung von Geist und Stimmung nicht teilt, wird anders urteilen. Es wäre ein sonderbarer Zufall gewesen, wenn die Kontingente gerade in der Mittelzahl ausgerückt wären. Nach Kr.s eigenem Zugeständnis war es ebensogut möglich, daß 4000, wie daß 12000 Mann ausrückten. In dem einen Falle würde Kr. die tatsächliche Kopfstärke um 4—5000 Mann überschätzt, im anderen um 3—4000 Mann unterschätzt haben. Bedenkt man, daß ähnliche Abweichungen auch bei anderen Kontingenten möglich waren, dann wird man beurteilen können, welchen Wert man den Ergebnissen einer solchen Methode und den aus ihnen gezogenen Schlüssen beizumessen hat.

Die Normaltiefe des schweren Fußvolkes berechnet Kr. aus seiner Normalaufstellung auf rund 14 Mann (S. 325). Eine solche Tiefe hat es nie gegeben und kann es nach der uns bekannten taktischen Gliederung der griechischen Heere niemals gegeben haben. Die Angaben über die verschiedenen Tiefen, die uns überliefert werden, lauten auf 8, 8/9, 9/10, 16, 25, 50 Mann[1]), nie auf 'rund 14 Mann'. Das erklärt sich einfach daraus, daß die Rottentiefe stets eine Zahl sein mußte, die in der Kopfstärke der kleinsten Abteilung, der Enomotie, aufging. So wenig wie heute von den zwölf Kompagnien eines Regimentes etwa eine aufgelöst wird, um hinter die elf übrigen gestellt zu werden und deren Tiefe zu verstärken, so wenig verteilte man eine Enomotie hinter die übrigen Enomotien eines Lochos, um irgend eine beliebige Tiefe zu erzielen. Die Enomotie zählte entweder 24 oder 32 oder 36 Mann. Eine von 24 Mann konnte 8, 12, 24 Mann tief, eine von 32 Mann 8, 16, 32 Mann tief, eine von 36 Mann 9, 12 Mann tief — 18 Mann werden nicht erwähnt — aufgestellt werden. Da zum Kampfe der Enomotarch in eine Rotte mit eintrat, so war immer eine Rotte der Enomotie um einen Mann stärker als die übrigen. Das wurde indessen als selbstverständlich betrachtet und ist deshalb nur einmal von Xenophon (Hell. VI 5, 19) durch die Bemerkung berücksichtigt, daß die Spartaner 9 oder 10 Mann tief gestanden hätten. In diesem Falle hatte nämlich die Enomotie 36 Mann und einen Enomotarchen und stellte 4 Rotten zu 9 Mann auf, die vierte wurde aber durch Eintritt des Enomotarchen 10 Mann stark. Mitgezählt wurde der Enomotarch stets, wenn eine ganze Enomotie oder zwei nur eine Rotte bildeten; daher lesen wir, daß die Thebaner 25 oder 50 Mann tief standen.

Wie man sieht, konnte die Tiefe der griechischen Heere sehr verschieden gestaltet werden, aber dieser Wechsel mußte sich, wie das bei keinem Heere anders sein kann, nach ganz bestimmten, auf der inneren Organisation be-

[1]) Die Nachweise bei Droysen, Heerwesen und Kr. d. Gr. S. 44 Anm. 2.

ruhenden Grundsätzen vollziehen. Von einer Normalaufstellung, die für alle griechischen Heere gegolten hätte, kann nicht die Rede sein, höchstens von einer athenischen, böotischen, makedonischen. Die Athener, die Böoter und die Zehntausend hatten Enomotien von 25 Mann (der Enomotarch ist in der Zahl eingeschlossen), daher standen sie gewöhnlich 8/9 Mann tief, die Böoter aber auch, wie erwähnt, 25 und 50 Mann tief. Die Makedonen hatten kleinste Einheiten von 32 Mann, daher betrug hier die Tiefe gewöhnlich 16 Mann, häufig aber auch 32 Mann. Die spartanischen Enomotien scheinen zwischen 33 und 37 Mann (einschließlich Enomotarch) geschwankt zu haben, daher standen sie bald 8/9, bald 9/10, bald 12/13 Mann tief. Aber eine Normaltiefe von 'rund 14 Mann' anzunehmen, ist einfach unmöglich. Eine solche steht nicht nur mit allen überlieferten Tiefenzahlen, sondern auch mit der uns bekannten Organisation der griechischen Heere in Widerspruch. Und das kann nicht wundernehmen. Es wäre ein sonderbarer Zufall gewesen, wenn bei einer Rechnung, die mit teils unrichtigen, teil unsicheren Faktoren gemacht worden ist, etwas Richtiges herausgekommen wäre.

NACHTRAG

Während des Druckes der vorstehenden Abhandlung sind zwei andere erschienen, die für die von mir behandelten Fragen von Bedeutung sind: 1. Probleme aus der griechischen Kriegsgeschichte von G. Roloff, Berlin, E. Ebering 1903 (Hist. Studien Heft XXXIX) und 2. Das Schlachtfeld von Chäronea und der Grabhügel der Makedonen von G. Sotiriades (Athen. Mitteil. XXVIII 301 ff.).

1. Roloffs Auffassung weicht in verschiedenen Punkten von der meinigen hauptsächlich deshalb ab, weil er davon ausgeht, daß die Schlachtfelder von Mantineia 362, Chaironeia und Sellasia von Kromayer richtig bestimmt worden seien, was ich bestreite. Für eine eingehende Erörterung dieser Abweichungen ist hier nicht der Ort. Ich hebe aus Roloffs Schrift nur das hervor, was von mir nicht besprochen worden, aber für die Beurteilung des Kr.schen Werkes wichtig ist. Roloff weist überzeugend nach, daß die von Kr. im Gegensatze zu Delbrück aufgestellte Niederwerfungsstrategie des Epaminondas bei dessen unzulänglichen Mitteln unmöglich war; daß der linke Flügel des Epaminondas nicht zufälliger-, sondern notwendigerweise der Angriffsflügel war; daß Kr.s Anordnung des thebanischen linken Reiterflügels, sowie die des rechten antithebanischen Flügels eine unrichtige Rekonstruktion ist; daß der Bericht Diodors über die Kämpfe der Athener durchaus unklar und mit dem Xenophons schwer zu vereinigen ist. — In Bezug auf Kr.s Darstellung der Schlacht von Mantineia 207, auf deren Besprechung ich verzichtet habe, um den Raum dieser Jahrbücher nicht allzusehr in Anspruch zu nehmen, weist Roloff nicht minder überzeugend nach, daß sowohl das Stärkeverhältnis der Parteien als auch die Stellung Philopoimens unrichtig angenommen worden ist. Polybios sagt mit klaren Worten, daß die spartanischen Söldner durch ihre Übermacht und ihre größere Tüchtigkeit siegten. Kr. erklärt das für eine formelhafte Wendung; Polybios habe bei seiner ausgesprochenen Parteilichkeit in allen Sachen des Achäischen Bundes durch seine breite Ausführung der Vorzüge monarchischer Söldner die wenig rühmliche Niederlage einer beträchtlichen (achäischen) Übermacht geschickt verschleiert

(S. 302). Roloff bemerkt dazu mit Recht: 'Von allen quellenkritischen Gewalttaten Kr.s ist das wohl das stärkste Stück; ohne jeden Anhalt in einer anderen Quelle lehnt er eine positive Aussage des Polybius ab und beschuldigt ihn des vorsätzlichen Abweichens von der Wahrheit.' — Kr. nimmt ferner an, daß Philopoimen sein gesamtes Heer, auch die Söldner und Reiter, westlich vom Poseidontempel in der Ebene aufgestellt habe. Durch diese zog sich aber ein breiter Graben, der den Reiterkampf hier unmöglich machte. Kr. erklärt deshalb, daß der Graben bereits 700 bis 800 m vom Poseidontempel geendigt habe. 'Daß er bis zum Tempel selbst gegangen sei, ist unrichtig ... die Quellen berichten ausdrücklich das Gegenteil' (S. 294). 'Der mißverstandene Ausdruck des Polybios (*τὴν τάφρον τὴν φέρουσαν ἐπὶ τοῦ Ποσειδίου διὰ μέσου τοῦ πεδίου*) besagt, daß der Graben auf den Poseidontempel zugelaufen sei; es steht da *ἐπὶ τοῦ Ποσειδίου φέρουσαν*, nicht etwa *ἐπὶ τὸ Ποσείδιον*' (ebenda Anm. 3). Roloff bezeichnet diese Behauptung mit Recht als unhaltbar. Er führt zwei Beweisstellen aus Polybios an; es ließen sich natürlich noch mehr erbringen — ich verweise vor allem auf XXVII 7, 14, wo *ἐπὶ Χαλκίδος* neben *εἰς Τένεδον* steht —, indessen ist es ja allgemein bekannt, daß ein Unterschied zwischen *ἐπί* c. gen. und *ἐπί* c. acc. bei Verben der Bewegung nicht einmal in der klassischen Prosa, geschweige bei Polybios besteht.

Der positive Beweis dafür, daß der Graben bis zum Tempel gereicht und der Kampf der Söldner und Reiter oberhalb desselben an dem sanft ansteigenden Berge stattgefunden hat, liegt darin, daß Philopoimen, als er mit Abteilungen der Phalanx den von den Söldnern und Reitern verlassenen Kampfplatz besetzte, höher als die Feinde stand. Dies *ὑπερδέξιος ἐγεγόνει τοῦ τῶν πολεμίων κέρατος* (Pol. XI 15, 3) übersetzt Kr. in unrichtiger Weise: 'er überflügelte die rechte Flanke der Feinde' (S. 312). 'Es ist klar', bemerkt Roloff richtig, 'daß mit der Konstatierung dieser Irrtümer ... dem Kr.schen Schlachtgebilde das quellenmäßige Fundament entzogen ist'.

2. Sotiriades hat sich um die antike Kriegswissenschaft dadurch sehr verdient gemacht, daß er die beiden in der Nähe von Chaironeia gelegenen Tumuli sorgfältig untersucht und endgültig festgestellt hat, daß nicht, wie man allgemein annahm und auch er selber anfänglich glaubte, der am westlichen Ende des Akontiongebirges gelegene, sondern der andere, der sich $2^1/_2$ km weiter unten, etwa 200 m vom rechten Ufer des Kephisos entfernt, aus der Ebene erhebt, das Polyandrion der Makedonen ist. Dieser Tatsache gegenüber kann die Bodenerhebung, die Kr. als die *ὑπερδέξιοι τόποι* Polyäns bezeichnet hat und ich von ihm übernommen habe, nicht mehr in Frage kommen, sondern es muß das Schlachtfeld etwas weiter talabwärts gesucht werden. Östlich von Chaironeia fallen drei Bergabhänge des Thuriongebirges in die Ebene hinab und setzen sich durch dieselbe in ebensovielen Bodenwellen fort. Diese scheinen heute ziemlich flach und daher von Sotiriades nicht beachtet zu sein. Aber aus einer dankenswerten Notiz[1]) ergibt sich, daß die Mulden zur Zeit der Schlacht 2 m tiefer, die Erhebungen also ebensoviel höher waren. Auf und zwischen diesen Bodenwellen muß der Kampf zwischen den Athenern und Philipp stattgefunden haben. Am annehmbarsten erscheinen die beiden östlichen, die die durch den Molosbach markierte Talsenkung einschließen, weil sie dem Polyandrion der Makedonen am

[1]) S. 303 Anm. 2: 'Das Niveau der Ebene hat sich gehoben nur in ihrem südlichen Teil, in welchen sich die Winterbäche ergießen, die von den Seitentälchen der chäroneischen Hügelkette zwischen dem felsigen Grundstock des Thurion und der Stadt Chaironeia herunterfließen. So ist der Boden an dem Polyandrion der Thebaner seit dem Altertum um 2 m gewachsen.'

nächsten liegen. Auch der Ansatz von Sotiriades fällt annähernd in diese Gegend. Nur wird sich die Hoplitenlinie der Athener weiter links über die Molosbrücke und die Straße nach Livadia hinaus bis an den Abhang erstreckt haben, dessen Kuppe auf der Karte durch die Höhenbestimmung 177 gekennzeichnet ist. Diese Verlängerung war nötig, damit die Rückzugslinie über den Keratapaß gedeckt wurde, denn das 1 bis 1/2 km breite Tal war von leichten Truppen, die Sotiriades hier ansetzt, gegen etwa eindringende Hopliten nicht zu halten. Ob der rechte Flügel (die Thebaner) bis an den Fluß heranreichte oder nicht, ist gleichgültig, da die Griechen, wie ich oben ausgeführt habe, auf Flankendeckung nichts gaben und nichts zu geben brauchten. In dieser Stellung hatten die Thebaner eine Rückzugslinie über das Dorf Bramaga und die Athener eine solche über den Keratapaß auf das Thuriongebirge hinauf. Diese wurden aber jedenfalls durch den siegreichen makedonischen linken Flügel vom Keratapasse abgeschnitten, weil sie bei der Verfolgung des zurückweichenden makedonischen rechten Flügels das Molostal verlassen hatten und etwa 1/2 km weit bis zur nächsten Bodenwelle, den *ὑπερδέξιοι τόποι* Polyäns, vorgedrungen waren. Der Verlauf des Kampfes, wie ich ihn oben an der Hand Polyäns geschildert habe, stimmt auch zu dem nunmehr festgestellten Gelände vollkommen. Nur die Notiz Plutarchs, daß sich das Lager der Griechen am Haimon befunden habe, läßt sich bei diesem Ansatze des Schlachtfeldes nicht mit Bestimmtheit erklären. Sotiriades ist daher im Zweifel, ob er sie gelten lassen oder als eine unrichtige Lokaltradition ansehen soll (S. 320). Letzteres halte ich indessen nicht für nötig. Es läßt sich z. B. denken, daß die Griechen am Morgen des Schlachttages ihr Lager bereits abgebrochen und den Troß nach Livadia vorausgeschickt hatten, um selbst dahin den Rückzug anzutreten, daß sie aber durch den Anmarsch der Makedonen gezwungen wurden, stehen zu bleiben und den Kampf aufzunehmen; oder daß sich die Makedonen aus irgend einem Grunde, etwa um den Griechen den Rückzug durch die Ebene unmöglich zu machen, bis in die Gegend, wo sie später den Grabhügel errichteten, hinabgezogen hatten, und daß die Griechen auch hier die ihnen angebotene Schlacht annahmen.

Sotiriades hat auch die topographischen Forschungen Kr.s einer Nachprüfung unterzogen und konstatiert folgendes: 1. Kr.s Bestimmung der Lage von Chaironeia 'kann nicht zutreffen' (S. 325). 2. Wo Kr. das Herakleion gefunden haben will, liegt kein altes Gebäude; die kleine von Kr. für einen antiken Bau gehaltene Ruine rührt von einem Chan aus türkischer Zeit her (S. 326). 3. Kr. redet von einer Stelle, 'wo, von einem Turme gekrönt, ein Felsrücken sich erhebt'; ein Turm hat aber hier nie gestanden, es sei denn eine Bauernhütte, deren elendes Mauerwerk noch zu sehen ist (S. 327). 4. Es ist nicht richtig, was Kr. (S. 159) bemerkt, daß die Nordseite des Thurion nur noch steile Abhänge und kein Tal hat; die Schlucht bei Bramaga führt in einer Viertelstunde auf die Höhe zum Weg nach Livadia; der Pfad ist nicht schlechter als der durch den Keratapaß führende (S. 328 Anm. 1). Durch diesen Bericht eines Augenzeugen wird mein oben abgegebenes Urteil, daß Kr. die Fähigkeit abgeht, topographische Verhältnisse richtig zu beurteilen, zur Genüge bestätigt.

DIE LEGENDE VON DER GUTEN TOCHTER IN WORT UND BILD

Von Franz Kuntze

Im zweiten Zimmer des Weimarischen Museums befindet sich ein größeres Gemälde, welches einen eigentümlichen Vorgang darstellt. Auf einem Lager erhebt sich ein Greis von kräftigem Körperbau, mit langem, struppigem Haupt- und Barthaar und umfaßt mit der Rechten ein junges Weib, das sich über ihn beugt und mit der Linken ihn an sich zieht. Man könnte auf den ersten Blick an eine erotische Szene denken, wohl gar an die Geschichte des Cinyras und seiner Tochter Smyrna, die Ovid im zehnten Buche der Metamorphosen erzählt; sieht man aber genauer zu, so erkennt man leicht, auch ohne die mit deutlichen Lettern ausgeführte Überschrift des Bildes 'Cimon und Pero' zu Rate zu ziehen, daß man es mit der Darstellung einer bekannten Legende zu tun hat: man erkennt in dem jungen Weibe die gute Tochter, die *bona fia* der Italiener, die ihren Vater, der im Gefängnisse schmachtend dem Hungertode nahe ist, mit der Milch ihrer Brüste tränkt und ihm dadurch nicht nur das Leben erhält, sondern auch die Freiheit verschafft. Der Schauplatz ist natürlich der Kerker, in den durch ein oben links in der Wand befindliches Gitterfenster nur eben soviel Licht dringt, als ausreicht, um die beiden Figuren zu erhellen. Das junge Weib, dessen Kopf nur im Profil sichtbar ist, hält mit der Rechten ein Stück ihrer Gewandung empor, um den Vorgang möglichst zu verdecken, und schaut mit weit geöffneten Augen angstvoll nach dem Fenster. Sie hat allen Grund dazu, denn hinter dem Gitter zeigt sich der Kopf eines Mannes, natürlich des Wächters, der mit brutal neugierigen Blicken die Szene beobachtet. Das Bild — von einem unbekannten Maler der niederländischen Schule aus dem XVII. Jahrh. — ist vortrefflich gemalt, der Gegensatz zwischen dem jungen Weibe und dem Greise ist höchst wirksam. Der Körper des Alten, bis zum Gürtel unbekleidet, fesselt durch seine wuchtigen, aber edlen Formen; das Gesicht der Tochter ist, wenn auch nicht gerade schön, doch überaus sympathisch und sein Ausdruck von eindringlicher Beredsamkeit, wie anderseits auf dem Gesicht des Alten die Gier des halb Verschmachteten mit höchster Deutlichkeit ausgeprägt ist. Der Vorgang selbst aber hat für unser Gefühl schlechterdings etwas Verletzendes; es würde sich heutzutage auch schwerlich ein Künstler finden, der es wagte den mißlichen Vorwurf zu behandeln. Aber in früheren Zeiten dachte man anders: es gibt aus Altertum und Neuzeit eine ganze Anzahl von bildnerischen Darstellungen der halb rührenden, halb widerwärtigen Begebenheit.

Viel reicher noch ist die Anregung, die das eigentümliche Thema der fabulierenden Dichtung geboten hat.[1])

Valerius Maximus erzählt V 4, 7 unter den Beispielen pietätvoller Handlungen auch folgende Geschichte:

Sanguinis ingenui mulierem praetor apud tribunal suum capitali crimine damnatam triumviro in carcere necandam tradidit. Quo receptam is, qui custodiae praeerat, misericordia motus non protinus strangulavit; aditum quoque ad eam filiae, sed diligenter excussae, ne quid cibi inferret, dedit existimans futurum ut inedia consumeretur. Cum autem plures iam dies intercederent, secum ipse quaerens quidnam esset, quo tam diu sustentaretur, curiosius observata filia animadvertit illam exerto ubere famem matris lactis sui subsidio lenientem. Quae tam admirabilis spectaculi novitas ab ipso ad triumvirum, a triumviro ad praetorem, a praetore ad consilium iudicum perlata remissionem poenae mulieri impetravit. . . Idem praedicatum de pietate Perus existimetur, quae patrem suum Mycona[2]) *consimili fortuna adfectum parique custodia traditum iam ultimae senectutis velut infantem pectori suo admotum aluit. Haerent ac stupent hominum oculi, cum huius facti pictam imaginem vident casusque antiqui condicionem praesentis spectaculi admiratione renovant in illis mutis membrorum lineamentis viva ac spirantia corpora intueri credentes. Quod necesse est animo quoque evenire, aliquanto efficaciore pictura litterarum vetera pro recentibus admonito recordari.*

Daraus ergibt sich zweierlei: erstens daß dem Valerius zwei verschiedene Fassungen der Geschichte bekannt waren, zweitens daß diese bereits vor seiner Zeit bildlich dargestellt worden ist. Valerius selbst ist naiv genug zu glauben, daß es zwei Begebenheiten sind, die sich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten zugetragen haben; in Wahrheit ist natürlich die erste Geschichte nur eine Doublette der zweiten, die von Griechenland nach Italien importiert ist; das beweisen die griechischen Namen, die sich auch in dem Zeugnis des Hygin, Fab. CCLIV: *Xanthippe Myconi patri incluso carcere lacte suo alimentum vitae praestitit* finden, wenngleich hier — aus welchem Grunde ist nicht ersichtlich — der Name Pero durch Xanthippe ersetzt ist.[3]) Der Name Xanthippe hat sich nicht gehalten, dagegen ist die Corruptel *Cimona* durchgedrungen, weil der Name der bekanntere ist.

Wann die Geschichte nach Rom gelangt ist, läßt sich mit Sicherheit nicht

---

[1]) Von der Legende ist neuerdings vielfach die Rede gewesen. Knaack hat darüber in der Ztschr. für vergl. Literaturgesch. 1898 S. 450 ff. gehandelt; dann hat Kretschmer (Ztschr. f. d. d. A. XLIII 151 ff.) ein umfangreiches, mit staunenswerter Belesenheit gesammeltes Material veröffentlicht, das bald darauf von Bolte (in Köhlers Kl. Schr. II 387) noch etwas bereichert ist. Aber schon vorher haben Oesterley (in der Ausgabe der Gesta Romanorum S. 215), Köhler (jetzt Kl. Schr. II 373 mit Boltes Zusätzen) und Vetter (in Ammenhusens Schachzabelbuch zu V. 8423) eine ganze Anzahl die Sache betreffender Stellen zusammengestellt. Das sind jedoch, ausgenommen Knaacks bei weitem nicht erschöpfende Abhandlung, eigentlich nur Stoffsammlungen; eine zusammenhängende, ins einzelne gehende Darstellung der Legende soll hier gegeben werden.

[2]) *Mycona* ist zu lesen statt des handschriftlich überlieferten *Cimona*.

[3]) Die Stelle ist allerdings interpoliert; denn die Erwähnuug der bürgerlichen Xanthippe paßt schlechterdings nicht in den Katalog der Heroinen, die als glänzende Muster der Pietät hingestellt werden, sie beruht aber jedenfalls auf alter Überlieferung.

bestimmen, sie wird dort schon um das Jahr 200 bekannt gewesen sein. Im Jahre 181 wurde auf dem Forum holitorium an der Stelle, wo jetzt die Ruine des Marcellustheaters steht, von M.' Acilius Glabrio der von seinem Vater gelobte Tempel der Pietas eingeweiht, und mit diesem Tempel ist unsere Legende später verknüpft worden; man erzählte nämlich, der Tempel der Pietas sei an derselben Stelle errichtet worden, wo das Weib wohnte, das ihren Vater mit der Milch ihrer Brüste ernährte. Livius berichtet XL 34 die Einweihung des Tempels ohne diesen Zusatz, er wird ihn also in seinen Quellen ebensowenig gefunden haben wie Valerius, der ebenfalls darüber schweigt. Aber Festus (S. 219 M.) gibt die Sache ausdrücklich an[1]), und Plinius (VII 121) erzählt das nämliche, nur daß er statt des Vaters die Mutter einsetzt und, was übrigens unwesentlich ist, diese als eine arme Frau aus dem Volke bezeichnet. Die Verbindung der Legende mit dem Tempel der Pietas mag also um die Mitte des II. Jahrh. v. Chr. erfolgt sein; ehe sie aber auf diese Weise in Rom lokalisiert werden konnte, ist sie dort gewiß längere Zeit bekannt gewesen. Noch später wird dann in der Geschichte der Vater durch die Mutter ersetzt worden sein. Festus überliefert noch die ältere Version, dann laufen beide Fassungen nebeneinander her, zur Zeit des Plinius hat schon die jüngere den Sieg davongetragen. Der Grund dieser Umbildung läßt sich unschwer erraten: die klägliche Rolle, die der greise Vater in der Legende spielt, entspricht dem römischen Begriffe der *virtus* — das Wort im eigentlichen Sinne genommen — zu wenig, als daß die Geschichte in ihrer ursprünglichen Gestalt auf die Dauer dem römischen Publikum hätte behagen können; kein Wunder also, daß mit der Zeit anstatt des hungernden und zum hilflosen Kinde degradierten Vaters die Mutter auftritt. Freilich ganz verschwunden ist auch in der römischen Literatur die ältere Fassung nicht, so kommt z. B. Solinus, der in seinen Denkwürdigkeiten (I 124) die Geschichte sonst Zug für Zug nach Plinius erzählt, wieder auf die griechische Version der Sage zurück.

Aber auch in der griechischen Literatur treffen wir die Legende wieder, allerdings erst in der späteren Zeit. Die Dionysiaka des Nonnos enthalten eine Episode, in welcher die Geschichte von Tektaphos, einem Feldherrn des Königs Deriades, der in Ungnade gefallen ist, erzählt wird. Deriades selbst ist der erbitterte Gegner des Dionysos und stößt mit ihm in heftigen Kämpfen zusammen. Es heißt XXVI 101:

Τέκταφος εἰς μόθον ἦλθεν ἑκηβόλος, ὅς ποτε κούρης
χείλεσι πειναλέοισιν ἀλεξητήρια πότμου
πατροκόμου δολόεντος ἀμέλγετο χεύματα μαζοῦ,
ὁππότε μιν σκηποῦχος ἔχων ἄστοργον ἀπειλὴν
Δηριάδης σειρῇσι πολυπλέκτοισι πιέζων
δέσμιον εὐρώεντα κατεκλήισσε βερέθρῳ
ἄτροφον, αὐχμώοντα δέμας κεκαφηότα λιμῷ,

[1]) *Pietati aedem consecratam ab Acilio aiunt eo loco quo quondam mulier habitaverit, quae patrem suum inclusum carcere mammis suis aluerit. Ob hoc factum impunitas ei concessa est.*

ἄμμορον ἠελίοιο καὶ εὐκύκλοιο σελήνης·
καὶ χθονίῳ κεκάλυπτο βυθῷ πεπεδημένος ἀνήρ,
οὐ ποτόν, οὔ τινα δαῖτα φέρων, οὐ φῶτα δοκεύων,
ἀλλὰ πεδοσκαφέων λαγόνων ὑπὸ κοιλάδι πέτρῃ
κεῖτο δυηπαθέων· χρονίῳ δ' ἐστρεύγετο λιμῷ
πειναλέων στομάτων ὀλιγοδρανὲς ἆσθμα τιταίνων,
Τέκταφος, αὐαλέος ψαφαρῷ χροΐ, νεκρὸς ἐχέφρων,
ἔμπνους ἀπνεύστοισιν ὁμοίιος· οἷα δὲ νέκρου
ἐκ χροὸς ἀζαλέοιο δυσώδεες ἔπνεον αὖραι.
καὶ φυλάκων στρατὸς ἦεν ἐελμένον ἄνδρα φυλάσσων,
ὃν τότε κερδαλέη θυγάτηρ ἀπατήνορι μύθῳ
ἤπαφεν· ἱκεσίην δὲ βαρύστονον ἴαχε φωνὴν
σεισαμένη δολόεντα νεητόκος εἵματα νύμφη·
Μή με κατακτείνητε, φυλάκτορες, οὐδὲν ἀείρω,
οὐ ποτὸν ἦλθον ἄγουσα καὶ οὔ τινα δαῖτα τοκῆϊ,
δάκρυα, δάκρυα μοῦνον ἐμῷ γενετῆρι κομίζω·
χεῖρες ἀπαγγέλλουσιν ἐλεύθεροι· εἰ νόος ὑμῖν,
εἰ νόος ἐστὶν ἄπιστος, ἀμεμφέα λύσατε μίτρην,
ῥίψατέ μου κρήδεμνα, τινάξατε χερσὶ χιτῶνα·
οὐ ποτὸν ἦλθον ἄγουσα φερέσβιον· ἀλλὰ καὶ αὐτὴν
κρύψατε σὺν γενετῆρι καταχθονίῳ με βερέθρῳ·
οὐ φόβος, οὐ φόβος εἰμί, καὶ ἢν σκηπτοῦχος ἀκούσῃ·
τίς νέκυν οἰκτείροντι χολώεται; αἰνομόρῳ δὲ
τίς κοτέει θνήσκοντι; τίς ἄπνοον οὐκ ἐλεαίρει;
ὄμματα γὰρ μύοντα κατακλείσω γενετῆρος·
κρύψατε· τίς θανάτοιο πέλει φθόνος; ὀλλυμένους δὲ
εἷς τάφος ἀμφοτέρους, γενέτην καὶ παῖδα, δεχέσθω.
Ὣς φαμένη παρέπεισε· καὶ εἰς μυχὸν ἔδραμε κούρη,
ὀρφναίῳ γενετῆρι φαεσφόρος· ἐν δὲ βερέθρῳ
εἰς στόμα πατρὸς ἔχευεν ἀλεξικακῶν γάλα μαζῶν
ἄτρομος· Ἠερίης δὲ θεουδέος ἔργον ἀκούων
Δηριάδης θάμβησε· περισσονόοιο δὲ κούρης
εἴκελον εἰδώλῳ γενέτην ἀπελύσατο δεσμῶν.
φήμη δ' ἀμφιβόητος ἀκούετο, καὶ στρατὸς Ἰνδῶν
μαζὸν ἀλεξικάκοιο δολοπλόκον ᾔνεσε νύμφης.

Man sieht, die Grundzüge der Erzählung stimmen mit dem Bericht des Valerius überein, aber der Dichter hat mit breiterem Pinsel gemalt als der Memoirenschreiber. Das Leiden des Vaters wird in der schwülstigen, an Wiederholungen und Häufungen reichen Weise des Epigonen geschildert und kein Mittel gespart, um es möglichst gräßlich erscheinen zu lassen; nur für die Rede der Tochter findet der Dichter, wie auch sonst in ähnlichen Situationen, reine und ergreifende Töne. Woher hat nun aber Nonnos die Geschichte? Tektaphos, der Held derselben, wird schon in den *Βασσαρικά* des Dionysios unter den Helden des Deriades aufgezählt, Nonnos hat sie nachweislich benutzt (s. Köhler, Über die Dionysiaca des Nonnos von Panopolis S. 59), und so mag denn die Geschichte vom Dionysios in seine Dichtung verwoben sein. Wir

kommen aber damit nicht viel weiter, denn die Zeit des Dionysios ist unbestimmbar. Auch Dionysios kann sie schon in seinen Vorlagen gefunden haben, kurz es ist nicht auszumachen, wann die Legende in das bakchische Epos übergegangen ist. Wann dies aber auch geschehen ist, die Vermutung ist gerechtfertigt, daß die Geschichte aus der hellenistischen Novellistik stammt, die in Alexandria ihre eigentliche Heimstätte hatte. Sie wird also aus derselben Quelle abzuleiten sein, aus welcher auch Valerius wenigstens indirekt geschöpft hat. Daß die Geschichte nach Indien verlegt sei, weil man nach der Überlieferung den Orient, wohl gar Indien selbst, als ihre Heimat betrachtete (s. Köhler a. a. O.), ist nicht unmöglich; ebenso möglich ist es aber auch, daß die Geschichte, woher sie auch stammen mag, rückhaltlos für griechisches Eigentum galt, als sie von einem der dionysischen Dichter aufgegriffen und, in entsprechender Weise umgekleidet, seiner Dichtung einverleibt wurde. Die bei Nonnos vorkommenden Namen beweisen nichts. Deriades kann volksetymologische Umdeutung eines indischen Namens sein — man hat an den Duryodhana des Mahabharata gedacht —, kann aber auch ebensogut willkürlich aus dem griechischen δῆρις gebildet sein, überdies hat ja Deriades ursprünglich mit unserer Geschichte gar nichts zu tun; Tektaphos aber und *'Ηερίη* — letzteres erst durch Konjektur von Gräfe hergestellt — sind griechische Wörter und gewiß ebenso erfunden wie die Namen Mycon, Pero und Xanthippe.

Nun entzieht sich unsere Legende für geraume Zeit dem forschenden Blick. Erst auf der Höhe des Mittelalters, im XIII. Jahrh., finden wir ihre Spuren wieder, und zwar zunächst in jenen Sammelwerken und Enzyklopädien, die zum Zwecke der Erbauung, Belehrung und Unterhaltung zahlreich im ganzen Abendlande veranstaltet wurden. So in den *Sermones vulgares* des Jacques de Vitry († 1240), den beiden riesigen Enzyklopädien des Vincentius von Beauvais († um 1264), dem *Speculum doctrinale* und *historiale*, dem spanischen *Libro de los enxemplos*, der Erziehungslehre des englischen Franziskaners Johannes Gallensis, d. i. Johann v. Wales († 1303). Das geht so fort bis in die neuere Zeit. Man findet die Geschichte in dem weit verbreiteten Erbauungsbuche 'Seelentrost', ebenso auch in dem Historien- und Exempelbuch des Droyssiger Pfarrers Andreas Hontorff, wo unter den zur Erläuterung des vierten Gebotes aus der Sakral- und Profangeschichte beigebrachten Fällen auch diese Legende verzeichnet ist. Natürlich hat auch Abraham a Santa Clara davon — und zwar in seinem 'Judas, der Erzschelm' — Gebrauch gemacht. Indes die ganze Literatur hier aufzuführen, ist unnötig, man findet sie in erwünschter Vollständigkeit bei Kretschmer a. a. O. Gemeinsam aber haben alle diese Darstellungen das eine: sie gehen sämtlich mittelbar oder unmittelbar auf Valerius zurück und geben, soweit ich sehe, ohne Ausnahme die Geschichte in der jüngeren, d. i. der römischen Fassung.

Kehren wir nun ins Mittelalter zurück, um einige hierher gehörige Berichte etwas genauer zu betrachten. Zunächst denjenigen, der in dem Anhang der *Gesta Romanorum* (Kap. 215 Oesterl.) gegeben wird. Der Berichterstatter beruft sich auf den Valerius als seine Quelle, gibt als Verbrechen der ge-

fangenen Frau Ehebruch an und hängt der Geschichte ganz im Sinne der Zeit eine allegorische Auslegung an. Danach ist der Richter (*praeco*) der himmlische Vater, der das Menschengeschlecht seiner Sünden wegen verdammt und der Hölle überliefert hat. Aber der Kerkermeister, das ist Jesus, erlaubt der Tochter der Gefangenen, d. i. seiner *misericordia*, diese zu besuchen und übergibt ihr die Milch seines Leidens. Dadurch mildert er den Zorn des Vaters und errettet das Menschengeschlecht.

Um dieselbe Zeit, wo dies geschrieben ist, treffen wir unsere Legende auch in Italien an, und zwar in dem Schachbuch des Predigermönches Jacobus de Cessolis. Jacobus hat am Ende des XIII. Jahrh. über das Schachspiel eine Reihe von Predigten gehalten und später deren Inhalt in einem besonderen Buche zusammengefaßt. Er hat bekanntlich die Figuren des Spiels benutzt, um ein Bild der Gesellschaft seiner Zeit zu entwerfen, wobei er nicht unterläßt, jedem Stande seine besonderen Pflichten einzuschärfen. Der König und die Königin des Spiels dienen ihm, den irdischen Herrschern die Wahrheit zu sagen, den Läufer (*alfilus*) setzt er dem Richter, den Rochen oder Turm dem Landvogt (*legatus regis*), den Springer (*miles*) dem Ritter gleich. Unter dem Bilde des Bauern schildert er die sämtlichen Klassen des Nährstandes einschließlich seiner entarteten Mitglieder, der Verschwender und der Spieler, wozu seltsamerweise noch die, wie es scheint, damals höchst unzuverlässigen Briefboten kommen. Was uns hier aber eigentlich allein angeht, sind die Beispiele, die in unzähliger Menge zur Erläuterung der moralisierenden Betrachtungen in die Darstellung verflochten sind. Sie stammen hauptsächlich aus lateinischen Autoren, unter denen begreiflicherweise Valerius obenan steht. Unter diesen findet man auch unsere Legende, sie ist, kurz nach Valerius erzählt, in dem Kapitel, das vom Rochen handelt, untergebracht. Ihre Moral ist deshalb erheblich umgebogen: nicht die Kindesliebe soll durch das Beispiel der guten Tochter verherrlicht werden, sondern die Tugend des dem Rochen gleichgesetzten Richters, der gerührt von der Tat des jungen Weibes die Schuldige begnadigt. Erst an zweiter Stelle wird auch die von der Tochter bewiesene Kindesliebe mit einem kurzen Lobe bedacht. Aber so macht Jacobus es oft: er nimmt markante Beispiele, wo er sie findet, und verwendet sie, ohne viel zu fragen, ob sie zu dem Fall, zu dessen Erläuterung sie dienen sollen, ordentlich passen.

Cessolis' Buch hat bald nach seinem Erscheinen überall Nachahmer und Übersetzer gefunden. In Deutschland zunächst zwei, den halb vergessenen und seiner Person nach völlig unbekannten Heinrich von Beringen in Schwaben, ein wenig später dessen Landsmann, den Leutpriester zu Stein am Rhein Konrad von Ammenhusen. Beide haben den Traktat des Cessolis in unbeholfenen, holperigen Versen weiter ausgeführt, der letztere auch noch manche Zutaten eigenen Wachstums hingefügt. Demnach ist auch bei beiden, namentlich bei Konrad, die hier in Rede stehende Legende zu einer ansehnlichen Episode angeschwellt. Die Beziehung auf den Richter ist natürlich beibehalten, es ist daher nur folgerichtig, wenn die *pietas* der Vorlage, die doch nur auf die Handlung der Tochter paßt, von Beringen in *barmherzigkeit*, von Ammen-

husen ebensogut in *milde* umgedeutet wird. Auch die jüngeren Bearbeitungen von Cessolis' Traktat, die wiederum von den eben genannten abhängen, haben die Geschichte, ohne irgendwelche Varianten.

Dem XIV. Jahrh. gehört eine andere Darstellung unserer Legende an, die wiederum einen Italiener zum Verfasser hat. Boccaccio hat sie in der Abhandlung *De claris mulieribus* mitgeteilt, und zwar, wie sich denken läßt, ebenfalls getreu nach Valerius. Eigenartig ist nur der Schluß. Der Erzähler erinnert an die Bürgerkrone der Alten und meint, einen starken Trumpf ausspielend, daß eine solche, ja noch größere Ehren auch die treue Tochter durch die Rettung ihrer Mutter verdient habe. Da sieht man bereits den Einfluß der antiken Anschauung, die in Italien im XIV. Jahrh. aufzuleben beginnt, und ein Wiederhall der Antike ist auch die schwülstige Rhetorik, mit der am Ende des Kapitels die Tugend der Pietät gepriesen wird. Es ist lehrreich, diese Darstellung mit derjenigen der *Gesta Romanorum* zu vergleichen, für ihre Zeiten sind beide gleich charakteristisch.

Von Boccaccio zu Hans Sachs ist nur ein Schritt: auf dessen üppig bewachsenen Revieren hat dieser oftmals den zweiten Schnitt getan. Im Jahre 1569 hat er in seiner Weise die Geschichte, deren Heldin er Romana nennt,[1]) mit ausdrücklicher Berufung auf Boccaccio erzählt. Wie sein Vorgänger, preist er am Ende die Kindesliebe, fügt dann aber noch die Klage hinzu, daß dergleichen zu seiner Zeit nicht mehr Brauch sei, daß vielmehr nur die Kinder nach dem Gut und Geld ihrer Eltern trachten — eine Moral, die wiederum für den Dichter wie für seine Zeit bezeichnend ist.

Wie in Deutschland haben sich auch in Frankreich Poeten gefunden, die unsere Legende der Beachtung gewürdigt haben. Sie ist hier bereits im XIII. Jahrh. poetisch bearbeitet worden, freilich nur als Einlage einer größeren Dichtung, eines Romans des Girart von Rossillon. Unter den Beispielen eines tugendhaften Lebens, nach denen sich die Herzogin Bertha richten will, wird auch das folgende aufgeführt:[2])

Moult bien li sovenoit de la file à la dame
Qui fut à mort jugié par ung tres grant diffame.
Pour amour du lignaige voult li juges tant faire
Qu'elle morut en chartre senz lei en commun traire;
Mas sur la hart deffent que nulz ne truiss'on
Qui li port ne li doint dont vivre puiss'on.
Au chartrier vint sa file, au pié li vat chéoir,
Que chascun jour sa mere peust une fois véoir:
Doucement li outrie cilz par misericorde;
Mas ne li lait pourter viande, fer ne corde.
Quant li juges revint de loing ou fut alés,
Il cuida que li corps fut jà touz tresalés;

---

[1]) *Romana, die seugent dochter* heißt die vollständige Überschrift. Die noch jetzt gewöhnliche Bezeichnung der Geschichte geht also auf Hans Sachs zurück.

[2]) Nach Köhler, Kl. Schr. II 386.

Par son commandement fut traitte hors la lasse
Et se soigne à mervoille quant la vit bele et crasse.
Li chartriers fut presens, li juges li demande
Que la verité die, sur son chief li commande.
Cilz dist: Nulz ne la vit puis derriers ne devant,
Mas c'ugne soïe file. — Fai la venir avant.
— Or me di, belle amie, qu'as tu donné ta mere,
Se tost ne le me dis, morras de mort amere!
Celle dist verité, quar de la mort se doubte:
Certes, sire, oncques puis ne maingia ne but goute,
Forsque l'ai alactié de mes poures memelles.
Anqui out de plorans dames et damoiselles
Et des hommes auxi; tuit prierent au juge
Pour amour de la file la mere à mort ne juge.
Par force de nature cilz se prist au plorer,
Embdeux les en envoie quites senz demorer.

Ihr war von jener Dame die Mär bekannt genug,
Die einst zum Tod verurteilt durch harten Richterspruch;
Doch wollt' auf ihre Sippe der Richter Rücksicht nehmen,
Sie nicht durch offne Strafe von Henkershand beschämen.
Im Kerker sollt' sie sterben vor Hunger, man verbot,
Daß jemand Speise brächte zu lindern ihre Not.
Da kam der Dame Tochter, den Wächter anzuflehn,
Daß sie die Mutter dürfe einmal am Tage sehn.
Der läßt sich willig finden, jedoch mit dem Bedinge,
Daß sie nicht Trank noch Speise der Eingeschlossnen bringe.
Nun war von einer Reise der Richter heimgekehrt;
Die Frau wähnt er zu finden vergrämt und abgezehrt,
Er läßt sie vor sich führen, genau sie anzusehn,
Und findet wohlgenährt sie und zum Erstaunen schön.
Da wendet an den Wächter er sich mit scharfer Frage,
Bei Todesstrafe heischend, daß er die Wahrheit sage.
Der meldet: 'Keine Seele sah sie in ihrer Haft
Als ihre Tochter.' 'Sorge, daß man herbei sie schafft.'
'Sag' an mein Kind, was hast du der Mutter denn gegeben?
Die Wahrheit will ich wissen, sonst kostet es dein Leben.'
'Ach Herr, verschont mich Arme, seitdem sie eingeschlossen,
Hat keinen Tropfen Weines, kein Brot sie mehr genossen.
Die Milch von meinen Brüsten flößt' ich ihr in den Mund.'
Die Märe ward in kurzem bei Hoch und Niedrig kund.
Der Richter ward gebeten, er möge billig denken
Und um der Tochter willen der Frau das Leben schenken.
Da ward gerührt zu Tränen der Richter, er gebot,
Sie beide zu befreien aus Kerkers Haft und Not.

Auch in dieser kurzen Erzählung sind nur wenig selbständige Züge, ihr Verfasser hat die eben erwähnte Enzyklopädie des Vincentius von Beauvais zu Rate gezogen und durch sie mittelbar auch den Valerius benützt.

Später wurde die Geschichte auch dramatisiert. Man kennt die sogenannten Moralitäten, jene dramatischen Spiele mit starker moralischer Tendenz, wobei die Tugenden wie die Laster, überhaupt abstrakte Begriffe, vielfach als Personen auftraten. Sie waren besonders in Frankreich und England beliebt, und es zeugt von gutem historischem Sinn, daß Schiller in der Maria Stuart eines solchen Spieles gedenkt. Zu einer solchen Moralität ist auch die alte Erzählung des Valerius umgedichtet, das Spiel ist zuerst gedruckt im Jahre 1548 in Lyon und findet sich im dritten Bande von Viollets Ancien théâtre français. Allegorische Personen freilich treten darin nicht auf, vielmehr gibt sich das Stück als eine Historie.[1]) Die Handlung bewegt sich im wesentlichen in der bekannten Bahn, ist jedoch erweitert durch eine verhältnismäßig ausgedehnte Exposition und eine vor einer Korona von Zuhörern öffentlich sich abspielende Gerichtsszene. Zu den überlieferten Personen erfindet der Dichter noch eine, den Senator Valerius, den er dem Konsul, d. i. dem Richter, halb als confident, halb als Vertreter des Senatorenstandes zur Seite stellt, und er hat den beteiligten Personen, besonders den beiden weiblichen, zur Entfaltung der seelischen Zustände reichlich das Wort gegönnt. Der Konsul Horatius betont in einer Versammlung der Senatoren, wie notwendig es sei, daß der römische Staat die von Salomo(!) überkommenen Gesetze aufrecht erhalte und jeden bestrafe, der sich wider die bestehende Ordnung auflehne, worin ihm Valerius beistimmt; er fordert die Versammelten schließlich auf, jeden namhaft zu machen, von dem sie wüßten, daß er ein Gesetz übertreten habe. Gleich darauf erscheint der Schließer (*sergent*) und meldet, daß sich im Gefängnis eine Frau befinde, die des Hochverrates bezichtigt werde. Der Konsul läßt sie vorführen. Nun klagt die Gefangene in beweglichen Worten über ihr Schicksal. Der Konsul bedauert sie, gibt aber nichtsdestoweniger Befehl, das Volk als Zeugen des nun abzuhaltenden Gerichtes zusammenzurufen. Unter den Herbeieilenden ist auch die Tochter der Gefangenen, die beim Anblick ihrer Mutter in laute Klagen ausbricht. Sie ruft:

O créateur et père droicturier,
Que deviendra cette pauvre esgarée?
Las qu'ay-je ouy en ce lieu publier?
Mon cueur se doibt humilier,
Larmes gecter des yeulx par randonnée.
Cessez vos chants, oyseaux volans ès cieulx,
Et vueillez huy avec moy lamenter.

Nun beginnt der Konsul das Verhör, die Angeklagte bittet um Gnade, wird jedoch vom Konsul zum Tode verurteilt. Da fügt die Tochter zu den Bitten der Mutter die ihrigen, sie verlangt mit ihrer Mutter sterben zu dürfen, wenn diese nicht begnadigt wird. Der Konsul aber, trotz einiger Anwandlungen von Mitleid, befiehlt nach den in der Exposition ausgesprochenen Grund-

[1]) Der volle Titel ist: *Histoire romaine d'une femme qui avoit vouu trahir la cité de Romme et comment sa fille la nourrist six sepmaines de son lait en prison.*

sätzen dem Recht seinen Lauf zu lassen und die Schuldige zu enthaupten. Darauf neue Klagen der Tochter und die abermalige Bitte, alle Qualen, welche die Mutter treffen sollen, teilen zu dürfen. Jetzt erklärt der Konsul, daß die Verurteilte wenigstens keines schimpflichen Todes sterben solle, er befiehlt sie einzuschließen, aber niemand zu ihr zu lassen; nur ihre Tochter soll durch das Gitter des Gefängnisses (*par la treille*) mit ihr verkehren dürfen. Darauf entfernt sich die Tochter, kehrt aber bald zurück, nachdem sie, wie sie sagt, ihr Kind gestillt und gebettet hat, ein Motiv, wodurch natürlich die folgende Szene erklärt werden soll. Als sie hört, wie die Mutter laut über den quälenden Hunger jammert, ruft sie zuerst Gott an, der Leidenden Standhaftigkeit zu verleihen, und verweist sie auf das Vorbild des Erlösers, dann aber sagt sie nach längerem Zaudern:

Venez ycy allaicter ma mamelle
Et en prenez votre refection.
En ma jeunesse me fessiez chose telle,
Dont j'en avoye ma substantiation.

Der Schluß braucht nicht erst erzählt zu werden, er ist wie überall: die Tat der treuen Tochter wird entdeckt und die Mutter begnadigt. Nur eines muß hier noch erwähnt werden: der Verkehr der beiden Frauen darf nicht im Gefängnis stattfinden, sondern ist durch das Gitter beschränkt, das ist eine, wie wir gleich sehen werden, bemerkenswerte Abweichung von der Überlieferung.

Alle diese oben besprochenen in Vers oder Prosa abgefaßten Darstellungen der Legende gehen, wie schon bemerkt ist, auf den ersten Bericht des Valerius zurück, der die Geschichte in der römischen Fassung gibt: die Mutter ist überall die Verbrecherin, die Verhaftete, die Gerettete. Aber auch die griechische Version hat sich erhalten, wenn nicht in den mehr oder weniger aus gelehrten Kreisen stammenden Bearbeitungen der Geschichte, so doch in der Volkstradition. Die Sage von dem Greise, der fast verschmachtet die Muttermilch der eigenen Tochter trinkt, lebt fort in einer Reihe von Erzählungen, die sich deutlich von der gelehrten Überlieferung unterscheiden. Es scheint, daß die Träger der volkstümlichen Dichtung, die Spielleute und Vaganten, sich frühzeitig des dankbaren Stoffes bemächtigt und ihn im ganzen Abendlande verbreitet haben, wobei es unentschieden bleibt, ob auch dieser Strom der Überlieferung aus Valerius oder wenigstens teilweise aus der im stillen fortrinnenden hellenistischen Überlieferung abzuleiten ist. Daß aber die Volkstradition zu der ältesten Form der Überlieferung zurückgekehrt ist, kann nicht wundernehmen: die Gegenüberstellung des zum Kinde gewordenen Greises und der an ihm Mutterpflichten übenden Tochter ist noch drastischer als der Kontrast der beiden Frauen und darum noch besser geeignet für die Anekdote, die zur Wirkung auf weite Kreise berechnet ist. Ihr letzter Niederschlag ist ein Rätsel, das sich so ziemlich über ganz Europa verbreitet hat, und es ist ja auch leicht begreiflich, daß die seltsame Umkehr des natürlichen Verhältnisses, worauf schon Valerius mit seinem *velut infantem* hinweist, zu epigrammatischer

Zuspitzung und zweideutiger Frage Anlaß gab. Schon Heinrich von Beringen sagt mit den Worten spielend von der Tochter:

Hie macht si sich ir selbes anen,
Wan si ir muoter muoter wart.

Als wirkliches Rätsel gefaßt mag das Epigramm zunächst gelautet haben:

Mein Vater er war,
Seine Mutter ich wurde,
Das Kind, das ich säugte,
War meiner Mutter Mann.

In dieser Fassung findet sich der Spruch nicht nur in Deutschland, sondern auch in Dänemark, Schweden[1]) und dem benachbarten Estland. Nur unbedeutend ist die Veränderung, die sich in Reußners Aenigmatographia findet:

Des Tochter ich ward,
Des Mutter bin ich worden,
Ich erzeugt (*anders* ich säugte) mir einen Sohn,
Der war meiner Mutter Mann.

Und ins Lateinische übersetzt:

Filia cuius eram mater sum denique patris,
Matris vir sic fit filius inde mihi.

Vergleicht man damit den sizilischen Spruch:

Oggi e l'annu mi fu patri,
Ed aguannu mi fu figghiu,
E lu figghiu chi nutricu
È maritu di mè matri

und den spanischen:

Algun dia fui hija,
Ahora soy madre,
El principe que mis pechos crian
Es marido di mi madre,[2])

so erkennt man, daß das Rätsel im Süden wie im Norden Europas gleichmäßig bekannt ist. Noch andere Varianten des Rätsels lassen sich in Italien nachweisen; auch in Griechenland kennt man, wie wir gleich sehen werden, den Spruch.

Manchmal wird auch das Rätsel mit der Geschichte, aus welcher es abgeleitet ist, verflochten, und zwar in der Weise, daß die Tochter dem Richter oder dem König, der der Bedränger ihres Vaters ist, das Rätsel aufgibt und

---

[1]) Schwedisch:
Min fader han war,
Hans moder jag blef,
Det barnet jeg födde
War min moders man. (Landsmålen II Nr. 96.)

Die entsprechende dänische Fassung bei Kamp, Danske Folkeminder Nr. 850. Das estnische Rätsel im Original bei Wiedemann, Aus dem inneren und äußeren Leben der Ehsten S. 279.

[2]) Demofilo, Colleccion de enigmas y adivinanzas Nr. 238 (S. 75).

sich für den Fall, daß die Frage nicht gelöst wird, die Freiheit des Gefangenen ausbedingt; ja es ist möglich, daß das Rätsel, das stets die Ichform hat, erst für diesen Zweck zurechtgemacht und dann erst aus dem Zusammenhang zu selbständiger Existenz losgelöst ist. So liest man bei Corazzini, I componimenti della letteratura pop. ital. S. 414 folgende venetianische Erzählung: Es war ein König, der von einem andern entthront und eingekerkert ward. Als seine Tochter ihn in der bekannten Weise ernährt hat, wird sie zu dem siegreichen Herrscher gerufen und gefragt, welche Nahrungsmittel sie dem Gefangenen zugeführt habe. Sie erwidert anfangs, das sei ihr unmöglich gemacht, da sie stets sorgfältig untersucht sei, sagt aber endlich, in die Enge getrieben: 'Gut, wenn du wissen willst, was ich meinem Vater gebracht habe, so rate es'; dann gibt sie dem König folgendes Rätsel auf:

Indovina, indovinator:
Figlia io son de l'imperator;
Oggi son figlia, doman son madre
Di un figlio maschio, marito di mia madre

und fügt hinzu: 'Wenn du es rätst, will ich nicht mehr zu meinem Vater gehen, und er wird sterben, aber wenn du es nicht raten kannst, soll mein Vater frei sein.' Der König geht auf diese Bedingung ein, und sie gibt ihm eine Frist von drei Tagen. Nun werden alle Astrologen und Wahrsager berufen, um das Rätsel zu lösen, aber niemand vermag es. Als die drei Tage um sind, fordert die Tochter die Freilassung ihres Vaters, indem sie die Lösung des Rätsels gibt, und der König entläßt den Gefangenen aus der Haft. Das gleiche berichtet, mit einigen Varianten, eine sizilianische Novelle, welche die Überschrift *lu 'nnimimu* (das Rätsel) trägt:[1])

Ein gefährlicher Räuber wird gefangen und verurteilt im Kerker zu verschmachten, es soll ihm — eine sonst unbekannte Nüance — nur Wein, aber kein Wasser gereicht werden. Seine Tochter wird zu ihm gelassen, aber stets sorgfältigst untersucht, so daß sie ihm keinerlei Erquickung bringen kann. Endlich kommt sie auf den Gedanken, ihm durch das Gitterfenster des Kerkers die Brust zu reichen. So nährt sie ihn ein ganzes Jahr hindurch. Der Richter gerät darüber in die höchste Verwunderung, kann er doch nicht begreifen, wie der Gefangene ohne andere Nahrung als Wein leben und gesund bleiben kann. Da kommt eines Tages das junge Weib zu ihm und spricht: 'Herr Richter, ich weiß ein Rätsel, das noch niemand hat raten können; wenn ihr es nicht raten könnt, wollt ihr dann meinen Vater freigeben?' Und als der Richter darauf eingeht und ihr sein Wort gibt, wenn er das Rätsel in drei Tagen nicht lösen könne, den Vater freizulassen, sagt sie es ihm in der oben angegebenen sizilischen Fassung. Natürlich bringt jener in der festgesetzten Zeit den Sinn des Rätsels nicht heraus. Als er ihn aber erfährt, vergießt er Tränen der Rührung und verfügt sofort die Freilassung des Gefangenen.

[1]) Bei Pitrè, Biblioteca delle tradizioni pop. sicil. VI, III: Novelle e racconti S. 388.

Auch in Spanien muß die Geschichte gleicherweise bekannt sein, das beweist der Schluß des oben angeführten Rätsels:

Acertadla, caballeros,
y si no, dadme a mi padre.

Noch eigentümlicher ist die Art, wie Erzählung und Rätsel in einer griechischen Novelle verbunden sind. Hier ist die Geschichte bedeutend erweitert und durch die Einschiebung eines zweiten Rätsels noch verwickelter geworden.[1]) Ein König faßt den Verdacht, daß sein Bruder ihm nach dem Leben trachte und ihn der Herrschaft berauben wolle. Der völlig Unschuldige wird in den Kerker geworfen und soll dort verhungern. Da wirft sich seine Tochter, die ebenso schön wie aufgeweckt und geistreich ist, dem König zu Füßen und fleht ihn an, er möge ihr erlauben den Gefangenen zweimal am Tage zu sehen. Das wird ihr gewährt, aber nur unter der bekannten Bedingung, daß sie vorher sorgfältig durchsucht werde, überdies wird auf den Befehl des Königs eine Öffnung in der Kerkerwand angebracht, durch welche allein der Verkehr gestattet sein soll. Das genügt der Tochter, ihren Vater in der bekannten Weise zu ernähren; als jedoch der König nach längerer Zeit erfährt, daß der Gefangene wider alles Erwarten noch am Leben sei, wähnt er, daß seine Nichte ihren Vater durch Zaubermittel erhalten habe, und verbietet ihr fortan jeden Verkehr mit dem Gefangenen. Indem sie nun wortlos und tief in Gedanken herumirrt, trifft sie unweit der Stadt einen Hufschmied, der gerade beschäftigt ist, den Leib eines toten Pferdes zu öffnen. 'Was machst du da, Gevatter?' fragt sie ihn. 'Ach', erwidert jener, 'mir geht es schlecht, meine trächtige Stute ist soeben verendet, und ich bin eben dabei, das Junge aus ihrem Leibe zu holen, dann werde ich ihr das Fell abziehen und verkaufen.' 'Und ist denn das Füllen noch am Leben?' fragt die Prinzessin. 'Bah', antwortet der Hufschmied, 'siehst du da unten nicht ein Rößlein, das so schnell wie ein Hirsch herumspringt? Vor vier Jahren habe ich es aus dem Leibe der Mutter geholt.' Nun glaubt das Mädchen ein Mittel gefunden zu haben, ihren Vater zu lösen. Sie kauft dem Hufschmied für 100 Zechinen das vierjährige Pferdchen und die Haut der gefallenen Stute ab, beides schenkt sie dann dem König und erhält dafür die Erlaubnis, ihren Vater wiederzusehen. Als nun eines Tages der König sich auf dem neu erworbenen Rößlein tummelt, tritt ihm seine Nichte in den Weg, faßt den Zügel des Tieres und sagt: 'Du sitzest auf einem Tier, das nicht geboren ist, und liegst auf seiner Mutter.'[2]) Der König, der nicht weiß, was das bedeuten soll, fordert die Erklärung, worauf seine Nichte antwortet: 'Ich will dir die Deutung geben, wenn du mir mein Kind gibst; wenn du mir es gibst, wird es mein Vater, wenn nicht, wird es abermals mein Kind.' Jetzt wird der König völlig verwirrt und verspricht ihr für die Lösung des Rätsels jegliche Gunst zu gewähren. Sie fordert natürlich die Freilassung

[1]) Bei Legrand, Recueil de contes populaires grecs S. 47 ff.

[2]) Hierzu vergleiche man das Märchen vom Ungeborenen und das Rätsel von dem ermordeten Geliebten bei Köhler, Kl. Schr. III 517, 18 und I 357 ff.

ihres Vaters und erzählt, als diese erfolgt ist, die Geschichte in allen ihren Einzelheiten, worauf der König, entzückt von der Klugheit seiner Nichte, sein Attentat auf den Bruder herzlich bereut. Die Besonderheiten dieser aus der hellen Lust am Fabulieren entsprungenen Novelle fallen ins Auge: es ist nicht nur das Quid pro quo der Rätselfrage, sondern auch der romantische Zug, daß die Tochter hier nicht wie sonst als Mutter eines Säuglings, sondern als virgo immaculata erscheint. Das gleiche Motiv findet sich auch anderswo, z. B. in einer italienischen Version der Geschichte, die Buck (The folklore of Rome S. 322) mitgeteilt hat, und in einer niederländischen Legende, die bei Wolf (Niederländische Sagen Nr. 529) steht. In der ersteren ist es der König von Portugal, der von einem fremden Prinzen, dem zurückgewiesenen Freier seiner Tochter, entthront und eingekerkert wird. Diese, noch unvermählt, ernährt ihn durch die Schranken des Gefängnisses — also in zwei Punkten völlige Übereinstimmung mit der griechischen Novelle, nur daß die wunderbare Begabung des Mädchens auf ihre zum Himmel gesandten Gebete zurückgeführt wird. Und ebenso verdankt auch in der niederländischen Fassung, worin der Gefangene zum Bürger von Gent gemacht wird, seine jungfräuliche Tochter die Fähigkeit ihren Vater zu erhalten der Einwirkung übernatürlicher Mächte. Ertappt und zur Rede gestellt erklärt sie: 'Ich habe meinem Vater im Vertrauen auf Gott und die heilige Mutter Maria meine Brust gereicht.' Die letzte Geschichte ist im übrigen treu nach Valerius erzählt. Das Motiv der Trennung durch das Gitterfenster oder eine ähnliche Schranke findet sich also hier nicht. Aber das ist wohl klar, daß die beiden Auswüchse, woher sie auch stammen mögen, erfunden sind, um das Wunderbare des Vorganges noch zu erhöhen und herauszutreiben. Freilich zwischen diesen örtlich so weit getrennten Überlieferungen eine Brücke herstellen zu wollen, würde vergebliche Mühe sein. Nur so viel ist gewiß, daß die beiden hier zusammengestellten Motive der Volkstradition angehören. Von hier aus ist das eine dann auch in die oben besprochene französische Moralität gelangt, ihr Dichter hat es offenbar für brauchbar befunden und in sein Stück aufgenommen.

Auch die eben angeführten Rätsel sind unter dem Einfluß dieser beiden Neubildungen umgestaltet worden. Im Straßburger Rätselbuch des Jahres 1505 heißt es bereits:

Durch Säulen gesogen
Ist Herren betrogen.
Des Dochter ich was,
Des muter bin ich worden,
Ich hab' meiner muter ein' schön' man getzogen.

Dann greift die rationalistische Auffassung Platz, die Tochter habe dem Gefangenen mittelst einer durch eine Öffnung der Kerkerwand gesteckte Röhre oder einen Halm Milch zugeführt. Anstatt der Säulen werden auch Felsen, Bretter oder Mauern genannt, wie in folgendem:

Bin Tochter gewesen und Mutter geworden
Und hab' meinen Vater durch Mauern erzogen.

Endlich werden gar die Säulen in Sohlen umgedeutet und dazu die Erklärung gegeben, die Tochter habe den Alten mittelst einer unter den Fußboden (Sohlen) gelegten Pfeife ernährt. Alle diese Varianten sind für Mecklenburg bezeugt;[1]) in Pommern aber erzählte man, die Tochter habe durch eine Öffnung der Mauer einen langen Schlauch gesteckt und dann dünne Suppe hineingezogen,[2]) so ist das Wunderbare der Geschichte gänzlich beseitigt und diese zu einer platt alltäglichen Anekdote herabgedrückt.[3]) Auch das Motiv von der Jungfräulichkeit der Tochter ist im Norden Deutschlands anzutreffen und hat zu folgender Fassung des Rätsels geführt:

Das Vaterkint ist mutter geworden
Und dabei Jungfer geblieben.

Auch diese Variante ist für Mecklenburg bezeugt;[4]) vermutlich würde man noch mehr Material zusammen bringen können, wenn alle Gegenden Deutschlands hinsichtlich ihrer Rätsel- und Anekdotendichtung so gründlich durchforscht wären wie Mecklenburg. Aber auch so schon zeigt es sich, daß die Motive unserer Geschichte, alte wie neue, gleich Sommerfäden durch alle Lande flattern. Und während sich einerseits das Bestreben zeigt, das Wunderbare des Geschehnisses zu steigern, wird es anderswo durch rationalistische Umdeutung so stark verdünnt, daß es allen Geschmack verliert.

In eine Ballade — jedoch ohne das Rätsel — ist die Geschichte in England verwandelt worden.[5]) In einer volksmäßigen Strophe, der Doppelung der sogenannten Chevychase-Strophe, einfach und schlicht erzählt ist sie entschieden allen anderen Bearbeitungen überlegen. Wie in anderen Darstellungen ist auch hier der Gefangene ein vornehmer Mann — *a wealthy gentleman* —, der sich gegen den König mit anderen verschworen hat. Ergreifend sind seine Klagen über die Qualen, die er, ein anderer Ugolino, im Kerker erduldet. Er hat Freunde und Töchter, aber niemand wagt es ihm zu helfen, weil alle die Rache des Königs fürchten. Nur die jüngste Tochter, die er doch schwer gekränkt hat, weil sie sich wider seinen Willen mit einem mittellosen Manne vermählt hat, fühlt sich veranlaßt etwas zu tun. Sie wendet sich zunächst an die beiden mächtigen Schwestern mit der Bitte, dem Vater gemeinsam zu

---

[1]) S. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen I 205.

[2]) Jahn, Volkssagen von Pommern und Rügen S. 540.

[3]) Ähnlich auch in einer mecklenburgischen Fassung, wo anstatt Vater und Tochter Bräutigam und Braut auftreten und überdies das Rätsel in der bereits bekannten Weise verwendet wird: *En Mäten,* heißt es, *hett dot hungern süllt. Ehr Brüjam hett'n ruhr dörch de muur treckt und dor melk rin gaten. So lävt se ümmerto. Toletzt segg'n de Richter, wenn se 'n Rätsel künn, wat se nich lösen künnen, denn süll se frie sien. Dor hett se dit Rätsel uppgäven un is fri kamen:*

Durch Mauern gezogen, durch Röhren gesogen
Und Herren betrogen.

[4]) Wossidlo a. a. O.

[5]) Sie steht unter dem Titel: The faithful daughter bei Henderson-Wilkinson, Notes on the folklore of the northern counties of England and the borders S. 399 ff.

Hilfe zu kommen; aber diese wollen lieber den Greis sterben lassen als selbst zu Grunde gehen. Da entschließt sich die jüngste allein das Rettungswerk zu unternehmen: sie tut einen Fußfall vor dem König und bittet ihn unter Tränen, er möge ihr erlauben, den Vater noch vor seinem Tode zu sehen; sie habe ihn durch ihre Heirat schwer gekränkt, jetzt wolle sie suchen seine Verzeihung und seinen Segen zu erlangen. Sie erhält dann den Vater auf die bekannte Weise länger als ein Jahr, der Gefangene wird freigelassen und segnet den Tag, an dem seine Tochter ein tugendhaftes liebendes Weib geworden. Hier ist alles klar und menschlich rührend entwickelt, ohne das falsche Pathos des Nonnos, ohne die etwas phrasenhafte Rhetorik des französischen Spiels, ohne die Phantastik der griechischen Novelle. Vor allem aber ist zu beachten, daß hier ein neues Motiv zur Verwendung kommt, das die anderen Fassungen der Geschichte nicht kennen. Es ist die Sage von der Kindestreue der jüngsten Tochter, die durch den Gegensatz zu der Undankbarkeit und der Pflichtvergessenheit der älteren Schwestern so hell beleuchtet wird. Auch diese Sage gehört zu denen, die durch die ganze Welt verbreitet und vielfach abgewandelt sind, sie ist namentlich in England heimisch und hat bekanntlich durch Shakespeares König Lear unsterbliche Berühmtheit erlangt.[1]) In der eben besprochenen Ballade ist das Motiv auf das glücklichste mit der Haupthandlung verflochten. Nicht nur daß der Charakter des jungen Weibes dadurch sittlich und ästhetisch gehoben wird, es wird auch geschickt benutzt, um die Bitte, womit die Tochter vor den König tritt, eigenartig und wirkungsvoll zu motivieren.

Weniger glücklich ist die Fassung, die ein neuerer Dichter, P. Chr. Sternberg unserer Legende gegeben hat.[2]) Im Schillerschen Balladenton gibt das etwas schwülstige, ja schülerhafte Gedicht den Inhalt der Geschichte ohne erhebliche Varianten wieder; nur das ist eine Abweichung, die den Leser seltsam berührt, daß der Schauplatz der Erzählung nach Trier verlegt ist. Der König der englischen Ballade und anderer Versionen ist hier zum römischen Kaiser geworden, und Cimon ist trotz seines griechischen Namens der beste Bürger von Trier. Auf der Oberbürgermeisterei von Trier befindet sich ein Gemälde, das den Vorgang darstellt; es ist also wohl anzunehmen, daß der Dichter auf Grund desselben die Geschichte in Trier lokalisiert hat, wenn das nicht schon andere vor ihm getan haben. Jedenfalls hat er wohl die Geschichte nach der bildlichen Darstellung erzählt. Ähnlich hat man vielleicht auch das Verhältnis der oben erwähnten niederländischen Erzählung zu dem sogenannten Mammelokker auf dem Portal des berühmten Bergfrieds zu Gent zu beurteilen.[3])

---

[1]) Über die Verbreitung der Sage hat gehandelt v. d. Hagen, Gesamtabenteuer II S. LVIII ff.

[2]) Bei Hocker, Des Mosellandes Sagen, Geschichten und Legenden unter der Überschrift: Die Tochter des Cimon.

[3]) [Die Lokalisierung der Sage scheint doch älter zu sein als die Kunstwerke. Wenigstens höre ich von Hrn. Franz Binsfeld in Trier, dessen Gefälligkeit ich auch eine Beschreibung des aus dem XVIII. Jahrh. stammenden, übrigens ziemlich unbedeutenden Trierschen Bildes verdanke, daß die Legende noch jetzt im Trierschen Lande weit verbreitet

Und somit sind wir auf den Ausgangspunkt unserer Ausführungen zurückgekommen. Haben wir mit der Betrachtung eines Gemäldes begonnen, so schließen wir unsere geschichtliche Übersicht, indem wir uns nach weiteren Schöpfungen der bildenden Kunst umsehen, die in Beziehung zu unserer Legende stehen. Valerius Maximus hat, wie wir oben gesehen haben, wenigstens eine den Vorfall behandelnde *picta imago* gekannt. Durch die Ausgrabungen in Pompeji sind wir belehrt worden, daß es verschiedene solche Bildwerke gab, ja daß unsere Legende in der Zeit des sinkenden Altertums ein überaus beliebter Vorwurf der bildenden Kunst gewesen ist. Schon im Jahre 1755 brachte ein spanischer Bericht die Mitteilung über die Auffindung einer glasierten Terrakottagruppe in der Casa Giulia Felice; es ist dieselbe, die man später kurzweg als Carità Romana oder Greca bezeichnet hat. Nach v. Rhoden, der eine ausführliche Beschreibung davon gegeben hat,[1]) ist die Gruppe aus der Neronischen Zeit und mit virtuoser Technik in allen Einzelheiten behandelt, aber mangelhaft hinsichtlich der Komposition und unschön durch ein übertriebenes Streben nach Naturwahrheit, das namentlich in der Art, wie der Kopf und Körper des knieenden Alten behandelt ist, hervortritt. Die Tochter, ein breitschultriges, mit Ärmel und Obergewand bekleidetes Weib, sitzt und hat die beschuhten Füße dicht zusammengestellt, um dem Alten Platz zu machen, den sie mit der linken Hand an sich heranzieht. Ihr Chiton ist fein und durchsichtig, das wollige Haar gescheitelt und auf dem Kopf 'zu einer schleifenartigen Frisur zusammengebunden, die Augensterne sind vertieft'. Etwas später kam dann in Pompeji ein den gleichen Vorgang darstellendes Wandgemälde zum Vorschein, das zuerst in den Ornati delle pareti di Pompeii im Jahre 1796 bekannt gemacht ist. Helbig (Wandgemälde Campaniens 1376) gibt folgende Beschreibung davon: 'Pero sitzt da im blauen Chiton und reicht mit der Linken dem Vater die rechte Brust, während sie mit der Rechten das schwache Haupt desselben stützt. Kimon mit verwildertem weißen Haar und Bart, ein gelbliches Gewand über den Schenkeln, sitzt mühsam aufgerichtet auf dem Boden neben ihr und legt matt den linken Arm über den Schoß der Tochter, während er mit der Rechten die Hand, mit welcher sie ihm die Brust reicht, zu sich heran zieht. Durch eine in der Kerkerwand befindliche Luke fällt, gegenwärtig allerdings nur schwach zu erkennen, ein Lichtstrahl auf die Gruppe.' Im Jahre 1826 ist dann in der Casa di Bacco ein zweites Gemälde entdeckt worden, das denselben Gegenstand, aber mit einigen Abweichungen, darstellt. Hier scheint die Tochter zu knieen, die Pose des Alten ist im wesentlichen dieselbe wie auf dem ersten Gemälde, aber die Haltung des Körpers viel gezwungener, ja steif und unnatürlich. Hinter dem seitwärts angebrachten Gitterfenster erscheint der Kopf des die Gruppe beobachtenden Wächters. Eine

---

ist und daß der Volksglaube die Szene in einen Kerker der Stadt Trier verlegt. So könnte die Sage auch im benachbarten Belgien bodenständig geworden sein. Übrigens ist der Unterschied zwischen dem Bilde und der Darstellung Sternbergs immerhin so groß, daß die Annahme einer einfachen Nacherzählung hinfällig wird. Korrekturnote.]

[1]) Pompejanische Terrakotten S. 57 ff.

Kopie des ersten Gemäldes ist das Bild der Casa di Bacco also nicht; es ist aber möglich, daß beide auf eine gemeinsame Vorlage zurückgehen. Ob eine noch vorhandene Zeichnung Ternites[1]) das erste Bild mit geringfügigen Änderungen wiedergibt, oder ein drittes zur Voraussetzung hat, etwa das, welches Morgenstern 1809 in Portici gesehen haben will,[2]) ist ungewiß.

Zu diesen Funden ist neuerdings noch ein weiterer hinzugekommen. In einem neu ausgegrabenen Hause in Pompeji ist abermals eine Carità ans Licht gezogen worden. Auch diese Darstellung stimmt in der Hauptsache mit den oben erwähnten überein; aber der Oberkörper der Tochter ist hier unbedeckt, während sonst die eine Seite verhüllt ist, und das Fenster, das sich hier in der Mitte ein wenig seitwärts von dem Kopfe des Weibes befindet, läßt einen breiten Lichtstreifen einfallen. Leider ist das Bild stark beschädigt, ein breiter Riß geht von oben nach unten, der Oberkörper des Greises und die ihm zugewandte Seite des jungen Weibes ist kaum zu erkennen. Auf der linken Seite steht der Name Pero, auf der rechten Mico, so daß nun auch für die Echtheit beider Namen ein weiteres authentisches Zeugnis vorliegt. Oben an der linken Seite gewahrt man die schwer lesbaren Reste einer in lateinischen Distichen abgefaßten Inschrift.[3]) Engelmann, der in der Zeitschr. für die bildende Kunst 1901 S. 287 ff. über den Fund berichtet hat, hat sie in folgender Weise wieder herzustellen versucht:

Quae parvis mater natis alimenta parabat
Fortuna in patrios vertit iniqua cibos.
[Erigit ut] locus est tenui cervice seniles
[Artus et] venae lacte fluente bibit.
[Verbis at]que simul voltu fricat illa Miconem
Pero tristis; inest cum pietate pudor.

Ein paar hierher gehörige kleinere Terrakotten brauchen nur kurz erwähnt zu werden, vielleicht kommt mit der Zeit noch anderes hinzu, um die Beliebtheit des Vorwurfes wenigstens für den Anfang unserer Zeitrechnung noch weiterhin darzutun; und wenn es sicher ist, daß die meisten der pompejanischen Wandgemälde auf Vorbilder aus hellenistischer Zeit zurückgehen, so ist die Darstellung unserer Legende durch die bildende Kunst bereits für die letzten Jahrhunderte v. Chr. bezeugt.

Die vorwiegend christliche Kunst des Mittelalters scheint den wenn auch rührenden, doch profanen Stoff verschmäht zu haben; eine Ausnahme macht etwa die Carità an den Misericordien der Chorstühle zu Magdeburg, die im Jahre 1445 ausgeführt ist.[4]) Mit der Wiederbelebung der Antike aber wird der Stoff auch für die bildende Kunst wieder lebendig. Lukas Cranach hat

[1]) Alle drei Bilder sind wiedergegeben bei v. Rhoden a. a. O.

[2]) Das fragliche Bild ist nicht mehr aufzufinden, es ist also entweder verloren oder Morgensterns Angabe mythischer Natur.

[3]) Vorstehende Beschreibung nach einer Photographie.

[4]) Ott, Handbuch der christlichen Kunstarchäologie S. 499.

1543 für seinen Landesherrn die Geschichte auf einem Leintuch abgebildet,[1]) von Barthel Beham gibt es einen, von Joh. Sebastian mehrere den Gegenstand darstellende Stiche.[2]) Auch von italienischen Malern der Renaissancezeit soll es hierher gehörige Gemälde geben. Mit besonderer Vorliebe aber hat sich Rubens dem eigentümlichen Stoffe zugewandt. Bei Göler von Ravensburg (Rubens und die Antike S. 189) liest man darüber folgendes: 'Die beste dieser Darstellungen, ausgezeichnet durch Empfindung, Charakteristik und Kolorit ist in der Marlborough Collection in Blenheim, gestochen von Smith und Corn. von Caukercken. Der ehrwürdige Alte kniet auf einigem Stroh mit rückwärts gefesselten Händen; ihm zur Seite kniet seine Tochter in scharlachfarbenem und grauem Gewande und reicht ihm die Brust dar, während sie mit wachsamer Angst nach dem Gitter des Gefängnisses späht, vorn auf dem Stroh liegt ihr schlafendes Kind. Die Charakteristik des gebrechlichen Greises und der Ausdruck der Angst bei der Tochter sind von überraschender Wahrheit. Eine Kopie dieser Komposition ist in der Eremitage in St. Petersburg, gestochen von Sanders. Ein zweites Gemälde ist in der Galerie im Haag, gestochen von Voet iun., es unterscheidet sich von dem vorigen dadurch, daß hier Pero sitzend dargestellt ist. Eine dritte Komposition, auf der der Alte sitzt, die Tochter kniet, gibt ein Stich von Giul Pannels wieder. Im Kataloge von Rubens' Nachlaß findet sich unter Nr. 141 ein Gemälde von Cimon und Pero.' Der in der Beschreibung des Rubensschen Gemäldes so gerühmte spähende Ausdruck des jungen Weibes findet sich, wie wir gesehen haben, auch auf dem Weimarischen Bilde, ebenso aber auch, wenn auch minder prägnant, auf einer anderen Darstellung, die sich in der Münchener Pinakothek befindet. Es ist ein Halbbild von dem Niederländer Gerard Honthorst; der Vater ist wie bei Rubens durch eine von der Wand herabhängende Kette gefesselt, er ist halb bekleidet; die Tochter reicht ihm mit der linken Hand die Brust, während sie aufmerksam, mehr spähend als ängstlich, nach dem Ausgang oder Fenster schaut. In der Rechten hält sie ein Licht, das die Szene hell beleuchtet, für Honthorst durchaus bezeichnend, dem seine Vorliebe für solche Lichteffekte in Italien den Namen Gherardo delle Notti verschafft hat. Es wird auch in Deutschland noch andere bildliche Darstellungen unserer Legende geben, Kretschmer erwähnt eine in Mainz befindliche, aber es ist schwierig und am Ende auch überflüssig alles zusammenzusuchen.

Alle die bis jetzt besprochenen Bildwerke haben aber einen bedeutsamen Zug miteinander gemein: in allen ist es durchweg die ursprüngliche, griechische Sagenform mit dem Vater als dem Verurteilten, welcher die Künstler gefolgt sind, gerade so wie in der volksmäßigen Überlieferung der Legende. Das hat seinen guten, leicht begreiflichen Grund. Die bildende Kunst, die ihre Gebilde vor das Auge stellt, braucht einen kräftig wirkenden Kontrast, der wohl in der Zusammenstellung des Alten und der Tochter, aber weniger in der

---

[1]) Schuchardt, Lukas Cranach I 162.

[2]) Die Beschreibungen bei Bartsch, Le peintre et graveur VIII 88.

von Mutter und Tochter zur Geltung kommt; überdies ist der abgemagerte Körper einer Matrone, bekleidet oder unbekleidet, ein völlig unerfreulicher Anblick, der das an und für sich schon Peinliche der Szene geradezu bis zum Unerträglichen steigern würde, während der unbedeckte Körper eines, wenn auch hageren, so doch wohl gebildeten männlichen Körpers unter Umständen dem Künstler eine interessante Aufgabe stellt, wie er auch den Zuschauer fesseln kann. Und darum sind auch die Künstler der Renaissancezeit ohne von Pompeji etwas zu wissen zu der Überlieferung der antiken Kunst zurückgekehrt. Wenn es davon Ausnahmen gibt, können sie die Regel nur bestätigen. Eine solche Ausnahme ist der Holzschnitt, der sich in Steinhöwels Übersetzung des oben angeführten Traktates *De claris mulieribus* befindet. Aber hier war der Bildner durch den Text, den er illustrieren sollte, gebunden, sodann sind Mutter und Tochter hier nur als Nebenfiguren gedacht: man erblickt sie hinter dem Gitterfenster des Gefängnisses in halber Gestalt, während der Vordergrund durch die Figuren der beiden Gefängniswärter ausgefüllt wird, von denen der eine mit dem Schwert an der Seite martialisch auf und ab schreitet, während der andere sehr gemütlich mit Holzspalten beschäftigt ist. In der Tat eine schnurrige Komposition, an welche man freilich nicht den künstlerischen Maßstab legen darf.

Und nun noch eine Frage, die übrigens schon oben gestreift ist: Wie steht es mit der Herkunft unserer Geschichte und ihrer Echtheit? So viel ist gewiß, daß sie wenigstens in ihrer einfachsten Gestalt auch im fernen Orient heimisch ist. Unter den chinesischen Nijûshikô, den 24 Beispielen kindlicher Liebe, ist eins, in dem erzählt wird, wie eine junge Frau ihre Urgroßmutter (nach anderer Version ihre Schwiegermutter) durch die Milch ihrer Brust ernährt habe.[1]) Auch bildliche Darstellungen des Vorganges aus dem Orient sind vorhanden. Im Berliner Museum für Völkerkunde befindet sich ein japanisches Bilderbuch, welches eine Abbildung des oben erzählten Vorganges enthält, während das ethnographische Museum in München eine kleine geschnitzte Elfenbeingruppe besitzt, die ebenfalls eine an der Brust einer jüngeren Frau liegende Alte darstellt.[2]) Weiterhin ist es notorisch, daß in China die Frauenmilch vielfach die Stelle der Kuhmilch vertritt;[3]) und das gleiche gilt auch für Persien, namentlich lassen sich dort schwache Greise durch Frauenmilch ernähren.[4])

Bedenkt man dies, so kann man wohl auf den Gedanken kommen, daß die Quelle unserer Geschichte etwa in Persien zu suchen sei. Ob jedoch aus der

[1]) Zeitschr. f. Ethnologie 1897, Verhandl. S. 90. [2]) Ebenda.

[3]) Ploß-Bartels, Das Weib, 2. Aufl. S. 433.

[4]) Ebd. Der Verf. beruft sich auf Polack, der berichtet, daß die Frauen oft auf offenem Markte ihre Milch an Greise verkaufen. Die Milch würde vorher abgemelkt und in Bechern getrunken. Aber ein gründlicher Kenner Persiens, der unlängst verstorbene Hofrat Haußknecht in Weimar, hat mir erzählt, daß man in Persien Szenen, wie sie auf den zahlreichen besprochenen Bildern dargestellt sind, an Markttagen, wenn die Frauen vom Lande in die Stadt kommen, auf den Straßen und öffentlichen Plätzen häufig beobachten könne.

persischen Landessitte bereits im Orient eine förmliche Geschichte abgeleitet ist, ob dies erst später in Griechenland geschehen ist, wer wollte das bestimmen? Dem Orient wird der Keim der Geschichte angehören, das mag genügen. Die Ernährung eines Greises mit Frauenmilch mag später irgendwo mit der Rettung eines Gefangenen in Verbindung gebracht sein. Daß die Sache sich zugetragen hat wie Valerius erzählt, wird niemand glauben wollen.

Anmerkung des Herausgebers. Frauenmilch als Heilmittel wird von den Ärzten des Altertums nicht selten verordnet. Schon der Papyrus Ebers (um 1500 v. Chr.) empfiehlt das Einträufeln zur Stärkung der Sehkraft wie gegen verschiedene Augenleiden, was dann bei Ps.-Hippokrates wiederkehrt (VIII 228 L.) und weiterhin bei den griechischen Ärzten (z. B. Dioskurides, Mat. med. II 78; Galen XII 267 f. K.; Alexander Trall. II 7), anderseits in Indien (I. Bloch bei Neuburger-Pagel, Gesch. d. Med. I 144) So findet sich *γάλα γυναικεῖον* auch bei anderen Anlässen und Leiden zu äußerlichem Gebrauch verschrieben (Ps.-Hippokr. VII 120. VIII 166), häufiger aber für den innerlichen. Die Schule von Knidos wendete Frauenmilch bei Schwindsucht an, namentlich die Knidier Euryphon und Herodikos (Gal. X 474, wo fälschlich *Πρόδικος*, vgl. VII 701), und zwar soll die Milch womöglich unmittelbar aus der Brust gesogen werden, wozu sich freilich, was Galen beklagt, die meisten Patienten nicht entschließen können. 'Deshalb muß man den Eseln Eselsmilch geben!' — ein echt Galenischer Witz (*ἐπεὶ δ' ⟨οὐχ⟩ ὑπομένουσιν οἱ πολλοὶ γάλα γυναικὸς προσφέρεσθαι δίκην παιδίων, ὡς ὄνοις αὐτοῖς δοτέον ὄνειον γάλα* X 475). Läßt man die Milch mit der Luft in Berührung kommen, so verliert sie sofort von ihrer eigentümlichen Wirkung; andernfalls ist sie das Beste gegen Auszehrung (VI 775). Wie weit sich die Verwendung dieses Mittels erstreckte, sieht man aus der Zusammenstellung bei Plinius, N. h. XXVIII 7, 21. An die in dem obigen Aufsatz verfolgte Geschichte von der Ernährung eines Greises durch Frauenmilch muß man besonders bei Galens Schrift über den Marasmus denken, wo als bestes Mittel gegen greisenhafte Abzehrung (*γῆρας ἐκ νόσου*) Milch empfohlen wird, *μάλιστα μέν, εἴ τις αὐτὸ ὑπομένει βδάλλειν ἐντιθέμενος τῷ στόματι γυναικεῖον τιτθόν* (VII 701). So außerordentlich und unerhört, wie Valerius Maximus sagt (*admirabilis spectaculi novitas*), kann also die Sache auch in den Mittelmeerländern nicht gewesen sein, mögen auch die knidischen Ärzte die abstoßende Vorschrift erst aus dem Osten übernommen haben wie so manches andere Heilmittel. Das Alter der Vorstellung von der Säugung eines Erwachsenen bezeugt auf italischem Boden die bekannte Zeichnung eines etruskischen Spiegels in Florenz (Körte, Etrusk. Spiegel V S. 73 ff. Taf. 60; Amelung, Führer S. 245 f. Abb. 44). Dort ist es seltsamerweise der bärtige Herakles, dem Hera in Anwesenheit anderer Gottheiten die Brust reicht, eine Darstellung, die zwar in dieser Weise fast einzig dasteht (vgl. Furtwängler in Roschers Lex. I 2222), deren Ursprung aber unschwer erfaßt werden kann.

ÜBER IDEEN IN DER GESCHICHTE

Von Max Hennig

J. Goldfriedrich, Die historische Ideenlehre in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der Geisteswissenschaften, vornehmlich der Geschichtswissenschaft und ihrer Methoden im XVIII. und XIX. Jahrhundert. Berlin, Gärtners Verlag 1902. XXXIV, 541 S.

Es ist charakteristisch für den Zustand der Geschichtsforschung in der Gegenwart, daß mitten in einer Zeit rastlosester und intensivster Einzelforschung, Sammlung und Beschreibung der Tatsachen das Bedürfnis sich regt, die ungeheure Fülle des angehäuften Stoffes nach neuen, dem wirklichen Sachverhalt entsprechenderen Gesichtspunkten wissenschaftlich zu verarbeiten. Daher die lebhaften Verhandlungen über Voraussetzungen, Verfahren und Ziel der historischen Arbeit, das Bemühen, durch Klärung der Methode die Logik der empirischen Geschichtsforschung in ihrer spezifischen Eigentümlichkeit schärfer und tiefer zu erfassen und sie einerseits gegen die naturwissenschaftliche Betrachtung der Dinge, anderseits gegen die metaphysischen Probleme genau abzugrenzen. Historiker wie Philosophen bemühen sich je von ihrem Standort aus um die Lösung der angedeuteten Aufgaben. Wir verweisen beispielsweise auf die Beiträge von Dilthey, Windelband, Simmel, Wundt, Bernheim, Barth, Rickert, Breysig, Lindner; auch der erst jüngst beendete methodologische Streit, welcher über Lamprechts Forderung einer entwickelnden Kulturgeschichtsschreibung entbrannt war, gehört in diesen Rahmen.

Einen lehrreichen und wertvollen Beitrag zur geschichtlichen Kenntnis des Wandels der historischen Methode im XVIII. und XIX. Jahrh. und dadurch mittelbar auch zur Klärung geschichtsmethodologischer Wirren der Gegenwart enthält das oben zitierte Buch von Goldfriedrich. Es greift aus dem Gesamtgebiet historiographischer Logik einen Fundamentalbegriff heraus, dessen sich die Geschichtswissenschaft bis in die Gegenwart herein zur Interpretation der historischen Tatsachen reichlich und in mannigfach wechselnder Weise bedient hat: den Begriff der historischen Idee.

I

Die Geschichte seines Gebrauchs, welche Goldfriedrich im Rahmen der Wandlungen des historischen Denkens überhaupt darstellt, führt uns — abgesehen von Herders vorbereitender Stellung — zurück in die Zeit des spekulativen Idealismus der deutschen Philosophie. Die geschichtliche Ideenlehre entsprang dem

allgemeinen, in der wachsenden Vertiefung des Persönlichkeitsbewußtseins wurzelnden Drange des Geistes, im Gegensatze zur überlieferten Betrachtungsweise geschichtlicher Dinge seitens des Rationalismus die historische Wirklichkeit in ihren Zusammenhängen hingebender, tiefer, kongenialer zu erforschen und nachzubilden. Als vornehmstes Mittel hierfür gewann der uralte, von Platon in die abendländische Philosophie eingeführte Begriff 'Idee' eine beherrschende Stellung im geschichtlichen Denken. 'Kant steht an der Schwelle dieser Entwicklung; Schelling und Hegel stehen auf ihrer Höhe, viel mehr als Fichte; Humboldt ist für die allgemeine Geschichtschreibung ihr typischer Vertreter' (Ideenlehre S. 67). Während sich Kants kritischer Geist noch darauf beschränkt, dem Begriff der geschichtlichen Idee die bloß methodologische Bedeutung eines regulativen Grundsatzes für die Auffassung der Weltgeschichte als einer Einheit beizumessen, erheben seine spekulativen Nachfolger die Ideen zu allgemeinen, konstitutiv-metaphysischen Prinzipien der Historie: sie gelten ihnen als die tiefsten Quellen, aus denen zuletzt alles historische Werden, besonders kräftig und deutlich in den großen, genialen Persönlichkeiten, hervorbricht; daher erklärt erst das Wirken der Ideen abschließend Zusammenhang, Entwicklung, Sinn und Ziel der individuellen wie generellen Geschichte und löst vor allem auch die Frage nach dem Woher des historisch Singulären, Eminenten, Irrationalen. Damit prägten jene Idealphilosophen den spezifischen Charakter, welchen der Ideenbegriff in der Geschichte der historischen Methodik gewonnen hat. Mit Recht tritt bei Goldfriedrich W. v. Humboldt als größter Theoretiker einer solchen Geschichtsauffassung in den Vordergrund; vor allem ist es seine berühmte Abhandlung 'Über die Aufgabe des Geschichtschreibers' vom Jahre 1821 (Werke Bd. I), 'worin sich der metaphysisch-ästhetische Geist der Ideenlehre jener ganzen tiefsinnigen und hochgemuten Zeit für immer in klassischer Weise verkörpert hat' (Ideenlehre S. 533). Diese Schöpfung des deutschen Idealismus, eine spekulativ orientierte und im Begriff der historischen Idee konzentrierte Geschichtsauffassung, hat sich durch das ganze XIX. Jahrh. hindurch lebendig erhalten, vertreten von einer langen Reihe 'geschichtsmetaphysischer Epigonen'.

Danebenher aber entfaltete sich im Zusammenhang mit der allgemeinen Wendung des wissenschaftlichen Geistes von vorwiegend metaphysischen Reflexionen zu dem in der Erfahrung Gegebenen innerhalb der deutschen Historiographie eine Richtung, welche sich von den allgemeinen geschichtsspekulativen Betrachtungen mehr oder weniger entschlossen abkehrte und statt dessen ihr besonderes Interesse auf die empirisch-konkreten Tatsachen und Wandlungen der Geschichte in ihren verschiedenen Verzweigungen des politischen und allgemein kulturellen Lebens richtete. Eine solche Position mußte auch den Charakter und Gebrauch des Ideenbegriffs in der Geschichte umwandeln: man hypostasiert jetzt die Ideen nicht mehr zu transzendent wirkenden Ursachen bestimmter historischer Wirklichkeitsgebiete, sondern betrachtet sie methodisch als den logischen Ausdruck für die empirisch tätigen, überindividuellen, allgemeinen Triebkräfte solcher Tatsachenkomplexe. Auf dieser Bahn bewegt sich

unter anderem die historische Praxis Rankes innerhalb der allgemeinen Geschichtschreibung: er begnügt sich mit dem Aufsuchen und Beschreiben der empirisch-historischen Ideen, d. h. in seinem Sinne der großen, die Jahrhunderte leitenden 'Potenzen', 'Kräfte', der in ihnen herrschenden 'Tendenzen' und verzichtet in gleicher Weise auf ihre metaphysische Ableitung wie psychologische Erklärung. Die Ideen sind nach Rankes persönlicher Überzeugung — hier verwebt sich seine religiös fundamentierte Weltanschauung mit der empirisch-historischen Betrachtung — 'göttlichen Ursprungs', in ihrer Genesis und Entwicklungsfolge also unbegreiflich, weder phänomenologisch noch ontologisch erklärbar.

Bei einer solchen Ansicht vermag sich jedoch der vom Kausalitätsgedanken geleitete analysierende Trieb des wissenschaftlichen Bewußtseins nicht zu beruhigen. Man entdeckt, daß die historische Idee einer wissenschaftlichen Erklärung doch fähig ist: sie repräsentiert das Gemeinsame, Charakteristische eines sozialpsychischen Tatsachenkomplexes, und ein solcher läßt sich in seine empirischen Komponenten zerlegen. Die Einsicht in deren wechselseitige Relationen ergibt dann die genetisch-kausale Erkenntnis des aus ihnen sich verwebenden, zum System verbindenden Ganzen und damit auch seiner Idee. Diese verwandelt sich so aus einem metaphysischen Erklärungsprinzip in eine sozialpsychologisch analysierbare historische Tatsache. Nachdem bereits im XVIII. Jahrh. der Neapolitaner Vico und der Schweizer Wegelin eine derartige Betrachtungsweise historischer Ideen eingeleitet hatten, forderte sie mit klarem Bewußtsein aufs neue Lotzes Mikrokosmos. An der damit festgelegten Aufgabe arbeiten gegenwärtig Soziologie und Kulturgeschichtschreibung, Völkerpsychologie und Geschichtsphilosophie; auch die moderne Logik greift hier fördernd ein durch psychologische, erkenntnistheoretische und methodologische Klärung des Begriffs der historischen Idee.

So ergeben sich nach Goldfriedrichs Darstellung aus der Geschichte dieses Begriffs drei Stufen und Typen seines Verständnisses: die metaphysische, die wissenschaftlich darstellende und die relationssystematisch erklärende Komplexanschauung (Ideenl. Vorw. S. V f.). Die historische Idee erscheint zunächst in transzendenter Form, dann methodologisch, zuletzt psychologisch charakterisiert. Diese drei Arten der Auffassung lassen sich freilich nur logisch sauber voneinander unterscheiden; in Wirklichkeit verbinden sie sich vielfach zeitlich und in den Persönlichkeiten der einzelnen Forscher zu wechselnden Synthesen.

II

1. Das Buch Goldfriedrichs gibt sich in erster Linie als eine geschichtliche Untersuchung, und es ist nach dieser Seite hin Aufgabe der Historiker, ihren Wert zu prüfen. Zugleich aber beleuchtet der Verfasser den von ihm dargestellten Ausschnitt aus der Geschichte der historischen Methodik kritisch von einem bestimmten philosophischen Standort aus. Er ist überzeugt: 'Die historische Ideenlehre in der Gestaltung, welche ihre charakteristische Eigen-

tümlichkeit ausmachte, gehört der Vergangenheit an' (Ideenl. S. 539). Charakteristisch für sie aber war nach Goldfriedrichs Darstellung die vom spekulativen Idealismus inszenierte und vertretene transzendente Behandlung des Problems. Die heutige historische Forschung lehnt das wissenschaftliche Recht eines solchen logisch-metaphysischen Realismus im Gebrauch des Ideenbegriffs ab, und Goldfriedrich schließt sich dieser Negation an. Nicht als ob er Notwendigkeit und wissenschaftlichen Wert eines metaphysischen Denkens bestritte, das sich bemüht, die letzten Ergebnisse und Schlußprobleme der empirischen Einzelwissenschaften miteinander zu verknüpfen und logisch weiter zu verarbeiten, um so weit als möglich zu transzendenten Endresultaten vorzudringen: er selbst zeichnet in seinem jüngst erschienenen philosophischen Bekenntnisse mit kühnen Strichen den Umriß einer Weltmetaphysik auf Grund des Wissens[1]; aber er zieht einen breiten Graben zwischen streng wissenschaftlicher Betrachtungsweise des Wirklichen und der überlieferten metaphysischen, welche nach dem Wesen der Dinge an sich suchte. Wie die Wissenschaft überhaupt, so ist insbesondere auch die Geschichtswissenschaft an die Tatsachen der Erfahrung in ihren wechselseitigen Relationen als Forschungsobjekt gebunden, solange sie den Charakter eines wirklichen Wissens festhalten will. Sie hat es nur mit den immanenten Vorgängen und Wandlungen des individuellen und sozialen Bewußtseins zu tun und muß deshalb jeden Gedanken eines beziehungslosen, empirisch-kausal unvermittelten, daher irrational und frei erscheinenden Auftauchens transzendenter Mächte oder Kräfte in der Welt der Erfahrung als unwissenschaftlich von sich weisen. 'An die Stelle solcher transzendenter Ideen auf Metaphysik und Wissenschaft vermischender Grundlage, welche Ideen das Überindividuelle und immer von neuem das Neue aus dem Unbekannten unmittelbar und singulär erklären, tritt die immanente Entwicklung des Bewußtseins im Rahmen sozialer Relation auf Grundlage einer von vornherein und ein für allemal vorgenommenen Abscheidung von Wissenschaft und Metaphysik' (Ideenl. S. 497).

2. Die Idee in der Geschichte bedeutet demnach für den Wissen suchenden Historiker nichts transzendent Wesenhaftes, sondern empirische Realität, nämlich das Allgemeine, welches sich in einem geschichtlichen Tatsachenkomplex erfahrungsmäßig ausprägt und ihm so einen einheitlichen Charakter verleiht. Der darstellenden Komplexanschauung ist es darum zu tun, dieses Allgemeine, die empirischen Ideen der Geschichte, richtig zu fixieren und zu beschreiben, aber sie verzichtet auf deren genetische Erklärung. Goldfriedrich ist weit entfernt, die Notwendigkeit und wissenschaftliche Berechtigung einer solchen bloß deskriptiven Arbeit zu verkennen; sie befriedigt jedoch nach seiner Auffassung nur das Bedürfnis des 'populären' Wissens (Ideenl. Vorw. S. III, S. 458), und das Endziel empirisch-historischer Forschung ist damit noch gar nicht erreicht. Denn geschichtliches Wissen 'im eminenten Sinne' läßt sich erst dann gewinnen, wenn man das im Komplex vorliegende Allgemeine, die historische

[1] Die Rechtfertigung durch die Erkenntnis (Leipzig, Brandstetter 1903) S. 314 ff.

Idee, analytisch in ihre empirisch-psychischen Komponenten zerlegt, so daß sie schließlich aus der Verbindung dieser Faktoren synthetisch rekonstruiert werden kann. Dieser Problemstellung liegt eine ganz bestimmte Ansicht vom Wissen zugrunde, ein Begriff, der das eigentliche Fundament des wissenschaftlichen Denkens und der gesamten Weltanschauung des Verfassers bildet: unserem theoretischen Bewußtsein ist die geistige und körperliche Welt empirisch als ein einziger und unermeßlicher Komplex auf- und abwogender realer Beziehungen, Relationen, Funktionen gegeben. Die Aufgabe des wissenschaftlichen Erkennens besteht deshalb in der Analyse dieses so gearteten Weltkomplexes: indem wir die zwischen seinen Gliedern hin- und herwebenden Relationen aufsuchen und vergleichen, um innerhalb ihrer Variabilität das Gleichförmige, Beharrende, Konstante, Typische, kurz ihre Gesetzmäßigkeit begrifflich festzustellen, gewinnen wir wirkliches, notwendiges und allgemeingültiges, aber auch das einzig mögliche Wissen. Es ist nichts anderes als systematische Erkenntnis der empirischen Relationen, als Relationssystematik. Unerreichbar dagegen bleibt unserem Wissen für immer die Einsicht in das an sich Seiende, in das abstrakte, absolute Wesen der Relationsglieder alles Wirklichen, des Geistes und der Natur, des Ich und des Nichtich, also abgesehen von dem Netz der Relationen, in das es für menschliches Bewußtsein unausweichlich gespannt ist. Nie vermögen wir wissenschaftlich festzustellen, welcher Qualität die Materie oder die Seele an sich sei, und wie Erzeugen und Hervorgehen von Neuem aus Vorhandenem innerlich sich vollziehe.

3. Gestützt auf diese erkenntnistheoretisch-methodologische Grundlage entwickelt Goldfriedrich am Schlusse der geschichtlichen Darstellung seine eigenen Anschauungen über Begriff und Ursprung, Leben und Ziel der historischen Ideen. Er schließt sich dabei in seinen Grundpositionen an Lamprechts Stellung zur geschichtlichen Ideenlehre an. Denn letzterem gebührt nach des Autors Überzeugung das Verdienst, das wirkliche Wesen der historischen Idee richtig erkannt zu haben. Darum gipfeln auch Goldfriedrichs Ausführungen über den Entwicklungsgang der historischen Ideenlehre, von einem Exkurs über die jüngste Zeit abgesehen, in einer Charakteristik der Theorie Lamprechts und des geschichtswissenschaftlichen Streites, den sie erregt hat. Wir vergegenwärtigen uns zunächst wenigstens in einigen charakteristischen Hauptpunkten Goldfriedrichs Gedanken über geschichtliche Ideen, um dann vom philosophischen Standpunkte aus etliche kritische Bemerkungen hinzuzufügen.

Historische Ideen sind nicht schöpferische Mächte, die unberechenbar und unableitbar als freie Impulse aus einer transzendenten Welt in das empirisch-geschichtliche Getriebe eingreifen, seine kausalen Zusammenhänge durchbrechend. Es handelt sich vielmehr um immanente Realitäten und zwar um das seelisch Gemeinsame, um den psychischen Gesamthabitus der politischen, wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Bestrebungen einer Kulturperiode, um den sie alle in gleicher Weise durchdringenden 'Diapason'[1]. Man darf auch sagen:

[1] Ausdruck Lamprechts: vgl. z. B. in der Schrift Die kulturhistorische Methode S. 26.

In Wirklichkeit sind die geschichtlichen Ideen überindividuelle, alle einzelnen beherrschende seelische Gesamtrichtungen, allgemeine geistige Tendenzen, sozialpsychische Strömungen oder Kräfte. Sie verwirklichen sich in den Individuen und ergreifen hier das ganze seelische Wesen, das Gefühl ebenso wie den Willen und den Intellekt. Mit spezieller Beschränkung auf den letzteren lassen sich die historischen Ideen als gemeinsame Mustervorstellungen auffassen, als die Ideale des Guten, Schönen und Wahren oder überhaupt als Vorstellungen, welche das Bewußtsein der Völker in ihrem sozialen und kulturellen Leben allgemeingültig beherrschen.

Die relationssystematische Betrachtungsweise gestattet nun aber nicht, bei den Ideen als den letzten etwa angeborenen oder aus göttlicher Tiefe quellenden Mächten des gesamtgeistigen Lebens, des Massenbewußtseins stehen zu bleiben. Sie erblickt in ihnen Resultanten, Produkte und fordert deshalb Zerlegung derselben in ihre einfachsten empirischen Bestandteile, Feststellung ihrer Komponenten, Nachweis der Relationen, aus deren Zusammenwirken das systematische Ganze der Idee entspringt. Aus dem physischen und psychischen Lebensinteresse, Lebensbedürfnis des einzelnen und der Gemeinschaft als dem tiefsten Grunde unseres ganzen Wesens, aus dem Drange nach einer möglichst vollkommenen Lebensentfaltung, der sich in der spontanen Urtätigkeit des Bewußtseins dokumentiert, quellen die historischen Ideen hervor, und daher beruht ihre Überzeugungsgewalt nicht sowohl auf ihrer theoretischen Wahrheit, als vielmehr auf der Kraft, mit welcher sie jenes Lebensinteresse befriedigen. Dazu tritt der Einfluß der geographischen und sozialen Umwelt, der natürlichen und geistigen Umgebung. Aber er regt das Bewußtsein zur selbsttätigen Bildung von Ideen nur an, vermag sie nicht schöpferisch zu erzeugen. Es handelt sich also dabei um die Gesamtheit der bloß äußeren Bedingungen, der causae occasionales, nicht um den innerlich wirkenden Realgrund, die causa efficiens der Entfaltung von Ideen. So wachsen diese mit unwillkürlicher Notwendigkeit im geschichtlichen Leben zur Allgemeingültigkeit empor und gewinnen sozialpsychische Objektivität. Dabei gestalten sie sich gegenseitig und ihr Milieu um, läutern es, bilden es fort. Hier nun greift die große Persönlichkeit in der Geschichte, der Held, die Eminenz, wirkend ein. Das Problem, welches daraus entspringt, die Beziehungen zwischen Eminenz und Masse zu bestimmen, durchzieht und bewegt als eins der wichtigsten die Geschichte der historischen Ideenlehre bis in die Gegenwart hinein. Wir fixieren auch hier nur den Standpunkt von Goldfriedrich: Nichts absolut und unbegreiflich Neues wirft der große Mann der Geschichte in den Strom ihres Ideenlebens. Sein Wesen und Wirken hängt ab vom geistigen Gesamtzustand seiner Zeit, bleibt eingespannt in denselben Kausalnexus wie die Masse. Es ist daher eine wesentliche Aufgabe des Historikers, jene Abhängigkeitsrelationen der Eminenz von der Masse nachzuweisen, das scheinbar Schöpferische neuer, vom Helden des Geistes getragener Ideen dadurch 'nach Möglichkeit zu rationalisieren' (Ideenl. S. 420). Die Leistung des großen Mannes besteht vielmehr darin, daß er die in der Gesamtheit nur dämmernden, noch verworren wogenden Ideen vorausnehmend er-

faßt, in sich kraft- und mutvoll konzentriert, individualisiert, klärt, vertieft und mit Energie in Taten umzusetzen sucht. In der Eminenz sammeln sich also gleichsam die im sozialpsychischen Ideenleben bereits zerstreut vorhandenen Lichtstrahlen wie in einem Brennspiegel zu besonders intensiver Leucht- und Zündkraft, aber dieser strahlt nicht unerklärlich neues Licht in seine Umgebung aus. Also nicht der Held der Geschichte behauptet den Primat in ihr, sondern der Verlauf der sozialpsychischen Gesamtzustände der Völker. Damit erweist sich zugleich der Wandel ihrer allgemeinen Tendenzen, Ideen als das mächtigere, umfassendere, fundamentalere Ferment alles historischen Geschehens. Je weiter dieses nun aber vorwärts schreitet, um so deutlicher tritt das ihm immanente Wachstumsprinzip zutage: Steigerung der Intensität des psychischen Lebens, Entwicklung von instinktivem zu reflektierendem Bewußtsein und Handeln, von seelischer Gebundenheit zu seelischer Selbständigkeit, Freiheit. Diese steigende Intensität des persönlichen Lebens führt im sozialen Ganzen zu einer analog anwachsenden Herrschaft der Ideen über die menschliche Gesellschaft, und in dieser fortdauernden Richtung deutet sich zugleich der Endzweck alles geschichtlichen Lebens an.

III

Der historiographische Gebrauch des Ideenbegriffs schließt Voraussetzungen und Probleme in sich, die mit den Grundlagen des geschichtlichen Denkens überhaupt zusammenhängen. Erwägungen hierüber drängen aber den Historiker über sein eigentliches Gebiet hinaus; Psychologie, Logik, Erkenntnistheorie und Metaphysik haben dabei vor allem das Wort zu führen, und es ist deshalb zuvörderst Pflicht der Philosophie, in dieser Sphäre nach Kräften Klarheit zu schaffen. Gehört doch die Untersuchung der Forschungsprinzipien aller wissenschaftlichen Arbeit im Bereiche der Natur wie des Geistes, kurz die 'Logik' der Wissenschaften heutzutage zu den philosophischen Hauptaufgaben.

Überschaut man von diesem Standort aus Goldfriedrichs Stellung zur historischen Ideenlehre, so zeigt es sich, daß sie durch zwei Grundforderungen charakterisiert wird: immanente Betrachtung und Rationalisierung der Ideen.

1. In der ersten dieser zwei Forderungen kommt eine allgemeine Tendenz zum Ausdruck, die gegenwärtig Natur- und Geschichtsforschung in gleicher Weise beherrscht: das vorsichtige Sichbeschränken auf das dem Bewußtsein in der Erfahrung Gegebene. Die Kehrseite davon bildet der Ausschluß aller Reflexionen, welche diese Grenze überschreiten, um ins Transempirische einzudringen, aus dem Bereich und Geltungswert streng wissenschaftlicher Arbeit. Die neuere Naturwissenschaft ist hierin vorangegangen. Unterstützt vom positivistisch gerichteten Neukantianismus machte sie vor den letzten 'Welträtseln' Halt und sprach darüber ihr 'Ignoramus'. Gerade die Ausscheidung aller metaphysischen Probleme aus ihrer Forschungssphäre hat sie methodisch stark gemacht und zwingende Resultate auf ihrem eigentlichen Gebiete ermöglicht. Das wirkte auf die in der Methode noch zerfahrenen Geisteswissenschaften im-

ponierend und bestechend. Das Streben nach gleicher Einheitlichkeit und Sicherheit des wissenschaftlichen Verfahrens regte sich. Mochte man nun die naturwissenschaftliche Methode mehr oder weniger konsequent auch auf die Erforschung des geistigen Lebens übertragen oder in der Erkenntnis des wesentlichen Unterschiedes zwischen Natur und Geist um eine selbständige geisteswissenschaftliche Methode sich bemühen — in einer Hinsicht wenigstens akzeptierte man ganz überwiegend auch auf historiographischem Gebiete das naturwissenschaftliche Verfahren: im Verzicht auf die Vermischung empirisch-wissenschaftlicher Fragen mit metaphysischen Problemen. W. v. Humboldt hatte einst im Geiste des spekulativen Idealismus seiner Zeit eine doppelte Betrachtungsweise des geschichtlichen Geschehens als notwendig vertreten: zunächst Analyse des historischen Erfahrungsgebietes mit dem Getriebe seiner Relationen, Richtungen, Tendenzen, sodann aber zur Ergänzung und Vertiefung logischen Regreß auf die hinter der historischen Erscheinungswelt geheimnisvoll schaffenden und in sie hereinwirkenden transempirischen Kräfte oder Ideen, die wiederum in einer letzten Grundidee, Urkraft wurzeln — kurz: transzendente Geschichtsauffassung, wozu das empirisch Unableitbare, Irrationale, Singuläre großer Persönlichkeiten nötige. Diesen Dualismus der Auffassung hat die moderne Geschichtsforschung in der Mehrzahl ihrer Vertreter durch Ausscheidung der metaphysischen Fragen auf einen rein empirischen Monismus reduziert, indem man bei der erklärenden Analyse historischer Tatsachen grundsätzlich nur auf solche Komponenten zurückgreift, welche ebenfalls dem Umkreis des geschichtlich Gegebenen angehören, also immanent sind.

Wie stark auch Goldfriedrich von dieser Tendenz auf das empirisch Immanente beherrscht wird, zeigt seine Auffassung des für naturwissenschaftliche wie historische Arbeit gleich fundamentalen Kausalitätsgedankens. Er reduziert ihn — besonders ausführlich in dem bereits erwähnten Buche 'Die Rechtfertigung durch die Erkenntnis' — auf den Begriff der Relation. Das hängt mit seiner oben angedeuteten Grundauffassung von möglichem Wissen zusammen, für welches der Relationsbegriff das konstitutive Element bildet. Damit eliminiert Goldfriedrich aus dem Kausalprinzip die ihm geschichtlich und von seinem Ursprunge im subjektiven Bewußtsein her immanenten, dem naiven Denken selbstverständlichen Begriffe der Ursache und Wirkung, des Erzeugens und Hervorgehens, der Kraftübertragung von Substanz *a* auf Substanz *b*. Das alles liegt *μετὰ φύσιν*, jenseits des erfahrungsmäßig Wirklichen und daher Wißbaren. Nur die Beziehungen der Identität oder Konstanz im Neben- und Nacheinander der Dinge liefern den Stoff zu einem allgemeingültigen Weltwissen. Indem so Goldfriedrich die metaphysisch-substantielle Fassung des Kausalitätsgedankens durch eine empirisch-aktuelle ersetzt, schließt er sich der an Hume anknüpfenden, heutzutage von der empirischen Forschung besonders auf naturwissenschaftlichem Gebiete vertretenen antimetaphysischen Interpretation des Kausalbegriffs an.

Wir haben hier nicht auszuführen, wie diese innerhalb der Historiographie eingetretene Reduktion des Interesses im Rahmen der Wandlungen des wissen-

schaftlichen Denkens im XIX. Jahrh. geschichtlich-psychologisch zu begreifen sei; nur darauf kommt es uns jetzt an zu betonen: diese Reduktion war zunächst ein Fortschritt. Es ist ja bekannt, daß die großen systematischen Konstruktionen alles Wirklichen, wie sie der deutsche philosophische Idealismus vor 100 Jahren versucht hat, trotz wertvoller, auch heutzutage noch lebenswürdiger und lebensfähiger Grundideen, die in jenen geistigen Gebäuden sich bergen, deshalb zusammenbrechen mußten, weil die Methode verfehlt und die Rücksichtnahme auf das tatsächlich Gegebene unzureichend war. Beide Einseitigkeiten hat der Gang der Dinge korrigiert. Wir sind heutzutage darüber einig, daß statt der Deduktion des gegebenen Einzelnen aus apriorisch gesetztem Allgemeinem alles wissenschaftliche Verfahren induktiv vom gegebenen Einzelnen zum begrifflich Allgemeinen fortzuschreiten hat, und daß deshalb das Gegebene, die Tatsachen, das Empirische den unverrückbaren Ausgangspunkt alles wissenschaftlichen Forschens bilden. Mit der Beschränkung der wissenschaftlichen Arbeit auf das Immanente wird freilich die Tatsache nicht beseitigt, daß jede Einzelwissenschaft, auch die Geschichtsforschung letztlich zu Grenzproblemen gelangt, die nicht mehr von ihr allein und auch nicht mehr im Rahmen der Immanenz gelöst werden können, daß mithin eine bloß empirisch-wissenschaftliche Betrachtung auch der historischen Dinge unzureichend bleiben muß, nicht als abschließend gelten darf.

2. Das soeben Angedeutete bestätigt sich bei einer kritischen Besinnung über den zweiten Grundgedanken, der Goldfriedrichs Auffassung historischer Ideen durchzieht: ihre Rationalisierung. Es ist das nur ein zusammenfassender Nenner für das wissenschaftliche Verfahren auf der bereits charakterisierten 'relations-systematischen' Stufe geschichtlicher Arbeit. Historische Ideen als sozialpsychische Kräfte soweit als möglich regressiv in ihre Faktoren zerschlagen, um sie dann progressiv als Relationsprodukte oder Resultanten der gefundenen Komponenten nachbildend wieder erstehen zu lassen — das heißt bei Goldfriedrich: Ideen rationalisieren. Je mehr Gebiete in der Welt des Lebendigen überhaupt dieser Methode sich tatsächlich fügen, um so mehr wird das Bereich des Irrationalen und damit Problematischen eingeschränkt. Im Hintergrunde eines solchen Verfahrens erscheint als letztes, höchstes Ideal der aus der naturwissenschaftlichen Methodik entlehnte Gedanke einer völligen Beseitigung alles Irrationalen im historischen Geschehen, einer vollständigen rationalen Durchleuchtung der geschichtlichen Welt. Es gilt als unbedingte logische Forderung, daß alles Gegebene rationalisierbar sein müsse, mithin auch alles Historische und hier wiederum insbesondere diejenigen Bestandteile, zu deren Wesen noch einem Ranke der Charakter des genetisch Geheimnisvollen, Singulären, Irrationalen unabtrennbar zu gehören schien: die geschichtlichen Ideen. Freilich wird zugegeben, daß man sich diesem Ideal wohl nur in unendlicher Progression nähern könne. Aber nicht die Freiheit der menschlichen Individuen im Sinne von motivlosem, indeterminiertem Wollen und Handeln steht als Hindernis im Wege — solche Freiheit existiert für Goldfriedrich nicht —; einzig die technische Unmöglichkeit, das ungeheure Relationsgewebe der Ge-

schichte bis auf den letzten Faden zu entwirren, rückt die vollkommene Verwirklichung jenes Ideals in Nebelferne. Daher spricht Goldfriedrich nur von empirischer oder geschichtlicher Freiheit: als frei erscheint in diesem Sinne alles Historische, dessen tatsächlich vorhandene und miteinander in Relation stehende Komponenten noch unbekannt sind (Ideenl. S. 497).

Wir fragen: Lassen sich die historischen Ideen wirklich zureichend rationalisieren? Das wäre nur dann der Fall, wenn die Synthese der analytisch aufgesuchten Komponenten, Relationen einer geschichtlichen Idee vom Standpunkte der ratio aus als denknotwendiger Effekt jener causae verstanden werden müßte. Könnte man aus einer Reihe zusammenwirkender historischer Faktoren deren Resultante, auch wenn sie noch nicht durch die Erfahrung bekannt wäre, nach dem Verhältnis von Grund und Folge logisch im voraus berechnen, dann dürfte mit Recht von einem zureichend rationalen Verständnis des Historischen geredet werden. Für die rein quantitative, mathematisch-mechanische Naturbetrachtung gilt allerdings der Satz: Das Produkt ist gleich der Summe seiner Faktoren, so daß durch Addition der letzteren das erstere berechnet werden kann. Aber bereits bei chemischen Synthesen und vor allem organischen Entwicklungen versagt dieses rationale Prinzip der Kausalgleichung, und die noch kompliziertere Welt des geistig-geschichtlichen Lebens entzieht sich ihm erst recht. Schon der Individualpsychologie drängt sich durchweg die Tatsache auf, daß ein komplexes seelisches Gebilde nie der Summe seiner Elemente gleich ist, sondern stets durch die eigentümliche Verbindung der Komponenten qualitativ andersartige, spezifisch neue Eigenschaften entstehen, die sich logisch aus jenen nicht erschließen lassen. Wundt redet deshalb im Gegensatze zum naturwissenschaftlichen Prinzip der Konstanz der Energie auf geistigem Gebiete vom 'Wachstum der Energie', von 'schöpferischer Synthese'. Man darf auch nicht sagen, daß damit nur ein noch ungelöstes Problem konstatiert werde: wie Chemie und Physiologie grundsätzlich bestrebt sind, die auf ihren Gebieten noch vorhandenen Ungleichungen zwischen Ursache und Wirkung durch Aufspüren bisher unbekannter Faktoren in Gleichungen zu verwandeln, welche das Bedürfnis eines vollkommen rationalen Naturverständnisses befriedigen, so sei es auch Aufgabe der Psychologie, das scheinbar schöpferisch Neue der seelischen Synthesen dadurch zu rationalisieren, daß man auch hier solange nach noch verborgenen Relationen sucht, bis die psychische Resultante als logisch adäquater Effekt ihrer causae deduziert werden kann. Aber eine solche Forderung würde den Tatbestand der inneren Erfahrung vergewaltigen. Denn diese zeigt eben von den einfachsten psychischen Verbindungen bis zu den höchsten auf intellektuellem und emotionalem Gebiete eine durchgängige qualitative Inkongruenz zwischen den Synthesen und ihren Elementen und insofern einen durch bloß empirisch-rationale Betrachtung unauflöslichen Charakter.

Was sich auf individualpsychologischem Gebiete beobachten läßt, kehrt in erweiterter Gestalt auf dem Boden des sozialpsychischen Lebens der Geschichte wieder, denn der Gesamtgeist ist ja nichts anderes als das Produkt von Wechsel-

wirkungen individueller Geister. Auch hier betätigt sich die schöpferische Synthese. Jede historische Resultante überbietet die bloße Summe ihrer Komponenten durch qualitativ neue Eigenschaften, deren Tatsächlichkeit sich nur statuieren, niemals aber logisch durch Summation aus ihren Elementarrelationen erschließen läßt. Nun sind historische Ideen im Sinne Goldfriedrichs empirische Produkte geschichtlicher Relationsfaktoren. Also lassen sich auch historische Ideen stets nur 'regressiv motivieren, niemals progressiv deduzieren'.[1]) Bei den von den großen Männern der Geschichte, von ihren schöpferischen Geistern getragenen Ideen drängt sich diese Unmöglichkeit dem Historiker vor allem auf. Hier stößt er auf ein größeres und intensiveres Maß irrationeller Tatsächlichkeit als bei dem von seiner Umwelt stärker bestimmten Durchschnittsmenschen. Mithin ist eine völlige Rationalisierung, wie sie Goldfriedrich im Anschlusse an Lamprecht als letztes Ziel einer wissenschaftlichen Bearbeitung historischer Komplexe bezw. Ideen fordert, nicht bloß tatsächlich durch den Mangel an ausreichendem Quellenmaterial, sondern prinzipiell durch den eigentümlichen irrationalen Charakter des individuellen und geschichtlich-sozialen Geisteslebens ausgeschlossen. Mag auch die 'regressive Motivierung' soweit als nur irgend möglich ausgedehnt werden — und das ist und bleibt die Aufgabe alles historischen Erklärens —, zu einem völligen logischen Verständnisse, wie es die Naturwissenschaft gegenüber ihren Objekten anstrebt, kann die Geschichtswissenschaft wegen der Unberechenbarkeit geistigen Wachstums nie gelangen. Zwar ist Goldfriedrich (Ideenlehre S. 529; Rechtfertigung S. 243) ebenso wie Lamprecht[2]) weit entfernt, die Existenz der schöpferischen Synthese auf geistig-geschichtlichem Gebiete zu leugnen, aber seine dem naturwissenschaftlichen Forschungsideal entlehnte und heutzutage vor allem auf soziologischem Gebiete weithin vertretene Zielbestimmung der geschichtlichen Arbeit steht dazu in Widerspruch.

Hier nun mündet die rein empirische Betrachtung der Geschichte und insbesondere historischer Ideen in ein metaphysisches Problem aus. Jenes Irrationale, von dem wir sprachen, verschwindet für unser logisches Bewußtsein erst dann, wenn wir den gesamten Relationsprozeß des historischen Werdens begründet denken im Walten einer transzendenten schöpferischen Macht, einer verborgen wirkenden letzten Triebkraft, welche als der logisch zureichende, äquivalente Realgrund des vom bloß empirischen Standort aus rational Unbegreiflichen speziell im Leben der Ideen gedacht werden muß. Zu diesem metaphysischen Gedanken nötigt uns die Organisation unseres logischen Geistes, sofern sie die Forderung einer unbeschränkten Giltigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde für alles Wirkliche in sich trägt. Freilich ist und bleibt das nur ein denknotwendiger Gedanke, für den sich eine ihm entsprechende Realität empirisch nicht nachweisen läßt.

---

[1]) Wundt, Logik II 408.

[2]) Vgl. z. B. Lamprechts Aufsatz 'Über den Begriff der Geschichte und über historische und psychologische Gesetze' in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie II 260 f.

3. Eine weitere Unzulänglichkeit bloß immanenter Untersuchung historischer Ideen deutet Goldfriedrich selbst am Ende seines Buches an: 'Die Fragen nach einer objektiven Existenz und Bedeutung des Ideeninhalts, dem absoluten Sinn ihrer Entwicklung u. s. w.' bleiben 'als metaphysischer Rest' zurück (Ideenl. S. 540). In der Tat: das Problem, ob und inwieweit der von den geschichtlich erwachsenen Lebensinhalten für sich selbst erhobene Anspruch auf objektive Wahrheit und allgemeine Gültigkeit zu Recht bestehe, ja ob es überhaupt für uns einen absoluten Maßstab zur Bestimmung ihres Wahrheits- und Wertgrades gebe, darf der Historiker, solange er sich streng an sein empirisches Arbeitsgebiet hält, weder aufwerfen noch beantworten. Aus der rein geschichtlichen Erkenntnis der Eigenart historischer Ideen, ihres Ursprungs und Wachstums, ihres Blühens und Absterbens läßt sich weder für noch gegen die Wahrheit ihres Inhaltes und ihren normativen Wert ein Argument entnehmen. Bloß psychologische Geschichtsbetrachtung vermag die Wahrheits- und Wertansprüche historischer Inhalte nur zu beschreiben und zu analysieren, nie aber zu rechtfertigen oder zu verwerfen. Und doch ist gerade die Frage, ob sich unter den geschichtlichen Ideen solche von absoluter Wahrheit und unbedingtem Werte finden, oder ob allen nur relative Wahrheit und bedingter Wert, wenn auch in verschiedenem Grade zukommt, für jeden, der nach einer wahren, Intellekt und Gemüt gleich befriedigenden Weltanschauung und Lebensauffassung strebt, 'die eigentliche Blume des Problems'. Wir empfinden es schmerzlich, daß in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrh. unter dem Druck der Gesamtlage des wissenschaftlichen Bewußtseins mit seiner einseitigen Richtung auf das bloß empirisch-Phänomenale und innerhalb des Geisteslebens auf das historisch-Psychologische der philosophische Trieb nach Erkenntnis des objektiven Wahrheits- und Wertgrades erschüttert und verschüchtert worden ist. Aber auch hier scheint sich wieder das Gesetz der geschichtlichen Kontrastbewegungen zu bestätigen. Im Gefühl der Unzulänglichkeit einer bloß phänomenologischen Behandlung geschichtlicher Geistesinhalte oder Ideen haben unter den Philosophen insbesondere Claß und Eucken, unter den Theologen Troeltsch die Frage nach Wahrheit und Wert jener Inhalte oder nach dem Verhältnisse des bloß Tatsächlichen zum Normativen auf dem Gebiete geschichtlicher Ideen als letztes und höchstes Problem, das die Geschichte stellt, energisch in den Vordergrund gerückt und damit für eine abschließende Betrachtung der historischen Ideen auf Grund der Ergebnisse ihrer empirisch-geschichtlichen Analyse die Bahn frei zu machen gesucht.[1])

In diesem Zusammenhange muß es genügen, darauf hinzuweisen, daß sich die Untersuchung historischer Ideen vom Standpunkte geschichtlich-psychologischer Erfahrung aus nur als Vorarbeit betrachten läßt, hinter welcher die Hauptfrage nach ihrer Wahrheit und nach ihrem Wert zurückzustellen nichts anderes bedeutet als auf halbem Wege stehen bleiben, auf den letzten Anstieg

[1]) Hier sei auch die interessante programmatische Schrift von Euckens Schüler J. Goldstein empfohlen: Untersuchungen zum Kulturproblem der Gegenwart. Jena, Raßmann 1899.

zum Gipfel verzichten. Freilich: ist dieser überhaupt möglich und mit welchen Mitteln? Führt rein theoretische Arbeit zum Ziel, genauer erkenntnistheoretisch- und metaphysisch-logische Untersuchung der Denknotwendigkeit historischer Ideeninhalte? Oder läßt sich das Ziel nur mit Hilfe von Entscheidungen erreichen, die letztlich in den fundamentalen Wertgefühlen und daraus entspringenden praktischen Forderungen des persönlichen Geisteslebens wurzeln? Kurz: lassen sich Wahrheit und Wert historischer Ideeninhalte bloß subjektiv erleben oder auch objektiv erkennen? Dieses Problem einer möglichst einheitlichen, wenn auch vielleicht nur für die gegenwärtige Lage unserer Geisteskultur abschließenden Lösung entgegenzuführen, dürfte zu den dringenden Aufgaben geschichtsphilosophischer Arbeit gehören.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Karl Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen. V; VIII; XXII und 777 S. 8°. (706—721 Sachverzeichnis; 722 — Schl. Wörterverzeichnis). Straßburg, K. J. Trübner 1902—1904.

Berücksichtigt sind im wesentlichen nur die Hauptzweige des indog. Sprachstammes, das Altindische, -griechische, -lateinische, -germanische, -slavische; diese jedoch erfahren nicht bloß eine Behandlung der Laut- und Formenlehre, sondern, was ganz besonders schätzbar ist, auch der Bedeutungs- und Satzlehre. Wir müssen uns mit Verzicht auf Einzelheiten an dem Hinweise genügen lassen, daß schon der Name des Verf. die vollwichtigste Bürgschaft dafür ist, daß uns hier eine ausgereifte und auf der Höhe der gegenwärtigen Forschung stehende Leistung entgegentritt: nimmt doch Brugmanns 'Grundriß' unbestritten seinen Platz neben den grundlegenden Werken von Bopp und Schleicher ein, und auch in der nunmehr gebotenen Abkürzung ruft die Kunst, womit der riesenhafte Stoff bezwungen und durchdrungen ist, das Gefühl der Bewunderung hervor. In erster Linie wird der Unterricht im Griechischen, Lateinischen und Deutschen reichen Nutzen aus dem Buche ziehen, aber auch der im Französischen und im Englischen wird nicht leer ausgehen, obwohl diese Sprachen nur gelegentlich einmal beigezogen werden: muß doch die Schärfe der hier so sicher gehandhabten linguistischen Methode den Sinn für innerliche Erfassung der Erscheinungen überall stärken. Auch die noch immer gar nicht selten mit erstaunlicher Unbefangenheit mißhandelte Etymologie erfährt auf jeder Seite die wertvollste Aufhellung, wodurch besonders die Homerlektüre gefördert werden wird.

Im einzelnen enthält die erste Lieferung die Einleitung (über den idg. Sprachstamm), ferner die Kapitel über die Betonung, über die Laute (einschl. Ablaut und Lautwandel), sodann über die Wirkungen des Akzentes und über die Satzphonetik. Die zweite Lieferung behandelt die Lehre von den Wortformen und ihrem Gebrauch: gleich die Vorbemerkungen über Satz und Wort, über die Struktur der idg. Wortformen, über die Motive und Arten der Wortbildungsvorgänge, über die Wurzeln und Wurzeldeterminative verbreiten eine Fülle von Licht und erwecken die Hoffnung, daß wir das von den antiken Philosophen und Grammatikern überkommene wesentlich logisch-metaphysische Fachwerk durch ein psychologisch-historisches System ersetzen werden; besonders Verfasser von Grammatiken, Wörterbüchern oder Abhandlungen werden gut daran tun, diese über den gegenwärtigen Stand der Frage mit ausgezeichneter Klarheit und Kürze orientierenden Paragraphen sorgfältig zu studieren. — Es folgen die Abschnitte über die Wortzusammensetzung, die Nominalstämme, die Nominalgenera, die Zahlwörter, die Kasus- und Numerusbildung der Nomina, die Pronominalstämme, die Bedeutung der Kasus, die Adverbia, die Präpositionen, das Verbum finitum, besonders die Tempora (nebst Erläuterungen der Aktionsart, im wesentlichen nach B. Delbrücks Ansätzen) und die Modi, das Verbum infinitum und die Partikeln.

Die dritte Lieferung umfaßt die Lehre von den Satzgebilden nebst dem Sach- und Wörterverzeichnis. Schon gleich das Vorwort bringt eine ganze Reihe anregender und der Beachtung dringend zu empfehlender Gedanken. Es stellt zunächst fest, daß die vorliegende Kurze vgl. Gramm. nicht etwa bloß ein Auszug aus dem größeren 'Grundriß' von Brugmann und Delbrück ist, sondern daß mit ihr eine, wenn auch auf ihm beruhende, so doch selbständig neben ihm stehende und über ihn hinausgeschrittene Arbeit von eigener Bedeutung vorliegt. Es ist hocherfreulich und ermunternd, von dem berufensten Vertreter des Faches die beruhigende Versicherung

zu erhalten, daß gegenüber dem Schwanken zu Beginn der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nunmehr in einer großen Anzahl der wichtigsten Punkte zwar glücklicherweise nicht eine ruheselige Selbstzufriedenheit, wohl aber eine gedeihliche Einhelligkeit der Auffassung eingetreten ist. Beachtung verdient die Hervorhebung der Tatsache, daß bei der engen Verbindung, worin bei der Sprache alle Teile miteinander stehen, die beliebte schroffe Zerreißung von Formenlehre und Syntax nicht am Platze ist, sondern daß beide Seiten viel mehr in ihrer Vereinigung zu behandeln sind; daran schließt sich eine Mahnung an das jüngere Geschlecht der Forscher, sich angelegentlicher als bisher den syntaktischen Problemen zuzuwenden. Nebenbei wird die Frage nach der Berechtigung der bekannten Sätze von John Ries gestreift und vor allem eine Schwäche darin aufgedeckt, daß in ihnen vom Wort ausgegangen wird, während die heutige Sprachpsychologie einig ist in der Annahme, daß dieses erst das nicht stets ohne Willkür zu stande kommende Ergebnis der Zerlegung des eine Gesamtvorstellung wiedergebenden Satzes sei; besonders Wundt und Morris haben den Gedanken kürzlich scharf auf die Formel gebracht. Wenn Brugmann schließlich bekennt, daß er sich in syntaktischen Dingen wie alle anderen als Schüler des Meisters Delbrück fühle und sich darum im großen ganzen an diesen möglichst getreu angeschlossen habe, so wird kein einsichtiger Beurteiler solcher Selbstbescheidung seine Anerkennung versagen können; aber am Ende ist doch die Frage gestattet, ob nicht die Durchbrechung dieser Schranke an manchen Stellen zum Nutzen der Sache gewesen wäre; zumal in den Darlegungen des Jenaer Gelehrten über die Aktionen findet sich manches, was Bedenken erweckt und auch bereits scharfsinnigen Widerspruch erfahren hat, z. B. von Sarauw in Kuhns Zeitschr. XXXVIII, 1902, S. 145 ff. Das Eingehen auf die hier und anderwärts geltend gemachten gegenteiligen Gesichtspunkte würde gewiß noch nicht zu dem Urteile berechtigen, daß man sich unbesonnen der Übertreibung von Morris mitschuldig mache, der (Princ. and Meth. in Lat. Synt. S. 34) mit amerikanischer Unbefangenheit bemerkt: '*The method is becoming barren of results.*' Um noch ein Wort zu sagen über den Inhalt der dritten Lieferung, so findet der Leser hier eine lichtvolle, überall sprachpsychologisch fundamentierte und sprachvergleichend orientierte, dabei auf den kleinsten Raum zusammengedrängte Übersicht über ein Kapitel, das zu den interessantesten der ganzen Grammatik gehört, an dessen Aufhellung eine Unzahl von fleißigen und klugen Männern um die Wette gearbeitet haben und das zugleich für die obere Stufe unserer höheren Lehranstalten von der größten Bedeutung ist. Hier gelangen alle die Fragen zur Besprechung, die jeden wissenschaftlich denkenden Lehrer auf Schritt und Tritt beschäftigen und die ebenso dem Erklärer des Homer wie dem des Cicero so manches Rätsel aufgeben, besonders wenn er die Erscheinungen genetisch begreiflich machen oder zu stilistisch-ästhetischer Anschauung bringen will: über die Hauptarten der Sätze nach ihrer psychischen Grundfunktion; über das Verhältnis von Parataxe und Hypotaxe; über die Mittel die Unterordnung auszudrücken, besonders das Relativum; über Personen- und Modusverschiebung; über Satzbetonung, Ellipse, Assimilation und Kontamination werden wir ebenso in knappen, scharfen Strichen belehrt wie über die Wortstellung (z. B. die Frage, ob idg. das attributive Adjektiv seinem Substantiv vorangeht oder nachfolgt).

Erwähnen wir noch, daß durch ausführliche Sach-, Wörter- und Literaturverzeichnisse für das rasche Auffinden der in dem Buche behandelten Gegenstände wie für die Möglichkeit diese weiterzuverfolgen aufs beste gesorgt ist, so hoffen wir wenigstens einen schwachen Begriff von dem Schatze des Wertvollen gegeben zu haben, den dieses Werk gewissenhaftester Hingabe und staunenswerter Gelehrsamkeit umschließt: man darf dazu nicht nur den Verfasser und die Wissenschaft, sondern vorzüglich auch die deutsche Schule beglückwünschen. Es ist sicher dazu berufen die früher bestehende und hier und da unnötig und unnützlich erbreiterte Kluft zwischen Philologie und

Linguistik vollends schließen zu helfen. Wenn Brugmann selbst hervorhebt, daß die erstere sich in die Anschauungs- und Ausdrucksweise der letzteren jetzt besser einzuleben versucht, so darf wohl darauf hingewiesen werden, daß die Altertumskunde neuerdings überhaupt dem unverkennbaren Zuge folgt die griechisch-römische Kultur aus ihrer klassizistischen Vereinsamung zu lösen und in den Zusammenhang der menschlichen Geistesgeschichte einzufügen: man weiß ja, wie fruchtbar der Bund ist, den seit kurzem Philologie und Ethnologie miteinander eingegangen sind. Auch müssen wir dem Verfasser beistimmen, wenn er nachdrücklich betont, daß die Schwierigkeit sich mit den der linguistischen Methode eigenen Darstellungsmitteln und Kunstausdrücken bekannt zu machen nicht größer sei als bei irgend welchem anderen Fache, und wir fügen hinzu, daß kein einziges Problem der griechischen, lateinischen, deutschen oder einer anderen Sondergrammatik in wirklich wissenschaftlicher Weise behandelt werden kann ohne eine gewisse Bekanntschaft eben mit dieser Methode, zumal mit ihrem sprach-psychologischen Teile. So können wir uns nur von Herzen Brugmanns Wunsch anschließen, es möchten gerade die Gymnasiallehrer recht fleißigen Gebrauch machen von dem Hilfsmittel, das ihnen hier in so handlicher Form entgegen gebracht wird. Hans Meltzer.

Curt Wachsmuth, Athen. Sonderabdruck aus Pauly-Wissowas Real-Enzyklopädie der klassischen Altertumswissenschaft. Stuttgart, J. B. Metzlerscher Verlag 1903.

Als der zweite Band der Real-Enzyklopädie fällig war, wurde der Artikel Athen auf Wachsmuths Wunsch zurückgestellt, weil damals gerade die großen Ausgrabungen auf der Westseite der Akropolis vorgenommen wurden. Jetzt sind diese seit einigen Jahren beendet, ein weiterer Grund zum Warten liegt nicht vor, und so ist die damals gelassene Lücke bei der ersten Gelegenheit ausgefüllt worden: in 60 Spalten bringt das 1. Supplementheft den von einer Übersichtskarte begleiteten Artikel. Ein kurzer Abschnitt über den Namen eröffnet ihn, es folgt die Besprechung der Lage im engeren Sinne, der Bodengestaltung, der Flüsse, Bäche und Quellen; hierbei ist hervorzuheben, daß sich Wachsmuth in der Identifizierung des Eridanos an Dörpfeld anschließt. Der 3. Teil handelt vom Klima; er ist natürlich auf den Beobachtungen von Schmidt und von Eginitis aufgebaut; der letztere hat übrigens seitdem seine Arbeiten in den Annales de l'observat. d'Athènes weiter fortgesetzt, deren 3. Band 1901 erschienen ist. Die jährliche Regenhöhe beträgt 405,9 mm. Wachsmuth bemerkt dazu, daß das ein sehr niedriger Betrag sei. So schlimm ist das aber nicht. Denn z. B. auch in Deutschland gibt es Gegenden (Mecklenburg), die sich zwischen 400 und 500 mm halten. Die Regenhöhe des ganzen Jahres gibt kein klares Bild; das Wichtige ist die Verteilung über das Jahr, die Zeitdauer, in der die Regenmenge auf die Erde fällt. Das ist das Entscheidende, nur das bestimmt das ganze Bild des Klimas. Wachsmuth geht auch darauf ein, aber er hätte es noch mehr betonen müssen; denn durch die Hervorhebung der geringen Menge des Regens bekommt man die Vorstellung, als ob die Art des Klimas vor allem davon abhinge.

Den größten Raum nimmt die Topographie ein. Nach einer Zusammenstellung aller Karten und Pläne, aller Berichte und Zeichnungen folgt eine Übersicht über alle jetzt noch vorhandenen Bauten, Anlagen und sonstigen monumentalen Reste. Dabei werden nur die Partien ausführlicher behandelt, die dem Plan der Enzyklopädie nach nicht unter einem besonderen Stichwort speziell besprochen werden, so z. B. die Gegend südwestlich von der Akropolis mit ihren Felsarbeiten. Sonst werden nur ganz kurz die wichtigsten Abbildungen und Literaturnotizen aufgezählt. Auf den Parthenon z. B. sind nur 11 Zeilen verwendet. Zu dem Abschnitt 'Topographie' gehören noch zwei Teile, der eine über den Wert der Inschriften für die Topographie und der andere über die antike Periegetenliteratur, speziell über Pausanias. Eingeleitet werden sie durch eine allgemeine methodologische Betrachtung, in der davor gewarnt wird, bei der Identifizierung alter Monumente, die nicht durch sich selbst er-

kannt werden können, die schriftliche Überlieferung zu vergewaltigen. Diese Warnung ist natürlich in erster Linie an Dörpfelds Adresse gerichtet. Und der Enneakrunosfrage ist auch fast der ganze Abschnitt über die alten Periegeten gewidmet. Denn die ausführliche Besprechung und Analysierung der Periegese Athens durch Pausanias, die vorangeht, ist die unentbehrliche Einleitung dazu. In der Hauptsache wiederholt Wachsmuth die Argumente, die er 1897 in den Abhandlungen der Sächs. Ges. d. Wissensch. ausführlich dargelegt hat; nur fügt er eine Widerlegung aller der Einwände an, die v. Prott gegen ihn erhoben hatte. Meiner Meinung nach war die Frage schon 1897 durch seine Interpretation der Thukydidesstelle entschieden. Es kann gar kein Zweifel darüber bestehen, daß Thukydides die Enneakrunos-Kallirrhoe am Südabhang der Akropolis kannte. Daran läßt sich nicht rütteln. Und alles, was v. Prott gegen Wachsmuth vorbringt, hält einer eindringenden Kritik nicht stand. Danach kann die große Brunnenanlage, die Dörpfeld westlich der Akropolis aufgedeckt hat, auf keinen Fall die Enneakrunos gewesen sein — es sei denn, Thukydides hätte sich geirrt. Ehe das aber nicht durch unwiderlegliche Tatsachen bewiesen ist, glaube ich lieber an einen Irrtum auf Dörpfelds Seite. In der Kunst, die Steine zum Reden zu bringen, ihnen ihre Geheimnisse zu entlocken, steht Dörpfeld unerreicht da — niemand, der ihn einmal vor den Monumenten hat sprechen hören, wird sich diesem Eindruck haben entziehen können —; aber seine Interpretation der Autoren erhebt sich nicht zu derselben Höhe, seine Enneakrunoshypothese ist ebenso unhaltbar wie die von Leukas. Walther Ruge.

Louise, Groszherzogin von Sachsen-Weimar und ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen. Nach grösztenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften von Eleonore von Bojanowski. Mit einem Porträt. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1903. 429 S.

Der Herzogin Louise von Weimar ein lebensgroßes Denkmal aufzurichten, war die Goethe-Forschung, auch noch nach der gehaltvollen Abhandlung der Morrisschen 'Goethe-Studien', sich schuldig. Es war eine Aufgabe für eine feine und kluge Frau, die sich auf die Imponderabilien eines nicht gewöhnlichen, schwer zu erschließenden Frauenherzens versteht. Und eine Frau hat diese Aufgabe jetzt glücklich gelöst; eine Weimaranerin, vollgesogen von der klassischen Atmosphäre, die trotz allem auch heute noch über unserem Mekka an der Ilm liegt, Eleonore v. Bojanowski, die Tochter eines verdienten Veteranen der deutschen Wissenschaft von Goethe.

Ihr flossen die reichsten Quellen. Der erst noch voll zu würdigende Großherzog Carl Alexander, dessen sehr zu erhoffende Biographie mit einem langen und bedeutsamen Abschnitt deutscher Kunst- und Geistesgeschichte verschwistert sein wird, hat diesem, seiner verehrten Großmutter gewidmeten Buche die weitgehendste Förderung zu Teil werden lassen. Er hatte der Verfasserin persönliche Erinnerungen zu geben, er gewährte ihr vollen Einblick in das Weimarische Haus- und Staatsarchiv und bewirkte, daß sich auch das russische Hausarchiv sowie das de Staëlsche zu Coppet ihr erschlossen. Auch die Großherzogin von Baden steuerte Mitteilungen über ihre Urgroßmutter bei, Goethe-Archiv und Goethe-Museum zu Weimar, das Darmstädter Staatsarchiv und das französische Auswärtige Amt, eine Anzahl von Privatpersonen und nicht zuletzt die Berliner Königl. Bibliothek, welche die große, reichlich verwertete Herder-Korrespondenz zur Verfügung stellte: alle leisteten die nachgesuchte Unterstützung, so daß E. v. Bojanowski ihr Buch auf breiter und zuverlässiger Grundlage errichten konnte. So ist sie denn nach umfassenden Vorstudien und guter Verarbeitung des großen Materials an ihre Darstellung gegangen, in der das Rohstoffliche, wiewohl ausführliche Niederlegung zahlreicher Briefpublikationen nicht gemieden ist, doch nie in unangemessener Art die Linien organischer Entwicklung und historischen Fortschreitens überwuchert. Eine feine Gabe des Charakterisierens steht der Verfasserin zu Gebote, und wenn ihr Stil auch nicht gerade bedeutend, nicht farbig und lebendig

ist, so ist er doch sauber und vornehm. Nur selten spürt man an einem Mangel von Methodik die unzünftige Frau, die sonst wahrlich niemand eine wissenschaftliche Dilettantin heißen darf, und nur selten hat man Gelegenheit, sie zu verbessern, wie etwa auf S. 276: nicht 'einer der beaux esprits Berlins', sondern Novalis hatte Friedrich Wilhelm III. und seine unvergeßliche Gemahlin als das 'klassische Menschenpaar' bezeichnet.

Die Herzogin Louise von Weimar konnte bisher nur zu leicht als bloßer Typus eines fürstlichen Stilllebens im XVIII. Jahrh. aufgefaßt werden. Der anscheinend undankbare Stoff lockte keinen Biographen. Es fehlt diesem Leben in der Tat an den großen Linien, an einschneidenden Taten und scharf geschiedenen Epochen. Unter den Gestalten des Weimarer Musenhofes trat die Herzogin auffallend zurück, und das ist aus inneren und äußeren Gründen begreiflich. Denn erstens besaß sie nicht überragende persönliche Reize und Talente, die sie in diesem auserwählten Kreise hervorgehoben hätten, und zweitens versagte sich ihr das erhoffte menschliche Glück in der Familie, was sie zurückhaltend machte und absichtlich den Hintergrund ihrer Umgebung aufsuchen ließ. Dazu kam eine gewisse Enge und Steifheit ihrer fürstlichen Anschauungen: sie fand es schade, daß Charlotte v. Lengefeld den bürgerlichen Schiller heiratete, und dieser getraute sich nicht, bei Hofe seinen 'Handschuh' vorzulesen, da die Herzogin an der Schlußstrophe Anstoß genommen haben würde.

Louise von Darmstadt war eine sensible, aber ganz unsinnliche und ziemlich leidenschaftslose Natur. Sie hatte wie Hamlet 'keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht'; daß Zacharias Werner den Eitelkeiten des schöneren Geschlechtes, für das sie wenig übrig habe, seine gefühlvollen Huldigungen widmete, sagte ihr gar nicht sehr zu; 'nicht etwa, daß das männliche ihr lieber wäre', fuhr sie fort, 'nein, gewiß nicht, ich liebe weder das eine noch das andere'. Sie war unfroh, nicht ohne Nüchternheit und dazu kränklich und leidend in ihren besten Jahren. So paßte sie nicht in diesen erlesenen Kreis lebensvoller und lebensdurstiger Menschen. Die Herzogin-Mutter Anna Amalia, die leichtblütige Welfin, Friedrichs des Großen glänzend begabte Nichte, stellte die regierende Frau ganz naturgemäß, keineswegs in eifersüchtigem Rangstreit, in den Schatten.

Und neben diesem kühlen, die Form überaus hochhaltenden Weibe stand Karl August, der noch dazu etwas jüngere Gemahl: robust und herrisch, feurig und genußsüchtig, rasch und ungeduldig, wenngleich im Kerne seines Wesens immer großdenkend und edel. Das ihre Ehe, die auf wirklicher Liebe und Achtung begründet war, nicht glücklich wurde, des trugen sie, wie Goethe, der treubesorgte und treusorgende Dr. Verazio der 'Lila', sagte, beide die Schuld. Der junge Karl August, wie wir ihn aus Goethes 'Ilmenau' kennen, konnte die unliebenswürdige und unscheinbare Schale dieser seltsam gearteten Frau nicht durchdringen. Sie blieb unverstanden, ja sie mußte es leider lernen, 'Kränkungen der Gattin als Fürstin zu ertragen'. Ihr Gemahl gab sich mit 'Misels' ab, verbarg nicht seine Leidenschaft für die schöne Gräfin Werthern auf Neunheiligen (die Goethe in die 'Lehrjahre' einführte) oder für die Engländerin Emilie Gore. Er machte sich darob auch keine Skrupel: 'Meine Frau, da sie kein Talent hat, welches ihr Wesen einölte und biegsam erhielte, wird steif und verliert zugleich das Bewußtsein von einer gewissen Lieblichkeit, die so nötig ist.' Sie ihrerseits fand sich mit diesem Geschick aufs vornehmste ab. Als Karl August nach zwanzigjähriger Ehe noch den Reizen der bedeutenden Schauspielerin Karoline Jagemann verfiel, war es Louise, welche, die ihr zugefügte Kränkung und ihre sittliche Verurteilung des Verhältnisses stolz im Busen verschließend, es sich angelegen sein ließ, selbst eine Art morganatischer Vermählung zu betreiben, um den immer neuen erotischen Abenteuern des Gatten womöglich ein Ziel zu setzen; sie vor allem gab ihrer Nebenbuhlerin die geachtete Stellung am Hofe unter dem Namen einer Frau von Heygendorf. Solche Auffassung der Dinge imponierte wiederum dem Herzog so, daß er der Würde der Gattin immer aufrichtiger gerecht ward. Und am Ende gelangte auch

diese Scheinehe zu einem inneren Ausgleich, indem sich beide Teile auf den Boden fester Freundschaft und ehrlicher gegenseitiger Anerkennung stellten.

Man beobachtet meist, daß vernachlässigte und unglückliche Gattinnen in der verdoppelten Zärtlichkeit zu ihren Kindern Ersatz suchen und finden. Louise stand im Gegenteil in einem befremdend kühlen Verhältnis auch zu ihren Kindern, von denen ihre Briefe sehr wenig zu sagen wissen. Wie anders ihre Standes-, Zeit- und Namensgenossin auf dem preußischen Throne! Namentlich mit ihrer anmutigen, von jedermann geliebten Tochter Karoline stand die Herzogin unbegreiflicherweise gar nicht in Fühlung. Sie erklärte wohl schließlich selbst, 'daß das Organ der Kindesliebe bei ihr nicht sehr ausgebildet sei'. Sie war viel mehr Großmutter als Mutter, was insbesondere ihrem Liebling Karl Alexander gegenüber deutlich zu Tage tritt.

In ihren letzten Lebensjahren, nach Karl Augusts Tode, verfiel Louise einer befremdlichen Grübelei über die letzten Geheimnisse, die ihrem Wesen sonst fern lag. Nur im Anfang ihres getäuschten Fürsten- und Ehedaseins war sie im Banne des gefühlsschwelgerischen, oft bis zur Salbaderei sich verflachenden Lavater. Bald überwiegt das sichere Gefühl, der klare Verstand der klugen, sich geistig immer vertiefenden Frau. Herder und Goethe sind ihre Männer. Ihr 'in sich gescheuchter, stiller Geist', von dem Herder in einem an sie gerichteten Briefe vom 14. März 1789 spricht, schloß sich zunächst je mehr und mehr an diesen an, der gleichfalls die rechte Fühlung mit dem Leben und seiner Umgebung früh einbüßte. Auch er gehörte zu den Mißvergnügten, ja er erscheint noch viel unliebenswürdiger als die Fürstin, die sich doch mehr im Zaume hielt und sich wenigstens redliche Mühe gab, mit den Menschen auszukommen. Zu Anfang freilich zeigte ihr Antlitz vorwiegend die Falte der Herbheit und des melancholischen Mißmutes. Unbefriedigt zog sie sich in sich selbst zurück, ergab sich der Einsamkeit und war denn auch — nach dem Worte des Goetheschen Harfners — bald allein. Und in dieser Einsamkeit traf sie eben mit Herder zusammen. Doch auch dies Verhältnis blieb keineswegs frei von Schatten und Mißverständnissen, an denen die Reizbarkeit des verbitterten Mannes den größeren Anteil hatte. Dennoch genoß sie dauernd seine wahre, immer wieder in unverkennbarer Echtheit sich äußernde Verehrung. Die ethische Tendenz dieser beiden Naturen, hinter der das Ästhetische zurücktreten mußte, bildete das Gemeinsame.

Bei der ersten Bekanntschaft fühlten sich auch Louise und Goethe stark zu einander hingezogen. Der Dichter schwärmte geradezu für seine junge Herrin und glaubte zeitweilig sogar sein Herz wahren zu müssen. Mit innigstem Anteil begleitete er sorgend und bessernd das Mißverhältnis zwischen den Gatten. Um das Jahr 1783 entfernte die Verschiedenheit der Temperamente und der Lebensanschauung die Fürstin und den ersten Freund ihres Gemahls voneinander, aber nie völlig und nicht auf die Dauer. Im ganzen ist es doch ein schönes Treueverhältnis zwischen ihnen geblieben. Als er sie nach dem Tode des Großherzogs im Jahre 1828 zum ersten Male wieder gesprochen hatte, sagte er einmal über das andere: 'Welch eine Frau!' Es war ein bedeutsames Zeugnis, daß er ihr gerade seine 'Farbenlehre' widmen konnte. Aber besonders standen sie sich doch im 'Tasso' nahe, den Louise über alles liebte; bei ihr, die in Eleonore von Este lebt, fand Goethe damals fast einzig Verständnis für sein Werk, und es ist ein gutes und wahres Wort, wenn des Dichters Enkel Wolfgang später erklärte: 'Des Großvaters Briefwechsel mit der Herzogin ist zum Teil im »Tasso« abgedruckt.'

So war es die Freundschaft, in der dies Menschenleben die höchste Genüge fand, und wie solche weiterhin die Herzogin auch unwandelbar mit Charlotte v. Stein verband. Voll aussprechen konnte sich Louise allerdings auch hier nicht. Sie war eben die 'verschlossene Natur', als die Goethe sie charakterisiert hat. Eine starke Sprödigkeit verbot es ihr, sich ganz hinzugeben. Im Jahre 1804 schreibt sie an Herders Witwe, es sei von jeher ihr Los gewesen, verkannt zu sein: 'denn

ich habe nicht die Gabe, dasjenige, was ich im Innersten meines Herzens fühle, darzubringen, wie ich es wünsche.' Immerhin gab sie sich brieflich freier und offener als im persönlichen Verkehr. Das gesprochene Wort versagte sich ihr, aber ihre (meist französisch abgefaßten) Briefe berühren sympathisch. Namentlich die an ihren Bruder und Hauptkorrespondenten, den Prinzen Christian von Darmstadt gerichteten, sind einfach, natürlich, gehaltvoll und zeigen sogar Esprit und trockenen Humor. Selten nur bricht hier die Tragik ihres Daseins in leidenschaftlich erschütternden Tönen durch; so in einem Briefe vom 21. November 1825.

Was ihr die Neigung und volle Achtung bedeutender Menschen immer wieder sicherte, das war ihre ernste sittliche Lebensauffassung. Sie, die hart gegen sich selbst war, durfte auch von anderen das Höchste verlangen. Als Landesmutter, von tiefem Pflichtgefühl erfüllt, bewährte sie sich wahrhaft, nicht durch gewinnende Liebenswürdigkeit gegen jedermann, aber durch ernste, treue Sorge und stilles Helfen. Ihre vornehme Art wohlzutun gab sich am liebsten im geheimen kund. E. v. Bojanowski hat gewiß recht in der Annahme (vgl. S. 160 ff.), sie sei es gewesen, die Herdern jenes anonyme Eisenacher Geldgeschenk von 2000 rheinischen Florins zukommen ließ.

Dazu gesellte sich ein scharfer Verstand Karl August teilte ihr seine Pläne über den deutschen Fürstenbund mit, gab überhaupt viel auf ihr Urteil und hat ihre politische Begabung stets anerkannt. Ihr gesunder Liberalismus in Verfassungsfragen und Sachen der Preßfreiheit (die Goethe bekanntlich als 'Preßfrechheit' eifrig befehdete), berührt ebenso wohltuend wie ihre unbefangene Beurteilung der französischen Revolution, worin sie mit Herder weit auseinander ging.

Nicht zuletzt zu würdigen sind ihre männlichen Tugenden der Beharrlichkeit, der Entschlossenheit, des persönlichen Mutes. Nur das eine Mal erinnert sie an Louise von Preußen, als sie, mit mehr Erfolg als jene, nach der Schlacht bei Jena in ihrem vom Herzog verlassenen Residenzschlosse dem erbitterten Napoleon gegenübertrat. '*Voilà pourtant une femme à laquelle nos deux cents canons n'ont pas pu faire peur*', sagte der Zwingherr von ihr nach dieser größten Stunde ihres Lebens. Um ihretwillen schonte er Land und Gemahl, der bereits seinen Freunden erklärt hatte: 'Herzog von Weimar und Eisenach wären wir gewesen.' Und auch bei weiteren Begegnungen mit ihr legte Napoleon stets eine fast ehrfurchtsvolle Bewunderung für sie an den Tag.

So zeigt es sich, daß Louisens Lebensgeschichte zugleich auch nicht unwichtige Akten zur politischen Zeitgeschichte bietet. Über Napoleon, namentlich über den Erfurter Fürstentag, hören wir interessante Ausführungen; auch begegnen beiläufig kleine Beiträge zur Charakteristik der Königin Louise und der Madame de Staël. Louise von Weimar war Zeugin großer Ereignisse. Friedrichs des Großen lorbeerumwundene Fahnen grüßten bei der Taufe das Kind, das einst noch dem nachmaligen ersten Kaiser des geeinten deutschen Reiches nahetreten sollte; nur widerwillig übrigens ließ sie die Enkeltochter Augusta nach Berlin ziehen. Aber das meiste neue Licht fällt aus dem neuen Buche doch auf Weimarer Menschen und Verhältnisse. Karl August tritt uns als Brautwerber und Verlobter in liebenswürdigster Menschlichkeit näher, wir sehen Goethes Bild von einem eigenartigen Gesichtspunkt aus, und vor allem ist in diesem verdienstvollen Werke eine neue aufschlußreiche Quelle für Herder gegeben worden.

Harry Maync.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM

GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 5. HEFT

MIT 3 DOPPELTAFELN

Ausgegeben am 31. Mai 1904



LEIPZIG

DRUCK UND VERLAG VON B. G TEUBNER

1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr **Joh. Ilberg**, Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth**, Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 5. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

PEISISTRATISCHE KUNST

Von Eugen Petersen

Die archaische Porosarchitektur der Akropolis zu Athen. Mit Unterstützung aus der Eduard Gerhard-Stiftung der Kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften herausg. von Th. Wiegand unter Mitwirkung von W. Dörpfeld, E. Gilliéron, H. Schrader, C. Watzinger und H. Wilberg. Cassel und Leipzig 1904. Text III und 236 S. 4° mit 247 Abbild. und XVII Taf. folio.

Eine erste Glanzzeit Athens unter Peisistratos und seinen Söhnen hatte die Akropolis mit reichverzierten Bauwerken schön und schöner geschmückt. Diese alte Herrlichkeit ward durch die Perser mit Feuer verwüstet, und ihre Trümmer wurden abgeräumt und in dem Boden der aufgehöhten und erweiterten Burg versenkt oder in die Fundamente verbaut, als man daran ging das Heiligtum der Göttin mit neuen, glänzenderen Prachtgebäuden aus edlerem Stein, in geläutertem Geschmack, des neuen, mächtigeren Athens würdig auszustatten.

Nachdem unsere Zeit die Werke dieser zweiten Glanzzeit lange durchforscht hatte, begann sie auch den begrabenen Resten jener früheren Herrlichkeit nachzuspüren. Vorzüglich waren es die Skulpturen, die Blick und Aufmerksamkeit auf sich zogen, auch sie aus Poros gemeißelt, d. i. dem weichen Kalkstein, der, leichter als Marmor zu bearbeiten, aber auch minder dauerhaft und ansehnlich, farbigen Gewandes weniger entraten kann. Das Wichtigste jedoch war der von Kavvadias aufgedeckte, von Dörpfeld in seiner hohen Bedeutung erkannte Unterbau eines großen Tempels zwischen Parthenon und Erechtheion. Wollte man versuchen zu jenen frühzeitlichen Skulpturen auch die Bauwerke, deren Schmuck sie einst gebildet hatten, wiederzufinden, die einen mit den anderen in ihren alten Zusammenhang einzusetzen, so war unbedingt von diesem Tempel auszugehen. Es bereitet hohe Freude über das Werk zu berichten, in welchem jene Aufgabe in ausgezeichneter Weise gelöst worden. Ist es doch auch nicht eines Mannes Arbeit, die uns hier geboten wird: von den Aufnahmen Dörpfelds und Wilbergs, den farbigen Zeichnungen Gilliérons, auch von Watzingers Aufsatz über die archaischen Tiergruppen ganz abgesehen, finden sich vielfach die früheren Ausführungen von Dörpfeld und Wolters, von Brückner, Studniczka und Schrader wiederholt oder benützt. An Arbeiten wie dieser hier wird einem so recht bewußt, wieviel die Archäologie für Ausbildung exakterer Methoden der Mitarbeit der an Messen und Rechnen gewöhnten Architekten — und wessen wohl mehr als Dörpfelds? — verdankt.

Sicheren Ganges werden zuerst Gebälke, Triglyphen, Metopen, horizontale und ansteigende Geisa der Trauf- und Giebelseiten, Kapitelle und Schäfte der

Säulen (deren Höhe nicht zu ermitteln war), endlich die Simen eines dorischen Tempels ausgesondert, der nach seinen Maßen zu dem inneren Rechteck des Unterbaues zwischen Parthenon und Erechtheion paßt und damit als doppelter Antentempel sich darstellt. Hatte doch auch Dörpfeld aus der verschiedenen Struktur dieses inneren Fundaments (mit seinen Abteilungen) und des äußeren Rechtecks den Schluß gezogen, daß hier ursprünglich nur ein Antentempel gestanden hätte, dem erst später eine Ringhalle zugefügt worden wäre. Den beiden Giebelfeldern dieses älteren, nicht umsäulten Tempels, der als 'Hekatompedon' schon aus seinem Längenmaße erkannt werden konnte (Athen. Mitt. 1887 S. 67), bevor sich noch die alte Inschrift mit diesem Namen fand, ordnen sich dann die Reste zweier Giebelreliefs ein, die fast schon zu Rundfiguren herausgearbeitet sind. Das Ganze leuchtete in der bunten Farbenpracht, die uns Taf. I des Werkes vor Augen stellt.

Ebenso vollständig wie der Antentempel läßt sich auch der spätere Peripteros in Wort und Bild wiederaufbauen; die Säulenhöhe bleibt auch hier hypothetisch. Der ganze Oberbau des Antentempels vom Gebälk an hatte weichen müssen, da seine Verhältnisse zum größeren Neubau nicht paßten. Von seinen Giebelgruppen ist wenigstens die eine, die zuerst von Studniczka und Schrader zusammengesetzte Gigantomachie, in bedeutenden Teilen erhalten: Athena packt den vor ihren Füßen niedergesunkenen Giganten am Helmbusch und hebt die Lanze zum tödlichen Stoß, ehe noch der Gegner das Schwert aus der Scheide zu ziehen vermag.[1]) Zu beiden Seiten dieser Mittelgruppe je ein Gott nach außen vortretend, nur in geringen Resten noch nachzuweisen; und deren nächste Gegner gar sind lediglich aus dem verfügbaren Raum im Giebel erschlossen; großenteils erhalten dagegen dann in jeder Ecke ein vorübergestürzter Gigant, noch sich zu wehren und aufzurichten bemüht. Von einer zweiten Giebelgruppe, die nicht gefehlt haben kann, nichts.

Für die anderen Porosbauten versagt das Licht, welches dem Hekatompedon, erst ohne dann mit Peristasis, aus den Fundamenten leuchtet; daher hier geringerer Erfolg. Wohl ließ sich von fünf kleineren Gebäuden[2]) die dorische Architektur in den Hauptzügen des Gebälks, auch des Triglyphon und der Geisa herstellen (Taf. XIII), bei einem (A, XIII 2) sogar die ganze Giebelfront, bei einem anderen (B, XIII 3) die Breite der Front und die Rundung der Rückseite; den ganzen Grundriß jedoch und gar seine Stelle auf der Akropolis auszumachen, war bei keinem einzigen möglich. So bleibt denn auch die Zu-

---

[1]) Auch Wiegand gibt ihm, durch einen Stützenbruch geleitet, ein Schwert in die Rechte; doch meint er unrichtig, der Arm sinke kraftlos nieder. Die Vorderansicht auf Taf. XVI und mehr noch die Rückenansicht S. 134 zeigt nicht kraftloses Sinken, sondern genau die zum Herausziehen des Schwertes aus der Scheide erforderliche Armbewegung. Man vergleiche den vor Dionysos hingefallenen Giganten der strengrotfig. Tasse in Gerhards A. V. I 56, 4, deren Maler das peisistratische Giebelfeld noch gesehen haben könnte. Wie Wiegand es für den Giebelgiganten voraussetzt, stützt auch der des Vasenbildes den l. Arm auf seinen Schild, nach rechts gefallen wie jener.

[2]) Sollte man nicht an Schatzhäuser der hervorragenderen Demen denken können?

teilung der übrigen noch nachweisbaren Giebelreliefs: Herakles im Kampfe mit der Hydra, sein Abenteuer mit dem Triton, kleiner als am Hekatompedon, und noch zwei oder drei anderer ungewiß.

Diese Skulpturen sind freilich auch so gegenständlich wie stilistisch von hoher Bedeutung. So diejenige, welche von Wiegand und Schrader sehr ansprechend auf die Einführung des Herakles in den Olymp bezogen wird (Taf. XV): von links her sechs (wenn es nicht nur fünf sind) nach rechts schreitende Gestalten; ihnen entgegen Iris, Herakles, Hermes, zu denen, vor Herakles, wohl Athena hinzuzudenken wäre. Bedenken erregt, daß unter den entgegenkommenden Göttern anscheinend keine weibliche sich findet, und daß die beiden besser erhaltenen statt nach dem Stile jener Zeit mit den Abzeichen ihres Wesens ausgestattet zu sein, vielmehr nur adorierend die Rechte in der Mantelumhüllung heben.

Ganz besonders merkwürdig ist in einem anderen Relief die Darstellung des 'ältesten Erechtheions und des heiligen Ölbaumes', schon dadurch, daß wir hier in einem attischen Relief des VI. Jahrh. v. Chr. einen so überraschend ähnlichen Vorläufer hellenistischer oder mehr noch römischer Reliefs der vielumstrittenen Gattung vor uns haben. Was wir auf diesen späteren hellenistisch-römischen Reliefs zu sehen gewohnt sind, Kultushandlungen und Aufzüge, die sich vor Tempeln oder sonstwie raumbezeichnendem Hintergrunde abspielen, das stellt auch hier sich dar: rechts ein dorischer Quaderbau mit Walmendach und Fenster; daranstoßend links eine Peribolosmauer, die, wie es scheint, einen großen Baum umschließt; vor diesem Hintergrund links ein Mann, von dem nur die nackten Beine erhalten sind, weiter vorn zwei Mädchen. Ja sogar ein so realistischer Zug, wie daß der Tempel an seinem linken Ende vor der Peribolosmauer vorspringt, und daß eines der Mädchen, diesem kurzen Stück der Schmalseite des Gebäudes parallel sich bewegend, in Vorderansicht steht, während das andere, gleichwie der Mann, der Längswand von Tempel und Peribolos parallel, nach rechts gewandt steht oder schreitet. Daß wir hier die Nordseite des älteren Erechtheion und, der Wirklichkeit entsprechend, links davon den heiligen Ölbaum im Peribolos zu erkennen haben, ist allerdings eine kaum abzuweisende Deutung, um so mehr als die zwei Mädchen, wie bei einer noch völlig kenntlich ist, etwas auf dem Kopfe trugen, also vermutlich die Arrephoren in ihrer letzten von Pausanias I 27, 3 beschriebenen Dienstleistung darstellen. Ist doch auch kein anderes Gefolge bei ihnen, sondern nur der, wie es scheint, von ferne zuschauende Mann oder Gott. Es war fürwahr ein zugleich neidisches und gnädiges Geschick, das uns soviel von dieser Darstellung wiedergab und das Übrige vorenthielt.

Etwas besser steht es mit den Giebelgruppen des Hekatompedon. Richtig scheint der dreiköpfige Typhon im rechten Halb des einen Giebels mit Herakles-Triton im linken vereinigt zu sein, statt daß Brückner dem Typhon Echidna gegenübergestellt glaubte. In einem anderen Punkte scheint mir dagegen Brückner richtiger geurteilt zu haben, wenn er in einem roten Gewandteil, der von einem rundlichen Körper herabhängend links neben dem rechten Flügel

des Typhon erhalten ist, den vorgestreckten linken Arm des Zeus erkennt, der gegen Typhon den Blitz mit der Rechten schleudert. Seine Linke wird dann die unter Nr. 108 S. 105 abgebildete sein, welche den Adler dem Feind entgegenhielt. Wiegand meint, es sei das Gewand, das Herakles, wie öfters kämpfende Helden, abgelegt und über einen Stamm gehängt habe, und findet durch dies Gewand 'die Verbindung zwischen Triton-Herakles links und Typhon rechts hergestellt'. Gewiß eine sehr ungenügende Verbindung und eine wenig bedeutende Ausfüllung des Giebelzentrums. Auch wäre es befremdlich, das Gewand da aufgehängt zu sehen, wohin Triton dem nacheilenden (nicht 'kriechenden') Herakles zu entschlüpfen strebt. Der Kampf spielt sich ja auch im Wasser, dem Element des Triton ab. Undenkbar scheint mir endlich, sowohl mythologisch als künstlerisch, den Typhon als zweiten Gegner des Herakles zu verstehen. Typhon wird ja von Zeus, nicht von Herakles vernichtet;[1]) diesem also, nicht einem Zeugständer, gebührt die Mitte des Giebels. So stehen Zeus und Herakles hier zusammen wie später im Gigantenkampf[2]), ob freilich auch in derjenigen Gigantomachie, die später, im Giebel des umsäulten Hekatompedon, gewissermaßen an die Stelle jenes Typhon-Tritonkampfes trat, ist nicht zu sagen. Denn von den beiden Göttern neben Athena blieben ja nur die Füße.

Dem anderen Giebel des ursprünglichen Hekatompedon, und zwar des Gegenstandes wegen wahrscheinlich dem vorderen, weist sich nun die sehr glücklich zusammengesetzte Gruppe dreier sitzender Götter zwischen zwei großen Schlangen zu. Zeigten sich die drachenartigen Monstra in dem anderen Giebel als Feinde der Götter, so erscheinen die großen buntschillernden Schlangen hier friedlich und sind von Wiegand gewiß richtig als die zwei Hüter der Burg und des kleinen Erichthonios bezeichnet, da literarisch zwar bessere Gewähr für den e i n e n *οἰκουρὸς ὄφις* vorliegt, das bildliche Zeugnis der S. 96 wiedergegebenen Vase jedoch für deren zwei — namentlich wo es sich auch wieder um ein symmetrisch komponiertes plastisches Bild handelt — Herodot und Aristophanes gleichwertig ist. Die im Zentrum des Giebels thronende Göttin kann nur Athena sein, zu deren Rechter ein bärtiger Gott feierlich würdevollen Aussehens großenteils erhalten ist, während ein ähnlicher an der anderen Seite durch die Symmetrie gefordert wird. Wer anders könnte es sein als die zwei mit Athena auf der Burg so eng verbundenen Götter Poseidon-Erechtheus und Hephaistos, da Zeus ja schon im anderen Giebel seinen Platz

---

[1]) Bei Euripides, Herc. 1271 f. ist gewiß nicht Typhon, sondern Geryoneus gemeint, für den das Beiwort *τρισωμάτους* bezeichnender ist als für jenen, der noch mehr Körper in sich vereinigt. Doch ist nicht der Text zu ändern, sondern des Euripides Neigung zu Theokrasie anzuerkennen.

[2]) Vgl. v. Wilamowitz, Euripides Herakles II² 263, wo allerdings noch Brückners Echidna mit dem Typhon zusammengestellt gedacht wird, freilich besser zusammenpassende Bundesgenossen als Typhon und Triton, von denen jener vernichtet, dieser nur gefesselt gehalten wird. Galt es etwa dem Triton ein Geheimnis zu entreißen, das zur Besiegung des Typhon zu wissen notwendig war? Oder will der Wassergott dem blitzgesengten Typhon zu Hilfe kommen, ein Gegenstück zum Kampfe des Hephaistos mit Skamandros?

erhielt? Müssen wir nun aber nicht verlangen, die in der Fürsorge für Athens Land und Stadt wurzelnde Gemeinschaft jener drei Götter auch zu sichtbarem Ausdruck gebracht zu sehen in etwas, das dieser Versammlung der Götter und auch der Schlangen Sinn und Grund verleiht? Oder wäre das bei dieser Kunst eine unbillige Forderung? Lenken nicht eben die Schlangen, die ja niemals sichtbar geworden waren, als da Erichthonios *ἐν φανερῷ*, unsere Gedanken auf dies Pflegekind Athenas, das sie nach *B* 549 *κὰδ δ' ἐν Ἀθήνῃς εἶσεν ἑῷ ἐνὶ πίονι νηῷ*? Erichthonios, den die Göttin in archaischer Darstellung von Gaia in Empfang nimmt, den sie in ihre Aigis oder Gewand hüllt, oder im Bausch der Aigis trägt, auf ihrem Schoße sitzend[1]), das würde, dünkt mich, jenem Verlangen entsprechen; aber ich gestehe, daß ich in den Abbildungen Taf. VIII und S. 100 keine weitere Stütze für solche Annahme finde. Diese Porosskulptur übt ja Stückung und würde den Körper des Kindes wohl besonders gearbeitet und nachträglich mit der Göttin verbunden haben. Deren rechte Hand scheint mir nicht unvereinbar damit; die Linke könnte die Lanze gehalten haben.

Ein ganz eigenartiger Schmuck des Hekatompedon waren die auf die Unterseite der ansteigenden Geisa alternierend gemalten Vögel und Blüten, Taf. II, III und S. 27 ff. abgebildet. Die Vögel sind Störche und Adler, beide treffend wiedergegeben, mit ausgebreiteten Schwingen gerade aus dem Giebel herausfliegend. Wiegand erinnert S. 64 an das Pelargikon und die sprichwörtliche Frömmigkeit der Störche. Doch scheint ersteres keine greifbare Beziehung zu bieten, dem angeschauten Bilde keinen rechten Sinn zu verleihen. Die Frömmigkeit möchte den Störchen eher ein Recht geben am Tempel einen Platz zu haben. Doch den ersten und Hauptanlaß zu dieser zweifellos symbolischen Verzierung hat man gewiß in der alten Bezeichnung des Tempeldaches als *πτερόν* und *αἰετός* zu suchen, Bezeichnungen, deren letztere ja nicht bloß Pindar schon bekannt war, sondern auch den Steinmetzen des Hekatompedon, da einer der Geisonblöcke die Marke *αἰετοῦ χ* trägt (S. 38). Gewiß war Bötticher im Rechte, als er ausführte, daß dem im Namen des Adler(dache)s ausgesprochenen Gleichnis die Idee des Vogels zu Grunde läge, der seine Schwingen schützend über dem Heiligtum ausbreite; daß also eigentlich die beiden Flächen des Satteldaches als Flügel angeschaut wären. Und sollte bei dieser Gleichung nicht auch die Ähnlichkeit der vom First abwärts streichenden Bahnen der Flach- und Deckziegel mit den Kielen und Fahnen der Schwungfedern mitgespielt haben?[2]) Weder in reiner Vorder-, noch in reiner Seitenansicht des Tempels konnte sich jedoch das Gleichnis dem Anschauenden auf-

---

[1]) Vgl. D. Heubach, Das Kind in der griech. Kunst S. 5 f.; besonders zu vergleichen sind einige, wo die sitzende Frau das Kind nur mit einer Hand faßt, mit der anderen vor der Brust eine Frucht oder sonst etwas hält; Heuzey, Fig. 15, 4 = Winter, Typen S. 141, 8, ebd. 10; JHS. 1891 S. 325. Faßt sie doch gelegentlich das Kind mit keiner Hand: Terrakotten von Sizilien S. 142, 5.

[2]) Man vergleiche die Aedicula auf dem Relief von Pteria (Perrot und Chipiez, Hist. de l'art IV pl. VIII und S. 639; Puchstein, Das ionische Capitell S. 60), deren Dach die großen Flügel der Sonnenscheibe bilden, die auf zwei ionischen Säulen ruhen.

drängen: erst eine beide zugleich umfassende Schrägsicht konnte solche Idee wecken, und der doppelte Giebel gab dann Pindar seinen *δίδυμος οἰωνός* ein Unausbleiblich war dann freilich, daß der in der Anschauung erfaßte Begriff des Vogels das von den Dachflächen umrahmte Giebelfeld als den Körper des Adlers mit begriff[1]), ähnlich wie der Name *πτερόν* vom Dach auf die ganze Decke und dann die von ihr geschützte Säulenhalle überging, an welcher die Idee der schwebenden Decke der Anschauung am eindrücklichsten wurde.

Die älteste und schönste Bestätigung dieser Auffassung der über dem Gotteshaus sich ausbreitenden Schwingen eines Vogels ist uns jetzt in den fliegenden Vögeln unter dem Geison des Hekatompedon geboten, die alle für einen gelten, und deren ausgebreitete Schwingen sich zu einem einzigen großen *πτερόν* zusammenfassen. Sind die Vögel aber am einen Giebel Adler, am anderen Störche, so gibt das wohl einen Wink, daß die Idee des Flügeldaches nicht vom Adler ausging, wie Bötticher dachte, sondern vom Vogel überhaupt, daher hier, trotzdem der Giebel bereits *αἰετός* heißt, nicht ausschließlich Adler. Fragen wir nun auch, welchen Giebel diese, welchen die Störche zierten, so werden wir, anders als Wiegand, der den Zeus im westlichen Giebel nicht anerkannte, die Adler mehr zum Bilde des Kampfes passend finden, zumal hier Zeus der Hauptkämpfer wäre, dem die Adler mit drohenden Fängen beizustehen bereit scheinen könnten. Und würden nicht die friedlichen Störche, deren Frömmigkeit sich besonders in der Fürsorge für ihre Jungen offenbarte, einstimmender über der ruhigen Götterversammlung des Westgiebels schweben, ganz besonders dann, wenn Athena wirklich ihren Pflegling auf dem Schoße hatte?

Bötticher hatte den Adler in dem eben besprochenen Sprachgebrauch nicht so sehr als poetisches Gleichnis verstanden, sondern den Träger der Blitze (was kaum sehr früh nachweisbar) als apotropäisches Symbol zur Abwehr von Blitzschaden. Auch darin dürfte etwas Richtiges enthalten sein. Die *fulmina*, die nach Vitruv IV 3, 6 (von Bötticher zitiert) auf den *viae* zwischen den Tropfenplatten zu skulpieren wären, fänden sich danach allerdings nicht unter dem ansteigenden, sondern unter den horizontalen Geisa. Sollten aber nicht auch die mit den Störchen und Adlern alternierenden 'Lotosblüten' unter den schrägen Giebelgeisa des Hekatompedon, wo sie doch nicht aufgereiht, sondern vereinzelt sind und zwischen dem geradgerichteten Dreispitz die flammend roten Blütenblätter leuchten, als Blitzblumen zu fassen sein, da sie dem typischen Blitzsymbol so ähnlich sehen? Und sollten sie dann nicht nach der Regel *similia similibus* zu verstehen sein?

Wiegand hat sich nicht direkt über die Kontroverse geäußert, ob das Hekatompedon ohne und mit Ringhalle mit Dörpfeld für den eigentlichen alten Poliastempel zu halten sei, oder mit anderen nur für eine zeitgemäße Erneuerung des Urheiligtums. Er begnügt sich mit der Darlegung des Tatbestandes; aber dieser Tatbestand scheint keine Wahl zu lassen. Um 550, jedenfalls nicht

[1]) In der bekannten Bezeichnung der Giebelfiguren als *ἐναιέτια* ist dies minder deutlich als in der Bezeichnung der *γεῖσα ἐπὶ τοὺς αἰετούς* und mehr noch der *αἰετιαῖοι*. Vgl. Jahn-Michaelis, Arx Ath. S. 101.

lange vorher, ist das Hekatompedon fertig gewesen; etwa eine Generation später, also etwa um 525 hat das Verlangen nach noch stattlicherem Götterhaus zum Umbau mit Peristasis geführt; nach kaum weiteren zwanzig Jahren, etwa unter Kleisthenes, wäre (nach Dörpfelds neuester Darlegung, Athen. Mitteil. 1902 S. 379 ff.) der ältere Parthenon gegründet. Dann folgt die Perserinvasion, bei welcher der noch in den Anfängen steckende Parthenon gleich wie die älteren Heiligtümer der Akropolis mit Feuer verwüstet wurde, und es vergehen über notwendigeren Bauten ein paar Dezennien, ehe man die Herstellung der Burg und ihrer Heiligtümer beschließt und, nach abermals zehn Jahren, dann auch in Angriff nimmt. Man mag sich wundern, daß ein Heiligtum, kaum fertig geworden, so bald schon wieder ungenügend befunden wird, und an dem eigentlichen Hauptheiligtum dürfte das auch schwerer zu begreifen sein als an dem Prachthaus der Göttin. Sollte dieses den Lebenden würdig erscheinen, so mußte in einer Zeit raschesten Fortschritts, die zugleich (und gewiß nicht ohne daß ein innerer Zusammenhang bestände) eine Zeit häufigen politischen Wechsels war, das Neue rasch veralten.

Was war denn nun das Erste, dem Anfang all dieser Neuerungen vorausliegende, welches das Urheiligtum, in dem Athena den sagenhaften Erechtheus aufgezogen und in dem er mit ihr nach *B* 546 f. und η 80 f. seinen Kultus hatte? Ist es möglich[1]) das Hekatompedon, an dessen Erbauung sich nach Abzug der Perser noch genug Leute in Athen erinnern konnten, für den Tempel zu halten, in welchem Erechtheus aufgezogen sein sollte und in dem das hochheilige Holzbild der Polias 'seit uralten Zeiten gestanden hatte'? Ist denn die Françoisvase, die mit Recht dem Hekatompedon gleichzeitig gehalten wird, in uralter Zeit entstanden? Liegt etwa die große Kluft, welche das uralte Schnitzbild von dem Beginn eines neuen rasch und stetig fortschreitenden Kunstbetriebes trennte, zwischen Hekatompedon und dem umsäulten Neubau, oder muß sie nicht unbedingt vor dem Bau des Hekatompedon liegen? Wohl trennt die Françoisvase von den Schalen, die Euphronios, Duris, Brygos bemalten, eine beträchtliche Zeit; es kann aber doch nicht bestritten werden, daß Klitias den genannten unendlich viel näher steht als auch nur den namenlosen Malern der Dipylonvasen. Gewiß mutet uns, gleichwie in den Bildern der Françoisvase, auch in den buntschillernden Ungetümen wie an den feierlichen

---

[1]) Ähnlich urteilt Michaelis, Arx Athenarum S. VI f. Mittlerweile hat Dörpfeld in den Athen. Mitteilungen 1903 S. 468, wo neuere wertvolle Beobachtungen am Erechtheion mitgeteilt werden, seine Ansicht im wesentlichen aufrecht erhalten. Er versteht in der Bauinschrift (Michaelis, Arx, Append. epigr. 22) den Tempel ὁ νεὼς ἐν ᾧ τὸ ἀρχαῖον ἄγαλμα 'nach dem wertvollsten Gegenstand, den er aufnehmen sollte, benannt'. Aber nach seiner Vollendung sei das Xoanon nicht in die neue Cella hinübergebracht worden. Andere werden diese Auslegung der Inschrift willkürlich finden und mit jenen Worten nicht beabsichtigte sondern wirkliche Zugehörigkeit des Bildes zu jenem νεώς wie in nachfolgender so auch in vorausgegangener Zeit bezeugt sehen. Zur Bezeichnung des uralten aber neugebauten Polias-Erechtheustempels als ἀρχαῖος vergleiche man die *rostra vetera*, das ist die von Cäsar ganz neu, an anderer Stelle, doch zum Ersatz der alten republikanischen erbaute Rednerbühne

Göttergestalten des Hekatompedon nicht weniges altmodisch an, und sorgsam hat Wiegand überall, im Technischen, in den baulichen Formen wie in der Verwendung der Materialien, in der Wahl und dem Reichtum der Ornamente wie dem System der Polychromie, auf das Altertümliche hingewiesen. Es ist aber zugleich betont, daß es nicht früheste, sondern bereits einer jüngeren Entwicklungsphase angehörige Formen sind; daß das 'Vorkanonische' des damals in Attika für Architektur noch allein verwendeten dorischen Stils von dem, was im griechischen Westen beobachtet ist, nicht wesentlich abweicht, und daß wir diesem in Attika kein höheres Alter zuschreiben dürfen als in Großgriechenland, wo Koldewey und Puchstein gewiß mit Recht vor zu frühen Zeitansätzen gewarnt haben. Skulptur bietet der Westen nicht zum Vergleiche; aber für die Tierreliefs aus Poros hat Watzinger überall auf Bronzereliefs, die, in Etrurien gefunden, als Erzeugnisse ionischen Kunsthandwerks gelten, als nächste Verwandte hingewiesen. Sie bestätigen, daß die attische Porosskulptur bereits vollauf unter dem Einfluß ostgriechischer Vorbilder steht, wie ja auch der Herakles im Typhongiebel den gestürzten Giganten des peisistratischen Giebels nicht zu fern steht, und neben einheimischem Poros und hartem Kalkstein für mehr ins Auge fallende Teile des Hekatompedon, wie Metopen (der Frontseiten?) und Simen, bereits Inselmarmor verwendet worden ist.

Das Hekatompedon war also, wie schon sein Name anzeigt, ein auf Größe und prächtigen Schmuck gerichteter, neuer, der Hauptgöttin ganz allein zu eigen gegebener Tempel. Denn daß der Westraum nicht etwa dem Poseidon-Erechtheus gehörte, sagt uns doch wohl die zweite Giebelgruppe. Athenas Urheiligtum befand sich, wie ja die schriftlichen Zeugnisse besagen, im Hause des Erechtheus, das wir der zwei Homerstellen wegen nicht später als das Haus der Göttin zu denken haben, obwohl Erechtheus im letzteren aufgezogen war. Denn nach der attischen Urgeschichte war ja Kekrops König, bevor Athena das Land in Besitz nahm und von ihm Bild und Heiligtum erhielt. In diesem wuchs Erechtheus auf, und sein war danach das Haus des Kekrops. Vielleicht sagt uns das Giebelrelief mit dem Ölbaum und Erechtheion, daß auch letzteres damals schon eine Erneuerung erfahren hatte: in der diesem Neubau angehängten Cella müssen wir dann das Xoanon der Polias aufgestellt denken, wie später im erneuten Erechtheus-Poliasheiligtum. Das Hekatompedon wird, wie im Bau, auch im Bilde ein neues gewesen sein, und dies neue Bild war vielleicht ein Sitzbild ähnlich dem der Giebelmitte.

AUS DER ANTIKEN MECHANIK

Von Wilhelm Schmidt

(Mit drei Doppeltafeln)[1])

Es ist wohl gelegentlich behauptet worden, es seien uns aus dem Altertume im wesentlichen nur die besseren Werke überkommen, die minderwertigen verloren gegangen. Daß das im allgemeinen nicht zutreffend ist, braucht dem Philologen nicht erst gesagt zu werden. Wer wüßte nicht, wie bedeutende Verluste auf dem Gebiete der Philosophie, der Poesie, der Geschichte, der Redekunst die Ungunst der Zeiten verschuldet hat! Es ist gewiß nicht immer der Wert oder Unwert einer Schrift, der ihre Erhaltung oder ihren Untergang bestimmt hat; ist man doch schon lange z. B. von der Ansicht zurückgekommen, daß der alexandrinische Kanon der Lyriker ein Werturteil darstelle, das den Verlust so und so viel anderer lyrischer Dichtungen nach sich gezogen, oder daß im VI. Jahrh. n. Chr. die eigene Unfähigkeit der Forscher den Untergang der antiken Wissenschaft herbeigeführt habe. Vielmehr haben dazu vielfach äußere Gründe mitgewirkt. Jene Behauptung gilt nicht einmal völlig für die Fachliteratur. Wie sollen wir es z. B. erklären, daß die noch im VI. Jahrh. von dem hervorragenden Philosophen und Mathematiker Simplikios benutzte Geschichte der Mathematik des Eudemos von Rhodos, eines Schülers des Aristoteles, seitdem verschollen ist? Wenn freilich voreuklidische Lehrbücher über die Elemente der Mathematik, wie das von Hippokrates aus Chios, spurlos verschwunden sind, so ist das ohne weiteres verständlich. Euklids umfassendes, auf klaren Beweisen fußendes Handbuch hat sie verdrängt. Auch daß Aristarchs von Samos heliozentrisches Weltsystem uns nicht aus seiner originalen Schrift (Ὑποθεσίων γραφαί) bekannt ist, sondern nur aus beiläufigen Bemerkungen des Archimedes, Plutarch und Simplikios, begreift man. Eine Autorität wie Hipparchos hatte, wie es scheint, die Wahrheit abgewiesen und dem Irrtume zum Siege verholfen. Und nach Ptolemaios hatte niemand mehr Interesse daran, eine damals aller Welt so unwahrscheinlich vorkommende Hypothese kennen zu lernen. Daß gerade die exakte Wissenschaft so hart mitgenommen wurde, ist auch weiterhin wohl nicht bloß Zufall; als das Christentum zur unumschränkten Herrschaft gelangt war, hatte man für Dinge dieser Welt meist wenig Interesse. Aber manche Werke scheinen noch einige Jahrhunderte über den Schluß der letzten heidnischen Philosophenschulen hinaus, die auch die Mathematik mit unter die Philosophie zu rechnen pflegten, ihr Leben im Originale gefristet zu haben. Denn sonst hätten wir wohl von

[[1]) Die Verteilung der 45 Figuren in den Text war aus äußeren Gründen nicht durchführbar. Wir müssen daher die Leser bitten, wiederum, wie bei einem früheren Aufsatze des Hrn. Verf. (N. J. 1899 III 242), mit der bunten Zusammenstellung auf Tafeln vorlieb zu nehmen. D Red.]

Werken wie den berühmten drei letzten Büchern des Apollonios von Perge über die analytische Geometrie durch die Araber keine Kunde. Haben die Araber vielleicht auch hin und wieder abgeleitete Quellen, wie z. B. syrische oder mittelpersische, benutzt, so ist doch bei vielen ihrer Übersetzungen ein Schluß auf eine griechische Vorlage sicher. Wie dem auch sei, ein Verdienst haben sie sich auf alle Fälle durch ihre Übersetzungstätigkeit für antike Schriften, namentlich auf dem Gebiete exakter Wissenschaft erworben. Die in ausgedehntem Maße (z. B. unter Al Mamun 813—833) betriebene rezeptive Tätigkeit wäre vielleicht unterblieben, wenn die Araber selber wissenschaftlich produktiver gewesen wären. Daß sie das nicht waren, ist für uns ein Glück. Oder würde wohl jemand glauben, daß die Araber bei größerer Produktivität die gewaltige Leistung eines Apollonios jemals hätten übertreffen können? Wir selber aber wären vielleicht um eine wesentliche Kenntnis über die Höhe antiker Wissenschaft gerade auf exaktem Gebiete ärmer. Seien wir also den Arabern für ihre erhaltende Tätigkeit[1]) dankbar, seien es auch die Mathematiker, die sich nicht ungern der griechischen Wurzeln ihres herrlich erblühten, sie jahraus, jahrein durch reiche Früchte nährenden Baumes erinnern.

Das Interesse der Araber war jedenfalls vorwiegend auf das Reale gerichtet. Außer vielem anderen haben sie uns auch die Übersetzung zweier griechischer Schriften geschenkt, von denen uns anderweitig nur die Titel und spärliche Fragmente erhalten waren. Die Existenz dieser arabischen Übersetzungen war bis vor kurzem nicht einmal dem engeren Kreise der Arabisten bekannt; es ist also kein geringes Verdienst des französischen Gelehrten Baron Carra de Vaux, durch seine unermüdliche Umsicht sie ans Licht gezogen zu haben, nämlich 1894 die Mechanik Herons von Alexandria, 1897 aber die Pneumatik Philons von Byzanz, eines Schriftstellers aus der 2. Hälfte des III. Jahrh., eines Nachahmers des großen Erfindergenies Ktesibios von Alexandria und eines Vorläufers des Heron von Alexandria.

I

AUS PHILON VON BYZANZ[2])

Die Pneumatik Philons von Byzanz bildet einen Teil des großen, *Μηχανικὴ σύνταξις* betitelten Handbuches, von dem uns nur der Geschützbau und Ab-

[1]) Wie schade, daß 1498 in Granada der fanatische Erzbischof von Toledo, Jimenez, 80000 arabische Bücher den Flammen preisgab! Wer bürgt dafür, daß trotz Schonung einiger hundert Bücher medizinischen und naturhistorischen Inhalts nicht doch Übersetzungen im Originale verlorener griechischer Autoren mit zum Opfer fielen?

[2]) Vgl. die allgemeine Charakteristik Philons, die ich in der Berliner philol. Wochenschr. 1903 Sp. 1349 f. gegeben habe, gelegentlich der Besprechung von Philon de Byzance, Le livre des appareils pneumatiques et des machines hydrauliques édité d'après les versions arabes d'Oxford et de Constantinople et traduit en français par le Baron Carra de Vaux. Not. et extr. des mss. de la Bibl. nationale XXXVIII 25—235, Paris 1902. (Auch als S. A. erschienen.) Daraus sind mit gütiger Genehmigung des Herrn Herausgebers und des Herrn Präsidenten der Pariser Société Asiatique, Barbier de Meynard, die Figuren 2—9. 11—13. 15 entnommen.

schnitte über Belagerung und Verteidigung von Städten griechisch[1]) erhalten sind. Die Pneumatik war bisher nur in wenigen lateinischen Fragmenten (aus dem Anfange der Pneumatik) bekannt. Die Philonischen Luftdruckapparate gehören, wie schon die Heronischen, in das Gebiet der unterhaltenden Physik; sie sind aber im wesentlichen einfacher und besser geordnet als bei Heron.

Den Vorläufer des Thermometers bildet das historisch wichtige Thermoskop (Fig. 1); denn es ist wahrscheinlich, daß Fludds Thermoskop im XVII. Jahrh. an Philon[2]) anknüpfte, da ihm eine lateinische Hs. seiner Fragmente zur Verfügung stand. Tafel I

Erst aus der vollständigen Ausgabe, die wir de Vaux verdanken, lernen wir automatische Kunststücke kennen, wie z. B. die selbsttätige Waschvorrichtung (Fig. 2), die auf Ktesibios zurückzugehen scheint. Sobald man oben den Hahn für den Wasserzufluß geöffnet hat, fließt nicht nur das Wasser aus dem Wasserspeier o, sondern es öffnen sich auch automatisch die Türflügel μ, wie, freilich auf Grund anderer mechanischer Vorrichtung, die Türen des von Heron beschriebenen stehenden Philonischen Automatentheaters. Dann spendet eine hervortretende Hand ι Seife (Bimsstein). Wenn diese vom Gaste der Hand entnommen ist, so wird die Hand durch das Gegengewicht $\varkappa$ gehoben, und der Faden λ schließt automatisch die Türflügel. Sobald dann der Haltestift σ den Weg freiläßt, fällt eine neue Kugel mit Bimsstein aus der Rinne in die Hand. Dies geschieht, wenn der Löffel β infolge zuströmenden Wassers sinkt, das Ende seines Stiels γ sich hebt und der über die Rolle ϱ laufende Faden schlaff wird.

Als intermittierenden Brunnen stellt sich Fig. 3 dar. Wir bemerken, ähnlich wie einige Male bei Heron, ein trinkendes Tier (Pferd) mit einem inneren Heber, vier Säulen, in dem Innern der einen ein Luftrohr $\gamma\delta$. Solange seine Mündung μ[3]) offen ist, fließt aus dem Speier ζ Waschwasser aus; wenn aber das Wasser im Becken $\alpha\beta$ über μ steigt, wird der Ausfluß aus ζ unterbrochen, weil die Luft keinen Zutritt mehr zu ε hat. Steigt aber das Wasser bis zur Biegung des Hebers, so beginnt der Heber nach dem leeren Bassin ι zu fließen, d. h. das Pferd scheint zu trinken. Dadurch wird μ wieder frei, und ζ läßt wieder Wasser auslaufen. Für intermittierende Brunnen hat Philon eine große Vorliebe, sie kommen in mannigfachen Variationen vor.

Fig. 4 gibt das Beispiel eines Vexiergefäßes (Weindieb). Wenn die Öffnungen ζ und μ in dem ἐπιτόνιον des Innenraumes korrespondieren, verschwindet der Wein, indem er in das versteckte Bassin ϑ fließt. Dergleichen Scherze scheinen sehr beliebt gewesen zu sein, da Philon mehrere Variationen davon kennt. Auch unter den erhaltenen Gefäßen sind sie von Archäologen mehrfach nachgewiesen, wie z. B. schon aus dem VI. Jahrh. v. Chr. die mit

[1]) Beste Textausgabe von R. Schöne, Berlin 1893.

[2]) Vgl. W. Schmidt, Zur Geschichte des Thermoskops in den Abhandl. zur Gesch. d. Math. VIII 161—173.

[3]) Die Öffnung μ muß in Höhe der Biegung des Hebers liegen, nicht am Fuße der Säule, wie irrtümlich gezeichnet ist.

Szenen aus dem Kampfe der Götter gegen die Giganten verzierte Kanne des Töpfers Kolchos aus Athen.[1])

Als Vorläufer des Papinschen Vierweghahnes dürfen wir den Philonischen Zweiweghahn (Fig. 5) ansprechen, von dem noch drei weitere Arten in seiner Pneumatik erwähnt werden.

Das Urbild der Taucherglocke würde, abgesehen von dem Taucherhelme (*λέβης*) des Aristoteles (Probl. mech. 32, 10), Fig. 6 bilden, wenn die Sache möglich wäre; es soll nämlich die auf allen Seiten verschlossene Glocke *αβγδ* zusammen mit dem im Innern befindlichen brennenden Lichte ins Wasser gelassen werden, und wenn sie nach beliebiger Zeit herausgezogen wird, soll wegen des Luftrohres *σ* das Licht noch weiter brennen. Das ist ohne Lufterneuerung, für die das Rohr *σ* nicht ausreicht, nur für wenige Augenblicke möglich. Sonst hätte sicherlich die Erfindung einer brauchbaren Taucherglocke derzeit nicht soviel Schwierigkeiten gemacht.

Ganz modern mutet uns auch das Tintenfaß in den Cardanischen Ringen (Fig. 7) an. Diese werden vielfach auf modernen Schiffen gebraucht, um Lampen und andere zerbrechliche Gegenstände so aufzuhängen, daß sie vor den Schwankungen des Schiffes nach jeder Richtung geschützt sind. Die Echtheit dieses Apparates unterliegt indessen einigen Zweifeln.

Fig. 8 zeigt ein *ἐπίπυρον*, dessen aus dem Innern aufsteigender Dampf für das Vögelgezwitscher benutzt wird, wie wir das aus Heron kennen. Sollte der Zusatz[2]), den die Oxforder Hs. bietet, echt sein, so hätten wir hier das älteste Beispiel für den Dampf als bewegende Kraft, die Heronische Äolipile (Reaktionsdampfkugel) würde dann erst an zweiter Stelle kommen.

Das oberschlächtige Wasserrad *γ* mit den seitlichen Löchern *ο* (Fig. 9) ist hinsichtlich seiner Wirkung gleichbedeutend mit einer eintönigen Sirene. Das oben in die Hohlräume *σ* durch die Öffnung *ζ* strömende Wasser setzt die Welle *κλ*, welche zugleich das älteste Beispiel eines solchen (oberschlächtigen) Wasserrades ist, in Bewegung, komprimiert während des 'Watens' im Unterwasser die Luft, die dann unter Getön aus den Löchern *ο* nach und nach entweicht.

In den Eingängen ägyptischer Tempel standen *τροχοὶ χαλκοί* (Fig. 10) und *περιρραντήρια* (Fig. 11).[3]) Nach Heron, Pneum. I 32[4]) und nach Aristoteles, Mech. Kap. 1[4]) war es, wie es scheint, auch in Griechenland Sitte, sich mit

[1]) Vgl. R. Zahn, Antiker Weinschöpfer und Vexiergefäße. Umschau V, 1901, S. 229.

[2]) 'Es gibt auch Wurfapparate dieser Art: der Dampf, welcher aus dem Munde einer Figur hervorkommt, schleudert einen Pfeil.' Vgl. Carra de Vaux, Notice sur un manuscrit arabe traitant de machines attribuées à Héron et Archimède, Bibl. math. 1900 S. 34. Leider nimmt der Herausgeber hiervon in seiner Ausgabe keine Notiz. Warum nicht?

[3]) *περιρραντήρια* standen auch auf dem griechischen Markte, aber nur für die Reinen. Vgl. Lucian, De sacrif. 13: *τὸ μὲν πρόγραμμά φησι μὴ παριέναι εἰς τὸ εἴσω τῶν περιρραντηρίων, ὅστις μὴ καθαρός ἐστι τὰς χεῖρας*; ebd. 12: *θέμενοι δὲ βωμοὺς καὶ προρρύσεις* (so lese ich statt des unsinnigen hsl. *προρρήσεις*) *καὶ περιρραντήρια*.

[4]) Heron, Pneum. S. 148, 2—5: *ἐν τοῖς Αἰγυπτίων ἱεροῖς πρὸς ταῖς παραστάσι τροχοὶ χάλκεοι ἐπιστρεπτοὶ γίνονται πρὸς τὸ τοὺς εἰσερχομένους ἐπιστρέφειν αὐτοὺς διὰ τὸ δοκεῖν τὸν*

Weihwasser zu besprengen oder wenigstens durch Berührung eines liturgischen Bronzerades sich zu reinigen; denn man hatte, was wir nur aus Philon, Pneum. 63 und aus Heron wissen, die merkwürdige Anschauung, daß das Kupfer reinige. Ein solches vergoldetes Bronzerad ist neuerdings im Kunsthandel zu Theben mit noch nicht sicher entzifferter ägyptischer Inschrift[1]) gefunden. Nach Philon hat man übrigens das Sprenggefäß in Fig. 11 besonders benutzt, um den Gast mit Odeurs zu benetzen. Dann kehrte man den Vogel dem Gaste zu, zog den Knopf *ϑ* auf und drückte ihn schnell nieder, damit nach Art einer Druckpumpe die Luft die Flüssigkeit aus dem mit dem größeren Bassin kommunizierenden Pumpenstiefel (Pfeiler) *δ* durch das Steigrohr *μν* aus dem Schnabel des Vogels hinauspreßte. In ähnlicher Weise dürften es auch die Priester beim Besprengen mit Weihwasser benutzt haben, wie ja heute noch in der katholischen Kirche der Sprengwedel üblich ist. Zu Zeiten soll auch dieser in der Form den Flügel eines Vogels nachgebildet haben. Aber es ist wohl überhaupt wahrscheinlich, daß diese Art der Besprengung, wie der Gebrauch des Weihwasserkessels in letzter Instanz auf das griechische Heidentum zurückgeht, obwohl man, wie es scheint, die Sitte vor dem IX. Jahrh. n. Chr. nicht nachweisen kann. Und solcher Anschluß ist auch begreiflich; denn es ist von jeher Grundsatz der Kirche gewesen, sich den (heidnischen) Volkssitten anzupassen.

Fig. 12 stellt eine Verbindung von *τροχὸς χαλκοῦς* (= *ἁγνιστήριον*) und *περιρραντήριον* dar. Leider ist die arabische Überlieferung nach freundlicher Mitteilung von Nix korrupt und kärglich. Man erfährt einmal gar nicht, worin eigentlich der Witz der Sache steckt oder worin die pia fraus der Priester bestand, die den Gläubigen in Erstaunen setzte[2]), sondern bleibt auch über manche Details im unklaren, wie z. B. die Pfeifenvorrichtung u. a. In Fig. 12 dürfte jedenfalls das schwarze Loch in *β* und das lange, senkrechte Ausflußrohr aus *α* nicht zutreffend sein. Alles, was in der Nische angebracht ist, muß man den Augen der Gläubigen verborgen denken.

Für die Bewirtschaftung der über dem Nilufer liegenden Felder war von besonderer praktischer Bedeutung die auch von Heron, Dioptra 212, 18 ff. (Op. III Tafel II

χαλκὸν ἁγνίζειν. — Arist. Mech. 1: . . . *κύκλους* (Wellen), *ὥσπερ οὓς ἀνατιθέασιν ἐν τοῖς ἱεροῖς ποιήσαντες τροχίσκους χαλκοῦς τε καὶ σιδηροῦς*. — Plutarch, Numa 14 gibt der Sache (d. h. *τοῖς Αἰγυπτίοις τροχοῖς*) die symbolische Deutung, daß nichts Irdisches Bestand habe, *ἀλλ' ὅπως ἂν στρέφῃ καὶ ἀνελίττῃ τὸν βίον ἡμῶν ὁ θεός, ἀγαπᾶν καὶ δέχεσθαι προσῆκον*. Über die symbolische Bedeutung solcher Dinge hatte der Grammatiker Dionysios Thrax aus dem II. Jahrh. v. Chr. nach Clem. Alex. Strom. V 672, 26 ein ganzes Buch: *Περὶ τῆς ἐμφάσεως τοῦ συμβόλου* geschrieben. Daraus wird erwähnt *ὁ τροχὸς ὁ στρεφόμενος ἐν τοῖς τῶν θεῶν τεμένεσιν εἱλκυσμένος παρὰ Αἰγυπτίων*.

[1]) Vgl. Frh. von Bissing in der Zeitschr. für ägyptische Sprache XXXIX 1 des S. A. und Berl. phil. Wochenschr. 1903 Sp. 245 f.

[2]) Nach Nix hatte die Vorrichtung den Zweck es zu ermöglichen, daß auch im Augenblicke, wo der Gläubige das Rad anhielt, um sich zu entsühnen, der Ausfluß des Wassers nicht unterbrochen wurde, damit man nicht merkte, wodurch das Rad *γ* in Drehung versetzt werde. Es würde zu weit führen, wenn wir hier ausführlich darlegen wollten, wie sich dies im Anschluß an Philon, Pneum. 62 (oder auch 61) ausführen läßt.

ed. H. Schöne) erwähnte πολυκαδία ἢ ἡ καλουμένη ἅλυσις. In der Form gleicht sie einem modernen Eimerbagger, nur daß der Bagger dazu verwendet wird, um das Erdreich auszuheben, während 'die Eimerhäufung oder die sogenannte Kette' zum Schöpfen und Leiten des Wassers auf höher gelegene Punkte diente, die man sich in der Zeichnung (Fig. 13) als an den Turm oben angrenzend denken mag; einem ähnlichen Zwecke diente bekanntlich die berühmte Archimedische Schnecke. Eine solche 'Kette' (so offenbar nach der Transmissionskette benannt) ist auch dem Vitruv X 4, 4 (253, 17² Rose) bekannt. Das Prinzip einer solchen Kette ohne Ende scheint Philon dem Geschützbauer Dionysios von Alexandria entlehnt zu haben, der für sein Schnellfeuergeschütz (Philon, Belop. 75, 47 ff. ed. R. Schöne) eine aus prismenförmigen, eisenbeschlagenen Holzklötzen bestehende Kette ohne Ende (Fig. 14)[1]) erfand, um den Läufer seines Geschützes mit der Pfeilrinne zu verbinden. Bei Vitruv faßten die *situli pendentes aerei* einen congius (3, 3 l), bei Philon 2 *kouz* (wörtlich 'Napf'). Da der congius dem griechischen χοῦς entspricht, so liegt es nahe zu vermuten, der Araber habe mit *kouz* das griechische Maß gemeint. Aber so sehr ein χοῦς für die Schöpfeimer angemessen erscheint, so weiß ich doch nicht, ob das doppelte Maß (6, 6 l) noch als zulässig gelten darf.

Dem gleichen praktischen Zwecke des Wasserhebens diente die Ctesibica machina (Fig. 15), die in ihrer äußeren Form einer Feuerspritze glich. Hiervon hat uns Vitruv X 7 eine ausführliche Beschreibung erhalten, während die Überlieferung des Arabers allem Anschein nach unvollständig ist. In den fehlenden Abschnitten war denn auch vermutlich von dem Windkessel die Rede, wofür wir Vitruvs *catinus* (Vitruv. 256, 23²) unbedenklich erklären. Die Druckpumpen weichen im wesentlichen von den Heronischen nicht ab.[2])

Die Kenntnis des Gesetzes der kommunizierenden Gefäße setzt der Springbrunnen in Fig. 16 voraus, welcher oben einen senkrechten Wasserstrahl liefert, in der Mitte aber das Wasser als Becher in Form einer 'Lilie' und unten als 'Schild' springen läßt. Carra de Vaux spricht den Apparat als Turbine an; das ist aber leider nicht möglich. Denn von einer Reaktion des ausströmenden Wassers nach Art des Segnerschen Wasserrades kann keine Rede sein, da die Röhren λμ nicht 'schräge', sondern gerade radiale Bohrungen sind.[3])

Schließlich verdient noch hervorgehoben zu werden, daß der 'Herons-

[1]) Fig. 14 ist Köchly und Rüstow, Griech. Kriegsschriftsteller I Taf. VI Fig 3 (Leipzig 1853) entnommen.

[2]) Das Druckventil ϑ ist natürlich geschlossen und drückt innen aus der Röhre η gegen den Stiefel γδ, wenn sich das Saugventil öffnet. — Bemerkenswert ist die von den Mauren in der Provinz Valencia eingeführte künstliche Bewässerung. Da die Araber in dieser Hinsicht von den Griechen gelernt haben (wenngleich erstere manches vervollkommnet haben mögen), so reicht der Segen griechischer Kultur auch hier in seinen Nachwirkungen bis in die moderne Zeit hinein.

[3]) Vgl. Berl. phil. Wochenschr. 1903 Sp. 1382 Anm. 4. Etwas Ähnliches steht noch in dem arabischen Codex Gothanus Nr. 1349 fol. 72. Den umschließenden Apfel hat unsere Zeichnung auf die Hälfte reduziert, um die radialen Bohrungen hervortreten zu lassen.

ball' seinen Namen mit Unrecht führt; wir müßten eigentlich 'Philonsball' sagen, da diese Vorrichtung schon als Detail in einem Philonischen Apparate (Kap. 38) vorkommt.

II
AUS HERON VON ALEXANDRIA

Auch Herons Mechanik ist uns vollständig nur durch die arabische Übersetzung des Kosta ben Luka (um 900) gerettet; wenige Fragmente sind im griechischen Originaltexte erhalten. Die Spiegellehre (Katoptrik) aber ist uns nur durch die lateinische Übersetzung des fleißigen und gewissenhaften Dominikaners Wilhelm von Moerbeek aus dem Jahre 1269 in dessen eigenhändiger Niederschrift bekannt. Das griechische Exemplar, das er als Vorlage benutzte und aus dem er mehrere ihm unverständliche, uns aber wertvolle Ausdrücke auf dem Rande notiert hat, scheint zur Zeit der päpstlichen Gefangenschaft in Avignon verloren gegangen zu sein.

A. Aus der Mechanik[1])

Als Marcellus 212 Syrakus belagerte, aber gegen die genialen Verteidigungsmaßregeln des Archimedes nichts auszurichten vermochte, gerieten bekanntlich die Römer schließlich in solche Angst, daß sie schon flohen, wenn sie nur ein Tau- oder Balkenende über die Mauerzinnen von Syrakus hervorragen sahen, weil sie dachten, Archimedes sei im Begriff, eine seiner Höllenmaschinen spielen zu lassen. Er hatte den Römern freilich so arg zugesetzt, daß sie ihn für schlimmer hielten als den hundertarmigen Briareos, und daß sie mit Göttern zu kämpfen glaubten. Wie spielend hatte er die Sambyke, ein viersäuliges Leitergerüst griechischer Erfindung, um Streiter auf die Mauern einer See- oder auch Landstadt zu heben, mitsamt den beiden sie führenden Schiffen zerschmettert, so daß Marcellus, wenn er wieder gute Laune hatte, scherzen konnte: 'Archimedes gibt unsern Schiffen zu saufen, während er selbst wie bei einem Trinkgelage[2]) die Sambyke dazu spielt, sie aber dann mit Schimpf und Schande weg (auf die Erde, auf das Land) wirft.'

[1]) Fig. 18—21 sind der neuen Heronausgabe Bd. II 1 S. 1—253 ed. L. Nix, Leipzig 1900, entnommen, Fig. 17 s. unten S. 338.

[2]) Leider sind die Stellen, welche diesen Witz überliefern, wie es scheint, nicht ganz fehlerfrei. Sie seien der Prüfung der philologischen Fachgenossen empfohlen: Plut. Marcell. XVII 4. 5 ed. Sintenis: *ὃς (= Βριάρεως = Ἀρχιμήδης) τὰς μὲν ναῦς ἡμῶν, κυαθίζων* (so schon richtig Sintenis statt des hsl. *καθίζων*, ergänze *αὐταῖς*) *πρὸς* (vielleicht *περὶ*) *τὴν θάλασσαν*, ⟨viell. nach Polybios mindestens noch *τὰς δὲ σαμβύκας*⟩ *παίζων* (spielend) *μετ' αἰσχύνης ἐκβέβληκε.* Besser, aber nicht zweifellos Polyb. VIII 8, 6 ed. Hultsch: *ὅμως δ' ἐπισκώπτων τὰς αὐτοῦ πράξεις ἔφη* (sc. Marcellus) *ταῖς μὲν ναυσὶν αὐτοῦ κυαθίζειν ἐκ θαλάττης Ἀρχιμήδη, τὰς δὲ σαμβύκας ῥαπιζομένας ὥσπερ ἐκσπόνδους μετ' αἰσχύνης ἐκπεπτωκέναι.* Der Witz beruht auf der Zweideutigkeit des letzten Gliedes. Die *σαμβύκαι* sind sowohl Maschinen als Musikinstrumente; sie werden beide 'getroffen', die einen von den Schleudersteinen des Archimedes, die anderen vom Plektron (im letzteren Sinne also *ῥαπιζομένας = παιζομένας*; danach erübrigt sich Kaibels Vorschlag *ἀκρατιζομένας*); sie werden beide 'geworfen', die einen ans Land, die anderen zu Boden. Aber warum *μετὰ αἰσχύνης*?

Wie sehr sich Archimedes der Kraft seiner Erfindungen bewußt war, beweist ja auch das bekannte ihm zugeschriebene Wort: *Δός μοι, ποῦ στῶ, καὶ κινῶ τὴν γῆν.* Nicht minder berühmt ist die Probe, welche Archimedes einst auf Verlangen Hierons von seiner Geschicklichkeit ablegte, indem er ein dreimastiges vollbeladenes Lastschiff (*ὁλκάδα τριάρμενον*) mitsamt der Bemannung aus weiter Ferne *τῇ χειρὶ σείων ἀρχήν τινα πολυσπάστου προσηγάγετο λείως καὶ ἀπταίστως ὥσπερ διὰ θαλάττης ἐπιθέουσαν*, d. h. vom Stapel ließ. Dieses Experiment dürfte im kleinen Hafen von Syrakus nordöstlich der Ortygia ausgeführt sein, weil dort die Werften und Hellinge lagen. Da Plutarch, Marc. 14 ausdrücklich erwähnt, daß Archimedes (oder auch Hieron) dabei fern vom Schiffe gesessen habe (*αὐτὸς ἄπωθεν καθήμενος*), so ist es wahrscheinlich, daß seine Maschine, nach Athen. V 207[b] *ἕλιξ* (Spirale) genannt, auf dem Teile des Hafenkais stand, der mit dem Hellinge einen spitzen Winkel bildete. Er hatte dann nur noch ein Seil oder eine Kette nötig, die durch das Wasser nach dem vom Stapel zu lassenden Dreimaster geleitet wurde; solche Ketten sind für die Sperrung des großen Hafens von Syrakus bezeugt. Da Plutarch diese Geschichte unmittelbar an die aus einem Briefe des Archimedes an Hieron gemachte Mitteilung knüpft, *ὡς τῇ δοθείσῃ δυνάμει τὸ δοθὲν βάρος κινῆσαι δυνατόν ἐστι*, da ferner fast dieselben Worte in Herons Barulkos zu Beginn der dort behandelten Aufgabe stehen (*τῇ δοθείσῃ δυνάμει τὸ δοθὲν βάρος κινῆσαι διὰ τυμπάνων ὀδοντωτῶν παραθέσεως*) und Pappos S. 1060 berichtet, daß Archimedes gerade in Bezug auf die zu seiner Aufgabe nötige Maschine die oben erwähnten berühmten Worte gesprochen habe, so scheint mir sicher, was Wilamowitz, Griech. Leseb. Erläut. II 165 vermutet, daß Barulkos Herons plebejischer Ausdruck für das ist, was Archimedes nach der zur Kurbel ϛϑ (Fig. 17) gehörigen Schnecke (*κοχλίας ἄπειρος*) mit der in die Zähne der Welle fassenden Spirale (*κοχλίας ἔχων τὴν ἕλικα ἁρμοστὴν τοῖς ὀδοῦσι τοῦ τυμπάνου κτέ.*) eben in gewählterem Ausdrucke *ἕλιξ* nannte, den Teil fürs Ganze setzend. Sobald Hieron allein (Proklos in Eucl. S. 63, 23) die Kurbel drehte — das ist *τῇ χειρὶ σείων* (hin- und herbewegend) —, zog er das Schiff (*τὸ σκάφος* bei Athenäus) vom Stapel, *οὐ μετὰ σπουδῆς, ἀλλὰ ἠρέμα*; natürlich, was er an Kraft[1]) sparte, mußte er am Wege oder an Zeit zugeben. Mit dem *ἠρέμα* vereint sich gut, daß unser mit der *ἕλιξ* identifizierter Barulkos (Gewichtzieher = Hebewinde) sicherlich auch

---

Nach Polybios sind sie *ὥσπερ ἔκσπονδοι* (wortbrüchig). Was haben nun die Sambyken versprochen und nicht gehalten? Natürlich die Eroberung von Syrakus. Aber wem? Dem Marcellus. Indessen nicht von diesem, sondern von Archimedes werden sie 'geworfen'. Athenäus S. 634[b] hat *ἐκ πότου* (nach oder infolge eines Trinkgelages) statt *ἐκσπόνδους*. Man könnte versucht sein, hiernach *ἐκ σπονδῆς* ('nach oder infolge einer Spende') zu vermuten; aber sollte nicht vielmehr in *ἐκσπόνδους* noch eine andere, auf beide Teile leicht zu beziehende Zweideutigkeit stecken? Indessen ich wage keinen Vorschlag für *ἐκσπόνδους* zu machen. — Polyb. VIII 5, 5 erwarte ich den Gedanken: 'so daß die Verteidiger nichts versäumten', also müßte es heißen: *ὥστε μηδὲν . . . εὐσχολεῖσθαι* (versäumen), nicht *ἀσχολεῖσθαι* (tätig sein).

[1]) Nach Heron bewegt eine Kraft von 5 Talenten, *τουτέστιν ὁ κινῶν ἄνθρωπος ἢ παιδάριον*, eine Last von 1000 Talenten.

ohne besondere Winde (wie sie Hultsch bei Pauly-Wissowa II 538 verlangt) den Anstoß zur Bewegung zu geben vermochte. Wenn der Name der Maschine in der Überlieferung (Plutarch, Simplicius, Oribasius u. a.) teils *τρίσπαστον*, teils *πολύσπαστον*, teils *χαριστίων* (= *τρίσπαστον*) lautet, so beweist die Mannigfaltigkeit dieser Wendungen nur, daß man seit dem II. Jahrh. den genauen Namen nicht mehr wußte. Daß Schriftsteller, die nicht Fachmänner sind, für den speziellen Namen einen allgemeiner bekannten, zur Bezeichnung ähnlicher Zwecke dienenden einsetzen, kommt öfter vor. Wir dürfen also Plutarchs *πολύσπαστον* wohl auf sich beruhen lassen. Wie und wo hätte auch das von Hultsch vorausgesetzte System von einfachen und komplizierten Flaschenzügen Verwendung finden können, so daß eine einzige Hand[1]) einer sitzenden Person genügt hätte, alles in Betrieb zu setzen? Aber selbst die Möglichkeit zugegeben, wie könnte man dies System selber mit dem Namen ἕλιξ bezeichnen?

Dem Archäologen werden die Kopiermaschinen (Fig. 18 und 19) für Zeichnung und Plastik, erstere in der Art eines modernen Storchschnabels, interessant sein. Wollte man z. B. eine Figur vergrößern, so befestigte man bei *l* (Fig. 18) einen Zeichenstift und fuhr, während *a* den Drehpunkt bildete, mit *p* über die zu vergrößernde Zeichnung hin. Dann folgte von selbst, da die beiden gezahnten Kreise sich gleichzeitig bewegten, der Zeichenstift bei *l*. Im wesentlichen unterscheidet sich ein moderner Storchschnabel von einem antiken darin, daß dieser für jedes Maß der Vergrößerung oder Verkleinerung verstellbar ist, während der antike allemal nur für ein einziges Verhältnis angefertigt war.

Fig. 19 diente dazu, um ähnliche körperliche Figuren zu konstruieren, d. h. sie mechanisch zu vergrößern oder zu verkleinern. *ηεζα* und *νοξθ* sind zwei 'Ypsilon' benannte Eisengestelle mit je einem biegsamen Zinnstabe *αS* und *θs*. *abcd* ist eine verstellbare Klapptafel. Will man z. B. bei Verkleinerung eines plastischen Modells (etwa Büste) den Platz für das Auge auf dem Marmorblocke finden, so legt man die Merkpunkte *η*, *ε*, *ζ* des größeren Ypsilon an die gegebene Figur an, biegt die Zinnspitze *S* nach dem Auge, setzt das größere Ypsilon auf das Dreieck *ηεζ* der Klapptafel, verschiebt die Tafel *cd*, bis sie die (gebogene) Spitze *S* trifft. Das geschehe in *m*. Nun verbinde man *m* mit *η* und *ζ*, ziehe zu *mζ* die Parallele *nξ*, setze das kleinere Ypsilon auf das Dreieck *νοξ* der Tafel *ab*, biege den Zinnstab *s*, bis er *n* trifft. So hat man an der zu findenden Figur den Punkt für das Auge, in ähnlicher Lage wie bei der nachzubildenden Figur. Ähnlich verfährt man dann mit anderen Punkten der Figur. Das Verfahren beruht in Fig. 18 auf der Ähnlichkeit der Dreiecke, die vom Mittelpunkte *a*, den Merkpunkten *m* und *n* und den Enden *p* und *l* gebildet werden, dagegen bei der Vorrichtung für plastische Vergrößerung oder

[1]) Vitruv S. 246 (s. Figur bei Heron, Op. II S. 380) braucht zu seinem *πολύσπαστον* drei Zugseile und drei Reihen Arbeiter. Freilich benutzt er weder einen Haspel, der sonst wohl mit den Masten des Krans unmittelbar verbunden wird, noch Göpel oder Erdwinden. Seine *ἀντισόκυκλοι*, die dem *βαρουλκός* ähnlich gewesen zu sein scheinen, werden aber mit *unius operae prudenti tactu*, also von einem einzigen Arbeiter bedient.

Verkleinerung nach Nix auf mehreren Sätzen, von denen es hier genügt zu erwähnen, daß ähnliche Pyramiden sich wie die Kuben von zwei homologen Seiten ihrer Grundflächen verhalten.

Die antike Vorläuferin unserer Drahtseilbahn bildet eine von Heron, Mech. III 9 beschriebene Vorrichtung: 'Beim Herabschaffen großer Blöcke von den Gipfeln hoher Berge benutzt man zwei Wege, die man möglichst ebnet, und nimmt zwei vierrädrige Wagen, deren einen man an die höchste Stelle des Weges, auf dem man den Stein herabschaffen will, den anderen an die tiefste Stelle des zweiten Weges stellt. Dann bringt man an einem festen Pfosten zwischen den beiden Wegen Rollen an, führt von dem Wagen, der den Stein trägt, Seile über die Rollen und läßt sie nach dem unteren Wagen gehen. Diesen unteren Wagen beladet man mit kleinen Steinen, die sich beim Behauen des großen Blockes ergeben, bis er mit einem etwas kleineren Gewichte, als das des herabzuschaffenden Steines ist, belastet ist. Hierauf spannt man an diesen Wagen Zugtiere, die ihn aufwärts ziehen, und durch das allmähliche Aufsteigen dieses Wagens bewegt sich der große Stein ebenfalls leicht und allmählich nach unten.' Dies ist also die älteste Seilbahn, und nicht die von dem Florentiner Ingenieur Bonaiuto Lorini 1597 beschriebene.

Von großer praktischer Bedeutung für die römische Oliven- und Weinkultur waren die Pressen. Waren sie noch zu des M. Porcius Cato Zeit durch ihre langen Hebel und schweren Steine ziemlich schwerfällig, ähnlich wie die in dem Hause der Vettier in einem Wandgemälde dargestellte, wo Amoren mit eingesteckten Stangen eine Welle drehen, um mit Hilfe eines Flaschenzuges den Preßbalken emporzuziehen (Mau, Pompeji in Leben und Kunst S. 328, vgl. Herons Mech. III 13), so fanden nach Plinius, N. h. XVIII 317 bei den Römern unter Augustus in den zwanziger Jahren die griechischen Pressen (*torcula Graecanica*) Eingang, welche statt der *sucula* (Haspel) mit ihren Speichen eine Schraube verwendeten (Heron, Mech. III 15). Von da war es kein weiter Schritt zu den wirksamen zweischraubigen Pressen (Heron, Mech. III 19) und zu der 55 n. Chr. eingeführten einschraubigen (Plin. XVIII 317) Olivenpresse mit zentralem Drucke des Schraubenmastes auf die Preßplatten. Die letztere (Fig. 20) mutet uns ganz modern an und vermochte sicherlich ebensoviel Saft zu liefern wie heute, also etwa 80% des aufgeschütteten Beerenquantums. Übrigens darf man nicht vergessen, daß die Trauben oder Oliven, ehe sie in die Presse kamen, erst in einer Quetsche (*trapetum*, Mau a. a. O. S. 360) ausgedrückt und nur die Trester gepreßt wurden.

Nicht ohne Interesse ist schließlich die Art, wie Heron Mech. III 21 in ein Stück Holz eine Schraubenmutter (Fig. 21) bohrt.

B. Aus der Katoptrik[1])

Wichtig ist hier der Satz und Beweis von der Gleichheit des Einfalls- und Reflexionswinkels und der Hinweis, daß das Licht allemal den kürzesten

[1]) Vgl. Heron. Op. II 1, 301 ff. ed. W. Schmidt. Hieraus stammen Fig. 22. 23 wie auch schon Fig. 17 (= Heron. II 1 Fig. 62).

Weg einschlägt. Die Eigenschaften konvexer und sphärisch konkaver Spiegel sind bereits im wesentlichen bekannt. Ohne wissenschaftliche Bedeutung, aber nicht uninteressant sind der sogenannte Spion (Fig. 22), der allerdings an der Decke (ὀροφή) angebrachte Straßenspiegel *hz*, und der Geisterspiegel (Fig. 23), wie wir ihn kurzweg nennen wollen. Einen im Tempel der Ceres Opfernden ließen die Priester die Göttin in einem geneigten, in der Nähe unzugänglichen Spiegel *bg* (Fig. 23) erscheinen, nachdem sie in einer Versenkung *ah* vor einem geneigten Spiegel *mk* ihr Bildnis aufgestellt hatten, das dann aus *mk* in *bg* reflektiert wurde. Der Neigungswinkel ($^1/_3$ *R*) verhinderte, daß der Beschauer sein eigenes Bildnis im Spiegel sah. Geistererscheinungen dieser Art dürften die nach Tacitus, Annal. II 28 beabsichtigten sein, wo ein gewisser Junius *infernas umbras* herbeizaubern sollte.

C. Aus der Dioptra[1])

Ende 1896 wurde von R. Schöne ein seit dem VI. Jahrh. verschollenes Werk entdeckt, Herons Metrika (Her. Op. III), eine rein praktischen Zwecken dienende Anweisung über die Berechnung und Teilung von Flächen und Körpern Es ist gewissermaßen das systematische Lehrbuch, während die bereits seit 1814 in italienischer Übersetzung und seit 1858 im griechischen Wortlaute bekannte, jetzt neu herausgegebene Dioptra die Aufgabensammlung nebst Beschreibung der notwendigsten geodätischen Hilfsmittel enthält.

Indem wir die wichtige Frage, ob die bekannten römischen Feldmesser von Heron abhängig seien, hier aus dem Spiele lassen, wollen wir, bevor wir zu den herrlichen Erfindungen der Griechen übergehen, doch des geläufigsten Winkelmeßinstrumentes der Römer gedenken, der Groma. Hiervon ist infolge der Limesgrabungen ein im ganzen wohlerhaltenes Exemplar (Fig. 24) zu Pfünz unweit Eichstätt gefunden und, wie Fig. 25 zeigt, von H. Schöne rekonstruiert worden. Sie diente beim Bau von Städten und Tempeln zur Festlegung der Südnordlinie (*cardo*), die senkrecht auf dem Decumanus (Ostwestlinie) stand, oder bei Bestimmung von Lagerstraßen oder Begrenzung von Ackerflächen zum Abstecken rechter Winkel. Man pflegte nach Schöne über je zwei nebeneinander hängende Senkel zu visieren, nach Petzold und Früheren über je zwei gegenüberhängende, wobei man bei ausreichend hohem Fußgestell darunter hätte weg visieren müssen. Letztere Auffassung scheint auch Heron für seinen *ἀστερίσκος* (= *stella*, Armkreuz) zu fordern. Zweifel bietet noch in den entsprechenden Angaben der 'römischen Feldmesser' die Wendung *umbilicus soli*. Nach Schöne ist es ein Kreuzarmende, das über dem Schnittpunkt der Visierlinien lag, natürlicher, wie mir jetzt scheint, nach Petzold der untere Dorn des *ferramentum* nebst dazu gehörigem Senklot. Mit Recht wird die Groma als unpraktisches Instrument bezeichnet.

[1]) Vgl. Heron. Op. III ed. H. Schöne, Leipzig 1903. Daraus sind entlehnt Fig. 26—30, dagegen Fig. 24. 25 aus H. Schöne, Das Visierinstrument der römischen Feldmesser, Jahrb. d. arch. Inst. XVI (1901) S. 127—132. Zu letzterem vgl. noch die Äußerung eines geodätischen Fachmannes, Petzold, Zeitschr. für Vermessungswesen 1903 S. 418—420.

Tafel III Weit geschickter ist die griechische Erfindung der Dioptra; ja man kann sie als ein fein durchdachtes Instrument bezeichnen. Galt es auf dem Felde rechte Winkel abzustecken, so benutzte man dazu das Visierlineal der Dioptra, wie es Fig. 26 zeigt. Indem man die gezahnte Welle $\Gamma\Delta$ in die Nute der Schnecke EZ (Fig. 27) stellte, konnte man die grobe Drehung ausführen, nachdem man die horizontale Richtung durch einen Senkel oder eine Setzwage festgestellt hatte. Sobald die Zähne von $\Gamma\Delta$ in EZ eingriffen, erfolgte dann die feine Drehung. Die auf der Platte eingegrabenen, aufeinander senkrecht stehenden Durchmesser ermöglichen das Einvisieren eines rechten Winkels, doch konnte man sie auch gegen den Horizont neigen und die Entfernung zweier Sterne nach Graden messen. Neigungswinkel im Gelände hat Heron nicht gemessen.

Wenn es aber galt, die Niveaudifferenz zwischen einer Quelle und einem Orte behufs Anlegung einer Wasserleitung zu ermitteln, so benutzte man das Nivellierlineal in Form einer Kanalwage (Fig. 28) und setzte es auf das Kapitell KL[1]) Dann stellte man es zwischen zwei Richtlatten *a* und *b* (Fig. 29), visierte nach *a* und maß die Höhendifferenz, d. h. den Abstieg (*κατάβασις*), visierte darauf nach *b* und maß den Anstieg (*ἀνάβασις*). Darauf stellte man Latte *c*, *d* u. s. w. auf und verfuhr weiterhin in gleicher Weise, bis man zur Quelle kam. Die Differenz zwischen der Summe sämtlicher *καταβάσεις* und *ἀναβάσεις* ergab das Niveau der Quelle über dem betreffenden Orte.

Interessant ist Herons Aufgabe: Einen Berg in gerader Linie zu durchstechen, wenn die Mündungspunkte gegeben sind. Mit Hilfe einer Art rechtwinkliger Koordinaten findet Heron (Fig. 30) $BN = BE + ZH - \Theta K - \Delta M$ und $\Delta N = EZ + H\Theta + KM$. Dadurch ist das Verhältnis von BN und ΔN und auch in den ähnlichen Dreiecken $\Delta P : \Pi P$ und $BO : \Xi O$ gegeben und somit die Richtungslinie $B\Delta$ des Stollens bestimmt. Wird der Tunnel von beiden Seiten angefangen, so werden die Arbeiter einander treffen.

Tatsächlich ist nun durch E. Fabricius[2]) 1884 auf Samos festgestellt worden, daß der von Herodot[3]) bewunderte und unter die drei größten Werke aller Hellenen gerechnete, wahrscheinlich unter Polykrates gebaute Tunnel des Eupalinos aus Megara im kalkhaltigen Kastroberge von beiden Seiten in Angriff genommen worden ist. Der Nordtunnel mißt etwa 575 m, der Südtunnel 425 m. Genau stoßen sie aber nicht aufeinander, sondern weichen beim Zusammenstoß um 5—10 m voneinander ab. Wenn wir von dieser für das

[1]) Hultsch bei Pauly-Wissowa V 1075 u. d. W. Dioptra meint, es sei wahrscheinlicher, daß nur ein Aufsatz vorhanden gewesen sei.

[2]) Altertümer auf der Insel Samos, Athen. Mitteil. 1884.

[3]) Herod. III 60: *ἐμήκυνα δὲ περὶ Σαμίων μᾶλλον, ὅτι σφι τρία ἐστὶ μέγιστα ἁπάντων Ἑλλήνων ἐξεργασμένα ὄρεός τε ὑψηλοῦ ἐς πεντήκοντα καὶ ἑκατὸν ὀργυιάς, τούτου ὄρυγμα κάτωθεν ἀρξάμενον ἀμφίστομον· τὸ μὲν μῆκος τοῦ ὀρύγματος ἑπτὰ στάδιοί εἰσι, τὸ δὲ ὕψος καὶ εὖρος ὀκτὼ ἑκάτερον πόδες. διὰ παντὸς δὲ αὐτοῦ ἄλλο ὄρυγμα εἰκοσίπηχυ βάθος ὀρώρυκται, τρίπουν δὲ τὸ εὖρος δι' οὗ τὸ ὕδωρ ὀχετευόμενον διὰ σωλήνων παραγίνεται ἐς τὴν πόλιν ἀγόμενον ἀπὸ μεγάλης πηγῆς. ἀρχιτέκτων δὲ τοῦ ὀρύγματος τούτου ἐγένετο Μεγαρεὺς Εὐπαλῖνος Ναυστρόφου. τοῦτο μὲν δὴ ἓν τῶν τριῶν ἐστι.*

VI. Jahrh. v. Chr. gewiß entschuldbaren Ungenauigkeit absehen, so war Eupalinus jedenfalls ein tüchtiger Ingenieur.

Nicht so geschickt wurde der Aquädukt von Saldae, heute Bougie bei Algier, ausgeführt. Er wurde um 147 n. Chr. begonnen und etwa 152 n. Chr. vollendet. Man hatte in Saldae keinen *librator vel architectus*, und deshalb wandte sich Petronius Celer, der Statthalter (*procurator*) von Mauretania Caesarensis, an seinen Kollegen L. Novius Crispinus Martialis Saturninus, *legatus Augusti pro praetore* der Provinz Numidien (147/148), Befehlshaber der 3. Legion, mit der Bitte, ihm auszuhelfen. Der Veteran Nonius Datus wird hingeschickt, mißt und nivelliert, pfählt (*depalare*) über den Berg hin die gerade Richtungslinie (*rigor*) ab. Aber der Unteringenieur und die Arbeiter sind ungeschickt. Der Tunnel (*cuniculus*) sollte von einer im Westen belegenen Höhe in gerader Richtung durch den Berg nach Osten abwärts gehen und von beiden Seiten kam man zu weit rechts, d. h. von Osten her (bei der *inferior fossura*) nach Nordwesten statt nach Westen, von Westen her (bei der *superior fossura*) nach Südosten statt nach Osten. So konnte ein Zusammentreffen (*compertusio* 'Treffpunkt') der Arbeiter und der Tunnelarme nicht stattfinden. Sie gingen aneinander vorüber, und beide Tunnel zusammengenommen 'drohten länger als der Berg selbst zu werden'. Die Einwohner von Saldae sind verzweifelt, sie geben die Sache bereits auf. Der derzeitige Statthalter von Mauretanien, T. Varius Clemens, erbittet sich von M. Valerius Etruscus, dem damaligen Legaten von Numidien (152 n. Chr.), den genannten Oberingenieur Nonius Datus, und der bringt den Tunnel mit Hilfe von Flottensoldaten und Gaesates wieder in Ordnung. Da er sich offenbar bewußt war, damit eine welterlösende Tat vollbracht zu haben, so hat er selber — wofür wir übrigens nicht undankbar sein wollen — sein Verdienst der Nachwelt in einer in Lambaesis gefundenen, leider teilweise verstümmelten Inschrift offenbart. Hierin zeigt er sich jedenfalls als tüchtigen Praktiker, aber zugleich auch als ungebildeten Menschen, mag nun sein mangelhaftes Latein mit seinen zahlreichen groben Schnitzern gegen Orthographie und Grammatik in mangelnder Schulbildung seinen Grund haben, oder mag man darin ein Symptom des allgemein in Nordafrika verwilderten Latein[1]) erkennen wollen. Daß etwa alle diese Fehler dem Steinmetzen in Rechnung zu stellen seien, ist wohl unwahrscheinlich.

---

[1]) Das köstliche Latein dieses Subalternen möge ein Teil der Inschrift selbst (CIL VIII 2728, dazu Th. Mommsen, Tunnelbau in Saldae (Bougie) unter Antoninus Pius, Archäol. Ztg. 1871 S. 5—9) veranschaulichen: *[Varius Clemens Valerio] Etrusco* (Legionslegat der 3. Legion 152 n. Chr.): '*Et Salditan[a] civitas splendidissima et ego cum Salditanis rogamus te, domine, uti Nonium Datum veteranum leg(ionis) III Aug(ustae), libratorem, horteris, veniat Saldas, ut quod relicum est ex opere eius perficiat.*' *Profectus sum et inter vias lattrones (!) sum passus; nudus saucius evasi cum meis; Saldas veni; Clementem procuratorem conveni. Ad montem me perduxit, ube (!) cuniculum dubii operis flebant, quasi relinquendus habebatur (!), ideo quot (!) perforatio operis cuniculi longior erat effect(a) quam montis spatium. Apparuit fossuras a rigorem (!) errasse, adeo ut superior fossura dextram petit (!) ad meridiem versus, inferior similiter dextram suam petit (!) ad septentrionem: duae ergo partes relicto rigore errabant. Rigor autem depalatus erat supra montem ab orientem (!) in occidentem. Ne*

III

ΣΦΕΝΔΟΝΗ. ΚΑΡΧΗΣΙΟΝ. ΩΡΟΛΟΓΙΟΝ

A. *Σφενδόνη.* Im Agamemnon läßt Aischylos den Chor seine Besorgnis äußern, daß dem Helden ein Unglück drohe, wie auf Gesundheit leicht Krankheit, auf glückliche Fahrt bald Schiffbruch folgen könne. Krankheit freilich sei heilbar, Verlust an Vermögen zu ersetzen, aber vergossenes Blut lasse sich, wie die Antistrophe dann ausführt, nicht zurückrufen. Die Worte lauten 1001 ff.:

Μάλα γέ τοι τὸ τελέας ὑγιέας ἀκόρεστον·
νόσος ἕρματα γὰρ γείτων ὁμότοιχος ἐρείδει,
καὶ πότμος εὐθυπορῶν
ἀνδρὸς ἔπαισεν ⟨ἄφαρ
κυματοπλὴξ⟩ ἄφαντον ἕρμα.
καὶ τὸ μὲν πρὸ χρημάτων
κτησίων ὄκνος βαλὼν
σφενδόνας ἀπ' εὐμέτρου,
οὐκ ἔδυ πρόπας δόμος
κτημονᾶς γέμων ἄγαν,
οὐδ' ἐπόντισε σκάφος.

Wenn allzuvoll die Gesundheit blüht,
vergißt sie des Maßes; der Nachbar wühlt
an der scheidenden Mauer, die Krankheit.
Und segelt zu grade die Barke des Glücks:
rasch trifft sie das Riff,
das unter der Brandung verborgen.
Und wenn die Liebe zum Gewinn
nur reichlich auszuwerfen wagt,
so mag vielleicht das ganze Schiff
Getreides überfrachtet nicht versinken.
(Nach U. v. Wilamowitz-Moellendorff.)

Es handelt sich hier besonders um den Ausdruck *σφενδόνας ἀπ' εὐμέτρου* 'von wohlbemessener Schleuder'. Man hat entweder den Ausdruck metaphorisch im Sinne: 'mit wohlabgemessenem Wurfe' gefaßt (Gilbert, Wecklein u. a.) oder neuerdings[1]) *σφενδόνη* nicht als Schleuder, sondern auf Grund einer Inschrift aus Delphi aus der zweiten Hälfte des IV. Jahrh.[2]) als Teil eines Kranes an-

---

quis tamen legenti error fiat de fossuris, quot (!) est scriptum 'superior' et 'inferior', sic intellegamus: superior est pars, qua cuniculus aquam recipit, inferior, qua emittit. Cum opus adsignar(em), ut scirent, quis quem modum suum perforationis haber(et), certamen operis inter classicos milites et gaesates (nach Mommsen ein Völkername, nach Hübner auf Grund von Polyb. II 22 Söldner) *dedi, et sic ad compertusionem montis convenerunt. Ergo ego, qui primus libram feceram, ductum atsignaveram (!), fieri institueram secundum formam, quam Petronio Celeri pro(curatori) dederam, opus [effeci]. Effectum aqua missa dedicavit Varius Clemens proc(urator).*

[1]) W. Wyse, On the meaning of *σφενδόνη* in Aesch. Ag. 997, Class. Rev. XIV 1900 S. 5.

[2]) Vgl. Bourguet, Bull. de corr. Hellén. XX 1896 S. 197 Z. 46: *Νικοδάμωι σφενδόνας τιμὰν ποτὶ τὸ ἐγ Κίρραι μαχάνωμα στατῆρες πεντήκοντα εἷς, ὀβολοὶ τέτορες.*

gesehen. Darunter versteht Bourguet a. a. O. 218 den Teil der Maschine (*μαχάνωμα*), wohin man die zu hebenden Lasten bringe, und da dieser Teil an Tauen hänge, so habe die allgemeine Form mit einer Schleuder verglichen werden können. Bourguet will also, wie es scheint, den an Stricken hängenden Flaschenzug als *σφενδόνη* verstanden wissen, während Wyse richtiger an die Seile denkt, welche an den Steinen selber irgendwie befestigt waren. Wyse vermutet das nur, aber es läßt sich durch Stellen aus Herons Mechanik beweisen, daß die *σφενδόνη* weiter nichts ist als die Schlinge des Taues, welches um die zu hebenden Lasten gelegt wurde. 'Wenn die Last ausgeladen ist, so schiebt man Walzen darunter, auf der Seite, wo die Schleuder nicht um den Stein gelegt ist' (Heron. Op. II 1, 298, 15 *ἐν οἷς* (sc. *μέρεσιν*) *ἡ σφενδόνη ἐν τῷ λίθῳ οὐκ ἐπείληται*). Deutlicher geht das noch hervor aus Heron II 1, 212, 9: '. . . . bei dem wie eine Schleuder aussehenden Werkzeug, mit dem man die Steine in die Höhe hebt' und besonders II 1, 214, 19: 'Alsdann bringt man die Seile an, die die Schleuder trugen, worin der Stein lag.' So ergibt sich die Ähnlichkeit zwischen der im Halteseile liegenden Last und dem in dem Bande aus Wolle oder Sehnen ruhenden Steine von selbst. Vielleicht war die beim Krane verwendete *σφενδόνη*, um der zu hebenden Last unten eine bessere Stützfläche zu bieten, durch doppelte und mehrfache Seilzüge verbreitert und als eine Art Kabel verstärkt, wie bei der wirklichen Schleuder die Mitte breiter war. So erklärt sich vielleicht der nicht geringe Preis der *σφενδόνη* in Kirrha; besonders stark und gut mußte sie jedenfalls sein.[1])

Eine *σφενδόνη* (Fig. 31) ist also genau genommen schon *εὔμετρος*, wenn sie sich der Last genau anpaßt. Im Agamemnon ist dem Zusammenhange nach natürlich eine vielumfassende Schlinge gemeint. Ferner haben wir wohl bei Aischylos an die *σφενδόνη* allein zu denken, nicht auch an den Kran. Was sollte unter gewöhnlichen Umständen ein Schiff während der Fahrt mit dem Krane? Den brauchte es doch nur in den Häfen zum Ein- und Ausladen, wo sie gewiß ständig zu haben waren. Um aber Gegenstände über Bord zu werfen und so das Schiff über Wasser zu halten, genügte die einfache *σφενδόνη*. So erweist sich uns eine höchst prosaische Sache als nützlich für das Verständnis einer sehr poetischen Stelle.

B. *Καρχήσιον*. Bei Herons einsäuligem Krane (Fig. 31) ist zu beachten, daß er, abweichend von dem Vitruvischen, nicht nur in vertikaler Richtung die Last heben und senken, sondern auch gleichzeitig nach vorn neigen kann.

Archimedes hatte bei der Belagerung von Syrakus eine Vorrichtung geschaffen, die nicht nur eine vertikale, sondern gleichzeitig auch eine horizontale Drehung ermöglichte. Er verwendete sie, um zum Entsetzen der Römer Schiffe aus dem Meere emporzuheben, sie hin- und her zu schwingen und schließlich an den Felsen zu zerschellen. Hierbei benutzte er gewaltige *κεραῖαι*, offenbar drehbare Schwebebalken, deren Drehung durch ein besonderes Drehgestell, ein *καρχήσιον*,

[1]) Ein in Z. 29 der Inschrift erwähntes Tau (*τοπεῖον*) kostete noch mehr, 3 Minen 22 Stateren; es ist nicht sicher, ob damit das ganze Tauwerk gemeint ist.



ermöglicht wurde. Selbst beim Abschießen der *λίθοι δεκατάλαντοι*[1]) auf des Marcellus Sambyken kommen sie zur Geltung. Und es dürfte das von den Kriegsschriftstellern, zuerst von Philon, Belop. 74, 15 ed. R. Schöne erwähnte *καρχήσιον*, von Heron auch *χαλκήσιον* genannt, eine Erfindung des Archimedes sein. Auch einfacheren Zwecken diente dies *καρχήσιον*, wie z. B. in Herons Katoptrik S. 411, wo Fig. 32 den Drehständer in einfachster Form zeigt. Um *ab* dreht sich ein Spiegel auf und ab, während der um den Zapfen *e* der Säule (*στῦλος*) *f* drehbare Rahmen *abcd* die seitliche Drehung bewirkte. Ähnlich wenn auch in größeren Dimensionen und mit manibus ferreis müssen wir uns das von den Römern im Lager von Xanten (Tac. Hist. IV 30) benutzte '*suspensum et nutans machinamentum*' denken, das die auf Civilis' Befehl stürmenden Germanen, einzeln oder mehrere, emporhob und über den Lagerwall seitwärts ins Lager schleuderte. Dieses *machinamentum* (= *tolleno*) hatte offenbar einen Schwebebalken mit einem langen und einem kurzen Ende; an letzterem befand sich ein Gegengewicht (ähnlich den Archimedischen *σηκώματα μολίβδινα* [Polyb.] oder dessen *grave libramentum plumbi* [Liv.]), das, nach vorn (nach dem Drehpunkte hin) verschoben, das lange, dem Feinde zugekehrte Ende zum Sinken brachte, während das Gewicht, nach hinten (vom Drehpunkte weg) geschoben, den vorderen Schwebebalken in die Höhe richtete. Zugleich war es auch seitwärts drehbar. So hatten also die Römer schon längst gelernt, die schrecklichen Erfindungen des Archimedes für sich zu verwenden.

C. *Ὡρολόγιον*. Nicht uninteressant ist schließlich ein mathematischer Papyrus aus dem III. nachchristlichen Jahrh., den uns soeben Grenfell-Hunt in ihrer trefflichen Edition der Oxyrhynchos-Papyri III Nr. 470 Z. 31 ff. unter Mitwirkung von J. G. Smyly geschenkt haben. Abgesehen davon, daß er uns einen Einblick in den Rückgang der mathematischen Studien beinahe ein halbes Jahrtausend nach dem blendenden griechischen Dreigestirn Euklid, Archimedes und Apollonios gewährt, bietet er uns Gestalt und Maße eines griechischen *ὡρολόγιον*. Die Überlieferung ist zwar mangelhaft; es wimmelt von Schreib- und Rechenfehlern. Das beschriebene *ὡρολόγιον*, ein großer Wasserkübel, in Form eines abgestumpften Kegels, wahrscheinlich mit einem Loch im Boden (Fig. 33) zum Durchlassen des Wassers wie bei der *κλεψύδρα*, hatte zum Durchmesser der oberen, lichten Grundfläche 24 Fingerbreiten, zum Durchmesser der

[1]) Der *λίθος δεκατάλαντος* (so Plutarch, *saxa ingenti pondere* Livius) als Geschoß im Gewichte von 262 kg (!) sieht wie eine patriotische Flunkerei aus, bestimmt die klägliche Hilflosigkeit der Römer zu bemänteln. Das schwerste Geschoß, von dem meines Wissens sonst die Rede ist, beträgt 78,6 kg — Vitruvs Zahlen X 11, 3 sind unkontrollierbar — und setzt ein Kaliber von ca. 29 Daktylen (= ca. 56 cm) voraus. Vgl. meine Kalibertabelle (nach Philon Belop.) in den Kroll-Gurlittschen Jahresb. 1901 S. 93. Bei der Belagerung von Jerusalem im Jahre 70 n. Chr. (Joseph., Bell. Iud. V 6, 3) wird *τὸ λιθοβόλον ταλαντιαῖον* (Steinkugel 26,20 kg) der Römer als ein Wunder angestaunt. Etwas anderes wäre es, was auch Polybios anzudeuten scheint, wenn die Syrakusaner die *λίθους οὐκ ἐλάττους δέκα ταλάντων* lediglich von der Mauer oder vielmehr von dem vorspringenden Schwebebalken auf die in unmittelbarer Nähe vordringenden Sambyken hinabgeschleudert hätten, also ohne damit zu schießen.

unteren 12 Fingerbreiten. Das wirkliche Volumen umfaßte demnach, wenn wir den Daktylos zu 19,3 mm rechnen, wenig über 34 l (genau 34,132 l), entsprach also nicht ganz einem *ἀμφορεὺς μετρητής* (39, 4 l). Das *ὡρολόγιον* war, namentlich zum Vergleich bei astronomischen Messungen, wie man schon aus anderweitigen literarischen Quellen vermuten durfte (z. B. nach Sext. Empir. 732, 15), bei durchsichtigem Materiale außen rings mit Graden[1]) (*μοῖραι, ἐντομαί, κατατομαί, γραμμαί*) versehen. Bemerkenswert an unserer *κλεψύδρα*, wie wir das *ὡρολόγιον* wohl bezeichnen dürfen, ist, daß es 18 solcher Marken hatte (z. B. *͵α β*, *͵ε ζ*, *͵η ͵ϑ* u. s. w.) entsprechend seiner Tiefe von 18 Fingerbreiten. Der Abstand oder die Höhe der einzelnen durch die Marken abgegrenzten Hohlräume betrug also nur eine Fingerbreite. Die Durchmesser der einzelnen lichten (inneren), durch die Graduierung gebildeten Kreise, welche der Durchschnitt (Achsenschnitt, Fig. 34) darstellt, bildeten hinsichtlich ihrer Länge eine arithmetische Reihe mit der Differenz von $^2/_3$ Fingerbreite (*κατὰ δίμοιρον*). Natürlich waren auch die einzelnen, durch die Marken begrenzten Hohlräume ihrem Inhalte nach ungefähr berechnet, wie es unser Exzerpt, allerdings in höchst mangelhafter Weise, tut. Vielleicht waren in Fig. 33 an den entsprechenden Stellen auch Bezeichnungen angebracht wie *κοτύλη, ξέστης, χοῦς, δίχουν* u. s. w. bis *δεκάχουν* (= 32,83 l), welche die gerade vorhandene bezw. bereits ausgeflossene Quantität Flüssigkeit erkennen ließen.[2])

---

[1]) Direkt bezeugt ist es von dem 4 *μετρητάς* fassenden *τρυπητήρ* des Philon, Bel. 90, 30 und dem Aräometer (*ὑδροσκόπιον*) des Synesios, Epist. 15 (J. G. Schneider, Ecl. phys. I 279).

[2]) Die Berechnung des Hohlraums dieses Wasserkübels, der sich als ein Kegelstumpf darstellt, erfolgt genau gerechnet nach der Formel:

$$V = \frac{1}{3}(r^2 + r\varrho + \varrho^2)\pi h.$$

Diese Formel scheint aber Heron, Metrika II 9 ganz fremd zu sein. Heron, Stereom. I 16 berechnet ungenau den *κῶνος κόλουρος* nach der Formel $\frac{\left(\frac{2r+2\varrho}{2}\right)^2 \cdot \pi h}{4}$, indem er die mittlere Grundfläche sucht und dann den Körper als Zylinder betrachtet. Die mittlere Grundfläche will offenbar allemal unser Exzerpt ausrechnen. Nennen wir den mittleren lichten Durchmesser $\left(\frac{2r+2\varrho}{2}\right)$ nun $2r_1$, so rechnet unser Exzerpt $\frac{2r_1\pi}{3} \cdot \frac{2r_1\pi}{4}$. Dadurch, daß es für π die grobe babylonische Annäherung 3 nimmt, kommt es bei Berechnung der mittleren Grundfläche beinahe doch auf die richtige Formel hinaus:

$$\frac{2r_1 . \pi}{3} \cdot \frac{2r_1 . \pi}{4} = \frac{2r_1 . 3}{3} \cdot \frac{2r_1\pi}{4} = \frac{(2r_1)^2\pi}{4} = r_1{}^2\pi,$$

nur daß eben auch am Schlusse wieder das Resultat durch $\pi = 3$ ungünstig beeinflußt wird ($r_1^2\pi = 3r_1^2$). Hätte es die Archimedische Annäherung $\pi = 3^1/_7$ genommen, so wäre es der Sache schon näher gekommen; aber damit hätte der Verfasser des Schriftstückes wohl Schwierigkeiten gehabt; denn es liegt auf der Hand, daß er von Mathematik wenig oder nichts versteht. Sicherlich wollte er den Rauminhalt berechnen; das ist wenigstens das Wichtigste. Aber bei Berechnung des ganzen Rauminhalts des *ὡρολόγιον* hat er vergessen, die mittlere Grundfläche mit der Tiefe (18 Daktylen) zu multiplizieren, es müßte denn sein, daß gerade dies in der größeren Lücke zu Anfang ausgefallen wäre. Für die Inhaltsberechnung der einzelnen, durch die Grade abgegrenzten Raumabschnitte kommt die

IV

HIRSCH DES KANACHOS

Interessant ist der Hirsch des Kanachos. Darüber berichtet Plinius, N. h. XXXIV 75[1]) in seiner Geschichte der Erzbildner folgendes: 'Kanachos machte den nackten sogenannten Apollon *Φιλήσιος* im Didymaion (bei Milet) aus äginetischer Bronze und ließ zugleich mit ihm einen Hirsch derart mit den Füßen schweben, daß ein Faden unter den Füßen durchgezogen wurde, indem infolge abwechselnden Eingreifens ihn nur der Handballen (*calx*) und die Finger (des Apollo) festhielten, da auf beiden Seiten (vorn und hinten) je ein Zahn (*a* und *b*, Fig. 35) in der Weise von Halswirbeln eingreift, daß er (d. h. der zweite Zahn *b*) infolge (völligen Eindringens oder vielmehr) Aufstoßens (der Wurzel des ersten

---

Höhe freilich kaum in Betracht, da sie von Grad zu Grad nur eine Fingerbreite beträgt. Diese Multiplikation konnte sich das Exzerpt also mit gutem Grunde sparen. — Um einen Einblick in den Papyrus und seine Rechnung zu gestatten, geben wir den Anfang, indem wir zugleich einige eigene, mit * bezeichnete Verbesserungsvorschläge einfügen ([ ] und ⟨ ⟩ = addenda; ⟦ ⟧ = delenda). Oxyrrh. Pap. III Nr. 470, Z. 31 ff.: *Τὸν δὲ τῶ[ν ὡ]ρολογίων ἀριθμὸν τῆς [κα]τασκευῆς οὕτως ἀ[πο]διδόασιν, τὸ μὲν ἄνω* *[*πλάτος*] *ὀλμίσκον δακτύλων* [*κδ*] *ποιοῦντες, τὸν δὲ πυθμέν*[*α*] *ιβ δακτύλων, τὸ βάθος δ*[*α*]*κτύλων ιη. ἐὰν προ*[*σθῶ*]*μεν τοὺς κδ δακ*[*τύλους*] *τοῖς ιβ τ*[*οῦ πυ*]*θμ*[*ένος*], *ἔσοντα*[*ι δάκτυλοι λϛ*]. *ὧν τὸ* ⟨*ἥμισυ*⟩ *ιη, ἐπὶ γ γείνονται διὰ τὴν περιφερίαν νδ, τούτων τὸ τρίτον ιη, τὸ δ´ ιγ* (*ἥμισυ*). **ποίει* (*ποιεῖ* Pap.) *ιη* (*τη* Pap.) *ἐπὶ ιγ* ⟨*ἥμισυ*⟩· *γείνεται σμγ* (*ρμγ* Pap.). **ποίει* (*ποιεῖ* Pap.) *οὕτως* *⟦*Σ*⟧ *⟨*ι*⟩**ζ* *[*γραμμάς, ἀεὶ μείους τὰς ἑξῆς*]* *β ἐπὶ* *[*τῇ*(*ι*) *ὀλμίσκου τομ*]**ῇ*(*ι*) (Fig. 34) *κ*[*α*]*τὰ δίμοιρον*. — *Γείνεται οὖν πρώτη γραμ*[*μὴ δακτύ*(*λων*)] *κδ, δι*⟦*α*⟧*πλασιασ*[*θέν*]*τος τοῦ ἀριθμοῦ γεί*[*νετ*]*αι μη, ὧν ἄφελε τὸ* [*β´, λο*]*ιπαὶ μζγ´, τούτων* [*τὸ*] (*ἥμισυ*) *κ**[*γβ´, τὰ*]* *κ*⟨*γ*⟩*β´ ἐπὶ τὸ γ* (pap. perperam *τρίτον*) [*γείν*]*εται οα, τὸ δὲ γ´ κγβ´, τὸ δὲ δ´ ιζ β´ι´β´, γείνεται υκι´β´*. Die vielen schlecht überlieferten Zahlen sind durchweg bereits von den Herausgebern verbessert worden, darüber vgl. die Oxyrrh. Pap. III 148 ff. — Die Inhaltsberechnung des obersten Hohlraums, der (außen) durch $\alpha, \beta, \varepsilon, \zeta$ (Fig. 33) begrenzt wird, ist also nach dem zweiten Absatze folgende: 'Nun besteht (innen) die erste Linie (nämlich $\alpha\beta$ in Fig. 34) aus 24 Fingerbreiten,

$24 \times 2 = 48$	Wir statt dessen
$48 - \frac{2}{3} = 47\frac{1}{3}$	$24 \quad (= 2r)$
$\frac{47\frac{1}{3}}{2} = 23\frac{2}{3}$	$+\,23\frac{1}{3} \; (= 2\varrho)$
	$\frac{47\frac{1}{3}}{2} = 23\frac{2}{3} \; (= 2r_1)$, also $\frac{2r + 2\varrho}{2} = 2r_1$

$$23\tfrac{2}{3} \times 3 = 71$$

$$\tfrac{71}{3} = 23\tfrac{2}{3} \left[= \frac{2r_1\pi}{3}\right]$$

$$\tfrac{71}{4} = 17\tfrac{2}{3}\,\tfrac{1}{12} \left[= 17\tfrac{3}{4} = \frac{2r_1\pi}{4}\right]$$

$$23\tfrac{2}{3} \times 17\tfrac{3}{4} = 420\tfrac{1}{12}$$

$$V = 420\tfrac{1}{12} \times 1 = 420\tfrac{1}{12} \text{ Kubikdaktylen.}$$

Zum übrigen Texte erlaube ich mir noch folgende Verbesserungsvorschläge: Z. 58 *γραμμή* statt *χώρα*; Z. 70 *τὰ ιϛ δ´* statt {*ταισβ*}, Tilgung unnötig; Z. 80 Pap. *μδ´*: *μβ´* Grenfell-Hunt: viell. ⟨*δίπλωσον, γείνεται*⟩ *μβ´*; Z. 85 *τζ* statt *τὸ*.

[1]) *Canachus Apollinem nudum qui Philesius cognominatur in Didymaeo Aeginetica aeris temperatura* (sc. *fecit*) *cervumque una ita vestigiis suspendit, ut linum* (*inlitum* cod. Bamberg.) *subter pedes trahatur, alterno morsu calce digitisque retinentibus solum, ita vertebrato dente utrisque in partibus ut, a repulsu per vices resiliat.*

Zahns *a* auf den inneren Rand einer Scheide *x*, Fig. 35) abwechselnd (mit *a* bezw. *y*) zurückprallt.'

Fränkel (Archäol. Ztg. XXXVII 90 f.) hat es wahrscheinlich gemacht, daß der jetzt in Berlin befindliche, archaische, bronzene Apollon von Naxos (Fig. 36, nach Fränkel Tafel 7)[1]) aus dem Ende des VI. Jahrh. v. Chr. den Apollo des Kanachos zum Vorbilde hat, während E. Petersen (Arch. Ztg. 1880 S. 22 ff. 192 f.) die in Fig. 35 wiedergegebene sinnreiche Einrichtung erdacht hat, welche den Witz dieses von den Besuchern des Didymaions gewiß vielbewunderten mechanischen Kunstwerkes zu veranschaulichen sucht. Obgleich die Worte des Plinius dem Zweifel Raum lassen und z. B. von Urlichs, Sellers u. a. auch anders gedeutet werden, so scheinen die milesischen Münzen (Fig. 37)[2]) für Petersens Auffassung zu sprechen. Der Witz aber besteht nach ihm darin daß beide Zähne (*a* und *b* im Zustande der Ruhe) zwar zugleich eingreifen und jeder einzeln, d. h. einer um den andern, wie Fig. 35 zeigt, ausfahren kann, daß sie dagegen nicht gleichzeitig herausgezogen werden können, und daß, falls man versuchen sollte, nach *b* auch *a* herauszuziehen, *b* wieder in die Scheide *y* zurückfahren würde, weil *a* und *b* in der Linie eines Kreisbogens gerichtet sind und sich bewegen, dessen Mittelpunkt *c* ist (*C* Mittelpunkt der innern und äußern Kreise von *x* und *y*; *H* Hand des Apollon). Der Hirsch war also zwar mit allen einzelnen Teilen vorn und hinten von der Hand des Apollon loszumachen, konnte aber nicht im ganzen von ihr abgetrennt werden. Und das war es, was die Reisenden in Erstaunen setzte.

V

FLIEGENDE AUTOMATEN

Fliegen ist die Bewegung in der Luft, sowohl in horizontaler als vertikaler als jeder beliebigen schrägen Richtung. Wir verbinden wohl meist damit die Vorstellung, daß der Fliegende, sei es nun ein Vogel, oder ein Insekt, oder ein Ballon, je nach den Umständen der Schwerkraft nachzugeben oder sie zu überwinden und von der anfangs eingeschlagenen Richtung abzuweichen vermag, während wir eine Bewegung abwärts, auf welche die Schwerkraft allein oder nach erteilter Anfangsgeschwindigkeit, d. h. nach einem Stoße einwirkt, ein Fallen oder Abwärtswerfen, eine Bewegung aufwärts dagegen, die infolge eines Stoßes erfolgt, ein Nachobenwerfen oder ein Springen nennen. Allerdings 'fliegt' auch der Ball, aber hier ist der Ausdruck nur bildlich; in Wirklichkeit handelt es sich nur um ein Geworfenwerden oder Springen. In ähnlicher Weise ist auch für die Griechen ein Auf- oder Abschweben, ein Auf- oder Ab-

---

[1]) Er hatte in Wirklichkeit in der Linken den Bogen; die Schnur haben wir zugefügt. — Inzwischen (März 1904) hat Kekule von Stradonitz an der Hand eines 1903 in Milet gefundenen spätrömischen (rohen) Reliefs in der Kgl. preuß. Akad. d. Wiss. über den Apoll des Kanachos gesprochen, aber zur Zeit seine Bemerkungen noch nicht veröffentlicht. Vgl. DLZ. 1904 Sp. 967.

[2]) Leider ist in der Zeichnung rechts und links vertauscht. Die Münze zeigt also in Wirklichkeit den Hirsch in der Rechten.

stoßen, ein Auf- oder Abspringen (ἀνα- oder καταπηδᾶν) zuweilen identisch mit πέτεσθαι.

A. Philons flatternder Vogel. Die Grundbedeutung des πέτεσθαι ist freilich die des Ausbreitens der Flügel in Verbindung mit der Bewegung durch die Luft. Eine mechanische Nachbildung solches πέτεσθαι zeigt uns ein Philonischer Automat (Pneum. 40); es ist ein langsam aufflatternder Vogel, der ängstlich seine Flügel ausbreitet, im Augenblicke, wo eine zischende Schlange η die im Neste hockenden Jungen bedroht (Fig. 38).[1] Im Bauche des Gefäßes α ruht in $^1/_3$ Höhe des Innern auf einer festsitzenden, ⌴-förmigen Unterlage ein Schwimmer ε. In den siebartig durchlöcherten Deckel β ist ein hohler Baum γ eingelötet, durch welchen ein der Höhlung des Baumes sich anschmiegendes, ebenfalls hohles Rohr δ sich leicht aufwärts schieben läßt. In seiner Ruhelage ragt es nur wenig über das obere Baumende hervor. In der Unterlage ist eine Stange λ befestigt, welche durch das innere Rohr δ und den Bauch des Vogels bis zu dessen Rücken κ (Fig. 39) hindurchgeht. Die beiden Flügel μ, μ hängen in ihren Ringen an einem an den Enden abgeplatteten, horizontalen Bolzen ν, der in dem Ringe festsitzt, in welchen λ endigt. Die Flügel können sich außen an den Körper des Vogels legen, aber auch nach oben bewegen, sobald der Vogel emporschwebt (*saute de place* = ἀναπηδᾷ). Dies geschieht, wenn das eingegossene oder zuströmende Wasser bis zum Boden des Schwimmers steigt und ihn zu heben beginnt, weil alsdann auch δ sich aufwärts schiebt, auf dem der Vogel sitzt. Der Umstand aber, daß δ steigt, λ aber unbeweglich bleibt, hat zur Folge, daß der aufsteigende Vogel seine Flügel ausbreitet. Der Schwimmer ϑ führt die Schlange zugleich mit dem steigenden Wasser empor.

B. Herons fliegendes Bild. Auch Heron kennt dergleichen Scherze. In seiner Katoptrik S. 350 (Fig. 40) spricht er von einem Beschauer *tk*, der sein eigenes Bild t_2k_2 in dem geneigten Spiegel *zh*, dem sogenannten κάτοπτρον ὀπισθοφανές (Rückenspiegel), auf- und abschweben (*volare*) sieht, wenn der Spiegel *ed* um ein Scharnier auf- und abbewegt wird (*adnuente et abnuente* sc. *speculo* = ἀνανεύοντος καὶ ἐπινεύοντος τοῦ κατόπτρου).

C. Der olympische Adler. Ausgesprochen im Sinne des ἀναπηδᾶν finden wir das Fliegen bei dem berühmten olympischen Adler, dessen Auffliegen im Hippodrom dem versammelten Publikum das vorläufige Zeichen zum Beginn des Wagenrennens gegeben zu haben scheint; denn der eigentliche Beginn erfolgte wohl wie in Delphi (Soph. El. 711) nach einigen Trompetenstößen (χαλκῆς ὑπαὶ σάλπιγγος). Pausanias VI 20, 7 erzählt uns, die Ablaufstelle (ἡ ἄφεσις) für die Renner und die Rennwagen sei einem Schiffsvorderteile (Fig. 41, aus Lübkers Reallex.) ähnlich gewesen, dessen Bug (*J*) mit Rammsporn (ἔμβολον) der Rennbahn zugewandt war. Der Vorsteven (Fig. 42) war an seiner äußersten Spitze, seinem ἄκρον κόρυμβον, mit einem bronzenen,

[1]) De Vaux' Figur ist neu gezeichnet und in mehreren Einzelheiten entsprechend dem überlieferten Texte berichtigt.

auf einem Stäbchen (ἐπὶ κανόνος) ruhenden Delphine verziert; dieser war beweglich und lag wohl in einem Ausschnitte, durch den er auf den Boden fallen konnte, nachdem das Stäbchen, welches die σχαστηρία bildete, herausgezogen und dadurch dem Delphin die Bahn freigegeben war. Denn der Delphin hatte, wie wir noch sehen werden, die Aufgabe, nicht bloß zur Zierde zu dienen, sondern auch für den auffliegenden Adler das Gegengewicht (σήκωμα oder λεία) zu bilden. Der Adler aus Bronze saß, die Flügel weit ausgebreitet, auf einem für jedes Festspiel eigens aus ungebrannten Lehmziegeln erbauten, außen mit Kalk übertünchten Altare, welcher sich annähernd etwa in der Mitte des Schiffes befand (κατὰ τὴν πρῷραν μάλιστά που μέσην). Es dürfte gleichgültig sein, ob wir uns den Altar wirklich in der Mitte (*K* in Fig. 41) der Längsachse des Schiffsvorderdeckes denken oder nur mitten zwischen den Bordwänden, aber in der Nähe des Rammsporns (Fig. 41). Es ist das natürlichste, daß wir an der Vorstellung des Schiffes festhalten: dann haben wir uns aber den Altar, der ja in Wirklichkeit nicht zum Opfern benutzt wurde, sondern dem Adler des olympischen Zeus zuliebe gewählt sein wird[1]), nur als ἱστοπέδη, als Mastschuh oder 'Köcher' zu denken. Und wie das Schiff den Mast erst aufzurichten und dazu den πρότονος, das Bugstag, zu spannen pflegte, wenn die Fahrt in See ging, so zeigte auch der βωμός erst seinen 'Mast' mit dem olympischen Adler, wenn das Rennen beginnen sollte. Daß in Fig. 42 ein Tau sichtbar ist, paßt durchaus zum Ganzen; auch ein zweites, noch längeres Bugstag vom Delphin nach dem oberen Ende des 'Mastes', wie wir das bei antiken Schiffen sehen, würde nicht aus dem Bilde fallen, falls es nötig erschiene. Aber wir brauchen es nicht. Wenn nun der Aufseher des Wettlaufs den Mechanismus im Altare (Fig. 43) in Bewegung setzte, d. h. den Abzug aus dem ἔμβολον zog, so fiel zufolge seines Übergewichts der Delphin in seinem Schlitze *e* nieder, zog die Schnur *d* über die Rollen c_1 und c_2 an und schnellte den 'Mast', d. i. die Stange *b* mit dem Adler aus dem Altare *a* empor, daß er den Festgenossen sichtbar wurde. (Der Adler mag vorher, namentlich den Fernerstehenden, nicht deutlich erkennbar gewesen sein.) So erklären sich leicht die Worte des Pausanias: ἀνακινεῖ μὲν δὴ τὸ ἐν τῷ βωμῷ μηχάνημα ὁ τεταγμένος ἐπὶ τῷ δρόμῳ· ἀνακινηθέντος δὲ ὁ μὲν ἐς τὸ ἄνω πεποίηται πηδᾶν ὁ ἀετός, ὡς τοῖς ἥκουσιν ἐπὶ τὴν θέαν γίνεσθαι σύνοπτος, ὁ δελφὶς δὲ ἐς ἔδαφος πίπτει. Der im ganzen einfache Mechanismus rührte von einem gewissen Aristeides her.

D. Die Taube des Archytas. Jetzt sind wir genügend vorbereitet, um uns ein Bild von der Taube des Archytas[2]) machen zu können. Davon berichtet Gellius, N. A. X 12, 9 f.: *Id, quod Archytam Pythagoricum commentum*

[1]) Vielleicht sollte er auch das Gegenstück zu der 'Pferdescheuche' am anderen Ende der Bahn (bei *D* Fig. 41), dem Taraxippos, bilden; denn auch dieser hatte die Form eines (runden) Altars.

[2]) Dies dürfte, wie H. Diels, Fragmente der Vorsokratiker S. 589 annimmt, der Mechaniker Archytas sein; für den großen Philosophen und Mathematiker ist die Sache doch gar zu simpel.

esse atque fecisse traditur, neque minus admirabile neque tamen vanum aeque videri debet. Nam et plerique nobilium Graecorum et Favorinus philosophus, memoriarum veterum exsequentissimus, affirmatissime scripserunt simulacrum columbae e ligno ab Archyta ratione quadam disciplinaque mechanica factum volasse. Ita erat scilicet libramentis suspensum et aura spiritus inclusa atque occulta concitum. Libet hercle super re tam abhorrenti a fide ipsius Favorini verba ponere: Ἀρχύτας Ταραντῖνος τὰ ἄλλα καὶ μηχανικὸς ὢν ἐποίησεν περιστερὰν ξυλίνην πετομένην· ὁπότε καθίσειεν, οὐκέτι ἀνίστατο.

Die Vorrichtung gehört nach diesen Worten in das Gebiet der *μηχανική* (= *disciplina mechanica*). Da das Prinzip (*ratio*) der Gegengewichte (*libramenta*) ausdrücklich hervorgehoben, d. h. die Holztaube mit ihrer Hilfe in der Schwebe gehalten wird, so haben wir auch hier ohne Zweifel eine Verbindungsschnur zwischen Holztaube und Gegengewicht anzunehmen, dazu auch Rollen, deren Erfindung moderne Geschichten der Physik dem Archytas zuschreiben, freilich ohne es durch Quellen[1]) zu belegen. Auch ein Kenner der Fragmente des Archytas weiß nichts von einer einschlägigen Stelle. Wie dem aber auch sei, ohne Rollen ist nicht auszukommen. Aus dem *οὐκέτι ἀνίστατο* ist zu schließen, daß das *πέτεσθαι* nur ein einmaliges Auffliegen war, also vor demselben Publikum nicht wiederholt wurde. Ferner war die Holztaube hohl (*a*, Fig. 44); sie wurde vor ihrer Verwendung im geheimen mit komprimierter Luft gefüllt (*aura spiritus inclusa atque occulta*). Im Bauche war wohl ein Ventil *b*, das man öffnete, um die überschüssige Luft hinauszulassen und damit die Taube zu erleichtern. Der Schwerpunkt lag vermutlich am Schwanze, der vielleicht in die Rille *c* einer Wand *d* hineinragte. In dieser Rille verborgen ging eine Schnur nach oben über zwei Rollen nach der außen befindlichen Rückwand *e*. Dort lief in ebensolcher Rille wie vorn das Gegengewicht. Dies hing so hoch über dem Boden, als die Taube hochfliegen sollte. Das Gegengewicht war so schwer, als die Taube samt der komprimierten Luft. Sobald die Luft aus der Taube entwich, erlangte das libramentum das Übergewicht, und die Taube wurde emporgeschnellt (*simulacrum columbae concitum*). Es war gewiß wünschenswert, daß das Öffnen des Ventils *b* unbemerkt geschah.

Denken wir uns den Scherz vor einem geladenen Publikum in einem Gartentriklinium ausgeführt. Die der Wand zunächst stehende Taube (Fig. 45) mit den ausgebreiteten Flügeln sei des Archytas Holztaube, in ihrer äußeren Erscheinung einer wirklichen Taube täuschend ähnlich. Stellen wir uns ferner nach Analogie des berühmten kapitolinischen Taubenmosaiks drei lebendige Tauben vor, die daneben auf dem Rande des Wasserbeckens sitzen und abwechselnd an seinem Inhalte nippen. So fiel die Gruppe den Gästen nicht besonders auf; auch die künstliche Taube machte den Eindruck einer natürlichen. Da im geeigneten Augenblicke, wo der Gastgeber die Augen seiner Gäste in die Richtung auf die Tauben zu lenken gewußt hat, zieht ein in den Scherz

[1]) Ähnlich erzählen moderne Enzyklopädien ohne Quellenangabe von der 'kriechenden Schnecke' des Demetrios Phalereus und dem 'Androiden' des Ptolemaios Philadelphos. Ich habe nichts darüber ermittelt, wäre aber für Quellennachweis dankbar.

eingeweihter Sklave auf der Rückseite der Wand den Griff: der Winkelhebel *l* (*κόραξ*, vgl. Heron. Autom. 390) tritt zurück, das Ventil *b* öffnet sich, durch die entweichende komprimierte Luft nach außen gedrückt; die hölzerne Taube fliegt empor, während vielleicht, durch das Geräusch der ausströmenden komprimierten Luft in Schrecken gesetzt, die lebendigen Tauben das Weite suchen. Erst jetzt wird den Gästen bedeutet, die Taube, die da oben (auf der Konsole an der Wand oder besser auf dem Laubdache) sitze, sei aus Holz; und doch hat man sie auffliegen sehen: allgemeines Erstaunen der Gäste. Dann wird schüchtern der Wunsch laut, sie nochmals fliegen zu lassen. 'Tut mir leid', erklärt der Gastgeber, 'die Taube des Archytas fliegt immer nur einmal in der Gesellschaft. Jetzt ist sie an ihren Ort gebannt'. Er hatte freilich guten Grund, seinen Gästen die kleine Bitte abzuschlagen; denn um ihnen zum zweiten Male das Vergnügen zu bereiten, hätte erst wieder die Luft in der Taube komprimiert werden müssen. Das ließ sich aber nicht machen, ohne daß die versammelte Gartengesellschaft hinter den Witz gekommen wäre. Der Gastgeber zog es vor, sie über den Mechanismus nicht aufzuklären, um auch fernerhin in den Augen seiner Gäste als ein amüsanter Tausendkünstler zu erscheinen.

So wird uns zwar die Bedeutung der Worte des Favorinus klar: *ὁπότε καθίσειεν, οὐκέτι ἀνίστατο*, aber Favorinus selber hat vielleicht schon keine klare Vorstellung mehr davon gehabt, geschweige denn Gellius. Favorinus wird die Geschichte einfach aus seiner Quelle, der ihm vorliegenden Sammlung interessanter Geschichten (*memoriae*), entnommen haben, während Gellius sich offenbar von dem *πέτεσθαι* eine grundfalsche Vorstellung macht und deshalb die Sache so unglaublich (*super re tam abhorrenti a fide*) findet.

RÖMISCHE BAUSTEINE

Von Erich Ziebarth

Rodolfo Lanciani, Storia degli scavi di Roma e notizie intorno le collezioni romane di antichità. I (anno 1000—1530). Roma, Ermanno Loescher & Co. 1902. IV, 263 S.

Um den unermeßlich großen Reichtum und Umfang der römischen Bauwerke zu schätzen, ist es unerläßlich, sich mit der Geschichte Roms im Mittelalter, mit seiner Zerstörungsgeschichte zu beschäftigen. Dies ist nicht etwa eine ausschließlich negative und traurige Arbeit. Denn die Trümmer und Bauglieder der ewigen Stadt sind in die Welt hinausgewandert und in die Mauern so vieler großartiger Dome und Paläste verbaut.

Wann aber hat die planmäßige Aufdeckung und Zerstörung oder Benutzung antiker Bauwerke in Rom begonnen?

Den Anfang machte wie bei allen wichtigeren Unternehmungen in Rom die Kirche. Ihre Absicht war, wie zu ihrem Lobe gerühmt werden muß, zunächst auf Erhaltung, nicht auf Zerstörung gerichtet. Zu der Zeit, als man anfing, die Gebeine der christlichen Märtyrer aus den Katakomben in die römischen Kirchen zu bringen, um sie vor Diebstahl und Profanierung zu schützen, stiegen die antiken Badewannen aus Alabaster, Porphyr, Granit und anderen wertvollen Steinarten, die noch häufig in den Ruinen der Thermen in situ zu finden waren, plötzlich an Wert. Schon Papst Leo II. hat 682 die Gebeine der Heiligen Faustinus, Simplicius und Viatrix in einer solchen antiken Badewanne aus Alabaster, welche durch das Reliefbild eines Panthers geschmückt war, sammeln lassen. Dasselbe tat Stephan V. bei dem Neubau der Apostelkirche 816 und mancher andere Papst, wie denn oft bei Restaurationen römischer Kirchen solche antike Badewannen als verschlossene Reliquienbehälter aufgefunden sind. Noch Kaiser Otto III. ließ die Gebeine des heiligen Bartholomäus in der gleichnamigen Kirche beisetzen in einer Porphyrwanne, die mit 3,34 m Länge und fast einem Meter Breite und Höhe die größte aller erhaltenen antiken Badewannen ist und noch heute das Loch für das Wasserleitungsrohr zeigt. Die kunstsinnigen Päpste späterer Zeiten fanden für die herrlichen Steinwannen noch eine wirkungsvollere Verwertung, denn nicht weniger als acht römische öffentliche Brunnen ergießen ihr köstliches frisches Naß in antike Wannen. Unter ihnen ist am großartigsten das Wasserbecken der Acqua Paola, der alten Aqua Traiana, hoch oben am Janiculus, welches der Kardinal Odoardo Farnese aus zwei gewaltigen Granitbecken, je 5,57 m lang, zusammensetzen ließ, die beide in den Caracalla-Thermen gefunden waren.

In anderer Weise diente die Kirche der Erhaltung und teilweisen Aufdeckung römischer Bauwerke durch die zahlreichen Kirchenbauten der Stadt Rom, die mit Benutzung antiken Materials aufgeführt wurden. Die lange Reihe dieser Kirchen beginnt mit den Neubauten nach dem Brande Roms, der durch die Normannen unter Robert Guiscard veranlaßt war (1084). In erster Linie ist unter ihnen zu nennen die Basilica S. Clemente, deren Oberkirche, 1125—1128 auf den Trümmern erbaut, von 17 herrlichen Granitsäulen und 6 Cipollinsäulen getragen wird, welche vornehmen römischen Häusern auf dem Caelius entnommen sind. Nicht minder reich an antikem Baumaterial ist die Kirche SS. Quattro, ebenfalls nach dem normannischen Brande 1109 von Paschalis II. neu aufgeführt. Sie weist 16 herrliche Granitsäulen auf und ein Pflaster, das aus mehreren Hundert Inschriftsteinen besteht, so daß der junge Giov. Batt. de Rossi, der schon in einem Alter von sechzehn Jahren auf dieses reiche Inschriftenmuseum aufmerksam wurde und es studierte, gerade durch diese Kirche zu dem großartigen Plane der Sammlung aller stadtrömischen christlichen Inschriften angeregt wurde. Viele Kirchen Roms bilden so geradezu kleine Museen antiker Baustücke und Steine; freilich muß man sie erst suchen unter all dem Zierat und Bilderwerk der katholischen Kirchen, in welchen an hohen Feiertagen selbst die schönsten antiken Säulen mit Purpur- und Goldflittern verkleidet werden.

Sehr beliebt ist die Verwendung der schönen antiken Aschen-Cippi als Weihwasserbecken oder als Träger derselben. Im Corpus inscriptionum finden sich weit über hundert stadtrömische Beispiele. Ebensogut eigneten sich die schönen Marmortafeln als Altartische. Die Steine wurden zu dieser christlichen Verwendung natürlich lediglich nach ihrer Form ausgesucht. Oft bietet daher die heidnische Inschrift einen schneidenden Gegensatz zu ihrem heutigen Platze. So las der Gläubige, der vom Kapitol her durch das Seitenportal in die Kirche Aracoeli eintrat, nicht ohne Verwunderung die Worte: *Locus sacer iussu Q. Batoni Telesphori,* die einstmals zum Grabmal dieses Mannes paßten. Noch größer aber dürfte das Erstaunen des lateinkundigen Priesters sein, wenn er neben dem Hochaltar von S. Maria Maggiore die Worte entziffert: *Ingratae Veneri spondebam munera supplex . . . erepta coiux virginitate tibi!*

Nicht alle antiken Steine in den römischen Kirchen sind aber so leicht zu finden. Viele Tausende sind nur dem Forscher erkennbar. Zu ihnen hat die Wege gewiesen der Begründer der christlichen Archäologie Giov. Batt. de Rossi. Die schönsten und ältesten Basiliken besitzen jenes bekannte Mosaikpflaster aus bunten Marmorarten, welches nach den berühmtesten römischen Marmorarbeitern Cosmatenarbeit genannt wird. Zu seiner Herstellung eigneten sich vorzüglich die antiken Marmorstücke, die man in Platten und Plättchen zersägte und mit farbigen Glasplatten und Goldplättchen zu Mustern zusammensetzte. Welch eine Menge von antiken Inschriftensteinen auf diese Weise in kleinen oder größeren Bruchstücken uns erhalten sind, mag ein berühmtes Beispiel lehren.

In der Kirche Santa Maria in Castello zu Corneto Tarquinia entdeckte De Rossi durch genaue Prüfung und Abzeichnung des Mosaikpflasters die Reste

von nicht weniger als 150 Inschriftensteinen, von denen einer etruskisch ist, sechs aus der römischen Kaiserzeit stammen, die übrigen christliche Grabsteine sind, die durchweg aus Rom verschleppt sind. Dabei ist von dem ursprünglich vorhandenen Pflaster nur noch etwa die Hälfte erhalten.

Wenn so viele antike Steine schon für das bloße Pflaster der Kirche einer Provinzialstadt verbraucht wurden, so kann man sich ausmalen, welche Massen von antikem Material die ähnlichen größeren Pflasterungen und Marmorverkleidungen aller größeren Kirchen des XI. und XII. Jahrh. verschlungen haben. Erleichtert wird diese Aufgabe der Phantasie durch einen Blick in die Werkstätten solcher Marmorarbeiter, deren in Rom bis jetzt im ganzen elf wieder aufgefunden sind. Sie bestehen aus antiken Zimmern, die angefüllt sind mit zusammengetragenen Antiken, wie Statuen und Büsten von Philosophen und Kaisern, die meist Spuren der Zerstörung tragen. In den vollständiger erhaltenen Werkstätten sieht man noch die Meister bei der Arbeit. So in dem Studio der Via dei Quattro Cantoni 46—48, entdeckt 1823. Dort standen sechs antike Statuen, denen man die Beine abgeschlagen hatte, dazu allerlei antike Bauglieder und Finger, Arme, Hände, Füße, die zur Restaurierung der Statuen dienen sollten. Ein Stück Marmorsäule war schon halb zersägt.

Das deutlichste Bild von der Tätigkeit der Marmorarbeiter gewährt aber die große Werkstatt, die 1886 beim Neubau der Banca d'Italia gefunden wurde. Sie umfaßte mindestens zwei antike Räume, die einst zu einem römischen Patrizierhause gehörten. Im ersten Zimmer stand die schöne Statue des Antinous auf einem Trümmerhaufen, welche ihre Entdecker von einer Villa vor den Toren dorthin geschafft hatten, damit sie von Kalkkristallen, mit denen sie bedeckt war, gereinigt würde. Der zweite Raum enthielt eine richtige Marmorausstellung, welche das Herz jedes der in Rom so häufigen Marmorsammler entzücken würde. Da lagen Säulentrommeln von gelbem und grünem afrikanischem Marmor, Blöcke von Granit und Travertin, welche alle schon Spuren der Zersägung zeigten.

Noch bequemer hatten es sich andere Marmorarbeiter gemacht, welche, wie aus dem Fundbericht der Ausgrabungen von 1871 hervorgeht, mitten auf dem Forum in der Basilica Julia ihr zerstörendes Gewerbe trieben, nachdem das antike Pflaster mit einer dünnen Schicht Erde bedeckt war, auf welcher eine Menge von zersägten Travertinstücken lagen. Auch im Kaiserpalast auf dem Palatin deuten zahlreich gefundene Marmorsägespäne und zersägte Statuenteile auf die Tätigkeit der marmorarii hin, und die schöne Hera, jetzt im Thermenmuseum, ist ihnen nur durch Zufall entgangen, denn sie wurde gefunden auf zwei Unterlagen von Stein liegend und zum Zersägen bereit.

Um aber der Tätigkeit dieser mittelalterlichen Marmorkünstler in Rom gerecht zu werden, müssen wir schließlich noch hinzufügen, daß sie nicht immer zerstörend wirkten, sondern mitunter auch erhaltend und restaurierend. Schon Winckelmann kannte einen Äskulap, der an der Basis den Namen des Vassaletto, eines jener marmorii trug, also gewiß von ihm restauriert war, und

es ist eine wichtige Entdeckung von Walther Amelung, daß eine ganze Reihe von Heiligenstatuen in römischen Kirchen aus antiken Statuen umgearbeitet sind, wie denn der heilige Joseph im Cortile Sacripante unverkennbar die Züge des Kaisers Antoninus Pius trägt und die heilige Helena in S. Croce eine Juno ist.

Die Bedeutung der genannten Künstler für die Erhaltung antiker, namentlich inschriftlicher Denkmäler ist demnach eine doppelte. Einmal wählten sie täglich neue Steine des alten Rom aus zu ihren Dekorationsarbeiten, und sie nahmen dazu mit Vorliebe die schon bearbeiteten Grabsteine, die mit ihrer meist dünnen und länglichen Form vorzügliche Steinplatten zu Pflasterzwecken bildeten. Zweitens aber sind sie die Begründer des Marmorexports aus Rom. Und diese Tatsache, so traurig sie für Rom selbst war, ist von grundlegender Bedeutung für die Erhaltung ungezählter Blöcke und Säulen edelsten römischen Baumaterials geworden. Denn wie aus dem stolzen römischen Reiche so mannigfache Staatenbildungen hervorgegangen sind, so ist die Zerstörungsgeschichte der Stadt Rom zugleich die Baugeschichte so vieler Dome, welche noch heute ein hochragendes Denkmal von der Unvergänglichkeit der römischen Bausteine bilden.

Diese für die richtige Schätzung der wahren Größe des alten Rom so wichtige Tatsache kann schon der aufmerksame Tourist an äußeren Kennzeichen beobachten. Durchschreitet er den herrlichen Dom von Pisa, so erblickt er bequem sichtbar an der Ecke des Querschiffs eine römische Inschrift auf den Genius coloniae Ostiensium, welche aus Ostia stammt. Aus derselben Stadt rührt ein mit Inschriften versehener Stein im Battistero zu Florenz. Aber auch am Palast des Erzbischofs von Salerno und an der Kirche del S. Rosario bei Amalfi findet er Inschriften aus derselben Stadt, nicht minder in Civitavecchia, ja sogar in Sardinien, im Kloster Nostra Signora di Tergu unweit der Nordküste. Ebenso finden sich stadtrömische Inschriften in sehr vielen Museen von Ober- und Mittelitalien.

Wie aber eine solche Verschleppung von Steinen aus Rom und Umgegend vor sich gegangen ist, das lehren die urkundlichen Forschungen Lancianis. Schon Theoderich der Große fand, daß für seine Palast- und Kirchenbauten zu Ravenna Rom reiches Material böte, und ließ die Säulen der Domus Pinciana nach Ravenna schaffen. Noch weiter war der Weg, den jene acht herrlichen Säulen aus dunkelrotem thebanischem Porphyr machen mußten, welche einst der Kaiser Aurelian dem Heliostempel von Baalbeck entführt und in das Heiligtum des Sonnengottes am Abhang des Quirinals gebracht hatte. Denn sie stehen ja noch heute in dem grandiosen Museum antiker Marmorpracht, der Hagia Sophia zu Konstantinopel, wohin sie Justinian bringen ließ.

Noch viel näher aber sind für uns zu erreichen die römischen und ravennatischen Marmorsäulen, Mosaiken und Marmorbilder, mit denen Karl der Große seinen Lieblingsbau, die Pfalzkapelle zu Aachen schmücken ließ. Auch sie haben ihre interessante Geschichte.[1]) Als der Papst Hadrian dem mächtigen

[1]) Vgl. Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins Bd. VIII (1886) S. 64 f., deren Kenntnis ich meinem Kollegen Dr. Rudolf Kayser in Hamburg verdanke.

Kaiser die Erlaubnis gab, aus dem Palast zu Ravenna und aus Rom Marmor und Mosaiken beliebig zu entnehmen, erhielt er als Gegengeschenk von Karl einige schöne Pferde, ferner Holz und Zinn für die Restauration einiger römischen Kirchen! Fürwahr ein glänzendes Tauschgeschäft! Denn noch heute bilden die herrlichen Aachener Säulen aus Syenit, grünem Porphyr, weißem, blauem und grauem Marmor eine Reihe von edlem Gestein, wie sie sonst nirgends in Deutschland zu finden ist. Und doch sind von den etwa 46 antiken Säulen die schönsten in Paris geblieben, wohin sie französische Habsucht 1794 aus der Pfalz des stolzen Frankenkönigs geraubt hatte. Denn von den 16 in Paris zurückbehaltenen Säulen tragen die vier kostbarsten von rotem orientalischem Granit heute noch den Thronbaldachin in der Salle des empereurs romains im Louvre, acht andere von edlem Granit sind in der Salle de la paix zu sehen. Die übrigen werden wohl noch einmal als irrende römische Bausteine irgendwo in Paris zum Vorschein kommen!

Und wie die Großen, so machten es die Kleineren. Robert Guiscard nahm als Kriegsbeute die Säulen und Marmorplatten mit, die jetzt den Dom von Salerno schmücken; die Porphyr- und Serpentinblöcke, aus denen das Grab König Heinrichs III. von England, sowie Teile des Pflasters vor dem Hochaltar der Westminsterabtei gefertigt sind, nahm um das Jahr 1258 der Abt Richard of Ware aus Rom mit. Als die Kirche des Klosters von Monte Cassino 1066 erweitert wurde, schaffte man Säulen, Basen und bunte Marmorsorten per Barke von Rom an die Mündung des Garigliano und von dort auf Wagen, die mit Campagna-Büffeln bespannt waren, zum Kloster hin. Auf ähnliche Weise wurde Material beschafft für die Dome von Lucca, Spoleto und Orvieto.

Die Baugeschichte des Domes von Orvieto ist auf Grund archivalischer Forschungen besonders gut bekannt und mag als typisches Beispiel dienen für den Betrieb des römischen Marmorexports. Schon zu Beginn des Baues (1316) werden Marmorblöcke erwähnt, die über Orte von Rom eintrafen. Im Mai des Jahres 1321 finden wir Bauführer des Doms in Galera zwischen Orvieto und Rom stationiert, gewiß um den Transport der römischen Bausteine zu überwachen. Ihre Agenten in Rom liquidieren Auslagen für Ausgrabungen von Blöcken in Rom und für Bezahlung der Ausfuhrgebühr aus der Stadt, auch für Transport von Arbeitsgerät von Orvieto nach Rom. Im Juni wurden schon zwanzig Marmorblöcke von gewaltigem Gewicht abgeschickt, und zwar sieben von der Engelsburg, andere aus der Gegend von S. Paolo. Ein römischer marmorario Jacomo di Luna begleitet die Agenten vier Tage in der Umgegend von Rom, besucht mit ihnen Albano, von wo sie am 6. November weitere 48 Blöcke in acht Wagen abschicken. Zu den hierfür liquidierten Auslagen kommt bezeichnenderweise ein Posten hinzu für Pfeffer, Wachs und Saffran als kleines Präsent für zwei vornehme Herren in Albano, welche den Marmor hergaben. Geschäftliche Abschlüsse wurden also schon damals wie noch heute im Süden gemütlich erledigt. Von weiteren Ankäufen für Orvieto berichten spätere Rechnungen. Lorenzo di Pietrangiolo, ein römischer Schuster, liefert per Tiber 41 Blöcke im Gewicht von 23450 Pfund. Ein anderer Schuster liefert 13 Blöcke im Gewicht von

15500 Pfund. Die römische Kammer stellt einen Ausfuhrschein aus für weitere 54 Blöcke und erhebt 12 Denare Gebühr per Block. Noch 1354, als man das große Rundfenster der Fassade herstellen wollte, ließ der Dombaumeister Andrea di Ugolino zu diesem Zwecke in Rom für 35 Goldgulden einen Marmorblock ankaufen, der vom Jupitertempel zum Tiber transportiert wurde und dann über Attigliano nach Orvieto gelangte. Andere 12000 und 29000 Pf. Marmor wurden 1360 mit Erlaubnis der Stadt Rom exportiert. Weitere Urkunden des Domarchivs von Orvieto nennen noch andere antike Ruinen, welche Marmor für den herrlichen Dom lieferten, wie die von Ostia und Vei.

So war also Rom ein großer Steinbruch für ganz Mittelitalien geworden, und die Senatoren des Kapitols entblödeten sich nicht mit dem Ausfuhrzoll der Marmorblöcke den Stadtsäckel zu füllen, von den zahlreichen marmorarii zu schweigen, deren Geschäft es war aus den ungeheuren Trümmermassen die gewünschten Stücke auszusuchen und den Verkauf zu vermitteln.

Und doch diente das nach auswärts verkaufte edle Steinmaterial immer noch einem viel höheren Zwecke als das an Ort und Stelle zerstörte. Wir meinen hier nicht, was Krieg und Eroberung Roms zerstören half, sondern was planmäßiger Vernichtung im Kalkofen anheimfiel. Es klingt wie ein Märchen aus alten frommen Zeiten, wenn man im Corpus iuris liest, daß Ankauf und Verkauf von Grabsteinen zum Kalkbrennen mit dem Tode und in späterer Zeit mit hoher Geldbuße bestraft wurde. So schützte man noch im III. Jahrh. die malerischen Grabanlagen, welche sich an den konsularischen Straßen vor den Toren der Städte mitunter stundenlang hinzogen!

Aber welch eine Veränderung nach wenigen Jahrhunderten! In den Zeiten, wo Germanen und Normannen die ewige Stadt immer wieder berannten und bedrohten, war jedes Mittel zu ihrer Verteidigung recht. Da erließen die Päpste selbst dringende Befehle die Mauern Roms instandzusetzen, wie wir es von Papst Sisinnius (708), Gregor II. (715—731) und seinem Nachfolger Gregor III. wissen. Und dazu brauchte man Kalk, viel Kalk, der immer gleich an Ort und Stelle gebrannt wurde aus Marmorstücken jeder Art, wie die reichen Ruinen sie lieferten. Von der Zeit an wurde das Gewerbe der Kalkbrenner eins der einträglichsten und häufigsten in Rom, dessen besondere Geschichte sich schreiben ließe. Die Kalkbrenner wählten zur Ausübung ihres Gewerbes am liebsten die Plätze, wo antiker Marmor ihnen gleich reichlich zur Verfügung stand. Solche Orte waren die Gräberreihen an den Hauptstraßen vor den Toren der Stadt, aber auch jede größere Ruine im Inneren der Stadtmauer. Ihr Hauptquartier in der Stadt waren die zahlreichen Wölbungen des Circus Flaminius, *botteghe oscure* genannt. In dieser Gegend hieß im Mittelalter eine Straße bezeichnenderweise *la Calcara*, die Kalkgrube, und die Inschriftensammler des XV. Jahrh. wußten, daß sie dort immer Steine fanden, die sie abschrieben, ehe sie in den Ofen wanderten. Davon zeugen ihre Fundangaben wie *inter marmorum fragmenta pro calce facienda in vico dicto calcara*, oder *ad officinam cuiusdam marmorarii, ad officinas obscuras.*

Leider begnügten sich die Kalkbrenner aber keineswegs mit den Inschrift-

steinen und Grabmonumenten, sondern griffen zu den edelsten Marmorsorten und schönsten Originalen griechischer Meister, wie denn Pyrrhus Ligorius in einer Art Rezept zur Herstellung von gutem Stuck hervorhebt, daß die Qualität wesentlich verbessert würde durch Zusetzung von parischem Marmorstaub, der gewonnen werde durch die fortwährende Zerstörung von Statuen.

Die römischen Behörden taten lange Zeit gar nichts um diesem Vandalismus zu steuern; im Gegenteil, die Stadt Rom verpachtete die Hauptruinen an Kalkbrenner, und es ist eine Urkunde von 1426 erhalten, nach welcher die römische Kammer die Travertinblöcke der Basilica Julia an eine Gesellschaft von Kalkbrennern abtritt gegen Zahlung der Hälfte des Ertrags. Erst Papst Paul III. Farnese (1534—1549) gebührt der Ruhm, die barbarische Zerstörung der Kunstwerke bei Todesstrafe verboten zu haben. Freilich hatten seine Bemühungen keinen dauernden Erfolg, denn noch Flaminius Vacca beklagt in rührenden Worten das Schicksal einer von ihm entdeckten marmornen Barke mit Figuren darin, also vielleicht einer Darstellung aus dem Isiskultus, welche einst bestimmt war auf dem Wasser zu schwimmen und nun im Feuermeer irgend einer Kalkgrube ihre letzte Fahrt antreten müsse.

Auch außerhalb Roms blühte das Handwerk überall, wo antike Trümmerstätten in größerer Ausdehnung lagen. Ein solcher Ort war z. B. Ostia, dessen zahlreiche Ruinen am 26. August 1190 Richard Löwenherz besuchte und bewunderte. Für die Neigungen des königlichen Kreuzfahrers ist allerdings der Zusatz des Chronisten bezeichnend, daß er nach dem Besuche der Ruinen einen großen Wald durchquerte, in welchem eine antike gepflasterte Straße, die Via Severiana lief, aber auch zahlreiche Hirsche, Rehe und Damwild zu finden war. Bei Ostia also wird schon 1191 in einer Bulle des Papstes Cölestin III. eine Gegend *Calcaria* erwähnt, und noch 1427 erzählt ein Kenner und Liebhaber des alten Rom, Poggio, wie in seiner Gegenwart zu Ostia die schönsten Marmorfriese eines antiken Tempels in den Kalkofen wanderten.

Besser aber als alle vereinzelten Notizen der Geschichtsquellen unterrichten uns schließlich über die zerstörende Wirksamkeit der Kalkbrenner die wiederaufgefundenen Kalköfen. Es sind ihrer eine große Anzahl, nur hat man sie meist nicht stehen lassen. Fast bei jeder größeren Ausgrabung in Rom und seiner Umgebung ist man in den mittelalterlichen Schichten auf Anlagen zum Kalkbrennen gestoßen. Am erfreulichsten sind dabei die Fälle, in denen ein glückliches Geschick die bereits im Ofen aufgeschichteten Antiken vor dem Verbranntwerden bewahrt hat. Dies ist geschehen in dem Tiberiuspalast. Dort wurde 1866 ein vollständig mit antiken Marmorstücken gefüllter Kalkofen entdeckt, dessen untere Schichten schon zu Kalk gebrannt waren, der aber dann ausgegangen war. So konnten aus ihm hervorgezogen werden Büsten der Kaiser Claudius und Nero, drei Karyatiden aus schwarzem Marmor, eine Ephebenstatue aus Basalt und andere Fragmente.

Besonders interessant ist ferner der Kalkofen im Atrium der Vesta auf dem Forum. Er wurde im Februar 1883 Morgens $6^1/_2$ Uhr entdeckt in Gegenwart des deutschen Kronprinzen, des späteren Kaisers Friedrich. Er stellte

sich dar als eine würfelförmige Marmormasse (4,20 m hoch und 2,80 m breit), die ausschließlich aus Fragmenten antiker Vestalinnenstatuen bestand. Die Statuen waren mit großem Geschick eng aneinander gestellt, und die noch bleibenden Zwischenräume mit kleineren Bruchstücken ausgefüllt. Acht fast unversehrt erhaltene Bildsäulen wurden aus dem Ofen hervorgezogen, und Lanciani berichtet sehr anschaulich, wie der deutsche Kronprinz eigenhändig den Arbeitern half, um die Skulpturen an den Wänden des Atriums der Vesta auf die Füße zu stellen.

Auch die dritte, im Jahre 1894 nördlich von Rom an der Via Flaminia bei Grottarossa aufgefundene Kalkfabrik gibt ein anschauliches Bild von dem verderblichen Treiben der Kalkbrenner. Sie war eingerichtet in dem Unterbau eines großen und schönen Grabdenkmals, in der Gegend genannt *il Torracetto,* das außen mit Marmor, innen mit Stuck verkleidet war. Es zeigte drei Nischen für Sarkophage und sieben für Statuen und Büsten der Verstorbenen. Im Inneren fanden sich eine Menge Stücke von Ornamenten und Marmorfiguren, nur teilweise bereits zu Kalk gebrannt. Nicht alle Teile des Familiengrabes sind aber ein Opfer des Ofens geworden, denn an der Außenwand standen angelehnt elf wohlerhaltene Marmorköpfe, Familienbildnisse von überraschender Wahrheit, welche nach Lancianis Vermutung die Grabräuber von den Marmorstatuen abgenommen hatten, um sie besser zu verwerten, vielleicht zu verkaufen. Auch die Zeit dieser Kalkbrenner ließ sich feststellen, denn sie hatten im Grabe liegen lassen einen Majolikateller, wie ihn die Bauern des XV. Jahrh. benutzten, und eine Münze von Papst Pius II. Da nun die Straßen, die nach Rom führten, nur alle fünfundzwanzig Jahre repariert wurden, wenn in den Jubiläumsjahren gewaltige Pilgermassen nach Rom strömten, so ist Lancianis Vermutung sehr wahrscheinlich, daß die Zerstörung des Grabes zur Kalkgewinnung im Jahre 1475 oder 1500 erfolgt ist.

Nach allen den geschilderten Angriffen auf Roms antike Bauten ist es geradezu ein Wunder zu nennen, das doch noch viele herrliche Monumente bis auf unsere Zeit stehen geblieben sind. Es geziemt sich daher am Schlusse dieser Betrachtungen der Zeiten und der Männer zu gedenken, denen es zu verdanken ist, daß der weitgreifenden, planmäßigen Zerstörung der ewigen Stadt endlich Einhalt geboten wurde.

Unter ihnen sind als Vorläufer zu erwähnen Kirchenfüsten wie der Kardinal Giordano Orsini unter Papst Alexander III. (1159—1181), der so großes Vergnügen an Roms Antiken fand, daß er eine auserwählte Sammlung derselben in seinem Palaste vereinigte und der allgemeinen Benutzung zugänglich machte, und weltliche Fürsten, wie der deutsche Kaiser Friedrich II., welcher den Ruhm hat, in Luceria eins der ältesten Antikenmuseen von Italien gegründet zu haben, in welches er nachweislich zwei Bronzestatuen von dem Brunnen des Klosters Grottaferrata bringen ließ. Allgemeiner aber wurden die Bestrebungen zum Schutze der Antiken erst im XIV. Jahrh., als die Erkenntnis ihres Wertes in weitere Kreise drang, besonders durch Cyriacus von Ancona und seine Schüler, denen wir die ersten planmäßigen Zeichnungen und Beschreibungen antiker

Reste verdanken. Wir wollen es diesem Vorgänger aller modernen Studienreisenden nicht vergessen, daß er im Jahre 1434 mit dem Kaiser Sigismund einen Giro durch die Ruinen Roms machte und als Cicerone des mächtigen Fürsten seine Aufmerksamkeit ganz besonders auf die schmachvollen Zerstörungen lenkte, durch welche Unwissenheit und Habsucht noch immer die Monumente Roms verminderten. Daß aber Cyriacus' Bemühungen nicht vergeblich waren, beweist die Schar seiner Nachfolger, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts um das Erbe des Altertums sich redlich bemühten, wie denn z. B. Fra Giocondo von Verona bei seinem dauernden Aufenthalt in Rom jedes neu zu Tage geförderte antike Denkmal Roms aufsuchte, zeichnete und abschrieb. Die Krönung aber für die Arbeit aller dieser begeisterten Freunde des Altertums schien das ruhmreiche Pontifikat Leos X. zu bringen, der seine Stellung zu der Antike durch eine verheißungsvolle Ernennung kundgab. Am 27. August 1515 nämlich wurde als Nachfolger des verdienten Fra Giocondo kein geringerer als Raffael zum Kommissar der Altertümer ernannt. Der geniale Künstler faßte seine Aufgabe im größten Sinne auf. Eine Aufnahme sämtlicher Ruinen Roms wollte er veranstalten und zwar sowohl vom archäologischen, wie vom epigraphischen Standpunkte. Er gewann auch leicht die nötigen Mitarbeiter Jacopo Mazochio für den epigraphischen Teil der Aufgabe, Fabio Calvo für den topographischen Plan von Rom und Andrea Fulvio für die Altertümer. Aller drei Werke erschienen wirklich im Verlauf von zehn Jahren. Allein der praktische Teil der Aufgabe Raffaels, die wirksame Beschützung der Monumente und Skulpturen vor der Zerstörung wurde schon durch seinen frühen Tod († 1520) vereitelt. Immerhin verdient noch eine von Lanciani entdeckte Urkunde Erwähnung, aus der hervorgeht, wie der päpstliche Kommissar seine Aufgabe anfaßte. Ein vornehmer Römer, Gabriel de Rubeis, hatte in seinem Testamente die Bestimmung getroffen, daß die antiken Statuen und anderen Altertümer seines Nachlasses seinen Erben verbleiben und von diesen höchstens an die Stadt Rom für das Kapitolinische Museum (gegründet 1471) übergeben werden dürften. Wohin diese Bestimmung zielte, zeigte sich nach dem Tode des Erblassers. Denn es erschien alsbald dominus Raphael de Urbino, um im Auftrage des Papstes die erwähnten Antiken zu konfiszieren und in den Vatikan zu bringen. Er mußte aber in diesem Falle infolge des Dazwischentretens der Konservatoren der Stadt unverrichteter Sache wieder abziehen. Doch wird er bei anderen Gelegenheiten manch schönes Marmorwerk für den Vatikan gerettet haben.

NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFT IN DER GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE

Von Hermann Schwarz

Unter den Fragen, die sich immer von neuem aufdrängen, gehört die obenan, wie sich Natur und Geist zueinander verhalten. Sie hat das menschliche Denken seit alters beschäftigt. Mit den verschiedenen Möglichkeiten, hier Stellung zu nehmen, sind die glänzendsten Namen der Philosophie verknüpft. Auch der Denker, dessen Todestag sich am 12. Februar 1904 zum hundertsten Male jährte, hat tief in die Augen jener Sphinx geschaut. Er hat uns, durch seine Art, die Frage zu sehen und zu lösen, eine neue Weltanschauung geschenkt. Es ist der größten einer, Immanuel Kant.

Schwer und tief gehen seine Gedanken. Sie sollen dem Leser hier nicht in ihrem innersten, eigenen Zusammenhang geschildert werden. Nehmen wir lieber einen Gang durch die Geschichte der Philosophie, werfen wir einen Blick darauf, wie sich die Philosophen vor Kant das Verhältnis von Natur und Geist dachten, auf Kants Neugestaltung der Frage, auf die Wirkungen seines Einflusses: dabei wird sich Kants zentrale Stellung von selbst ergeben. Auf diesem Wege finden wir zugleich die Geburtsurkunde des historisch so wichtigen Begriffs der 'Entwicklung'.

Es ist sehr lehrreich zu sehen, wie die Menschen in verschiedenen Zeitaltern immer von einer gewissen Fassung des Naturgeschehens ausgingen, wie sie unter die hierdurch nahegelegten Gesichtspunkte alle Erscheinungen, auch die seelischen, zu ordnen versuchten, wie hierbei immer fühlbarere Schwierigkeiten erwuchsen und wie endlich der Augenblick kommt, mit dem man eine mehr geistige Auffassung an die Stelle der bis dahin herrschenden naturalistischen setzt. Wer evolutionistisch denkt, möchte vielleicht geneigt sein, diese merkwürdige Beobachtung rasch zu verallgemeinern. Die naturwissenschaftlichen Auffassungen, könnte er meinen, seien allemal das Zeichen einer gröberen und mehr oberflächlichen Betrachtung der Dinge; die geistigen Auffassungen, die jene überwinden oder doch korrigieren, seien der Ausdruck einer feineren und tieferen Erklärungsweise. Solche Verallgemeinerungen besagen zu wenig. Nichts nötigt, das zeitlich Spätere dem Besseren oder mehr Entwickelten gleichzusetzen. Viel wichtiger, wenn wir zuschauen, wie sich jedesmal die naturwissenschaftlichen Auffassungen ausbilden, und wie sich daran die Denkarbeit knüpft, die sie sei es geistig überwindet sei es in ihre Schranken zurückweist.

Es wurde schon angedeutet, daß die Art, wie sich wiederholt die Auffassung des Verhältnisses von Natur und Geist geschichtlich wandelt, einen regelmäßigen Zug zeigt. Immer ging dabei ein gewisser Naturbegriff voran, und immer fand man sich hinterher genötigt, die unvergleichliche Eigenart des geistigen Lebens den einseitig naturwissenschaftlichen Auffassungen entgegenzusetzen. Man kann erkennen, daß drei naturwissenschaftliche Ströme durch die Geschichte der Philosophie gehen und daß dreimal diese Strömungen überwunden werden. Die Schilderung des ersten naturalistischen Stroms und seine geistige Überwindung, dies ist die Geschichte der griechischen Philosophie bis auf Aristoteles. Die Schilderung des zweiten, kühneren und mächtigeren naturwissenschaftlichen Stroms und dessen Grenzregulierung, dies ist die Geschichte der neueren Philosophie von Galilei bis Kant. Die Geschichte des dritten naturwissenschaftlichen Stroms und der durch ihn geweckten geistigen Abwehr ist noch unvollendet; es ist das Stadium, in dem wir seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts stehen. Dieser dritte Strom umbraust uns alle. Ob wir die neue Geisteswissenschaft erleben werden, die wir ahnen, die mit leisen Füßen schon unterwegs ist? Wir hören das Wehen des neuen Geisteswindes wohl, aber von wannen er kommt und wohin er geht, wissen wir nicht.

Der erste naturalistische Strom entspringt im Altertum. Sein Erscheinen ist an den Namen Demokrits, des Erfinders der Atomlehre, geknüpft. Gerade hier, an der Quelle, gibt sich der Geist der mechanistischen Naturwissenschaft rein und klar zu erkennen. Das atomistische System prägt nämlich eine ganz eigentümliche Gedankenrichtung aus. Sie tritt uns noch in zwei anderen griechischen Systemen entgegen, in denen des Pythagoras und des Platon. Es ist die, daß man dasjenige, was nur logisches Hilfsmittel zum Begreifen der Dinge ist, als die tiefste Realität der Dinge selbst ansieht. Das, was für das Denken der Dinge wesentlich ist, wird für etwas Wesenhaftes an ihnen selbst gehalten. Die nachbarliche Nähe der Zahlen und der Begriffe, die die metaphysischen Bausteine des Pythagoras und des Platon waren, zeigt uns deutlich an, was auch die Atome sind: zunächst bloße Hilfsmittel des Erkennens, ein Hammer des Denkens, mit dem es bei den Dingen anpocht. Vergißt man dies aber, nimmt man die Atome nicht logisch, sondern real, leiht man ihnen eine metaphysische Wirklichkeit, sieht man in ihnen, deren begriffliche Natur unverkennbar sein sollte, die Natur der Dinge, so entwickelt sich aus der mechanistischen Erklärungsweise die materialistische Weltanschauung. Das ist dann so, wie wenn wir die Häuser aus Hämmern machen wollten, statt sie nur mit dem Hammer zurecht zu fügen. Diese Weltanschauung des Materialismus hat sich bereits im Altertum gebildet, und auch ihre Konsequenzen — der Sensualismus, der Atheismus und ein egoistischer ethischer Relativismus — wurden schon damals gezogen. Aber auch schon im Altertum wurde alsbald die Unfähigkeit des Materialismus erkannt, das geistige Leben zu begreifen.

'Nicht mein Körper bewegt mich', sagte Sokrates, als ihm nahegelegt ward, aus dem Gefängnis zu entfliehen, 'sondern ich bewege meinen Körper durch den Willen, und der zieht das Schöngutsein der Seele dem Leben des Leibes

vor'. Das war die Kriegsfanfare der nun anbrechenden großen Zeit der griechischen Philosophie gegen den Materialismus, seine Widerlegung nicht nur mit dem Kopfe, sondern mit dem Herz und Willen, mit der Tat. Mit dem eigenen Tode besiegelte auch Sokrates seine Tod überwindende Geisteslehre. Ferner: 'Die Sinne nehmen nicht wahr mit den Empfindungen, sondern der Geist mit den Begriffen', das war die Kriegsfanfare derselben neuen Weltanschauung gegen den Knappen des Materialismus, den Sensualismus. Und wiederum: 'Nicht der Lust und dem Anreize des Augenblicks zu leben ist Tugend, sondern festen geistigen Grundsätzen zu folgen. Tugend ist nicht Laune, sondern Wissen', das war die Kriegsfanfare gegen den ethischen Relativismus, den anderen Knappen des Materialismus. Alle diese Gedanken hatte schon Sokrates ausgesprochen. Platon und sein ebenbürtiger Schüler Aristoteles haben sie zu Ecksteinen gemacht, zu Grundpfeilern zweier gleich unvergänglicher Geistesrichtungen. Der eine Denker führte sie durch zu einer idealistischen, der andere zu einer teleologischen Weltanschauung.

Bei Platon bricht zum ersten Male der Hunger der Seele nach einer volleren, reicheren und wahreren Welt als dieser hervor. Das ist die Verwandtschaft mit dem Christentum, die man ihm nachsagt. Aristoteles zeichnet einen anderen Hunger, den Hunger aller Materie nach irdischer Gestaltung. In jedem Stoff schläft ein Bild des, das er werden soll, schläft seine künftige Gestalt als treibende Idee. Jeder Stoff sehnt sich nach dieser seiner Form, die sein Zweck ist. Solcher Zweck gewinnt Kraft und Leben, er wirkt in dem Dinge, wirkt sich aus und bewegt es dadurch zu jenem Zwecke hin, so daß es in ihn d. i. in die Form, verwandelt wird. So fand Aristoteles seine Lehre von den Zweckursachen oder Formursachen. Es sind die in allen Dingen, zumal den organischen, schaffenden und wirkenden inneren Bestimmungen, ihre Entelechien. Die Anlage z. B. zum künftigen Eichbaum ist die schaffende und wirkende innere Bestimmung, die den Eichsamen durchgeistet. Platon entwickelte den Begriff der Menschenseele, Aristoteles' Entelechien waren Seelen aller Dinge, wenigstens aller organischen.

Die Weltanschauung des Aristoteles, die griechische Teleologie oder das Entelechialsystem, ist nicht mit der christlichen Lehre zu verwechseln, daß Gott den Lauf der Dinge lenkt. Man hat auch die letztere als eine teleologische Weltanschauung bezeichnet. Aber welcher Unterschied! Nach dem Christentum steht Gott der Welt gegenüber und regiert sie nach seinem Plane. Den Dingen sind seine Absichten fremd, sie sind geheimnisvoll und unerforschlich. Bei Aristoteles schläft in jedem Dinge ein innerer, lebendiger Zweck; dieser ist es, der das Ding bewegt und treibt und sich eben dadurch in und an dem letzteren verwirklicht. Dort äußere Zwecklenkung, hier inneres Zweckleben, innere Wirksamkeit des Zweckes selbst, der das Ding beseelt. Dennoch sind beide Lehren, die griechische und die christliche Teleologie, auf lange hinaus verbunden worden. Beide Lehren im Verein, das Entelechiesystem des Aristoteles und das christliche Dogma von der göttlichen Weltlenkung, haben die Jahrhunderte des Mittelalters beherrscht.

Mit dem Anfange der neueren Philosophie kam die zweite naturwissenschaftliche Strömung auf, tiefer, stärker, reicher und kühner als die naturalistische Strömung des Altertums. Damals, bei Demokrit, war die naturwissenschaftliche Weltanschauung Kind. Hier, im Beginn der neueren Philosophie, war sie plötzlich Mann geworden und beherrschte anderthalb Jahrhunderte lang die Köpfe, bis auch ihr der Genius erstand, der sie innerlich überwand. Was Sokrates, Platon und Aristoteles im Altertum gegenüber der Lehre Demokrits leisteten, das leistete in neuerer Zeit ein Mann gegenüber der erneuten und erstarkten naturwissenschaftlichen Weltanschauung, Kant. Es besteht, bei aller Abweichung, doch eine lehrreiche und merkwürdige Analogie zwischen Kant und Aristoteles. Aristoteles ließ die geistigen Zwecke als innere lebendige Kräfte den Stoff formen und die Natur schaffen. Kant ließ in einem anderen Sinne durch den Geist den Stoff geformt und dadurch gleichfalls die Natur geschaffen werden. Bei Aristoteles handelte es sich um die wirkliche, bei Kant um die erscheinende Natur, eine andere kannte der Verfasser der 'Kritiken' nicht. Aber das Prinzip war ähnlich. Die Unterscheidung von Form und Stoff in einem anderen Sinne war die überwindende Tat, durch die der Geistesphilosoph Kant dem naturalistischen Denken des XVII. und XVIII. Jahrh. die Grenzen zog.

Dieses naturwissenschaftliche Denken konzentrierte sich in dem Schlagworte der geometrischen oder mechanischen Methode. Nicht aus den Qualitäten der Empfindung, nicht aus Tönen, Farben, Temperaturen u. s. w. müsse man die Welt der Wirklichkeit konstruieren. Nur mit den geometrischen Eigenschaften, Ausdehnung, Gestalt, Größe und Bewegung, sei es gestattet. Mit diesen erreiche man das objektive Sein. Was wir deutlich und klar, wie die mathematischen Verhältnisse, denken können, ist. Mittels solchen neuen Denkmittels glaubte man das Wesen der Dinge entschleiert zu haben, man glaubte die ganze Wirklichkeit damit fassen und begreifen zu können.

Eine ohne Zweifel ungemein fruchtbare und geniale Methode. Sie gab der Naturwissenschaft einen ungeahnten, erfolgreichen Aufschwung. Namen wie Kepler, Galilei, Newton kennzeichnen die glänzenden Fortschritte, die man mittels der geometrischen Denkweise machte. Nicht nur daß die Physik selbst in größter Extensität und Intensität zu frischem Leben erwachte, daß man die Grundgesetze aller unorganischen Bewegungen entdeckte. Sie eroberte neue Gebiete. Durch Descartes kam die mechanistische Betrachtung auch der lebendigen Bewegungen, der organischen Vorgänge auf; die Tiere galten ihm als bloße Maschinen. Das sind die Anfänge der heutigen Physiologie. Spinoza, der unter dem Gesichtspunkt der 'Ausdehnung' in Gott den Körper der Welt sah, versuchte die Ethik, Hobbes die Lehre vom Staat, dem politischen Körper, nach ähnlicher geometrisch-physikalischer Methode zu behandeln. In das Seelenleben selbst wurde der Mechanismus hineingetragen; es geschah durch die empirische Psychologie der Engländer Locke und Hume. Wo Platon und Aristoteles eine begriffsbildende Seele gesehen hatten, suchte Hume alles auf die blinde Wirksamkeit von Ideenassociationen, der Selbstbewegung der Ge-

dächtnisbilder, zurückzuführen. Die Seele galt für ein bloßes Anhängsel des Leibes, nein, in den extremsten Fassungen der naturalistischen Weltanschauung für ein reines Nichts. Den körperlichen Vorgängen eignete man alle Realität zu, die seelischen hielt man für bloße begleitende Schatten.

Schon vor Kant suchten die Philosophen, die auf das Geistige gerichtet waren, der letzteren Lehre entgegenzutreten. Aber sie taten es immer so, daß sie auf dem Boden der mathematischen Methode (was wir klar denken können, ist) stehen blieben. Sie begnügten sich, der materialistischen Lehre andere, angeblich ebenso klare, Auffassungen über das Verhältnis von Leib und Seele entgegenzustellen. Das war, wie die Reformationsversuche vor Luther waren: man reformierte an den Gliedern, es fehlte die Reformation an Gliedern und Haupt. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie lebhaft damals der Streit über das Verhältnis von Leib und Seele war. Versuch auf Versuch erstand in rascher Folge, um die schwierige Frage befriedigend zu lösen. Descartes begründete den Dualismus, Spinoza den sogenannten Parallelismus. Von Hobbes stammt die materialistische, von Berkeley und Leibniz je ein spiritualistischer Versuch, jenes grundlegende Problem zu lösen. Viele verheißungsvolle Gedanken sind damals in den heißen Streit der Meinungen geworfen worden. Die Geschichte jener Philosophie ist kein bloßes Trümmerfeld von Schlacken, sie ist eine Fundgrube auch von viel gediegenem Gold.

Beinahe schade, daß in den Bestrebungen der Descartes, Malebranche, Leibniz nicht weiter oder doch nicht intensiv genug gearbeitet worden ist. Es ließe sich da noch vieles herausholen, ebenso wie aus der Begriffsphilosophie der Griechen. Aber die Geschichte der Philosophie ist vielfach auch eine Geschichte abgebrochener geistiger Bestrebungen. Wir sehen oft, nach raschem, kühnem Anlaufe, das Denken ermüden, oder richtiger, wir begegnen einer plötzlichen Ablenkung des Interesses. Mit fruchtbaren Gedankenreihen fing man an und hat sie dann brach liegen gelassen, weil der Boden, auf dem diese Gedankenreihen gewachsen waren, selbst verändert worden ist. Die oben genannten Geistesphilosophen, Descartes, Spinoza, Berkeley, Leibniz, veränderten jenen Boden nicht. Sie suchten mit ihren Theorien über das Verhältnis von Leib und Seele den Materialismus zu widerlegen, indem sie auf dem eigenen Boden der geometrischen Methode stehen blieben. Freunde und Gegner glaubten damals noch gleich überzeugt an die allgewaltige Herrschaft, die das neu erfundene Hilfsmittel, die Dinge zu betrachten, über die Dinge selbst übe. Man glaubte genug getan zu haben, wenn man gegen den Materialismus und sein Gefolge, den ethischen Egoismus und den Sensualismus, ankämpfte. Speziell gegen den letzteren, gegen die Lehre vom Mechanismus innerhalb der Seele, führte Leibniz einen kühn gedachten Rationalismus ins Feld.

Da kam der große Umschwung der Denkweise durch Kant. Kant war es, der den ganzen Standpunkt der Betrachtung plötzlich veränderte, Freund und Feind über den Boden hinaus, auf dem sie bisher gestanden, in eine höhere Betrachtung der Dinge hineinstellte. Die Früheren erkannten alle ohne weiteres an, daß die geometrische d. i. die physikalisch-mechanische Methode der Schlüssel

sei, der die Welt aufschlösse. Kant fragte. Er fragte, warum gelingt dieses Hilfsmittel, warum muß es innerhalb unserer ganzen Erfahrung gelingen? Und seine Antwort lautete: Nicht weil es die innere Einrichtung der Natur zeigt, uns den Weltbau als solchen offenbart, das Weltgeheimnis löst, sondern weil es den Erkenntnisbedingungen des menschlichen Geistes entspricht, der durch seine Kategorien und Anschauungsformen die erscheinende Natur forme. Das ist die transzendentale Untersuchungsweise Kants. Kants Antwort bedingte eine ganz neue Auffassung der mechanischen Methode selber. Er lenkte die Aufmerksamkeit von den Dingen draußen wieder auf die Forderungen des menschlichen Erkennens zurück. Ja, er verbot es, mit der mechanischen Methode in die Welt der wirklichen Dinge eindringen zu wollen. Die erstere gelte nur für das Reich der Erscheinungen. Vor Kant dachte man dogmatisch: das klare und deutliche Erkennen könne seine Begriffe der Wirklichkeit selbst vorschreiben. Kant lehrte kritisch denken: das klare und deutliche Erkennen kann seine Begriffe nur der Welt der Erscheinungen vorschreiben; denn diese, aber nur diese, wird aus dem rohen Empfindungsstoff durch unsere Denkmittel erst geschaffen. So machte Kant gleichzeitig das Wesen der mechanischen Methode klar und entdeckte eben dadurch ihre Grenzen. Seine transzendentale Methode überwand die naturwissenschaftliche der Früheren, wie im Altertum die Lehre von der Seele die vom blind waltenden Stoff überwand.

Kein Wunder, daß nach Kant die großen Systeme von Fichte, Schelling und Hegel aufkommen konnten. Sie bildeten einen neuen Idealismus auf historischer Grundlage, den deutschen Idealismus. Kant ist gleichsam der Aristoteles der Neuzeit, die Philosophen des deutschen Idealismus sind mit Platon zu vergleichen. In der Philosophie Griechenlands erschien zuerst Platons Idealismus, darauf die Lehre des Aristoteles, die eine neue Auffassung der Natur brachte. In der deutschen Philosophie ist es umgekehrt gegangen. Kants neue Auffassung überwand den Naturalismus. Nun erst war für eine idealistische Weltanschauung Platz geschaffen worden. Der Weise von Königsberg hatte solche nur in den Umrissen angedeutet und andeuten mögen. Ihm kam es vor allem darauf an, im Kampf gegen Dogmatismus und Skeptizismus der echten Wissenschaft eine Festung zu bauen; den Tempel eines Systems wollte er nicht errichten. Eine Ringmauer, in der der 'moralische Glauben' geschützt sei, hatte er aufführen wollen, nicht aber im Innern dieses Raumes versucht, eine Wohnung für neue Götter herzurichten. Hier beginnt der deutsche Idealismus, setzen die Systeme Fichtes, Schellings, Hegels ein. Sie stehen im bewußten Gegensatz zum Denken der vorkantischen Zeit. Sie bringen etwas Neues und Epochemachendes. Denn sie sind nicht mehr naturwissenschaftlich, sondern historisch orientiert.

Die Zeit vor Kant, ja Kant selber dachte noch gänzlich unhistorisch. Den Anhängern der geometrischen Methode galt die Natur als starrer und unveränderlicher Mechanismus, dessen ewige Gesetze über die Fülle der Einzelgestaltungen gleichgültig hinweggingen. Der allgemeine Begriff, nicht das Individuum interessierte. Im letzteren sah man nur einen 'Fall' des allgemeinen

Gesetzes, ein Beispiel der Theorie, das sich gegen anderes Einzelne, das Beispiel derselben Theorie, in keiner Weise abhob. Für sich betrachtet erschien es als durchaus 'zufällig' und wesenlos. Auch die Einzelheit des Menschen betrachtete man nur unter der tötenden Allgemeinheit des Begriffs. Die 'Menschheit' verehrte man, nicht den Menschen. Das Unwiederholbare jeder Menschenseele, das Einzigartige aller Persönlichkeit, wie es das Christentum lehrte, fand in der naturalistischen Weltanschauung keinen Platz. Der Begriff der Persönlichkeit ist nie eine naturwissenschaftliche Kategorie gewesen.

Ebensowenig interessierte das Werden und Vergehen der Dinge als solches. Das Werden wird nicht als eine 'Geschichte' betrachtet, bei der man sich liebevoll ins einzelne versenkt. Nur die allgemeine Notwendigkeit dabei wird hervorgehoben. Man begnügte sich, das Entstehen 'kausal' zu erklären. Das Produkt hat keinen eigenen Wert. Sein Verständnis ist erledigt, wenn man die zusammenwirkenden Ursachen denkt. Auch hier sah man nicht auf die anschauliche Fülle, die individuelle Lebendigkeit und Wirklichkeit, die nie wiederkehrende Besonderheit einer jeden einzelnen Bildung. Wie vorhin alles Sein der Dinge mit dem allgemeinen Begriff, ließ man hier alles Entstehen der Dinge mit dem allgemeinen Gesetz zusammenfallen.

So die Auffassung der einzelnen Dinge, ähnlich die Auffassung des Weltganzen. Auch das Weltgeschehen als Ganzes galt nur als 'Fall' der allgemeinen Gesetzmäßigkeit. Man sah darin ein einfach abschnurrendes Getriebe, das nach den einen unaufhaltsam seinem Stillstand entgegeneile, nach den andern sich rastlos immer von neuem wiederhole. Die Unterschiede der einzelnen Stadien dieses Ablaufs beachtete man nicht; man hielt sie für zufällig und nichtsbedeutend. Keinen aufsteigenden Prozeß sah man darin verwirklicht; keinen Wertunterschied im Sinne eines Fortschritts legte man den einzelnen Stadien bei, der Gedanke einer 'Entwicklung', innerhalb welcher jede einzelne Stufe ihre unerläßliche Bedeutung und unwiederholbare Eigenart hat, blieb den damaligen Denkern fremd.

In allem das Gegenteil ist die historische Auffassung. Der Historiker betrachtet das Einzelne nicht als wesenlos gegenüber dem Allgemeinen. Er will nicht die bloßen Gesetze, die allgemeinen Regeln heraussondern, sondern eine Wirklichkeit fassen. Die Wirklichkeit ist immer individuell, sie lebt und kann nur leben in den Einzelgestaltungen; und sie ist eine Welt von Werten. In dieser Welt von Werten bedeutet das Einzelne tausendfach Verschiedenes, mag es auch überall nach derselben Regel entstanden sein. Eben um solcher Bedeutung willen sind dem Historiker die Dinge da. Dem Naturforscher sind sie da, weil sie müssen; dem Geschichtsforscher, weil sie etwas bedeuten.

Solange die geometrische Methode herrschte, blieb die geschichtliche Betrachtungsweise ein Stiefkind. Das änderte sich mit einem Schlage nach dem Auftreten Kants. Er selbst freilich in seiner Person ist die ungeschichtliche Weise der Aufklärung und der physikalischen Denkrichtung nicht ganz losgeworden. In seiner Philosophie aber waren die Bedingungen einer neuen, historisch orientierten Auffassung gegeben. Indem sie die Grenzen und damit die Ein-

seitigkeit der naturwissenschaftlichen Betrachtung zeigte, eröffnete sie für die geschichtliche, die bis dahin im Hintergrunde hatte stehen müssen, neue Wege und Ausblicke. Der aufmerksame Leser wird schon erkannt haben, inwiefern. Natur, hatte ja Kant gelehrt, ist gar kein eigenes Sein der Dinge, sondern eine bloße Auffassung derselben unter allgemeinen Gesetzen. Das naturwissenschaftliche Denken erscheint folglich nicht mehr als truglose Abbildung der Dinge draußen, nicht mehr als der Schlüssel zu den eigentlichen Rätseln der Welt. Im Gegenteil, die Dinge als 'Natur' betrachten ist nichts als ein Verfahren des menschlichen Geistes, und dieses ist noch dazu auf Erscheinungen beschränkt. Falsch, verboten ist es, es zur Erklärung der wirklichen Dinge zu verwenden. Nun wohl, so konnte in der Folgezeit eine neue Methode zur Erklärung der wirklichen, statt bloß der erscheinenden, Objekte in der Welt ersonnen werden. Die geschichtliche Auffassung der Dinge, die das Einzelne nicht als Fall des Allgemeinen, sondern in seiner eigenen, unwiederholten Bedeutung wertet, bot sich von selber an. Sie trat fortan der naturwissenschaftlichen Denkweise gleichberechtigt gegenüber; ja, indem sie das einzigartige Wesen der Wirklichkeit selbst aufzuschließen verhieß, forderte sie, jener überlegen zu erscheinen.

Das Prinzip der geschichtlichen Betrachtung, daß das Einmalige und Besondere gerade in seiner Unwiederholbarkeit etwas bedeute, umfaßt nicht nur die einzelnen Dinge (wodurch es unter anderem auf den Persönlichkeitsbegriff leitet). Wer es konsequent durchführt, wird es vor allem auch auf die einzelnen Stadien in den mannigfachen Prozessen des Werdens erstrecken. Ordnet man die Bedeutung der einzelnen Stadien solches Werdeprozesses dem Gedanken einer Totalität unter, die durch sie alle zusammen zu verwirklichen ist, so gewinnt man einen neuen fundamentalen Begriff, den der Entwicklung. Er ist die Grundkategorie der historischen Weltauffassung geworden. In den Systemen des deutschen Idealismus, bei Fichte, Schelling, Hegel tritt dieser Begriff in seiner universalen Tragweite immer deutlicher hervor. In Kants berühmter, aber rein naturwissenschaftlicher Kategorientafel war derselbe nicht genannt. Aber war es Zufall, war es Schicksal? schon Kant hatte darauf hingewiesen, daß immer in der dritten Kategorie jeder Klasse der Gegensatz der beiden ersten auszugleichen sei. Aus dieser unscheinbaren Bemerkung haben mit historischem Blick Fichte und Hegel System gemacht. Was Kant nur logisch zeitlos verstanden wissen wollte, haben sie als Gesetz alles Werdens in der Zeit erschaut. Damit schufen sie den genannten Begriff. In Setzung (Thesis), Entgegensetzung (Antithesis) und Ineinssetzung (Synthesis) ließ schon Fichte das Werden, das er kannte, historisch ablaufen und dabei mehr und mehr seinen innersten Sinn, den sittlichen, entfalten. Hier erscheint die neue historische Kategorie noch in ethischer Färbung. Hegel verallgemeinerte den Gedanken. Er führte in einem großartigen System des universalen Evolutionismus aus, wie das ganze Kulturleben als eine Entwicklungsreihe zu denken sei. Sie vollziehe sich so durch die Stufen von Aktion, Reaktion und Synaktion hindurch, daß sich der innere Reichtum und die geistige Fülle beständig steigere.

Das System des deutschen Idealismus ist zusammengebrochen. Die Grundmauern waren nicht fest genug, den hohen, stolzen Bau zu tragen. Wir befinden uns wieder in einer Zeit naturwissenschaftlichen Denkens. In abermals vermehrter Machtfülle ist es aufgestanden und — hat den Entwicklungsgedanken, den die Philosophie des deutschen Idealismus geprägt, in sich hineingenommen. Die Naturwissenschaft selbst ist historisch geworden; gerade unter der Herrschaft des Entwicklungsgedankens ist ihr ein neuer Zweig, die Biologie, gewachsen. Unaufhaltsam dringt mit dieser der evolutionistische Gedanke vor und zieht von da in die Provinzen des Kulturlebens, die Hegel mit ihm spekulativ hatte erobern wollen, zum zweiten Male ein. Auf der anderen Seite sind die außerhistorischen Zweige der Naturwissenschaft, die Physik, Chemie und Physiologie, zu höchster Vollendung gediehen. Von ihren Erfolgen leben unsere Technik und Industrie, die Mittel alles Kulturlebens. Von letzterem Punkte aus droht doch wieder auch die mechanistische Denkweise die Kulturwissenschaften zu ergreifen. Marx' Prinzip, alle Kulturbewegung aus der Wirtschaft, diese aus den physikalischen und geographischen Faktoren abzuleiten, gehört hierher.

Ein merkwürdiges und bedeutsames Schauspiel. Der alte Kampf zwischen Natur- und Geisteswissenschaft hat sich wiederholt, doch mit dem Unterschiede, daß er heute in die Naturwissenschaft selbst hineingetragen ist. Beide Richtungen der letzteren, die biologisch-evolutionistische und die mechanistische Tendenz ringen, das Gebiet der Kulturwissenschaften zu erobern. Der Streit wiederholt sich sogar innerhalb der Biologie selber. Vitalismus und Physikalismus kämpfen dort um die Herrschaft. Ja, noch in der Physik drängt der geistige Begriff der Energie wider den stofflichen des Atoms. Neben dem allen endlich auch die Philosophie auf der Suche nach neuen Geistespfaden (man vergleiche z. B. Rudolf Euckens Begriff der Wesensbildung), in denen sie den evolutionistischen Gedanken weiterführt und vertieft!

Wohin wird die Entwicklung führen? Wir wissen es nicht. Doch der Glaube an die Entwicklung selbst sagt uns: Es geht voran!

GUSTAV FRENSSENS JÖRN UHL

Eine Zeiterscheinung und ein Lebensbild

Von Alfred Biese

'Jörn Uhl!' Wie fremd mag dieser friesische Name dem Ohr des Oberdeutschen klingen, und wie schwer ihm über die Zunge gehen! Und doch hat er im Sturm die Herzen sich erobert, in Nord und Süd, in Ost und West. Auf allen Lippen ist er seit drei Jahren, und noch nie hat ein Buch in deutscher Sprache einen solchen Triumphzug gehalten. Man denke: an die 180 Tausend Exemplare sind verbreitet worden, und sein Dichter, der selbst dem einfachen Handwerkerstande entstammt, hat den Talar des Dorfgeistlichen ausgezogen, hat einen Marschhof gekauft für seinen Bruder und sich selbst ein Haus nahe der Heimatstadt Meldorf und der Dithmarscherbucht erbaut, ein Haus mit ruhiger Breite und stattlichem Ziegeldach und mit einem Dachreiter darauf, der den Blick über Land und Watt und Stadt vergönnt, und das ganze Gewese umgibt ein weiter, breiter Garten.

Das sind wahrlich alles Dinge, die märchenhaft erscheinen in unserm lieben Vaterlande, wo Dichten und Darben nicht bloß lautlich durch Alliteration miteinander verbundene Worte, sondern auch inhaltlich nahestehende Begriffe zu sein pflegen.

Bei 'Jörn Uhl' geschah das Seltene, Überraschende: die Kritik war diesmal wunderbar einmütig in Lob und Anerkennung und Staunen — denn was besagt es, daß dieser oder jener das Buch 'langweilig' fand, das richtet sich wohl von selbst —, aber das Unerhörte war, daß ehe die maßgebende Kritik in die breiteren Schichten ihr Urteil trug, der gesunde Volksinstinkt dies Juwel in dem wirren Wust der Tageserscheinungen schon entdeckt hatte und nun immer lauter der Ruf, der von keinem Geringeren als Paul Heyse zuerst ausgegangen war, in alle Gaue erscholl: 'Wir haben wieder einen Dichter! *Habemus poetam!*' — Man war der sensationellen, weltanschauungslosen Milieuromane, der ins Unnatürliche zugespitzten Seelenanalysen müde, man wollte nicht immer im Staube daherziehen oder sich durch den Sumpf zerren lassen, wenn man in seltenen Mußestunden sich der Dichtung hingab; man wollte wieder reines, klares Quellwasser; ohne Bild: man wollte echtes, gesundes Volkstum. Und das ward hier geboten. — Mancher fragte wohl, stutzig über den Erfolg: Ist es nur Modesache? Haben wir wieder, wie einst einen Johanna Ambrosius-Rummel, nun einen Jörn Uhl-Rummel, einen Frenssen-Kultus? Nein, diese helle Begeisterung, welche in der zünftigen Kritik ebenso

wie in der Kauflust des Publikums sich kundgab, war keine Mache — wenn auch natürlich immer viele nebenher laufen und nur nachsprechen und nachtun —, sondern sie ruhte auf der richtigen Erkenntnis, daß hier eine gesunde Kost an Gedanken und Anschauungen und Empfindungen dargereicht werde, wie sonst so selten in unserer nervös überreizten Zeit. So sind es denn vor allem innere Gründe, innere Werte, die dem Werke zu der gewaltigen Wirkung verhalfen.

Es ist tatsächlich — das kann niemand leugnen — ein ungewöhnlicher Roman von seltener Gestalten- und Farbenfülle, von seltener Kraft des Gehaltes und des Stils und von Gedankentiefe.

Ein kleiner Fleck Erde in Dithmarschen ist es nur, den die Erzählung umspannt, und doch eine ganze Welt, die das Menschendasein in Höhen und Niederungen wiederspiegelt, eine Welt, abgelegen, fremd für die meisten Leser, etwa wie für den verwöhnten Städter eine kahle Dorfkirche, die ohne Schmuck und Zierat, ohne Firlefanz und Prunk, aber für den tiefer Schauenden so traulich und beschaulich und erbaulich ist; denn auch sie vereinigt Zeitliches mit Zeitlosem. — Hier ist Heimatkunst und Höhenkunst zugleich, um moderne Schlagwörter zu brauchen. Man spürt, in so tiefgründigem Erdreich des Heimatsinnes liegen die Wurzeln starker dichterischer Kraft und gedeihen am schönsten.

Wir sehen den Helden werden; es ist ein Bauernbursche, aber ein ganzer Kerl, ein echtes, kerniges Menschenkind; keine Falte seiner Seele bleibt uns verborgen in all dem Wandel der Jahre, im Wechsel von Weichheit und Herbigkeit. Wir erkennen: ob die Menschen auf den Höhen wandeln oder in den Niederungen, es ist immer dasselbe: wer viel und ernst fragt und forscht und sinnt und grübelt, wer bewundert und staunt und demütig verehrt, dem öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein; wer das Stoffliche und Sinnliche geistig bemeistert, wer in der Wirklichkeit wurzelt und auf den festen Boden der Tatsachen sich stellt, aber zugleich den Blick in jene Tiefen richtet, 'wo die reine Wahrheit wohnt'; wen die Natur mit ihren schönen und furchtbaren, bodenlos tiefen und dunklen Augen anschaut, daß er im Innersten erbebt, wer da weiß, daß hinter unserm Leben ein Geheimnis liegt, ja daß wir nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter liegt, leben: der ist durchgedrungen zur Reife des Menschentums. —

Zu solchen Erkenntnissen führt uns dieser Roman. In ihm steckt ein ganzer, echter Friese oder Niedersachse, ein Norddeutscher mit jenem herben, strengen Zug und doch mit jener weichen, nachdenklichen und herzlichen Art, die nur hinter der Sprödigkeit sich zu verstecken liebt. Wir erleben Tatsachen in Fülle, wir sehen in das Leben und Treiben zahlloser Menschen hinein, sehen die wachsende Verderbnis alter Geschlechter auf altererbten Höfen der reichen Marsch, ja es tummeln sich in der Erzählung die Gestalten in einer Mannigfaltigkeit und zugleich in einer Naturwahrheit und Echtheit, die uns aus dem Staunen nicht herauskommen läßt, und es ist uns, als ob es dem Verfasser im Leben ebenso ergangen sei, bis daß er alle die Gestalten bannte und ihnen auf den Grund ging. Aber es umgibt sie alle auch ein geistiges, inneres Band; es

webt sich um Natur- und Menschenwelt geheimnisvolle Symbolik; der Dichter ist nicht nur ein 'Gestalter', sondern auch ein vates und ein Philosoph; ihm ist das Vergängliche nur ein Gleichnis des Unvergänglichen. Und darum stimmt das Lesen seines Buches so nachdenklich, darum zögert man, hält inne, sinnt, verweilt, kehrt zurück. Und in alledem hat man den besten Prüfstein des Echten.

'Was soll man von einem deutschen Manne mehr verlangen, als daß er das große Geheimnis des Menschendaseins und der ganzen Welt demütig verehre und Lust und Vertrauen habe zu allem Guten?' heißt es einmal. Und ich frage ebenso: Was soll man von einem deutschen Roman mehr verlangen, als daß er das große Geheimnis des Menschendaseins widerspiegele und den Leser so fasse und ergreife, daß er vor der Tiefe und Wahrheit, die in der Welt und ihrem dichterischen Spiegelbilde sich verbirgt, andächtig erschauere?

Natürlich ist auch dies Werk bedingt, und seine Welt umgrenzt. Bedingt in der Heimat, in dem Erdboden, dem Klima, der Natur, in der Geschichte, in der Poesie seiner Heimat, bedingt als Zeiterscheinung auch in der Literaturentwicklung, inmitten deren der Verfasser steht. Schleswig-Holstein ist ein ganz besonders von den Musen begnadetes Ländchen. Und was macht seine Dichter, was macht Hebbel, Groth, Storm, Jensen, Liliencron und so auch Frenssen so groß? Ist es nicht das Heimatgefühl, ist es nicht die Kraft, die in diesem wurzelt? So herb und knorrig manches an dem einen und an dem andern, so lieblich und weich wieder anderes ist: ist dieses Widerspiel nicht ein Abbild der zwiespältigen Reize jenes so wundersam reich von der Natur ausgestatteten Ländchens? Wie anmutig lockt dich die Ostküste mit ihren blauen Föhrden, mit ihren herrlichen Buchenwaldungen, ihren schweigenden Seen, ihren üppigen Wiesen und Kornfeldern! Und im Westen braust die Nordsee an das von Dünen umgürtete Land, das in seinem Marschboden unerschöpflichen Reichtum birgt, aber auch in seiner grünen Weide mit den blinkenden Gräben und den weidenden Ochsen, mit den von Bäumen und Hecken umfriedeten Höfen des ästhetischen Reizes nicht entbehrt. Und den mittleren Streifen Landes nimmt die 'Geest' ein. Der Boden ist leicht und sandig; das Korn gedeiht hier nicht in seiner üppigsten Fülle; weite Strecken sind von Kiefern bewachsen, andere sind Moor- und Heideland. — Und doch, welcher Zauber liegt über der Heide! Wie am Meer ergreift uns das Gefühl der Abgeschiedenheit und der Einsamkeit und der Unendlichkeit des Raumes; mit seiner Einförmigkeit wirkt eben das weite waldlose Land wie die weite blaue See, wie der weite blaue Himmel. Es schleicht sich wie Ahnung des Ewigen ins Herz. Alles das bildet den Grundzug der schleswig-holsteinischen, besonders der Stormschen Dichtung, die getragen ist bald von Schwermut über die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit, bald von Daseinslust und unverwüstlichem Lebensgefühl.

Außerordentlich wirksam ist ja für das Gemüt eines Dichters die Mannigfaltigkeit und die Verschiedenartigkeit der Eindrücke gerade in der Natur; und was von dieser gilt, das hat auch in der Kunst seine Bedeutung; ja wir

können sagen: das Vortreffliche, Bedeutsame in ihr beruht allemal auf einer glücklichen Harmonie anscheinend unvereinbarer Gegensätze.

So steckt auch in dem Buche Frenssens einerseits so viel Sinn für praktische Tüchtigkeit, nüchterne Tatkraft und bürgerliche Ehrbarkeit, daß wir an Freytags 'Soll und Haben' erinnert werden, und anderseits so viel weiche, sinnige Stimmung, so viel Träumerisches und Mystisches und Märchenhaftes, daß wir an Storm gedenken, und wiederum anderseits so manche Krausheit und Sonderbarkeit, wie wir sie bei Raabe gewohnt sind, so viel saftige Menschlichkeit, wie wir sie bei Keller oder Jeremias Gotthelf finden, mit dem ihn auch eine gewisse Vorliebe für geistliche Betrachtungen, sowie der Mangel an Scheu verbindet, das Derbe auch ungescheut derb auszudrücken; es steckt aber auch so viel Schalkheit und Humor, sei er nun idyllisch oder grotesk komisch, in dem Buch, daß auch Reuter, Jean Paul, Dickens bei ihm Gevatter gestanden zu haben scheinen.

Doch ist alles das nicht mißzuverstehen. Gewiß ist auch Frenssen in die Schule jener großen Meister gegangen, ehe er selbst die Höhe, welche 'Jörn Uhl' verrät, erreichte, aber alles das soll nicht eine Abhängigkeit im engeren Sinne erweisen, sondern nur zeigen, in welche Reihe er, ein Eigener wie jene, zu stellen ist. Liegt es nun doch einmal uns Deutschen im Blut, das Rubrizieren und Schematisieren. — Wollen wir Frenssen literargeschichtlich einfangen und festnageln, dann müssen wir in der Tat ihn, der freilich auch von dem modernen Naturalismus gelernt hat, unseren besten Erzählern des vergangenen Jahrhunderts an die Seite setzen.

Es wäre interessant, des näheren zu untersuchen, warum denn Storm oder Keller oder Raabe einen solchen Erfolg nicht hatte, also z. B. Raabe mit seinem 'Hungerpastor', seinem 'Abu Telfan', seinem 'Schüdderump' u. ä. — Es sei hier nur angedeutet: Raabe ist sicher viel reicher an Geist und Bildung und führt daher den Schauenden und Denkenden noch tiefer in das mannigfache Wesen der Menschenseele hinein und weitet den Blick noch weiter; aber der süße Kern erschließt sich nur der Mühe ernsteren Nachdenkens, die Schale ist oft rauh und kraus, die Sprache oft schwer; die Beziehungen sind nicht gleich deutlich, die Gedankensprünge vielfach überraschend. — Anders 'Jörn Uhl'. Freilich an Abschweifungen und Episoden gestattet er sich noch mehr als Raabe; und das mag eine ästhetische Schwäche des Werkes bedeuten, obgleich niemand die köstlichen kleinen Kabinettstücke, diese wie die Homerischen Gleichnisse selbständig in der Dichtung dastehenden Bildchen aus dem menschlichen Leben entbehren möchte. Aber so locker im ganzen der Aufbau ist, so gedrungen und knapp und klar ist doch der Stil im einzelnen; die Symbolik, d. h. der verschleierte Sinn, die Idee, ist volkstümlicher als bei Raabe, der Stoff ist moderner; er reicht kräftig in die Gegenwart hinein, ohne weite Umwege über das Timurkie-Land und das Mondgebirge zu machen. Und was Frenssen mit Raabe weiter verbindet, ist das gesunde, urdeutsche Empfinden. Aber dies wird, im Gegensatze zu dem mehrfach pessimistischen Grundton Raabes, zu sittlich religiösem Idealismus gesteigert.

So erhebt sich Frenssen auf den Schultern seiner großen Vorgänger; aber er bietet kein entlehntes Mosaik, sondern eine eigene Welt voll eigenartiger Gestalten und Vorgänge. Und wie ist der Dichter zu solchem Tun gereift? In unablässiger Arbeit. Er hat sich darüber selbst ausgesprochen: 'Fleißig bin ich immer gewesen', sagt er, 'das darf ich bekennen, denn ich bilde mir darauf nichts ein. Das mußte mal so sein. Aber eigentlich erst seit einem Jahre komme ich dazu, auch Früchte von meinem Fleiße zu ernten. Und merkwürdig! Erst schrieb ich «Die Sandgräfin» — da ließ ich nichts von dem hinein, was mir eigentlich aus der Seele wollte, weil ich meinte, das sei zu kraus und zu wunderlich und nicht unterhaltend genug. Das ist mein schwächstes Buch geworden, aber es hat uns vielen Spaß gemacht. Dann in den «Drei Getreuen» ließ ich schon ein paar von den Bildern lebendig werden, die ich bisher für mich behalten hatte; und gerade das Wunderliche schuf mir Freunde. Und endlich der «Jörn Uhl», bei dem ich auf nichts Rücksicht nahm, auf keinen Menschen, auf keine Technik, auf kein Schwanken und Fragen und Zagen, auf nichts als auf mich selbst und auf das, was eben doch mal heraus wollte: der hat mir den Erfolg gebracht. Wie ich mich da gefreut habe, das kann nur der so ganz empfinden, der glaubt, er sei einen langen, verkehrten, mühevollen Weg gegangen, den er nur aus Eigensinn immer weiter verfolgt hat, und als er die Hoffnung schon fast verlieren will, da steht er plötzlich vor dem Ziel. Er glaubt's erst nicht recht, aber er sieht, der verkehrte Weg war der rechte. Aber schwer war der Weg; denn ich bin auch in meinem Amte fleißig gewesen.' — — Wer die 'Drei Getreuen' gelesen, wird finden, daß der Roman vor allem an einem Fehler, der auch in 'Jörn Uhl' noch nicht ganz überwunden ist, leidet: am Fehler der Überfülle; er ist zu reich; eine Gestalt drängt sich in des Dichters und des Lesers Interesse vor die andere; aber vieles einzelne ist auch dort in Seelen- und Naturmalerei unerhört schön.

Und wie arbeitet Frenssen? Oder besser: wie schafft er? 'Ich sehe Gestalten und Szenen wie in einem Nebel. Da taucht einer auf, geht vorüber, sieht mich an und verschwindet; ich weiß nicht, soll ich ihm nachgehen, oder wird er wiederkommen ... Ein kleiner Mann mit krummen, S-förmigen Beinen schleicht um mich her; den glaub ich schon fest gepackt zu haben. Ich sehe auch einen großen Fabrikhof, auf dem sich ein paar alte Freunde treffen. Einen Sarg, der auf der Bahn ausgeladen wird, die Arbeiter stoßen ihn und machen Witze, als ob er ein Stück Ware sei ... Einen, der aus der Fremde kommt und alles verändert findet ... Aber das schwankt und zittert noch alles, und ich weiß nicht, wie es werden wird. Ich bin überhaupt nicht sehr für die Technik. Meine Buchleute gehen mir voraus, ich schaue ihnen nach und folge ihrem Weg, und wenn ich niederschreibe, was ich von ihnen sehe, und ich hin und wieder den Trieb fühle, etwas aus diesem oder jenem Grunde an dem Geschauten zu ändern: dann ist es mir, als ob ich unrecht tue.' Und wie sieht es damit aus, daß die Gestalten dem Leben entlehnt sind? 'Sehen Sie, das ist so. Von dem einen habe ich das Äußere genommen; zwei, drei

andere müssen dann mit dem Innern aushelfen. So ist der Thieß Thiessen in seiner Gemütsart nach einem Mutterbruder von mir gezeichnet, einem kleinen Weber, der an einem uralten großen Webstuhl sein Leben lang arbeitete. Das Äußere aber hat Thieß von einem Manne, der noch lebt. Zuweilen aber deckt sich auch kein Mensch mit dem Bilde, das ich gesehen habe, und erst viel später treffe ich einen, der so aussieht, wie es sein muß. So geschah's mir vor kurzem in Heide. Meine Frau und ich gingen den Geestbauern entgegen, die vom Markte kamen. Plötzlich hören wir eine Stimme und bleiben stehen. «Das ist Thieß Thiessen», sagen wir beide wie aus einem Munde. Denn so mußte der Klang seiner Stimme sein, und dieser Klang hatte mir im Leben noch immer gefehlt.' [1]) — —

Frenssen ist der Heim Heiderieter des Romans, der aus dem Staunen und der Verwunderung nicht herauskommt, der, auch wenn er nur über die Heide geht, sich sagt: Nun soll mich bloß wundern, was ich heute noch erlebe. Und er erlebt unablässig etwas — auch Enttäuschungen und Überraschungen, denn er kommt nach seiner leidigen Gewohnheit ins Träumen — und denkt nach seiner Gewohnheit viel bei allem, was er sieht, ja auch manchmal zu viel, wenn er z. B. eine graue Sandstrecke aus der Ferne für einen Schimmel hält und beim Näherkommen meint, es sei Wodans weißes Roß gewesen.

Es heißt einmal in Jörn Uhl von der Geschichte Wietens: sie ist so weit wie die Welt und so tief wie das Menschenleben. Damit ist das Höchste bezeichnet, was in Roman oder Novelle oder Drama erreicht werden kann.

In jedem echten Dichter ersteht die Welt gleichsam aufs neue; er sieht und hört, was dem Alltagsmenschen verborgen bleibt; jede Stunde, jedes Erlebnis sagt ihm etwas Besonderes, kündet oder löst ihm ein Rätsel. Überall tun sich ihm Bilder auf und erblühen ihm Ideen. Und seine Kunst besteht darin, in wenigen Worten ein plastisches Bild, in wenigen Sätzen uns Gedanken darzubieten. Alles muß Lebensfarbe, Saft und Kraft, muß Anschaulichkeit und zugleich Tiefe haben. — Wir müssen spüren: der Dichter sah den Erscheinungen auf den Grund, und diese spiegeln sich in seinem Hirn und Herzen in eigenartiger Weise; wir müssen spüren: er hat der Natur ins Herz gesehen mit beseelendem Auge, so daß auch sie eine Sprache findet, er kennt den Zauber der ziehenden Wolken, der über das Meer dahinschwankenden Schatten, den Donner der Wogen, die leuchtenden Blitze; er hat in die Kindesseele geschaut, wie in die ringende Mannesseele und in das zarte Leben und Weben des Frauengemüts; kurz, er muß ein Mensch sein, dem nichts Menschliches fremd ist und dessen Denken von Herzblut genährt, von Sympathie erfüllt ist für alles, was Leben heißt, auf daß sein Buch werde so reich und tief, so stark und gewaltig wie das Leben selbst.

Fragen wir, ob der Roman diesen Anforderungen entspricht, ob das, was er darstellt, eine Welt im kleinen ist, ein Mikrokosmos, der auch im engen Rahmen jene Kräfte und Mächte wirksam zeigt, die unser Leben be-

[1]) Noch schärfer und deutlicher hat Frenssen sich über sein Schaffen ausgesprochen in dem Weihnachtsalmanach seines Verlegers, der Groteschen Verlagsbuchhandlung.

dingen und beseelen, ob die Charaktere Persönlichkeitsgehalt tragen, und ob zur Rundung eines echten Kunstwerks Wahrheit und Schönheit, Tiefe und Kraft sich verbinden.

Nach den echt Raabischen und tiefsinnigen Eingangssätzen, die von Mühe und Arbeit handeln und ein nachdenkliches Werk versprechen, das der Verfasser wohl fröhlich, doch mit zusammengebissener Lippe und ernstem Gesicht geschrieben, spüren wir sogleich auf den ersten Blättern, in den wie in Holz gezeichneten Bildern, die Sicherheit der Linienführung und die Plastik und die Anschaulichkeit der Dinge und Personen, die uns vorgeführt werden. Auf dem reichen Marschhofe des Klaus Uhl wird ein Mädchen geboren, während der Vater im Hause ein Gelage abhält; schlimme Vorzeichen ängsten die Frauengemüter; Wieten Penn, das Großmädchen, ahnt das Kommende; die Frau stirbt. — So wächst Jörn, der jüngste von vier Brüdern, ohne Mutter auf. Wieten vertritt deren Stelle in rührender Fürsorge. Der Knabe schaut in das Haus wie in eine weite Welt, die erst entdeckt werden muß; er und Elsbe, die kleine Schwester, und der Spitz sind unzertrennlich; als Kamerad tritt Fiete Krey hinzu. Doch er kann nur abends kommen, denn des Tages ist er unterwegs mit dem Hundefuhrwerk weithin in die Marschdörfer und muß Bürsten und Heidebesen, Striegel und Leuwagen verkaufen. Zwei Sorten Menschen gibt es dort oben im Dithmarscher Lande: die Kreien und die Uhlen. Jene sind ein unruhig Geschlecht, mit wendischer Blutmischung, und sitzen auf der sandig-moorigen Geest und leben als Tagelöhner oder wandernde Handelsleute; diese, die Uhlen, ein langgesichtiges, stolzes Geschlecht, sitzen auf ihren lindengeschmückten reichen Höfen der Marsch. Aber auch in diese ist der böse Geist der neueren Zeit gedrungen; Hoffart und Verschwendungs- und Trunksucht sind eingezogen mit jenen betrügerischen Agenten, die den Bauern goldene Berge verhießen, wenn sie ihr Kapital in weit gewinnreicheren Unternehmungen verwendeten als in ihrem eigenen Grund und Boden. — So geht es auch auf dem Uhlenhofe bergab; der Vater und die drei älteren Söhne sind unablässig in Gelagen und Wirtshäusern unterwegs, und der erste Zorn steigt dem jungen Jörn ins Herz und Hirn, als Elsbe ihm erzählt, die Mutter sei gestorben, weil der Vater nicht aufgepaßt, weil er — besoffen gewesen, sagt mit wilder Derbheit der Knabe.

Die Gespräche der Kinder, ihre Spiele und Feste sind mit so vielen kleinen, feinen Zügen ausgestattet, daß die Farbenechtheit individuellen Lebens hervorleuchtet. — Ob Jörn und Lisbeth Junker, des Schulmeisters Enkelin, in der Geißblattlaube oder am Bache plaudern oder zum Tanze gehen, ob sie beim Onkel Thieß, dem Heesebauern und Siebenschläfer, der alles verkehrt macht, die unglaublichsten Dinge, die Explosion und den Untergang eines großartigen Bootes, d. h. eines von Thieß zurecht gezimmerten Kälbertroges, erleben: wir erleben es mit, denn alles ist mit knappen Strichen und derb anschaulich hingestellt. — Die wilde Elsbe und die feine, sippe Lisbeth stehen im Gegensatz, wie der grüblerische Jörn und der bewegliche Fiete Krey oder gar der alte träge Thieß in seiner Schläfrigkeit. 'Das Beste in der Welt ist die Arbeit',

sagt Jörn; 'die Arbeit ist ein Fluch', meint Thieß und stellt mit Genugtuung fest, daß jede Erfindung die Arbeit weniger macht. — Der Knabe Jörn wird immer ernster und nachdenklicher, je mehr er das wüste Leben des Vaters und der Brüder und die Folgen überschaut; er wird ihnen zum unruhigen, wandernden Gewissen; er liebt die Bücher; er soll Landvogt werden, nach der Meinung des Vaters; aber wie Thieß ihn zur Prüfung nach Meldorf fährt, stellt sich heraus, daß er wohl Englisch bei Lehrer Peters gelernt hat, aber kein Latein, wie es das Gymnasium fordert. Wieten hatte in ihrer Befürchtung recht, daß es doch wieder schief gehe. Fiete Krey, der mit Elsbe von Heiraten spricht, wird vom Hofe gejagt und wandert hinaus in die Welt, und der Herrensohn, der erkennt, wie alles im Hof und Haus vernachlässigt wird, zieht dessen blauleinene Stalljacke an, um zu schaffen und zu arbeiten und zu retten, was noch zu retten ist.

'Jörn Uhl! Wer ist in der Zeit dein Bildner gewesen, da der Menschengeist weich wie Wachs ist, das auf Eindruck wartet? Wer war dein Führer in der Zeit, wo die Eltern uns nicht mehr halten können und andere Leute nicht nach den Zügeln greifen, die hinter uns dreinschleifen, wo wir die Straße hinunterrasen, die auf den Marktplatz des Lebens führt, auf jenen Platz, wo das Schicksal so ernst fragt: «Was bist du wert?» Denn so steht es ja: Zu allen Lebenszeiten haben wir bestellte Ratgeber und Führer, Eltern, Schule und Gesetze, Erfahrungen, Frauen, Sorge und Not; aber in den Jahren, wo ein Frühlingssturm nach dem anderen den jungen, überschlanken Bäumen über die Köpfe fährt, da sind wird ungestützt und unberaten. Hei wie knackte es! Wie stoben die Blätter! Wir haben Narben davon an der Seele und kahle Stellen im Gezweig.' Auch Jörn Uhl soll harte Narben davontragen, denn das Leben bildete ihn, die bittere, herbe Erfahrung, nicht eine weiche Mutterhand leitete ihn oder ein ernstes Vaterauge. — Die plötzliche Leidenschaft zu der Sanddeern braust wie ein Sturm durch sein Inneres, aber er findet sich zurecht durch die Arbeit, wenn auch, um desto stiller und wortkarger zu werden und immer tiefer sich in sich selbst einzuspinnen. Jörn baut seine Seele aus und studiert Littrow, Wunder des Himmels. Der 'Wietkieker' wird zum Sternengucker. — War ihm der Konfirmandenunterricht quälig gewesen, so kam er in der Kirche nicht darüber hinweg, daß der Pastor ein fester Trinker und Kartenspieler ist. Der Schneider Rose gibt ihm Weisheit auf den Weg, die er besser brauchen kann: 'Immer an Gottes Seite und immer gegen die Hunde, das Schlechte!' Wieten fürchtet, er werde hintersinnig, und wie Jörn in seiner Dienstzeit zu Rendsburg, wo Geert Dose so hübsche, spaßige Geschichten erzählt, selbst sagt: Ich kann nicht ordentlich lachen; es ist, als ob mein Gesicht gefroren ist, so ruft ihm der Dichter selbst zu: Auf, junges Blut! Daß Jörn Uhl kein Narr wird! — Voll Hoffnung kommt er wieder nach Hause, aber da lernt er in wenigen Stunden etwas Großes und Neues: bittere Sorge um einen Menschen haben. 'Der Mann in ihm hatte die Stunde seiner Geburt.' Die Sorge um Elsbe weckt ihn, um Elsbe, die von dem leichtsinnigen Harro Heinsen nicht lassen will, und für die allerdings der von Jörn bestellte Hüter,

Thieß Thiessen, ein schlechter Hüter ist. Sie verfällt ihrem Geschick und folgt Harro nach Hamburg. — Da bricht der Krieg aus; Jörn und Geert Doose müssen ins Feld; mit packender Gewalt, mit wilder Anschaulichkeit der in jagender Eile sich aneinander reihenden Einzelbilder wird das Schaurige des Krieges, die furchtbare Grausamkeit der Schlacht geschildert: das Rollen und Tosen der Geschosse und Geschütze, das Stöhnen und Ächzen der Verwundeten und Sterbenden. Man spürt: die Schilderungen ruhen auf Berichten von Leuten, die all das Entsetzliche mitgelebt und mitgelitten haben. — Wie Jörn, vom Typhus genesen, heimkehrt, sieht er das Elend greifbar vor sich: wie an andere Bauernhäuser hat die bittere Sorge mit schwerer Hand auch gegen das Tor der Uhl gedonnert, und der Urheber des Verfalls, des nahenden Bankerotts, Klaus Uhl, stürzt in der Frühe trunken vom Wagen, wie die Pferde vor einem in der Sonne blitzenden Pfluge scheuen, und seitdem ist er irr und wirr. Die übrigen Söhne müssen den Hof verlassen, und Jörn übernimmt das mit Hypotheken überlastete Gut. — Jahre folgen voll schwerer Arbeit und Mühe — denn gerade den Segen der Sorge, den Segen der Arbeit will ja das Buch verherrlichen —, aber hinein in die saure, sorgenvolle Arbeit fällt auch Sonnenschein, der Sonnenschein der Liebe. Durchaus eigenartig, voll Duft und voll herber Kraft ist dies Liebesleben zwischen Jörn und Lena Tarn, dem Großmädchen, das Wieten nur zu singig ist, da sie unablässig bei der Arbeit heiter und fröhlich ein Liedchen singt. Ein entzückendes Wesen ist diese frische, urgesunde Natur, und mit wundervoller Keuschheit hat der Dichter die keimende Liebe umwoben. Als junge Frau ist sie ein Bild fröhlichen Gedeihens in Mühe und Arbeit; sie lebt wie ein Kind vom Tage, lustig wie ein Vogel, und sucht die Sorgenfalten auf des Mannes Stirne zu glätten. Aber sein Herz ist wie ein Haus mit einer hohen Mauer rund umher, sie kommt nur bis vor das Tor seiner Seele, was sollte sie — so gut, so lieb, so fröhlich — in seine dunkle, sorgenvolle Seele sehen? Aber als ob sie wüßte, daß sie nicht viel Zeit hätte, warf sie eine Fülle von Liebe und Freude auf alle, die um sie wohnten. — Und wie knapp, erschütternd knapp, wird dann das Entsetzliche geschildert: der Sturz aus all dem stolzen Glück der jungen Mutterschaft in das — Grab! Markig, schier atemlos folgt hier Satz auf Satz. Wer das nicht miterlebt, der kennt das Leben, der kennt den Tod nicht. — Die Sterbende sieht noch einmal in seine Seele, wie der starke, herbe, schweigsame Mann in schwerfälligen Worten ihr sagt, wie lieb er sie gehabt! — Die Trauer im Dorf, die Rückkehr Jörns von der Beerdigung: alles lapidar! Und wie nun die Brüder Schimpf und Schande auf die Familie häufen, ihm zur Last liegen, Schulden machen und trinken, ja ihn höhnen und die Hand wider ihn heben — da wendet sich sein Charakter immer mehr dem Herben und Brüchigen zu. Schwer lastet auf Jörn das Leben: der Hof überschuldet, der Vater blöde, der Bruder ein Lump, Lena Tarn im Grabe. — Lisbeth Junker kommt im Herbst zu Besuch, sie plaudert mit dem kleinen Jürgen, aber der große Jörn sieht zu ihrer feinen Schönheit auf wie ein Knecht zu der Prinzessin, und nach Hamburg zurückgekehrt, weint sie, bis sie sich satt geweint. —

Die Uhl ist tot! — Aber die Sterne helfen Uhl über manche dunkle Stunden hinweg. Auch die Menschen, der kleine Junge, der Pastor, den er oft besucht und dessen Vater zu sagen pflegt: 'Ich brauche nicht mehr in Büchern zu lesen; mein Leben ist ein Buch.' — Aber das rechte Buch ist auch Leben! — Und was dies Buch enthüllt, ist ein bitteres, schweres Leben: die herrlichsten Hoffnungen werden wiederum zertrümmert, Jörn hoffte auf seinen Weizen, und den knicken die Mäuse. Alles ist auch da knapp, klar, großartig geschildert. Er wird fast irre drüber. Anklagende und entschuldigende Gedanken jagen sich in seinem Hirn. Wieten sorgt für ihn und bringt ihn auf andere Gedanken. Sie selbst sucht Trost bei den Unterirdischen im Goldsoot — aber als sie jung war, waren alle diese Dinge lebendig, doch nun ist das so allmählich gestorben. Jörn ist der Skeptiker. Wieten meint auch: 'Man muß eben so weg arbeiten, bis es Abend wird, und immer gut und lieb sein, so viel man kann.' Was sagt Christus? Jörn meint: das gleiche; 'er war gegen alles Verknittert- und Verbittertsein, gegen alles Vonobentreten und Alleswissenwollen, gegen alles Hassen und Hartsein' ... So finden die beiden Trost in den Worten Christi, wie sie diese auffassen. — Dann beruhigt ihn die große, hehre Einsamkeit der Heide und das Horchen auf das Arbeiten der ewigen verborgenen Mächte im Dunkel des Waldes, im Rauschen in den Lüften. Er ist wieder gefaßt. Und Wieten wundert sich über sein stolzes, schönes Gesicht, daß sie erschrickt. — Thieß kommt und mahnt, den Hof aufzugeben: 'Aber das Davongehen ist nicht leicht — da ist kein Ständer im Haus und keine Latte, da ist kein Rethalm auf dem Dache, dem ich nicht zugenickt habe — ich lasse Lena Tarns mühselige Arbeit fahren, und ich verkaufe ihr fröhliches Singen an fremde Leute...' Vorzeichen deuten auf den Brand der Uhl. — Und der Blitz, der heimlich gezündet auf dem obersten Heuboden, macht sich auf, und die Uhl brennt nieder. Der gelbe Gast — der vorher eine dunkle Katze mit Glühaugen gewesen — reißt alles nieder. Und zugleich macht sich ein anderer, ein finsterer Gesell auf — der Tod; Wieten tritt mit weitgeöffneten Augen zur Seite und macht ihm Platz: der alte Klaus Uhl stirbt. — —

Von da ab weht eine andere Luft durch den Roman und durch die Seele Jörns. Die satte Gedrungenheit schwindet, die behagliche, oft romanhaft ausschmückende Darstellung beginnt; wir wünschten, der Roman schlösse mit dem Brande; doch auch im folgenden ist vieles liebenswürdig und anmutend. Nun, da seine Sache ganz verloren ist, wird Jörn in sich fest und ruhig; ja es kommt mit der Gewißheit eine Heiterkeit über ihn; er gewinnt wieder ein Auge für das Leben und das Glück; er taut auf, nicht nur unter den Strahlen der milden Oktobersonne, sondern auch unter dem Einflusse holdseliger Weiblichkeit — Lisbeth Junkers. Sie sind beide überrascht, wie sie den Ton der Kindertage wiederfinden; er, daß sie, die Feine, Glückliche, mit ihm, dem rohen Bauern, sich abgibt; sie, daß er so fröhlich und herzlich ist. — Er findet bei Thieß mit seinem Kinde und seiner Lade, die seine ganze Habe umschließt, ein Unterkommen, und Lisbeth kommt zu ihnen hinaus; sie gehen in die Heide, spielen Läufern, lassen sich von Heim Heiderieter Geschichten erzählen, fahren

zusammen zu dem alten Kriegskameraden, und allmählich spüren sie beide es, was in der eigenen Brust und der des anderen vor sich geht. — Und die Heimfahrt und die nächtliche Zwiesprach, voll reinster Keuschheit und Herzensinnigkeit, besiegeln es. Es fällt ihm wie Schuppen von den Augen. Seine ganze Vergangenheit scheint ihm verfehlt, als eine große Unwahrheit. Er hat von oben angefangen anstatt von unten — er hat einen großen Marschhof verwalten wollen, anstatt mit einem kleinen Geesthof zu beginnen — er ist in der Irre gegangen. Nun hat er sich selbst gefunden, seine eigene Seele entdeckt, und will nun von unten anfangen. Der Kriegskamerad hat ihn die Wege gewiesen; Jörn will lernen, will die technische Hochschule besuchen und Ton graben oder Wasserläufe anlegen, um Hochzeit auf dem Heeshof zu halten mit der feinsten kleinen Deern im ganzen Land, und in Hemdsärmeln geht er hinunter in ihr Schlafgemach und erzählt ihr alles, und sie herzt ihn in glühender Liebe. Jörn Uhl war voll von Staunen. — — Er geht auf die Hochschule in Hannover. Dort ist er der Landvogt oder der König der Jungen; sie hängen an ihm in Liebe; nach zwei Jahren kehrt er heim über Hamburg. Auch Fiete Krey landet dort mit Elsbe, doch die schleicht davon mit ihrem kleinen sechsjährigen Mädchen. — — Endlich nach qualvollem Warten, am Weihnachtsabend, begrüßen sie die Ärmste. Noch einmal braust in Jörn Uhl der Unmut wider seinen Vater auf, der alles verschuldete, aber Lisbeth begütigt ihn. Er sagt: 'Du hast es gesehen: verhärtet und vereist ist ein ganzes Stück von meiner Seele.' Unter den Sonnenstrahlen ihrer Liebe schmilzt alles Eis von seiner Seele. Das Schlußkapitel zieht die Summe: 'Das Leben ist lang genug, etwas aus sich zu machen, wenn einer Zutrauen hat und starken Willen.' — Und wie Heim Heiderieter mit Jörn Uhl am Goldsoot zusammentrifft — er möchte gerne wissen, was Jörn Uhl so über sein Leben denkt, über das Schwere, das er durchgemacht hat — da sagt er zu ihm: 'Dein Leben ist nicht ein geringes Menschenleben' — 'was soll man denn erzählen, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?' Jörn fügt hinzu: 'Wir müssen alle in Sandwege hinein, damit die Geschichte Fülle und Tiefe bekommt.' Und er zieht das Ergebnis seiner Lebensweisheit mit dem Wort: 'Je älter ich werde, desto unwissender werde ich, und desto größer wird mein ehrfürchtiges Staunen.' Heim soll von ihm sagen: 'Obgleich er zwischen Sorgen und Särgen hindurch mußte, er war dennoch ein glücklicher Mann; darum, weil er demütig war und Vertrauen hatte.' —

Unwillkürlich mündet so schon eine Inhaltsangabe der Dichtung in eine Darstellung der Grundidee aus. Aber wir sind doch noch einigermaßen davon entfernt, mit diesen wenigen Grundstrichen die Bedeutung des Romans als eines von Eigenart getragenen Kunstwerkes und als eines auch im engen Rahmen treuen Spiegelbildes des Lebens erschöpft zu haben.

Ein dichterisches Kunstwerk muß zunächst vom Zauber edler, reiner Sprache einer starken Individualität getragen sein. Nichts verrät Ursprünglichkeit der Anschauung und der Empfindung in höherem Grade als die Bilder und Vergleiche; der echte Dichter entnimmt immer neue aus der Tiefe seiner

Beobachtung, und vor allem paßt er sie im Munde der dargestellten Personen der Gedanken- und Lebenssphäre an, in der diese wurzeln. Ungemein reich ist gerade in dieser Hinsicht 'Jörn Uhl'. Wie drastisch heißt es z. B.: 'Sechs Kinder habe ich.' 'Genug an der Raufe für einen Arbeitsmann, der im Winter Heidebesen und Bürsten macht', oder von dem Torfbauern Thieß: 'Bei seinen waghalsigen Reden geht Thieß vom festen Grund in das Moorige', — oder: 'Wenn ein großes Ereignis plötzlich unter die Menschen tritt, als ein finsterer Riese, dann zucken die Seelen der Berührten — und sie sind wie tief gepflügtes Land, aus dem der starke Geruch frischer Erde aufsteigt.' Wie anmutig sind einige Vergleiche aus dem Vogelleben: 'Hell klang seine frische Jungenstimme durch das morgenstille Haus; wie der erste Vogel im Garten am frühen Morgen stolz auf sein Lied und zugleich schüchtern ist, so sang er.' Oder: 'Der Schein der roten Laterne flog wie ein großer roter Vogel hin und her, als suchte er in wilder Angst einen Ausweg.'

Mädchenanmut wird also veranschaulicht: 'Sie sah so unberührt aus, so fein und frisch wie ein sonniger, stiller Sonntagmorgen, wenn man keine Sorgen hat.' — Von Lena heißt es: 'Sie lehnte sich über ihn am Abend und reihte ihre drolligen, bunten Einfälle aneinander und ließ sie vor ihm spielen, wie die Mutter die bunte Kette über dem liegenden Kind.'

Vor allem die innere Entwicklung Jörns und seine inneren Kämpfe werden in packenden Bildern deutlich: 'Die Entdeckungen, die er an Menschen und Ereignissen machte, verschloß und verstaute er, wie ein Schiffer die Ladung unten im dunklen Schiffsraum verstaut.'

Wie der grüne Heinrich bei Keller durch die schöne Judith, so wird Jörn durch die Sanddeern in seiner Sinnlichkeit geweckt: 'Diese acht Tage hatten in dem jungen Blut so gearbeitet, als wenn ein Garten, der am Abend noch in stiller Ruhe lag — es rührte sich kein Blatt am Baum, alle Zweige waren voll vom dichten, blanken Laub, und alle Steige waren rein — aber gegen Mitternacht setzte ein Sturm ein und tobte bis an die Morgenfrühe. Da lag am Morgen alles zerzaust, unrein und verwüstet. Aus Ruhe und Frieden war Not und quälige Unruhe geworden.'

'Die Tage wirkten auf ihn, wie ein bitterkalter Winter mit wundervollen Sternennächten auf den jungen Baum. Vom Frost bis ins Mark getroffen, zieht er sein Leben in sich hinein und führt es still zwischen Wachen und Schlafen weiter, zwischen hellen Ängsten und süßen Träumen. Allmählich, wie die Sonne ihm lange schmeichelt, stundenlang ihre weiche Wange an seine Rinde legt, taut er auf und wird fröhlich.'

'Wer Jörn aber in diesen Jahren begegnete und ein kluger und feiner Mensch war und hat nur einen einzigen Blick in diese scheuen, tiefliegenden, bitterernsten Augen getan, der hat wie in eine alte Bauernkirche hineingesehen, in Dämmer und Dunkel, goldene Sonnenstrahlen schräg durch hohe Fenster; und ganz hinten hat er auf dem goldglänzenden Altare hohe, stille Lichter brennen sehen.' — Wer möchte mit Worten den geheimen Zauber deuten, der in dieser Symbolik liegt? — 'Hörte er', heißt es ein andermal, 'die alten Bibel-

stellen, in der Kirche, da war ihm wie einem Menschen, der am Waldrande liegt, umsäumt und umsurrt von Vögeln und Mücken, und hört in der Ferne im Walde einen Brunnen rauschen mit vollem und schwerem und reinem Wasser.' — 'Er kam nicht zum Genuß seines Glücks. Er trank wie ein Hirsch, der gejagt wird, der rasch am Wasserlauf sich aufs Knie legt und, erst halb satt, schon wieder aufspringt, weil er Jäger und Hunde hört.' — Wie prächtig malen auch kurze Zeilen, wie die folgenden: 'Er tat zuerst ganz erstaunt, dann wurde er verlegen. Endlich kam er aus weiter, dunkler Ferne wieder in sich selbst hinein.' — 'Der — tote — Bauernhof steht still, wie ein Nagel, der in der Wand rostet.' — 'Das Strohdach hing als müde, schwere Augenwimper über die Fenster herab.'

Am schönsten und tiefsten ist aber wohl der Vergleich des zu neuem Leben erwachenden Jörn mit dem jungen Wald im Frühjahr: 'Wenn über dem jungen Wald, der in Schnee und hartem Frost liegt, der Westwind anhebt sanft zu wehen, dann beginnt es in den Tannen von oben bis unten leise zu knattern und zu splittern: es will sich nicht biegen, es muß brechen. Aber die weichen Lüfte schmiegen und schmeicheln um all die Eiskristalle, gleiten und streicheln. Und wie es geht: das Weiche siegt zuletzt überall auf der Erde. Die Liebe siegt. Das Klingen und Klirren und Waffengerassel hört auf. Die Eiskristalle lassen die blanken Lanzen fallen; es schmelzen ihre Harnische; es laufen ihnen die Augen über; sie sinken der weichen Luft in die Arme. Wenn einer nun durch den Wald geht, hört er, wie es gleitet und fällt, und wie es im Träumen leise und eintönig redet. — Schön ist es zu sehen und zu hören, wenn der Wald auftaut. Schöner noch ist es, dabei zu sein, wenn ein Mensch auftaut.' — Dieses schöne Gleichnis, das um viele zu vermehren wäre, möge uns zu der Behandlung der Natur überhaupt überleiten. Die Schilderungen sind zumeist knapp, aber darum nicht minder anschaulich, sei es von der Geest, von der Marsch, von Heide und Moor, von dem Goldsoot u. s. w. Die Natur ist dem Dichter eine Bildnerin, die mit einfachsten Mitteln Schönes und Starkes zu schaffen vermag. — So lesen wir einmal von dem Garten und den beiden Kindern, die am Teiche unter den Linden angeln: 'Das ganze Bild war sauber gemalt, mit großer Liebe, ein wenig simpel und ehrbar und ein wenig fruchtbar, und hing in Gottes bester Stube.'

Ähnliches malen folgende Zeilen: 'Es war ein schöner Sommertag; die weiße Dorfstraße lag still und leuchtend zwischen den grünen Bäumen; die Linden am nahen Straßenrand überschatteten die Fenster; die Stube war voll dunkelrotem, heimlichem Licht.' Vom Morgen heißt es: 'Die Heese lag noch schwarz unter dem dunkelgrauen, lichtlosen Himmel, aber allmählich schoben sich mächtige goldene Radspeichen überm Wald hinauf, die bis oben an den Himmel reichten. Und bald schob es seine rotglühende Achse über den Waldweg.' — Besonders der Abend und die Nacht werden packend veranschaulicht, sei es ganz knapp, wie in den Zeilen: 'Der Mond stand in den Pappelzweigen, und das Wiesel lief über den Weg', und 'Wie ein Teppich von Gold und Silber lag der Mondschein auf der Diele', oder reicher, wie in der echt

poetischen Stormschen Stimmungsmalerei: 'Im Hause war es totenstill. Draußen rieselte und plauderte der Regen. Aus den Apfelbäumen kamen weiche Vogelstimmen. Es lag ein weiches Schwellen und Dehnen zwischen den Büschen, und die Zweige tropften schwer, als wenn mit jeder klaren, fallenden Kugel ein winzig feines, schönes Wesen von Zweig zu Zweig zur Erde glitte. Er sah hinaus und wartete und glaubte zu hören, wie es leise lachte und wie die Blätter sich auftaten. Ums Fenster war ein buntes Regen und Leben: Mücken fuhren auf und nieder, Spinnen machten sich auf, suchten und fanden Genossen und gingen jeder an seine Verrichtung.' Ähnlich ist folgendes: 'Es war eine wundervolle, ruhige Nacht. Es rieselte noch ein wenig in den Bäumen, als wenn ein Kind abends im Bett leise weint, weil es verlassen ist und sich fürchtet. Es blitzte ein wenig am Horizont, als wenn eine Mutter mit einem Licht in die Kammer kommt, zu sehen, ob die Kinder schon schlafen. Es wehte ein wenig, als wenn eine Mutter ein Wiegenlied summt. Dazu schien der Mond fast voll, nur noch ein wenig schmal im Gesicht, und Sterne am ganzen Himmel warfen tausend goldene Lanzen auf die Erde, daß alles auf ihr sich duckte und still war. Selbst die Menschen, die unterwegs waren, redeten leise miteinander.' — Wir sagten vorhin: Der Dichter sieht mit beseelendem Auge in die Welt; das Starre, Tote gewinnt Bewegung, Leben. Gerade in der gesteigerten Feinheit und Tiefe, mit der die urewigen Zusammenhänge zwischen Geist und Natur in dieser Weise ihre dichterische Deutung finden, unterscheidet sich die moderne Dichtung von der älteren. Konventionell, d. h. überliefert, herkömmlich, abgegriffen und anderseits individuell, d. h. eigenartig, persönlich, frisch und lebendig: das sind die Gegensätze, die den Schablonendichter von dem gottbegnadeten scheiden. Nicht sonderlich neu mutet es uns an, wenn in 'Jörn Uhl' geschildert wird, wie der Ostwind mit seinen dicken Backen dasteht, sich über den Abhang beugt und lacht, oder wenn das Moor und die Menschen gleichzeitig den Atem anhalten, oder der Tag das letzte Licht löscht, so daß er nichts wie Nacht sieht, oder die schneidende Kälte mit feinen, eisigen Ruten schlägt; viel anschaulicher ist es schon, wenn die goldenen Heerhaufen der Sterne auf dunkler Straße, hunderttausend Mann, mit blanken Kürassen und funkelnden Lanzen daherziehen. Hübsch heißt es: 'Die Abendsonne rollte goldene Kugeln über das Moos', oder: 'Die Bäume hinter Lisbeth hatten sich ein wenig zu ihr hinübergebeugt, um alles zu hören.' — Wundervoll ist der Zauber der Natureinsamkeit im Rauhreif gedeutet: 'Es kam ein kalter Nebel und zog mit einem trägen Winde dünne, graue Tücher über das ganze Land. Die Sonne stand wie ein weißlich-trüber Fleck, so groß wie ein Haus am Himmel. Und im Vorbeiziehen ließ der Nebel in jedem Baum und an jeder Hecke, an der er vorüberging, von seinem losen Gewebe hangen: da lag das ganze Land in Rauhreif. Da wurde es noch stiller. Die vielen tausend Stimmen, das Leben, Regen und Rufen, das sonst die Luft auch dieser Einsamkeit erfüllt, hielt an sich. Die Vögel hielten sich lautlos in der Nähe der Häuser; die Krähen flogen stumm zu ihrer Nachtherberge. So sehr bangte und verwunderte sich die Natur. Die Menschen, die sonst auf das beständige

Rauschen, das durch die ganze Natur geht, nicht achten, verwunderten sich jetzt, da es verstummt war. Wenn zwei zusammen des Weges gingen, standen sie still, sahen sich an, blieben stehen, hoben die Finger und sagten leise: «Hör' doch!» — Die Tannen am Waldrande standen gerade und schlank, vom Scheitel bis zu den Füßen in Silberbrokat, Bräute, bereit zur Hochzeit, und hinter ihnen in fallenden, weißen Schleiern die dichte Schar der Jungfrauen. Halb schön erschien ihnen der Zauber, halb schaurig, und sie sahen jeder erstaunt auf seine Nachbarn, so lange das geringe Tageslicht da war. Als es aber Abend wurde, da wandelte sich die ganze seltsame Herrlichkeit. Da sahen sie einer den anderen im Totenhemd; das war mit vielen weißen Spitzen kalt und steif besetzt. Da nahm das Grauen überhand.' — Großartig ist die Beseelung des Blitzes, der stundenlang im Hause gelegen, ehe er zündet: 'Da meinte der Blitz, daß Haus und Menschen sein wären, und machte sich leise auf den Weg. Er wand sich mit langem, glattem Leib, blank wie ein gut gebrauchter Spaten, langsam zwischen Heu und Dach. Wo er, mit den dünnen Armen vorlangend, hingriff, schwelte rote Glut auf. Als er sah, daß, aus Mangel an Luft, die Flamme nicht aufkommen konnte, glitt er schwelend bis ans Fenster. Das Fenster zersprang. Die Eule, die im Giebel saß, flog mit lautem Uhschrei auf; ... plötzlich sprang der gelbe Gast mit Katzensprung aufs Fensterbrett, hob die Gardine und schlug die Fenster ein. Da gab es frischen Zug; die ganzen Decken stürzten in die Stube, der Nachthimmel schien hinein.'

Wie hier die Natur und die Elemente persönliches, menschenähnliches Seelenleben gewinnen, so ist es anderseits auch eine notwendige Anschauungsweise der Inneres und Äußeres verschmelzenden Phantasie, dem lediglich Gedankenhaften, dem Abstrakten, Gestalt und Leben zu leihen. So heißt es einmal im 'Jörn Uhl': 'In der Tiefe ihrer Seele zuckte und lachte heimlich die Freude', oder weit drastischer: 'Die beiden stolzen Königinnen, Treue und Liebe, zankten sich und spuckten sich vor Wut ins Gesicht', oder: 'Wie traurig steht es um die Menschen, wenn selbst das Gute in uns gegeneinander aufsteht und die Zähne fletscht!' oder bei der unglücklichen Elsbe: 'Ihre heimathungrige Seele streckte die Arme aus und griff nach den Seelen derer, welche sie in der Heimat lieb hatte.'

Und kann wohl weiter die innere Angst und Unruhe, welche Jörn und Wieten empfinden, wie sie den Pflug im Mondlicht glänzen sehen und schon in banger Ahnung das Unglück mit den scheuenden Pferden voraussehen, ergreifender geschildert werden als mit jener mystischen Verkörperung des Seelen- und Wesenlosen, das sich nicht greifen läßt und doch da ist, das in unserm Blute kocht und zugleich in jedem Winkel zu lauern scheint? Da lesen wir: 'Ihre Seelen wurden wider ihren Willen in schwarze Tiefen hinabgezogen, die sich grenzenlos dehnten, und hatten nicht die Kraft, wieder heraufzukommen; und es erhob sich ein Kriechen in den dunklen Ställen, ein Schleifen auf den Böden und ein schweres Schlürfen und Schleppen auf den langen Dielen, und die große Doppeltür zwischen den Staatsstuben sprang mit hohlem Stoß auf. Sie konnten aber alle nicht aus dem Schlafe kommen; sie wurden von großen schwarzen Händen in der Tiefe gehalten.'

Das Volk hört in dem Rufe der Eule das unheimliche, todverkündende 'Komm mit! Komm mit!' So hört auch jener unglückliche Knabe, von dem Wieten erzählt, eine Stimme, die Stimme einer alten schwachen Frau, aus der Mergelkuhle: 'Komm her! Komm her! Denn den Menschen ist es, als ob in den bloßgelegten Tiefen, dieser offenen, tiefen Wunde, die sie gerissen, dunkle, böse Erdenkinder lauern, um die Leiden der Mutter zu rächen, und dem kleinen Mädchen ist es, als griffe schon eins der Ungeheuer aus der Mergelkuhle nach ihrer Hüfte.' — Die erregte Phantasie sieht geheime Mächte, die stumm und mit geschlossenen Augen im Nebel stehen, übergewaltige, dunkle Gestalten. Jörn hört inmitten der eigenen Verzweiflung und der großen, furchtbaren Stille und Einsamkeit vom Walde her ein schweres Stoßen und Dunsen. — —

Doch das Wesentlichste in einer Dichtung ist die Naturwahrheit der Begebenheiten und die Echtheit der in ihr dargestellten Menschen. Mögen wir zweifeln an der Entwicklung, die Jörn nach dem Brande als Ingenieur nimmt, mögen wir auch die Sanddeern, namentlich in ihrer hohen Philosophie, etwas unwahrscheinlich und Lisbeth etwas blaß und matt finden, sonst sind doch die Menschen so farbenecht und farbensatt, daß wir sie so leicht nicht wieder vergessen. — Deutlich vor uns steht Klaus Uhl, der große Marschbauer mit dem glänzenden, wohlwollenden Gesicht, der Tonangeber und der Verderber vieler anderer, denn bei wohlwollender und friedlicher Natur ist er ein Narr vor Hochmut und Verschwendung. Wir können Thieß verstehen, der nicht sein Geldwegwerfen und sein Saufen ihm am meisten übel nimmt, sondern sein Lachen, mit dem er alle Menschen anlacht, bloß seine arme, kleine Frau nicht. Deren Art paßt nicht ins Haus der Uhlen; ihre Eltern waren so merkwürdige, drollige Menschen gewesen; sie hat aber neben dem stolzen Mann gelernt, sich zu bescheiden, und sie begehrte doch nichts weiter vom Leben, wie es heißt, als eine kleine gemütliche Sitzgelegenheit an der Sonne.

Die drei Herrensöhne, schmale, hellhaarige Köpfe, arten an Leichtsinn und Hochmut dem Vater nach und denken nur an Saufen und an liederliche Mädchen; Jörn sondert sich von ihnen schon durch seine äußere Erscheinung ab, und noch mehr durch sein schweigsames, grüblerisches Wesen; von früh an sieht er mit neugierigen Augen in die Welt und hat eine wachsende Liebe zu den Büchern; trotz seines stillen und steifen Wesens mögen ihn aber alle gerne leiden, nur dem Vater und den Brüdern ist er ein Dorn im Auge, eine stete stumme Anklage. Er bietet das Bild eines tiefdenkerischen, wortkargen Bauern dar, mit langem Gesicht und langen Gliedern, etwas wunderlich, mit einem Stich ins Hochmütige; er findet sich schwer ab mit der Welt, mit der Kirche, mit Gott. Aber er ist voll Gediegenheit. Arbeiten und nüchtern sein und sparsam und klug wirtschaften und den Sinn auf etwas Großes lenken: das ist seines Lebens Grundsatz, den er mit eiserner Beharrlichkeit durchführt, und der ihn schließlich zum Ziele, d. i. zum inneren Frieden leitet.

Seine Schwester Elsbe ist eine echte Uhlin; klein und üppig gewachsen, mit schönem, dunklem Haar und den weichen Linien frischester Morgenblüte,

voll wilder Glut, voll überschäumender Lebenslust und Lebenskraft, wie man oft bei solchen Menschen findet, die, von großen und starken Eltern geboren, kurz von Natur geblieben sind. 'Ich muß etwas lieb haben', sagt sie schon früh, oder: 'Ich will tanzen, bis ich umfalle'. Sie folgt ihren Sinnen, nicht dem Gewissen und der Sittlichkeit, und muß es bitter büßen. Und vor wem stünde nicht — wie das Vreneli Jeremias Gotthelfs — schier greifbar und von unwiderstehlichem Zauber umflossen Lena Tarn, stark und stattlich von Gang, ihr Gesicht von frischen Farben, weiß und rot und weich gerundet, das Haar gelb und ein wenig gewellt; nur an den Ohren waren kleine Locken, so groß, daß man einen Finger hineinstecken konnte. An Leib und Seele ein Bild kraftvoller Gesundheit und unauslöschlicher Heiterkeit. Ein Sonnenkind, das zu früh der Tod auf die weiße Stirne küßt, hinter der im Leben immer so drollige, bunte Einfälle ihr Spiel trieben. — Feiner und zarter, aber auch ungleich schemenhafter als Lena ist Lisbeth Junker; sie hat in Haltung, Haar und Augen etwas Helles und Auffliegendes ('wie ein Vogel piepst du, Heintüüt'), und in den grauen Augen und um den festen, roten Mund liegt ein Zug des Ernstes; aber wie ihr Glück erblüht, wird sie wieder jung wie ein Vögelchen. — Wer gewänne nicht Wieten lieb, Wieten Klook, die ihr eigenes Lebensglück opfert und treu dem Wort, das sie der Sterbenden gegeben, unablässig für die Mutterlosen sorgt. Sie ist die Vertreterin der Volksseele mit ihrem Tiefsinn und ihrer Mystik; das Leben ist für sie eine Reihe von Bildern, von denen eins trauriger ist als das andere, und so kann sie stundenlang, während sie die fleißigen Hände rührt, stumm vor sich hinsehen, mit einem traurigen, stillen Gesicht. Widerwillig doch nur ward ihre Seele aus der Sonne tiefer und tiefer in den Schatten geführt; sie fand das Ewige nicht mehr in der Sonne, sie suchte es im Dunkeln. Sie fand das Bild der Welt und des Lebens nicht mehr in der hellen, grünen Waldlichtung, sondern in der grauschwarzen Luft, die unter alten, hohen, dichten Tannen ist.

Eine Prachtfigur, die allein schon Frenssens Gestaltungskraft im besten Lichte zeigt, ist Thieß Thiessen, der kleine, hagere Mann mit dem feinen Webergesicht, der des Vaters freundlich drolliges Wesen geerbt hat. Wer sähe ihn nicht, den Siebenschläfer, wie er im Schatten eines Torfhaufens liegt, die Mütze übers Gesicht gelegt — denn dieser Platz, sagt er, schrie mich förmlich an: Thieß, lege dich eine Weile hierher! Und dann springt er auf, kerzengerade wie ein Pfahl. — Bei Thieß ist Leben, aber es schläft; am liebsten möchte er eine Fußtour durch Rußland und China gemacht haben, begnügt sich aber später mit dem Studium von Gerstäcker, Stieler und Grube. 'Das Haus, in dem Thieß Thiessen fast sein ganzes Leben zugebracht hatte, und der Kopf, den Thieß Thiessen auf den Schultern trug, hatten eine unzweifelhafte Ähnlichkeit miteinander. Unaufgeklärt blieb allerdings für alle Zeiten, wer sich nach dem anderen gerichtet hatte, ob Thieß' Kopf im Laufe der vielen Jahre dem geliebten alten Hause ähnlich geworden war, oder ob das Haus sich etwas nach Thieß gerichtet hatte. Das Haus Thieß Thiessens war lang und schmal; das hohe dunkle Strohdach hing über die kleinen, blinkernden Fenster tief

herab; vorne war ein kleiner, waghalsiger Giebel. Der Kopf Thiessens war sehr lang und schmal, und das lange, dunkle Haar hing tief über Ohren und Stirn herab bis an die blanken, blinkernden Augen; seine Nase war klein und, wenn nicht waghalsig, doch kühn; eine feine, geschwungene Nase in einem kleinen, verwitterten, vertrockneten und verknitterten Webergesicht.' — Famos ist die Fahrt nach Meldorf geschildert, wo Thieß vorne sitzt und Jörn hinten: 'Hast deinen geistigen Kram gut beisammen, Jörn? Wir wollen den Sandweg fahren, daß nichts davonspillt. Das tue ich auch, wenn ich Backtorf zur Stadt fahre.' Und wer empfände nicht Mitleid mit dem Ärmsten, wie er acht Jahre lang nach Elsbe sucht und klagt: 'Ich habe alles verschlafen!' während seine kleinen blinkenden, suchenden Kinderaugen um Hilfe flehen und suchen 'wie Schwalben, die zwischen Bäumen im Garten fliegen.' Und wie rührend klingt es aus seinem Munde: 'Wieviel Heimweh überhaupt in dieser großen Stadt ist, das glaubst du gar nicht.' Und als er endlich Fiete Krey am Hafen erblickt, da nimmt er keine Rücksicht auf alle die fremden Menschen, er ruft und klagt so lange 'mein Fiete! mein Fiete', bis endlich dieser aufmerksam wird durch die Leute, die da mitschreien: 'Fiete! Sperr die Augen auf! Der Alte da mit dem Torfsack!' 'Das Wort «Torfsack» fiel als eine geworfene Leine über Fiete Kreys Seele und fing sie.' — Thieß ist der Hauptvertreter des herzbezwingenden Humors in diesem sonst so grüblerischen, tiefdenkerischen Roman; aber seine Lichter spielen sonst auch hie und da lustig hinein; ich erinnere an Jasper Krey mit seinen Totenkränzen, die er zu früh der Erbtante spendet und dann an den Wänden seiner Stube aufhängt, denn 'du weißt, Jörn, wir Kreien haben Sinn für das Bunte und Schöne'. — Jedenfalls gewinnt bei Fiete Krey auch alles, was er auf seinen Handelswegen in Marsch und Geest an Lebensweisheit sammelte und was eine grobdrähtige, realistische Ware war, und anderseits die alte bunte Volksweisheit Wietens in seinem Rundkopfe einen wildromantischen, indianerhaften Anstrich, so daß sein Weg ihn schließlich auch zu den Rothäuten führt, freilich auch zu schweren Erfahrungen. —

Das Volkstümlich-Humoristische wird in dem Roman auch durch die Sprache gehoben, die sich durchaus nicht scheut, im Salon nicht übliche Ausdrücke zu verwenden, wie: Schleef, spatteln, Jux, hilde, Lapps, Tapps, tühnen, Schups, verbiestern, von Tuten und Blasen nichts wissen, plierig, gröhlig, quasseln, anschnacken, mopsig, dusselig, dösig und ähnliche mehr. — Dieser offene Sinn für das Kernige, Gesunde, Volkstümliche, den die hervorstechendsten Charaktere wie auch die übrigen zahlreichen Nebengestalten verraten, und den auch die Sprache offenbart, tritt auch in der Behandlung des Verhältnisses beider Geschlechter zueinander hervor. Sie ist von wunderbarer Offenheit, die jedoch stets durch Reinheit gebunden bleibt. Wer möchte jene köstliche Episode, die wie so manche andere freilich den künstlerischen Aufbau der Handlung stört, missen, die Erzählung von jenem spröden Mädchen, das sich gegen das stemmt, was die Natur bald mit lächelnder, bald mit ernster und fast drohender Stimme auch von ihr verlangte? Aber Trotz und Stolz siegen über die Liebe. Und nun fährt sie allein in den stillen Abend hinein, und da

hört sie einen Vogel kläglich seinen Genossen rufen, und da sieht sie die leuchtende Gestalt des Knaben, der dem Goldsoot entstiegen ist in jugendlicher Schönheit. Und da sollte sie zur Natur gesunden. Sie erkennt in der Tiefe ihrer Seele, wo die reine Wahrheit wohnt, wo Gott und Natur noch in trautem Bunde miteinander hausen, daß der da der Kamerad ihres innersten Wesens war. Und ihr Herz schreit vor Weh und Sehnsucht nach dem Geliebten, und wie dieser die langsam Fahrende einholt, ist ihr Herz weich, ihr Sinn offen für seine Liebe.

Von Jörns Jünglingsjahren wird gerühmt: Es war für ihn sein besonderes Glück, daß er in gefährlichen Jahren mit diesem Kinde — es ist Lisbeth Junker — zusammengeführt wurde, das alles Gute und Feine in ihm wachhielt und stärkte. Die Sanddeern, die selbst an unseliger Liebe krank ist, entfacht in ihm die Sinnlichkeit, freilich nur zu kurzem Auflodern, aber er schaut doch der Natur selbst damit in die schönen und furchtbaren, bodenlos tiefen, dunklen Augen, und jene acht Tage, wo er in Entsagung sich bändigen muß, durchwühlen seine Seele bis auf den Grund, denn ihm war der geheimnisvolle, dunkle Zauber nahe getreten, den das Weib in seiner vollen Blüte auf das Jünglingsalter ausübt, ein Gefühl, das sowohl etwas von Anbetung, wie von erster gesunder Sinnlichkeit hat.

Aber er verbarg das alles in den geheimsten Tiefen seiner Seele und hütete es ängstlich, und so war es ihm in seinem Dienstjahr unerträglich und fast körperlich schmerzhaft, wenn die Prahler diese heiligen Geheimnisse der Natur unter Lachen ausbreiteten. — Und wie keusch und rein weiß der Dichter die Liebesszenen zu behandeln, welcher Zauber liegt über jener nächtlichen Zwiesprach Jörns und Lenas! —

'Jörn Uhl' ist kein Buch für Kinder und Halberwachsene, denn als ein Lebensbuch hat es Recht und Pflicht, auch die Schattenseiten und die Untiefen zu spiegeln; aber wegen seines sittlichen Freimutes und auch wegen seiner religiösen Anschauungen es verdammen, wie es geschehen ist, verrät einen engen Geist. In schleswig-holsteinischen Blättern und Broschüren spielte sich ein Kampf ab zwischen den Geistlichen, die Zetermordio über den Abtrünnigen schrien und ihn von ihren Rockschößen abzuschütteln suchten, und denen, die stolz waren, daß in ihren Reihen ein Mann wie Frenssen erschienen sei, ein Dichter von Gottes Gnaden, ein ganzer, ein ehrlicher deutscher Mann, der da ist ein mannhafter, fröhlicher Verkündiger des herrlichen Gottesevangeliums! Es hat etwas ungemein Peinigendes, wenn ein Amtsbruder den anderen, der nicht bloß Geistlicher, sondern auch Dichter ist, nicht in seinen Predigten — die übrigens in 35000 Bänden verbreitet wurden —, sondern in seinem Roman mit einer Kritik zu fassen sucht, die keinen anderen Maßstab kennt als den des kleinen Lutherischen Katechismus und fragt: Wie steht Frenssen zu dem Gesetz Gottes, was hält Frenssen von dem Christ Gottes, was hält Frenssen von dem Worte Gottes, was weiß Frenssen von der Offenbarung Gottes —, um allüberall in Frenssen den unklaren, widerspruchsvollen Eklektiker zu erkennen und den falschen Propheten festzunageln.

Ist es aber überhaupt recht, frage ich, von einer Dichtung die Lösung philosophischer oder religiöser Probleme, die Lösung des Welträtsels zu fordern? In erster Linie stehen dem Dichter die Erscheinungen, nicht die Quellen der Erscheinungen; man darf nimmer nach kurzatmigen Philosophemen und engbrüstigen Kategorien an den tiefsinnigen Worten der Dichter herumdeuteln; man muß sie in ihrer Eigenart, in ihrer wechselreichen Stimmung zu verstehen suchen. Ein anderes ist ein Dichter, in dem das naive Volksbewußtsein im Bunde mit dem hohen Kunstverstande zum Ausdruck gelangt, der die Begriffe Schicksal, Sünde, Gnade, Leben auf und über der Erde und ähnliches mehr nicht als Theologe, sondern als Poet behandelt oder im Munde seiner verschieden gearteten Personen auch verschieden behandeln läßt, ein anderes ist ein Pastor auf der Kanzel — und wie Frenssen das Wort Gottes an geweihter Stelle zu deuten und seinen Dorfgenossen ans Herz zu legen und mundgerecht zu machen verstand, davon zeugen seine 'Dorfpredigten', die Anschaulichkeit mit Herzenswärme und Gemütstiefe verbinden.

In 'Jörn Uhl' mag gewiß sich das Pastorale hie und da etwas vordrängen, es mag auch der brave Geistliche, der da Jörn den inneren Halt wiederzugeben sucht, die Tiefe der christlichen Lehre nicht ausschöpfen; es mag auch manches Wort, z. B. das der Sanddeern, zu hoch gestochen sein, obwohl die Kritiker sehr irren, die da behaupten, solche philosophisch grüblerische Köpfe, wie Frenssen sie unter den Bauern zeichne, gebe es überhaupt nicht; wer je mit Dithmarsischen Landleuten, d. h. wenn sie aufgetaut und nicht mehr bis oben hin zugeknöpft waren, sich häufiger unterhalten hat, der weiß, daß von einem grüblerischen Schäfer oder Torfbauern oder Ackersmann zu jenem Bauernjungen aus Langenhorn, der jetzt ein großer Professor ist, kein so ungeheurer Schritt ist. Der Menschenschlag des Landes dort ist vorwiegend für Philosophie und Mathematik beanlagt, und da kommt er denn — wie in Jörn Uhl zu lesen — bald auf blankes Eis und kommt leicht zu Stellen, wo unter dunkler, durchsichtiger Decke die grünliche, unermeßliche Tiefe gähnt, in der es von Gestalten wimmelt, die er nicht bewältigen noch deuten kann.... Und wer ferner der Geistlichen in Holstein eine größere Zahl kennt, der weiß auch, daß in den reichen Dörfern ein Pfarrer, der Karten spielt mit den Bauern und auch mal ein Glas über den Durst trinkt, keine so große Seltenheit ist. Wer wird aber anderseits nicht auch so milden und freundlichen begegnet sein, wie der ist, der Jörn über manche schwere Stunde hinweghilft und nichts anderes sein will als ein schlichter, ehrlicher Mensch, der mit ehrlicher Arbeit und Liebe die Leute für das Evangelium gewinnt?

Und weiter: Kann man denn die halb kindlichen, halb verworrenen Anschauungen, die sich Jörn, besonders in Jugendjahren, von Gott und Weltzusammenhang macht, dem Pfarrer Frenssen oder auch nur dem Dichter Frenssen zur Last legen? Es fragt sich dabei doch nur, ob solche Anschauungen in dem Charakter des Jörn begründet sind, ob sie also naturwahr sind oder nicht, nicht aber, ob sie nach diesem oder jenem Glaubensbekenntnis wahr sind.

Was ist Wahrheit?

Bei dieser Frage scheiden sich eben die Geister. Frenssen bekennt sich zu den Leuten, die mit Goethes Faust sagen: 'Daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen', und zu jenen Künstlern, denen ein reines, unschuldiges Betrachten, ja eine Verehrung des Gegenstandes ohne religiöse Gesinnung nicht denkbar ist, die mit Goethe sprechen: 'Wer nicht mit Erstaunen und Bewunderung anfangen will, der findet nicht den Zugang in das Heiligtum. Was niemand mit auf die Welt bringt, und worauf doch alles ankommt, damit der Mensch nach allen Seiten zu ein Mensch sei; das ist die Ehrfurcht.' Die demutvolle Anbetung des Höchsten, das wir nicht enträtseln können, steht auch dem Dichter Frenssen über allem Dogmatischen. So heißt es: 'Wir lernten das meiste, als wir auf freies Feld gingen und aufzufliegen versuchten, so gut es ging; von Büchern wird man nicht klug.' — Wundervolle Aussprüche von dieser Grundauffassung legt er seinen Leuten in den Mund oder flicht er auch selbst ein, wie sie ihm gerade aus dem Herzen in die Feder fließen. Wer wollte aber darauf ein System Frenssenscher Philosophie oder Theologie bauen? Wer sich wundern, wenn nicht alles über den rätselhaft dunklen Willen des Schicksals und ähnliches, aneinandergereiht, ohne Riß und Widerspruch ist? Alles Sentenzenhafte ist ja halbwahr, halbfalsch und kann uns doch tief packen und in gewissem Zusammenhange völlig überzeugen. Hat es nicht tiefen Sinn z. B., wenn es heißt: Schuldig sein und den Kampf um das Gute aufgeben, das ist Tod; schuldig sein und doch für das Gute streiten, das ist rechtes Menschenleben —?

Nach schweren Verfehlungen kommt jener Unselige, von dem eine Episode uns erzählt, zu der Erkenntnis, daß sein Streit ein Streit gegen das Ewige war, gegen das, was allem zu Grunde liegt, und daß dieser Streit vergeblich war, weil er unmenschlich ist.

Und wie ist es mit Jörn Uhl, als über ihn 'das Gefühl der Unzulänglichkeit der Menschenkraft kommt, das Gefühl der Bedürftigkeit, das Gefühl: Wohin, meine Seele, in deiner schrecklich großen Einsamkeit und Verlassenheit? — Da war es doch gut, daß er in der Schule vom »Vater im Himmel« gehört hatte; sonst hätte er sich in dieser Stunde vor den übergewaltigen, dunklen Gestalten, die feindlich rings um ihn standen in der Nacht, allzusehr gefürchtet, ja er hätte sie vielleicht angebetet. Aber nun lief er in bangem Vertrauen zu den unsichtbaren, starken, segnenden Mächten, die im Evangelium sind. Und das war ein gewaltiger Schritt, den der bisher immer noch so sichere Jörn Uhl da machte. Denn nur dem Demütigen gibt Gott Gnade, wie ein kluger Mann richtig gesagt hat. Nur denen, die tief forschen, viel und ernst fragen, nur denen, die bewundern, staunen und demütig verehren: nur denen öffnen sich die Pforten zu einem ganzen, weiten Menschendasein. Zu den Weiten und Tiefen des Menschendaseins, den wunderbaren, schönen, gelangen nur die Nichtwissenden.' — Und auf wie starkem Idealismus ruht das andere Wort: 'Es liegt hinter unserm Leben ein Geheimnis. Wir leben nicht wegen dieses Lebens, sondern wegen des Geheimnisses, das dahinter

liegt.... Wer weiß etwas? Das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwins und der Jünger Luthers, daß sie zu viel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urzelle Hochzeit machte, die anderen, als Gott in den Knien lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, staunenden Nichtswissers.'

Aber dies Nichtwissen ist kein hoffnungsloses, sondern die Gewißheit durchbricht es: 'Es arbeitet und wühlt Gutes und Böses an und in den Menschen und kommt wie ein bunter, lauter Volkshaufe vor Gottes Thron und schaut ihn an. Er wird Ordnung in den Wirrwarr schaffen.'

'Alles, was geschaffen ist, ist unter Mühe und Not gestellt, aber in dem Mühen und Wühlen ist ein tieferer Sinn; eine geheimnisvolle Kraft ist überall tätig, und diese ist das Gute, und das wird überall siegen. Wenn man das nicht glaubt, woher soll dann ein ernster, nachdenklicher Mensch den Mut zum Leben nehmen?' —

Dieser hohe sittlich-religiöse Idealismus ist es vor allem, der 'Jörn Uhl' so hoch über Sudermanns Roman 'Frau Sorge' erhebt, mit dem er so manche verwandte Züge trägt, in dem aber gerade der versöhnende Aufblick zu der Macht des Ewigen fehlt, so daß der straffere Aufbau und die genaue Einzelschilderung doch nicht über diesen Mangel wie über manche Übertreibung und Unwahrscheinlichkeit hinwegtäuschen können, denn die Selbsterlösung aus den Banden der Sorge vermag er uns nicht glaublich und psychologisch folgerichtig darzustellen. Das vermag aber 'Jörn Uhl', und darin liegt seine große Wirkung. Aus Nacht zum Licht ringt sich eine ernste und tiefe und gesunde Seele empor. Der Pessimismus wird geläutert und verklärt in schweren Kämpfen und Irrungen durch jene obsiegende Erkenntnis, die in die Worte ausbricht: 'Die Gleichgültigkeit macht alles tot, die Liebe macht alles lebendig.'

So mündet auch diese Dichtung wie die unserer Besten, wie die eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller, eines Raabe in die Verherrlichung jenes Menschentums aus, dessen Blüte die unbestochene, von Vorurteilen freie Liebe ist und dessen Frucht das Wort in sich schließt

Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

OVIDS ARS AMATORIA IN DER ERSTEN DEUTSCHEN ÜBERSETZUNG

Bartsch hat in seiner Ausgabe des Albrecht von Halberstadt (1861) mit gründlicher Gelehrsamkeit das Nachleben Ovids im Mittelalter dargestellt. Daraus erhellt, daß die Ars amandi von Karl dem Großen bis auf die Carmina Burana und Hugo von Trimberg zitiert und gelesen wurde (S. XXXVII). Während aber die Bearbeitungen und Übersetzungen dieses lockeren Poems in Frankreich schon mit dem XII. Jahrh. beginnen,[1]) auch die italienischen Versionen bereits im XIII. Jahrh. einsetzen,[2]) bleiben die Deutschen hierin weit zurück. Denn der Tractatus amoris u. s. w. des Dr. Hartlieb, den Bartsch (S. XXXVII), Kühne (S. 2), ja selbst Gervinus (II 214) für eine Übersetzung aus Ovid hielten, ist nichts als eine Übertragung des Tractatus amoris et de amoris remedio von Capellanus Andreas,[3]) der mit Ovid so viel wie nichts gemein hat. Hartlieb gebraucht nur Ovids Namen als zugkräftige Marke.

Die erste deutsche Übersetzung der Ars amandi stammt von einem Anonymus P. V. D. Ae. unter dem Titel: 'De arte amandi, das ist Von Kunst der Liebe. In Latein beschrieben durch Ovidium Nasonem den Sinnreichen und Hochverstendigen Poeten, der vor Zeiten unter dem Keyser Augusto zu Rom florieret hat. Mit vielen lustigen Reimen und Liedern gezieret und gebessert. Alles zu einer ehrlichen Ergetzung den jungen Leuten zu gefallen zum ersten mahl in Truck verfertigt. Non Dulce Amare (Holzschnitt), Sed Redamari. Erstlich getruckt zu Deventer i. J. 1602', 8⁰. 188 S.[1]) Außerdem werden noch folgende Nach- bezw. Neudrucke aufgeführt: 1603, 8⁰ in Leipzig bei Barth. Voigt[2]); 1606, 8⁰ in Deventer[3]); 1610, 8⁰ in Deventer (Magdeburg bei Franck) 'zum dritten mahl getruckt'[4]); 1610 in Hamburg (by Hinrik Dosen): 'De arte amandi. Dat ys Van kunst der leeve, In Latein beschrewen dorch Ovidium Nasonem, mit velen lustigen Rimen, Lederen & schönen Figuren geziret unde mit flite in de Sexsche Spracke overgesettet';[4]) 1629, 8⁰, erstlich gedruckt zu Leipzig, zu finden in Franckfurt a. M. bei Jakob de Zetter, (ein schlechter Nachdruck);[4]) 1644, 8⁰ zu Liebstat 'zum dritten mahl in Truck verfertigt' mit einem Titelholzschnitt 'in Franckfurt a. M. bey Mathaeo Kempffer zu finden': 'Erstlich in Nieder-, nun aber in Hoch-Teutsch ubersetzt und mit vielen newen Brieffen, artlichen Räthtzelein, lustigen Rheymen und schöne Freyereyen gezieret und an vielen Orten verbessert.'[5])

Wer ist nun dieser Anonymus P. V. D. Ae? 1602 erschien zu Deventer der 'Blum- und Außbundt Allerhandt Außerlesener

---

[1]) Vgl. Körting, L'art d'Amors (Leipzig 1868) S. XVII f.; Kühne und Stengel, Maître Elie's Überarbeitung der ältesten franz. Übertragung von Ovids Ars amatoria (Marburg 1886) S. 2 ff.; Perpéchon, L'art d'amours (Chambéry 1896).

[2]) Vgl. Bellorini, Note sulle traduzioni ital. dell' Ars amatoria et dei Remedia amoris (Bergamo 1892).

[3]) S. Goedeke, Grundriß² I 359.

[1]) Exemplar auf der Königl. Bibliothek in Berlin; vgl. Hayn, Bibl. erot., Leipzig 1885², S. 4 f.

[2]) Ebert, Bibliogr. Lexikon (1830) II 281; Weller, Analekten der poet. Nationalliteratur (1862) I 360. Ein unvollständiges Exemplar besitzt das Britische Museum.

[3]) Ebert.

[4]) In Berlin.

[5]) In Berlin und München. Wir legen diese Ausgabe zugrunde, die zweifellos, wie die 'Vorrede an die Junge Gesellen' und eine geharnischte Epistel 'zu den Neydern dieses Wercks' zeigen — beide mit P. V. D. Ae. chiffriert —, ebenfalls vom Originalherausgeber stammt.

Weltlicher, Züchtiger Lieder & Reimen', ein Liederbuch, das schon Uhland (Hoch- und Niederdeutsche Volkslieder I 2, 977) erwähnt. Am Schlusse nennt sich der Verfasser ebenfalls P. V. D. Ae. Aber unter Nr. 10 und 15 lüftet er sein Visier, indem er seine eigenen eingestreuten Lieder reimend unterzeichnet mit: Paulus von der Aelst[1]). — Ferner erschien 1604 das deutsche Volksbuch von den Haimonskindern 'auß dem Nider-Teutschs in unser gemein Teutschs ubergesetzt und in Truck verfertigt durch P. V. D. Ae.', das der neue Herausgeber, Fr. Pfaff[2]), ebenfalls unserm Paul von der Aelst zuschreibt.

Wäre überhaupt noch zu zweifeln, daß Paul von der Aelst auch der erste deutsche Übersetzer der Ars amandi ist, so müßte jedes Bedenken vor der Tatsache verstummen, daß z. B. die S. 386 und 416 beigefügten und mit P. V. D. Ae. gezeichneten Lieder aus dem oben angeführten 'Liederbuch' stammen.[3])

Leider wissen wir von Paul von der Aelst gar nichts Näheres; denn daß er ein Deventer Buchdrucker war, kann nur aus einem seiner eingestreuten Eigenverse geschlossen werden; der Geschichtschreiber von Deventer, Revius[4]), der sonst die in der Vaterstadt edierten Bücher und Buchdrucker als treuer Chronist verzeichnet, nennt ihn nicht. Aelst war, wie der Name schon zeigt, ein Niederländer; Deventer gehörte seit 1591 zu den freien niederländischen Provinzen. Aber er beherrschte auch die deutsche Sprache. Wie er nun in seinem Liederbuch französische, niederländische und deutsche Volkslieder gesammelt, hat er auch in den Haimonskindern den Vermittler zwischen den Niederlanden und Deutschland gemacht. Ob er die Ars amandi selbständig übersetzt hat oder auch hierbei einem niederländischen Vorbild[1]) gefolgt ist, vermag ich mangels der betr. Vorlagen nicht zu entscheiden. — Aber jedenfalls wurde die Übersetzung Pauls von der Aelst ein vielgelesenes Volksbuch, wie schon die häufigen Nach- und Neudrucke beweisen, das weit über ein Jahrhundert — erst 1785 erscheint die zweite deutsche Version der Ars amandi von Strombeck — seine Beliebtheit behauptete. Schon um dessentwillen verdient es der Vergessenheit entrissen zu werden.

* * *

Die Ars amatoria des Ovid ist eine anscheinend mit großem Ernst vorgetragene Unterweisung in der Liebespraxis. Aber dem kundigen Leser entgeht es nicht, daß der Dichter mit dem Stoff tändelt, humoristisch, oft auch ziemlich ironisch verfährt. Anderseits lehrt er nur die Liebe, insofern sie Sinnengenuß ist; nicht eheliche Verbindung, nur wechselndes Flirten ist die Devise. Schon in diesen Hauptpunkten weicht unsere Übertragung vom Original völlig ab. Sie ist ganz ernsthaft und lehrhaft, wie etwa Knigges Umgang mit Menschen oder sonst ein Komplimentierbuch älterer oder neuerer Zeit. Die Ehe ist der Endzweck. 'Wofern ihr der Meinung seyd, o ihr junge Gesellen, daß Ihr Euch wöllet geben in stand der Ehe, so füget euch zum ersten zu einer tugendsamer ehrlicher Jungfrawen', heißt es hier (I c. 1). Von Laszivität ist natürlich keine Spur zu finden. Erklärt doch der Verf. ausdrücklich (S. 9):

> Bey mir kein unzüchtiges Wort
> Im gantzen Buch wird angehort.

[1]) Vgl. Hoffmann von Fallersleben, Weimarer Jahrb. 1855 II 354 ff.

[2]) Freiburg 1887 S. XXXIX f. und Zeitschrift für vergl. Litt. (1887) I 167 ff.

[3]) Vgl. Hoffmann von Fallersleben (a. a. O.) und daraus Goedeke, Grundriß[2] II 42 f.

[4]) Revius, Daventriae illustratae libri VI (Lugd. Bat. 1651).

[1]) Es könnte dabei nur in Betracht kommen: 'Die Conste der Minnen, de arte amandi ghenaempt; int Lat. beschr. door Ov. Naso, ende nu eerst in onser duytscher tale overgesedt.' Doesborch, Corn. van der Rivieren 1564, 8°. Der unbekannte Übersetzer widmet das Werk dem 'M. Jacob Sluperio, synem besunderen vrient'. (Über Sluperius vgl. van der Aa XVII 743 f.) Andere Ausgaben dieser Version erschienen noch zu Antwerpen bei J. van Gheelende Jonghe 1581, 8° und in Rotterdam 1595, 8°. (Siehe Graesse, Trésor des livres rares V 91.)

Dadurch, daß der Übersetzer den Stoff rein didaktisch behandelt, steht er hinter dem launigen und frivolen Ovid schon weit zurück, weil er die Langeweile, die jener nie aufkommen läßt, bei der Trockenheit der Erörterung nicht vermeiden kann. Doch liegt dieser Fehler in der ganzen Anschauungsweise der damaligen Zeit begründet.

Ist nun unsere 'Kunst der Liebden' eine Übersetzung, abgesehen von dem veränderten Grundmotiv? Nein! Von einer einigermaßen wörtlichen Übersetzung kann nur bei jenen Stellen die Rede sein, die ausdrücklich Ovid zugeschrieben werden, so die 'Vorrede Ovidii Nasonis' und die 'Vision oder Gesicht, welches dem Ovidio erschienen und offenbaret ist' (II c. 19 = Ov. 493—506). Grobe Verständnisfehler laufen nicht unter; auffällig ist nur in I c. 12: 'Deßgleichen war auch Procisila (!) ganz dürstig nach Ulysse', ein offenbares Mißverständnis. Ovid sagt (II 355): *Phylacides* (sc. Protesilaus) *aberat, Laodamia, tuus.*' Im übrigen springt der Autor mit dem Original ziemlich willkürlich um; Verschiebungen, Erweiterungen, Auslassungen, Modernisierungen lassen hier und da die Vorlage ganz vergessen. Wir können dies Produkt höchstens als eine prosaische, sehr freie Bearbeitung der Ars amatoria, geschrieben für Junggesellen des XVII. Jahrh., ansehen.

Während im zweiten Buch die deutsche Übertragung der Vorlage schrittweise folgt, sind im ersten Buch mehrere Verschiebungen zu beobachten, deren Grund nicht recht ersichtlich ist. Viel wichtiger aber sind die Unterdrückungen Ovidischer Ausführungen. Da der Deutsche alle Laszivität ausschließt, müssen zunächst all die anstößigen Verse, an denen es ja Ovid nicht fehlen läßt, ausgemerzt werden. So fallen dem Zensor zum Opfer die pikante Szene von Mars und Venus (II 561 ff.), die Anreizungen der Liebe (II 561 ff.), die *mille Veneris figurae* (II 679 ff.), der ganze zotige Schluß des zweiten Buches, die Verhaltungsmaßregeln für einen heimlich ungetreuen Mann (II 373 ff.), die Erörterung, ob eine Liaison mit der Zofe der Geliebten empfehlenswert sei (I 375 ff.) u. a. 'Mehr als eine lieben ist nit ehrbarlich' ist der Grundsatz des deutschen Autors.

Aber ebenso wie alle unehrbaren Stellen Ovids peinlich verschwiegen oder umgemodelt sind, werden auch häufig mythologische Anspielungen und Exkurse weggelassen, so die Idylle 'Ulixes bei Calypso' (II 125 ff.), der Sabinerinnenraub (I 101 ff.), die verlassene Ariadne (I 525 ff), Achilles und Deidamia (I 681 ff.), Dädalus und Icarus (II 23 ff.) u. a. m. Die Rücksicht darauf, daß derlei mythologische Personen den Lesern des XVII. Jahrh. fremd und uninteressant gewesen seien, kann den Nachdichter zur Unterdrückung nicht veranlaßt haben; denn die Geschichten von Dädalus und Icarus, Ulixes und Calypso, Ariadne und Theseus u. dgl. waren damals populär. Übrigens behält der Autor auch sonst viele mythologische Personen bei, so Typhos (st. Tiphys), Anthonidon (st. Automedon) und Cyron (st. Chiron) in der Vorrede; ferner Thesius (st. Theseus), Hippolitus und Phedra, Adonis und Venus (I c. 22), Curicon (st. Eurytion) (I 2,4), Orion (II 25), Medea und Iason (II 1), At[a]lanta (II 4), Hero und Leander (II 6, II 12), Phylles (st. Phyllis) und Demophon (II 12), Helena und Paris (II 12), Andromeda und Perseus, Andromache und Hektor (II 32) u. a., die weniger allbekannt sind. Es scheint bei dieser Auswahl kein anderer Beweggrund als der subjektive Geschmack vorgeherrscht zu haben.

Hatten wir bisher unsern Autor nur als Zensor kennen gelernt, der die ihm überflüssig und schädlich erscheinenden Schößlinge und Auswüchse des Originals kurzweg ab- oder zuschnitt, so wollen wir nun seine sozusagen produktive Tätigkeit ins Auge fassen.

Zunächst versucht sich der Deutsche öfters darin, den Römer zu paraphrasieren und nach seiner Weise zu erläutern. So übersetzt der Biedermeier Ovids Verse (II 123 f.):

Non formosus erat, sed erat facundus Ulixes,
Et tamen aequoreas torsit amore deas

also (I c. 2): 'Man lißt, das Ulisses nicht schön von Angesicht gewesen, gleichwol

haben ihn doch seine tugentsame Werck und ehrliche Gebärden dermassen verzieret, daß er von den Göttingen geliebet ward.' Das *hanc matutinos pectens ancilla capillos incitet* (I 366) wird hier zu einer rührsamen Rede (I c. 16). Ovids kecke Verhaltungsmaßregeln bei einem Gastmahl (I 575 ff.) läßt sich unser Nachdichter nicht entgehen, um die damals üblichen Vorschriften der 'Tischzucht' an den Mann zu bringen. Man denke beispielsweise an Köbels Tischzucht (1492) (Altd. Bl. I 280 ff.), an das Kapitel 'Von disches unzucht' in Brants Narrenschiff, an die Tischzucht für Grobiansknechte von Kyssemethaeus (1594). So behandelt auch unser Autor in I c. 24 die Anstandsregeln bei Tisch, die des Ergötzlichen und kulturhistorisch Interessanten genug bieten. Zunächst wird das Zuschneiden behandelt. 'Ein Schinken, welchem die Haut abgezogen, müsset ihr in der mitten ein klein kärblein heraußschneiden und lege das stücklein oben drauff.' 'Das Gesaltzen oder Geräuchert must jhr uberzwerg, zu wissen das Fette mit dem magern zuschneiden.' Die Bratwurst wird in drei Teile zerlegt; Hasen muß man mit den Händen das Fleisch abreißen . . . dem Kapaun mit dem Messer den Kopf abhauen, bei einem Kalbsbraten einen Finger breit bei dem 'Schwentzlein ein Kerblein schneiden', 'ein Küniglichen reiß mit den Händen voneinander' . . .; 'Fincken und andere klein Gevögelt leg gantz für' . . ., 'Schwanen und Pfawen schneid auf der brust ein Kerblein'.

Aber damit begnügte sich der Übersetzer nicht. Er glaubte der Ars amandi auch völlig originale Zusätze anfügen zu müssen. Gleich das erste Kapitel des ersten Buches betr. Kleidung und Haltung des jungen Freiers ist sein Eigentum. 'Müsset euch . . . in ewer Kleidung allzeit fein reinlich halten, . . . damit ihr nicht under die faule besudelte und unachtsame (als Gorgonius, welcher allezeit besudelt, beschmiret, und stinckend wie ein Bock war) gerechnet werdet. Müsset euch aber für sehen, daß ihr euch nicht uber alle andere aufbleehet mit der Kleidung oder anderer Pracht, noch auch nicht stincket gleich wie Riflius, der allezeit muste starcke richende Kräuter oder Bysen bey sich tragen, seines bösen Geruchs halben.' 'Müsset in allem ewerm Thun und Wandel das Mittelmaß halten.' Offenbar haben wir es hier mit Zusätzen aus Horaz, Sat. I 2, 27 zu tun, dem bekannten Gargonius und Rufillus und dem '*nil mediumst*'. — I c. 5 bespricht, wie man sich gegenüber einer 'reicheren und mächtigeren Jungfrau, als man selbst ist', verhalten soll. Besondere Vorliebe verrät Paul von der Aelst für Anweisungen, wie man zu der Geliebten reden oder schreiben soll. Hierbei treffen wir auf die ersten Proben eines Liebesbriefstellers. So soll (I c. 7) eine Originalansprache die Liebste zur Liebe bewegen, das c. 8 eine 'reiche' überreden; das c. 26 bringt eine schwungvolle Dankrede auf die tröstlichen Worte der Geliebten, das c. 27 hingegen wieder eine äußerst weinerliche Rede, um das Herz der Spröden zu erweichen. Dann vernehmen wir (II c. 13), wie sich der Liebhaber verteidigen soll, falls er von der Angebeteten längere Zeit ferngeblieben ist; den Fall, daß die Geliebte abtrünnig zu werden Miene macht, sieht II c. 14 vor: 'O mein Allerliebste, vergleichet euch doch nicht der falschen Anna, welche niemaln in der Liebe bey jhrem Liebsten standhafftig blieben ist. Nehmet lieber für die Getrewlichkeit der zarten Penelope und vergleichet euch auch der schönen Isabella . . .'; in II c. 24—30 werden wiederum beide Teile aufs reichlichste mit seufzervollen Anträgen, Exhortationen, Vorwürfen und wohlgesetzten Antworten versorgt, die noch einmal (c. 35—39) eine wertvolle Fortsetzung finden. Nachdem die Skrupel der Jungfrau zerstreut sind und sie eingesehen hat, daß der 'vorliegende' Junggeselle keiner von der Sorte sei, die die Mädchen 'für Fußplacken halten', erklärt sie endlich, nach vielen Gebeten zum Himmel, sie 'wolle ihn nicht (vorbehalten ihrer Eltern Einwilligung) verlassen'. Nun ist er (c. 39) voll froher Hoffnung und erwartet, daß Gott ihn segnen werde, wie seinerzeit 'Abraham, Isak und Jakob'. — In I c. 11 begegnen wir noch einem interessanten Zusatz, da die Jungfrauen scharf angelassen werden, die die Jungherrn hänseln. 'Die Frawen und Jungfrawen halt

ich für böß, und sage, daß sie aller Verachtung werth seynd, die einen auffrichtigen Freyer ... lang auf dem Narrenseyl herumbführen, und ihren Spott mit jhme halten. Ja ich sag sie seyn böse Vettelen.' Man solle zu rechter Zeit von ihnen ablassen. — In II c. 31 läßt unser Paulus in einem Zusatz offensichtlich seine Gelehrsamkeit glänzen. Bei einer Zusammenstellung nämlich der Liebhaber, die sich durch nichts ihre Ausdauer verdrießen ließen, sagt er auch: 'Man lißt erstlich, das Jupiter sich offtmals in unterschiedliche Manieren verändert hat, umb bey seine Liebste zukommen'; von 'Herkules, der grosse Mühe ... angewendt umb die schöne Dignira' (= Dejanira); ebenso Paris und Helena, Leander und Hero, Aeneas und Lavinia, Piramus und Thisbe; 'man weiß auch wol was ein Hertz und Liebe Dieterich der Holländer und Catharin Schermertens zusammen getragen haben, dann sie ist so fewrig gewesen, daß sie es beyde mit dem Tod betauret haben'.

Hat nun diese Blütenlese schon gezeigt, daß Paul von der Aelst dem Original ziemlich frei und selbständig gegenübersteht, so kommt dies noch mehr zum Vorschein bei all den Stellen, die lokalisiert oder auf zeitgemäße Verhältnisse übertragen sind.

Daß an Stelle von Rom deutsche Verhältnisse treten, macht uns den Übersetzer sympathisch. Macht z. B. Ovid seine Jünger in Amor auf die Porticus Livia oder Pompeia aufmerksam I 67 ff.), so rät unser Autor (I c. 4): 'So jhr eine schöne junge Tochter haben wöllet, ... so lasset euch allezeit finden in der Kirchen, auff Jarmärckten oder Kermessen oder wo man Comödien spielet oder Rittermessige Thurnier und Stechspiel haltet, nach welchen Sachen die Junge Töchter bißweilen mehr lauffen umb besehen zu werden, dann umb etwas nützlichs oder gedenckwürdigs darauß zu lehrnen oder zu behalten. ...' — Und wenn der Römer den Mädchenjägern Zirkus und Theater als ergiebige Jagdgefilde empfiehlt (I 89 ff.), so heißt es hier (I c. 14): 'Wenn es also käme, das man in der Statt, das ihr wonhafft seyd, einige Thurnier oder Stechspiel oder sonst Comedien oder andere kurtzweilige Ding gespielet und gehalten würden, würdet ihr auch hinzugehen, ob ewer Allerliebste vielleicht auch daselbst were: und sie daselbst khünlich ansprechen ...' 'Aber man darf nicht mit dem Haupt an wincken, viel weniger mit den Fingern auff sie deuten', sondern muß ihr ehrbarlich sich nahen. — In Rom gibts Mädchen wie Sand am Meere, schön, jung und alt, ruft Ovid in seinem Lokalpatriotismus (I 55 ff.). Ebenso meint unser Übersetzer (I c. 9): 'Ich rath euch, ... das ihr nit uber, oder in frembde Land oder Stätt reyset, um daselbsten ein Haußfraw zu trawen, sondern bleibet in ewer eygenen Statt und Land, wo ihr wonhafft seyd' ... — Das Beschenken der Liebsten ist dem römischen Dichter, den wie seine meisten Brüder in Apollo, der Mammon nicht drückt, ein Greuel, und er versteigt sich (I 418) zu dem Satze: '*Quaque aliquid dandumst, illa sit atra dies.*' Ihm folgt der deutsche Übersetzer, der in ergötzlicher Weise seinen Jüngern abrät von Gelegenheiten, die zum Geldausgeben verleiten (I c. 18): 'Ich rathe euch ..., das ihr mit ewer Allerliebsten auff keinen Jahrmarckt oder Kehrmeß geht, dann das würde euch viel kosten, auß den Ursachen, wann ihr mit ewer Liebsten bey einem Kram oder Winckel hergehet, und sie euch dann fraget, ob Ihr etwas zur Kermes kauffen wollet, so könnet ihr das nit wol abschlagen, weil sie solches von euch begert, dann insgemein seynd junge Töchter begierlich und ubel zu ersettigen.' — Eine äußerst originelle Ummodelung für die Verse (I 505 f.):

Sed tibi nec ferro placeat torquere capillos,
Nec tua mordaci pumice crura teras

zeigen uns die auf einen Stutzer des XVII. Jahrh. bezüglichen Zeilen (I c. 22): 'Ihr müsset auch kein gefallens haben das Haar zu kraussen oder des Abents auffbinden, daß es aufrichtig gleich Schweinsbürsten stehet.' — Wenn ferner Ovid der Geliebten Trauben, Nüsse, Kastanien schenkt (II 266 f.), so empfiehlt der deutsche (II c. 7): 'Ihr müsset ewer Allerliebsten etwaz schönes schenken ..., es wern Äpffel von Oranien, oder von Granaten oder einige ander lieblichkeit nach gelegenheit der Zeit'. — Und das *teneros mittere versus*,

das sich bei Ovid von einem gebildeten Manne von selbst versteht, lautet hier also (ebd.): 'Ihr müsset auch zu zeiten ihr einen artlichen Brieff schreiben (so fern ihr dasselbige könnet) . . .' Verse zu machen, wagt der Deutsche seinen jungen Landsleuten gar nicht zuzumuten. — Die prächtigen Verse II 517:

Quot lepores in Atho, quot apes pascuntur in Hybla,
Caerula quot bacas Palladis arbor habet,
Littore quot conchae, tot sunt in amore dolores

verwendet unser Autor zu einem volksliedartigen Spruche (II c. 20): 'Soviel Wassers in die See läufft, soviel Stern als man am Himmel ersehen kan, also viel schwerer Gedancken und mühseligkeiten einem fürfallen im freyen.' —

Wenn man jene Zeit sich vergegenwärtigt, in der diese 'Kunst der Liebden' erschien — Opitz, Fleming, Gryphius waren noch nicht hervorgetreten, deutsche Übersetzungen römischer oder gar griechischer Autoren gehörten in Deutschland zu den Raritäten —, so muß dieser erste Versuch der Übertragung der Ars amatoria als eine literarhistorisch merkwürdige und anerkennenswerte Tat bezeichnet werden. Dazu kommt, daß diese Übertragung sich nicht etwa Wort für Wort an das Original anklammert, sondern ihm mit bemerkenswerter Selbständigkeit gegenübersteht. Einerseits sind die mythologischen Exkurse nach Kräften beschnitten, der laszive Ton ist absichtlich vermieden, die lockere Didaktik in eine ernsthafte Lehrhaftigkeit übertragen, anderseits ist das Original durch eigene Zusätze erweitert und ergänzt, so daß dem Übersetzer eine gewisse Selbständigkeit und Unabhängigkeit zugestanden werden muß. Ob nun damit das Original gewonnen hat oder nicht, ob damit eine tatsächliche Übersetzung erzielt ist, braucht nicht näher erörtert zu werden für den, der weiß, daß der Streit über die beste Übersetzung seit den Tagen, da Dolet in seinem Buche 'La manière de bien traduire d'une langue en aultre' (1540) diese Frage aufrollte, bis zum heutigen Tage noch immer nicht geschlichtet ist. Sicher ist das eine, daß die besprochene 'Kunst der Liebden', die fast verschollen ist, nicht bloß dem Philologen, sondern auch dem Kulturhistoriker eine Fülle von Anregungen zu bieten vermag.

Eduard Stemplinger.

Der römische Limes in Österreich. Heft IV. Wien, Alfred Hölder 1903. 134 S. 3 Tafeln.

Das 4. Heft des österreichischen Limeswerkes (vgl. Neue Jahrb. 1902 IX 682 f.) enthält den Bericht über die Ausgrabungen des Jahres 1901. Rein äußerlich unterscheidet er sich von den früheren dadurch, daß die Zahl der Tafeln sehr verringert worden ist; während sie bei jenen zwischen 13 und 24 schwankte, trifft man hier nur 3. Das ist die Folge einer neuen Anordnung der kleineren Illustrationen. Diese sind jetzt als Textfiguren immer gleich an der betreffenden Stelle eingefügt worden; sehr zur Bequemlichkeit des Lesers, der nun nicht mehr immer vom Text auf die Tafel am Ende des Buches verwiesen wird, sondern alles hübsch beieinander hat. Die Ausgrabungen verfolgten einerseits den Zug der Limesstraße in der Richtung nach Wien zu, anderseits waren sie auf die weitere Aufdeckung des Legionslagers von Carnuntum gerichtet. Die Straße hat sich westlich von Regelsbrunn noch an verschiedenen Stellen ganz genau feststellen lassen; ja, nach dem vorläufigen Bericht über die Campagne 1902 im Anzeiger der Akademie ist ihr Verlauf bis an die Umfassungsmauer des Wiener Zentralfriedhofes gesichert. Interessant ist die Beobachtung, daß sich der Straßenzug westlich von Fischamend auch durch das auffallende Zurückbleiben der Feldfrucht deutlich kennzeichnet (S. 5); durch den Straßenbau ist eben die fruchtbare Erde stark mit unfruchtbaren Bestandteilen untermischt worden. Dieselbe Erscheinung war schon in den vorhergehenden Jahren in der Nähe des Legionslagers beobachtet worden. Einige kürzere Strecken sind noch zweifelhaft, so z. B. der Abschnitt zwischen den Ellender Weingärten und Fischamend. Der Bericht unterscheidet sich bei den beiden in Frage kommenden Linien für die direktere, auf Grund der allgemeinen Beobachtung, daß die römischen Straßen Richtungsänderungen möglichst vermieden haben. Diese Annahme

läßt sich vielleicht noch dadurch stützen, daß, wenigstens der Textfigur 7 zufolge, das Stück Straßendamm, das auf einer Insel des Fischaflusses erhalten ist, genau in der erforderlichen Richtung läuft. Dagegen spricht auch nicht, daß der jüngere der beiden Limestürme, die östlich von Fischamend liegen, etwas weiter als der ältere vom Straßenzug abgerückt zu sein scheint — die Zeichnung in der Textfigur 7 und auf Tafel I stimmen nicht ganz überein —; für seine Anlage war entscheidend, daß er näher an die Donau gerückt war, höher lag und somit eine freie Aussicht bot. Solche Türme sind an mehreren Stellen längs der Limesstraße aufgedeckt worden; besonders wichtig ist die Auffindung der Reste eines hölzernen Turmes, des ersten, der diese ältere Form, die am germanischen Limes wohl bekannt ist, für Österreich bezeugt.

Im Lager sind die Grabungen in der Südwestecke fortgesetzt worden und haben eine Reihe parallel laufender Straßen aufgedeckt, die von der *via quintana* nach Süden ausgehen, merkwürdigerweise aber fast alle als Sackgassen enden und nicht bis auf die *via angularis* stoßen. Auch diesmal sind wieder eine große Menge von Einzelfunden gemacht worden, nur an Inschriften war die Ausbeute gering. Wichtig für die Chronologie ist ein Aureus des Kaisers Aurelian, der noch seinen vollen Stempelglanz besitzt.

Der vorliegende Bericht zeichnet sich durch dieselben Eigenschaften aus, wie die früheren. Wir treffen überall auf eine überaus sorgfältige Beobachtung aller Umstände und auf ein großes Geschick, die Ergebnisse der Grabungen nach allen Richtungen zu verwerten und ihnen soviel als möglich zu entnehmen. Und doch werden die Kombinationen nie zu kühn, öfters wird es bei einem non liquet belassen. Ein Beispiel feiner Kombination bietet die Behandlung des Limesturmes westlich von Fischamend. Auch von diesem sind nur die Fundamente erhalten, und zwar sind sie viel stärker und solider als die der anderen Türme. Das kann nicht daher kommen, daß er zur Verteidigung besonders stark gemacht werden sollte, denn die Limestürme sind vor allem zur Beobachtung da. Also muß man annehmen, daß das Fundament einer besonders starken Belastung ausgesetzt war, daß der Turm besonders hoch war. Das wird durch die Terrainbeschaffenheit bestätigt: das Gelände steigt gerade von diesem Turm aus nach dem Steilufer der Donau noch an; um den toten Winkel gegen die Donauniederung zu verringern, mußte der Turm besonders hoch gebaut werden (S. 29).

Bei den Grabungen 1902, über die noch kein ausführlicher Bericht verliegt, ist auch die Zivilstadt Carnuntum in Angriff genommen worden.

WALTHER RUGE.

OSWALD VON WOLKENSTEIN, GEISTLICHE UND WELTLICHE LIEDER, BEARBEITET VON JOSEF SCHATZ UND OSWALD KOLLER (= Denkmäler der Tonkunst in Österreich, IX. Jahrgang, 1. Teil), Wien, Artaria & Co. 1902. XX, 233 S.

Schneller, als ich dachte, ist der im Schlußwort meiner literaturgeschichtlichen Skizze (Neue Jahrb. 1901 VII 159) erneut ausgesprochene Wunsch nach einer kritischen, Texte wie Melodien gleich sorgfältig behandelnden Ausgabe Oswalds von Wolkenstein durch die vorliegende Publikation erfüllt worden. Der als Sprachforscher bestens bekannte Innsbrucker Germanist Jos. Schatz hat sich im Verein mit dem Musikhistoriker Osw. Koller dieser überaus dankbaren Aufgabe unterzogen und das 'denkwürdige Stück altösterreichischer Kunst- und Kulturgeschichte' in trefflicher, authentischer Form herausgegeben. Dadurch ist wirklich einmal einem tiefgefühlten Bedürfnis abgeholfen worden. Denn Beda Webers Ausgabe aus dem Jahre 1847, die einzige, welche es überhaupt gab, konnte doch nur als bescheidener Notbehelf gelten, ganz abgesehen davon, daß sie seit Jahren völlig vergriffen war. Daß der Wolkensteiner so ungebührlich lange auf die wohl verdiente Ausgabe zu warten hatte, erscheint um so verwunderlicher, als von den verschiedensten Seiten auf die literaturgeschichtliche Bedeutung dieses interessanten Dichters hingewiesen wurde. Von keinem nachdrücklicher als von Friedrich Vogt, dem auch ich mit die Anregung zu meinem Aufsatze

verdankte, und der mir daraufhin bestätigend mitteilte, daß er den 'alten Prachtkerl' besonders schätze und ihm zu dem Rechte zu verhelfen gesucht habe, das ihm seine Vorgänger noch vorenthalten hätten. Erst jetzt ist nun für ein eindringendes Studium der Boden bereitet.

Schatz unterscheidet sich von Beda Weber in jeder Hinsicht. Nicht einen von romantischem Schimmer umwobenen 'Helden' sieht er in Oswald, sondern mit kritischem Blick mustert er den alten Sänger und bemüht sich, durch Nachprüfung archivalischer und urkundlicher Überlieferung und unbefangene Interpretation der Liedertexte ein historisch zutreffendes Lebensbild zu gewinnen. Wieviel leichter es aber ist, enthusiastisch zu schwärmen als besonnen zu untersuchen, zeigt gleich die einleitende Darstellung der Handschriftenfrage, worin er die 1425 begonnene Sammlung der Wiener Pergamenthandschrift A als die Grundlage für die Innsbrucker Pergamenthandschrift B und diese wiederum als die unmittelbare Vorlage für die wortgetreue Abschrift der Innsbrucker Papierhandschrift C erweist. Mehr als diese drei dem XV. Jahrh. angehörigen Handschriften, wovon nur die beiden erstgenannten Melodien enthalten, werden wohl mit Recht nicht angenommen. Wenigstens berechtigen sonst versprengte Reste nicht dazu.

Im Anschluß an diese gründliche Untersuchung orientiert ein ausführliches Lesartenverzeichnis über Abweichungen von der Textesgestaltung, während die sehr willkommene Abhandlung über Oswalds Sprachgebrauch vorläufig nur angekündigt wird. Es empfiehlt sich also, bis zu ihrem Erscheinen mit der Einzelkritik zurückzuhalten. Dagegen halte ich die vom Herausgeber getroffene Anordnung für eine im ganzen glückliche Neuerung. Er verzichtet nämlich in Anbetracht der in den einzelnen Handschriften zu beobachtenden Planlosigkeit auf einen genauen Anschluß an eine derselben. Vielmehr schafft er sich ein eigenes Prinzip, indem er zuerst die 57 Lieder bringt, welche er der jüngeren Periode des Dichters zuweisen zu müssen glaubt und in denen geschichtliche Anknüpfungspunkte vermißt werden. Daran erst fügt er die Gedichte an, die mit mehr oder weniger großer Sicherheit datierbar sind. Bei der ersten Gruppe hängt natürlich die Entscheidung zuletzt vom subjektiven Ermessen ab. Aber auch in der folgenden Abteilung vermag ich mich nicht allenthalben seiner Auffassung anzuschließen, so sehr ich anerkenne, daß die S. 100 ff. gegebene biographische Darstellung zuverlässiger und ausführlicher ist als alle bisher veröffentlichten Angaben, da sie Anton Nogglers verdienstvolle Forschungen in mannigfacher Weise ergänzt. So wird, um nur eins hervorzuheben, Oswalds Geburtsjahr überzeugend um zehn Jahre später angesetzt, also auf ca. 1377. Freilich die Bemerkungen über sein verhängnisvolles Liebesverhältnis zu Sabina Jäger dünken mich auch nach der eingehenden Begründung noch anfechtbar (S. 107). Meiner Meinung nach ist daran festzuhalten, daß Oswald schon vor ihrer Verheiratung zu ihr in Liebe entbrannt ist, seine Beziehungen zu ihr demnach über das Jahr 1400 zurückreichen. Auch die Auffassung des Herausgebers über Oswalds Verheiratung mit Margarethe von Schwangau teile ich nicht. Die an seine Verlobte und spätere Frau gerichteten Lieder scheinen mir eher eben doch dafür zu sprechen, daß seine Eheschließung im Jahre 1417 eine Herzensangelegenheit als eine 'äußere Notwendigkeit' war. Darin beirrt mich die launige Anspielung *auch fürcht ich ser elicher weibe pellen* (64, 104) keineswegs.

Von den Anmerkungen zu den einzelnen Liedern sei besonders die sachkundige Erläuterung zu dem gesprochenen und gesungenen Cisiojanus (56 und 57) erwähnt, welche die eigenartigen Kalendergedichte dankenswert charakterisiert. Überdies ist für die Interpretation, vor allem in literarhistorischer Hinsicht, noch mancherlei zu tun. Dann wird wohl auch die abschließende monographische Würdigung nicht ausbleiben, die der Wolkensteiner, ein Großer aus der Übergangszeit, in ganz anderem Grade verdient als so mancher Kleiner aus der klassischen Periode der mittelhochdeutschen Literatur, dem sie längst zuteil geworden ist.

Eines kritischen Urteils über den musikalischen Teil der Ausgabe muß ich mich

leider bescheiden. Aus der vorausgeschickten Einführung läßt sich aber doch ein sehr lehrreiches Bild von den musikalischen Leistungen Oswalds gewinnen. Es wird gezeigt, daß er seine aus Italien geschöpften Kenntnisse mehr nach Art eines *nobile dilettante* als nach festen Kunstprinzipien verwertet, daß er die einstimmige Satzweise unverhältnismäßig bevorzugt, ja daß die meisten Begleitstimmen als Instrumentalstimmen gedeutet werden können. Im Gegensatz zu seiner Harmonik, die als schwerfällig und ungelenk bezeichnet wird, rühmt der Bearbeiter seiner Melodik übersprudelnden Fluß und Natürlichkeit nach, sobald er sich vom Stile zeitgenössischer Musik entferne und modern empfinde. Einige seiner einstimmigen Weisen werden von der Leitung der Publikation sogar zur Wiederaufnahme in den Melodienschatz unserer Zeit empfohlen.

Eine schöne Beigabe des Werkes sind sieben Reproduktionen: ein Vollbild des Sängers nach dem Codex A, das prächtige Brustbild nach dem Codex B, der Denkstein am Dome zu Brixen, das Verzeichnis der Liederfolge aus Codex A und drei Schriftproben mit Noten. Ein ergiebiges Feld ist somit der Forschung neu erschlossen. Und doch soll der Hinweis nicht unterdrückt werden, daß erst dann der Gewinn der geleisteten Arbeit ein allgemeiner werden wird, wenn man sich dazu entschließt, der teueren Prachtausgabe eine billigere und handliche Textausgabe folgen zu lassen. Möge diese Anregung nicht unerhört bleiben!

Otto Ladendorf.

ZUM MÄRCHEN VON AMOR UND PSYCHE

Die deutschen poetischen Behandlungen dieses Stoffes sind in Blümners Aufsatz (Neue Jahrb. 1903 XI 648 ff.) nicht vollständig gemustert worden. Es sei zunächst ergänzend an eine wenig beachtete Programmarbeit von Jul. Bintz (Wesel 1871) erinnert, der seiner darin gegebenen Verdeutschung eine ausführliche Übersicht über die prosaischen und poetischen Bearbeitungen und Übersetzungen vorausschickt. Danach trage ich als erste Gruppe nach: 'Psyche', ein episches Gedicht, Neu-Strelitz 1810. 'Psyche', ein episches Gedicht in drei Gesängen von Ado Schütt, Mannheim 1836. Auch auf ein angekündigtes lyrisches Epos 'Amor und Psyche' von Heinrich Stadelmann wird verwiesen. Außerdem findet sich angemerkt als Nachbildung: 'Psyche, ein Märchen des Altertums' von Theobul Kosegarten, Leipzig 1789 (2. Aufl.). Dagegen wird Gleims Liederzyklus 'Amor und Psyche' irrtümlich herangezogen, da er mit dem Stoffe nicht viel mehr als die Namen gemein hat.

Seit dem XVIII. Jahrh. sind auch dramatische Bearbeitungen zu verzeichnen. Ich notiere nach L. Fernbach, Der wohl unterrichtete Theaterfreund, Berlin 1830, S. 15 bereits: 'Amor und Psyche', ein Singspiel, Berlin 1767. Ferner: 'Psyche', ein Singspiel in zwei Aufzügen von Karl Müchler, Berlin 1789. 'Psyche', ein Melodrama, 1793. 'Amor und Psyche', ein lyrisches Drama in vier Akten von Karl Friedrich Werlich, Rudolstadt 1816. 'Amor und Psyche', im dritten Bande des theatralischen Quodlibet für die Leopoldstädter Schaubühne von C. Meisl, Pesth 1820—21.

Als schönste moderne Ausmünzung dieses reizvollen Märchens möchte ich aber Theodor Storms Meisternovelle 'Psyche' (1875) bezeichnen, in welcher der anmutige Amor gleichsam in einem jungen Künstler erneut Gestalt gewinnt, während dieser selbst seine Psyche, 'das schlummernde Geheimnis aller Schönheit', in einem norddeutschen Mädchen findet. Die Vereinigung der Liebenden symbolisiert jene schön konzipierte Marmorgruppe von dem jungen schilfbekränzten Stromgott, der eine entzückende Mädchengestalt in den Armen hält: 'Die Rettung der Psyche'.

Otto Ladendorf.

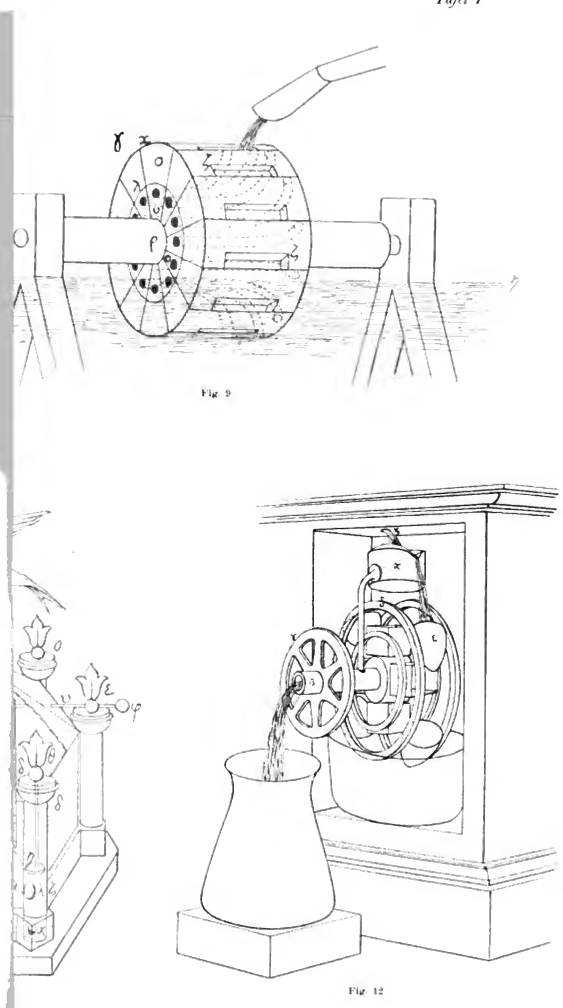


Fig. 9

Fig. 12

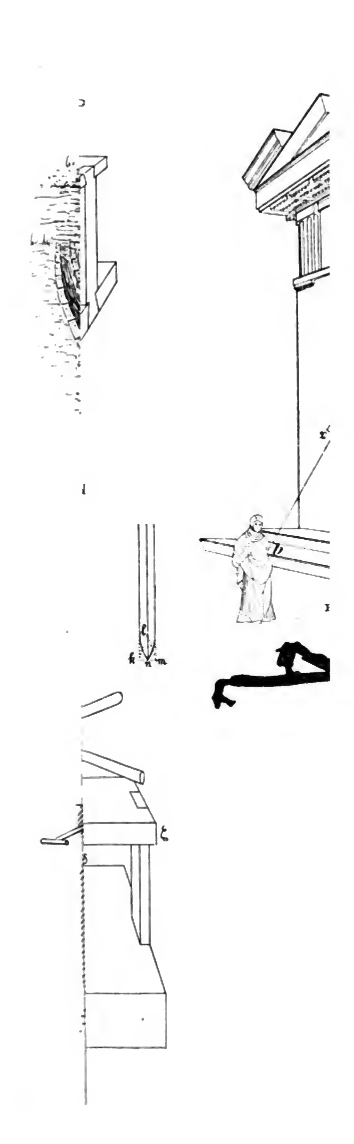




Fig. 38

Fig. [illegible]





Schulwörterbücher im Verlage von Leipzig • B. G. Teubner • Berlin

Benseler-Kaegi: griechisches Schulwörterbuch

12. Auflage. [VIII u. 916 S.] Lex.-8. Geh. *M.* 6.—, dauerhaft in Halbfr. geb. *M.* 8.—

■ **Die 12. Auflage berücksichtigt das Wilamowitzsche Lesebuch vollständig.** ■

Das griechische Wörterbuch von Benseler-Kaegi darf in der 12. Auflage erneut den Anspruch erheben, das reichhaltigste, den Bedürfnissen der Schulen am besten entsprechende Wörterbuch zu sein. • Der Schriftstellerkreis ist viel größer, als der anderer Schulwörterbücher, insbesondere sind in der neuesten Auflage das Wilamowitzsche griechische Lesebuch vollständig und die griechischen Lyriker in Auswahl berücksichtigt. • Ebenso zeichnet sich das Buch durch übersichtliche Anordnung und praktische Gliederung in typographischer Beziehung, durch die Benutzung der neuesten Ausgaben und Erklärungen, durch systematische Bearbeitung der Eigennamen und durch vollständige Durcharbeitung des Formenmaterials und der Orthographie aus. • In der Etymologie gibt Benseler nur wissenschaftlich Begründetes, zugleich für den Schüler Verständliches und Nützliches und enthält sich alles Unhaltbaren und alles überflüssigen gelehrten Beiwerkes, wie es andere Wörterbücher bieten. • So darf das Benseler-Kaegische Wörterbuch in der neuen Auflage den Anspruch erheben, das beste und modernste griechische Schulwörterbuch zu sein.

Heinichen-Wagener: latein. Schulwörterbuch

7. Auflage. [XXIX u. 926 S.] Lex.-8. Geh. *M.* 6.30, dauerhaft in Halbfr. geb. *M.* 7.50.

Die „Südwestdeutschen Schulblätter“ [illegible], 1 urteilen: „Wir werden die Frage „Welches lateinische Schulwörterbuch sollen wir unseren Schülern empfehlen?“ dahin beantworten: „Empfehlung verdient nur ein Schulwörterbuch, welches mit allem überflüssigen Ballast gründlich aufräumt, somit sich auf das Nötige beschränkt und dies in einer Anordnung und einer Darstellung bietet, welche dem Schüler die gesuchte Hilfe auch wirklich an die Hand gibt und ihn geistig fördert.“ — Seitdem die von Wagener besorgte Neubearbeitung des Heinichenschen Lexikons erschienen ist, trage ich kein Bedenken, dieses Buch zu empfehlen. — Die Verlagsbuchhandlung hat das Buch auch äußerlich vortrefflich ausgestaltet, so daß es eine Zierde der angehenden Bibliothek jedes Sekundaners bilden kann.“

Probeexemplare stellt den Herren Direktoren und Lehrern gegen Vorhereinsendung von 3 Mk. für das geheftete und von 4 Mk. für das gebundene Exemplar zur Verfügung die Verlagsbuchhdl. **B. G. Teubner, Leipzig**, Poststr. 3.

Sonder-Wörterbücher zu **Cäsar,** von Ebeling-Lange — **Homer,** von Autenrieth — **Nepos,** von Haacke — **Ovids Metamorphos.,** v. Siebelis-Polle — **Phädrus,** v. Schaubach — **Xenoph. Anabasis,** v. Vollbrecht — **Xenoph. Hellenika,** v. Thiemann — **Siebelis' tirocinium poeticum,** v. Schaubach. • Sämtlich geschmackv. u. dauerhaft geb.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 6. HEFT

MIT 1 ABBILDUNG IM TEXT

Ausgegeben am 30. Juni 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr **Joh. Ilberg,** Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth,** Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 6. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

AUS DER ANTIKEN MEDIZIN

Von Johannes Ilberg

Vorbemerkung. Dem Nachfolgenden liegt in der Hauptsache ein Vortrag zugrunde, den der Verfasser am 25. Januar dieses Jahres in der Deutschen Gesellschaft zu Leipzig gehalten hat, wo auch die Kulturgeschichte des Altertums gelegentlich zu Worte zu kommen pflegt. In jenem mehr historisch als philologisch gerichteten Kreise sah er sich veranlaßt an einem Beispiele zu zeigen, daß die Philologie sich heute lebhaft als einen Teil der Geschichtswissenschaft fühlt, mag sie auch das alte Erbwort 'klassisch' weiterführen, aus Pietät gegen den Neuhumanismus und weil es immerhin eine Hindeutung darauf gibt, daß einer der Höhepunkte der Menschheitsgeschichte in ihr Bereich fällt. Er hatte Grund zu betonen, daß die Philologie unserer Tage Sprache und Literatur, insbesondere die 'schöne' Literatur, nicht einseitig bevorzugt, daß sie zwar durch die Natur ihrer Quellen genötigt ist, auf die Sprache nach wie vor besonders intensive Arbeit zu verwenden, darin aber längst nicht aufgeht. Deshalb führte er einmal auch in das einfache Bürgerhaus des Altertums, ans Krankenbett und bis ins Kinderzimmer. — Wenn es gewagt wird, den anspruchslosen Überblick hier abzudrucken, so war dafür der Umstand ermutigend, daß das Interesse für die antike Medizin in der letzten Zeit sichtlich zugenommen hat und daß dort, wo das Griechische Lesebuch von Wilamowitz in Gebrauch ist, den Fachgenossen diese Ausführungen vielleicht erwünscht sind. Die ablehnende Stimmung, die gerade den medizinischen Abschnitten des Lesebuchs gegenüber vielfach zu beobachten ist, hängt zum guten Teil doch wohl damit zusammen, daß es sich um ein bisher weniger bekanntes und nicht leicht zugängliches Gebiet handelt.

Die Geschichte der Wissenschaft steht in enger Wechselbeziehung zur Geschichte der Völker. Ob der geistige Fortschritt den politischen Aufschwung vorbereitet und mit sich gebracht hat, oder umgekehrt durch günstige äußere Verhältnisse der Boden geschaffen wurde zum Aufblühen und zu erfolgreicher Verbreitung wissenschaftlicher Forschung, das muß von Fall zu Fall beurteilt werden. Vielfach beobachten wir eine Verbindung des einen mit dem andern, und das besonders bei den intellektuell bedeutendsten Völkern, die der Kulturgeschichte ihren Stempel aufgedrückt haben und auch nach ihrem Untergang fortwirken bis auf den heutigen Tag.

Kein anderes Volk vermag sich in dieser Beziehung mit den Griechen zu messen. Es ist wahr, das Mittelalter hat die historische Kontinuität, wenigstens in Westeuropa, unterbrochen, und was im Osten und zum Teil im Süden fortlebte von griechischer Geistesarbeit, war erstarrt und erhob sich selten zu selbständigem Fortschritt, der das weltgeschichtliche Element griechischen Wesens bezeichnet. Aber so oft man sich zurückversenkte in die Welt griechischen Forschens und Schaffens oder in das von ihr so außerordentlich stark beein-

flußte römische Kulturleben, so oft erfuhr man ihre schöpferische Kraft; und wenn der schönste Erfolg des wahren Lehrmeisters darin besteht, daß er seine Schüler begeistert und befähigt, über ihn hinauszuwachsen, so haben die Griechen, so hat insbesondere die griechische Wissenschaft, von der hier einiges gesagt werden soll, sich in verschiedenen Perioden meisterlich bewährt.

Ist es heute noch vonnöten ein Vorurteil zu bekämpfen, das sich gegen die Geschichte der exakten Wissenschaften im Altertum richtet? Noch vor einem Vierteljahrhundert tat es der verstorbene Th. Puschmann, dessen Gedächtnis die Historiker der Medizin dankbar bewahren werden, im Vorwort zu seiner wichtigen Ausgabe des byzantinischen Arztes Alexander von Tralles. 'Allerdings erscheint es begreiflich', schreibt Puschmann, 'daß eine Generation, die die gewaltigen Entdeckungen sah, welche die Naturwissenschaften und namentlich die Chemie, die Physiologie und die pathologische Anatomie in diesem Jahrhundert errungen haben, wenig Zeit und wenig Neigung findet, den Blick von der ereignisvollen Gegenwart ab und einer toten Vergangenheit zuzuwenden, deren Ideen der Zeiten Folge überholt hat. Aber die Wissenschaft darf nicht vergessen, von welchen Anfängen sie ausgegangen ist, wie sie sich allmählich entwickelt hat und das geworden ist, was sie ist; sie darf nicht vergessen, daß der Baum mit den in der Erde verborgenen Wurzeln zusammenhängt, und daß diese nicht von jenem getrennt werden dürfen'.[1]) Seit diesen allgemein gehaltenen Worten Puschmanns sind von dem verdienten Forscher selbst und von einer sichtlich wachsenden Anzahl anderer, von Philologen und Medizinern, viele speziellere Äußerungen und manche Taten erfolgt, die die Geschichte der medizinischen Wissenschaft im Altertum wesentlich gefördert haben. Hier herrscht zur Zeit frisches Leben, große Unternehmungen sind im Werden, und daß Jakob Burckhardts Griechische Kulturgeschichte veraltet auf den Markt geworfen worden ist, wird durch die Vernachlässigung dieses Gebietes in seinem Werke besonders deutlich.

Werfen wir zuerst einen Blick auf die Quellen, die dem Historiker der antiken Medizin zu Gebote stehen. Sie sind mannigfaltig und sehr zerstreut; sie zeigen typisch, wie wenig die heutige Altertumswissenschaft sich auf die sogenannten klassischen Autoren beschränken kann, und wie einseitig der Neuhumanismus im XVIII. und XIX. Jahrh. mit seiner Betonung des Ästhetischen den Geist des Griechentums zu erfassen bestrebt war. Boeckh hat nicht umsonst hervorgehoben, daß die Athener von Gerste und Weizen lebten, nicht etwa von Poesie und Philosophie[2]), und Mommsen, der große Frager, der auch die unscheinbarsten Reste zur Antwort zwang, nicht vergebens an glänzenden Beispielen gelehrt, wie ein umfassendes Kulturbild zustande kommt.

Es gab eine Zeit, in der man mit lebendigem Eifer, wie heute, die Quellen griechischer Wissenschaft zugänglich zu machen suchte, aber doch mit wesentlich anderer Tendenz als jetzt. Praktische Bedürfnisse waren es, denen wir

[1]) Th. Puschmann, Alexander von Tralles. Ein Beitrag zur Geschichte der Medizin, Wien 1878. 1879, I S. V.

[2]) H. Nissen, Rhein. Mus. XLIX 2.

die ersten gedruckten Originalausgaben und Übersetzungen der antiken Schriftsteller über Heilkunde in griechischer und lateinischer Sprache verdanken. An der Spitze der Renaissancedrucke stehen die acht Bücher *De medicina* des A. Cornelius Celsus (Florenz 1478); es folgten (Venedig 1483) in lateinischer Übersetzung die *Τέχνη ἰατρική* des Galenos und die Aphorismen des Hippokrates. Die Editio princeps der meisten erhaltenen Schriften Galens erschien erst 1525 als Aldina in fünf Foliobänden, 1526 sodann ebenda in einem Foliobande die erste Gesamtausgabe der hippokratischen Schriften.

Hippokrates — Celsus — Galenos: in diesen sieben Foliobänden lag nunmehr eine ungeheure Menge medizinischer Forschung ausgebreitet; diese drei Namen besagen nichts Geringeres als nahezu die Fundamente des gesamten ärztlichen Wissens, das uns von der griechischen Heilkunde aus sieben Jahrhunderten übrig geblieben ist. Wir dürfen die drei Männer als Vertreter der drei Hauptepochen der Entwicklung betrachten, sofern wir uns dessen bewußt bleiben, daß die Namen hier nur als Signatur dienen sollen. Das Corpus der Hippocratea umfaßt die Aktenstücke zur Geschichte der Medizin aus dem V. und IV. Jahrh. v. Chr., des feurig vordringenden Mannesalters des griechischen Geistes. Celsus, der römische Enzyklopädist, wie fast alle seine Landsleute ein Laie auf dem Gebiete der medizinischen Wissenschaft, ist vom blinden Schicksal auserlesen, beim Verluste der griechischen Originalquellen uns einen Einblick in den Stand der alexandrinischen Forschung vor der römischen Kaiserzeit zu gewähren; aber er ist ein treuer und verständnisvoller Vermittler gewesen, dessen Mitteilungen über die letzten vorchristlichen Jahrhunderte zu ergänzen die Gegenwart durch mühevolle Fragmentsammlungen bestrebt ist. Galenos endlich, der Zeitgenosse Mark Aurels, an der Grenze zweier Weltperioden stehend — ich glaube, es ist selten jemand durch die Gunst äußerer Umstände und eigene, unermüdliche Betriebsamkeit zu so fast unbedingter Bewunderung und Autorität gelangt wie dieser vielgewandte Ingenieursohn von Pergamon. Man kann Galens Einfluß im Mittelalter fast nur mit dem des Aristoteles vergleichen. Wie Aristoteles ist er von den Arabern aufgegriffen worden, wie dieser ist er aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt und scholastisch mißbraucht worden; der Humanismus ging auch bei Galenos wieder auf den griechischen Urtext zurück, man schuf noch im XVI. Jahrh. eine 'Neue Galenische Akademie' zu Florenz, und es bedurfte erst der kühnen empirischen Forschung eines Andreas Vesalius, um endlich das Ansehen dieses blind verehrten Götzen zu erschüttern.

Die Philologie unserer Tage hat erkannt, und sie ist am Werke, das immer deutlicher im einzelnen nachzuweisen, daß Galens Ruf als großer Bahnbrecher und 'göttlichster Arzt', wie ihn die Byzantiner zu nennen pflegten, nur sehr teilweise seiner Person zugeschrieben werden darf. Er ist ohne Zweifel ein bedeutender Systematiker gewesen, dabei von seltener Vielseitigkeit und brennendem Ehrgeiz; er hat in seiner Praxis ausgedehnte Erfahrungen gemacht und viele erstaunliche Erfolge gehabt, wenn wir seinen eigenen Mitteilungen darüber auch nicht durchweg trauen dürfen; aber der fast unglaubliche Umfang

seiner Schriftstellerei, deren Produkte nur zum kleineren Teile erhalten sind (obwohl sie in der letzten Gesamtausgabe 21 Bände umfassen), erklärt sich daraus, daß er in der Lage war, fast die gesamte medizinische Forschung der vorausgegangenen gelehrten Jahrhunderte aus direkten und indirekten Quellen zu kennen und recipierend oder polemisierend zu verarbeiten. Gewiß sind Galens Werke bewunderungswürdig, aber wir bewundern sie nicht, wie es im Mittelalter und zum Teil noch in der Neuzeit geschehen ist, als Geisteskinder eines schier übermenschlichen Genies, sondern als fleißige und scharfsinnige Darstellung des Wissensstandes einer ganzen Periode. Wären die alexandrinischen Bibliotheken erhalten geblieben, so würden wir diesen scheinbaren Giganten leichter mit richtigem Augenmaße schätzen können.

Die medizinische Literatur soll hier nicht weiter herab verfolgt werden. Sie bietet zwar im Westen, besonders in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters, nützliche Übersetzungen ins Lateinische, im Osten reiche Kompilationen in griechischer Sprache von immer mehr wachsendem Umfang. Der Historiker muß diese zahlreichen Werke kennen; er muß hoffen, daß noch mehr von ihnen aus den Handschriften der Bibliotheken bekannt gemacht werden, denn diese byzantinischen *ἰατροσόφια*, oder wie die Kompendien sonst heißen, bergen noch manches antike Gut, wo man es in allerlei Wust kaum erwartet — wir wenden uns jedoch, auf Einzelheiten verzichtend, von den Papyrusrollen und Pergamenthandschriften fachwissenschaftlichen Inhalts noch zu einer anderen Gattung der Überlieferung.

Seit einigen Jahren wird Erfreuliches von der Asklepiosinsel Kos berichtet, von emsiger Arbeit des Spatens und schönen dort winkenden Aussichten. Die Freunde des Hippokrates hoffen nirgends bessere Aufklärung über manches jetzt unlösbare Problem zu erlangen als auf jener Insel, wo nach einer antiken Tradition der große Hippokrates am 26. Agrianios im ersten Jahr der 80. Olympiade (460 v. Chr.) geboren sein soll. Gibt es doch wie eine homerische so eine hippokratische Frage, die mit jener an Schwierigkeit wetteifert, obwohl sie ja einer weit jüngeren, historisch helleren Zeit angehört. Es ist leider nicht zu verhehlen, daß der Name des Hippokrates bis jetzt für uns nicht viel mehr positiven Inhalt hat als der Name Homers. Von den gegen 70 Schriften der hippokratischen Sammlung kann keine einzige mit zwingenden Gründen dem sogenannten 'Vater der Heilkunde' zugeschrieben werden. Schon die alten griechischen Erklärer widersprechen sich vielfach; und die total abweichenden Ergebnisse der neueren Forscher aus vier Jahrhunderten lassen einen Skeptizismus berechtigt erscheinen, der vorläufig den großen Namen gänzlich aus dem Spiele läßt und sich damit begnügt, einzelne Gruppen von Schriftwerken zu sondern, die sichtlich verschiedenen Ärzteschulen ihren Ursprung verdanken.

Die Tradition setzt den Hippokrates in enge Verbindung mit dem weitberühmten Asklepiostempel der Insel Kos, dessen Lage nunmehr von Rud. Herzog bestimmt und dessen Reste zutage gefördert worden sind.[1]) Stamm-

[1]) Athen. Mitt. 1898 XXIII 441 ff.; Koische Forschungen und Funde, Leipzig 1899; Archäol. Anz. 1901 S. 131, 1903 S. 1 ff. 186 ff. Vgl. S. Reinach, Rev. archéol. 1904 III 127 ff.

bäume der Familie führen das Geschlecht auf Asklepios, den ursprünglich nordgriechischen, zum Gotte erhobenen Heros zurück; das beweist für uns nichts anderes, als daß Hippokrates dem koischen Adel angehörte, der vor Zeiten aus Thessalien auf der Insel eingewandert war und den Kultus seines Stammvaters mitgebracht hatte, nicht etwa, daß dieser Asklepiade zugleich Asklepiospriester gewesen sei. Verbindungen mit dem Asklepiostempel wurden allerdings dem Hippokrates zugeschrieben, zum Teil abenteuerlichen Inhalts, wie die auch bei anderen Völkern ähnlich auftauchende und auf andere Ärzte übertragene Wandergeschichte von einer Brandstiftung im Asklepieion, die er sich habe zu schulden kommen lassen, um den Ursprung seiner dorther geschöpften Lehren zu verdecken. Die auch in neuerer Zeit noch vertretene Ansicht, die griechische Medizin sei in den Asklepiostempeln erwachsen, ist unhaltbar, sofern es sich um Wissenschaft handelt. Sie hat ihre Richtigkeit für den Orient: für Babylon, Assyrien, Ägypten — was Kos betrifft, so darf man heute schon behaupten, daß weitere dort zu erhoffende Inschriftenfunde zwar für die Geschichte des Asklepiosdienstes wichtige Resultate versprechen, daß sie aber keineswegs zeigen werden, wie die hippokratische Schule aus der koischen Tempelmedizin sich entwickelt habe.

Wir wissen anderswoher seit etwa 20 Jahren genauer, wie die griechische Tempelmedizin beschaffen war: die glücklichen Ausgrabungen der griechischen Archäologischen Gesellschaft bei Epidauros in Argolis haben es mit drastischer Deutlichkeit gelehrt. Die dort übliche Inkubation der Kranken in einer großen Traumhalle, wo sie der Epiphanie des Gottes und wunderbarer Heilung gewärtig waren, hat so viel und so wenig mit Wissenschaft zu tun als etwa die Erfolge von Lourdes, Kevelaer und anderen Wallfahrtsorten. Nur wer die Suggestion als wissenschaftliche Therapie gelten läßt, kann — abgesehen von einigen einfachen hygienischen und diätetischen Maßnahmen — in den Asklepiostempeln der älteren Zeit von Wissenschaft reden. Später machten sich die Priester die Errungenschaften der Fachleute mehr oder weniger zu nutze; dafür liegen inschriftliche Belege mannigfacher Art, besonders aus der römischen Kaiserzeit, vor. Im V. Jahrh. aber, zur Zeit des Hippokrates, müssen wir uns die im koischen Asklepieion aufgezeichneten Heilwunder noch ganz rituell vorstellen — wenn man es auch für natürlich halten wird, daß der große Arzt und seine Schüler die heiligen Krankenberichte studiert haben, und daß sie sich die Gelegenheit nicht entgehen ließen, an den Kranken selbst, die wohl meist von auswärts angesegelt kamen, wertvolle Beobachtungen zu machen. Für die Religionsgeschichte und Volkskunde sind also die Inschriftsteine des Heiligtums von Epidauros mit ihren an die 50 Wundertaten des Apollon und Asklepios zwar von großer Bedeutung, und ähnliches wird von den analogen Steintafeln gelten, nach denen jetzt auf Kos geschürft wird — wir aber kehren zur Fachwissenschaft zurück.

Eine Höhe, wie sie die Medizin in dem hippokratischen Corpus erreicht hat, setzt lange Entwicklung voraus. Diese war gefördert durch die griechische Naturphilosophie, wie denn überhaupt Philosophie und Medizin das ganze

Altertum hindurch in lebhafter Wechselwirkung gestanden haben. Des Aristoteles Forschungsmethode ist gewiß dadurch mitbestimmt worden, daß er als Sohn eines Arztes von Stagiros frühe auf scharfe Beobachtung des Tatsächlichen gelenkt wurde; und in einer medizinischen Schrift, die um die Zeit entstanden sein mag, als Aristoteles das Licht der Welt erblickte, heißt es anderseits: *ἰητρὸς φιλόσοφος ἰσόθεος*.

Die ältesten Spuren medizinischer Wissenschaft weisen uns nicht nach dem eigentlichen Griechenland, sondern nach den blühenden Pflanzstädten in Unteritalien, Sizilien und Nordafrika, sodann nach Kleinasien, insbesondere nach Knidos. Es sind in der Hauptsache dieselben Gegenden, in denen die altionische Naturphilosophie, sowie die Lehren des Xenophanes, Parmenides, Empedokles, Anaxagoras ihre Heimat haben; und in der Tat läßt sich ihr Einfluß auf die ältesten medizinischen Schriften vielfach im einzelnen nachweisen. Die häufig in der Entwicklung der Wissenschaft wiederkehrende Erscheinung, daß die höchsten und letzten Fragen bereits im ersten Aufschwung in Angriff genommen werden, worauf dann ein Rückschlag zum Nächstliegenden zu erfolgen pflegt und erst mühsame empirische Einzelforschung langsam wieder emporführt — der Übergang von der 'Metaphysik zur positiven Wissenschaft' tritt dem aufs deutlichste entgegen, der das scheinbare Chaos der Hippocratea methodisch zu klären bemüht ist. Man erkennt in diesem Übergang eine der folgenschwersten Wendungen der Geistesgeschichte überhaupt und ist genötigt, in den massenhaften, zum Teil außerordentlich feinen Beobachtungen der Ärzte des V. Jahrh. und in ihren zielbewußten Experimenten einen der wichtigsten Ausgangspunkte echt wissenschaftlicher Methode zu erblicken.[1]

Diese zum großen Teil für uns namenlosen Männer hatten einen Begriff von der Gesetzmäßigkeit, die das All beherrscht. Die Heilkunde steht ihnen in engstem Zusammenhang mit der Wissenschaft von der Natur im allgemeinen. Daß uns ihre Resultate mitunter ein Lächeln abnötigen, schmälert ihre Verdienste nur wenig: auf den Weg kommt es an, den sie einschlugen, und der war in vielen Fällen der einzig richtige, noch jetzt anerkannte. 'Es sind's die Griechen', dieses Goethische, jetzt von vielen in Dichtung und bildender Kunst verworfene Urteil wird sich von neuem auf anderem Gebiete Anerkennung erringen, wenn die Erforschung der griechischen Wissenschaften, die jetzt gar manchen Philologen beschäftigt, immer weiter vorgeschritten ist.

Im Phaidros des Platon wird als Ansicht des Hippokrates angeführt, es sei unmöglich die Natur des menschlichen Körpers genügend zu erkennen ohne die Erkenntnis der Natur des Weltganzen. Man hat, schon seit Galenos, verschiedene Versuche gemacht, die an der Platonischen Stelle angeführte Ansicht auf eine bestimmte Schrift der hippokratischen Sammlung zu beziehen, um von einem sichern Punkte aus feststellen zu können, welche Bücher denn nun echthippokratisch seien. Aber die Versuche sind mißglückt: es gibt mehrere Schriften der Sammlung, die sich zu jenem Grundsatz bekennen, und gerade

[1] S. das Kapitel 'Die Ärzte' in Th. Gomperz' Griechischen Denkern I 221 ff.

diese müssen aus anderen Gründen verschiedenen Verfassern zugeschrieben werden. Eine von ihnen ist betitelt 'Über Luft, Wasser und Lage' (*Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων*); sie ist derart, daß wir in ihr gern den großen Hippokrates erkennen möchten, wenn ein Beweis möglich wäre. Die Jahreszeiten, Luftströmungen, Wasserverhältnisse u. s. w., lehrt der Verfasser, verdienen in erster Linie die Beachtung des wissenschaftlichen Arztes, und auf dem Fundamente dieser Grundanschauungen erweitert er das Büchlein zu einer Biologie oder wenigstens Klimatologie des Erdkreises.

'Wer in der ärztlichen Wissenschaft methodisch forschen will', so heißt es am Anfang mit programmatischer Kürze, 'der muß folgendes tun. Zunächst muß er die Jahreszeiten in Betracht ziehen, was eine jede für Einfluß haben kann ... ferner die Luftströmungen, warme und kalte, besonders die allgemein herrschenden, dann aber auch die jeder Gegend eigentümlichen. Er hat weiterhin die Wirkungen des Wassers zu beobachten; denn wie es verschiedenen Geschmack hat und verschiedene Schwere, so weicht es auch in seiner Wirkung bedeutend voneinander ab ... Auch der Boden ist zu berücksichtigen, ob er kahl und trocken oder dichtbewachsen und feucht ist, und ob der Ort in einem Kessel liegt und drückende Luft hat oder auf der Höhe und kaltes Klima. Endlich fasse man auch die Lebensweise ins Auge, der sich die Bewohner hingeben, ob sie gern trinken und frühstücken und bequem sind, oder gern Leibesübungen betreiben und ein anstrengendes Leben führen, dabei starke Esser und nüchtern.'[1]) Über alle diese Punkte werden nun reiche praktische Erfahrungen mitgeteilt, erst in systematischer Anordnung, dann in geographischer. Wir lernen in dem Verfasser einen Mann schätzen, der viel von der Welt gesehen hat, der wahrscheinlich Ägypten und Libyen kannte und die Skythenstämme am Schwarzen Meer, Land und Leute, Lebensweise und Körperbau, mit wissenschaftlicher Genauigkeit beschreibt. Nach älterer Art scheidet er nur zwei Erdteile, Asien und Europa, und stellt eine anschauliche Vergleichung zwischen ihnen und ihren Bewohnerschaften an, wobei er seine Grundsätze über den Einfluß der Landesnatur und der sozialen Verhältnisse auf die Bevölkerung stets im Auge behält. 'Asien, meine ich, unterscheidet sich außerordentlich von Europa in Bezug auf die Natur aller Dinge, der Pflanzen wie der Menschen. Denn viel schöner und größer wird alles in Asien, und das Land ist milder und die Sinnesart der Menschen freundlicher und gutmütiger'[2]) (man glaubt einen Sohn oder guten Kenner der kleinasiatischen Westküste zu hören) ... 'Was nun die geringere Kriegslust der Asiaten betrifft, daß sie an Sinnesart sanftmütiger sind als die Europäer, daran haben besonders die Jahreszeiten schuld, die keinem großen Wechsel unterworfen sind nach Kälte und Wärme, sondern ähnlich ... Deshalb scheint mir das Volk in Asien feige zu sein und außerdem infolge der Verfassung, denn der größte Teil von Asien steht unter Königsherrschaft. Wo aber die Menschen nicht ihre eigenen Herren sind und selbständig, sondern despotisch regiert werden, da legen sie keinen Wert darauf,

[1]) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* II 12 L. = I 33 f. Kw. [2]) Ebd. II 52 L. = I 53 Kw.

sich im Kriegshandwerk zu üben, sondern im Gegenteil, kriegsuntüchtig zu erscheinen ... Denn von aller Tüchtigkeit und Tapferkeit, wodurch sie sich etwa auszeichnen, haben ja doch nur die Herren den Zuwachs an Besitztum und Macht, sie selber aber zum Lohne Gefahren und den Tod.'[1])

Man sieht, das ist dieselbe Auffassung, wie sie uns etwa bei Herodot entgegentritt. Ich führe noch ein Stück von der Charakteristik der Europäer an, die den Schluß des Buches bildet, und zweifle nicht, daß unserem Arzte als Prototyp dieser Schilderung, ohne daß er den Namen nennt, die Athener der besten Zeit vorgeschwebt haben[2]): 'Wo das Land kahl, wasserarm und steinig ist, der Winter streng und der Sommer sengend, da wird man die Bewohner derb und sehnig, wohlgegliedert, straff und rauch finden; energische, unermüdliche Tatkraft liegt in diesen Naturen, ihr Charakter und ihre Affekte zeigen Stolz und Selbstbewußtsein, sie sind mehr leidenschaftlich als sanftmütig, in Handwerk und Künsten hochbegabt und zielbewußt und auch im Kriege hervorragend tüchtig. Dem entsprechend ist überhaupt alles, was dieses Land erzeugt.'

Der Verfasser unseres Buches über 'Luft, Wasser und Lage', den man einen Vorläufer Montesquieus genannt hat, verweilt ausführlich bei der Volkskunde der Skythen und gibt über diese merkwürdigen Stämme wertvolle Nachrichten, die zum Teil noch in der Neuzeit Bestätigung bei russischen Steppenvölkern gefunden haben. Er berichtet von der besonders bei den 'reichen Skythen' weitverbreiteten Impotenz und sucht die Gründe davon medizinisch festzustellen. 'Zeugungsunfähige finden sich meistenteils im Skythenlande, und sie verrichten Weiberarbeit und leben wie die Weiber und reden auch so; man nennt sie *Ἀναριεῖς*, «Unmänner». Die Eingebornen schreiben die Schuld einer Gottheit zu und verehren diese Leute wie Heilige und beten sie an, denn ein jeder befürchtet für sich dasselbe.' Der Verfasser führt fort, nicht etwa mit spöttischer Miene, sondern, wie uns sein Buch seinen Charakter offenbart, mit tiefem Ernst: 'Auch mir scheint dieses Leiden göttlich zu sein — aber auch jedes sonst, und keines göttlicher als das andere oder menschlicher, sondern alle gleich und alle göttlich. Jedes von ihnen hat seine natürliche Ursache, und keines tritt ein ohne die Natur.'[3])

Das ist etwas Großes in dieser sonst noch wundergläubigen Zeit, diese schlichte Äußerung unseres Arztes, und sie steht in unserer Sammlung nicht allein. Epilepsie nannte man die 'heilige Krankheit', weil man die Epileptischen von einem Dämon besessen glaubte, und schrieb je nach den Äußerungen des Befallenen den einzelnen Anfall der oder jener Gottheit zu. So glaubten viele Ärzte, hiervon wie von anderen Geisteskrankheiten die Hände lassen zu müssen; sie überließen die Unglücklichen den Zauberern und Sühnpriestern. Mit scharfer Logik und ausführlicher Polemik zieht einer der Hippokratiker da-

[1]) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* II 62 f. L. = I 58 Kw.

[2]) v. Wilamowitz, Sitzungsber. der Kgl. preuß. Akad. d. Wiss. in Berlin, philos.-hist. Klasse 1901 S. 20; Griech. Leseb., Erläut. S. 137.

[3]) *Περὶ ἀέρων ὑδάτων τόπων* II 76 f. L. = I 64 Kw.

gegen zu Felde: 'Diese sogenannte heilige Krankheit entsteht aus gleichen Ursachen wie die übrigen.' Er führt sie auf das Gehirn zurück, in dem er als einer der ersten, zu vielen andern im Gegensatz stehenden, Forscher im Altertum das Zentralorgan des menschlichen Körpers erblickt. 'Diese Ursachen sind göttlich' (insofern die Natur Gottes ist); 'daher darf man nicht diese Krankheit von den übrigen absondern . . . eine jede ist göttlich und eine jede menschlich'[1]) . . . Danach muß der Arzt handeln.

So suchte man denn vorurteilsfrei mit keckem Mute die Natur des Schleiers zu berauben. Vorschneller Verallgemeinerung entging man natürlich in vielen Fällen nicht; aber man beobachtete, man experimentierte redlich: das mußte seine Früchte tragen. Daß man bereits zum Experiment, zur peinlichen Befragung der Natur vorgeschritten war (um im Sinne Franz Bacons zu reden), verdient gewiß Hervorhebung.[2]) Praktische Beispiele davon könnten manche vorgebracht werden; die Theorie finden wir in der 'Apologie der Heilkunst' angedeutet, einer Sophistenrede, die man mit bestechenden aber nicht überzeugenden Gründen sogar dem Protagoras zugeschrieben hat. Der Redner vergleicht den Prozeß der Forschung mit einem Gerichtsverfahren; es wird ein peinliches Verhör mit der Natur angestellt, um durch die Symptome zum Wesen der Krankheit vorzudringen. 'Die Heilkunst', so sagt er, . . . ist oft 'gehindert, etwas mit Augen zu sehen, durch die alle alles am trefflichsten erschauen. Aber dennoch hat sie sich anderen hilfreichen Beistand geschaffen'. Es folgt eine Aufzählung von Symptomen bei inneren Krankheiten. 'Daraus erkennt man, wovon dies alles Zeichen sind, von welchen vergangenen und von welchen möglichen künftigen Leiden. Wenn aber alles dieses nichts von selber verrät und die Natur nichts freiwillig entsendet, so hat die Kunst Zwangsmittel ersonnen, wodurch, mit unschädlicher Gewalt genötigt, die Natur etwas von sich gibt; auf diese Weise zeigt sie denen, die die Kunst verstehen, was zu tun ist.'[3]) Man hat aber solche Zwangsmittel, wie die Schriften zeigen, nicht nur im Dienste der Pathologie und Therapie angewendet, sondern auch für Anatomie und Physiologie. Es folge ein Beispiel aus der Schrift 'Über das Herz' (*Περὶ καρδίης*), die als das älteste anatomische Buch bezeichnet werden muß, das wir in griechischer Sprache besitzen, und zwar ein Beispiel, das uns den Forscher zwar auf richtigem Wege zeigt, wie er aber dennoch zu einem falschen Resultate gelangt. Er will das weit verbreitete Vorurteil als richtig erweisen, daß ein kleiner Teil des Getränkes durch die Luftröhre in die Lunge fließe, und äußert sich so über sein Experiment: 'Der Mensch trinkt das meiste in den Magen wie in einen Trichter . . . er trinkt aber auch in die Luftröhre, doch nur ein Geringes, nur soviel, als der Spalt (den der Kehldeckel mit den Wänden der Luftröhre bildet) unvermerkt hindurchläßt . . . Hier der Beweis: Man verrühre Wasser mit Kupferblau oder mit Mennige und gebe es einem

[1]) *Περὶ ἱερῆς νούσου* VI 394 L.

[2]) Th. Gomperz, Die Apologie der Heilkunst (Sitzungsber. der K. Akad. der Wiss. in Wien, philos.-hist. Klasse CXX) S. 151 f.

[3]) *Περὶ τέχνης* VI 22 f. L. = Gomperz a. a. O. S. 62 f.

halbverdursteten Tiere zu saufen, am besten einem Schwein, denn dieses Vieh ist nicht wählerisch und reinlich (φιλόκαλον). Wenn man ihm dann, während es noch säuft, die Kehle durchschneidet, findet man diese von dem Getränke gefärbt. Freilich ist diese Operation nicht jedes Mannes Sache.'[1]) Wir lassen außer Spiel, wie dieser Anatom zu seinem Urteil über die Färbung der Luftröhre gekommen ist; wesentlich ist der Beweis, daß die Vivisektion zu wissenschaftlichen Zwecken ausgeübt wurde, was übrigens durchaus nicht nur vereinzelt geschah. An Sektionen, auch menschlicher Körper, ist gar nicht zu zweifeln. Religiöse und soziale Vorurteile waren zwar auch im Altertum hinderlich, bald mehr, bald weniger, haben aber niemals die Forderungen der Wissenschaft gänzlich zurückdrängen können. Dazu kam es erst im Mittelalter, bis im XIV. Jahrh. die italienischen Universitäten, zuerst Mondino von Bologna, den Fortschritt anbahnten. Man weiß jedoch, was z. B. Vesal noch für Schwierigkeiten hatte, sich das nötige anatomische Material zu verschaffen; er hat erwiesenermaßen noch im Jahre 1536 zu Löwen ein Skelett stückweise vom Galgen gestohlen!

Doch zurück zur Zeit des Hippokrates. Den vorhin erwähnten Rückschlag von vorzeitiger Systematik zur positiven Wissenschaft empfindet man am deutlichsten in der Schrift 'Von der alten Heilkunde' (Περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς). Hier wird Empedokles mit Namensnennung scharf bekämpft. Nach der Ansicht vieler sei es nicht möglich die Heilkunst zu verstehen und auszuüben, wenn man nicht wisse, was der Mensch von Haus aus ist. So dächten die Philosophen wie Empedokles und andere, welche lehrten, wie der Mensch entstanden sei und woraus er bestehe. Das heißt die Sache vom falschen Ende beginnen, entgegnet der Hippokratiker. Umgekehrt ist zu verfahren. Unmöglich ist es, aus der Entstehungsgeschichte des Menschen die Medizin abzuleiten oder aus der Naturphilosophie überhaupt; die Medizin ist es vielmehr allein, aus der wir ein sicheres Wissen von der Natur schöpfen können.[2]) Insbesondere ist die Diätetik von höchster Bedeutung. Worin bestand die Heilkunde der Vorzeit? Besonders in der Verwendung richtiger und verfeinerter Nahrung. So ist es auch jetzt sehr wichtig zu beobachten, wie die einzelnen Nahrungsmittel auf Gesunde und Kranke einwirken. 'Es läßt sich darauf fast eine exakte Wissenschaft bauen', würde man heutzutage sagen; unser Autor dagegen: 'Man muß nach einem Maße zielen; Maß aber, Zahl oder Gewicht, das zur Richtschnur dienen kann, findest du nur in der Empfindung des Körpers'.[3])

Wie zielbewußt nun einer exakten Wissenschaft vorgearbeitet wurde, erkennt man bei einem Überblick über die große Sammlung von Krankheitsgeschichten, die uns als hippokratisch vorliegt.

Es ist die Sammlung, die in den Bibliotheken der Alexandrinerzeit sechs oder sieben Bücher umfaßte und Krankenberichte des V. und IV. Jahrh. aus zahlreichen Orten enthält, betitelt 'Epidemien'. Der medizinische Begriff 'Volks-

[1]) Περὶ καρδίης IX 80 L. [2]) Vgl. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker S. 173.

[3]) Περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς I 588 f. L. = I 9 Kw.

krankheiten' liegt von Haus aus gar nicht in diesem Worte; ἐπιδημίη bedeutet 'Aufenthalt', 'Ankunft'. Wir wissen von einem Werke des Ion von Chios, eines dichterisch beanlagten Zeitgenossen des Sophokles, das gleichfalls Ἐπιδημίαι hieß und keineswegs Medizinisches, sondern allerlei Anekdoten enthielt, die mit dem Besuche, der 'Epidemie' berühmter Männer auf Chios in Beziehung standen. So hat man auch den hippokratischen Titel als 'Reisetagebücher' deuten wollen, ist ja die Tätigkeit von Wanderärzten aus den Mitteilungen erkennbar. Schon Galenos, der die von ihm für echt gehaltenen Bücher ausführlich kommentiert hat, opponierte gegen diese Deutung mit Recht; indessen ist der Titel in seinem medizinischen Sinne nur für einen Teil der Sammlung zutreffend und später auf das Ganze übertragen worden; in umfangreichen Partien handelt es sich um Einzelfälle von Krankheiten und Verwundungen sehr verschiedener Art.

Da Hunderte von Orts- und Personennamen genannt werden, auch auf politische Verhältnisse gelegentlich ganz kurz angespielt wird, läßt sich das Gebiet bestimmen, wo die verschiedenen Ärzte praktiziert haben, denen wir diese wertvollen Aufzeichnungen verdanken. Es ist die im V. Jahrh. blühende Insel Thasos vor der thrakischen Küste, wo wir einigermaßen heimisch werden, es ist das reiche Abdera und eine Reihe anderer griechischer Küstenstädte des Nordens; dann besonders das gesegnete Thessalien mit seinen Hauptplätzen, das Eldorado der antiken Großgrundbesitzer. Die hervorragendsten thessalischen Familien sind uns anderweitig bekannt, politisch, literarisch und aus den neueren Inschriftenfunden, wie die Aleuaden von Larisa, die Skopaden von Krannon. Hier finden wir von ihnen und dazu von zahlreichen Unbekannten keine *documents historiques*, sondern *documents humains.*[1]) Ganz abgesehen von der fachwissenschaftlichen Bedeutung dieser Krankengeschichten hat es allgemein menschliches Interesse, die Schicksale der Patienten aus allen Volksklassen an sich vorüberziehen zu sehen. Es sind nicht nur wohlsituierte Leute und Angehörige der Adelsgeschlechter, um die sich's handelt, sondern auch Handwerker, die sich ihr Brot selber verdienen müssen: Walker, Lederarbeiter, Steinbrecher, Binsenflechter, Bergwerksarbeiter; dann Krämer, ein Koch, Winzer, Reitknecht, Faustkämpfer, Schiffskapitän, Schulmeister; die Frau des Gärtners, die Frau des Schmiedes; Sklaven und Freie, In- und Ausländer, Jung und Alt. Mitunter sind mehrere Mitglieder derselben Familie kenntlich, und sehr oft werden die Wohnungen angegeben, meist ganz ebenso allgemein wie man sie jetzt noch in Griechenland, sogar in Athen zu bezeichnen pflegt: 'Philiskos wohnte an der Mauer'; 'Pantakles wohnte nicht weit vom Dionysostempel'; 'Silenos wohnte an der Meeresküste neben dem Eualkides'; 'sie wohnte, glaub' ich, bei Archelaos am Abhang'; mitunter auch genauer: 'Anaxion, der in Abdera am Thrakischen Tore lag' oder 'der junge Mensch, der am Lügenmarkte lag'.

Was nun die Krankheiten selber betrifft, deren Entwicklung Tag für Tag peinlich genau verfolgt wird — und zwar mit wissenschaftlichem Sinne ebenso

[1]) S. v. Wilamowitz, Reden und Vorträge S. 258 ff.

genau bei den Reichsten wie den Geringsten —, so ist die Identifizierung für den modernen Mediziner sehr anziehend, freilich oft schwierig. Unverkennbar für jeden, der sie gehabt hat, wird z. B. die leidige Influenza geschildert, die in Perinthos am Marmarameer epidemisch auftrat.[1]) Unfälle sind sehr häufig: einer stürzt vom Brennofen eines Töpfers; in Salamis fällt einer auf einen Anker; ein Malier wird von einem Lastwagen überfahren, ein kleiner Knabe von einem Maultier geschlagen; 'der Schuster stach sich, als er eine Sohle durchbohrte, mit der Ahle oberhalb des Knies in den Schenkel' — worauf Blutvergiftung eintritt; 'die Tochter des Nerios, ein schönes Mädchen' — diese persönliche Bemerkung ist ganz vereinzelt in unseren Journalen, hier bricht einmal die menschliche Teilnahme durch —, 'zwanzig Jahre alt, wurde von einer Gespielin zum Scherz mit der flachen Hand auf den Oberkopf geschlagen. Da wurde es ihr schwarz vor den Augen, und es versetzte ihr den Atem, und zu Hause angelangt fieberte sie sogleich und hatte Kopfweh, und das Gesicht war gerötet. Am siebenten Tage floß aus dem rechten Ohr übelriechender, geröteter Eiter, etwas mehr als ein Kyathos (0,045 l), es schien ihr besser zu gehen und sie spürte Erleichterung. Dann nahm das Fieber von neuem zu, sie neigte zum Schlaf, verlor die Sprache, die rechte Gesichtshälfte verzog sich, es traten Atembeschwerden, Krämpfe und Zittern auf, die Zunge war unbeweglich und das Auge stier. Sie starb am neunten Tage' . . .[2]) Ein Teil der 'Epidemien' ist auch in Kriegszeiten gesammelt, denn die Fälle sind nicht selten, in denen Verwundungen durch Wurfspeere, Pfeilschüsse und Katapulte in ihrem Verlauf beschrieben werden. Auch ein Selbstmordversuch kommt vor. Die ruhige Sachlichkeit der Beschreibungen ist durchweg unübertrefflich. Ohne Überhebung werden Mißgriffe der Kollegen erzählt; auch Irrtum in der eigenen Diagnose wird freimütig eingestanden zur Warnung anderer Ärzte für ähnliche Fälle.

Freilich ist die Sammlung der Epidemien nur für einen engen Kreis von Fachgenossen bestimmt gewesen. Zum Teil wurde sie erst nachträglich aus nachgelassenen Papieren der Schulhäupter für die Schulgenossen herausgegeben; der verworrene Zustand mancher Partien und der oft dunkle Notizenstil erinnert noch daran. Dagegen gehört zu den ausgearbeiteten Büchern, auf massenhafte Beobachtungen der Art begründet, wie wir sie in den Epidemien vor uns haben, das berühmte Prognostikon. Man darf den Titel nicht mißverstehen: es enthält nicht nur Prognosen, sondern ebenso die Theorie der Anamnese und der Diagnose, bezieht sich also auf den vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Zustand des Patienten. Wir erkennen daraus, daß die Hippokratiker durchaus nicht etwa bloße Empiriker waren: sie forschten auf induktivem Wege, ohne aber auf ein System zu verzichten. So gründen sich

[1]) *Ἐπιδημιῶν* VI 7, 1, Bd. V 330 ff. L. — Von sachverständiger Seite wird mir das bestätigt und hinzugefügt, daß es sich bei der Hustenepidemie von Perinthos vermutlich um Komplikation von Influenza mit Halskrankheiten handelte, z. B. mit Diphtherie (die schon Littré erkannt hat); der Berichterstatter habe das nicht genügend zu scheiden vermocht.

[2]) Ebd. V 50, Bd. V 236 L.

auf Hippokrates die dogmatischen Schulen der alexandrinischen Zeit, insbesondere die des Herophilos und Erasistratos, während im III. Jahrh., durch den Skeptizismus in der Philosophie beeinflußt, eine rein empirische Sekte sich bildete, die der Theorie abhold war und allein die eigene Beobachtung, die Überlieferung anderer und den Analogieschluß gelten ließ — drei Elemente, die bei den antiken Empirikern immer wieder von neuem betont werden.

Das Prognostikon ist es, in dem sich gleich am Anfang der bekannte Passus vom 'Hippokratischen Gesicht' findet: 'In den akuten Krankheiten muß man folgendes in Betracht ziehen: zunächst das Gesicht des Kranken, ob es aussieht wie von Gesunden, und vor allem, ob sich's noch selber gleicht, denn das wäre das beste; je mehr sich's davon entfernt, desto bedenklicher. Das wäre nämlich so: die Nase spitz, die Augen hohl, die Schläfen eingesunken, die Ohren kalt und zusammengezogen und die Ohrläppchen zurückstehend, die Gesichtshaut hart, straff und trocken und die Farbe des ganzen Gesichtes gelbgrün oder schwärzlich.' Sei nun dieser Zustand nicht durch bestimmte, einzeln namhaft gemachte Ursachen verschuldet und ändere er sich nicht binnen 24 Stunden, 'so steht der Tod unvermeidlich in Aussicht'.[1])

Es geschah mit Absicht, daß noch mit keinem Worte von den vier Säften die Rede gewesen ist. Man pflegt von Hippokrates zu wissen, nach seiner Lehre bestehe die Krankheit aus einem Mißverhältnis in der Mischung, einer Dyskrasie der vier menschlichen Säfte, von Blut, Schleim, gelber und schwarzer Galle. Je nach der Jahreszeit und dem Lebensalter wechselt diese Mischung, das *temperamentum,* in jedem Einzelnen; die Benennung der von uns Temperamente genannten körperlichen und geistigen Typen geht ja auf diese Säftetheorie zurück, das sanguinische, phlegmatische, cholerische und melancholische Temperament.

Diese Humoralpathologie, wie sie vorzüglich seit dem XVI. Jahrh. als hippokratisch gepriesen wurde, führte dazu, daß man sich vornahm, durch äußere Eingriffe die gestörte Harmonie in der Zusammensetzung der vier Säfte wiederherzustellen. Man wirkte daher bis ins XIX. Jahrh. hinein durch Vomieren, Purgieren und durch Aderlasse, bekanntlich auch prophylaktisch.[2]) Nun liegt die Sache aber überraschenderweise so, daß die Viersäftetheorie, die sich schematisch so bequem an Empedokles' Lehre von den vier Elementen anschmiegte — daß dieses zu sehr unfruchtbarer Scholastik verführende System gar nicht hippokratisch sein kann. Galen hat es dafür gehalten, und seiner Autorität ist man bis auf unsere Zeit gefolgt. Aber wir müssen umlernen; Galen hat hier ohne Zweifel geirrt, das beweist eine genaue Prüfung der Akten, zu denen vor wenigen Jahren ein wichtiger griechischer Papyrus aus Ägypten gekommen ist. Wir haben kein Recht, die mangelhaft bezeugte Viersäftetheorie für mehr zu halten als den ziemlich vereinzelten Versuch eines Systematikers — vielleicht war es Polybos, des Hippokrates Schwiegersohn. Gerade das Pro-

[1]) *Προγνωστικόν* II 114 L. = I 79 f. Kw.

[2]) Troels-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten, Leipzig 1901, S. 101 ff.

gnostikon ist weit entfernt davon, die freie Forschung durch den beschränkten Dogmatismus von den vier Grundstoffen vorzeitig in Fesseln zu schlagen.[1]) Daß er dem Mittelalter bequem war, das zudem in Galens Banden lag und fast nur mit seinen Augen diese Dinge ansah, kann man sich leicht denken.

In Asklepios verehrte der Grieche den 'größten Menschenfreund' unter den Göttern; in milder Würde stellten ihn die Künstler dar, fast unbegrenzt ist nach den Heilungsberichten der Tempel die Güte und Langmut dieses *σωτήρ*, der sich so gern auch der Geringen annimmt, dem sogar Züge von Humor nicht fehlen. Man sieht aus zahlreichen Stellen der hippokratischen Sammlung, daß der Gott den idealen Anforderungen entspricht, die seine wissenschaftlichen Jünger an sich selbst stellten. Der hohe sittliche Ernst der Fachschriften springt in die Augen. Charlatanerie, theatralisches Auftreten, übermäßige Rücksicht auf Äußerlichkeiten ohne Nutzen oder gar zum Schaden der Sache, z. B. bei Verbänden oder Operationen, wird getadelt, die möglichste Rücksicht auf den Zustand des Patienten mit echt griechischer Feinheit gefordert. Der bekannte Eidschwur der Asklepiaden von Kos verpflichtet den Neuling, untadelig und diskret zu sein in jeder Hinsicht.

Unermüdlich im Beobachten und Nachdenken muß auch der erfahrene Arzt sein, denn ratlos gleicht er in gefährlichen Fällen dem Statisten auf der Bühne[2]) oder dem untüchtigen Steuermann: 'auch bei diesen merkt man es ja nicht, wenn sie bei ruhigem Wetter einen Fehler machen; packt sie aber ein großer Sturm und widriger Wind, da wird es allen Menschen deutlich, daß sie durch Unkenntnis und Fehler das Fahrzeug ins Verderben gebracht haben. So ist es auch mit den schlechten Ärzten' . . .[3]) Trockner Humor kommt nicht eben häufig, aber doch gelegentlich zum Durchbruch, so in dem Buch 'Über die Knochenbrüche'. Der bedeutende, in mehr als einer Hinsicht bewundernswerte Chirurg, der es niedergeschrieben hat, spricht von Oberschenkelbrüchen und von der Gefahr, daß das Bein bei der Heilung verkürzt wird: 'Man muß bei der Einrichtung kräftig und gerade strecken, mit aller Energie, wäre doch Schande und Schaden groß, wenn man das Bein kürzer machte. Ein zu kurz gewordner Arm nämlich bleibt leicht unbemerkt, und die Sache wäre nicht so schlimm; ist aber das Bein kürzer geworden, so hinkt der Betreffende . . . Da wäre es wirklich besser, einer, den man so schlecht heilen will, hätte gleich beide Beine gebrochen statt eines; dann würde er wenigstens im Gleichgewicht sein.'[4]) Auch in der Honorarfrage endlich nehmen sich die Ärzte den Asklepios zum Muster. Der Gott im Tempel zeigt mitunter bemerkenswerte Uneigennützigkeit. So auch die Hippokratiker. Sie raten, auf das Einkommen der Patienten Rücksicht zu nehmen, ja geradezu Samariterdienste zu leisten. Auf keinen Fall darf das Honorar am Krankenbette festgesetzt werden.[5]) 'Bisweilen tut man gut umsonst zu behandeln, dankbare Erinnerung ist besser als augenblicklicher Vorteil. Bietet sich Gelegenheit, einem Fremden oder Dürftigen

[1]) C. Fredrich, Hippokratische Untersuchungen, Berlin 1899, S. 33 ff.

[2]) *Νόμος* IV 638 L. [3]) *Περὶ ἀρχαίης ἰητρικῆς* I 590 L. = I 10 Kw.

[4]) *Περὶ ἀγμῶν* III 482 L. = II 77 Kw. [5]) *Παραγγελίαι* IX 254 f. L.

beizustehen, so soll man sich dem keinesfalls entziehen, denn wo Menschenliebe ist, da ist auch Werktätigkeit.'[1]) Also das Prinzip der Humanität in treffendster Form! Ein Beispiel für die Verwandtschaft altgriechischer Asklepiadenanschauung und christlicher Auffassung ist auch folgendes. Eusebios sagt in der Kirchengeschichte: 'Jesus hat wie ein trefflicher Arzt um der Heilung der Kranken willen Abschreckendes untersucht und Ekelhaftes berührt, bei fremden Leiden selbst Schmerz empfunden und uns . . . aus den Abgründen des Todes durch sich selbst errettet.' Im griechischen Urtext haben die Worte rhythmischen Klang, ein Philolog des XVII. Jahrh. brachte sie in Trimeter und glaubte in ihnen ein Fragment des Aischylos oder Sophokles entdeckt zu haben. Tatsächlich jedoch hat Eusebios die Stelle aus einer pseudohippokratischen Schrift; was dort vom Arzte im allgemeinen gesagt ist und seinem selbstlosen Berufe, hat der gelehrte Kirchenhistoriker auf Jesus Christus übertragen.[2]) —

Soviel über die Methode der griechischen Heilkunde und die Art ihrer Vertreter. Es ist aber auch auf einem Umwege möglich, für die Kulturgeschichte aus der alten Medizin belehrende Ergebnisse zu gewinnen, indem man fragt: Was erfahren wir denn Näheres über das Milieu, in dem jene ärztlichen Praktiker und Schriftsteller tätig waren? Hier fördert besonders die Vergleichung verschiedener Zeitalter. Es ist ganz instruktiv, die Patienten der verschiedenen Perioden des Altertums miteinander zu vergleichen, ebenso wie den Charakter der mit ihnen vorgenommenen Kuren; auch die allgemeinen und speziellen Vorschriften über Gesundheitspflege, über die es eine sehr umfangreiche Literatur für Ärzte und für Laien gab, gestatten intime Einblicke in das tägliche Leben und wie es sich allmählich, zum Guten oder Schlimmen, im Laufe der Zeiten gewandelt hat. Schon die Tempelinschriften von Epidauros, aus dem V./IV. vorchristlichen und dem II. Jahrh. n. Chr., weisen namhafte Veränderungen in den Heilorakeln und Heilwundern des Gottes auf: die Krankheiten, gegen die um Hilfe gebetet wird, sind zum Teil ebenso andere geworden wie die Heilmethode. In der alten Zeit kommen die Pilger mit steifen Fingern und Podagra, mit Lanzenspitzen im Körper und Schlangenbiß. Im Tempelschlaf erhalten sie allerlei Offenbarungen, was sie anwenden sollen (falls der Gott nicht durch ein Wunder sogleich hilft), aber Beziehungen zur zeitgenössischen Medizin haben diese meist auf Suggestion berechneten Mittel so gut wie gar nicht. Im Laufe der Zeit ändert sich das sichtlich. Und wie die Kurmethode sich verfeinert hatte, so auch die Krankheiten. Die Leute sind nervös geworden, wie Aelius Aristides, wie M. Iulius Apellas.[3])

Aber auch die wissenschaftliche Literatur zeigt das *tempora mutantur*. Man vergleiche die Schriften über Gesundheitspflege, z. B. Lehren des Diokles von Karystos, eines Zeitgenossen des Platon, mit solchen, die Athenaios von Attaleia

---

[1]) *Παραγγελίαι* IX 258 L.

[2]) *Περὶ φυσῶν* VI 90 L. Vgl. A. Harnack, Texte und Untersuchungen zur Geschichte der altchristlichen Literatur VIII 4 S. 135; dazu Berl. philol. Wochenschr. 1893 Sp. 402 f.

[3]) v. Wilamowitz, Isyllos von Epidauros, Berlin 1886, S. 116 ff.

zur Zeit des Kaisers Nero in Rom gegeben hat.[1]) Diokles, einer der größten Ärzte des Altertums, lebte in Athen; man pflegte ihn 'den zweiten Hippokrates' zu nennen, obwohl er in höherem Grade als von der koischen Ärzteschule vielmehr von unteritalisch-sizilischen Einflüssen, namentlich von Empedokles und Philistion, berührt ist, ganz ähnlich übrigens wie in seinen medizinischen Ansichten Platon. Eins der wichtigsten Werke des Diokles — wir besitzen nur noch Bruchstücke davon — war betitelt *'Υγιεινὰ πρὸς Πλείσταρχον.*[2]) Diese 'Hygiene' enthielt nicht nur Hygienisches in unserem Sinne, sondern zahlreiche Vorschriften über Lebensmittel und eine rationelle Lebensweise überhaupt, gerichtet an das große Publikum, an das sich die alten Ärzte sehr gern gewendet haben. Damals gehörte eben die Medizin unbedingt zur allgemeinen Bildung; den besten Beweis liefert Celsus, aus dessen Enzyklopädie allein der medizinische Teil erhalten ist.

Der große Sammler Oribasios, Leibarzt des Kaisers Julian Apostata, hat uns ein fesselndes Stück der Diätetik des Diokles aufbewahrt, das den Tageslauf eines Mannes schildert, wie er sich etwa in einer zivilisierten Griechenstadt des IV. Jahrh. abspielte oder abspielen sollte. Diokles begleitet den Menschen vom Erwachen am Morgen an 24 Stunden lang und berücksichtigt bei seinen Ratschlägen auch die Jahreszeiten und die Körperkonstitution, gelegentlich auch den Stand. Man ermuntert sich einige Zeit, etwa 20 Minuten, vor Sonnenaufgang; da Uhren nicht gebräuchlich sind, ist das ausgedrückt: 'wie lange man braucht, um 10 Stadien zurückzulegen'. Es werden ziemlich harte Kopfpolster vorausgesetzt, denn 'nach dem Aufstehen', heißt es, 'ist es gut, sich Nacken und Kopf gehörig zu massieren, wo die Kopfpolster gedrückt haben'. Dann, nach der Darmentleerung, wird der ganze Körper gründlich, aber sanft und gleichmäßig, mit Öl eingerieben und geschmeidig gemacht (Seife gibt es nicht), Antlitz und Augen außerdem mit kaltem reinem Wasser genetzt. Zahnfleisch und Zähne werden mit dem Safte des Polei aus- und inwendig sorgsam abgerieben (die Zahnbürste allerdings war noch nicht erfunden), ebenso Nase und Ohren mit wohlriechendem Öl. Das Haar soll möglichst kurz getragen werden, wie es uns die Athletenstatuen zeigen; daher reibt man den Kopf zwar täglich mit Salbe ein, kämmt ihn aber nur selten. Nun ist die Toilette beendet; wer etwas zu tun hat, geht an sein Geschäft, und zwar nüchtern, von einem ersten Frühstück verlautet nichts. Wer dagegen frei ist, mag einen Morgenspaziergang machen. Darauf begeben sich die jungen Leute ins Gymnasium zu den täglichen Übungen unter Leitung des Turnmeisters, die älteren mögen ein warmes Bad nehmen und sich die Glieder kneten lassen; nützlicher ist es jedenfalls, sich selbst zu massieren. Darauf wird das Frühstück eingenommen, bestehend aus Brei von Gerstenmehl oder Gemüsesuppe oder Gerstenbrot, das aber nicht zu frisch sein darf, mit gekochtem Kohl, Kürbis oder Gurke. Getrunken wird Wasser oder Weißwein, natürlich ge-

[1]) v. Wilamowitz, Griech. Lesebuch, Text S. 279.

[2]) M. Wellmann, Die Fragmente der sikelischen Ärzte Akron, Philistion und des Diokles von Karystos, Berlin 1901, S. 162 ff.

mischter, oder Honigwein. Also ein leichter Imbiß ohne Fleischspeise — wir haben eben keine homerischen Helden vor uns, die fortwährend Rinder und fette Schafe verzehren, sondern die feinen, mäßigen Athener des IV. Jahrh. Es folgt die Siesta in kühlem, windgeschütztem Schatten, dann ganz dieselben Beschäftigungen wie am Vormittag: Geschäfte oder Spaziergang, gymnastische Übungen und Bad, kalt für die Jungen, warm für die Alten. Die Hauptmahlzeit wird am Abend eingenommen, im Sommer kurz vor Sonnenuntergang. Hier ist der Speisezettel reichhaltiger: es gibt außer Brot, Gemüse und Gerstenbrei auch Fische, Ziegen-, Lamm- und Schweinefleisch oder Geflügel, zum Nachtisch Feigen, Trauben, geröstete Kichererbsen und Mandeln. Nach dem Essen lustwandelt man noch ein Stück, zieht sich nackt aus und geht dann schlafen — jedenfalls viel früher als der heutige Südländer —, der Mann aus dem Volke auf demselben Lager, auf dem er vorher liegend gespeist hat. Für den Winter ist die Lebensweise etwas anders, viele nehmen da nur eine einzige Mahlzeit, woran sich manche überhaupt für das ganze Jahr gewöhnt hatten. Uns befremdet diese *μονοσιτία*, die oft bei den griechischen Ärzten erwähnt wird, nicht etwa als Ausnahme oder zur Kur, sondern als verbreitete Sitte. Wir pflegen die gastronomischen Schilderungen der Komödie nicht genug ins Schlaraffenland zu verweisen, wohin sie gehören, und uns nicht immer gegenwärtig zu halten, wie außerordentlich bescheiden die Masse des griechischen Volkes lebte. Die Sitte, dreimal am Tage sich satt zu essen, wird bei Hippokrates nicht als normal, sondern als Resultat besonderer Gewohnheit erwähnt.[1])

Die Literatur über die Lebensweise — leider ist sie meist verloren — wurde in den folgenden Jahrhunderten immer eingehender. Es gab solche Bücher für Knaben, Jungfrauen, Frauen, Greise, Reisende zu Lande und zu Wasser u. s. w. Hauptverdienste um die Diätetik hat sich die sogenannte pneumatische Schule erworben, die unter dem Einfluß der stoischen Physiologie in der ersten Kaiserzeit von Athenaios aus Attaleia, einem Kleinasiaten, in Rom begründet wurde. Es versteht sich, daß die pneumatischen Vorschriften des Athenaios andere Verhältnisse erkennen lassen als die mehr als vier Jahrhunderte älteren des Diokles. Manchen Schaden hat es früher gestiftet, daß antike Romane, Satiren, einzelne Anekdoten allzu unbedenklich als kulturgeschichtliche Quellen für die Kaiserzeit benutzt worden sind. Einige populäre Schriftsteller über das Altertum scheinen noch immer zu glauben, daß in der Cena Trimalchionis oder bei dem giftigen Eiferer Juvenal geschildert sei, was man täglich erleben konnte. Wie wenn man das französische Familienleben frei nach Zola schildern wollte. Die Ärzte der Kaiserzeit, die ja auch Allzumenschliches erwähnen, aber ohne Übertreibung, Verallgemeinerung und Nebenabsichten, meistens durchaus sachgemäß, bilden da ein unentbehrliches Gegengewicht und berichtigen unser Urteil wesentlich. Weil ihnen, einige Charlatane und Sonderlinge, auch Galens gelegentliche

[1]) *Περὶ διαίτης ὀξέων* II 288 L. = I 123 f. Kw. Über die Monositie s. H. Kühlewein, Die chirurgischen Schriften des Hippokrates (Ilfelder Progr. 1898) S. 19 ff.

Deklamationen abgerechnet, nichts an Sensation liegt, sind sie die zuverlässigsten Zeugen dafür, wie es wirklich gewesen ist. Daß man sie *cum grano salis* benutzen und sich hüten muß, Theorie und Praxis gleichzusetzen, versteht sich von selbst.

Athenaios gibt eine im Verhältnis zu Diokles sehr verfeinerte Diätetik, nach den Jahreszeiten geordnet. Er setzt voraus, daß seine Leser im Winter andere Räume ihres Hauses bewohnen können als im Sommer, und daß sich in der Stadt luftige Promenaden und Hallen für den Sommer, wärmere Aufenthaltsorte für den Winter befinden. Für die kalte Jahreszeit empfiehlt er Wintergarderobe. Er spricht von raffinierteren Tafelgenüssen als etwas ganz Alltäglichem, von Pfeffersauce, Senfsauce, Kräutersauce, Essigsauce, ja von Kaviarsauce, (*γάρον*). Seine Zeitgenossen haben Wasser von verschiedenen Eigenschaften zur Verfügung, wie es in Rom dank den zahlreichen Wasserleitungen der Fall war und zum Teil noch jetzt ist. Athenaios kennt Fruchtsäfte verschiedener Art, Flammeris, Pfannkuchen, in Scheiben eingemachte Tunfische und was der Kulturerrungenschaften mehr sind. Alles empfiehlt und widerrät er je nachdem, nach Konstitution und Jahreszeit; was er z. B. über die Lebensweise im Herbste sagt, stimmt mit den Regeln überein, die man noch jetzt im Süden befolgen muß, um einem Malariaanfall zu entgehen: 'Vor Temperaturwechsel im Herbste hüte man sich viel mehr, denn er erfolgt ungleichmäßig. Man darf also nicht unbeschuht in der Morgenfrühe oder vom Spätnachmittag an verbleiben, noch unvorsichtig in kaltes Wasser gehen, noch ohne Rock im Freien weilen wegen der angenehmen Erfrischung durch die Kühle, denn je größer die Annehmlichkeit von etwas Schädlichem ist, desto schwerer ist es sich vor seinen bösen Folgen zu wahren. Meiden muß man auch das Schlafen unter freiem Himmel und den von den Flüssen und Seen sich erhebenden Lufthauch' u. s. w.[1])

Ein Spezialgebiet der Gesundheitspflege behandelte in der hadrianischen Zeit Soranos in seiner 'Gynäkologie'. Man kann einen Teil davon 'Die ersten Mutterpflichten' betiteln,[2]) durchweg, nach Inhalt und Form, eine erfreuliche Lektüre. Soranos rangiert an Bedeutung und Einfluß unter den antiken Ärzten unmittelbar nach Hippokrates und Galen. Er gehörte der methodischen Schule an, die, auf atomistischer Grundlage aufgebaut, die pneumatische Sekte ohne Zweifel in vielen Beziehungen überragte und namentlich durch Caelius Aurelianus, den lateinischen Übersetzer Sorans, bis tief ins Mittelalter hinein gewirkt hat. Der Abschnitt zeigt große Umsicht und ein vertrauenerweckendes Eingehen auf die äußeren Verhältnisse, so daß wir uns diesen verständigen Mann in den Wochen- und Kinderstuben des kaiserlichen Rom gern mit Erfolg aus- und eingehn denken.

Gleich nach den ersten Worten des Abschnitts über die Pflege des Kindes würde man vermuten, wenn man es nicht wüßte, daß der Grieche Soranos auf römischem Boden gewirkt hat. 'Die Hebamme hat das Kind unmittelbar nach

[1]) Oribas. III 188 B.-D. Vgl. v. Wilamowitz, Griech. Leseb., Erläut. S. 176 ff.

[2]) *Περὶ τῆς τοῦ βρέφους ἐπιμελείας*, Sorani Gynaec. S. 248 ff. Rose.

der Geburt zunächst auf die Erde zu legen . . . Sobald es auf die Erde gelegt ist, muß es kräftig schreien . . . Dann hebe sie es auf (von der Erde) und trenne die Nabelschnur.'[1]) Römischer Volksbrauch ist dieses Aufnehmen von der Erde, übrigens auch anderwärts, in manchen Gegenden Deutschlands bis heute verbreitet. Der Glaube, daß das Kind nur dann am Leben und gesund bleibt, wenn es von der Erde aufgenommen wird, ist den Kennern der Volkskunde vertraut. Für den Aberglauben dient Soran aber nur als unwillkürlicher Zeuge wider Willen, oder er führt ihn an, um ihn zu bekämpfen, viel vorurteilsfreier in dieser Beziehung, als selbst Galen. Er schärft seinen Hebammen wiederholt ein, durch solchen Wahn sich nicht beeinflussen zu lassen; selbst der Gottesdienst müsse gegebenenfalls gegen ihre Pflicht, die oft schnelles Handeln erfordere, in den Hintergrund treten, wie denn überhaupt die Anforderungen, die er an Intelligenz, Charakter und Körperbeschaffenheit der Geburtshelferinnen stellt, sehr hoch sind.[2])

Sogleich nach der Geburt, erfahren wir weiter bei Soranos, pflegten einige Völkerschaften, z. B. die Germanen, aber auch die Griechen zum Teil, das Kind der Abhärtung wegen in kaltes Wasser zu tauchen. Soran tadelt diesen Brauch als barbarisch; ebenso verwirft er das allzu heiße und häufige Baden und beschreibt das laue Baden und Frottieren so eingehend mehrere Seiten lang, daß es heute der erfahrenste Kinderarzt nicht besser tun könnte.[3]) Methoden des Wickelns werden sehr genau beschrieben und die Wickelmethode mit weichen Wollbinden empfohlen, die uns zwar nicht aus der eigenen Kinderstube bekannt ist, wohl aber, wenn auch in einfacherer Weise, von den etwas älteren Wickelkindern des Andrea della Robbia am Findelhause zu Florenz.[4]) Ganz wie jetzt im Süden und anderswo wird ein Mückennetz von Gaze für das Kinderbett für nötig erachtet.[5]) Die wichtige Frage Soll man eine Amme nehmen? entscheidet Soran im allgemeinen ungefähr so wie unsere Ärzte. Es ist bezeichnend für seine Zeit, daß er der Konstitution und vielleicht der Eitelkeit seiner Klientinnen trotz der Erkenntnis, daß Muttermilch das beste sei, Konzessionen machen muß. Erweist sich eine Amme als notwendig, so soll es aber möglichst eine Griechin sein, schon deshalb, damit das Kind gleich von vornherein an die Laute der schönsten Sprache gewöhnt werde.[6]) Überhaupt hegen die griechischen Frauen viel mehr Zärtlichkeit zu Kindern als die in Rom. Die Römerinnen sind sinnlich und trinken zu viel Wein, dazu kommt eine große Unkenntnis in der Kinderpflege. Sie besitzen nicht die innige Liebe, die sie veranlaßte, auf alles Einzelne acht zu geben — wohl aber die echten Griechinnen. Daher kommt es auch, daß man in Rom so viele vernachlässigte Kinder sieht, z. B. mit krummen Beinen.[7]) Säugende Frauen sollen leichte Gymnastik treiben, wie Ballspiele und Hantelübungen; die ärmeren können rudern, am Ziehbrunnen Wasser holen, Brot backen, Bett machen und ähnliches.[8])

So geht es weiter, und wir folgen dem Kinde, bis es die ersten Geh-

[1]) *Περὶ γυναικείων* I 79 f. R. [2]) Ebd. I 3 f. R. [3]) Ebd. I 99—104 R.
[4]) Ebd I 83 f. [5]) Ebd. I 85 a. E. [6]) Ebd. I 88 a. E.
[7]) Ebd. I 112 f. [8]) Ebd. I 93.

versuche am Laufkorb macht und schließlich von der Amme in die Hände des Pädagogen übergeht — falls es die Eltern nicht vorziehen (wie Soran bedeutsam hinzufügt), es selber zu erziehen, was er in seinem Herzen für das Wünschenswerteste zu halten scheint.

Wer sich nun in das Meer der Weisheit des Galenos stürzen wollte, den warnt ein moderner nordischer Schriftsteller mit folgenden Worten: 'Natur und Leben sind das Ziel, nicht tote Büchergelehrsamkeit. Was in Galenus' Schriften zu finden ist, das gleicht dem Schwamme, der auf dem Baume wächst. Ein Tor, wer hiermit den Baum selbst zu kennen glaubt.'[1]) Das ist ein hartes und ungerechtes Urteil. Galen kennt alle die Forschungen seiner Vorgänger, der dogmatischen und empirischen, pneumatischen und methodischen Schulen, genau; er kompiliert und kritisiert sie mit ermüdender Weitschweifigkeit. Dabei steht er aber im Mittelpunkt der damaligen Welt an hervorragender Stelle, von dem leidenschaftlichen Streben erfüllt in der Metropole eine Rolle zu spielen und von unleugbaren praktischen Erfolgen gekrönt. Die Perspektiven, die allein die zahlreichen Mitteilungen aus seiner persönlichen Praxis auf das Leben seiner Zeit eröffnen, sind keine graue Theorie, sondern Momentbilder von hohem Werte; sie bieten ein frappantes Gegenstück zu den Epidemien der Hippokratiker. Man müßte diese Nachrichten einmal sammeln; ihre systematische Verwertung würde für unsere Anschauungen über Galen und seine Zeit sehr belehrend sein. Ohne die Tätigkeit dieses Mannes hier auch nur skizzieren zu können, schließen wir doch einige Bemerkungen über seine aus sechs Büchern bestehende Gesundheitslehre an, ein vollständig erhaltenes populäres Werk über das den Alten so sehr am Herzen liegende Gebiet. Wie so oft bei diesem Autor haben wir auch hier das Gefühl, als wäre das Ganze diktiert worden. Ein Sklave nahm es wohl tachygraphisch auf; der Herr konsultierte während der Arbeit fleißig die ihn umgebenden Papyrusrollen. Manches, wie den Homer und Hippokrates, zitierte er auch aus dem Gedächtnis und sorgte vor allem dafür, daß die Titel seiner eigenen Bücher häufig erwähnt wurden, was für uns wichtige Fingerzeige für deren Abfassungszeit ergibt. Disponiert hatte er sich zwar den Stoff im allgemeinen, ehe die Niederschrift begann; aber Abschweifungen erlaubt er sich immer wieder wie ein zwangloser Erzähler und muß sich dann gewaltsam zum Thema zurückwenden und das früher Gesagte rekapitulieren. Er hat dann offenbar laut gedacht, wie die Darstellung weiterzuführen sei, und kein Bedenken getragen, seinen Tachygraphen diese Gedankengänge fixieren zu lassen. Merkwürdig, daß trotz der mangelhaften Ausarbeitung der Hiatus in der Hauptsache regelrecht vermieden ist; dem Verfasser waren diese Gesetze offenbar ganz in Fleisch und Blut übergegangen, wie denn auch die Untersuchung der Rhythmen seiner Rede Ertrag verspricht. Weniger wird auffallen, daß er seine oft unerträgliche, schon von Zeitgenossen getadelte Breite nicht zugeben will[2]) oder Vorwürfe, die sie ihm gemacht haben, zurückgibt: er sei dazu gezwungen sich zu wiederholen, da man seine früheren Bücher

[1]) Troels-Lund, Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten S. 156.

[2]) S. z. B. Ὑγιεινῶν VI 181 f. 190. 305 f. K.

nicht genug lese.[1]) Auch verlange die Brachylogie der älteren Meister geradezu die Ausführlichkeit des Erklärers.[2]) Jedenfalls ist er von der Nachwelt genügend gestraft; denn die bedauerliche Tatsache, daß es keine nur annähernd genügende Gesamtausgabe seiner Schriften gibt, erklärt sich wesentlich aus ihrem Umfang. Der Zukunft ist hier eine große Aufgabe vorbehalten; die Kundigen wissen, daß ihre Lösung ernstlich vorbereitet wird.

Grundlage der Einteilung ist in Galens Hygiene das Lebensalter. Er beginnt mit der Kinderpflege, hierin Analogien zu Soranos bietend. Seine Wiegenpädagogik ist lesenswert. Spartanische Anschauungen wird man im kaiserlichen Rom auf diesem Gebiete natürlich kaum suchen. Auf unsere Vorfahren blickt der Grieche stolz herab: 'Bei den Germanen werden die Kinder nicht richtig aufgezogen. Ich schreibe jetzt ja auch nicht für Germanen oder andere Wilde und Ausländer, ebensowenig als für Bären, Eber und Löwen oder andere reißende Tiere, sondern für Griechen und Leute fremder Abkunft, die griechische Sitte angenommen haben. Wer würde sich denn von unseren Landsleuten dazu entschließen, gleich warm nach der Geburt das Neugeborene zum strömenden Flusse zu tragen, wie man von den Germanen berichtet, um seine Widerstandsfähigkeit zu erproben und es zugleich abzuhärten durch Eintauchen in das kalte Wasser wie ein glühendes Eisen? ... Welcher verständige Mensch, der nicht durch und durch ein wilder Skythe ist, möchte sein Kind einer solchen Probe auf Tod und Leben aussetzen? ... Für einen Esel vielleicht oder sonst ein Tier wäre es von Vorteil ein so hartes Fell zu haben, um schmerzlos die Kälte zu ertragen; was nützt das aber groß dem vernunftbegabten Menschen?'[3]) — Er spricht theoretisch über Einwiegen und Einsingen der Säuglinge und meint, daß sich schon dabei die natürliche Anlage des Menschen für Musik und Gymnastik äußere.[4]). Er berichtet aus seiner Kinderpraxis, wie er ein ungeberdiges Baby, das den ganzen Tag geschrieen, auf einfachste Weise sofort zu beruhigen gewußt, indem er es nämlich baden und mit sauberer Wäsche versehen ließ.[5]) Schlechte Charaktereigenschaften der Kinder werden aus der körperlichen Anlage erklärt; man soll sie vor allem Schädlichen hüten in Essen, Trinken und Leibesübungen, aber auch bei Schaustellungen und Aufführungen aller Art.[6]) Vor Überanstrengung beim Turnen wird gewarnt[7]); wie schon Aristoteles beobachtet hatte, daß man in den Listen der Olympioniken kaum zwei oder drei Knaben finde, die auch als Männer den Preis erhielten.[8]) Des Weines soll sich die heranwachsende Jugend so lange als möglich enthalten, empfohlen wird er erst den Greisen mit Aufzählung einer stattlichen Reihe von Sorten.[9]) Die Vorschriften für die geistige Ausbildung treten naturgemäß bei dem Arzte zurück, der hauptsächlich auf die

---

[1]) *Ὑγιειν.* VI 347 f. K. [2]) Ebd. VI 106 f. 114 f. K. [3]) Ebd. VI 51 f. K.

[4]) Ebd. VI 37 K. [5]) Ebd. VI 44 K. [6]) Ebd. VI 39 f. K.

[7]) Ebd. VI 54 K.: *τὸ δ' ὑπερπονεῖν, ὥσπερ ἔνιοι τῶν παιδοτριβῶν ἀναγκάζουσι τοὺς παῖδας, οὐδαμῶς ἀγαθόν.* Also auch damals 'Überbürdungsklagen', freilich auf anderem Gebiet als heute.

[8]) Aristot. Polit. 1338^{b} 40 ff. [9]) Galen. *Ὑγιειν.* VI 54 f. 334 ff. K.

Gymnastik, Massage, die Bäder und Nahrungsmittel zu sprechen kommt. Der Stolz des Provinzialen von der kleinasiatischen Küste auf seine Heimat berührt sympathisch: 'Die beste Körperbeschaffenheit ist wie der Kanon des Polykleitos. In meinem Heimatlande, das gemäßigtes Klima hat, sieht man oft ähnliche Körper, bei den Kelten, Skythen, Ägyptern, Arabern absolut nicht.' Er wird dabei an die vielen exotischen Sklavengestalten denken, die ihm in Rom begegneten. 'Das gemäßigtste Klima in meinem Heimatlande, das eine beträchtliche Ausdehnung hat, besitzt der mittelste Teil, wie z. B. das Vaterland des Hippokrates; denn dort ist Winter wie Sommer gemäßigt, noch mehr Frühling und Herbst.'[1])

Eingehend sind die Vorschriften für das Greisenalter, auch Beispiele fehlen nicht. Erstes Beispiel: Der Arzt Antiochos. 'Im Alter von mehr als achtzig Jahren ging er täglich aufs Forum ... und zwar zu Fuß von seinem Hause ... so auch, um seine Patienten in der Nähe zu besuchen. Mußte er einen weiteren Weg zurücklegen, so benutzte er eine Sänfte oder fuhr im Wagen. In seinem Hause hatte er ein Zimmer, das im Winter durch einen Kamin erwärmt wurde, im Sommer gleichmäßige Wärme auch ohne Feuer hatte; darin ließ er sich Winter und Sommer in der Frühe am ganzen Körper massieren. Auf seinem Platz am Forum aß er um die dritte, spätestens um die vierte Stunde Brot mit attischem Honig ... Dann unterhielt er sich mit anderen, oder las auch für sich bis zur siebenten Stunde, hierauf Einreibung in den Thermen und Altersgymnastik ... Nach dem Bade nahm er einen mäßigen Imbiß, zuerst was die Verdauung fördert, dann meistens Felsen- und Seefische. Bei der Hauptmahlzeit später enthielt er sich der Fischkost und genoß Speisen, die die gesündesten Säfte erzeugen und am langsamsten verderben, wie Weizengraupe mit Weinhonig oder Geflügel in einfacher Brühe. Auf diese Art lebte Antiochos im Alter und behielt bis zuletzt den völligen Gebrauch seiner Sinne und aller seiner Glieder.'[2]) — Zweites Beispiel: Der Schullehrer Telephos. 'Dieser wurde noch älter als Antiochos, fast hundert Jahre. Er badete monatlich zweimal im Winter, viermal im Sommer, dreimal in den Zwischenzeiten. An den Tagen, wo er nicht badete, salbte er sich um die dritte Tagesstunde bei kurzer Massage. Dann speiste er Weizengraupe in Wasser gekocht und mit bestem rohem Honig gemischt, das genügte ihm fürs erste Frühstück. Auch er nahm das zweite Frühstück in der siebenten Stunde oder etwas eher, erst Gemüse, darauf Fisch und Geflügel. Auf den Abend aß er nur Brot in gemischten Wein getaucht.'[3]) — Ein anderer, mehr als Hundertjähriger, lebte als Bauer auf dem Lande fast nur von Ziegenmilch und Brot, einer Nahrung, die seinen Nachahmern jedoch schlecht bekam.[4])

Viel häufiger sind in jener Zeit hochentwickelter Kultur die Fälle, wo die Leute durch eigene Schuld ihre Gesundheit schädigen. Galen klagt über zahl-

[1]) Galen. Ὑγιειν. VI 126 f. K. — Moderne Nachrichten über das Klima von Kos lauten infolge des langen Verfalls weniger günstig, obwohl dort in neuester Zeit manches besser geworden ist. R. Herzog, Koische Forschungen und Funde S. 154.

[2]) Ebd. VI 332 f. K. [3]) Ebd. VI 333 f. K. [4]) Ebd. VI 343 f. K.

reiche Ursachen: Mangel an Tätigkeit oder Überanstrengung, schlechte Diät und ungesunde Beschäftigung, zu viel oder zu wenig Schlaf, geschlechtliche Ausschweifungen, Kummer und unnötige Sorgen. 'Sehr viele sehe ich aus solchen Gründen Jahr für Jahr auf dem Krankenlager.'[1]) Wenn doch mindestens mehr Freiheit, weniger Armut herrschte und die Menschen ihrer Gesundheit leben könnten! Aber Ehrgeiz und Begierden aller Art reißen sie in den Strudel der Geschäfte.[2]) Wie kann der den ganzen Tag in Anspruch genommene Mann genügend für seinen Körper Sorge tragen, die hohen Staatsbeamten und die Hofleute? Galen rechnet seinen vornehmen Lesern vor, wie sie trotz ihrer Ämter dafür Muße gewinnen können und zieht dabei ebenso die Jahreszeit der kürzesten wie der längsten Tage in Betracht, deren Dauer in Rom um sechs, in Alexandreia um vier Normalstunden voneinander abweiche, erwähnt auch des Kaisers Marcus Vorliebe für die Gymnastik, der seine Umgebung nicht bis in die Nacht hinein dienstlich festhalte.[3]) Fesselnd ist, was er aus seinem eignen Leben mitteilt. Von Jugend auf habe seine Gesundheit sehr zu wünschen übrig gelassen bis zu seinem 28. Lebensjahre. Von da ab sei er vom Werte der hygienischen Wissenschaft überzeugt gewesen und habe nach ihren Vorschriften gelebt — es war nach Abschluß seiner Studienzeit in Smyrna, Korinth, Alexandreia und anderen Orten, als er wieder in Pergamon verweilte, wo man ihn zum Gladiatorenarzt ernannt hatte. Der Erfolg war überraschend. Seit langer Zeit — es mögen gegen 20 Jahre sein — sei er nie krank gewesen, von vorübergehenden Fieberanfällen abgesehen, trotz anstrengendsten ärztlichen Dienstes bei Tag und Nacht und andauernder nächtlicher Studien.[4]) Er hat also ein Recht, sein Werk über Gesundheitspflege mit diesen Worten zu schließen: 'Allen meinen Lesern, die zwar Laien sind in der Heilkunst, aber nicht ungeübt in wissenschaftlicher Erwägung, rate ich insgesamt folgendermaßen: Führt nicht, gleich den meisten Menschen, eine Lebensweise wie unvernünftige Tiere, sondern richtet euch nach eurer Erfahrung, welche Speisen und Getränke und wieviel körperliche Anstrengungen euch schädlich sind, ebenso auch in den Werken der Aphrodite . . . Die Gebildeten (denn nicht der erste beste wird dieses Buch lesen) ermahne ich darauf zu achten, was ihnen nützt und schadet; dann werden sie es erleben, daß sie der Ärzte nur wenig bedürfen, soweit ihr Körper normal ist.'[5])

[1]) Galen. Ὑγιειν. VI 404 K. [2]) Ebd. VI 82 K. [3]) Ebd. VI 406 f. K.
[4]) Ebd. VI 308 f. K., vgl. 412. [5]) Ebd. VI 449 f. K

EINE LITERARISCHE PERSÖNLICHKEIT DES XIII. JAHRHUNDERTS IN DEN NIEDERLANDEN

In einzelnen Punkten umgearbeitete Gestalt des in der germanistischen Sektion der Philologenversammlung zu Halle im Herbst 1903 gehaltenen Vortrags

Von Johannes Franck

Der Lütticher Professor Frans van Veerdeghem hat vor einigen Jahren ein von ihm in einer Kopenhagener Handschrift entdecktes gereimtes mittelniederländisches Leben der heiligen Lutgart veröffentlicht[1]), dem leider das erste von drei Büchern fehlt.

Der Herausgeber weist nach, daß das merkwürdige Werk zwischen 1263 und 1274 entstanden ist als Bearbeitung der lateinischen Vita des Thomas von Cantimpré, und zwar als eine recht freie Bearbeitung, die sich zwar in der Anlage und der Auswahl der behandelten Ereignisse eng an die Vorlage anschließt, in der Ausführung aber sich volle Selbständigkeit wahrt. Er merkt noch insbesondere an, daß sie gewisse mystische Betrachtungen des Originals, so ein ganzes auf dem *iacere in triplici lectulo* des Hohenliedes beruhendes Kapitel, ausgelassen hat. Der Dominikaner Thomas[2]) verfaßte die Vita der Cisterziensernonne, die ihm persönlich sehr nahe gestanden hatte, bald nach ihrem Tode, vor dem Jahre 1254, und zwar als Entgelt für den rechten kleinen Finger der Verstorbenen, auf den er infolge persönlicher Versprechungen ein Anrecht zu haben glaubte, den aber die Äbtissin des Klosters nur unter dieser Bedingung ausliefern wollte. Der Mann, der diese Vita niederländisch bearbeitete, hat den Verfasser persönlich sehr wohl gekannt.

Lutgart war im Jahre 1182 zu Tongern als Tochter eines begüterten Bürgers und einer Mutter aus adligem Hause geboren. Ihre Jugend war nicht frei von der Neigung zu weltlichen Freuden und von Ereignissen, die sie sogar ins Gerede der Leute brachten, unschuldig, wie ihr Biograph versichert. Aber schon damals erschien ihr warnend das Bild Christi, und es scheint ihrer Mutter nicht gerade schwer geworden zu sein, die Tochter, im Widerstreit mit den Absichten des Vaters, zum geistlichen Leben zu bestimmen. Sie verbrachte

---

[1]) Leven van Sinte Lutgart, tweede en derde boek. Naar een Kopenhaagsch Handschrift vanwege de Maatschappij der Nederl. Letterkunde te Leiden uitgegeven door Frans van Veerdeghem. Leiden, Brill 1899.

[2]) Siehe H. Sermon in Verslagen en Mededeelingen der kon. Vlaamsche Academie voor Taal en Letteren 1902 S. 468 ff.

es größtenteils im Kloster Aywières, im französischen Brabant, an der Lasne, zwischen Couture-Saint-Germain und Maransart. Sie muß Geistesgaben besessen haben, die sie eines näheren Verkehrs mit hervorragenden Zeitgenossen wie Jacob von Vitry würdig erscheinen ließen. Aber was hauptsächlich ihren Ruhm bei der Mit- und Nachwelt ausmachte, das war die besondere Kraft ihrer mystischen Versenkung, ihre visionären Neigungen und andere Erscheinungen, die aus einem krankhaften Nervensystem hervorgingen. Mit unablässigen schweren Kasteiungen erreichte sie es, sich in den Zustand der Weltentrücktheit und Sinnesabwesenheit zu bringen. Wenn von ihr gerühmt wird, wie bereitwillig sie jedem ihre Hilfe gewährt habe, so ist das doch wesentlich dahin zu verstehen, daß sie durch ihren persönlichen Einfluß auch andere in jene gottselige Stimmung zu versetzen und dadurch gegen weltliche Anfechtungen und allerlei andere Tücken des Teufels zu schützen vermochte. Doch dürfte die Frau auch ein gut Teil Lebensklugheit besessen haben; und eine gewisse Vorsicht, die sie neben ihrem feinen Empfindungsvermögen angewendet zu haben scheint, brachte ihr den Ruf einer Seherin ein. Wir teilen nicht den Geschmack des niederländischen Dichters, wenn er von folgendem Ereignis versichert, daß es ihm am besten aus ihrem ganzen Leben gefalle. Als sie, ungefähr im Alter von 30 Jahren, eines Abends zu Bette gehen wollte, dachte sie so innig an die Passion ihres lieben himmlischen Bräutigams und so vieler anderer, die für ihn gleichfalls Märtyrer hatten werden dürfen, daß sich ihre Seite öffnete und ein Strom Blutes ihrem Körper entquoll, den weder sie selbst noch zwei zur Hilfe herbeieilende andere Nonnen zu stillen vermochten. Als sie fast verblutet war, da schloß der Herr selber die Wunde wieder und vertröstete ihren heißen Wunsch, nun ganz zu ihm eingehen zu dürfen, auf eine spätere Zeit. So war also auch Lutgart zur Blutzeugin geworden. Die steten angestrengten Gedanken an Christi Marter hatten bei ihr auch die Wirkung, daß sie am ganzen Leib rot wurde wie von Blut begossen, und Blutstropfen überall an ihrem Körper hervorquollen. Einmal als sie in einer solchen Verzückung lag, schlich sich ein Mann an sie heran und schnitt ihr ein Haar ab. Es war ganz rot von Blut, aber sobald Lutgart aus dem Zustand erwachte und sich wieder erhob, verschwand auch das Blut an dem Haare. Zu ihren Bußübungen gehörten auch Tränenergüsse, die ihr der mitleidsvolle Gedanke an die Sünden reichlich erpreßte. Eines Tages aber kniete Jesus leise neben ihr nieder, schmiegte sich an sie und betastete ihre Augen, die wieder ganz naß von großen, schweren Tränen waren. Er richtete sie auf, trocknete ihr mit seiner Hand die Augen und verkündigte ihr, aus Besorgnis, daß sie das viele Weinen nicht länger ertragen könne, daß sie künftig ihre Fürbitten für die Menschheit nicht mehr unter Seufzern und Tränen, sondern mit fröhlichem Herzen ablegen solle. Trotzdem wurde sie elf Jahre vor ihrem Tode auf ihren beiden Augen blind. Das war ein kostbarer Schatz, den der Herr ihr verlieh, denn nunmehr konnte sie um so ungestörter die inneren Augen gebrauchen und den Glanz des Himmelreiches schauen, den man mit leiblichen Augen nicht zu sehen vermag, und der nunmehr von äußeren Ein-

drücken um so weniger gestörte Geist ward um so voller von Weisheit und Prophetengabe.

Das war also die Frau, zu der unser Dichter sich von ganzem Herzen hingezogen fühlte. III 5814 ff. ruft er aus:

Ghi sijt vrouwe, die allene
mine herte boven alle nonnen
met uwer minne hebt verwonnen.
Ghi sijt degene, vrouwe goet,
die mi in minnen leven doet,
ende die mine herte heft ut verkoren,
ende die ic minne al sonder toren,
ende sonder kir ende sonder wanc
altoes sal minnen even lanc
dat ic in dese werelt blive,

und mit gleicher Glut sprechen noch andere Stellen. Persönlich hat er sie nicht gekannt. Aber er hatte noch durch Augenzeugen viel von ihr gehört und konnte daraufhin manchen Bericht des Thomas bestätigen oder ergänzen.

Daß ein Mann mit frommem, kindlichem Glauben, für den außerdem noch ein fast persönliches und ein heimatliches Interesse hinzutreten, sich bewogen gefühlt habe, diese heilige Klosterjungfrau zur eigenen Befriedigung und zur Erbauung anderer Menschen zu verherrlichen, wäre ja ohne weiteres nicht unbegreiflich. Jedoch ist es Lutgarts Gottseligkeit allein kaum gewesen, die ihn zum Dichten bewog und ihn etwa hinwegsetzte über manches, was uns an diesem Erdenwandel der Heiligen nicht sonderlich anmutet. Gerade diese Absonderlichkeiten erregen ja sein Wohlgefallen, und wir müssen annehmen, daß unmittelbar das Interesse an der pathologischen Feinnervigkeit dieser Persönlichkeit, an den mit der Krankhaftigkeit verbundenen absonderlichen Seelen- und Sinneszuständen ihm mit ein Beweggrund gewesen ist, dies Leben zu beschreiben, ein Interesse, wie es ja in den verschiedenen Epochen unserer Kulturentwicklung zu beobachten ist. Ich brauche aus der allerneuesten Zeit nur an Ottegebe und ihre Vorgängerin, das Hannele, zu erinnern. Und wenn die unter uns, die das Gesunde zu schätzen wissen, eine solche Neigung immer wieder merkwürdig berührt, so beweist unser Dichter doch, daß sie sehr wohl vereinbar ist mit dem Sinn für feine und gebildete Formen im Leben und in der Kunst. Denn dieser Sinn ist bei ihm außerordentlich ausgeprägt.

Er war zweifellos ein vornehmer Mann mit vornehmen Gewohnheiten, der auf diese Seite des Lebens auch besonderen Wert legte. Seine Menschen unterhalten sich immer in gewählten Formen, und die Breite seines Stils beruht sogar zu einem Teil darauf, daß er, wo er selber erzählt oder seine Leute sich unterhalten, dieser Neigung den freiesten Lauf läßt. Die gehäuften höflichen Titel und Anreden sind ihm nicht ein bloßes Mittel für Vers und Reim. Bei keinem Besuch, von dem er im Laufe der Erzählung berichtet, vergißt er zu schildern, wie die Leute sich grüßen, und manchmal ist der Bericht zu einer hübschen kleinen Szene ausgestaltet. Ein Engel kommt in Jünglingsgestalt zu einem Schäfer auf die Weide. 'Höflich hat er ihm »guten Tag« geboten, in einer Weise, die den Angeredeten sehr befriedigte; denn an seiner Sprache und seinem Benehmen konnte er merken, daß er aus guten Verhältnissen war.' Und *alse was gedaen dat grueten met hofschen warden* (Worten) *ende suten*, da richtet der Engel seine Botschaft aus, die den Schäfer ins Kloster zû Lutgart sendet.

Hier angekommen, wird er vom Pförtner höflich zurecht gewiesen und gelangt zu einer Nonne, die er wieder aufs alllerhöflichste bittet, ihm die Gesuchte herbeizurufen. Lutgart erscheint, und der Bote spricht: *goeden dach Moetu got geven, diet wel mach Geleesten, vrowe, ende u gesterken In allen dogdeliken werken.* Darauf antwortet Lutgart: *Got motu geven goede vart Ende oc die ewelike vrome, Her bode, ende oc sijt willecomme! Nu segget, vrint, wat sukedi?* (II 5510 ff.). Oder ein anderes Beispiel, als Bruder Jordan zu Lutgart ins Kloster kommt (III 1332 ff.). Sie liegt in Klagen versunken; da steht der Bruder neben ihr und *van goeden dage Heeft hi beworpen*[1]) *een salut; Daer heft hi met die godes brut Gegroett aldaer si neder lach; Hi seide, vrouwe, goeden dach Motu verleenen god, die goede!*

Eine Polemik gegen die Spötter, die sich darüber lustig machen, daß man den Träumen und Phantasien alter Weiber, die diese für Visionen ausgeben, Glauben schenke und es für der Mühe wert halte davon zu dichten, hält sich in den gemäßigtsten Ausdrücken (III 956 ff.). Er sagt zu seinen Zuhörern, sie möchten es sich gefallen lassen, daß er *een lettelkyn mesprise die overdaet* dieser Zweifler und Spötter und hält den letzteren dann vor, wie es denn solle möglich gewesen sein, daß Lutgart verbürgterweise von einem Todesfall Wochen lang schon gewußt habe, bevor die Kunde davon ins Land gekommen sei. Können sie darauf keine Antwort geben, *so swigen dan, dats hovescheide.* Kräftiger wird er im Eingang des zweiten Buches, wo er sich gegen die Dichter wendet, die allerlei Phantasien, alte Sagen von Kämpfen und Tafelrunden, die Schöpfungen der *menestrele,* für Wahrheit ausgeben, die von Minne singen und die wahre Minne, das ist ein gottgefälliges Leben, gar nicht kennen, die stumme Tiere sprechen, Affen Turniere reiten, Schafböcke Messen lesen — ein Ausfall gegen den Reinaert —, den Esel tanzen und springen lassen. Solche Versmacher dichten den *beesten* Dinge an, die ihre Natur gar nicht zuläßt. Die *beesten* bleiben eben bei dem, was die Natur, die alles wie sichs gehört eingerichtet hat, in ihre Art legt; sie leisten besser der Natur *na haren wesene hare werke* als es diese Dichter tun, und darum könnten diese selber eher *beesten* genannt werden. 'Alberne Tröpfe' (*cornut*) gibt er ihnen als weiteren Ehrentitel. Aber auch hier, wo er also heftig wird und sich im Ausdruck verhältnismäßig hoch versteigt, bleibt er doch immerhin fern von Maßlosigkeiten und läßt sich von seinem Eifer den Reiz eines wohlgeglätteten Stiles nicht beeinträchtigen.[2]) Den eigentlichen Namen des Teufels, der doch in seinem Werk als Hasser des gottgefälligen Lebenswandels und Versucher zur Sünde eine so große Rolle spielt, vermeidet der Dichter. Er hat zahlreiche Euphemismen für ihn, wie *argere* (wohl nicht 'Verderber', sondern 'Schädiger'), *evel baren* ('böses Geschöpf'), *losengier* ('Verführer'), meist das auch sonst so geläufige *viant. Divel* begegnet — wenn ich nichts übersehen habe — zum erstenmal, nachdem er noch unmittelbar vorher *tyran* und *die onversaedde drogenere,*

[1]) Auch dieses Wort ist bezeichnend; s. weiter unten.

[2]) Die Stelle ist auch ein gutes Beispiel für die Art seines Stiles, wie sie weiter unten gekennzeichnet werden soll.

Die even valsch ende even loes Ende even gherech es altoes Der armer sielen sonder soene Beide evel ende leet te doene benannt war, II 13947, und, wohlgemerkt, in den Worten eines vom Teufel besessenen Weibes, das auch sonst Redensarten im Munde führt, über die die frommen Nonnen sich entsetzen. Dann wird das Wort freilich noch dreimal in derselben Erzählung auch vom Dichter gebraucht und noch weitere drei Mal in den folgenden 600 Versen, um dann aber wieder vollständig zu verschwinden.

Es ist möglich, daß der Dichter diese vornehme Art schon seiner Herkunft aus gutem Hause und einer entsprechenden Erziehung verdankte. Aber sie kann durch Schulbildung und gelehrte Studien wesentlich gefördert worden sein. Denn das, was mich an der Art des Mannes am meisten getroffen hat und was auch hauptsächlich der Grund ist, aus dem ich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sein Gedicht lenken möchte, das ist eine für die Zeit ungewöhnliche literarische Bildung und ein besonders stark ausgeprägter literarischer Charakter. Man ist ja allmählich aufmerksam darauf geworden, daß das Mittelalter oft nicht so naiv gewesen ist als man gemeiniglich glaubt. Man rechnet mit der Möglichkeit, daß auch damals ein Autor sich den Absatz seines Werkes vorher wohl überlegt und vielleicht für verschiedene Bedürfnisse gleich verschiedene Redaktionen berechnet habe, oder daß er sich eine größere Anzahl von Quellen verschafft und mit Mühe seinen Stoff kompiliert habe, statt ihn einfach bloß einem einzelnen Gewährsmann nachzuschreiben, oder daß einer Namen und Ereignisse für ein neues Buch etwa vermittels gelehrter Kenntnisse frei erfunden habe. Man nimmt als möglich an, daß man nicht bloß gefühlsmäßig, sondern auch geradezu nach Vorschrift unterschieden habe, was schriftgemäß sei und was nicht. Man denkt daran, daß gelehrte Fiktionen in die lebendige Volkssage übergegangen seien, und zieht gelegentlich in Erwägung, ob nicht eine zufällige, vielleicht gar fehlerhafte Schreibung oder Sprachbildung in der literarischen oder schulmäßigen Tradition sorgsam gewahrt sein und schließlich auf diesem Wege sogar die Volksansicht beeinflußt haben könne. Aber wenn man so auch schon auf starke schulmäßige und gelehrte Einwirkungen gefaßt ist, dürfte doch der Grad des literarischen Charakters überraschen, wie er uns hier vor Augen tritt. Es wäre vielleicht verlockend, zwischen dieser Zugänglichkeit für die Feinheiten fremder Kulturen, zwischen der dadurch gesteigerten Fähigkeit, allerlei Anschauungsmöglichkeiten gerecht zu werden, und der Anziehungskraft, die die nervenkranke Klosterfrau auf den Dichter ausübte, ein psychologisches Band zu suchen. Ich will diesem Versuch nicht weiter nachgehen.

Gleich als v. Veerdeghem einige Proben der St. Lutgart vorab bekannt gemacht hatte, lenkte die metrische Form des Gedichtes mit ihrer regelmäßigen Abwechslung von Hebung und Senkung, häufig bedingt durch Elision von schwachem *e* (ə), als ganz abweichend von der sonstigen mnl. Art die Aufmerksamkeit auf sich. Wir werden hier auf das französische Vorbild, und zwar auf eine voll bewußte Nachahmung hingeführt. Vielleicht wäre der mnl. Epiker doch nicht darauf verfallen, wenn ihn nicht ein schulmäßiges

Studium der lateinischen Grammatik dazu gebracht hätte. Hier war er darauf aufmerksam geworden, daß beim Zusammentreffen von auslautendem und anlautendem Vokal Elision stattfinde, und hatte er wahrscheinlich auch andere metrische Regeln theoretisch kennen gelernt. Als er dann die Theorie auf die Praxis anwandte, hat er allerdings den französischen Vers, als den seinem heimischen Vers doch weitaus näher stehenden, vermittelnd dazwischen treten lassen und die dort gehandhabten und, wie man nicht wird bezweifeln dürfen, auch schulmäßig erörterten Regeln auf seinen nl. Vers übertragen.

Über die Frage nach dem sogenannten Hiatus im Verse oder richtiger der sogenannten Vermeidung des Hiatus besteht bei den Forschern keine volle Übereinstimmung, weder in der ästhetischen noch in der theoretischen und historischen Beurteilung der Sache. Es ist da noch verschiedenes klarer zu legen und schärfer zu beurteilen. Wir können hier nicht darauf eingehen, müssen aber wenigstens wissen, wie denn im Wesen die Sache für unser Gedicht aufzufassen ist. Ich glaube, daß wir es, wie ich das an anderem Orte genauer darzulegen gedenke, in dieser Hinsicht mit der mittelhochdeutschen Kunstlyrik vergleichen können, nur daß bei ihm auch die Elision vor anlautendem *h* in Betracht kommt, in jener aber nicht. In den gesammten Liedern Walthers von der Vogelweide z. B. sind vielleicht nur zwei Fälle von gesprochenem *ə* (schwachem *e*) vor Vokalanlaut, und auch diese nicht einmal ohne weiteres, anzuerkennen (Wilmanns' Ausgabe S. 20). Selbst wenn man skeptisch ist, wie Paul in seinem Grundriß der germ. Philologie II 925, verschwinden die gesprochenen *ə* gegen die ungezählten Beispiele der Elision, die sogar über starke Interpunktion hinüber ganz gewöhnlich ist, z. B. *die volgen mîme râtę: ichn râtę in niht nâch wâne* 29,16. Ich bezweifle nun, daß sämtliche Sprachformen, die Walther in dieser Weise metrisch mit elidiertem *ə* verwendet, in dieser Gestalt wirklich sprachgemäß gewesen sind, glaube vielmehr nachweisen zu können, daß wir es dabei gar nicht mit einer nun einmal nicht wohl zu vermeidenden Schwierigkeit zu tun haben, sondern mit einem mechanischen metrischen Gebrauche, mit einer Sache, der man nicht einmal aus dem Wege zu gehen suchte. Sie wäre denn auch eigentlich nicht zu fassen: es ist nicht erlaubt, daß gesprochenes *ə* und Vokalanlaut zusammentreffen, sondern auslautendes *ə* kann vor Vokalanlaut nicht zählen. Wie eine solche Regel am Stamme der deutschen Sprache erwachsen sein könnte, wüßte ich nicht. Es ist vielmehr die Regel des altfranzösischen Verses, wo die Sache eben so liegt, daß, von einsilbigen Wörtern wie *que* abgesehen, ein *ə* vor Vokalanlaut metrisch nicht zählen kann. Es dürfte sich wahrscheinlich machen lassen, daß auch in Frankreich, gefördert wohl durch die lateinische Schulgrammatik, eine erstarrende schulmäßige Tradition der einmal lebendig erwachsenen Regel bestand. Aus der französischen Theorie gelangte sie meiner Ansicht nach in die der deutschen Minnesinger, und denselben Ursprung hat sie, und zwar noch offensichtlicher, bei unserem niederländischen Dichter. Zwischen ihm und einem Manne wie Walther besteht der Unterschied, daß letzterer einer allgemeineren Tradition unserer ja sehr stark von der französi-

schen beeinflußten Kunstlyrik folgt, während für ersteren weitere heimische Vorbilder unwahrscheinlich sind, und also die Anwendung der Regel bei ihm eher als eine Art schöpferischer Tat anzusehen ist.

Er elidiert, auch über jede Interpunktion hinweg, vor Vokal ausnahmslos, vor *h* nach Belieben. Die Elision vor *h* ist bei ihm ebenso ein Beweis dafür, daß er dem Vorbild der Franzosen folgt, wie sie bei späteren deutschen und niederländischen Dichtern als Beweis dafür zu nehmen ist. Was im Französischen wohl begründet ist, im Unterschied des aspirierten und stummen *h*, allerdings auch dort manchmal zu Willkürlichkeiten geleitet hat, wird hier mechanisch so gedeutet, daß vor *h* die Elision ins Belieben gestellt sei. Unser Dichter steht auf demselben Standpunkt wie fast 350 Jahre später sein Landsmann Daniel Heinsius, der die Vorschriften der französischen Theorie in die niederländische Praxis übertrug. Nur daß der spätere, wohl unter zwingenderem klassischem Einfluß, die Elision auch vor *h* voll durchführte. Das Verfahren des älteren trifft um so mehr, als er, wie schon gesagt, in seiner Zeit unter seinen Landsleuten ganz allein zu stehen scheint. Sie können zwar auch vor Vokal und *h* elidieren, aber bei allem gilt nach allgemeiner Annahme auch der Hiatus als erlaubt.[1])

Nachdem sich so die Herkunft seiner Elisionen zweifellos feststellen läßt, brauchen wir uns auch über die sonstigen Eigenschaften seines Versbaues nicht weiter den Kopf zu zerbrechen, und seinerseits stützen diese unsere Beurteilung seines Verhaltens bei der Elision. Mit seinem ganzen Versbau steht nämlich das Gedicht gleichfalls im Mnl. völlig allein. Während dort sonst der echt germanische Vers gebräuchlich ist, wie er sich vielleicht unter dem Einfluß des Alliterationsverses entwickelt hatte, mit dem willkürlichen Wechsel von synkopierten, einsilbigen und stärker gefüllten Senkungen, haben wir hier ganz regelmäßigen Wechsel zwischen Hebungen und einsilbigen Senkungen und regelmäßigen Auftakt.

Als van Veerdeghem zuerst nur kleinere Teile des Gedichtes veröffentlicht hatte, die einen ausreichenden Einblick in den Versbau noch nicht ermöglichten, hatte ich wohl an eine Beeinflussung des Dichters durch den mhd. Versbau mit regelrechten Senkungen gedacht.[2]) v. V. weist diesen Gedanken zurück, und es würde ihm, wie es scheint, zu größerer Befriedigung gereichen, wenn er annehmen dürfte, daß sein Landsmann aus dem XIII. Jahrh. den Engländern

---

[1]) Das strengere Verfahren unseres Dichters hat der Herausgeber angemerkt und S. LVI f. etwas ausführlicher erörtert. Hier seien eben nur einzelne Beispiele zur Verdeutlichung angeführt: II 968 *daer grawe monekę ordne dragen*; 52 *endę andre goedę exempelkine*; 2069 *de vrowen vitę* (Lebensbeschreibung); *oc latic dat*; 14026 *it constę. Idoch so ginc se halen*; vor *h*: III 1063 *als ic u seggę, homo quidam*; 4545 *der vrouwen vitę hebbic bescreven*; dagegen ohne Elision z. B. II 295 *volbrengen mogt, wel sute here*. Der Herausgeber hat allerdings auch Beispiele von Hiatus vor Vokal angenommen. Aber es läßt sich leicht dartun, daß sie auf Irrtümern seinerseits oder auf Fehlern der Überlieferung beruhen, und daß sich die Fassung 'ausnahmslos' notwendig ergibt.

[2]) Tijdschrift voor Nederl. Taal- en Letterkunde XVIII 81.

etwas nachgemacht habe. Eine Beziehung zwischen der mnl. und mengl. Literatur ist jedoch nirgends nachgewiesen, und v. V. gibt denn auch selber den Einfall rasch wieder auf, um bei der Annahme, daß sein Landsmann den Bau des französischen Verses, zugleich etwa auch des lateinischen rhythmischen Verses nachgeahmt habe, zu bleiben. Das steht nunmehr als völlig sichere Tatsache da. Er bekundete dabei so viel Geschmack, daß er das germanische Akzentprinzip aufrecht erhielt und sich nur mäßige Betonungsfreiheiten gestattete.[1]) Nach der ganzen Art wie die Sache in die Erscheinung tritt und der ganzen Anlage des Mannes glaube ich aber auch hier wiederum, daß wir nicht sowohl an eine naive Nachahmung der französischen und lateinischen Verse, die ihm im Ohr lagen, weil sie ihm vertraut und lieb waren, sondern auch an die Wirksamkeit eines theoretischen Unterrichts zu denken haben. Infolge Schulung in der lateinischen Grammatik war er derartigen Theorien um so zugänglicher.

Wir haben dann wohl weiter den Einfluß der französischen Lehre bei ihm nicht bloß aus einem zufälligen Aufenthalt in Frankreich oder der Herrschaft französischer Bildung in seiner Heimat, sondern zugleich wohl aus einer geistigen Wahlverwandtschaft zu erklären. Die feinere französische Form dürfte seine Natur angezogen haben, so daß er sich lieber nach ihr seinen Vers gestaltete als sein Gedicht der rauheren Tüchtigkeit des heimischen Versmaßes anvertraute. Nicht nur das Versemachen, sondern überhaupt das gebildete Gespräch ist ihm eine Kunst, das Ergebnis einer verfeinerten geistigen Arbeit. Das erhellt aus der Art und Weise, wie er das Wort 'dichten' gebraucht, das sonst im Mnl. in unserem Sinne gilt, auch vom Aufstellen eines kleineren Schriftwerks, eines Briefes z. B., und dann in der allgemeineren Bedeutung 'etwas mit Überlegung schaffen, ausdenken', einen Plan u. dgl. (lat. *meditari* und *machinari*). Hier begegnet das Wort nicht selten beim Führen einer Unterhaltung, z. B. in der Erzählung II 14080 ff. Eine der Weltlust und dem Teufel ergebene Frau war ins Kloster gekommen. Die Nonnen hatten vergeblich versucht sie von ihrer Sündhaftigkeit abzubringen; ihre letzte Hoffnung beruht auf Lutgart. Aber die Sünderin verstand kein Deutsch, und Lutgart konnte nicht französisch sprechen. Trotzdem ließen sie sie kommen, und siehe da, Gott, der so viele Wunder getan hat, verlieh ihr in diesem Augenblick Herrschaft über die wälsche Sprache. Und so begann Frau Lutgart der Verstockten die Meinung zu sagen. Manches Wort, das wohl gedichtet war und schön, ward da gesprochen: von dem Lohn, den Gott seinen Freunden im Himmelreich geben wird u. s. w. Sie führte die Rede so geschickt zu Ende,

---

[1]) In seiner Analyse zur Prüfung der Betonung sowie der Senkungen macht v. V. zuweilen unrichtige Ansichten geltend. So ist z. B. nicht zu betonen *wás hí gewallópet* sondern *wás hi géwallópet*, wie es sowohl im Mittelniederländischen als auch im Mittelhochdeutschen durchaus die Regel ist. Ferner hält er zweisilbiges *ïə* und den Diphthong *ie* nicht überall auseinander. Die Betonungsfreiheiten sind zum Teil etwas stärker, zum Teil etwas geringer als er annimmt, der Wechsel von einsilbiger Hebung und einsilbiger Senkung bleibt ganz regelmäßig.

dat noit menschę en hoerde tale
noch bat gedicht, noch bat besneden ('gebildet').

Das Weib geht in sich, kehrt zu den anderen Nonnen zurück und sagt: 'Wieso habt ihr behauptet, daß Lutgart nicht französisch sprechen könne?

Ghelovets mi, sent dat ic ie
geboren wart, en hoerdic nie
so wel gedichtt, noch so besneden
die welsche talę alsic se heden
te wonderę hebbe groet gehoert
ut haren suten monde.'

Auf einen ähnlichen Gebrauch des Wortes *bewerpen* bei Begrüßungsworten ist schon oben (S. 427) hingewiesen worden. Das Wort bedeutet sonst 'etwas ausdenken, entwerfen', in unserem Text selber steht es in der Verbindung *tale* ('Erzählung') *bewerpen* 7417, *dicht* ('Gedicht') *bewerpen* 10416, *en okison* ('Gelegenheit') *bewerpen* 9365.

Nach dem, was wir bis jetzt gehört, wird man es nicht anders erwarten, als daß auch der Stil des Verfassers selber *wel beworpen, wel gedichtt* und *wel besneden* sei. Und das ist er im höchsten Grade, in einem Grade, der außer einem natürlichen Sprachvermögen die peinlichste Feile und meines Erachtens geradezu wiedei ein Studium voraussetzt. Der Dichter ist von einer außerordentlichen Breite, mit der größten Behaglichkeit, unter fortwährenden Wiederholungen wird alles erzählt. Aber er erreicht mit seinem durchgebildeten Stil, daß er trotzdem für den, der Sinn für diese Seite der Kunst besitzt, nie ermüdend wird. Der Stil dürfte ebenso einzigartig sein wie sein Versbau und vom heimatlichen Dichterstil mindestens ebensoweit abstehen wie sein Vers vom nl. Vers. Was unseren älteren, sonst in der mnl. ebenso wie in der mhd. Poesie noch bewahrten, Stil besonders auszeichnet, die Vermeidung von langen Perioden und von Einschachtelungen, das ist bei ihm gerade ins Gegenteil umgeschlagen. Perioden von 25 Versen sind keine Seltenheit. Der Verfasser häuft mit Vorliebe die Nebensätze, Relativsätze, Parenthesen und allerlei Konjunktionalsätze, reißt Subjekt und Prädikat oder sonst Zusammengehöriges durch ungewöhnlich lange Zwischenperioden auseinander, und diese Gebilde verlieren anscheinend noch weiter dadurch an Übersichtlichkeit, daß die einzelnen Sätze ohne Bedenken, Enjambement bildend, über die Versschlüsse hinweg laufen. Ich will versuchen, seine Konstruktionen an einigen Beispielen etwas anschaulicher zu machen. Vers III 5237—62: 'Doch als die Nachlässigkeit genug bestraft war, so daß die scharfe Geißel die Frauen allzusehr schmerzte, die unseren Herrn in jeder Tonart anriefen und auch Lutgart, seine Braut, Tag und Nacht, und fortwährend, junge und alte, daß die Jungfrau ihrer gedenken möchte mit starken Bitten baten, so ließ Gott, der beweisen wollte, daß die vollkommene Jungfrau die Gnade bei ihm erlangt hatte, daß sie das Kloster von der Strafe entlasten und all denen beistehen könne, die laut oder stille sie anriefen, eine der Frauen aus dem Kloster, die auch ihr gut Teil an der Plage mitbekommen hatte, für sicher wissen, daß Lutgarts Fürbitte gewißlich das Mittel sein werde,

das Kloster in Bälde von dem Unglück zu erretten, und daß die Gebenedeite Gottes mit ihrer Macht der Plage bald ein glückliches Ende bereiten solle.' Nur hinter vier dieser 25 Verse hat der Herausgeber ein Komma gesetzt; alle anderen Sätze und Satzteile endigen innerhalb des Verses. Von Vers 37 an marschieren die Vordersätze auf, mitten in Vers 46 steht das Subjekt des Hauptsatzes, sogleich wieder durch einen Nebensatz abgebrochen; erst Vers 53 wird es mit dem Pronomen wieder aufgenommen und erhält sein Verbum; erst nach noch weiteren neun Versen ist dann der Rest des Satzes mit neuen Bestimmungen und Nebensätzen endlich abgewickelt. Das ist aber nicht etwa ein vereinzelter Fall, sondern das Beispiel ist geradezu typisch. 6691—6716 haben wir eine Periode von 26 Versen. Hinter 6707 setzt allerdings der Herausgeber einen Strichpunkt vor begründendem *want*. Ein Nebensatz mit *als* beginnt die Periode; er hat zwei Prädikate, das eine, *wart geware* mit abhängigem daß-Satz; schon mit dem sechsten Vers beginnt der Hauptsatz, dessen Prädikatsverb *pensen*, mit *aldaer si lach* näher bestimmt, wieder einen daß-Satz von sich abhängen läßt; das Subjekt des letzteren hat eine adjektivische Apposition und einen Relativsatz bei sich; dieser führt wieder einen Folgesatz mit *dat* nach sich, der selber wieder einen *dat*-Satz mit Relativsatz und temporalem Untersatz bei sich hat. Nun folgt der Schlußteil des Hauptsatzes mit noch einem weiteren untergeordneten *op dat*-Satze. Bis hierhin hat das Ganze zwölf Prädikate, die mit wenigen Ausnahmen eins dem anderen untergeordnet sind. Jetzt schließt sich der begründende Satz mit *want* an, dessen Subjekt ein Relativsatz mit untergeordnetem daß-Satz ist, der letztere seinerseits wieder in einem Glied relativisch und mit zugehörigem Konsekutivsatz erweitert; es beginnt das Prädikat des *want*-Satzes, unterbrochen durch einen Bedingungs- und durch einen Relativsatz. Auffallende Beispiele gewährt auch das mit 12933 beginnende Kapitel; 13956 ff. steht eine Periode von 27 Versen, eine sehr verwickelte 1284—1315, zwischen welchen Versen sich von stärkeren Interpunktionen nur ein Ausrufungszeichen hinter 1301 befindet; es folgt darauf wieder ein *want*. S. auch die Anm. 2 S. 427.

Aber trotz allem erinnere ich mich nirgends einem Anakoluth begegnet zu sein.[1]) Es ist übrigens begreiflich, daß jemand, der aus Interesse an einem durchgebildeten Stil so sorgsam 'dichtet', so eifrig feilt, daß der auch an einer Stelle, wo er seiner Heftigkeit einmal die Zügel schießen läßt, doch Maßlosigkeiten des Ausdrucks leichter vermeiden wird.

Er hat alles vorher genau überlegt und die Wirkung auf sein Publikum abgemessen. III 77 ff. heißt es: 'Nunmehr folgt das dritte Buch, und ich bitte, ihr möget es gerne anhören, denn manches Beispiel steht drin, das euch recht von Nutzen sein wird, wenn ihr es euch ordentlich einprägt. Das sag ich,

[1]) Auch 9515 ff. ist sicher zwischen 9528 und 29 keine so starke Interpunktion zu setzen wie der Herausgeber tut, und bei 12779 ff. ist der Absatz hinter 97 nicht berechtigt; *got* ist der Anfang des Hauptsatzes zu dem Vordersatz 84—87; Vordersatz und Nachsatz sind allerdings durch einen in sich wieder künstlich gebauten Zwischensatz von 10 Versen getrennt.

weil ich euch gönne und immer gönnen werde den Vorteil, der euch vom Anhören kommen wird. Sollte aber jemand hier zur Stelle sein, der meiner Bitte nicht nachkommen möchte oder mein Gedicht gering achtete, dem würde ich raten, wie ich auch vorher riet, daß er dann so gut und freundlich wäre und unsre Gesellschaft ließe und sich andere ihm besser behagende Biographien oder sonst irgend etwas anhören ginge. Aber, Gott sei Dank! ich lese in euren Mienen, daß meine Erzählung euch allen wohl gefallen wird. So bitt ich denn, daß wieder Stille eintrete, denn der Stoff, mit dem ich mein Gedicht fortsetzen werde, will recht aufmerksam angehört sein.' Er muß sich ja seiner Sache recht sicher gefühlt haben, wenn er mit diesem Konzept in der Tasche an sein Vorlesepult herantrat. Aber es beweist doch auch, wie wenig naiv mehr er sowohl wie auch seine Zuhörer dem literarischen Erzeugnis gegenüberstanden, wenn es zulässig war, in so offener Weise den Schein für die Wirklichkeit zu geben. Die Literatur war nicht mehr die Wirklichkeit selbst oder das Abbild der Wirklichkeit, sie war ein Ding an sich mit besonderen Rechten und eigenen Gesetzen.

Es begreift sich ohne weiteres, daß die Sprache dieses Mannes von der der sonstigen Reimwerke, die zum Teil noch den alten poetischen Stil weiterführen und auch da, wo sie ihn fortentwickelt haben, doch bei weitem nicht zu einem solchen Grade literarischen Charakters gelangt sind, sehr weit absteht. Es fällt sofort auf, daß die in der mnl. Reimpoesie sonst meistens so häufigen Flickausdrücke[1]) hier sozusagen gänzlich fehlen. Freilich hat der Dichter sich in seiner Art auch wieder ähnliche bequeme Mittel für Vers und Reim ausgebildet, insofern als sich Lieblingsausdrücke wie das vieldeutige Adv. *lise* oder die Phrase *sonder mide* (zu *miden* 'vermeiden') zahllose Male an der Reimstelle einfinden und andere stehende Ausdrücke, auch ganze Verse[2]), sich sehr häufig wiederholen. Ist das doch wieder ein Band, das ihn mit den heimatlichen Poeten einigermaßen zusammenhält?

Ich wüßte nun nicht, woher der Mann den gekennzeichneten Stil anders haben könnte als aus dem Lateinischen. Ausdrücklich möchte ich aber bemerken, daß nicht etwa an Thomas v. Cantimpré zu denken ist. Seine Vita der Lutgart hat nur gewissermaßen als Leitfaden gedient; ein einzelner kurzer Satz wird von dem nl. Dichter in der Regel lang und breit ausgesponnen, völlig frei vom Wortlaut und der Konstruktion des Vorbildes. Auch im ganzen ist Thomas' Latein kein solches, daß wir in ihm ein Vorbild für die Sprache unseres Dichters suchen dürften.[3]) Wir werden gleich noch auf seine Be-

[1]) S. u. a. darüber Tijdschrift voor Nederl. Taal- en Letterk. XIX 30 ff.

[2]) S. van Veerdeghem in der Einleitung S. XXXVI.

[3]) Anmerkungsweise möchte ich hier auch auf einige Eigentümlichkeiten der Wortstellung aufmerksam machen. III 2840 f. *Saen salic comen metten minen Ende u sal halen*; III 3326 *Nu hort ende u laett seggen dan*, und ähnlich öfter, z. B. III 3724 ff.; III 2435 ff. *Int selve jaer . . . So lach die magt gebenedijt Ende een gebet beginnen soude*; II 9281 *Op enen dach so was gelegen Ende haers gemakes soude plegen Die selve nonne*; III 3827 ff. *Dos lach die vrowe ende al dengenen . . . Dat Godes wart* ('Wort') *sprac*; III 4080 f. *Dis es si nu*

ziehungen zur klassischen Bildung zurückzukommen haben. Hier sei vorläufig auf eine bemerkenswerte Erwähnung Platons hingewiesen. Beim Herannahen des Todes von Lutgart heißt es, die Aufregung im Kloster sei so groß gewesen,

dat ic vergronden nit ne soude,
al haddic in mirę helpen das
Platonę, hoe groet daer binnen was
die ongedout von haren rouwe (III 3404 ff.).

Dieser Erwähnung müssen wir jedenfalls eine etwas höhere Bedeutung zuerkennen als einzelnen anderen, die den griechischen Weisen nur wegen seiner Philosophie oder auch seiner Religion rühmen, wie bei Jehan de Meun, dem Vollender des Rosenromans (um 1270)[1]), und wenn wir erwägen, daß unser Dichter weit davon entfernt ist mit seinem Wissen zu prunken, so möchte man wohl auf den Gedanken kommen, daß er hier, beim Tod der verehrten Heiligen, sich und seine Zuhörer geradezu an den Phaidon erinnere, obwohl ja dieser Dialog genau genommen ihm kaum Farben zu einer eindrucksvollen Totenklage hätte hergeben können. Bekannt hätte er ihm schon sein können.[2]) Indessen nötigt uns zu aller Vorsicht eine Stelle aus dem altfranz., vor 1270 entstandenen Roman De la Poire des Messire Thibaut (herausgeg. von Stehlich, Halle 1881), in dem der Dichter, Vers 1709 ff., bei der Schilderung einer schönen Frau sagt, er wolle die Einzelheiten des liebreizenden Mundes, der Elfenbeinzähne, des Kinnes nicht zu schildern versuchen, denn *la sapience Platon* würde nicht vermögen alles zu erschöpfen. Wenn wir beide Stellen vergleichen, so haben wir zu schließen, daß in den Kreisen, auf die wir auch durch das niederl. Werk gewiesen werden, Platon auch seiner Erzählungskunst wegen gepriesen war. Immerhin setzt das bei beiden Dichtern und wohl auch bei dem Publikum, an welches sie dachten, ein etwas besseres Verständnis des griechischen Philosophen voraus, als es aus wenigen Texten und Bruchstücken seiner Werke und oft wiederholten Zitaten in eine allgemeinere Kenntnis der Zeit übergegangen war.

Überraschende Ergebnisse erhalten wir auch, wenn wir die Ausblicke verfolgen, die der Dichter von Zeit zu Zeit auf die Vortragsweise seines Werkes und sein Publikum eröffnet. Es ist an sich schon nicht ohne Interesse, sich die dahin zielenden Angaben möglichst zu verdeutlichen, um die Beziehungen zwischen einem so merkwürdigen Werke und dem Publikum näher kennen zu lernen. So ganz einfach ist das indessen nicht.

Im Epilog III 5773 ff. spricht der Verfasser von denen, die die *vite lesen* und *lesen horen*. Dieser Epilog scheint später hinzugedichtet zu sein, wenigstens ist vorher deutlich ein Schluß ausgeprägt. Auch darin ist von denen die das

---

ende emmermeer Voert an sal in gebruke wesen; II 9328 f. *Nu vart en wech, ende u van sonden Voertan gematet*; II 9853 ff. *Aldos beraden tenen stonden Daer si die maget hevet vonden So quam Resplent* ('kam einmal dahin, wo sie . . . fand').

[1]) S. Langlois, Origines et sources du Roman de la Rose, Paris 1891, S. 107 ff.

[2]) S. Überweg, Grundr. d. Gesch. d. Philos. II[8] 261.

Buch *lesen* und *lesen horen* die Rede, wie zuweilen auch an anderen Stellen, z. B. II 10409; aber hauptsächlich wird doch ein Publikum angeredet, das vor dem Verfasser selber sitzt und seinem Vortrag zuhört, und das er auch sonst im Verlaufe häufig anredet. Es sind *heren ende vrouwen*[1]), *man* und *wijf* (II 13817), und zwar *closterliede.* Zum Teil sitzen, zum Teil stehen sie vor ihm im *ringe*, auf seine Einladung hin zusammen gekommen. Auch Nonnen aus Lutgarts Kloster Aywières befinden sich unter ihnen (III 2979 ff.; beachte III 3059 ff.). Das erste Buch ist uns ja verloren, das zweite, 14544 Verse, hat er ihnen allem Anschein nach an einem einzigen Tage vorgetragen. Eine starke Leistung für ihn und seine Hörer, denn wir müssen wohl mindestens zehn Vortragsstunden darauf rechnen. Natürlich dürften wir sie uns nicht ununterbrochen, sondern mit Eß- und anderen Pausen vorstellen. Solche Pausen sind hier und da auch angedeutet. Bei II 7769, also fast genau in der Mitte des Buches, setzen sich die Zuhörer von neuem. Bei II 11185 werden sie aufgefordert *ende weder maket een gestille.* Nun sagt der Vortragende am Schluß des zweiten Buches, daß die Zuhörer und er selber müde seien, der Rest würde zu viel werden, sie wollten nun ruhen gehen und morgen früh wieder kommen, der Stoff werde den folgenden Tag noch ausfüllen. Beim Beginn des dritten Buches begrüßt er dann in der Tat das Publikum von neuem, das zum Teil von ferne zurückgekehrt war, um die Erzählung von den letzten elf Lebensjahren der Heiligen weiter zu hören. Sie waren also in der Nacht nicht alle am selben Platze wie er, sie müssen zum Teil in der näheren und ferneren Nachbarschaft, wohl in anderen Klöstern, untergebracht gewesen sein. Oder haben wir auch darin nur poetische Lizenz zu erblicken? Hat es der Verfasser in dichterischer Freiheit, ohne jeden Anspruch auf reale Glaubwürdigkeit so dargestellt, als ob sein Publikum aus Aywières und irgendwelchen anderen Klöstern jeden Tag von neuem an seinem Aufenthaltsort zusammenströme? Denn wir haben es in der Tat mit einer außerordentlich weitgehenden Fiktion zu tun. Im Anfang des dritten Buches erklärt er, am vorhergehenden Tag am Nicken seiner Zuhörer bemerkt zu haben, daß ihnen der Schlaf in die Augen gekommen sei. Und das sei auch gar nicht unberechtigt, er habe vorher die Kapitel zu lang gehalten. Für die Folge aber habe er das vermieden und die einzelnen Kapitel, soweit der Stoff es zugelassen habe, kürzer gestaltet. In der Tat sind sie kürzer: das zweite Buch hat bei 14544 Versen 43, das dritte bei 5772 Versen 27 Kapitel. Einen Ausweg aus dieser Schwierigkeit etwa mit der Annahme, er habe beim Lesen anders eingeteilt wie es in seiner Handschrift vorbereitet gewesen sei und dann nachträglich die Niederschrift des dritten Buches entsprechend verändert, darf man gar nicht suchen. Bei einem Manne, der alles so sorgsam abwog, bei dem die Kapitel wirklich abgeschlossene Ganze, in der Regel auch stilistisch mit Eingang und Schluß ausgeprägt, bilden, wäre an so was gar nicht zu denken. Wir haben auch in dieser Einleitungsrede an das Publikum wieder die reine Fiktion zu erkennen, die vermutlich

[1]) Die Stellen sind genauer in der Einleitung S. XXXIV ff. angeführt.

dazu dienen sollte als eine Art von durchsichtigem, scherzhaftem Kunstgriff den geistigen Genuß zu erhöhen.

Wir brauchten uns also über die schwierige Sache des Vortrags von fast 15000 Versen an einem einzigen Tage weiter den Kopf nicht zu zerbrechen, auch nicht darüber, wie er so mitten im Pensum eines und desselben Tages glaubte das Gedächtnis an vorher Erzähltes auffrischen zu müssen in einer Form wie II 11406 *Van enen clostre haddic tale Dies noch ghedinct u somen wale*; ähnlich 14235. 14249 ff. Als Gegenbeweis gegen die Annahme, daß das ganze Buch als an einem Tage vorgetragen zu denken sei oder vorgestellt werden solle, dürften wir solche Stellen jedoch keinesfalls geltend machen. Vielleicht hatte der Verfasser bei diesen Phrasen die gedachten Zuhörer im Augenblicke vergessen und nur mehr das geschriebene Buch und das Lesepublikum vor Augen.

Auch der geschilderte technische Kunstgriff weist uns übrigens die Richtung an, in der wir die geistige Entwicklung der Verfassers zu suchen haben. Wir finden nämlich ähnliche Vertagungen in dem allegorischen Traumroman 'Pèlerinage de la vie humaine', den der Cisterzienserprior von Chaalis im Département Oise, Guillaume de Diguleville im Jahre 1330—32 gedichtet hat.[1]) Er teilte ihn in Vorleseabschnitte ein, zwischen denen die Pausen ausdrücklich hervorgehoben werden, z. B. am Ende des zweiten Buches, Vers 9043 ff.: 'Doch bevor ich mehr davon sage, werde ich, damit es euch nicht zu lange wird, hier eine Abendpause machen. Morgen, wenn's euch beliebt, kommt wieder, dann sollt ihr die Fortsetzung hören.'[2]) Ja vielleicht haben wir bei ihm auch eine der oben bemerkten ähnliche weitergehende Fiktion anzumerken, indem er nach Ankündigung einer solchen Pause, Vers 5063 ff., sagt: 'ein andermal kommt wieder, wenn ihr mehr davon hören wollt', *et tandis je m'aviserai, d'a point conter si com songei*, wenn nämlich hinter dem vieldeutigen *s'aviser*, das außer 'sich vermuten' und 'den Mut zu etwas haben', 'sich überlegen', 'sich ausdenken', 'sich vornehmen' bedeutet, zugleich der Sinn stecken kann, daß er in der Zwischenzeit sich auf die Fortsetzung vorbereiten wolle. Die Übereinstimmung zwischen Guillaume und dem älteren niederländischen Dichter macht es wahrscheinlich, daß ähnliches auch in der französischen Literatur des XIII. Jahrh. vorgekommen sein wird. Und wenn wir weiter nach dem Ursprung fragen, so haben wir bei diesen Leuten mit einer beträchtlichen klassischen Bildung gewiß nicht etwa an die Pausen zu denken, mit denen die fahrenden Spielleute ihren Vortrag unterbrachen, um ein Trinken zu fordern, sondern an den entsprechenden Gebrauch in der klassischen Dialogliteratur.

---

[1]) Mit den Fortsetzungen herausgegeben für den Roxburghe Club von Stürzinger, London 1893, 3 Bände. Da ich die seltene Ausgabe selber nicht einsehen konnte, war ich auf die freundlichen Mitteilungen Dr. Fritz Burgs angewiesen, der mich nach dem Vortrag auf den französischen Text und die Übereinstimmung mit dem niederländischen Gedicht aufmerksam machte.

[2]) Vgl. dazu auch Gröber in seinem Grundriß d. rom. Philol. II 1 S. 751.

Platon hat nur ausnahmsweise, wo er verschiedene Dialoge zusammenfaßte, sie zeitlich zueinander in Beziehung gesetzt. Am Schluß des Theaitetos entschuldigt sich Sokrates mit anderweitigen Geschäften und verabredet eine neue Zusammenkunft auf den folgenden Tag, und dementsprechend sagt Theodoros zu Anfang des Sophistes, daß sie sich der gestrigen Verabredung gemäß wieder eingestellt hätten. Ähnlich wird im Anfang des Timaios, der übrigens zu jener Zeit des Mittelalters in Übersetzung bekannt war, auf ein Gespräch vom Tage vorher Bezug genommen, von dessen Teilnehmern Sokrates den einen vermißt. Aber im allgemeinen sind Platons Dialoge zeitlos, und im Gegensatz zu ihm hat erst Aristoteles in realistischer Weise den Dingen Rechnung getragen, indem er ausdrückliche Vertagungen einführte.[1]) Ihm folgte Cicero, bei dem es z. B. am Schluß von De re publica I heißt: *Sed, si placet, in hunc diem hactenus; reliqua (satis enim multa restant) differamus in crastinum,* oder am Schluß von De Oratore II: *Sed nunc quidem, quoniam id est tempus, surgendum censeo et requiescendum; post meridiem, si ita vobis est commodum, loquemur aliquid, nisi forte in crastinum differre mavoltis. Omnes se vel statim vel si ipse post [meridiem] mallet, quam primum tamen audire velle dixerunt.* Beim Beginn des dritten Buches wird dann auf eine zwischenliegende zweistündige Pause Bezug genommen, und am Schluß der ganzen Schrift heißt es: *Sed iam surgamus, inquit, nosque curemus et aliquando ab hac contentione disputationis animos nostros curamque laxemus.* Führen wir noch den Schluß von De finibus IV an: *Sed quoniam et advesperascit et mihi ad villam revertendum est, nunc quidem hactenus; verum hoc idem faciamus saepe . . . Quae cum essent dicta, discessimus.* So ist denn, da auch die schon bei Platon beliebte Vergegenwärtigung des Ortes der Unterredung und des Ortswechsels nicht vergessen ist, die Szenerie des Dialoges eine recht lebendige geworden, und so finden wir es z. B. auch bei Augustinus wieder. Am Schluß von Contra Academicos I schreibt er: *Quae cum essent dicta, prandium paratum esse annuntiatum est atque surreximus,* von II: *Quod cum illi placuisset et caeteris, qui aderant, jam vespere obumbrati domum revertimus,* und das dritte Buch hebt an: *Cum post illum sermonem, quem secundus liber continet, alio die consedissemus in balneis, nam erat tristior quam ut ad pratum liberet descendere, sic exorsus sum.*

Die klassische Schule, wie sie besonders in Orleans und Paris im XIII. Jahrh. blühte, vermittelte dem nordfranzösischen und ebenso dem brabantischen Dichter auch diesen technischen Kunstgriff, und es ist nicht schwer, bei dem letzteren noch andere Züge aufzuzeigen, die seinen Zusammenhang mit den französischen Nachbarn, ihrer Bildung und Literatur dartun. Gröber sagt a. a. O. S. 731 von der Periode seit ca. 1240: 'Richtung geben in der Literatur aber nur die Schriftsteller, die Wissen besitzen. Und unter ihnen erkennen schon manche die Notwendigkeit an, es aus dem klassischen Altertum zu mehren.' Von Robert de Blois, um 1250, hat er zu rühmen, daß ein unlauteres Wort nicht über seine Lippen komme (S. 835), und wir wissen, daß es in der Zeit ge-

[1]) S. Birt, Das antike Buchwesen S. 471 ff. und R. Hirzel, Der Dialog I 298 ff.

radezu gelehrt wurde, Derbheiten in der Sprache zu vermeiden. Von dem obengenannten Guillaume de Digulleville heißt es: 'Wo G. rügt, tut er es ohne Schärfe und unpersönlich. Redefülle und Redefluß erstrebt er, ohne dem treffenden Worte geradezu aus dem Wege zu gehen, aber auch ohne Weitschweifigkeit zu meiden, und er reimt mit Leichtigkeit.' 'Wenn in der Dichtung der Zeit auch oft noch Verlegenheits- und Reimphrasen das Satzgefüge entstellen, so wird doch die Rede logisch zusammenhängender, und man lernt längere Sätze übersichtlich bilden. Der so herangebildeten französischen Sprache erkannte schon Brunetto Latini den Preis vor anderen und der eigenen Muttersprache zu' (S. 733). Von einem etwas jüngeren niederländischen Zeitgenossen des Dichters der Lutgart, dem französisch schreibenden Flamen Gillion le Muisit, der in Paris studiert hatte, sagt Gröber, 'daß ihm aus den zeitgenössischen Schriftstellern, denen er nicht zu mißfallen wünscht, der neue subtile und subjektive Geist spricht, der der letzten Periode der mittelalterlichen französischen Literatur ihren Glanz verleiht. Er erweist sich als der stilistisch geschulte Schriftsteller, dem der persönliche Ausdruck, nach dem er strebt, auch bei erschwertem Reim gelingt.' Das meiste, was so zur Kennzeichnung dieser von starken klassischen Einflüssen durchdrungenen und stark philosophisch angehauchten Literatur gesagt ist, könnte geradezu auch von unserem Dichter gesagt sein.

Steht also auch hinter jener seiner kühnen literarischen Fiktion eine feste Tradition, so kann sie im übrigen doch wohl nicht rein aus der Luft gegriffen sein. Gingen diese verlebendigenden Zutaten doch gerade aus dem Bestreben hervor, die Dichtung der realen Wirklichkeit zu nähern. Der Verfasser wird in der Tat selber Vorlesungen gehalten haben über diesen oder auch andere erbauliche Stoffe. Es scheint mir, daß wir dabei an ein mehrtägiges religiöses Fest zu denken haben, an dem — vielleicht zu Ehren eines Gedenktages der heiligen Lutgart — Insassen der verschiedensten Klöster im Kloster des Dichters oder an einem dritten Orte sich zusammenfanden und, mit kurzen Unterbrechungen durch Pausen, die mit Essen, Andachtsübungen und vielleicht auch Erholungen ausgefüllt waren, erbauliche Vorträge von einer für uns schwer begreiflichen Dauer anhörten. Abends zerstreuten sie sich in der Tat wohl auch bis auf größere Entfernungen, um am folgenden Tage von neuem zusammenzukommen. In Brabant und Limburg wimmelte es derart von Klöstern, daß es von der Seite nicht allzuschwer ist, sich die Sache so vorzustellen.

Ich meine nach den Ausblicken auf seine Geistesart und Bildung, die sein Werk uns eröffnet, mir den Dichter vergegenwärtigen zu können, wie er, 'ein interessanter Mann', in sorgfältiger Kleidung, seiner Wirkung sicher vor die Menge hintritt. Ein Meister der Vortragskunst muß er gewesen sein, wenn er seine kunstvollen Perioden so zu verlebendigen verstand, daß die Zuhörer, wenn auch schließlich etwas ermüdet, ihm viele Stunden lang geduldig zuhörten. Freilich dürfte er sich einigermaßen doch getäuscht haben, wenn er glaubte, daß denen, die an seinen Lippen hingen, seine sprachlich sorgsam und

glatt, aber doch nicht immer leicht geformten Gedanken wirklich alle eingegangen seien. Es wird dort gewesen sein, wie es auch heute oft ist, wo ein großes Publikum, wenn auch nicht annähernd für so lange Stunden auf einmal, die Vorlesungen bevölkert. Er besaß vermutlich von der Natur die holden Gaben, die die Seele der Hörenden fesseln. Sie lauschten gespannt und nahmen auch im großen ganzen das, worum es sich handelte, in sich auf. Aber auf die Dauer war es vornehmlich nur mehr das Gefühl, was wach war und sich unterhalten fühlte, ohne daß das, was an verstandesmäßigem Inhalt in den wohlgeformten Sätzen und den wohlklingenden Worten lag, ihnen tiefer einging. Und am Schlusse standen sie auf in dem befriedigten Gefühl und mit dem Geständnis, daß es doch sehr schön war.

Wer war nun dieser merkwürdige Mann?

Hendrik Goethals von Gent (Henricus Gandavensis), ein namhafter Theologe und Philosoph des XIII. Jahrh., berichtet in seiner Schrift De viris illustribus, daß Willem von Affligheem das von Bruder Thomas verfaßte Leben der heiligen Lutgart in deutsche Reimpaare übersetzt habe. Wir wissen, daß auch unser Text eine Bearbeitung der Vita des Thomas von Cantimpré ist.

Willem ward etwa im Jahre 1210 zu Mecheln als unehelicher Sproß einer adeligen Familie, der Berthouts, geboren. Nachdem er zu Paris studiert hatte, trat er in das Benediktinerkloster zu Affligheem bei Aalst, bekleidete dort und dann zu Waver das Priorat, bis er zur Leitung der Benediktinerabtei zu St. Truiden (St. Trond) in Westlimburg berufen wurde. Die dortige Chronik bezeichnet ihn als einen *vir magne litterature* und einen *bonus metricus*. Sie rühmt weiter seine ungewöhnliche Gottesfurcht, seine leidenschaftliche Liebe für die heilige Schrift, sein bescheidenes, leutseliges Wesen im Verkehr mit Geistlichen und Laien, mit hoch und niedrig, seine Beschlagenheit im kanonischen Recht und die liebenswürige, freigebige Gastfreundschaft, auf die er im Kloster gehalten habe. Mit seinen literarischen Neigungen stand er auch keineswegs allein, denn *temporibus huius abbatis inter commonachos et dominos nostri monasterii plures honeste persone et literati viri, facundi in Teuthonico, Gallico et Latino sermone.*[1]) Neben der Übersetzung der Vita der Lutgart erwähnt sein Zeitgenosse Goethals, daß er umgekehrt die deutsch geschriebenen wunderbaren Visionen einer Cisterziensernonne in elegantes Latein umgedichtet habe[2]), und außer diesen beiden Werken schreibt ihm später Johann von Trittenheim auch noch eine Sammlung *Sermones* zu, von der wir weiter nichts wissen. In den Visionen ist also ein ähnlicher Stoff behandelt wie im Leben der St. Lutgart.[3])

[1]) Chronique de l'Abbaye de St. Trond, herausg. von Borman II 222.

[2]) *Dictavit etiam Latine quandam materiam satis eleganter, de quadam moniali Cisterciensis ordinis, quae theutonice multa satis mirabilia scripserat de se ipsa.*

[3]) Nach v. Veerdeghem S. XVI wären es die Visionen der Beatrix van Tienen, und befände sich Willems lateinische Übersetzung auf der Königl. Bibliothek zu Brüssel. Aber die weitere Angabe, daß dieser Text von J. Ch. Henriquez in seinem Werkchen Quinque prudentes Virgines, Antwerpen 1630 herausgegeben sei, beruht wohl auf einem Irrtum oder

All diese Tatsachen stimmen ausgezeichnet für den Verfasser unseres Textes. Auch sonst ist meines Wissens aus Willems Leben nichts bekannt, was dagegen spräche in ihm den Verfasser zu sehen, und anderseits ist unter den zahlreichen Einzelheiten, die sich für den Verfasser aus dem Gedicht ergeben, keine, die uns hindern könnte Willem für ihn zu halten. Diese Fülle von Beweisen hatte denn auch v. Veerdeghem bestimmt, das Werk Willem v. Affligham zuzuschreiben. Aus Anlaß der uns oben aufgefallenen Erwähnung Platons sei noch daran erinnert, daß gerade in französischen und niederländischen Kreisen, denen Willem v. Affligham nahestand, der christliche Platonismus eine große Rolle spielt, als dessen Hauptvertreter im XIII. Jahrh. eben Hendrik Goethals gilt.[1]) Im Verlaufe seiner Untersuchung ist aber v. Veerdeghem wieder etwas schwankend geworden, einer Schwierigkeit wegen, die jedoch meines Erachtens gegen die übrigen Beweise nicht aufkommen darf. Willem ist in Mecheln geboren; aber die Sprache unseres Textes habe, so meint er, nicht den dortigen brabantischen Charakter, sondern viel eher einen westlimburgischen und erinnere in vielen Einzelheiten an das dort entstandene *Leven van Jesus.*[2])

Aber entweder ist unsere Vorstellung, die wir uns von der damaligen Sprache der Gegend von Mecheln nach den Literaturwerken machen, nicht richtig, indem die Texte von einem allgemeineren literatursprachlichen Typus stark beeinflußt sind, oder aber — was mir wahrscheinlicher ist — Willem hatte sich, wenn auch in Mecheln geboren, seine Sprache und insbesondere vielleicht seine Dichtersprache irgendwo anders gebildet. Jedesfalls bezweifle ich, daß man die Lösung der Schwierigkeit mit dem Herausgeber auch nach der Seite versuchen dürfe, daß man die Möglichkeit erwägt, der Text habe durch einen limburgischen Schreiber andere Sprachformen erhalten, als der Verfasser ihm gegeben hatte. Wir haben ja allerdings nicht das Original selber, sondern eine Abschrift mit einigen ganz interessanten Fehlern und Mißverständnissen. Aber es ist doch eine ganz vorzügliche Abschrift, die die Sprachformen und auch die Orthographie in einer trotz einigen Schwankungen so ungewöhnlich festen Regelung darbietet, daß wir auch darin unzweifelhaft noch das Walten eines geistig streng geschulten Mannes und nicht die Hand

---

ungenauen Ausdruck. Nach Henriquez' Äußerungen kann nicht von einer Ausgabe die Rede sein, vielmehr hat er selber die Lebensbeschreibungen nach alten Manuskripten und anderem Material verfaßt. Es läge ja sonst gewiß nahe nach dem, was wir oben über den Stil der St. Lutgart festzustellen hatten, und wäre sogar eine unabweisbare Pflicht, den lateinischen Stil der Visionen mit dem deutschen unseres Gedichtes zu vergleichen. Aber soweit mir der Tatbestand bekannt ist, ist es mir unmöglich zu wissen, inwieweit Henriquez seine Quellen wörtlich benutzt hat, abgesehen von der Frage, ob das Manuskript der Brüsseler Bibliothek wirklich die Übersetzung des Willem v. Affligham enthält.

[1]) K. Werner, Heinrich von Gent als Repräsentant des christlichen Platonismus im XIII. Jahrh.

[2]) Eine Handschrift dieses Werkes, die, nach der es zuerst herausgegeben war, stammt sogar aus St. Truiden.

eines beliebigen Abschreibers zu erkennen haben. Die uns vorliegende Abschrift wird uns im ganzen den Text sicherlich so gewähren, wie er aus der Feder des in mancher Beziehung so merkwürdigen Mannes geflossen ist. Darum ist er auch für die Grammatik, wie schon eine erste Betrachtung lehrt, von ungemeiner Wichtigkeit, und hoffentlich fällt die reizvolle Aufgabe, ihn in diesem Sinne fruchtbar zu machen, in die richtigen Hände. Wer aber die Aufgabe übernimmt, der muß darauf gefaßt sein, daß bei einem Manne der Art, wie wir den Verfasser erkannt haben, auch Sprachmacherei nicht ausgeschlossen ist.

DIE CHARAKTERE MANUELS UND CESARS IN DER BRAUT VON MESSINA

Von Franz Hahne

Man wird in Schillers Braut von Messina das Mitwirken des Schicksals, dessen antiken Begriff der Dichter in den Kranichen des Ibykus so bedeutsam verherrlicht, nicht durchaus ablehnen können, um so weniger als er dem Ödipus des Sophokles nicht unwesentliche Züge entlehnt hat. Das erste Zusammentreffen Cesars sowohl wie Manuels mit Beatrice beruht auf Schickung; ebenso spielt das Geschick — wie Schopenhauer nüchtern bemerkt, Zufall und Irrtum (W. W. I 3, 51) — seine Rolle bei der Verdunkelung der Identität Beatrices als Tochter Isabellas und als Geliebter Cesars und Manuels; ja man möchte fast der antiken Ate gedenken, wenn Isabella trotz des soeben erfolgten Geständnisses Cesars bei Diegos Mitteilung von Beatrices Zulassung zu der Leichenfeier des Fürsten nicht darauf kommt, daß ihre Tochter und Cesars Geliebte dieselbe sind. Aber die Braut von Messina ist keine Schicksalstragödie im schlechten Sinne. Schiller hütet sich aufs äußerste vor Wunderlichkeiten, vor übernatürlichen Fügungen; er ist vielmehr sorgsam um eine natürliche Motivierung der Vorgänge in seinem Stück bemüht, und hierbei ist ihm die sorgfältige Charakterisierung der Personen das wesentlichste, ja fast das alleinige Mittel. Das Schicksal in den 'Feindlichen Brüdern' ist, von jenen wenigen Einzelheiten abgesehen, das Schicksal, das jeder in sich selbst trägt.

Je bedeutsamer und wichtiger somit ein richtiges Verständnis der Charaktere der Handelnden für das Verständnis der Handlung sein muß, um so mehr muß es wundernehmen, bei manchen Erklärern die Charakteristik der Personen nur nebenher behandelt und mit Irrtümern durchsetzt zu sehen. Es handelt sich hierbei besonders um Manuel und Cesar. Denn einerseits sind sie die Hauptpersonen des Dramas — Peters' Erklärung der Isabella zur Heldin des Stückes[1]) bedarf wohl kaum einer Widerlegung —, anderseits sind die Äußerungen ihres Wesens keineswegs so einfach, daß sie nur eine eindeutige Auffassung zulassen. Gaudig z. B. ist in seinem Wegweiser durch die klassischen Schuldramen auf die merkwürdigsten Auslegungen geraten. Er findet als einen Grundzug im Wesen Manuels die Unbesonnenheit; er leide an großer Empfänglichkeit für starke Affekte, wobei sein Intellekt sehr zurücktrete, so daß er in solchen Fällen unbesonnen handle. Sein Bruder erst müsse ihm den Schleier

---

[1]) Die deutschen Klassiker, für höhere Lehranstalten herausgegeben von Kuenen und Evers: Die Braut von Messina, erläutert von Rud. Peters, 1902, S. 74 ff.

heben von dem Gefühl, das ihn dunkel beseelt hat. Diese anscheinende Unbewußtheit nennt Gaudig mit einem eigenartigen Sprachgebrauch Mangel an Selbstbewußtsein. Den stärksten Beweis der Unbesonnenheit Manuels sieht er in dessen Ende. 'Als besonnener Mensch', sagt er, 'würde Manuel die furchtbare Gefahr erkannt haben, die ihm von dem hereinstürmenden Cesar drohte.' So ist für Gaudig Manuels Tod recht untragisch eine Folge seiner Unbesonnenheit. Es läßt sich, hoffe ich, dartun, daß die Auffassung Gaudigs von Manuels Charakter falsch ist. Gleich auf den ersten Blick befremdet es jedoch, von ihm an Cesar die Besonnenheit gerühmt zu sehen. Wohl zeigt dieser in aufregenden Situationen, wie z. B. bei seiner Abrufung zu der gefundenen Braut und unmittelbar nach Manuels Tötung, eine erstaunliche Kraft und Klarheit des Geistes; aber ihn, der blindlings, ohne Merkmale zu haben, auf die Suche seiner Schwester eilt, der in rasch überschäumender Leidenschaft seinen eben versöhnten Bruder niedersticht, als ein Muster der Besonnenheit zu loben, die doch immer etwas mit *σωφροσύνη* gemischt sein soll, dürfte keineswegs erlaubt sein. Gaudig steht freilich mit seiner Auffassung ziemlich allein. Bellermann nennt im Gegensatz zu ihm Manuel den mehr sinnigen, nachdenklichen, gehaltenen, Cesar aber den unbesonnenen, frischen, leidenschaftlichen. Ähnlich, wenn auch etwas tiefergehend, faßt Weitbrecht den Unterschied, während Peters Manuels Charakter etwas Verstecktes, Mißtrauisches beimischen möchte, was ich nicht ohne weiteres annehmbar finde. Am schärfsten und tiefsten scheint Bergmann in seiner Arbeit über die Verknüpfung der Handlung in Schillers Braut von Messina[1]) die beiden Charaktere erfaßt zu haben, indem er in Cesar die kraftvolle, willensstarke Herrennatur, in Manuel aber den träumerischen Romantiker sieht.

Jedoch mich dünkt, man könnte in der Ergründung der beiden Persönlichkeiten noch weiter kommen, wenn man einige philosophische Begriffe Schopenhauers heranzöge, die er vor allem in seinem Hauptwerke dargelegt hat, die aber sein ganzes Philosophieren durchziehen, d. i. seine Lehre vom Willen und vom Intellekt. Man könnte von vornherein die Frage aufwerfen, ob eine solche Heranziehung berechtigt sei, insofern als Schopenhauers Hauptwerk 1819, 16 Jahre nach Schillers Braut von Messina, erschienen ist, also eine Einwirkung des Philosophen auf den Dichter ausgeschlossen erscheint. Indessen, wenn die Intuition des Dichters wirklich genial war, d. h. wenn er innerlich wahre, der Natur gemäße Gestalten geschaut hat, wenn anderseits der Philosoph einen richtigen Blick in die Natur der Dinge getan und seine Erkenntnis umfassend und klar begrifflich formuliert hat, so kann nicht nur, sondern es muß sogar zwischen beiden eine Entsprechung obwalten.

Schopenhauers Lehre vom Willen und Intellekt ist, was den Menschen anlangt, nur eine Vereinfachung der alten Sonderung in die Vermögen des Denkens, Fühlens, Wollens. Neu ist nur die pessimistische Auffassung, die er in seine Willenslehre hineingelegt, und die nihilistische Konsequenz, die er

[1]) Programm des Herz. Neuen Gymnasiums zu Braunschweig 1903. Vgl. N. J. 1902 IX 189 f.

daraus gezogen hat. Er fand daß alles Wollen auf einer Empfindung, wenn auch zuweilen sehr vergeistigter Art, beruhe und daß hinwieder eine Empfindung nicht zu denken sei ohne ein Wollen, welches die Lustempfindung bejaht, die Unlust aber ablehnt, meidet oder zu stillen sucht. So faßt er denn Fühlen und Wollen unter dem Gesamtnamen 'Wille' zusammen und begreift darunter alle die Triebe, welche das natürliche Leben des Menschen ausmachen, den Selbsterhaltungs- und Selbstbejahungstrieb, potenziert und erweitert im Fortpflanzungstriebe, ferner die ganze Welt der Empfindungen. Der Intellekt ist ursprünglich ein Werkzeug des Willens, und zwar sein feinstes und wirksamstes, so bei den Tieren und bei der überwiegenden Mehrzahl der Menschen. Er erhebt sich freilich aus der Dienstbarkeit des Willens zu vernünftigem und wissenschaftlichem Denken, wobei allerdings der Wille noch nicht völlig eliminiert ist, sondern in der Beziehung auf das Ich und die Menschheit mehr oder minder leise durchklingt. Ganz frei und losgelöst vom Willen jedoch erscheint der Intellekt in der reinen Anschauung, 'wenn man', sagt Schopenhauer, 'die ganze Macht seines Geistes der Anschauung hingibt, sich ganz in diese versenkt und das ganze Bewußtsein ausfüllen läßt durch die ruhige Kontemplation des gerade gegenwärtigen natürlichen Gegenstandes, sei es eine Landschaft, ein Baum, ein Fels, Gebäude oder was auch immer'. Durch solche reine Kontemplation werden Ideen d. h. die Urbilder der Erscheinung aufgefaßt, und das Wesen des Genius beruht eben in der überwiegenden Fähigkeit solcher Kontemplation, weshalb die eigentliche Genialität in der vollkommensten Objektivität besteht. Es muß hinzugefügt werden, daß nicht bloß dem Genie die Fähigkeit zum selbstlosen Schauen gegeben ist. Es besitzt sie nur im hervorragenden Maße. 'In geringerem und verschiedenem Grade wohnt sie sehr vielen Menschen inne, da sie sonst ebensowenig fähig wären die Werke der Kunst zu genießen wie sie hervorzubringen, und überhaupt für das Schöne und Erhabene keine Empfänglichkeit besitzen könnten.' Es kann daher Menschen geben, die durch ihre Neigung und Befähigung, in der Welt der Anschauung zu leben, dem Genie sehr nahe kommen, ohne doch seinesgleichen zu sein. Ein wesentlicher Bestandteil der Genialität ist die Phantasie. Sie erweitert den Gesichtskreis des Genius über die seiner Person sich darbietenden Objekte sowohl der Qualität als der Quantität nach und ist somit für den schaffenden Künstler eine fast unentbehrliche Kraft. Doch können selbst höchst ungeniale Menschen viel Phantasie haben. Nur bedienen sie sich ihrer nicht zur Vervollständigung genialer Erkenntnis, vielmehr verwenden sie sie, 'um Luftschlösser zu bauen, die der Selbstsucht und der eigenen Laune zusagen, momentan täuschen und ergötzen, wobei von den so verknüpften Phantasmen eigentlich immer nur die Beziehungen zum Ich erkannt werden. Der dieses Spiel Treibende ist ein Phantast; er wird leicht die Bilder, mit denen er sich einsam ergötzt, in die Wirklichkeit mischen und dadurch für diese untauglich werden.'

Betrachten wir unter den gewonnenen Gesichtspunkten die beiden feindlichen Brüder, so dürfen wir von vornherein so viel sagen, daß für Cesars

Natur die Willenstriebe, die starken Empfindungen das Bezeichnende sind, während für Manuel das Überwiegen des Vorstellungslebens charakteristisch ist: er ist eine betrachtende, ästhetische und phantastische Natur. Allerdings muß eine eingehende Prüfung aller in Betracht kommenden Wesensäußerungen der beiden im Stücke erweisen, ob diese vorläufige Aufstellung sich halten läßt.

Eine gewisse Bedeutung für diesen Nachweis ist gleich der ersten Szene beizumessen, in der die Brüder sich redend und handelnd gegenübertreten. Wenn wir genau betrachten, was sie sagen, so werden wir finden, daß für Cesar bei allem Edelmut, den die Versöhnung erfordert, doch sein persönliches Wollen und Empfinden im Vordergrunde steht, während Manuel, weit weniger starr, es versteht, von sich selber abzusehen, sich in den Gegner zu versetzen, allgemeinen Gedanken Raum zu geben. Cesar beginnt:

> Nicht weil ich für den Schuldigeren mich
> Erkenne oder schwächer gar mich fühle —

und spricht damit seinen starken Eigenwillen und persönlichen Stolz aus. Manuel erwidert:

> Nicht Kleinmuts zeiht Don Cesarn, wer ihn kennt,
> Fühlt' er sich schwächer, würd' er stolzer reden.

Mit dem ersten weiß er entgegenkommend auf ihn einzugehen, mit dem zweiten fügt er einen allgemeinen Gedanken hinzu. 'Denkst du von deinem Bruder nicht geringer?' fragt Cesar freudig in seinem Selbstgefühl berührt durch des Bruders Anerkennung. Manuel gibt als Antwort eine knappe Charakteristik ihrer Wesenheiten: 'Du bist zu stolz zur Demut; ich zur Lüge.' In Cesars Worten: 'Verachtung nicht erträgt mein edles Herz' bricht aufs neue sein Stolz heraus, bei Manuel: 'Du willst nicht meinen Tod, ich habe Proben' liegt der Nachdruck auf der Anerkennung des Bruders. Cesars Versicherung:

> Hätt' ich dich früher so gerecht erkannt,
> Es wäre vieles ungescheh'n geblieben,

berücksichtigt nur die Wirkung jener Erkenntnis auf ihn selbst, er vermag von seinem Ich nicht abzusehen. Manuel gedenkt auch seiner Mutter:

> Und hätt' ich dir ein so versöhnlich Herz
> Gewußt, viel Mühe spart' ich dann der Mutter.

Auf Manuels allgemeinen Gedanken:

> Es ist der Fluch der Hohen, daß die Niedern
> Sich ihres offnen Ohrs bemächtigen

antwortet Cesar konkret und persönlich: 'So ist's, die Diener tragen alle Schuld.' Und hinwieder fügt Manuel zu Cesars nüchtern realem Gedanken: 'Wir waren die Verführten, die Betrogenen' das verallgemeinernde Bild hinzu: 'Das blinde Werkzeug fremder Leidenschaft.' Endlich spricht Cesar in warmer Empfindung das Wort: 'So will ich diese Bruderhand ergreifen.' Manuel aber setzt mit einem Seitenblick auf diese und jene Welt den Gedanken hinzu: 'Die mir die nächste ist auf dieser Welt.'

Ich befürchte bei der Erklärung dieser Szene etwas spinös geworden zu sein und gebe zu, daß sie von schlagender Kraft nicht sein kann, aber sie soll auch nur ein Vorspiel sein; zu der eigentlichen Erörterung kommen wir erst, wenn wir das Gebiet der ästhetischen Anschauung und der Phantasie betreten.

Von ästhetischem Sinn, von willenloser, sich selbst verlierender Anschauung ist bei Cesar so gut wie gar nicht die Rede. Wohl entwirft er seiner Mutter eine genaue Schilderung aller der schönen Handlungen bei seines Vaters Leichenbegängnis, aber nicht aus ästhetischem Wohlgefallen; es kommt ihm nur darauf an darzutun, daß er in jener ernsten Stunde vollauf bei der Sache gewesen und nicht ein weltlich Wünschen in seinem Herzen gehegt hat. Ganz anders Don Manuel. Die schönen Pferde seines Vaters aus arabischer Zucht sind ihm Gegenstand dringender Verhandlungen. Sie werden ihm von Cesar abgeschlagen nicht, weil dieser gleiches Wohlgefallen daran fände, sondern aus Trotz. Dem würde entsprechen, daß Manuel das Schloß am Meere wegen seiner schönen Lage in Anspruch nimmt, während es Cesar vielleicht als Festung wert war. Aber das sind unsichere Nebendinge, die klassische Stelle für sein ästhetisches Anschauungsvermögen ist seine Anordnung der Einkäufe im Bazar. Hier macht ihn Schiller, seine eigene Phantasie ihm leihend, zum Künstler, der mit inniger Schönheitsliebe in alle Einzelheiten des zu beschaffenden Schmuckes sich versenkt und so ein Bild entwirft, das seinesgleichen sucht. Auf zierlichen Sandalen fußend soll ein weißes Gewand aus indischem Stoff sie umwallen, gehalten von einem purpurnen, golddurchwirkten Gürtel. Das weiße Gewand soll aus einem purpurnen Mantel sich abheben, den eine goldene Zikade auf den Schultern zusammenhält. Weder Armspangen noch ein Halsschmuck aus Perlen und Korallen sollen vergessen sein, und ein Diadem von Smaragden und Rubinen, mit dem Brautkranz und Schleier verbunden sind, soll das Haupt bekrönen. Ja bis auf den weißen Zelter mit purpurner Decke erstreckt sich seine künstlerische Vorstellung. Schopenhauer bezeichnet es als ein Merkmal der reinen Anschauung, daß sie selbstvergessen ist, daß sie von den persönlichen Interessen des erkennenden Subjekts absieht und ganz und gar nur ihrem Gegenstande hingegeben ist. Dies ist hier bei Manuel der Fall, es müßte denn sein, was ich weit wegwerfe, daß man Eitelkeit bei ihm annehmen wollte. Sein Interesse verlangt, daß er zu der Geliebten eilt und sie so schnell als möglich seiner Mutter zuführt, aber er verzögert diesen Moment, um ihn schön zu gestalten, wie ihn sein Anschauungsvermögen sich ausgemalt hat. Gaudig wundert sich hier über Manuels lange Abwesenheit von der Geliebten, die ja von den schwerwiegendsten Folgen ist, und findet sie nicht genügend begründet; aber besser als im Charakter kann sie gar nicht begründet sein.

Ästhetische Anschauung und Phantasiegebilde durchziehen die ganze Liebe Manuels zu Beatrice und geben ihr das Gepräge. Gaudig meint, Manuels Liebe trage einen sinnlichen Charakter, während die Neigung Cesars eine Seelenliebe sei. Ich meine umgekehrt, daß die größere Sinnlichkeit d. h. die stärkere Empfindung bei Cesar zu finden ist. Seine Liebe ist nicht aus der Anschauung entsprungen:

Nicht ihres Lächelns holder Zauber wär's,
Die Reize nicht, die auf der Wange schweben,
Selbst nicht der Glanz der göttlichen Gestalt.

Er hat im Gedränge der Leichenfeier neben ihr gestanden, sein Atem mischte sich mit dem ihren, ein Funke sprang über von Mensch zu Mensch, er hat das unmittelbare, instinktive Gefühl eine edle, der seinigen verwandte Natur zur Seite zu haben:

Es war ihr tiefstes und geheimstes Leben,
Was mich ergriff mit heiliger Gewalt,
Wie Zaubers Kräfte unbegreiflich weben.

Zwar spricht er davon, daß ihre Seelen ohne Worteslaut, ohne Mittel geistig (ein unglücklicher Ausdruck) sich berührten, aber sicherlich meint er damit nicht den Intellekt, sondern den Sitz der Empfindungen. Seine Schilderung ist so glutvoll, daß Manuel gestehen muß:

Den Schleier hat er glücklich aufgehoben
Von dem Gefühl, das dunkel mich beseelt.

Sein Gefühl ist nur dunkel und schwach gegen die Empfindungsglut Cesars, erst Cesar klärt ihn auf, was eigentlich Liebesempfindung sei. Manuels Liebe ist aus der ästhetischen Anschauung entsprungen, durch den romantischen Reiz des Geheimnisvollen genährt und soll ihren Höhepunkt in der märchenhaft prunkenden Einführung der Braut ins Schloß von Messina finden. Er hat Beatrice zuerst gesehen im Klostergarten, da sie aus stillem Sinnen aufgeschreckt die von ihm verfolgte Hirschkuh streichelt und gegen ihn in Schutz nimmt:

Da seh ich wundernd das erschrock'ne Tier
Zu einer Nonne Füßen zitternd liegen,
Die es mit zarten Händen schmeichelnd kost.
Bewegungslos starr ich das Wunder an,
Den Jagdspieß in der Hand, zum Wurf ausholend —
Sie aber blickt mit großen Augen flehend
Mich an. So stehn wir schweigend gegeneinander.
Wie lange Frist, das kann ich nicht ermessen,
Denn alles Maß der Zeiten war vergessen.

Man sieht, es ist ein Moment reiner Anschauung, den ihm das wunderbare Bild verschafft. Allerdings bleibt es nicht dabei, die Empfindung flammt sofort empor und treibt sie einander in die Arme. Ein Wohlgefallen ohne Empfindung ist eben keine Liebe. Allein der starke Einschlag ästhetischer Anschauung bei Manuel muß von vornherein festgestellt werden. Die poetisch-phantastischen Nebenvorstellungen behalten auch ferner in seinem Verhältnis große Bedeutung. Wie reizvoll für ihn die verstohlenen abendlichen Zusammenkünfte im verschwiegenen Klostergarten! Wie wunderbar das Geheimnis ihrer Abkunft, wobei ihm freilich nicht unangenehm zu hören ist, daß sie von edlem Blute sei. Er liebt überhaupt das Geheimnisvolle. Er kann es nicht begreifen, daß Cesar, der ganz von seiner Empfindung erfüllte offene Cesar, ihn über den

Grund seiner Abrufung sofort aufklären will: 'Laß mir dein Herz, dir bleibe dein Geheimnis!' Dem entspricht, daß er sich selbst weigert, der Mutter sein Geheimnis zu enthüllen, wofür er den Tadel Cesars einstecken muß: 'Nicht meine Weise ist's geheimnisvoll mich zu verhüllen, Mutter.' Auch Cesar gegenüber betätigt er in der vielgeschmähten Szene des II. Aktes seine Geheimnissucht: 'Folge mir nicht! Hinweg! Mir folge niemand' und erregt dadurch dessen Staunen und eine Art Argwohn. Selbst in der Todesszene spricht er zu Cesars Gefolge die tönenden Worte:

> Bleibe zurück, hier sind Geheimnisse,
> Die deine kühne Gegenwart nicht dulden.

Daß er sein Geheimnis der Mutter gegenüber so sorgsam wahrt, hat seinen Grund nicht allein in seiner Charaktereigentümlichkeit, sondern in seiner Absicht Beatrices Einzug auf dem Schloß möglichst schön und vornehm zu gestalten, wobei ihm das Überraschende ein unentbehrliches Ingrediens scheint. Dies hat Gaudig nicht beachtet, wenn er keinen ersichtlichen Grund für seine Verschwiegenheit findet und über etwaige charakterologische Begründungen ziemlich spöttisch aburteilt. Das Phantasiegebilde der festlichen, überraschenden Einführung der aus der Verborgenheit hervorgezogenen, namenlosen Märchenbraut, welches Manuels poetischen Sinn beherrscht, von dem er sich trotz aller beunruhigenden, Zweifel weckenden Vorkommnisse nicht befreien kann, ist für den Verlauf der Handlung und Manuel selbst von eminenter Bedeutung; es ist für ihn und alle verhängnisvoll. Um seinetwillen bleibt er länger als wünschenswert von seiner Geliebten fern, so daß Don Cesar inzwischen von ihr Besitz ergreifen kann, um seinetwillen schweigt er gegen Mutter und Bruder, um seinetwillen endlich verzögert er in der Todesszene die entscheidende Frage, so daß ihm erst die Erkenntnis der Wahrheit aufgeht, als Cesar hereinbricht. Er ist zu Beatrice geeilt, um sich in Furcht und Zweifelsqualen, die Diegos Berichte erweckt haben, Licht und Gewißheit zu verschaffen. Aber zuvörderst macht es ihm Freude, sich der Geliebten selbst zu enthüllen; denn auch hier hat er romantisch und geheimnisvoll seine fürstliche Abkunft verheimlicht. Cesars Erwähnung bringt ihn wieder auf den Zweck seines Kommens. Er erkundigt sich, ob sie Don Cesar kenne, erfolglos; er veranlaßt sie ein Erinnerungsbild der Mutter zu entwerfen. Blitzartig durchzuckt es ihn dabei: 'Weh mir, du schilderst sie!' Doch wieder verdrängt der durch oftmalige Wiederholung und liebevolle Ausmalung in ihm festgewurzelte Lieblingsgedanke der Einholung der Braut die augenblickliche Erkenntnis:

> Messinas Fürstin wird dir Mutter sein,
> Zu ihr bring' ich dich jetzt; sie wartet deiner.

Sein poetischer, der Welt des Schönen und Lieblichen zugewandter Sinn verschließt sich mimosenhaft der harten Wirklichkeit, so lange auch nur die geringste Möglichkeit ist, die Wahrheit zu verkennen. Der Umstand erst, daß Beatrice Don Cesars Stimme kennt, daß sie ihn warnt, ihm zu begegnen, daß sie vor schweren Taten bangt, macht ihm alles klar: sie ist vorhin von Cesars

Spähern gefunden, sie hat Cesar darauf begrüßen wollen, sie ist es, die er bei der Leichenfeier geschaut hat, sie ist Isabellas Tochter, seine Schwester. In dem Augenblick ist er ganz Anschauung, die tiefe Tragik seines Hauses tut sich ihm auf, er ist gebannt von der grauenvollen Größe dieser Vorstellung. So wird er ein willenloses Opfer seines leidenschaftlichen Bruders. Seine Phantastik und Versunkenheit ist ihm verderblich geworden.

Es kommt noch etwas hinzu, was Erwähnung verdient. Die hypertrophische Ausdehnung des Vorstellungslebens hat zur Folge eine gewisse Beeinträchtigung der Willensfunktionen. Manuel ist mehrfach zerstreut und unenergisch, was Gaudig mit Unrecht auf seine übergroße Gefühlserregbarkeit zurückführt. Des Dichters Worte selbst scheinen hiergegen zu sprechen:

> Versunken in dich selber stehst du da,
> Gleich einem Träumenden, als wäre nur
> Dein Leib zugegen und die Seele fern.

Am stärksten ist die Zerstreuung und Unentschiedenheit in der Szene, wo Beatrices Verschwinden von Diego gemeldet wird. Hier ist seine Seele ein Kampfplatz widerstreitender Gedanken, die seinen Willen völlig gelähmt erscheinen lassen. Durch Nennung des Namens Beatrice ist er von vornherein betroffen. So heißt ja auch die von ihm Entführte. Doch Diegos Behauptung, daß die Vermißte von Korsaren geraubt sei, läßt jenen Gedanken wieder zurücktreten. Erst Don Cesars Verdacht, sie sei vielleicht entflohen, und der Mutter empörte Ablehnung machen ihn aufs neue lebendig und versetzen den Zweifelnden für einen Augenblick in tiefe Zerstreuung. Auch Zeit und Namen bestätigt auf sein Fragen Diego. Nur die von dem Diener bezeugte Anwesenheit der Verlorenen bei des Fürsten Leichenbegängnis, die er seiner Beatrice untersagt hat, gibt ihm einen schwachen Trost, befreit ihn freilich nicht aus Furcht und Zweifeln. Eine solche Willenslähmung spielt auch ihre Rolle bei seinem Tode. Mit dieser Willensschwäche ist auch in Zusammenhang zu bringen sein Zagen vor dem Neuen, sein Pessimismus, was Peters seinen mißtrauischen Charakter nennt. Er fühlt sich hartem Wechsel nicht gewachsen, und seine Phantasie ist nicht nur dem Schönen, sondern auch der Ausmalung des Schlimmen und Schrecklichen geneigt:

> Ein jeder Wechsel schreckt den Glücklichen,
> Wo kein Gewinn zu hoffen, droht Verlust,

eröffnet er dem Chore; und noch ausführlicher:

> Geflügelt ist das Glück und schwer zu binden,
> Nur in verschloss'ner Lade wird's bewahrt.
> Das Schweigen ist zum Hüter ihm gesetzt,
> Und rasch entfliegt es, wenn Geschwätzigkeit
> Voreilig wagt, die Decke zu erheben.

Es bedarf nicht langer Auseinandersetzungen, um darzutun, daß Cesar wie in diesem Punkte, so überhaupt der gerade Gegensatz Don Manuels ist. Der objektiven, uninteressierten Anschauung nahezu unfähig, zeigt er im Empfinden

und Wollen eine staunenerregende Energie. Sein Wille ist durchaus nicht aus seiner Richtung zu bringen. Selbst die aufregende Meldung von der Auffindung der Geliebten läßt ihn nicht vergessen, seinen Leuten die eben erfolgte Versöhnung mit dem Bruder kundzutun und ihnen ihr Verhalten zu diktieren. Gaudig findet darin einen Beweis seiner Besonnenheit. Das ließe sich hören. Wie er aber auch die wenigen Worte, die Cesar vor der Tötung des Bruders ausstößt, als einen Beweis seiner Besonnenheit anführen kann — insofern als Cesar sich darin erst die Gründe klar mache, weshalb er zusticht —, das ist mir schlechterdings unerfindlich. Hier spricht oder schreit doch nichts als die heißeste, leidenschaftlichste Empfindung der entflammten Eifersucht und des wiederaufgeflammten Hasses. Gaudig fährt fort: 'Dazu stimmt es, wenn er auch nach der Tat besonnene Ruhe sich bewahrt.' Hier von besonnener Ruhe reden zu wollen scheint äußerst wenig am Platze. Dieser Vulkan ist nicht ruhig, sondern glüht von heißer innerer Bewegung. Wenn Cesar unmittelbar nach der Tat wildester Erregung seine Anordnungen trifft, um der ohnmächtigen Geliebten aufzuhelfen, und sich dann der Aufgabe die Schwester zu suchen zuwendet, so beweist dies nur, daß er sich zu beherrschen weiß und auch durch die mächtigsten Stürme nicht aus der einmal eingeschlagenen Willensrichtung herausgeworfen wird.

Gleich Manuel wird er alsbald über den Zusammenhang der Dinge aufgeklärt, wobei ihm erschreckend offenbar wird, daß er einen Unschuldigen getötet hat. Manuels Geist versank in schwermütige, ernste Betrachtung; Cesars Wille wird zum heftigsten Zorn erregt, zum Fluch auf den Tag seiner Geburt, zum Fluch auf die Mutter samt ihrer Heimlichkeit, zur heftigsten Verurteilung seiner Tat und seiner selbst. Er beschließt seinen Selbstmord so rasch und ohne Schwanken, wie er die Tat an Manuel vollzogen hat. Dieser Entschluß bedeutet keineswegs eine Brechung seines Willens; er ist vielmehr nach Schopenhauer die stärkste Betätigung und Bejahung dieses Willens. 'Lieber noch will der Mensch das Nichts wollen, als nicht wollen' (Nietzsche). Wie wenig sein Wille gebrochen ist, zeigt sein Verhalten zu Beatrice. Noch immer umfaßt er sie mit mehr als brüderlicher Zärtlichkeit, noch immer wirbt er um sie, nicht um ihre Liebe als Gattin, aber um ihre Schätzung als Freundin, er ringt um sie noch mit dem toten Bruder. Freilich an seinem Entschluß zum Tode kann ihre Entscheidung nichts ändern, hierin ist seine Willensmeinung unbeugsam. Er fühlt sich als sein eigener Richter, er verabscheut die furchtbare Schwere seiner Tat; er kann nicht, der Stolze, um sie zu sühnen, ein Leben kirchlicher Kasteiung und Zerknirschung führen:

Aufblicken muß ich freudig zu den Frohen
Und in den Äther greifen über mir
Mit freiem Geist.

Da ihm das nicht mehr vergönnt ist, so will er das Nichts. Nur nicht ohne eine letzte Befriedigung will er sterben, und diese besteht in der inneren Gewinnung seiner geliebten Schwester:

Bleib, Schwester, scheide du nicht so von mir,
Fluche mir nicht! Von dir kann ich's nicht tragen,

so beginnt sein Kampf um sie, und er endigt:

Die Tränen sah ich, die auch mir geflossen,
Befriedigt ist mein Herz, ich folge dir.

Von einer Beeinflussung seines Entschlusses durch den sich zeigenden Katafalk des Bruders, wie sie Peters annimmt, kann gar keine Rede sein.

Die Anwendung der Schopenhauerschen Grundbegriffe auf die beiden feindlichen Brüder dürfte, sofern ich mich nicht verrannt habe, nicht ohne Frucht gewesen sein. Doch es erübrigt zur völligen Klarlegung ihrer Wesenheit, noch einen anderen Philosophen heranzuziehen, der allerdings in seinen Konsequenzen noch bedenklicher ist als Schopenhauer, ich meine Friedrich Nietzsche. Man mag über seine antimoralistische Tendenz und seine letzten krankhaften Schriften: die Götzendämmerung, den Fall Wagner, den Antichrist denken, wie man will, er hat das Verdienst, wie kein anderer sich in aristokratische Zustände hineingefühlt und uns das Verständnis dafür, das in bürgerlicher Gleichmacherei und der allzugerechten Bevorachtung der Niedersten abhanden zu kommen drohte, wieder erneuert zu haben, für die Beschäftigung mit Geschichte und Poesie ein entschiedener Gewinn. Dies kommt auch der Braut von Messina zugute. Es ist Bergmann nicht entgangen, daß wir in Don Cesar eine Herrennatur im eminenten Sinne vor uns haben. Auch Manuel und Isabella kommen diesem darin nahe. Sie alle empfinden gegenüber den Beherrschten das Pathos der Distanz, das Nietzsche in Beantwortung der Frage: Was ist vornehm? als das erste Erfordernis der Vornehmheit hinstellt. Ihre Vorfahren haben es wirklich so gemacht, wie Nietzsche es darstellt: 'Menschen mit einer noch natürlichen Natur, Barbaren in jedem furchtbaren Verstande des Wortes, Raubmenschen noch im Besitz ungebrochener Willenskräfte und Machtbegierden, warfen sich auf schwächere, gesittetere, friedlichere, vielleicht handeltreibende oder viehzüchtende Rassen oder auf alte mürbe Kulturen, in denen eben die letzte Lebenskraft in glänzenden Feuerwerken von Geist und Verderbnis verflackerte. Die vornehme Kaste war im Anfang immer die Barbarenkaste: ihr Übergewicht lag nicht vorerst in der physischen Kraft, sondern in der seelischen, sie waren die ganzeren Menschen.' Als ungebrochene Willensmenschen und Kraftnaturen empfindet Messinas Herrscher, die freilich keine Barbaren mehr sind, anerkennend der Chor:

Jenen ward der gewaltige Wille
Und die unzerbrechliche Kraft.
Mit der furchtbaren Stärke gerüstet
Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet.

Trotz gelegentlicher Ressentiments und Gehässigkeiten wagt die feige, heuchlerische Sklavenart doch nicht, sich gegen jenen Willen aufzulehnen, und ebensowenig denken die beiden jugendlichen Herrscher daran, daß dies möglich wäre. Sie blicken beide mit stolzer Verachtung als Hohe auf die Niederen

herab. Dennoch ist Don Cesar weit mehr ein Herrenmensch als Don Manuel. Er würde sich nicht herbeilassen, seinem Gefolge über die Geschichte seines Herzens so ausführliche Konfidenzen zu machen, wie Manuel es tut. Man wende nicht ein, daß dies nur ein technisches Mittel der Exposition sei. Derartige Einwände sollten jedem Leser der Briefe über Don Carlos unmöglich sein. Manuel ist auch feministischer veranlagt als der Bruder, deshalb auch der Liebling der Frauen vor jenem. Für Don Cesar war, bevor er Beatrice gesehen, 'gleichgültig und nichtsbedeutend der Frauen leer geschwätziges Geschlecht'. Und selbst der Geliebten tritt er mit einer so selbstverständlichen Gewißheit des Sieges gegenüber, daß er von ihr Besitz ergreift, ohne auch nur einen Laut der Gewährung von ihr erbeten zu haben. Er scheint es in der Ordnung zu finden, daß sie mit Staunen und sittsamem Schweigen sich seiner Werbung fügt. Diese einseitig männliche Auffassung des Liebesverhältnisses ist im Sinne der antifeministischen Tendenz Nietzsches, die Vaihinger festgestellt hat. Ganz besonders von Wichtigkeit ist freilich die Schwächung der Willensinstinkte Manuels gegenüber der prachtvollen Kraft und Unbeirrtheit derselben bei Cesar. Noch eine Stelle Nietzsches möge hier Platz finden: Bei der vornehmen Rasse ist kleinlich berechnende 'Klugheit lange nicht so wesentlich als die vollkommene Funktionssicherheit der regulierenden unbewußten Instinkte oder selbst eine gewisse Unklugheit, etwa das tapfere Drauflosgehen, sei es auf die Gefahr, sei es auf den Feind, oder jene schwärmerische Plötzlichkeit von Zorn, Liebe, Ehrfurcht, Dankbarkeit und Rache, an der sich zu allen Zeiten die vornehmen Seelen wiedererkannt haben. Das Ressentiment des vornehmen Menschen . . . vollzieht und erschöpft sich in einer sofortigen Reaktion'. Eine solche plötzliche, unhemmbare Reaktion des Zornes und der Rache sehen wir in Cesars Mordtat, die ihm selbst Grund wird sein Dasein zu verneinen.

Ich bin nun des Vorwurfs gewärtig, Schiller als einen Vorläufer Nietzsches hingestellt zu haben. Das kann mir nicht beikommen. Er hat es nur vermocht, wie Nietzsche, sich in den Zustand einer Herrennatur hineinzufühlen und sie glaubhaft und vollendet hinzustellen, ohne jedoch ein System daraus zu machen und umstürzende Folgerungen zu ziehen. Im Gegenteil, einem gewissen Gesetz der Gegensätzlichkeit folgend, das ihn von der transzendental durchwehten Romantik der Jungfrau von Orleans zur harten Diesseitsrealistik der halbantiken Braut von Messina übergehen ließ, schuf er nach dem leidenschaftlichen, egoistischen Willensmenschen Cesar den besonnenen, warmherzigen Volkshelden in Tell und hat uns damit sein letztes, bestes und deutschestes Wort gesagt.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

J. J. Bernoulli, Griechische Ikonographie mit Ausschluss Alexanders und der Diadochen. Zwei Teile. München, F. Bruckmann 1901.

Heutigen Tages werden so viele überflüssige Bücher gedruckt, daß es jedesmal eine besondere Freude erweckt, wenn eine neue Erscheinung durch ihr Erscheinen ihre Daseinsberechtigung nachweist, ich meine dadurch, daß sie eine wirkliche, empfindliche Lücke auszufüllen bestimmt ist und in der Hauptsache ausfüllt. Und das ist bei dem neuen Werke Bernoullis der Fall.

In den letzten beiden Jahrzehnten ist viel über Porträts gearbeitet worden, und neue Funde haben dazu beigetragen, diesen Zweig der Archäologie und Altertumskunde in mancher Beziehung auf ein neues Niveau zu stellen. Der Anstoß ist im Jahre 1884 von P. Wolters ausgegangen; ihm sind weitere Untersuchungen desselben Verfassers, Helbigs, des Unterzeichneten, Six', Winters u. a. gefolgt, neuerdings auch von Studniczka begonnen. Aber jede Zusammenfassung fehlte bis auf das seiner Zeit sehr verdienstliche Büchlein eines Leipziger Philosophen P. Schuster 'Über die erhaltenen Porträts der griechischen Philosophen' (mit 4 Tafeln, Leipzig 1876) und die Skizze in einem Basler Gymnasialprogramm von Bernoulli aus dem nächsten Jahre.

Welcher Abstand von dem letzten großen Sammelwerke des berühmten italienischen Archäologen Ennio Quirino Visconti! Bisher waren wir immer noch auf dieses Standard work angewiesen, die *Iconographie grecque*, die 1811 in 3 Quartbänden mit 37 Foliotafeln erschien, worauf 1824 eine handlichere Oktavausgabe in Mailand gefolgt war. Wer nur allein die Abbildungen vergleicht, auf die es doch dem Benutzer in erster Linie ankommt, erkennt auf den ersten Blick, wie viel besser man in drei Generationen sehen gelernt und wie unendlich weiter man in den Reproduktionsmitteln gekommen ist. Daß die Firma F. Bruckmann in München in technischer Beziehung das Werk auf die Höhe gestellt hat, muß ganz besonders rühmend hervorgehoben werden. Nur wo die Werke selbst verschollen waren, hat B. zu den alten Abbildungen greifen müssen, wie bei dem Miltiades des Ursinus S. 92 und 93. Pseudepigrapha wie 'Themistokles' und 'Aischylos' sind nach Zeichnungen wiedergegeben. 57 Tafeln, außer zwei Münztafeln, sind beigegeben, durchweg gut ausgeführt. Leider verteuern sie das Buch sehr; in fast allen Fällen hätte eine Textillustration genügt. Nach welchen Gesichtspunkten überhaupt die Tafeln ausgewählt worden sind, ist nicht abzusehen. Wer schlechten, nichtssagenden Repliken oder etwa der wahrhaft scheußlichen Herme des Asklepiades, eines dunklen Ehrenmannes des III. oder IV. Jahrh. n. Chr., eine Tafel gewidmet sieht, muß doch darüber lachen. Umgekehrt hätte man z. B. den Chrysippos (Aratos bei B.) gern in einer größeren Abbildung.

Vermissen wird man ungern eine große Anzahl zum Teil vorzüglicher Porträtbüsten, wie die Doppelherme des Aristophanes und Sophokles (?) im Louvre, aber auch solcher, deren Benennung bisher nicht geglückt ist. Freilich kann sich B. hierfür auf das große Tafelwerk 'Griechische und Römische Porträts' berufen, das seit 1891 im gleichen Verlage erscheint, von Brunn begonnen, herausgegeben von Arndt. Nur ist dieses kostbare Werk den meisten Besitzern und Benutzern der B.schen Ikonographie unzugänglich, und ein Führer durch die dort aufgehäuften Massen sehr ungleichwertigen

Materiales fehlt vollständig. Eher würde sich der Einwand hören lassen, daß das Heranziehen unbenannter Porträtköpfe ins Unendliche führen würde. Und B. hat ganz bewußt nur 'die Bildnisse berühmter Griechen' geben wollen und darum die Stelen des Lyseas und Aristion, des Dexileos u. s. w. fortgelassen. Dafür hat er freilich Dunkelmänner wie Asklepiades, Apollodoros, Modios Asiatikos u. a. zugelassen, auch ganz unsicher gedeutete Porträtköpfe wie einen in Delphi gefundenen, auf Plutarch bezogenen Kopf aus pentelischem Marmor. — Ohne sich die generelle Beschränkung aufzuerlegen, hätte B. wahrscheinlich seine Ikonographie noch auf lange Zeit hinaus nicht beenden können: wir müssen also dankbar das gebotene Gute statt des möglichen Besseren annehmen und anerkennen.

Mit der Beschränkung bei B. hängt nun auch auf das innigste die Disposition und die ganze Auffassung seines Themas zusammen. Visconti hatte Dichter, Gesetzgeber, Staatsmänner u. s. w. gruppenweise behandelt und innerhalb der Gruppen eine chronologische Abfolge hergestellt. B. scheidet keine Gruppen aus, sondern führt die historische Folge der Dargestellten möglichst genau durch, indem er den Schnitt zwischen den beiden Bänden ungefähr mit dem Jahre 400 macht: sein erster Teil umfaßt die Bildnisse berühmter Griechen von der Vorzeit an bis auf Sokrates, Alkibiades und Lysander; der zweite Teil geht bis tief in die römische Zeit hinein, wo für uns die Unterschiede zwischen Griechen und Römern längst aufgehört haben und nur die Namen oder die Inschriften wie beim Modius Asiaticus für B. entscheidend sind. B. beginnt sein Buch mit Homer, ganz wie Visconti. Der leitende Gesichtspunkt ist also, eine fortlaufende Illustration der Literaturgeschichte und politischen Geschichte zu geben. In diesem Zusammenhange vermißt man neben Archidamos, Maussollos u. s. w. Alexander und die hellenistischen Herrscher, aber wir hoffen, daß B. sie in einem besonderen Bande nachliefern wird.

Wer die Ikonographie nicht als bildlichen Kommentar der Geschichtsdarstellung betrachtet, sondern zu einer mehr selbständigen Disziplin abrunden will, wird mit einer ganz anderen Auffassung und Disposition den Stoff bemeistern. Das berühmte Bildnis des Homer ist etwa im Ausgange des III. Jahrh. geschaffen, etwa gleichzeitig mit dem realistischer gehaltenen Chrysippos, wohl etwas früher als die Skulpturen des großen Altares in Pergamon, vielleicht für die dortige Bibliothek oder, woran Michaelis dachte, für die von Alexandreia bestimmt (wir kennen die Unterschiede nicht, trotz Th. Schreiber; von Pfuhl erwarten wir entscheidenden Aufschluß). Was lernen wir also aus diesem wundervollen Bildnisse? Gewiß nicht die Züge des Dichters Homer! Ihn hat es nie gegeben und niemals ein wirkliches Porträt von ihm, nur Idealporträts. Also wie ein großer Künstler gegen 200 v. Chr. sich den Dichter gedacht hat, und wie seine Kunst dem Idealporträt hoheitsvolles und doch wirkliches Leben, das Aussehen eines Blinden, verliehen hat, doch so, daß seine erloschenen Augen eine ganze innere Welt zu erblicken scheinen, das zeigt uns die bewunderte Büste. Das Kunstwerk gehört dem Gedanken und der Formgebung nach der hellenistischen Epoche an und bildet nicht den Anfang sondern recht eigentlich den Abschluß der griechischen Ikonographie.

Diese Disziplin in die allgemeine Kunstgeschichte einzureihen sind die Archäologen heute bemüht, am energischsten wohl Winter. In seinem Aufsatze über Silanion (Jahrb. d. arch. Inst. V) und in einem Vortrage 'Über die griechische Porträtkunst' (1894) hat dieser einige Grundlinien methodischer Behandlung gezogen und 1900 eine anregende Nutzanwendung in seiner 'Kunstgeschichte in Bildern' gebracht,[1]) deren Umfang ihm leider nicht

---

[1]) Kunstgeschichte in Bildern, systematische Darstellung der Entwicklung der bildenden Kunst vom klassischen Altertum bis zum Ende des XVIII. Jahrh. Abteilung I: Das Altertum, bearbeitet von Franz Winter. 100 Tafeln. Leipzig und Berlin (Seemann) 1900. Als Text dazu ist wohl die im gleichen Verlage erschienene Kunstgeschichte von Springer-Michaelis gedacht. Ich benutze die Gelegenheit, um auf die meist wundervollen Abbildungen dieses Werkes zu verweisen, deren

erlaubt hat, den Porträts mehr Platz einzuräumen. Die künftige Aufgabe der Ikonographie wird sein, diesem Vorgange zu folgen und die Porträtkunst der Griechen und Römer im Rahmen der Kunstentwicklung darzustellen. Ein alphabetisches Register kann das Nachschlagen ja erleichtern, das Nachschlageregister darf jedoch nicht der ganzen Anordnung zu Grunde gelegt werden.

Auch der Zusammenhang des künstlerischen Porträts mit dem literarischen der Biographie bedarf einer Untersuchung in großem Stile; einige Grundlinien hat U. v. Wilamowitz im Antigonos von Karystos (Philol. Unters. IV 146 ff. 1881) entworfen, und Leos Buch 'Die griech.-röm. Biographie nach ihrer literarischen Form' (Leipzig 1901) hat ja jetzt auch dem Archäologen das Vergleichungsmaterial bequemer zugänglich gemacht. Es genügt keineswegs, im Einzelfalle Denkmäler und literarische Angaben zusammenzustellen, um dadurch Sicherheit der Deutung zu erzielen. Beide Arten von Porträts gehen parallel nebeneinander, jede freilich durch gesonderte Entwicklungsgesetze bestimmt, aber auf demselben Boden wurzelnd und weiter entwickelt.

Gleich die Frage, die im Anfange der ikonographischen wie der biographischen Forschung steht, wann die individuellen Züge aufkommen, zeigt ein frappantes Zusammengehen. Im V. Jahrh. bei Ion von Chios treffen wir biographisches Detail, noch nicht zu knapper Charakteristik zusammengefaßt; und der Ausgang des V. Jahrh. zeigt uns das Drängen und den fast schon vollzogenen Übergang vom Idealporträt zum wirklichen Porträt. Realistische Auffassung geht freilich neben einer mehr idealisierenden auch in den folgenden Jahrhunderten her, und die scharfen Urteile über Persönlichkeiten bei Theopomp und Timaios (man könnte schon Platon dafür anführen) haben doch das anekdotenhafte biographische Detail nicht verdrängt, das dann die Viten des Antigonos so lesenswert macht. Die Überreste von Aristoteles' Dialog über die Dichter und die ersten Ansätze der nur in späten Repliken erhaltenen Homervita verraten die künstlerische Ausgestaltung des literarischen Idealporträts. Die Blüte der Biographie um 200 (Hermippos, Satyros, Antigonos) fällt mit der des Porträts in Malerei und Plastik auch zeitlich zusammen, die Nachblüte in Rom setzt mit Varros Hebdomades ein und erreicht unter den Flaviern und Hadrian und endlich unter Caracalla neue Höhepunkte, indem die nüchtern praktische Auffassung der Zeit Cäsars und Augustus' noch einmal überwunden wird, um dann die Kraft wirklich künstlerischen Ausgestaltens des Stoffes rasch zu verlieren.

B. erklärt ausdrücklich, es liege ihm ferne 'eine Geschichte der Porträtkunst zu schreiben. Wir haben es nur mit den Identifikationen der Bildnisse zu tun' (Vorrede S. IX). So findet man bei ihm denn auch keine Einleitung in die ganze Materie, nicht einmal die Büstenformen nach Epochen geschieden. Die Inschriften mit ihren Buchstabenformen und Fehlern (solche II 84, 1) wie der chronologisch bestimmbare Stil der Porträts werden in Einzelfällen angeführt, wo sie eine Entscheidung bringen können. Prinzipiell wichtig sind auch bisweilen Fundumstände: wie hätte sich je ein Epikureer in seiner Bibliothek den Stoiker Zenon aufgestellt neben Epikur, Hermarch und Demosthenes? — Es ist klar, daß eine allseitige Geschichte des Porträts auch vielen Einzelheiten zugute kommen würde.

Auf einige einzelne Porträts, die mir gerade naheliegen, will ich zum Schlusse eingehen, obwohl ich viel mehr zu sagen hätte.

Studniczkas Aristoteles ist eine große Bereicherung unseres Wissens. Er trägt wirklich einen kurzen Bart, wie ich früher geschlossen hatte. Stilistisch geht er eng zusammen mit einer herrlichen Bronze der Herculanischen Villa, die man Heraklit getauft hatte wegen des finsteren, grüblerischen Aussehens (man wird jetzt an Männer wie Lykurg, Theopomp oder Xeno-

---

feinsinnige Anordnung eine Geschichte der antiken Kunst (Architektur, Plastik, Malerei) bildet. Jede Gymnasialbibliothek sollte diese Sammlung besitzen. Vermißt habe ich nur die Lemnische Athena des Pheidias, die glänzende Entdeckung Furtwänglers.

krates etwa zu denken haben), sowie mit dem berühmten Demosthenesbildnisse; ob dies wirklich auf die Erzstatue des Polyeuktos (280 v. Chr.) zurückgeht, bedarf jetzt einer erneuten Untersuchung.

Studniczkas Menander hier zu finden hat mich besonders gefreut, weil ich dieselben Kombinationen im Winter 1888/89 in Rom gefunden hatte. Ich war ausgegangen von der Doppelherme der Villa Albani, deren realistischer Kopf als Pseudo-Seneca oder Kallimachos bekannt ist; ich möchte ihn für Philemon halten. Der bartlose galt damals als römischer Dichter (Properz), aber die Züge des Exemplares waren zu verwaschen für eine genauere Bestimmung. Durch Auffinden von etwa einem Dutzend Repliken desselben Kopfes konnte ich auch ihn leicht als eine frühhellenistische Arbeit bestimmen, ein Exemplar des Vatikans (früher Sulla bei B., Röm. Ik. I Taf. 8) stimmt in der geneigten Kopfhaltung, der Haarfrisur und dem ganzen Schnitte des Gesichtes zu dem dramatischen Dichter des berühmten lateranischen Reliefs (B., Gr. Ik. II Taf. 15), in dem man früher den Tragiker Philiskos sah, der aber nur der neuen Komödie angehört haben kann. Auch der 'Menander' der Bonner Doppelherme gehört hierher, doch ist die Deutung des anderen, bärtigen Kopfes auf Aristophanes nur durch einen Rückschluß aus dem Menander zu erzielen. Ein weltbekannter Dichter mußte in den vielen Repliken dargestellt sein, der Schluß auf Menander lag nahe, sobald ihm die ihm damals zugeschriebenen Porträts abgesprochen waren.


Platonkopf in Florenz (nach Bernoulli, Gr Ik. II S. 21)

Zwei auf meine Bitte vom römischen Institute angefertigte Photographien vom Kopfe der Sitzstatue im Vatikan und der Doppelherme in Neapel lehrten unzweideutig, daß diese Köpfe weder miteinander noch mit dem neuen Typus irgend etwas zu tun haben. Ein flaues Medaillon in Marbury Hall (B. II 106) mit Namen stimmt im allgemeinen. Wichtiger ist die neugefundene Theatermarke aus Pergamon, die ich im Konstantinopler Museum sah, und die auf meine Bitte durch gütige Vermittlung Conzes nach Berlin gesendet wurde (meine Abbildungen, die ich Studniczka zur Verfügung gestellt habe, sind nicht besonders geraten): hier ist Menander in etwas höherem Lebensalter dargestellt, eine andere Auffassung, die etwa an Goethe erinnert. Diese Marke unterstützt also die Deutung nicht direkt, widerlegt sie aber auch nicht. Außer Philemon kommt aber wohl kein Komiker um 300 v. Chr. in Betracht. Ich habe also ganz wie nachher Studniczka auf Menander geschlossen, aber B. ist durchaus berechtigt, seine Zweifel zu äußern.

Eine speziellere Auseinandersetzung darf Platon beanspruchen, von dem wir zwei inschriftlich bezeugte Büsten besitzen. Bekannt ist der Silaniontypus, von Helbig zuerst nachgewiesen, von Winter auf den attischen Erzgießer zurückgeführt. Eine jetzt in Milet gefundene Künstlerinschrift *Σιλανίων ἐπόησε* gehört den Buchstabenformen nach etwa in die Zeit 330/10, wenn Wiegand und v. Prott mit Recht die Inschriften von Priene zum Vergleiche heranziehen

(S.-B. d. Berl. Akad. 1904 S. 85); die attischen Formen würden auf das III. Jahrh. und einen jüngeren Silanion, etwa einen Enkel, führen. Die Platonherme ist dagegen von Mithridates I, dem Sohne des Rhodobates oder Othontopates, vor 363/2 (dem Todesjahre des pontischen Herrschers: E. Preuner, Athen. Mitt. XXVIII 349) gestiftet worden. Da wir das Gründungsjahr der Akademie nicht kennen und die Schule wohl auch gar keinen fixierten Anfang gehabt haben wird (K. Fr. Hermanns Jahr 387 ist nur die von der sizilischen Reise des 7. Briefes übertragene ἀκμή), so ergibt sich kein fester *terminus a quo*; aber der Philosoph scheint als Vierziger, höchstens als angehender Fünfziger dargestellt zu sein, also um 387/375. Und diese Zeitbestimmung ist wichtig für das andere Porträt, die kleine Inschriftbüste in Florenz (s. Abb.). Die Inschrift ist unzweifelhaft echt, B. verwirft sie ohne Grund, weil er nichts mit ihr anzufangen weiß. Man könnte bei ihr an den im V. Jahrh. berühmten Komiker Platon denken, aber der Stil der Büste gehört dem IV. Jahrh. an: die Auffassung und die Darstellung geht, wie mir scheint, eng zusammen mit dem schönen Lysiasporträt, wenn auch die Replik hellenistisch (nicht römisch!) ist. Also bleibt nur der berühmte Philosoph, und zwar in hohem Alter dargestellt, also jedenfalls nach der Rückkehr von seiner letzten sizilischen Reise, um 360/50. Und ich finde wirklich nichts, was beide Porträts derselben Persönlichkeit zuzusprechen verböte, mag man auf den ersten Blick auch nur die Unterschiede bemerken: wer sich der zahlreichen gesicherten Goethebildnisse und aller ihrer Verschiedenheiten erinnert, wird den ersten Eindruck nicht entscheiden lassen. Man darf natürlich nicht die schlechte Berliner Büste, nur weil sie zufällig die Inschrift trägt, vergleichen, sondern den treuesten Vertreter des Silaniontypos, die mit der modernen Aufschrift Ζήνων versehene Hermenbüste des Vatikans. Verschieden ist das Lebensalter, verschieden die Technik des Bronzestils und der Marmorarbeit, verschieden die ganze Auffassung des Charakters. Aber alles Wesentliche scheint mir gleich zu sein, die Mundpartie, Backen, Nase, Augen, Stirnansatz, auch die Schädelbildung; das Zurückweichen der Stirn an dem Florentiner Köpfchen wird wohl der Natur näher gekommen sein als die mehr schematische Wiedergabe des Silanion. Überhaupt haben dessen Köpfe so viel Verwandtschaft unter sich, die individuellen Züge der Dargestellten treten so sehr zurück, daß ein zweiter Typus daneben eine wirkliche Erweiterung unserer Anschauung bedeutet. Freilich gewinnt die Physiognomie Platons nicht dadurch, aber die Strenge und Starrheit der Bronzearbeit erhält eine mehr menschlich verständliche Ergänzung. Hoffentlich wird noch mal eine lebensgroße Replik des Marmors gefunden, die uns noch besser die Züge des Siebzigers zeigt.

Nicht rütteln hätte B. an Chrysippos sollen, dessen Nachweis aus einer Münze von Soloi mir alle Welt außer Bethe geglaubt hatte. Der urkundliche Beleg ist jetzt in der letzten Publikation v. Protts (Athen. Mitt. XXVII 297) erbracht durch eine inschriftlich gesicherte Büste, freilich ohne Kopf; aber der langbärtige 'Arat'[1], der sonst allein in Betracht kommen könnte, ist ausgeschlossen, B.s Umkehrung von Chrysipp und Arat widerlegt.

B.s Zweifel wegen der Inschrift [Ἀ]ναξίμανδρος scheint mir unberechtigt; das Relief mag einer Bibliothek angehört haben, der Kopf lehnt sich an einen Heraklestypus an und ist wohl im III. Jahrh. erfunden; das erhaltene römische Exemplar ist eine spätere Replik.

B. verrät öfter eine eigentümliche Unsicherheit, aber gegenüber seiner älteren Römischen Ikonographie ist seine Methode sicherer, seine Auswahl bewußter geworden, Sicheres und Unsicheres sind schärfer ge-

[1] Koepp hat mich auf ein Florentiner Relief in S. Lorenzo (Matz-Duhn Nr. 3741) aufmerksam gemacht, auf dem ein kahlköpfiger langbärtiger Greis einen Baum betrachtet, an dem ein Stab lehnt und vielleicht ein Tierfell hängt. Der Mann, in langem Mantel, hält die Rechte an den Bart, ganz wie das Münzbild des Arat und das Vorbild der Herme der Villa Albani (von der Herme selbst hat das natürlich nie ein vernünftiger Mensch behauptet). Wenn Arat dargestellt sein sollte, müßte er Wetterzeichen beobachten.

schieden. Und obgleich künftige Forscher und Darsteller noch viel zu tun finden, freuen wir uns des Erreichten und können das Werk mit gutem Gewissen den weitesten Kreisen der philologischen Welt empfehlen, nicht nur zum Nachschlagen, sondern zu dauerndem Besitze.

Alfred Gercke.

J. C. Tarver, Tiberius the Tyrant. Westminster, Archibald Constable & Co., 1902. 450 S.

Der Titel des Buches könnte leicht zu Mißverständnis führen: die Gänsefüßchen hätten hier einmal (trotz Hildebrand und Wustmann) sehr nützliche Dienste leisten können. Der Verf. ist gerade ein Gegner der noch immer weite Kreise beherrschenden irrigen Auffassung, die in Tiberius den blutigen Tyrannen und Wüterich sieht, und will ihr eine andere entgegenstellen, die sich ihm aus dem Studium weniger der neueren Literatur als der Quellen selbst als die richtige ergeben hat. Er hat für ein größeres Publikum geschrieben und mit Rücksicht auf dieses mit der äußersten Konsequenz alles ferngehalten, was nach 'wissenschaftlichem Apparat' aussieht: keine Vorrede und auf über 400 Seiten nur eine einzige, einen schwer übersetzbaren lateinischen Ausdruck erklärende Anmerkung. In diesem Sinn ist es allerdings nicht, was man ein streng wissenschaftliches Buch nennt, wie denn der Verf. selbst in einer privaten Zuschrift sich äußert: '*My work claims neither originality nor research: . . . its merit depends upon its organization and its language.*' Durch einen anregenden, scharf pointierten, lebendigen Stil das Interesse auch solcher Gebildeter zu fesseln, die sich gern, aber nicht gerade in der Weise des Historikers von Fach mit geschichtlicher Lektüre beschäftigen, darauf war sein Bemühen vor allem gerichtet. Das Ziel, das ihm bei der letzten Gestaltung des Stoffes vorschwebte, bezeichnet er mit der feinen Antithese: '*Tacitus has killed Tiberius by style; I determined to revive him by style.*' Dem Buch deshalb, wie O. Hirschfeld in der Deutschen Literaturzeitung 1902 Sp. 2531 im Gegensatz zu anderen Beurteilern (siehe A. Bauer, Hist. Zeitschr. 1903 LV 267 ff.) getan hat, jeden wissenschaftlichen Wert abzusprechen, ist entschieden einseitig und ungerecht. Es ist die Frucht langjähriger, mit wissenschaftlichem Sinn betriebener und von einer geistvollen Auffassung getragener Studien; ein solches Werk verliert seinen Anspruch auf Beachtung von seiten der Wissenschaft noch nicht dadurch, daß es im ganzen keine wesentlich neue Anschauung bringt und im einzelnen manches Anfechtbare enthält. Tarvers Buch hat dazu das besondere Verdienst, daß es ein Gegenstück, und zwar ein bedeutend gehaltvolleres, zu den bei uns (in den Bearbeitungen von Döhler) ziemlich weit verbreiteten Büchern von Beulé bildet, von deren einem (Auguste, sa famille et ses amis) Gardthausen (Augustus I 1, S. V) sagt, es biete 'wenig mehr als eine tendenziöse, wenn auch geschickt redigierte Popularisierung der landläufigen Notizen', während ein anderes (Tibère et l'héritage d'Auguste) von J. Gentile (L'imperatore Tiberio secondo la moderna critica storica, Mailand 1887, S. 39) überaus treffend als *imaginosa parigina parafrasi di Tacito* bezeichnet wird.

Allgemeine Anerkennung wird der Reichtum an feinen Beobachtungen, treffenden Formulierungen und interessanten Parallelen aus der neueren, vorzugsweise der englischen Geschichte finden. Besonders zahlreich sind solche in der sehr umfangreichen Einleitung, die offenbar den Zweck hat, ein richtiges Verständnis für die ganz eigenartige Situation, die mit dem Tode des Augustus eintrat, zu vermitteln und den inneren Zusammenhang zwischen den Zuständen, die sich während Augustus' und Tiberius' Regierung herausbildeten, und den Tendenzen der Entwicklung in der republikanischen Zeit aufzuzeigen. Nicht nur für ihren ersten Abschnitt, dessen Überschrift (*The Expansion of Rome and the Equestrian Order*) es ausdrücklich hervorhebt, sondern auch für die drei andern (*The Senate — The Roman People — Slavery*) ist das Leitmotiv der Nachweis der Wechselwirkungen zwischen der Ausdehnung Roms vom Stadtstaat zum Weltreich, zum 'Greater Rome und der Ausgestaltung der das Leben in Staat und Gesellschaft bestimmenden Faktoren; der

zuletzt genannte schließt mit Worten, die mit geringfügigen Änderungen als Motto über das ganze Buch gesetzt werden könnten: 'Hier wie in allen Einzelheiten der alten Geschichte ist die Erinnerung an das Schlechte, Ausnahmsweise, Aufsehenerregende erhalten, und da anklagen viel leichter ist als untersuchen, entgehen die wesentlichen, aber weniger unmittelbar sich aufdrängenden Züge .. der Beobachtung.' Nicht in die *Introduction* eingegliedert sind vier weitere Abschnitte, deren Inhalt gleichwohl zum eigentlichen Gegenstand des Buches auch nur mittelbare Beziehungen hat: Kap. I (*The Death of Augustus*) gibt ein lebensvolles Stimmungs- und Situationsbild, dessen Vergleichung mit den ersten Kapiteln von Tacitus' Annalen (bes. I 9. 10) die hier einander entgegenstehenden Betrachtungsweisen aufs lehrreichste veranschaulicht; Kap. II (*Parents and Childhood*) ist, von einer kurzen Charakteristik der gens Claudia am Anfang und einem noch kürzeren Hinweis auf die sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung der Brüder Tiberius und Drusus am Schluß abgesehen, ganz von einer Rechtfertigung des Verhaltens des Tiberius Claudius Nero nicht nur bei seinem zweimaligen Parteiwechsel, sondern auch in der Angelegenheit seiner Scheidung von Livia zugunsten Octavians ausgefüllt; Kap. III (*Octavian*) und IV (*Augustus*) schildern den ersten Princeps als '*the great civilian*', der, mit keinen glänzenden Eigenschaften, aber gerade mit denen ausgestattet, welche die Umstände erforderten, und eben weil er nicht das ungestüm vorwärts drängende, seiner Zeit weit vorauseilende Genie seines Oheims besaß, zur Rolle des Vermittlers zwischen Altem und Neuem sich besser eignete und, was jenem nicht gelungen war, seinem Werk Bestand und Dauer zu geben vermochte. Erst mit dem folgenden Abschnitt (V: *Education of Tiberius*) wendet sich die Darstellung unmittelbar Tiberius zu, um zunächst die in ihrer Nachwirkung bis zu dessen Ende erkennbaren Einflüsse zu schildern, die in seinem Knaben-, Jünglings- und ersten Mannesalter sich geltend machten. Aus dem Hause seines leiblichen Vaters brachte er die Vorliebe für wissenschaftliche Studien mit; das wichtigste erziehliche Moment bildete aber für ihn wie für jeden adeligen jungen Römer der allgemeine Geist und das gesamte Leben des Hauses; für Tiberius also vom neunten Jahre ab des Hauses des Augustus, das, unter dem Zeichen der ernsten Arbeit und strengen Pflichterfüllung stehend, für den zu einer großen öffentlichen Wirksamkeit Berufenen die denkbar günstigste Vorschule bot. Für die technische Ausbildung in der Kriegskunst, in der Diplomatie und in der Verwaltung hatte er an Agrippa, an Mäcenas und an Augustus selbst treffliche Meister, und sie war vollendet, ehe die Intrigue ihre unheilvolle Rolle in den leitenden Kreisen zu spielen begann. Die Briefe, die an einige der Kameraden des Einundzwanzigjährigen auf seiner ersten militärisch-diplomatischen Mission nach dem Orient und an ihn selbst Horaz schrieb, der mit Unrecht lediglich als der Mann der laxen Moral und als charakterloser Schmeichler gilt, geben von ihm und seiner Umgebung in seinen jüngeren Jahren, in denen übrigens vermutlich zwischen Horaz selbst und dem jungen Prinzen sehr enge Beziehungen bestanden, einen sehr vorteilhaften Begriff. Die erste Tragödie in Tiberius' Leben, das erste Glied in einer langen Kette von Unglück, die ihn bis an sein Ende nicht mehr losließ, war die Scheidung von seiner ersten Gattin Vipsania und seine Verheiratung mit Julia. Die Analyse der Beweggründe zu diesem unheilvollen Schritt bildet den Inhalt des nächsten Kapitels (VI: *The Family of Augustus*), das, mit starker Ironie gewürzt, die Frauen des kaiserlichen Hauses, besonders Livia und Julia mit psychologischer Meisterschaft charakterisiert und ihre mannigfachen Intriguen schildert: Julia, an sich schon durch Tiberius' Persönlichkeit lebhaft angezogen, hoffte durch die Heirat mit ihm für sich und ihre Söhne einen festen Schutz gegen die Feindseligkeiten der Livia zu gewinnen, und Tiberius mochte durch die Vereinigung mit dem julischen Teil der Familie weiteren Reibereien vorzubeugen und so dem ihm gegenüber wohl auch von Männern wie Mäcenas und Horaz immer wieder betonten Staatsinteresse zu dienen hoffen; jedenfalls gab

ihm die neue Heirat zusammen mit der bald darauf erfolgten Verleihung der tribunicia potestas nach Mäcenas' Tode die sichere Anwartschaft auf die Alleinherrschaft nach Augustus' Tode. Der unter diesen Umständen besonders auffallende Entschluß, sich freiwillig aus Rom zu entfernen, war, wie in Kap. VII (*The First Retirement of Tiberius*) ausgeführt wird, viel weniger durch den Ärger über Bevorzugung seiner jungen Stiefsöhne von seiten des Augustus, der nur als nebensächliches Moment in Betracht kommen kann, als durch den Unwillen darüber veranlaßt, daß man ihm sein tatsächlich durch wirkliche Unkenntnis (infolge seines fast ununterbrochenen Verweilens im Felde) bedingtes langes Schweigen zu den schamlosen Ausschweifungen der Julia als wohlberechnete Konnivenz deutete, mit der er die Beförderung zu jener hohen Stellung habe erkaufen wollen. Daß er gerade Rhodus wählte, hat seinen Grund lediglich in den besonderen Vorteilen, die die Lage der Insel und der spezielle Charakter dieser 'Universität' für seine persönlichen Neigungen und ihre staatsrechtliche Stellung für seine augenblickliche Situation bot. Die Verweigerung der Erlaubnis zur Rückkehr führt Tarver im nächsten Kapitel (VIII: *The Return of Tiberius*) auf die Einflüsterungen der Livia zurück, die an C. und L. Cäsar gefügigere Schützlinge als an ihrem Sohn zu finden hoffte und auch eine Zeitlang fand, zumal ihr Einfluß durch den des aus irgend einem Grund auf Tiberius erbosten jüngeren M. Lollius verstärkt wurde. Als Tiberius endlich doch, nicht ohne ausdrückliche Zustimmung C. Cäsars, nach Rom zurückkehren durfte, wünschte er dort ganz zurückgezogen zu leben, aber der plötzliche Tod seiner beiden Stiefsöhne vereitelte seine Absicht. Vellejus, der sonst oft übertreibt, sagt (II 103, 3) nicht zuviel über den Jubel, mit der die neue Verleihung der tribunicia potestas an Tiberius als Sicherstellung geordneter Zustände allgemein begrüßt wurde. Was uns von Augustus' Briefen erhalten ist, zeigt nichts als aufrichtige Neigung und Wertschätzung für den Mann, den er sich zum Nachfolger erkoren hatte. Ein besonderes Kapitel (IX: *The Campaigns of Tiberius*) ist weiter der militärischen Tätigkeit desselben gewidmet, deren Eigenart und Erfolge auf der Vereinigung von soldatischer Energie mit diplomatischer Klugheit beruhten; verbunden ist damit der Nachweis der Berechtigung der von Augustus und später von Tiberius eingehaltenen Grenzpolitik. Mit einer kurzen Auseinandersetzung über die Gestaltung der Reichsregierung und über die Verhältnisse der kaiserlichen Familie in den letzten Jahren des Augustus (Kap. X: *The Last Years of Augustus*) schließt der Tiberius' Taten und Schicksale vor seiner Regierung behandelnde erste Hauptteil; der zweite, der den Herrscher zum Gegenstand hat, beginnt mit einer Untersuchung seines Verhaltens bei der Übernahme der Regierung (Kap. XI: *The Accession of Tiberius*). Der Senat, der seiner Mehrheit nach die Erhaltung der Monarchie als unzweifelhafte Notwendigkeit erkannte und Augustus' langjährigen Mitregenten als den einzig möglichen Nachfolger betrachtete, zeigte sich in diesem Falle weiser als Tiberius, der ebenso aufrichtig überzeugt war, daß die Wiederherstellung des Senatsregiments das geringere Übel sei gegenüber der Fortdauer der mit der Monarchie unzertrennlich verbundenen Familienintriguen, deren Charakter und Tendenz ihm gerade unmittelbar nach Augustus' Tode noch einmal in ihrer ganzen Furchtbarkeit zum Bewußtsein kam, als die Ermordung des Agrippa Postumus ihm nur die Wahl ließ entweder den Verdacht der Urheberschaft an der Tat auf sich sitzen zu lassen, oder zum Ankläger seiner eigenen Mutter zu werden; Tiberius hatte keine dynastischen Interessen und der Senat keine Neigung, mehr Verantwortung und größere Arbeit auf sich zu nehmen; als jener schließlich nachgab, tat er es in der Voraussetzung, daß er weiter nichts als der erste Exekutivbeamte und Berater des Senats sein und bleiben werde; Tacitus' Darstellung ist nur ein Beweis für dessen Meisterschaft in der Kunst der Mißdeutung und Verdrehung, die er besonders gegen Tiberius übte, weil der gute Eindruck, den dessen Regierung in der Hauptsache hinterlassen hatte, erst durch systematische Entstellungen ausgetilgt werden mußte. Erst

die Legionenaufstände in Pannonien und am Rhein, die auf gewisse aus dem Mangel einer geregelten Nachfolge erwachsende Gefahren plötzlich ein helles Licht warfen, veranlaßten Tiberius seine Abneigung gegen jede dynastische Politik zugunsten des Staatsinteresses in etwas zu überwinden. In der Darstellung dieser Meutereien (Kap. XII) folgt Tarver ganz ausschließlich Tacitus' Bericht ohne jede Rücksicht auf die in wesentlichen Einzelheiten abweichenden Mitteilungen Suetons und Dios; dem Verhalten des Germanicus den Aufrührern gegenüber und dem Erfolg seiner Feldzüge in Germanien läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren; die Versetzung nach dem Orient sei mit Germanicus' Zustimmung erfolgt und habe größere Macht in dessen Hand gegeben als er in Germanien besessen habe; persönliche Erwägungen hätten für Tiberius in dieser Sache höchstens mit Rücksicht auf Agrippina bestanden, deren Verhältnis zum Heere auch Germanicus mit Besorgnis erfüllt habe. Eine Hindeutung auf die Memoiren der jüngeren Agrippina, in denen der Haß der älteren gegen Tiberius fortlebte, verknüpft dieses Kapitel mit dem folgenden (XIII: *Tacitus and Tiberius*), in dem der Verf. zuerst die drei Hauptarten von Tacitus' und Suetons Quellen (Privatmemoiren, Volksgerüchte mit Einschluß von Pasquillen und Bühnenimprovisationen, Senatsakten) nach ihrem verschiedenen Wert charakterisiert, dann die Entstehung der Fabel von Tiberius' 'verstockter Heuchelei' aus seiner reservierten Art und der ungenügenden Berücksichtigung gewisser 'Imponderabilien' herleitet und schließlich die Scheidung des Tatsächlichen, dessen Erhaltung hauptsächlich der ausgiebigen Benutzung der Senatsakten durch Tacitus (und Sueton) zu verdanken ist, von den subjektiven Urteilen des Schriftstellers an einem ganz kleinen Teil der Annalen (I 72—81) durchführt, um damit für die Würdigung der gesamten Taciteischen Darstellung des Tiberius von vornherein den richtigen Standpunkt zu gewinnen; diese Analyse dient auch in anderer Hinsicht als allgemeine Einleitung zu den Spezialuntersuchungen in den folgenden Kapiteln. Von diesen behandelt das nächste (XIV) den Prozeß gegen Scribonius Libo als Beispiel für die Mißstände, die sich aus der Handhabung des Majestätsgesetzes tatsächlich ergaben, aber zugleich als Beweis dafür, daß für sie Tiberius persönlich nicht verantwortlich zu machen ist; die strengen Maßregeln gegen den 'verschwenderischen Narren' fallen dem Senat zur Last, der, beherrscht von dem Aberglauben seiner Zeit, den gegen ihn nicht minder als gegen den Kaiser gerichteten Geisterbeschwörungen und *occultae notae* eine ganz unverhältnismäßig hohe Bedeutung beimaß.

Eine große Rolle spielte der Aberglaube auch bei der Entstehung der Legende von der Vergiftung des Germanicus. Tiberius' Verhalten diesem und Piso gegenüber untersucht Tarver im XV. Kap. mit dem Ergebnis, daß in ihm nichts den Kaiser wirklich Belastendes zu finden ist; er zog den Germanicus seinem eigenen Sohn Drusus sichtlich vor und wollte seiner politischen Ausbildung mit der Sendung nach dem Orient nur den Abschluß geben; der einzige Fehler, den er beging, war der, daß er die Folgen der Unterordnung eines älteren, noch dazu besonders oppositionell gerichteten Mannes unter den jüngeren nicht recht bedachte und vielleicht auch dem Piso mit Bezug auf die Geltendmachung seiner gereifteren Erfahrung gegenüber etwaigen Mißgriffen des Germanicus mißverständliche Instruktionen gab; als möglich (aber durchaus nicht erwiesen) kann höchstens zugegeben werden, daß Livia, unzufrieden mit Tiberius, der bei aller Wahrung seiner persönlichen Ergebenheit ihr nicht den geringsten Einfluß in der Politik verstattete und ihre Feindseligkeit gegen Agrippina und Germanicus nicht teilte, dazu im Orient ein günstiges Feld für die Fortsetzung ihres Intriguenspiels erblickend, dem Piso bezw. der Plancina dahingehende hochverräterische Weisungen gegeben hatte, und daß insofern Pisos Selbstmord dem Kaiser, dem so ein peinlicher Konflikt zwischen Regenten- und Sohnespflicht erspart blieb, nicht unwillkommen war. Jedenfalls war Germanicus' Tod ein großes Unglück für Tiberius, der Beginn der unheilvollen Entwicklung, die im Sturze Sejans und dem auf ihn folgenden Schreckensregiment gipfelte. Daß

Tacitus von Familienwirren und Kriegen so viel, von der Reichsverwaltung so wenig berichtet, ist — damit kommen wir zum Inhalt von Kap. XVI (*Tiberius and the Senate*) — begründet einmal in seiner einseitigen Auffassung der Aufgabe geschichtlicher Darstellung als eines Leitfadens der Moral mit Beispielsammlung, sodann aber auch darin, daß der Senat tatsächlich nur sehr wenig wesentliche Regierungsakte vollzog — ganz gegen den Wunsch des Kaisers, dessen Absicht die von Augustus begonnene Politik der Restauration des Senates fortzusetzen von diesem selbst vereitelt wurde, indem die Majorität sich jeder wirklichen Arbeit und jeder ernsten Verantwortung zu entziehen, eine Minderheit aber die ihm zugedachten umfänglichen Befugnisse zu einer Wiederherstellung der alten Mißwirtschaft im Dienste des egoistischen Standesinteresses auszubeuten trachtete; ohnehin wäre die Diarchie im Sinn gleicher Verteilung der Gewalt zwischen einem Einzelnen und einer Körperschaft wider das Naturgesetz politischer Entwicklungen gewesen. Der Senat, immer eifersüchtig auf die Wahrung seiner Vorrechte bedacht, aber jede Ausdehnung seiner Verantwortlichkeit ablehnend, befangen in den kleinlichen Kreisen der Stadt- und Standespolitik und doch nicht einmal auf seinem ureigensten Gebiet, der Leitung der städtischen Angelegenheiten, seiner Aufgabe gewachsen, machte selbst eine wachsame Kontrolle seiner Verwaltungstätigkeit durch den Kaiser notwendig, der gleichwohl ihm gegenüber mit jeder nur möglichen Schonung verfuhr. In dieser wie in so mancher anderen Beziehung machte den tiefsten Einschnitt die Katastrophe nach dem Sturz Sejans; dessen überschnelle Hinrichtung und die blutige Verfolgung seiner Angehörigen und Freunde war in erster Linie, wie Dio ausdrücklich bestätigt, das Werk des Senats, der damit seinem langverhaltenen Groll gegen den Emporkömmling aus dem Ritterstand ganz im Stil der letzten republikanischen Zeit Luft machte, auf diese Weise aber erst recht das Mißtrauen und den Zorn des aufs äußerste verbitterten Kaisers auf sich zog, der, seine eigene Sicherheit und für den Fall seines baldigen Todes den Bestand der von Augustus und ihm geschaffenen Ordnung der Dinge bedroht sehend, sich zu rücksichtsloser, das nötige Maß zuweilen überschreitender Strenge drängen ließ. An Sejans Schuld zu zweifeln war für Tiberius unmöglich; anderseits sind wir nicht berechtigt, sie als völlig erwiesen zu betrachten; ob Sejan zu Livilla verbrecherische Beziehungen hatte und ob Drusus wirklich an Gift starb, ist mindestens zweifelhaft, ebensowohl möglich ist es, daß erst Drusus' Tod für Livilla der Anlaß war, an Sejan eine Stütze für sich und ihren Sohn zu suchen, und vieles spricht dafür, daß Sejan mit seinem Vorgehen gegen Agrippina und ihre Söhne dem Kaiser und dessen Interessen wirklich zu dienen vermeinte und nicht von vornherein planmäßig die Erringung einer außerordentlichen Machtstellung anstrebte, sondern nach Tiberius' Weggang von Rom durch die Passivität und Unterwürfigkeit des Senats ohne besonderes Zutun von seiner Seite zu ihr emporgehoben wurde und erst dadurch, wenn überhaupt, zu höhergehenden Plänen verleitet wurde. Soweit das XVII. Kapitel. Das XVIII. und letzte gibt unter der Überschrift *The Retirement at Capreae* einen kurzen Überblick über die letzten Jahre des Kaisers und eine Gesamtwürdigung seines Wesens und Wirkens. Die Entfernung aus Rom ist durch Tiberius' Wunsch, den die Ausübung des Herrscherberufs, wie er ihn auffaßte, störenden gesellschaftlichen Verpflichtungen zu entgehen und durch Gesundheitsrücksichten genügend motiviert; für die Wahl der Insel Capri war deren günstige Lage, nicht zu nahe bei und nicht zu weit von Rom und in gesundem Klima, bestimmend, vielleicht auch die Vorteile, die sie für astronomische Beobachtungen, seine Lieblingsbeschäftigung in Mußestunden, bot. Was die Quellen von ungeheuerlichen Ausschweifungen, von Grausamkeiten gegen Agrippina und ihren Sohn Drusus, von Justizmorden in Rom berichten, ist stark tendenziös gefärbt und nirgends durch genügende Beweise gestützt. Eine unbefangene Betrachtung seiner ganzen Lebens- und Regierungszeit ergibt, daß gerade die Eigenschaften, durch die Rom groß geworden ist, starkes Gefühl für die

Pflichten gegen den Staat, leidenschaftlicher Eifer für Gesetzlichkeit, Ordnungsliebe, Zähigkeit in der Verfolgung großer Pläne, Selbstbeherrschung, Ehrenhaftigkeit, alle in Tiberius stark vertreten sind. 'Er ist der ideale römische Senator, die Verwirklichung der legendenhaften Typen, an denen die Phantasie der römischen Kinder sich bildete. Nicht Cicero, der zungenfertige Redner, der schmiegsame Mann der Wissenschaft und der angenehmen Umgangsformen ist es, der den wahren Römer darstellt, auch nicht Cato, der Eiferer, noch Cäsar, der Mann des Genies — es ist der zähe, pflichttreue und gerechte Tiberius, nicht besonders begeisterungsfähig, nicht begabt mit dem blendenden Reiz einer fesselnden Persönlichkeit, mehr ehrfurchtgebietend als liebenswürdig, aber weise genug und maßvoll genug und stark genug um das Werk auszurichten, das ihm zugewiesen war.' Daß Tacitus', Suetons und Dios Auffassung von Tiberius gleichwohl lange Zeit die herrschende blieb, darf man vielleicht zu einem wesentlichen Teile dem Einfluß späterer Kirchenlehrer zuschreiben, die sie in dem Bestreben den Kontrast zwischen Christentum und Römertum, speziell den zwischen Christus und seinem Zeitgenossen Tiberius recht grell auszumalen, gründlich ausbeuteten und noch grasser ausgestalteten. Pathetisch schließt das Buch mit dem Wunsch, daß die dem Kaiser zugeschriebene Gabe Zukünftiges vorherzubestimmen ihn nicht möchte in den Stand gesetzt haben, diese furchtbare *damnatio memoriae* vorauszusehen.

Eigentümlich ist dem Tarverschen Buch, dessen Schwerpunkt in der aufbauenden Darstellung, nicht in der niederreißenden Kritik liegt, u. a. auch die Verbindung zweier Zwecke: es 'will nicht nur eine 'Rettung' des Tiberius, sondern zugleich auch eine Art Einleitung in das Studium der römischen Kaisergeschichte sein. Es mag sich gegen diesen Doppelcharakter manches einwenden lassen; er verleiht aber doch auch wieder dem Werk ein besonderes Interesse. Jedenfalls bietet es eine fördernde und anregende Lektüre. Leider ist die Ausstattung unnötig vornehm und der Preis infolgedessen sehr hoch. Absichtlich hat deshalb Ref. ausführlichere Mitteilungen über den Inhalt des Buches gegeben, die für viele größeren Wert haben dürften als die kritische und ergänzende Behandlung von Einzelheiten.

WILHELM SCHOTT.

ZU DER LEGENDE VON DER GUTEN TOCHTER

S. 280 ff. hat Prof. F. Kuntze einen recht lehrreichen Aufsatz über die interessante Legende von der 'säugenden Tochter' veröffentlicht. Dazu möchte der Unterzeichnete folgendes bemerken. Seit Oktober 1903 befindet sich in den Händen des Herausgebers des Lexikons der griechischen und römischen Mythologie ein kleiner Artikel über dasselbe Thema 'Mikon': er wird voraussichtlich in den Supplementen des dritten Bandes erscheinen. Die Frage noch einmal zu erörtern, erscheint nach den bisherigen Untersuchungen unnötig und überflüssig, bis auf einen Punkt, die Namengebung. Die älteste Überlieferung auf dem pompejanischen Bilde des vierten Stils bietet als Beischrift der Gruppe MICON PERO, im Epigramm selbst *Miconem* (Mau, Röm. Mitteil. 1901 S. 350 f. vgl. Buecheler, Rhein. Mus. LVI 156; die Publikation Engelmanns (S. 297) war mir unbekannt geblieben), und diese Form ist bei Hygin, Fab. 254 und natürlich auch bei Valerius Maximus (wo Muncker zuerst gebessert hat) einzusetzen. Der Name *Xanthippe* bei Hygin gehört wahrscheinlich zu einem andern, in unserer elenden Überlieferung ausgefallenen *exemplum*, indem das Auge des Schreibers auf das Subjekt des nächstfolgenden Satzes *Tyro* abirrte. Man wird also wohl hinter *Xanthippe* eine Lücke ansetzen, unbedenklich aber *Pero* vor *Miconi* ergänzen dürfen. Beide Namen sind gut griechisch, *Mycon* beruht auch sonst nur auf unsicherer Überlieferung.

GEORG KNAACK.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 7. HEFT

Ausgegeben am 4. August 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK

Druck und Verlag von **B. G. Teubner** in Leipzig, Poststr. 3

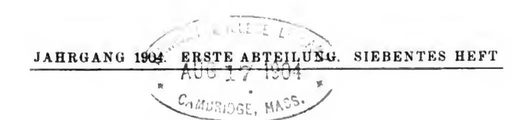
Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg**, Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth**, Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 7. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)



DER GRIECHISCHE ROMAN

Gegenwärtiger Stand unserer Kenntnis über seinen Begriff und Ursprung[1])

Von Wilhelm Schmid

Bei den neueren Arbeiten über die Literaturgattung, die wir seit E. Rohdes berühmtem Buch als den antiken Roman zu bezeichnen gewohnt sind, stehen drei literarhistorische Hauptfragen im Vordergrund:

1. In welcher Zeit sind die einzelnen uns erhaltenen Romane verfaßt worden?

2. Hat es auch lateinische Romane ohne griechische Vorlagen im Altertum gegeben?

3. Hat schon vor dem Einsetzen der neusophistischen Bewegung um das Jahr 100 n. Chr. ein griechischer Roman als festumgrenzte Literaturgattung existiert?

Unter diesen Fragen möchte ich die dritte nach dem Ursprung des griechischen Romans in den Mittelpunkt meiner Erörterung stellen, weil sie zur Beantwortung gegenwärtig annähernd reif ist.

Während nämlich Forschungen über Anfangsstadien von Gattungen älterer griechischer Literatur, wie des Epos, des Dramas, der Geschichtschreibung, es über mehr oder weniger wahrscheinliche Annahmen schwerlich hinausbringen können, weil das Material zur endgültigen Lösung der Probleme schon der antiken Wissenschaft nicht ausreichte und heute noch weniger ausreicht, und weil ein genügender Ersatz für das Verlorene gar nicht zu erwarten ist, so ist dagegen die Hoffnung, über die Ursprünge des verhältnismäßig jungen griechischen Romans ins klare zu kommen in unseren Tagen neu belebt worden. Hat man doch im Laufe der letzten elf Jahre nicht weniger als vier neue griechische Romane, freilich in fragmentarischem Zustand, auf Papyrusrollen aus Ägypten gefunden, und diese sind, was besonders wichtig, sämtlich Vertreter des ältesten für uns erreichbaren Romantypus[2]). Weitere derartige Entdeckungen dürfen zuversichtlich erwartet werden.

---

[1]) Vortrag, gehalten auf der XIV. Landesversammlung des Württembergischen Gymnasiallehrervereins in Stuttgart am 7. Mai 1904.

[2]) Auch hierin liegt ein Beweis für die sonst bezeugte langdauernde Unberührtheit Ägyptens von der durch syrische und kleinasiatische Griechen getragenen neusophistischen Bewegung. (Rohde, Gr. Rom.² S. 387, 1; Ref. Über den kulturgeschichtlichen Zusammenhang der griechischen Renaissance S. 40, Anm. 28.) Lucian war in späterem Alter ägypti-

Schon vor der Auffindung der neuen Materialien ist eine Revision von Rohdes Darstellung der Geschichte des griechischen Romans in Angriff genommen worden; seit der Auffindung ist die Revision nicht nur doppelt berechtigt, sondern sie hat auch mehr Aussicht, zu gesicherten neuen Ergebnissen zu führen. Ich brauche kaum zu sagen, daß Rohdes Buch durch einzelne Richtigstellungen und Ergänzungen keineswegs entwertet wird; ein solches Buch kann überhaupt nicht entwertet werden.

Wenn ich nun versuche in Kürze zu zeigen, wie die Revisionsarbeit angefaßt worden ist und zu welchen Resultaten sie geführt hat, so zerlegt sich der Gegenstand von selbst in zwei Teile: zuerst wird zu handeln sein von den Bemühungen, die nach Erscheinen von Rohdes Buch (1876) gemacht worden sind, um dem längst bekannten Literaturmaterial durch neue Interpretation und Kombination neue, von Rohde abweichende Ergebnisse abzugewinnen. Dann wird von den Papyrusfunden der neuesten Zeit und den aus ihnen zu ziehenden Schlüssen zu reden sein.

Vor allem weiteren aber scheint es unerläßlich, auch über den Begriff des griechischen Romans, dessen Berechtigung vor einigen Jahren in Zweifel gezogen wurde, zur Klarheit zu kommen.

Die wichtigste Vorarbeit für Rohde war die im Jahre 1862 zum zweitenmal aufgelegte *Histoire du roman et de ses rapports avec l'histoire dans l'antiquité grecque et latine* von A. Chassang, eine von der Pariser Akademie gekrönte, durch ihren Stoffreichtum und manche feinen und geistreichen Urteile noch immer wertvolle Preisschrift. Die Schwäche dieses Buches liegt in der schwankenden Unsicherheit seiner literaturgeschichtlichen Begriffsbildung. Chassang handelt nicht sowohl von einer bestimmten Literaturgattung des Romans, als von den in griechischer Prosa vorkommenden romanhaften Motiven. Der Begriff 'Roman' konstituiert sich bei ihm materiell durch das Abweichen von der strengen geschichtlichen Wahrheit, formell durch die Darstellung in Prosa. Die Definition ist nach der materiellen Seite viel zu weit, nach der formellen aber zu eng. Mit Aufstellung des formellen Kriteriums hat Chassang Dinge auseinandergerissen, die nach antiker Anschauung innerlich zusammengehören. Wer die romanhaften Motive im Zusammenhang darstellen will, darf sich durch die Unterschiede der poetischen oder prosaischen Fassung nicht beirren lassen. Die prosaische Fassung ist ja in der höheren griechischen Literatur einfach diejenige, die im Laufe der geschichtlichen Entwicklung mit Zunahme des Realismus überall an Stelle der älteren poetischen getreten ist: auf das erzählende Epos folgt die Logographie, auf den Hymnus die epideiktische Rede, auf das philosophische Lehrgedicht der Dialog, auf das poetische Spruchgedicht eines Theognis und Phokylides die ethische Aphoristik des Heraklit und Demokrit, die Paränese des Pseudo-Isokrates. Daß in diesen Dingen die Unter-

scher Beamter, Älius Aristides hat Ägypten bereist und ist von den unterägyptischen Griechen hoch geehrt worden, die gazäischen Sophisten haben nahe Beziehungen zu Ägypten gehabt, und doch ist noch keine Zeile von einem Literaturwerk der Neusophistik auf einem ägyptischen Papyrus gefunden worden.

schiede der äußeren Form die Sache nicht treffen, ist ja bereits in der Aristotelischen Poetik deutlich ausgesprochen. Chassang durfte also für seine Zwecke vor der erzählenden Poesie nicht Halt machen. Derselbe Vorwurf trifft übrigens die bereits 1814 erschienene *History of Fiction* des Schotten Dunlop. — Noch weniger scharf ist das materielle Merkmal Chassangs, die Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit. Die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit sind in aller griechischen Geschichtsdarstellung fließend gewesen. Um von der altionischen Logographie und von Herodot zu schweigen — selbst diejenigen griechischen Geschichtschreiber, die den Begriff einer wissenschaftlichen Erforschung des Geschehenen am klarsten gefaßt haben, Thukydides und Polybios, behalten in den eingelegten Reden der handelnden Personen ein Element freier Erfindung bei. Vollends die aus Isokrates' Rednerschule hervorgewachsene Historiographie läßt sich in ihrem Bestreben, den Geschichtsstoff nach ästhetischen und ethischen Gesichtspunkten auszuwählen, zu gruppieren, zu arrangieren, durch Rücksichtnahme auf die geschichtliche Wahrheit wenig beirren; noch weniger tut dies die durch Isokrates' Euagoras in die Literatur eingeführte rhetorische Biographie, die doch auch noch Geschichte sein, Urteile über geschichtliche Persönlichkeiten feststellen und verbreiten will. Man sieht also, daß das Maß geschichtlicher Treue in der erzählenden griechischen Prosa nie in der Art, wie Chassang es ansieht, gattungbildendes Prinzip gewesen ist, und daß er mit seiner Definition tatsächlich eine klare Abgrenzung zwischen Roman und Geschichtschreibung nicht durchführen kann, weil eine solche nach dieser Richtung hin in den Literaturverhältnissen selbst keinen Rückhalt hat.

Wir haben hier von erzählenden Darstellungen gesprochen, die einen wirklich geschichtlichen Kern durch sagenhafte Zutaten oder freie Erfindungen des Schriftstellers mehr oder weniger verhüllen, von denaturierter Geschichte, wenn ich so sagen darf, die aber nach antiker Auffassung immer eine Art von Geschichte ist und keineswegs eine eigene Literaturgattung bildet. Neben sie stellt nun Chassang ohne weiteres als romanhaft die ganz anders gearteten philosophischen Darstellungen, die sich einer geschichtlichen oder quasigeschichtlichen Einkleidung nur wie einer rednerischen Figur bedienen, um dem Gedankeninhalt mehr Sinnlichkeit, Anschaulichkeit, packende Kraft zu geben. Wie weit hier der Schriftsteller bei der geschichtlichen Wahrheit bleibt, ist ganz Nebensache — er wird es im allgemeinen so weit tun, als ihm die wirklichen geschichtlichen Vorgänge zur Illustration seiner Ideen unmittelbar dienlich zu sein scheinen. Solch ein Produkt ist die Cyropädie des Xenophon, die weder ihr Verfasser noch sonst jemand im Altertum für ein Geschichtswerk ausgeben wollte. Will man für diese und ähnliche Erzeugnisse einen antiken Gattungsnamen, so müßte er *λόγοι φιλόσοφοι, ἠθικοί, παιδευτικοί, φυσικοί* u. ä. lauten. Die Besonderheit der Einkleidung erschien dem Altertum hier als viel zu unwesentlich, um eine eigene Literaturgattung zu statuieren: dies alles gehört eben zur philosophischen Prosa.

Durch die bezeichneten und ähnliche Willkürlichkeiten und Unklarheiten

ist Chassangs Buch, so vieles Nützliche es auch im einzelnen enthält, doch als Ganzes zu einem wirren Potpourri aus sehr verschiedenartigen Ingredienzien geworden. Dem gegenüber hat nun Rohde vor allem das Verdienst, den Begriff Roman für die griechische Literatur wieder fest abgegrenzt zu haben. Er ist hier durchaus nicht konstruierend[1]), sondern ganz — ich möchte sogar sagen allzusehr — im Geleise der ihm vorliegenden Tatsachen vorgegangen. Er stellte sich die Aufgabe, eine Gruppe von Prosaerzählungen literaturgeschichtlich zu erklären, die alle das Gemeinsame haben, in freier Erfindung die abenteuerlichen Geschicke eines durch widrige Umstände auseinandergerissenen liebenden Paares und dessen schließliche Vereinigung vorzuführen; sie sind teils in ursprünglicher Vollständigkeit, teils in Auszügen erhalten, die sich der Patriarch Photios gemacht hat. Schon Photios betrachtet sie als Vertreter einer einheitlichen Gattung, für die er und andere Alte den Namen *δρᾶμα* oder *δραματικόν* gebrauchen.[2]) Rohde nannte sie Romane, wiewohl ihr Stoffkreis enger beschränkt und ihr struktives Schema einförmiger ist, als das in modernen Romanen der Fall zu sein pflegt. Aber auch der moderne Roman zeigt ja neben dem uneingeschränkten Recht der freien Erfindung fast immer starkes Vorwiegen erotischer Elemente; somit sind wenigstens zwei wichtige Gemeinsamkeiten zwischen jenen griechischen Prosadichtungen und dem modernen Roman vorhanden und ist die Übertragung des modernen Namens auf die genannten antiken Erzeugnisse gerechtfertigt. Dazu kommt, daß die von uns so genannten griechischen Romane tatsächlich auf die Entwicklung des modernen Romans bedeutsam eingewirkt haben. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Tatsache hatte schon 200 Jahre vor Rohde der früheste Theoretiker des Romans, der Bischof Huet in seinem 1670 erschienenen Buch *L'origine des Romans* von griechischen Romanen gesprochen[3]); er verstand darunter jene Werke, die gerade in seiner Zeit durch Fräulein von Scudéry und ihren deutschen Übersetzer Philipp v. Zesen wieder aufgefrischt worden sind und in den modernen europäischen Literaturen den Übergang der Romandichtung von der wilden Phantastik der Amadisbücher zu gesünderen und festeren Gestaltungen veranlaßt haben[4]), vor allem Heliodors *Αἰθιοπικά*. In den antiken wie in den modernen Erzählungen dieser Art fand er freie Erfindung des Gegenstandes, Erotik und Abenteuerfahrt als die drei konstituierenden Elemente, die er dann in seine Definition des Romans überhaupt aufnahm: er bezeichnet die Romane als *fictions d'aventures amoreuses, écrites en prose pour le plaisir et l'instruction des lecteurs.*

Der Frage, ob die Erotik für den Begriff des antiken Romans unbedingt wesentlich sei, ist weder Huet noch Rohde nachgegangen, und sie brauchten es nicht, da ja in allen erhaltenen griechischen Romanen dieses Motiv tatsächlich

[1]) Ich bemerke dies wegen der Äußerungen von K. Bürger, Studien zur Geschichte des griechischen Romans II (Progr. Blankenburg 1903) S. 5.

[2]) Rohde, Gr. Roman[2] S. 376 ff. 479, 2.

[3]) F. Bobertag, Geschichte des Romans I 4 ff.

[4]) L. Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des XVII. Jahrh. S. 6.

den Mittelpunkt bildet. An sich sind freilich auch Romane ohne Liebesgeschichte möglich, und den Weg zu der Annahme, daß es solche auch im Altertum gegeben habe, zeigt Rohde selbst, wenn er bemerkt, daß in dem Roman des Antonius Diogenes, den er für den ältesten griechischen hält, die Erotik noch stark zurücktrete — es möchten also, wenn man diesen Gedankengang Rohdes zu Ende verfolgt, in der Zeit vor Antonius auch wohl griechische Romane ohne Liebesgeschichte angenommen werden. Aber wir wissen von solchen nichts Positives. Die Entwicklung, durch die es kam, daß in der griechischen Poesie seit dem V. Jahrh. v. Chr. die Erotik mehr und mehr das dominierende Motiv wurde, hat Rohde abschließend dargestellt, und es stand für ihn fest, daß es griechische Romane ohne Erotik nicht gebe. Über diese Erkenntnis sind auch wir durch unser Material noch nicht hinausgeführt worden. Es muß freilich die Möglichkeit offen gehalten werden, daß uns neue Funde in diesem Stück eines besseren belehren. — Was das andere Hauptmotiv der griechischen Romane, die Abenteuerfahrt betrifft, das Rohde ebenfalls auf seinem Weg durch die ganze griechische Literatur von der Odyssee an verfolgt hat, so kommt diesem nicht nur in den zufällig erhaltenen griechischen Romanen, sondern in der Technik des Romans überhaupt eine wesentliche Bedeutung zu: Ortsveränderungen und an sie angeknüpfte wechselnde Erlebnisse sind ja doch das nächstliegende und bequemste Mittel, um in einer an Einheit der Personen gebundenen Erzählung Abwechslung und Spannung zu erreichen. Hier kann aber einem neuerdings[1]) erhobenen Einwand gegen Rohdes Darstellung die Berechtigung nicht abgesprochen werden. So bedeutend nämlich an sich Rohdes Kapitel über die ethnographischen Utopien ist, so muß man doch zugeben, daß die von ihm als Vorläufer des Romans behandelten Utopien mit denjenigen Reiseabenteuern, die in den meisten der erhaltenen griechischen Romane vorkommen, nichts gemein haben. Die Utopien sind aus einem wenn auch noch so phantastischen freiwirkenden Interesse geographisch-naturwissenschaftlicher Art entstanden, sie malen fernabgelegene wunderreiche Länder und Völker um ihrer selbst willen. Die Helden unserer meisten griechischen Romane werden dagegen in bekannte Gegenden des östlichen Mittelmeerbeckens verschlagen, und was sie da erleiden, erscheint in keiner Weise durch die Eigenart von Land und Leuten in jenen Gegenden bedingt. Das Interesse des Schriftstellers ist nur, die Paare auseinanderzureißen und sie nun in der Trennung voneinander allerlei Prüfungen — gleichviel in welchen Ländern — bestehen zu lassen. Nur einer der im Auszug erhaltenen Romane, der des Antonius Diogenes über die Wunder jenseits Thule, macht eine Ausnahme, insofern als hier die Schilderung merkwürdiger Länder, Völker und Sitten wirklich großenteils Selbstzweck ist, und durch ihn allein erscheint Rohdes Kapitel über die Utopien sachlich gerechtfertigt, um so mehr, als Rohde, wie gesagt, Grund zu haben glaubte, gerade in diesem Roman den ältesten und ursprünglichsten Vertreter der Gattung zu sehen und ihn in das erste nachchristliche Jahrhundert zu

[1]) R. Heinze, Herm. XXXIV 509 ff.

setzen. Aber abgesehen davon, daß diese Datierung doch wohl etwas zu früh ist, fragt es sich, ob der Roman des Antonius von Rohde an den richtigen Punkt in dem Entwicklungszusammenhang gesetzt ist, ob sich also die Formel: je ärmer an Erotik, je reicher an Reiseabenteuern, desto älter ist ein griechischer Roman, wirklich halten läßt. Daß Rohde in Anbetracht des Materials, das ihm vorlag, den nach seiner Ansicht zeitlich ersten Roman auch in genetischer Beziehung an den Anfang der Entwicklung gesetzt hat, ist begreiflich; aber es ist, wie wir heute zuversichtlich sagen können, ein Irrtum. Das Werk des Antonius bezeichnet nicht eine Station an der Hauptstraße, sondern einen abzweigenden Nebenweg, an dem die Hauptlinie vorbeigeht.

Fassen wir zusammen, so verstehen wir seit Rohde unter Roman für die griechische Literatur eine fiktive Prosaerzählung von einem ganz bestimmten Schema: ein liebendes Paar, erst verbunden, dann durch widrige Umstände getrennt und durch allerlei Gefahren und Versuchungen über Länder und Meere gejagt, schließlich nach wohlbestandenen Prüfungen verdientermaßen wieder verbunden. Also nicht etwa bloß Motive freier Erfindung, die sich in verschiedenen Literaturgattungen umtreiben können, sondern eine ganz bestimmte Literaturgattung, die mit Epos und Geschichtschreibung das gemein hat, daß die Erzählung von Schicksalen und Erlebnissen bestimmter Personen nicht etwa nur Einkleidung eines tieferen Gedankeninhalts, sondern Selbstzweck ist. Die Grenze dem Epos gegenüber wird, abgesehen von der prosaischen Form, dadurch gebildet, daß im Roman die Handelnden nicht vorzeitliche Übermenschen, Heroen sind, sondern gewöhnliche, in der Regel weder in der Sage noch in der Geschichte bekannte Menschen *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν*. Von der Geschichte unterscheidet sich der Roman dadurch, daß die vorgeführten Erlebnisse in der Regel fingierte Personen betreffen, rein privater Natur sind, selbst wenn sie auf geschichtliche Personen sich beziehen sollten, und daß sie nicht einem bestimmten Verlauf tatsächlich vorgefallener Ereignisse oder der Tradition über einen solchen mehr oder weniger genau nacherzählt werden, sondern nur ideale Wirklichkeit haben, wobei aber immer die Grenzen des nach dem regelmäßigen Lauf der Natur Möglichen eingehalten werden, *ficta res quae tamen fieri potuit.* Ob der Schriftsteller es nötig findet, durch fiktive Wendungen über Quellen oder Gewährsmänner seiner Erzählung den äußeren Schein geschichtlicher Beglaubigung zu geben oder nicht, ist dabei natürlich vollkommen gleichgültig. Bei dieser bestimmten durch die antike Theorie selbst vorgezeichneten und in den gegebenen Verhältnissen wohlbegründeten Einschränkung des Begriffs Roman bleiben für Rohde außer Betracht folgende Gattungen: fürs erste der sogenannte historische Roman, d. h. jene Erzeugnisse der antiken Historiographie, die mit der geschichtlichen oder sagengeschichtlichen Tradition, an die sie anknüpfen, besonders frei schalten; ferner sogenannte philosophische Romane, die das Geschichtliche nur als Einkleidungsform benützen; weiter die Novellen, d. h. kurze Erzählungen fingierter oder wahrer Erlebnisse, die in irgend einem Sinn typische Bedeutung haben; endlich die komischen Sittenromane, über deren Nichtbeachtung man allerdings mit Rohde rechten könnte, wenn nicht auch die antike Theorie sie

ignoriert hätte[1]), für uns vertreten durch das Satyricon des Petronius und die Bearbeitungen eines Teiles der Metamorphosen des Lucius von Paträ durch Apuleius und Lucian. In Petrons Werk sah Rohde einen Zweig einer ganz anderen Gattung, nämlich der menippischen Satire. Die Geschichte des in einen Esel Verwandelten von Lucius aber schien ihm ein im Altertum nicht weiter verfolgter Anlauf zur Bildung eines psychologischen Romans im modernen Sinn zu sein.[2]) Zwischen diesen Werken und dem ernsthaften griechischen Liebesroman nahm er keinerlei Zusammenhang an.

Ich wende mich nun zu den Versuchen, die, zunächst ohne neues Material, gemacht worden sind, über die Anfänge des griechischen Romans zu einer von Rohde abweichenden Anschauung zu gelangen. Sie beginnen mit dem Jahr 1890.

Schon Rohde selbst hatte die Möglichkeit ausdrücklich zugegeben, daß 'der trübe Nebel, der unseren Augen die Geschichte der griechischen Literatur im letzten Jahrhundert v. Chr. zum größten Teil verhüllt, auch die erste Entwicklung dieser neuen Gattung der prosaischen Dichtung (des Romans) verdeckt'.[3]) Diese Möglichkeit suchten durch neue Interpretation des bekannten Literaturmaterials oder Beiziehung unbeachteter Stellen aus demselben einige Gelehrte zur Gewißheit zu erheben.

Zuerst hat G. Thiele[4]) auf einige Stellen rhetorischer Techniker hingewiesen, die ohne Zweifel für die Geschichte des Romans von Bedeutung sind, wenn auch in anderem Sinn, als Thiele meinte. Die antike Rhetorik befaßt sich, wie bekannt, fast ausschließlich mit den praktischen Gattungen der Rede, der Volks- und besonders der Gerichtsrede. Die Gattungen der sogenannten schönen Literatur werden in den gewöhnlichen Handbüchern kaum beiläufig erwähnt. Nun kommt aber die Kunst der Erzählung auch für den praktischen Gerichtsredner in Betracht, insofern er im zweiten Teil der Gerichtsrede eine erzählende Darstellung der zum Prozeß gehörigen Umstände, Ereignisse und Handlungen geben muß. Um für diesen Zweck vorzubereiten, fanden es die Redelehrer nützlich, schon in dem Vorkurs der sogenannten *προγυμνάσματα* verschiedene Übungen im Erzählen und Schildern nicht bloß krimineller, sondern auch anderer Gegenstände, eine Art von erzählenden Aufsätzen ihre Schüler ausarbeiten zu lassen. Alle Verfasser von Progymnasmen, die wir haben, gedenken verschiedener Arten von Erzählungen, die bei dieser Gelegenheit in Anwendung

[1]) Die *βιωτικὴ διήγησις* beim Anonym. Seguerian. in Spengels Rhet. Gr. I 435, 13 ff. (= Cornutus, Ars rh. § 54 Graeven) scheint nur den Gegensatz zur *περιπετική* bilden und dieselbe Zerlegung des *δραματικὸν διήγημα* in *κωμικόν* und *τραγικόν* ausdrücken zu sollen, die auch bei Hermog. Prog. S. 4, 30 Sp. durchscheint und bei Nicol. Prog. S. 455, 24 Sp. und Priscian III 431, 6 deutlich gegeben ist, wenn die *historia fictilis* zerlegt wird in *ad tragoedias sive ad comoedias ficta* (Priscian hat im übrigen dieselbe Einteilung wie Nicol. Prog. S. 455, 29 f.). Daß ein antiker Rhetor an vulgärsprachliche Erzählungen, wie sie die picarischen Romane sind, denken könnte, halte ich für ausgeschlossen. Auct. ad Herenn. I 8, 13 hat die Gesichtspunkte verschoben, indem er die 'tragischen Erzählungen' mit den *fabulae* identifiziert; vgl. a. Xenoph. Ephes. III 1, 4 *διηγήματα πολλὴν ἔχοντα τραγῳδίαν*.

[2]) Gr. Rom.[2] S. 267 ff. [3]) Gr. Rom.[2] S. 263. [4]) Aus der Anomia S. 124 ff.

kamen. Sie unterscheiden zunächst zwei Hauptklassen, die Erzählung in der Gerichtsrede und die Erzählung außerhalb der Gerichtsrede. Die zweite Klasse zerlegen die griechischen Techniker wieder, je nach dem Verhältnis des Erzählten zur Wirklichkeit, in drei Unterabteilungen: Erzählung von überlieferten Sagen (*μυθικὸν διήγημα*), von wahren Geschichten (*ἱστορικὸν δ.*), von frei erfundenen Geschichten (*πλασματικὸν* oder *δραματικὸν δ.*). Für die letztgenannten Erzählungen muß wieder eine in unserer Überlieferung freilich halbverwischte Klassifikation in komische und tragische vorhanden gewesen sein. Der Name *δραματικὸν διήγημα* ist daraus entstanden, daß diese Erzählungen mit den Mitteln des *δρᾶμα*, insbesondere den nach Aristoteles wirksamsten, der *περιπέτεια* und dem *ἀναγνωρισμός* arbeiten. Das *δρᾶμα*, aus dem sie, im hellenistischen Zeitalter, schöpfen, ist natürlich die damals beliebte Zwittergattung der bürgerlichen Heroentragödie und die aus ihr entwickelte neuattische Komödie.

Die Stellen der griechischen Techniker und Quintilians über diese Dinge waren schon von Rohde beachtet worden,[1]) und es war ihm nicht entgangen, daß ein gewisser, freilich nicht näher zu präzisierender, Zusammenhang zwischen diesen dramatischen Erzählungen der rhetorischen Progymnasmen und den ebenfalls als *δραματικά* bezeichneten Liebesromanen vorhanden sein könnte. Da aber sämtliche von Rohde benützte Stellen in eine Zeit gehören, in der der sophistische Liebesroman bereits literarisch ausgebildet vorlag, so schien die Erwähnung des *δραματικόν* bei den Technikern des II. und III. Jahrh. n. Chr. nicht weiter verwunderlich; man mochte ja annehmen, daß im Anschluß an die damals lebende Literaturgattung der dramatischen Erzählungen die Rhetoren solche Übungen in ihren Schulen machen ließen. An die Möglichkeit, daß der Roman aus den dramatischen Erzählungen der Rednerschule erwachsen sei, dachte man nicht und brauchte man nicht zu denken.

Ein neues Problem war erst gestellt, als Thiele zwei fast gleichlautende Stellen über die fiktive Erzählung aus den beiden ältesten lateinischen Lehrbüchern der Rhetorik, aus dem sogenannten Auctor ad Herennium und aus Ciceros Jugendschrift De inventione aushob. Was die Griechen *δραματικόν* oder *πλασματικόν*[2]) nennen, heißt bei diesen Lateinern, die im übrigen ganz dieselbe offenbar in ihren griechischen Quellen schon gegebene Klassifikation der Erzählung haben, *argumentum*, d. h. *ficta res quae tamen fieri potuit*. Wir lernen also, daß die dramatischen Erzählungen bereits in sullanischer Zeit zu den rednerischen Progymnasmen gehört haben, und, was besonders wichtig, wir erhalten bei den Lateinern eine nähere Beschreibung von Art und Inhalt jener Erzählungen. Die außergerichtlichen Erzählungen werden in zwei genera geteilt, *unum quod in negotiis, alterum quod in personis positum est* — ich darf kurz übersetzen: Sacherzählung und Personenerzählung. Unter Sacherzählung ist eine solche verstanden, die den Hauptnachdruck auf die Darstellung von Vorgängen legt, während Charakteristik von Personen hier Nebensache ist,

[1]) Gr. Rom.[2] S. 377 f.

[2]) *δραματικόν* und *πεπλασμένον* oder *μυθῶδες* sind fest verbundene Begriffe auch bei Plut. Romul. 8 p. 43, 2 Sint. u. Artax. 6 p. 110, 21.

also etwa Schilderung von Kriegen, Schlachten, Reisen u. dgl. Die griechischen Techniker kennen diese Klassifikation der außergerichtlichen *διηγήματα* nicht; aber die Sacherzählung meinen sie auch unter dem besonderen Namen *ἔκφρασις πραγμάτων*, und wenn Hermogenes Leute erwähnt (Prog. S. 17, 1 ff. Sp.), die die *ἔκφρασις* nicht als gesondertes *προγύμνασμα* ansahen, sondern zum *διήγημα* ziehen, so gehörte zu diesen Leuten offenbar der griechische Gewährsmann der beiden alten lateinischen Techniker. Unter Sacherzählung subsumieren nun jene Lateiner die drei Gattungen *fabula*, *historia*, *argumentum*, also was die Griechen *μυθικόν*, *ἱστορικόν*, *δραματικόν* nennen. Der Sacherzählung stellen sie gegenüber die Personenerzählung, unter der offenbar Erzählung mit Einheit und Charakteristik der handelnden oder leidenden Personen verstanden ist. Sie soll folgende Eigenschaften haben[1]): heiteren Ton der Darstellung, Verschiedenartigkeit der Charaktere und Stimmungen, Ernst, Leichtsinn, Furcht, Hoffnung, Argwohn, Sehnsucht, Verstellung, Irrtum, Mitleid, Glückswechsel, unverhofftes Unheil, plötzliche Freude, fröhlichen Ausgang der Geschichte. Es ist offenbar die Rede nicht von Erzählungen, in denen sich eine oder die andere dieser Eigenschaften findet, sondern von solchen, in denen alle oder die meisten von ihnen vorkommen, in denen also der Rhetorenschüler besonders gute Gelegenheit hat, die Kunst des Charakterisierens und Schilderns auf das mannigfaltigste zu üben. Darüber, ob auch für die Personenerzählung die Dreiteilung in *fabula*, *historia*, *argumentum* wie für die Sacherzählung durchgeführt werden soll, sagen die Techniker nichts; der Rhetor mochte ja allenfalls in Mythologie oder Geschichte einen Stoff finden, der einen Teil jener Erfordernisse enthielt, schwerlich einen, der sie alle enthielt. Die Erfindung mußte also in der Personenerzählung, selbst wenn sie sich an Mythisches oder Geschichtliches anlehnte, jedenfalls eine Hauptrolle spielen. Insofern konnte wohl bei der Personenerzählung auf weiterere Disposition verzichtet werden.

Führt man aber die Einteilung durch, so würde ein *argumentum in personis positum* ein Ding sein, das dem Begriff eines Romans so ziemlich gleich käme, nur vielleicht nicht gerade bloß eines Liebesromans, denn die Liebe wird unter den notwendigen Ingredienzien der Personenerzählung nicht besonders deutlich hervorgehoben; immerhin kann unter dem Begriff *desiderium* schwerlich etwas anderes als die Liebe, oder das Verlangen getrennter Liebender

---

[1]) Auct. ad Herenn. I 8, 13: *Illud genus narrationis quod in personis positum est, debet habere sermonis festivitatem animorum dissimilitudinem gravitatem levitatem spem metum suspicionem desiderium dissimulationem misericordiam rerum varietates fortunae commutationem insperatum incommodum subitam laetitiam iucundum exitum rerum. Verum hoc in exercendo transigetur etc.* Interessant ist es, mit dieser Schilderung das Resümé zu vergleichen, das Heliodor (Aeth. X 39 S. 310, 10 ff.) von seinem Roman gibt: ὑφ᾽ ἧς (sc. ὁρμῆς θείας) *καὶ τὰ ἐναντιώτατα πρὸς συμφωνίαν ἡρμόζετο, χαρᾶς καὶ λύπης συμπεπλεγμένων, γέλωτι δακρύων κεραννυμένων, τῶν στυγνοτάτων εἰς ἑορτὴν μεταβαλλομένων, γελώντων ἅμα τῶν κλαιόντων καὶ χαιρόντων τῶν θρηνούντων, εὑρισκόντων οὓς μὴ ἐζήτουν καὶ ἀπολλύντων οὓς εὑρηκέναι ἐδόκουν, καὶ τέλος τῶν προσδοκηθέντων φόνων εἰς εὐαγεῖς θυσίας μεταβαλλομένων*; vgl. auch Phot. Bibl. S. 50a, 9 Bekker.

nach einander verstanden sein. Jedenfalls ist die Tatsache festzustellen, daß in den griechischen Quellen des Auctor ad Herennium und des Cicero De inventione von einem *δραματικὸν διήγημα* mit ganz bestimmten inhaltlichen Kennzeichen, die denen des griechischen Romans größtenteils gleichkommen, die Rede war, und daß dieses *διήγημα* um das Jahr 100 v. Chr., vielleicht schon früher, als Übungsgegenstand für Rhetorenschüler gedient hat. Eigentliche Romane können nun freilich von Schülern nicht wohl verlangt worden sein, sondern nur kürzere Erzählungen mit Romaninhalt, *διηγήματα*, nicht *διηγήσεις*[1]). Sofort, wenn diese Erkenntnis gewonnen ist, werden wir vor die weitere Alternative geführt: Ist das *argumentum in personis positum*, das *δραματικὸν διήγημα*, wie Rohde[2]) andeutet, von Anfang an Erfindung der Rhetorenschule, und ist etwa der Roman nur eine Erweiterung desselben, die nach und nach Eingang in die Unterhaltungsliteratur gefunden hat? Oder hat Thiele recht mit der Ansicht, daß die Rhetoren diese Übung nach dem Vorbild einer schon vorher dagewesenen Literaturgattung in ihren Schulbetrieb aufgenommen hätten? In diesem Falle wären wir genötigt, den Ursprung des griechischen Romans bis in das II. Jahrh. v. Chr. zurückzuschieben. Antwort werden wir auf diese Fragen erst später zu geben versuchen. Vorläufig begnügen wir uns, die Gedanken und Konsequenzen bezeichnet zu haben, die an jene Rhetorenstellen zu knüpfen sind. Thiele behält das Verdienst, auf ihre Bedeutung, die mir auch von Rohde nicht genügend gewürdigt worden zu sein scheint, als erster hingewiesen zu haben. Aber indem Thiele nun die Personenerzählung mit der *βιωτικὴ διήγησις*[3]) verkoppelte und aus dieser völlig verkehrten Identifikation auf die Existenz eines psychologischen Romans in hellenistischer Zeit schloß, hat er lediglich Konfusion gemacht. Rohde schwieg zunächst zu diesen Manipulationen; als aber im Jahre 1892 K. Bürger den von Thiele so übel erschlossenen 'psychologischen Roman' gar in den verlorenen Milesischen Geschichten des Aristides entdeckt haben wollte, d. h. in einem Werk, das man nach allem, was wir darüber wissen, als eine Novellensammlung, einen antiken Decamerone betrachten muß, da verscheuchte Rohde mit einigen scharfen Hieben den Dunst dieser Wahngebilde.[4])

Aber nachdem Bürger einmal das Schlagwort 'Der antike Roman vor Petronius' ausgesprochen hatte, war die Anregung gegeben, weitere Indizien für die Existenz griechischer Romane jenseits der von Rohde angesetzten Grenze aufzuspüren. Den nächsten Versuch, der in dieser Richtung von Rich. Heinze im Jahre 1899 gemacht worden ist, hat Rohde nicht mehr erlebt; hätte er ihn erlebt, so hätte er sich sicherlich nicht bewogen gefühlt, auch nur eine Linie von seiner Position aufzugeben. Heinzes Aufsatz[5]) ist insofern eine seltsame

---

[1]) Hermog. Prog. Sp. 4, 20 S.; Aphthon. Prog. S. 22, 2 Sp. u. a.; Comment. Byz. in Dionys. Thrac. S. 567, 23 Hilgard; Ammon. De diff. S. 43 Valck. Von dem analogen Unterschied zwischen *ποίημα* und *ποίησις* reden schon, nach stoischen Quellen, Lucil. IX Fr. 242 Bährens und Varro grammat. Fr. 70 Wilmanns.

[2]) Kl. Schr. II 36—38 Anm. 2. [3]) S. o. S. 471 Anm. 1. [4]) Kl. Schr. II 25 ff.

[5]) Herm. XXXIV 494 ff.

Erscheinung, als er mit völlig unzulänglichen Mitteln eine These zu beweisen sucht, die durch eine von ihm nicht, oder zu spät[1]) beachtete, aber schon sechs Jahre vor ihm in die Öffentlichkeit getretene neue Tatsache längst über jeden Zweifel erhoben war; sein Beweis ist zwar mißlungen, aber das Wichtigste von dem, was er beweisen will, steht trotz seines Beweises fest. Immerhin verdient seine Arbeit eine kurze Erörterung, weil sie nicht allein die Existenz eines griechischen Romans vor Petronius behauptet, sondern auch eine neue Auffassung von Petrons Roman einleiten will.

Heinze meint nämlich, dieses Werk sei seiner Struktur und seinen Einzelmotiven nach nur verständlich, wenn man es als Parodie auf den ernsthaft gemeinten Liebesroman auffasse. Ein solcher, und zwar mit dem üblichen Schema — ein Liebespaar, auseinandergerissen, in der Trennung Not und Gefahr erleidend — müsse also schon vor Petronius vorhanden gewesen sein. Der Einfall ist ja an sich nicht übel, aber alles kommt hier natürlich auf den Beweis an; eben dieser reicht nun aber keineswegs aus. Schon mit dem Liebespaar will es bei Petron nicht recht stimmen: freilich findet man bei ihm die beiden in einander verliebten Vaganten Encolpius und Giton, nach Heinze ein freches päderastisches Pendant zu den geschlechtsverschiedenen Liebespaaren des Romans; sieht man aber näher zu, so gehört bei Petronius nicht nur ein Liebespaar, sondern eine Trias von Verliebten solidarisch zusammen: Encolpius und Ascyltus in eifersüchtigem Wettstreit um den Besitz des Giton bilden die zentrale Gruppe; die Abweichung von der Hauptgruppe des Liebesromans ist hier doch so stark, daß es schwer wird, in diesem Punkt Beziehungen parodischer Art zu finden, da solche doch immer einen leicht faßbaren Parallelismus der Anlagen zwischen Vorbild und Nachbildung voraussetzen. Auch die Trennung der Verliebten ist bei Petron durchaus nicht wie in den Liebesromanen eine langdauernde und abenteuerreiche, vielmehr werden die sauberen fratres nur auf kurze Zeit auseinandergerissen, und als leidend erscheinen während der Trennung nicht wie im Liebesroman beide Parteien, sondern nur der eine Teil, Encolpius oder Ascyltus. Und wenn Heinze von der ununterbrochenen Kette von Leiden, die die Liebenden erdulden, als einer weiteren Gemeinsamkeit zwischen Petron und dem Liebesroman redet, so vergißt er auch hier die noch viel wichtigere Verschiedenheit, die darin besteht, daß die Liebenden des Romans, nicht aber die bei Petronius, nur in der Trennung voneinander und durch die Trennung leiden. Richtig ist, daß das blind waltende Schicksal bei Petronius wie im Liebesroman eine bedeutende Rolle spielt — aber dasselbe ist ja doch auch in anderen Erzeugnissen der hellenistischen Literatur, z. B. in der neuattischen Komödie, im Epos, in dem Geschichtswerk des Polybios der Fall. Das Motiv vom Zorn des Priapus, das bei Petronius die Handlung in Bewegung setzt, mag ja parodisch gemeint sein — aber es liegt hier doch wahrlich am nächsten, mit Elimar Klebs[2]) an eine Parodie auf den Zorn des Poseidon in der Odyssee zu denken. Auch

[1]) A. a. O. S. *509, 1.* [2]) *Philol.* XLVII 623 ff.

sonst finden sich eine Menge parodischer Züge im einzelnen bei Petronius; aber diese gehören eben zum technischen Apparat der menippischen Satire, jener dehnbarsten Darstellungsform der antiken Dichtung, die durch Varro in die römische Literatur eingeführt worden ist; ebendahin gehören die abenteuerlichen Reisen durch verschiedene Länder und Gesellschaftsschichten, die Gastmähler u. ä., und, was die Form betrifft, die Mischung von Vers und Prosa. Selbst für die Weiterentwicklung der menippischen Satire zum Ich-Roman ist ein Vorbild zur Hand. Varro erzählte in der Satire Sesculixes komisch parodierend sein eigenes Leben. Es fehlt also geradezu alles zu dem Beweis, daß es notwendig sei, eine bestimmte ernsthafte Literaturgattung als parodiertes Vorbild für Petrons Werk anzunehmen. Vielmehr erklären sich sämtliche Eigentümlichkeiten Petrons befriedigend bei der alten Auffassung, daß man hier ein sehr ins Breite ausgewachsenes Exemplar der menippischen Satire vor sich habe. Übrigens ist auch zu bedenken[1]), daß uns nur Stücke aus Buch 15 und 16 des im ganzen 20 Bücher umfassenden Werkes von Petron vorliegen: den Plan des Gesamtwerkes kennen wir nicht; er mag erstaunlich bunt ausgesehen haben, und gewiß watete man nicht immer in dem Sumpf niedrigster Erotik, in den uns die erhaltenen Partien führen.

Es muß also bei Rohdes Urteil sein Bewenden haben: Petronius und der idealistische Liebesroman haben durchaus gar nichts miteinander zu schaffen — es sind zwei in ihren Wurzeln verschiedene Erzeugnisse, die lange Zeit ohne irgendwelche gegenseitige Beeinflussung nebeneinander gewachsen sind. Und als schließlich Einflüsse einer Gattung auf die andere sich doch geltend machen, da werden sie, wie im Apolloniusroman, bei Chariton und Achilleus Tatios zu sehen, vom menippischen Sittenroman auf den sophistischen Liebesroman ausgeübt, nicht umgekehrt.

Wir können hier die Betrachtungen über die Frage, was seit Rohdes Buch bis auf den heutigen Tag dem alten Material durch Kombination und Deutung über die Geschichte des griechischen Romans abgewonnen worden sei, schließen mit der Antwort: nichts, aber auch gar nichts, was sich über Mißverständnisse und haltlose Vermutungen erhebt. Auch die zweifellos sehr wichtigen Rhetorenstellen geben über die Frühgeschichte des Romans zunächst keinen unzweideutigen Aufschluß.

Ich gehe über zu den neugefundenen Materialien. Die Epoche der Entdeckungen auf unserem Gebiet beginnt 1893 mit dem wichtigsten Fund, dem von Wilcken aus einem Berliner Papyrus der Sammlung Brugsch herausgegebenen[2]) Ninosroman. Ich kann mich auf eine Besprechung dieses einen Stückes beschränken; denn was seither weiter aufgetaucht ist[3]) aus Romanen von der Prinzessin Chione, von Metiochos und Parthenope und einem dritten nicht benennbaren Exemplar ist zu sehr zerstückelt, um bedeutendere Ergebnisse zu liefern. Interessant und wichtig ist aber schon die Tatsache, daß

[1]) Was Heinze a. a. O. S. 495 Anm. vergeblich abzuschwächen sucht.
[2]) Herm. XXVIII 161 ff. [3]) Archiv f. Papyrusforschung I 255 ff.

keine dieser Papyrusrollen jünger als das II. Jahrh. n. Chr. ist, und daß auch Reste von Charitons Roman auf einem Papyrus aus derselben Zeit entdeckt worden sind.[1]) Leider hat Rohde, offenbar durch seine religionsgeschichtlichen Forschungen ganz in Anspruch genommen, sich über den Ninosroman nicht mehr geäußert.[2])

Was wir von dem Ninosroman noch besitzen, besteht aus zwei zusammengehörigen, aber durch eine Lücke des Textes getrennten Bruchstücken; Anfang und Schluß fehlen. Der Text des Romans steht auf der Rectoseite des Papyrus, die bekanntlich immer vor der Versoseite mit Schrift bedeckt worden ist, in acht kalligraphisch geschriebenen Kolumnen. Die ganze Rolle ist für buchhändlerischen Vertrieb ausgestattet. In dem Zustand, in dem wir sie haben, ist sie aber schon Makulatur geworden. Denn sie ist auf der Versoseite mit Verrechnungsnotizen beschrieben, die das Jahr vom 26. Mai 100 bis 26. Mai 101 n. Chr. betreffen. Der Text des Romans ist also jedenfalls geraume Zeit vor diesem Jahr geschrieben und noch längere Zeit vorher, vielleicht schon im I. Jahrh. v. Chr., verfaßt worden. In der Benennung A und B für die beiden auseinandergerissenen Fragmente hat der Herausgeber Wilcken seine ohne Zweifel richtige Meinung über die Reihenfolge der Stücke ausgedrückt.

Die ersten im Zusammenhang verständlichen Worte von Fragment A besagen, daß die zwei Liebenden, nämlich Ninos, der Sohn der Thambe, und das nicht benannte 'Mädchen' (*κόρη*), die Tochter von Thambes Schwester Derkeia, sich nicht getrauen, jedes mit seiner Mutter, über ihre Liebesschmerzen zu verhandeln, daß sie sich aber jedes seiner Tante anvertrauen wollen. Ninos und das Mädchen sind also Vetter und Base; ihre Verlobung ist bereits vollzogen; es handelt sich nun darum, die Verheiratung ins Werk zu setzen. Zuerst wird Ninos im Gespräch mit Tante Derkeia vorgeführt; er nimmt die Sache überaus gründlich und redet in sehr wohlgesetzten Worten, ganz nach der Vorschrift der Rhetorenschule, bei jedem Gegenstand jedes nur denkbare Für und Wider aufzuspüren und zu erörtern: er habe sich trotz aller bei seiner Stellung naheliegenden Versuchungen bis jetzt, bis in sein 17. Jahr unverdorben erhalten, während die meisten jungen Leute schon mit fünfzehn Jahren ihre Unschuld verloren hätten; nun aber sei er im Alter zu heiraten. Daran hindere ihn indessen der törichte Landesbrauch, die Mädchen vor erreichtem fünfzehnten Jahr nicht heiraten zu lassen. Dies sei aber wider die Natur; seien doch mit vierzehn Jahren schon die Mädchen zur Empfängnis, ja sogar zur Geburt befähigt. Den möglichen Vorschlag, noch zwei Jahre zu warten, weist er ab — was für Schicksalswendungen können zwei Jahre sterblichen Menschen bringen, besonders einem, der, wie er, Seefahrten und Kriege vor sich habe und nicht gewohnt sei, sich zu schonen. Also periculum in mora. Heirate er seine Cousine, so sei doch, falls ein Schicksalsschlag sie treffe, Aussicht vorhanden, daß sie, die einzigen Sprossen ihrer Familien, den Ihrigen ein

[1]) Grenfell-Hunt, Fayûm Towns and their Papyri (1900) S. 75 f.

[2]) Gr. Rom.[2] S. XIV.

Pfand hinterlassen. Vielleicht finde man seine Ausführungen schamlos, aber mit Unrecht: schamlos wäre im Gegenteil, wenn er heimlich, durch Beeinflussung der Dienerschaft, dem Mädchen beizukommen suchte; nun aber fordere er in allen Ehren sein Recht die Verlobte heimzuführen, und wolle verhindern, daß die Erfüllung der von seiner Familie und seinem Volk gehegten Wünsche ins Unbestimmte verschoben werde. Derkeia, im Herzen der Sache des Ninos geneigt, nimmt seinen höchst vernünftigen Sermon nach einigem Sprödetun günstig auf und verspricht für ihn zu wirken. Weniger gut glückt es dem Mädchen, ihre Empfindungen gegenüber Ninos Mutter Thambe in geordneter Weise auszudrücken. 'Denn', sagt der Schriftsteller, 'die Jungfrau, im Weibergemach lebend, wußte ihre Worte nicht zierlich zu setzen'. Sie erbittet sich Zeit, aber als sie sprechen soll, bringt sie nichts heraus und wechselt nur zwischen Tränen und vergeblichen Redeversuchen, Erröten und Erbleichen. Da ergreift die Tante selbst das Wort, lobt und empfiehlt ihren Sohn, der, wiewohl ein sieggekrönter Held und Feldherr, sich doch nichts Ungebührliches gegen das Mädchen erlaubt habe, und mit einigen Liebkosungen ist die Jungfrau für den Heiratsplan gewonnen. Ganz regelrecht geht es nun weiter zu einer Zusammenkunft der beiden Tanten, die den Fall secundum ordinem besprechen: zuerst ergreift Derkeia, vermutlich die Ältere, das Wort. Feierlich wie in einer attischen Staatsrede ist ihre Einleitung: 'Über ernste Dinge (haben wir zu sprechen). . . .' Hier bricht das Fragment A ab.

Hätten wir auch nur dieses Bruchstück, so wären wir sicher, daß wir es mit einem Erzeugnis der Rednerschule zu tun haben. Ihr Geist durchdringt hier jedes Wort. Man beachte nur das Vorwiegen der Reden[1]), die peinliche Symmetrie des ganzen Aufbaues, den Chiasmus der Personen in den beiden Gesprächsszenen, das Durchschlagen der Gemeinplätze z. B. in der Antithese zwischen Natur und Landessitte, das Fehlen des individuell Charakteristischen bei aller Bemühung die Gegensätze zwischen weiblicher und männlicher Art herauszuarbeiten, die Demonstration von Ninos' Beredsamkeit und die Hervorhebung der Redeunfähigkeit des Mädchens. Das Ganze ist ein Schulstück nüchternster Art, aber man muß gestehen, daß der Schüler oder Schullehrer, der es als argumentum eloquentiae verfaßte, seine Sache, bis in die Vermeidung des Hiatus hinein, für seinen Zweck gut gemacht hat.

Wenngleich nicht so aufdringlich wie in Fragment A, so spricht sich doch deutlich genug auch in Fragment B der rhetorische Charakter aus. Das Erhaltene setzt ein mit einer sehr verstümmelten erregten Szene, bei der Ninos und eine Mutter, wahrscheinlich Derkeia, anwesend sind und Ninos spricht. Es scheint dann der Liebesverkehr mit dem Bäschen, dem sich der Held hingibt, soweit es seine militärischen Obliegenheiten zulassen, geschildert gewesen zu sein. Was die Zeitverhältnisse betrifft, so hat man sich vorzustellen, daß Fragment A in den Schluß des Feldzugssemesters, d. h. des Sommers fällt; der

---

[1]) Dasselbe beobachtet auch an dem Chioneroman U. Wilcken, Archiv f. Papyrusforsch. I 263.

als Sieger heimgekehrte Ninos muß sogleich seine Werbung angebracht haben. Es folgt dann der Winter, ausgefüllt durch den Verkehr zwischen den Liebenden, und die Vorbereitungen zu dem großen Krieg gegen die Armenier, dessen Beginn im Frühjahr und weiterer Verlauf in Fragment B geschildert wird: nach dem Wunsch seines Vaters durch griechische und karische Söldner verstärkt, bricht Ninos mit 70000 Mann zu Fuß, 30000 Reitern und 150 Elefanten in die armenischen Berge auf; ein vorzeitiger Tauwind schmelzt Schnee und Eis, erschwert aber die Flußübergänge. Die glücklich überstandenen Terrainschwierigkeiten erhöhen den Mut des Heeres; man macht Beute und lagert sich in einer Flußebene, wo sich besonders die Elefanten von den Strapazen des Marsches erholen sollen. Es folgt die Schilderung der Vorbereitungen zu einer Schlacht: die Aufstellung des assyrischen Heeres wird beschrieben, in der Mitte die Hoplitenphalanx, auf den Flanken die Reiterei, an den äußersten Spitzen die Leichtbewaffneten; vor der Linie die Elefanten turmartig gerüstet, jeder vor einem freigelassenen Zwischenraum der Phalanx, um beim etwaigen Wildwerden der Tiere eine Verwirrung der Schlachtordnung zu verhüten. Endlich haben wir noch den Anfang einer Ansprache des Ninos an sein Heer in dem üblichen Stil der rhetorisierenden Geschichtschreibung.

Dies der Inhalt des neuen Romanstückes. Wie wenig es mit den bei Diodor vorliegenden historischen oder quasihistorischen Traditionen über den Gründer des assyrischen Reiches und seine aus askalonitischem Göttergeschlecht stammende Gattin Semiramis übereinstimmt, ist von Wilcken bereits nachgewiesen. Nach geschichtlichen Quellen für die Darstellung des Romanschreibers zu fragen, wäre verlorene Mühe. Er hat nur das Allgemeinste und Allbekannte, und nicht einmal das immer genau aus der Überlieferung entnommen: den Namen des Königs Ninos und dessen Erobertätigkeit, vermöge der er Armenien und das übrige Asien, dann auch Ägypten unterwirft, und seine Liebe zu Semiramis — denn diese muß das 'Mädchen' sein, da der Name ihrer Mutter Derkeia doch mit dem Namen von Semiramis' Mutter in der Tradition, Derketo, gar zu große Ähnlichkeit hat, als daß man etwas anderes annehmen könnte. Von einer Verwandtschaft zwischen Ninos und Semiramis, von Ninos' Mutter Thambe weiß übrigens die Geschichtschreibung so wenig etwas wie von den groben Anachronismen, die der Romanschreiber begeht, wenn er von Kriegselefanten, schachförmiger Aufstellung, karischen und hellenischen Söldnern redet.

Sieht man sich aber an, was Diodor nach älteren Quellen, besonders nach Ktesias, über die Ninossage berichtet, so kann man sich über die Dürftigkeit des Ninosromans nicht genug wundern. Diodor erzählt, wie Ninos lange vergeblich belagernd vor der steilen Feste Baktra liegt. Die Hofleute des Ninos, des Wartens müde, lassen ihre Frauen ins Lager kommen: so auch Onnes, der Satrap von Syrien, seine Frau Semiramis, die ihm damals schon zwei Kinder geboren hatte. Der Schlauheit der Semiramis gelingt es, einen Zugang zu Baktra zu finden; dadurch wird Ninos auf sie aufmerksam; er faßt Liebe zu ihr, heiratet sie, Onnes erhängt sich aus Verzweiflung. Welche Fülle packender

und spannender Momente für einen Romanschreiber liegt in diesen Andeutungen keimhaft geborgen! Alle hat sich der Verfasser des Ninosromans entgehen lassen und gibt dafür sein steifes, armseliges Machwerk nach der rhetorischen Schablone. In den Grundzügen der Struktur, wie in zahlreichen Einzelheiten der Phraseologie stimmt der Ninosroman mit den späteren Romanen der Sophistenzeit überein. Eigenartig ist, daß die Liebenden verwandt sind, wodurch die nicht gerade poetischen Tanten in die Handlung gezogen werden; ferner, daß sie so abnorm jung sind — vermutlich wollte dadurch der Schriftsteller den Konflikt mit der Landessitte und damit ein spannendes Motiv hereinbringen; daß die Trennung der Liebenden durch Krieg, nicht wie sonst durch Entführung oder Flucht erfolgt, war bei der Stellung des Ninos als König und Feldherr nahegelegt; endlich ist noch zu beachten, daß in den übrigen Romanen die beiden Liebenden in die Ferne geführt werden, während hier das Mädchen zu Hause bleibt.

Aber diese kleinen, besonders begründeten Abweichungen von dem Normalschema fallen gegenüber der Übereinstimmung im Gesamtaufbau und im sprachlichen Ausdruck nicht ins Gewicht. Auf Grund dieser Übereinstimmung darf man die fehlenden Teile des Romans unbedenklich mit dem Italiener Levi nach Analogie des allgemeinen Romanschemas in der Weise ergänzen, daß im Anfang die Jugendgeschichte der beiden Liebenden und die erste Anknüpfung ihres Verhältnisses erzählt war, und daß nach Fragment B von den Gefahren und Versuchungen in der Trennung und schließlich von der glücklichen Vereinigung gehandelt wurde.[1])

Einer bedeutsamen Besonderheit des Ninosromans, die unter den erhaltenen Romanen nur der eine des Chariton mit ihm gemein hat, ist aber noch zu gedenken; das ist die wenn auch ganz flüchtige Anlehnung an die Geschichte: die beiden Liebenden sind geschichtliche Personen, so ungeschichtlich auch ist, was von ihnen erzählt wird; bei Chariton ist wenigstens die Heldin Tochter einer geschichtlichen Person, des syrakusanischen Strategen Hermokrates.[2]) Es wäre nun zwar sehr verfehlt, in dieser ganz nebensächlichen Anlehnung einen Beweis für ein Hervorgehen des Romans aus der Geschichtschreibung zu sehen; aber für die Entwicklungsgeschichte des Romans liegt in diesem Spielen mit geschichtlichen Beziehungen ein wichtiges stilistisches Kennzeichen einer früheren Phase. Der spätere sophistische Roman zerschneidet auch diesen dünnen Faden vollends, mit dem die ältesten Romanschreiber ihre Erfindungen wenigstens äußerlich an die Geschichte anzuknüpfen lieben.

Endlich ist zu beachten, daß dem ganzen Stil der erhaltenen Partien nach der Ninosroman sehr viel kürzer gewesen sein muß, als die sonstigen erhaltenen Romane, deren kürzester immerhin vier Bücher umfaßt.

Wir lernen also aus dem Ninosroman folgendes: Schon in den ersten Jahrzehnten der römischen Kaiserzeit spätestens hat es einen griechischen Liebesroman gegeben, der bereits das Grundschema und einen wesentlichen Teil der

---

[1]) Rivista di filol. XXIII 1 ff. [2]) Pauly-Wissowa, Realencykl. III 2169, 20 ff.

sprachlich-stilistischen Mittel des späteren sophistischen Romans aufweist, nur in der Darstellung viel knapper ist. In Sprache und Stil zeigt er fast dasselbe Gesicht wie die Werke der rhetorisch geschulten Prosaiker aus dem Anfang der Kaiserzeit, eines Diodor oder Strabon. Vom Ninosroman führt zweifellos eine direkte Entwicklungslinie zu den Romanen der Sophistenzeit, die sich von jenem nur durch Häufung der Episoden und affektierteren Archaismus der Sprache unterscheiden. Der Roman des Antonius Diogenes ist also eine seitabstehende Sonderbildung, wie auch im weiteren Verlauf der Entwicklung noch andere Spielarten durch Beimischung von Elementen der menippischen Satire (wie bei Chariton und in der *Historia Apollonii regis Tyri*) oder auch des Mimus (wie bei Achilleus Tatios) oder der Bukolik (wie bei Longos) entstanden sind.

Eine stattliche Strecke Weges jenseits von der Grenze, bis zu der Rohde hatte dringen können, ist also mit einem Schlag durch den neuen Fund erhellt worden, und wir sind zu der Frage berechtigt, ob wir nun wohl über den Ursprung der Gattung mehr Sicheres wissen können als Rohde. Die Behauptung, daß der Roman, auch der Liebesroman, aus der 'Zersetzung' der Geschichtschreibung hervorgewachsen sei, ist zwar neuerdings mit großer Zuversichtlichkeit ausgesprochen worden, aber besonders in Betreff des Liebesromans so wenig begründet, daß ich mich bei ihr nicht weiter aufhalten möchte. Versteht man unter Roman das Abenteuerliche, 'Teratologische' in Erzählungen überhaupt, so weiß jedermann, daß dieses allezeit vor, neben und nach der Geschichtschreibung in allen Literaturen vorhanden gewesen ist und sein wird. Versteht man aber darunter die von uns hier besprochene bestimmte Literaturgattung, so ist klar, daß wer ihren Ursprung finden will, den Ursprung der sie speziell kennzeichnenden materiellen und insbesondere formalen Motive aufdecken muß. Dieser Weg führt aber überall hin, nur nicht zur Geschichtschreibung. Oder vielmehr: er führt nur nach einer Richtung: direkt in die Rhetorenschule — aber nicht erst die der neusophistischen Rhetorik. Vielmehr sind schon die Controversien des älteren Seneca, weiterhin die Deklamationen des Calpurnius Flaccus und Quintilian voll von den erregenden Motiven der späteren Romane, Selbstmord, Scheintod, Seeräuberüberfälle, Liebesleidenschaft, bedrohter Tugend, Eifersucht u. s. f. Die Rhetorenschule ist der Ort der festen Schablonen für die Stofferfindung, hier sind die im Roman so beliebten Einlagen von Reden, Briefen, Ekphrasen stehende Übungsgegenstände gewesen, hier ist die feste Diktion und Phraseologie, die uns in allen Romanen begegnet, geprägt worden, und zwar mit solchem Nachdruck, daß sie noch durch die attizistische Tünche der späteren Sophistenromane deutlich durchscheint.

Der älteste erhaltene Roman nun, der Ninosroman, hat zugleich auch den schulmäßigsten Charakter und ist von solcher Knappheit der Ausführung, daß man ihn ohne weiteres als ein Schulexerzitium oder ein Paradigma für dergleichen ansprechen könnte, wenn nicht die buchhändlerische Ausstattung der Rolle zeigte, daß man es mit einem außerhalb der Schule gelesenen Stück Unterhaltungsliteratur zu tun habe. Noch entschiedener als früher drängt sich

seit der Entdeckung des Ninosromens die Frage auf, ob es nicht möglich sei, die klar vor Augen liegenden nahen Beziehungen zwischen Liebesroman und Rhetorenschule in bestimmtere Form zu bringen. Hier wird man nun wieder an jene *δραματικὰ διηγήματα* der griechischen, die *argumenta* der lateinischen Rhetoren erinnert, und an die merkwürdige Übereinstimmung jener griechischen Bezeichnung mit dem Gattungsnamen für den Roman *δρᾶμα* oder *δραματικόν*. Rohde wußte sich diese Übereinstimmung nicht recht zu erklären; an der Identifikation der beiden Arten von Erzählungen mußte man früher Anstoß nehmen wegen der vor Augen liegenden starken Verschiedenheit des Umfangs zwischen den kurzen *δραματικὰ διηγήματα* der Progymnasmen und den langausgesponnenen Romanen der späteren Zeit. Jetzt aber besitzen wir in dem Ninosroman das vermißte Mittelglied: er trägt noch die Eierschalen der Rhetorenschule in aller möglichen Deutlichkeit an sich; er ist für einen Schüleraufsatz zu lang, für einen Roman nach späteren Begriffen zu kurz, aber er ist ein echtes und gerechtes *δραματικόν*. Nun zeigt aber eine genauere Betrachtung unseres Materials, daß Schwanken hinsichtlich des äußeren Umfangs, Dehnbarkeit ein Charakteristikum der antiken Romane ist. So haben wir von dem Roman des Xenophon von Ephesos eine um die Hälfte kürzende Bearbeitung vor uns, und besonders instruktiv ist die Vergleichung zwischen Lucians Esel, einem kleinen Büchlein von 35 Seiten Teubnerschen Druckes, und den elf Büchern von Apuleius' Metamorphosen, die denselben Gegenstand behandeln. Lucians Werkchen ist ein wahres Virtuosenstück von Konzentration, die allerdings an einigen wenigen Stellen auf Kosten der Verständlichkeit geht; die Metamorphosen des Apuleius dagegen zeigen, wie man ohne irgendwelche Veränderung des Grundrisses auf demselben Boden, auf dem das bescheidene Häuschen Lucians steht, einen überladenen und verwickelten Prunkpalast errichten konnte. Von einem besonders wohlgelungenen kleinen Emblem in Apuleius' Werk, der Geschichte von Amor und Psyche, einem Roman in nuce, ist uns berichtet, daß ein gewisser Aristophontes sie *enormi verborum circuitu* ausgeführt habe.[1]) Es war ja so einfach, durch mechanische Einstopfung von Episoden das magere Schema des Romans auszupolstern oder die Polster wieder herauszunehmen; das war für die Rhetoren eine Anwendung der ihnen so beliebten Künste des *βραχυλογεῖν* und *μακρηγορεῖν*. Erwägt man diese Erscheinung, so lernt man verstehen, daß Kürze oder Ausführlichkeit der Darstellung gerade auf diesem Gebiet von keinerlei gattungstrennender Bedeutung sein können, wenn im übrigen zwischen verschieden langen Prosaerzählungen die Hauptmerkmale der Erfindung, Stoffgliederung und des Stils übereinstimmen. Solche Übereinstimmung findet sich nun aber nicht nur zwischen dem Ninosroman und dem späteren sophistischen Liebesroman, sondern auch zwischen allen diesen *δράματα* und den bei den Rhetoren beschriebenen dramatischen Erzählungen.

Nun wird der Schluß nicht mehr zu gewagt erscheinen, daß die Urzelle, aus der sich der Liebesroman entwickelt hat, das *δραματικὸν διήγημα* der

[1]) Fulgent. Myth. S. 68, 23 Helm.

Progymnasmen selbst sei, in welchem wiederum ein Versuch der Rhetoren gesehen werden darf, die technischen Mittel des Dramas zur Ausbildung einer bestimmten Art lebhaft bewegter Prosaerzählung zu verwerten.

Der Fall, daß ein Produkt der rhetorischen Schulstube zu einer festen Gattung der schönen Literatur sich ausgewachsen hat, steht nicht vereinzelt da: man denke an die ganze epideiktische Beredsamkeit mit ihren fingierten Anklage- und Verteidigungsreden, ihren *ἐγκώμια* und *ψόγοι*, ihren *ἐπιτάφιοι*, *ἐρωτικοί*, ihren *παίγνια*, an die Briefliteratur und an die Deklamationen der späteren Sophistik, die *μελέται* und *διαλέξεις*. Zu ihnen gesellt sich der Roman. Wie wenig man erotische Gegenstände an sich in den Schulübungen der Alten scheute, ist bekannt genug. Nur mußten sie ernsthaft behandelt werden. Und das ist in den Romanen fast ausnahmslos der Fall: es fehlen als Hauptmotive ganz die Hetärenliebe und die Knabenliebe[1]), vermutlich in bewußtem Gegensatz gegen die pornographische Erotik in den Milesias, im komischen Sittenromane, in der neuen Komödie und der alexandrinisch-römischen Elegie. Die ganze Formel des Romans ist so gestellt, daß ein Liebesverkehr zwischen den beiden Liebenden gar nicht eingehend geschildert werden kann: denn kaum verbunden, werden sie getrennt, um erst ganz am Schluß wieder vereinigt zu werden. Die erotischen Erlebnisse, die in den Versuchungen der Trennung an sie herantreten, sind durchaus dezent behandelt. Nur sehr späte Produkte, wie Achilleus Tatios und der ekelhaft lüsterne Byzantiner Eumathios, unter den früheren einzig Longos weichen davon ab. Genau betrachtet ist es nicht sowohl die Liebe, von der diese Romane handeln, als die Treue[2]), jenes gewaltige Motiv der Weltliteratur, das zuerst mit ergreifenden Tönen in der Odyssee angeschlagen ist, das in den deutschen Volksepen erklingt und uns noch heute im Fidelio oder in dem getreuen, wenn auch vertieften Abbild des Romans, den Sposi promessi des Manzoni die Herzen bezwingt. Man könnte denken, eben dieses volkstümliche Motiv sei es gewesen, durch das sich das sonst recht frostige Erzeugnis der Rhetorenschule einen so hervorragenden Platz in der Unterhaltungsliteratur der Alten erworben habe. Man würde aber damit schwerlich den Sinn der Romanschreiber erraten haben. Denn wie wenig diese zum Geschmack des Volkes herabzusteigen geneigt sind, zeigt sich deutlich in dem gezierten Stil und in dem fast völligen Fehlen der märchenhaften Züge. Nur ein Roman macht hier eine Ausnahme: die vulgärlateinische Geschichte des Königs Apollonius von Tyrus, die voll von Märchenzügen steckt[3]); in ihr aber ist die ohne Zweifel griechische Vorlage vom Bearbeiter mit Absicht ins Volksbuchartige umgestimmt und damit ein Werk geschaffen, das

---

[1]) Nur Xenophon Ephes. III 2 hat eine übrigens ganz dezente päderastische Erzählung als Emblem, verwirft im übrigen II 1 3 die Päderastie ebenso energisch wie Longos, Past. IV 11—12. Über Achilleus Tatios s. F. Wilhelm, Rhein. Mus. LVII 56 ff.

[2]) Hervorgehoben z. B. Xenophon Eph. I 11, 4; III 12; IV 3, 4. 5, 3; Heliod. Aeth. I 25 S. 30, 23; VII 21 S. 206, 26 ff.; VIII 12; der Gegensatz gegen die sprichwörtlichen *Veneris periuria* ist gewiß absichtlich.

[3]) K. Bürger, *Studien* z. *Gesch*. d. gr. Romans II 20 ff.

unserem Geschmack nach an poetischem Reiz in dieser ganzen Gattung den obersten Rang einnimmt. Was die übrigen Romane betrifft, so müssen wir uns hüten, modernes Empfinden in unser Werturteil einzumischen. Für die antiken Verfasser und ihr Publikum bestand ohne Zweifel der Hauptreiz dieser Erzählungen in dem bunten Wechsel der Bilder, den jähen Umschlägen, dem glücklichen Wiederfinden der Getrennten, von welchem letzteren Motiv ja der pseudoclementinische christliche Roman sogar seinen Titel *Recognitiones* erhalten hat. Wir dürfen aber auch einen anderen Gesichtspunkt nicht vergessen, der uns heute ferner liegt: der antike Leser, schon der altägyptische[1]), dann der griechische und noch der Leser der Romane des XVII. Jahrh.[2]) wollte in den Erzeugnissen der Unterhaltungsliteratur zugleich Stilmuster haben. Endlich möchte ich unter den Faktoren, welche die Beliebtheit der Romane in gebildeten Kreisen beförderten, auch die schon erwähnte sittliche Dezenz nicht gering veranschlagen, eine Eigenschaft, in die seit Isokrates der Rhetor seinen Stolz zu setzen gewöhnt war. Photios hebt gerade sie an dem Romane des Heliodoros hervor, gewiß nicht bloß vom christlichen Standpunkt aus.

Ich habe mich auf den ernsthaften Liebesroman beschränkt und füglich beschränken müssen, weil, wie die Dinge jetzt liegen, nur über ihn nach Rohdes Werk eine neuen Ertrag versprechende Erörterung möglich ist. Über dem Ursprung des vulgären Sittenromans, den auf griechischem Boden nur Lucians vulgärgriechisch geschriebener Esel rein vertritt, liegt noch immer tiefes Dunkel. Die Rhetoren haben ihn, der sich in Sprache und sittlichem Niveau so tief erniedrigte, natürlich ignoriert; das Dunkel wird sich erst lichten, wenn wir durch neue Funde über diejenige Poesie, die sich die Nachbildung des Alltagslebens zum Ziel setzte, den Mimus in seinen verschiedenen, erzählenden, lyrischen, dramatischen Formen weiter aufgeklärt sein werden. Denn dahin gehört auch der picarische Roman — in dieser Gattung gelten weder sittliche noch ästhetische Rücksichten; Treue des Konterfeis ist einziger Gesichtspunkt, in vollem Gegensatz zu dem 'flauen Idealismus', der Wohlanständigkeit, dem wohlgekräuselten Stil und der künstlichen Sprache des Liebesromans. Möge das interessante mimische Doppelfragment, das im neuesten Band der Oxyrhynchuspapyri veröffentlicht ist, der Vorläufer sein für weitere Entdeckungen auf einem für die Literatur- und Kulturgeschichte so wichtigen Feld.

Zum Schluß darf ich die allgemeinsten literaturgeschichtlichen Ergebnisse dieser Betrachtungen in wenigen Sätzen zusammenfassen:

Was wir heutzutage unter Roman verstehen, deckt sich nicht genau mit einer bestimmten Gattung antiker Literatur, sondern verteilt sich auf die vier Gattungen der historischen und philosophischen Prosa, der dramatischen und der mimischen Prosaerzählung. Die Ausdehnung des Begriffes Roman auf die Gebiete der Geschichtschreibung und Philosophie ist erst möglich geworden, nachdem sich auf diesen Gebieten eine streng sachliche wissenschaftliche Prosa

[1]) Erman in den Handbüchern der Kgl. Museen in Berlin VIII (1899) S. 14.

[2]) Cholevius a. a. O. S. V.

neben der künstlerischen Prosadarstellung ausgebildet hatte — ein Prozeß, der in der alten Literatur nie rein zu Ende gekommen ist. Ganz fallen unter den uns geläufigen Begriff des Romans die dramatischen und die mimischen Prosaerzählungen der Alten.

Das *δραματικὸν διήγημα* ist die in der Rhetorenschule gezüchtete und auf ein bestimmtes Schema gespannte Liebeserzählung, die sich die wichtigsten struktiven Mittel des jüngeren griechischen Dramas, *περιπέτεια* und *ἀναγνωρισμός*, sowie das beherrschende Motiv der hellenistischen schönen Literatur, die Erotik, diese aber nur in dezentester Weise, angeeignet hat. Wir können von der dramatischen Erzählung zwei Stadien unterscheiden, das frühere vorsophistische, von Rohde noch nicht abgegrenzte, erst durch die neuen Papyrusfunde erkennbar gewordene, vertreten für uns durch sämtliche auf Papyrus erhaltenen Romanreste, durch die Werke des Chariton und des Xenophon von Ephesos, vielleicht auch durch die vorauszusetzende griechische Vorlage des Apolloniusromans, weniger rein durch die 'Wunder jenseits Thule' von Antonius Diogenes; das spätere, von Rohde eingehend behandelte, eine Schöpfung der Neusophistik, die aber hier wie sonst lediglich eine Gattung hellenistischer Literatur attisch verfeinert hat, vertreten durch die Werke des Iamblichos, Heliodoros, Longos, Achilleus Tatios. Als Zeitgrenze zwischen beiden Entwicklungsstadien mag etwa das Jahr 160 n. Chr. gelten. Der Unterschied zwischen beiden ist nur ein sprachlich-stilistischer.

Unvermittelt neben dem *δραματικόν* steht die von der Rhetorik unberührte mimische Erzählung, ein in die Literaturgeschichte erst einzuführender Begriff; wir haben sie in zwei Formen vor uns: in derjenigen des einfachen autobiographischen Referats in Lucians Esel und Apuleius' Metamorphosen und in der kunstvolleren, die durch ihre Neigung, den Roman zum Organ für Erörterung von allerlei Kulturfragen zu machen, dem modernsten Roman besonders nahe steht, der menippischen Satire in Petrons Satyricon. Durch ihren Realismus hat mit der mimischen Erzählung eine gewisse Verwandtschaft die Novelle, die auch gern als Emblem in den Roman eingelegt wird.

Von der dramatischen wie von der mimischen Erzählung kann für sicher gelten, daß ihre Anfänge in der hellenistischen Epoche liegen. Die Novelle ist bekanntlich sehr viel älter.

Wir haben gesehen: unsere Anschauungen nicht über den Begriff, aber wohl über den Ursprung und die früheste Entwicklung des Romans der Griechen müssen allerdings stark modifiziert werden. Aber bevor wir sie in eine abschließende Form bringen können, muß die launenhafte Göttin Tyche uns noch zwei Wünsche gewährt haben: fürs erste fordern wir von ihr weitere und noch deutlichere Belege für die von uns angenommene enge Zusammengehörigkeit zwischen dramatischen Erzählungen der Rhetorenschule und dem Liebesroman; fürs zweite einige Papyrusrollen voll mimischer Erzählungen in griechischer Vulgärsprache aus hellenistischer Zeit.

DIE DOPPELTE FORM DER DRITTEN PHILIPPIKA DES DEMOSTHENES

Von Friedrich Blass

Meinem Aufsatze über die Textüberlieferung in Demosthenes' olynthischen Reden, der in diesen Jahrbüchern 1902 S. 708 ff. erschien, und der, wie ich mit Vergnügen wahrgenommen habe, nicht ohne Beachtung und Wirkung geblieben ist, lasse ich jetzt etwas über die dritte Philippika folgen, muß aber dem erst einiges voraufschicken.

Die rhythmische Analyse des Textes, wie ich sie dort übe, hat sich seither als immer noch etwas verbesserungsfähig gezeigt. Es fällt in die Zwischenzeit die Entdeckung von Timotheos' Persern, des ersten erheblichen Stückes dithyrambischer Komposition; damit aber ist die Grundlage der gesamten rhythmischen Theorie mächtig verstärkt worden. Theophrast bezeugt bestimmt, wenn auch nicht in sehr klaren Worten — die ja auch nur in Übersetzung vorliegen, Cicero De orat. III 184 f. —, daß die rhythmische Prosa nach dem Vorbilde des strophenlosen Dithyrambos geschaffen ist; wie nun dieser komponiert war, war ja auch wohl aus dem früheren Material zu erschließen, liegt aber jetzt klar vor. Ich habe das Prinzip als das der 'Responsion des Benachbarten' formuliert, im Gegensatz zur Responsion des Getrennten in der strophischen Komposition; irgend welche Responsion muß ja sein, sonst haben wir nicht Rhythmen mehr, sondern Arrhythmie, in welcher Unzusammengehöriges zusammengehäuft ist. Auch der verdiente Herausgeber des Timotheos, wenn er gleich das Prinzip nicht formuliert, verfährt doch darnach und mißt darum z. B. V. 182 *'Ασιὰς οἰμωγά* vermittelst Dehnungen und Pause als iambischen Dimeter, einzig weil iambische Dimeter (nach seiner Analyse) voraufgehen. Ich halte diese Responsion für nicht genau genug, das Prinzip aber für unausweichlich, wie es auch schon lange vordem, von Bergk und anderen, bei der Herstellung dithyrambischer Reste unausgesprochen angewendet ist. Der Unterschied nun zwischen dieser rhythmischen Poesie und der rhythmischen Prosa liegt ganz und gar nicht in der Art der Schreibung; denn jene wird (was man auch schon vorher wußte, gerade durch Wilamowitz) genau wie diese geschrieben und muß genau wie diese erst analysiert werden, ohne daß hierfür die Überlieferung Anhalt böte. Analysiert man aber, dann ergeben sich im Dithyrambus eine immerhin beschränkte Anzahl rhythmischer Formen, die beliebig oft wiederholt werden, in der Prosa dagegen eine unbeschränkte; andernfalls, bei häufiger Wiederholung immer derselben Formen, würde der Fehler,

zwar nicht des Metrischen (*ἔμμετρον*), aber des *ἔρρυθμον* entstehen, indem der sich gleich bleibende Rhythmus sich dem Hörer aufdrängte und bemerklich machte, was das Wesen der Prosa aufhebt (Rhythmen der att. Kunstprosa S. 17 f.).

Nun ist es aber nicht so, daß der so wunderbar entdeckte Timotheos für die Kunstprosa bloß bestätigte und befestigte: er lehrt vielmehr auch. Und zwar lehrt er zunächst dies, daß ein nicht unversehrt überlieferter dithyrambischer Text sich nicht durchweg mit Sicherheit analysieren läßt. In diesem Dithyrambus gibt es einige sichtliche Korruptelen, und folglich jedenfalls noch mehr verstecktere; die Analyse hilft zur Aufdeckung, ist aber dann von vornherein hypothetisch. Hätten wir den Text so, wie er aus Timotheos' Hand hervorging, dann würden wir ja wohl durchweg mit Sicherheit analysieren. Also folgt (a potiori): ein nicht unversehrt überliefertes Stück rhythmischer Prosa läßt sich nicht durchweg mit Sicherheit analysieren; also weiter: kein längeres (mehrere Seiten langes) Stück der erhaltenen Kunstprosa wird sich durchweg mit Sicherheit analysieren lassen, indem keins unversehrt überliefert ist. Dies letzte versteht sich eigentlich von selbst und wird jetzt auch wohl allgemein anerkannt. Was aber richtig überliefert ist, das wird sich ja wohl, wenn man richtig und nicht ungeschickt analysiert, in die richtigen Elemente d. h. Rhythmen zerlegen.

Weiter lehrt Timotheos, daß die Unabhängigkeit der Gliederung in rhythmische Kola von der Satzgliederung keine unbegrenzte ist, sondern daß man etwa so formulieren muß: weder ist die erstere an die letztere gebunden, noch ist sie davon einfach unabhängig. Bei Wilamowitz sind V. 174—182 so zerlegt: *οἱ δ' ἐπεὶ παλίμπορον φυγὴν ἔθεντο ταχύπορον,* | *αὐτίκα μὲν ἀμφιστόμους* | *ἄκοντας ἐχ χερῶν ἔριπτον, δρύπτετο δὲ πρόσωπον ὄνυχι, Περσίδα στολὴν περὶ* | *στέρνοις ἔρεικον εὐυφῆ,* | *σύντονος δ' ἁρμόζετο* | *'Ασιὰς οἰμωγά.* | Hier ist vielleicht noch zu wenig Übereinstimmung mit der Gliederung des Sinnes; ich ziehe daher vor: *αὐτίκα μὲν ἀμφιστόμους ἄκοντας ἐχ χερῶν ἔριπτον,* | *δρύπτετο δὲ πρόσωπον ὄνυχι,* | *Περσίδα στολὴν περὶ στέρνοις ἔρεικον εὐυφῆ,* wodurch alles trochäisch wird. Für die Prosa habe ich anfangs, als ich von dem soeben formulierten Prinzip den einen Teil erkannt hatte, nämlich daß die rhythmische Gliederung an die Satzgliederung nicht gebunden sei, einfach hiernach verfahren, ohne Rücksicht auf den anderen Teil, wonach sie auch nicht von dieser schlechthin unabhängig ist, und das haben die einsichtigen Beurteiler, wie mein Kollege Dittenberger und E. Bruhn, zu rügen nicht verfehlt. Allzu weitgehende Diskordanz der beiden Gliederungen würde die rhythmische so undurchsichtig machen, daß sie auch nicht mehr wirken könnte.

Selbstverständlich kennt das dithyrambische Muster auch kein Übergreifen der Rhythmen ineinander; diesen Fehler beseitigte ich schon 1902 bis auf einen geringen Rest, indem ich nämlich bei verbundenen Rhythmen (der Formen abba, abab u. s. w.) das Übergreifen bestehen ließ. Es muß aber überhaupt verbannt werden. Somit bedarf gleich die erste Demosthenische

Analyse, die ich in dem früheren Aufsatze gebe (S. 714, Ol. I 10 f.), sowohl deswegen der Korrektur, als weil von 15 Kola nur zwei mit einem Satzeinschnitt endigen. Tatsächlich ist die Korrektur für beides unschwer möglich.

εὐεργέτημ' ἂν ἔγωγε θείην. |	(a, – – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – –)
ἀλλ' οἴομαι παρόμοιόν ἐσθ' ὅ-	(a′)
περ καὶ περὶ τῆς χρημάτων κτήσεως. |	(b, – – ⏑ ⏑ – – ⏑ – – ⏑ –)
ἂν μὲν γὰρ ὅσ' ἄν τις λάβῃ καὶ	(c, = b Anfang)
σώσῃ, μεγάλην ἔχει τῇ τύ-	(d, – – ⏑ ⏑ – ⏑ – – ⏒)
χῃ τὴν χάριν· ἂν δ' ἀναλώσας	(d′)
λάθῃ, συνανήλωσε καὶ τὴν χάριν. |	(b′)
καὶ ⟨γὰρ?⟩ περὶ τῶν πραγμάτων οὕ-	(c′)
τως· οἱ μὴ χρησάμενοι τοῖς	(e, – – – – ⏑ ⏑ – ⏓)
καιροῖς, οὐδ' εἰ συνέβη πα-	(e′)
ρὰ τῶν θεῶν τι χρη-	(f, ⏒ – ⏑ – – –)
στόν, μνημονεύουσιν· |	(f′)
πρὸς γὰρ τὸ τελευταῖον ἐκβὰν |	(c″)
ἕκαστον τῶν προυπαρξάντων κρίνεται. |	(g, ⏑ – – – ⏑ ⏑ – – – – – ⏑ –)
διὸ καὶ σφόδρα δεῖ	(h, ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –)
τῶν λοιπῶν ὦνδρες Ἀθηναῖοι φροντίσαι, |	(g′)
ἵνα ταῦτ' ἐπανορ(θωσάμενοι u. s. w)	(h′)

Ich habe die beiden letzten bisherigen Kola getrennt und abab (hier ghgh) statt aa hergestellt; so sind schon zwei Fälle der Übereinstimmung mit der Satzgliederung mehr da; außerdem jetzt noch 5, also im ganzen 7 auf 17 Kola. Die Figur abab kommt auch in 3. 4 = 7. 8 vor, und zwar ist b (hier c) beinahe = a (hier b), indem lediglich in a zwei Silben am Schlusse hinzukommen. Was aber den Text betrifft, so habe ich *γὰρ* in 4 wiederhergestellt, desgleichen *καὶ* in 7, desgleichen *τι* in 11 (nur in anderer Stellung als überliefert ist); gestrichen ist gegen früher nichts; zugefügt *γὰρ* in 8. Wenn man in 3 *περ* oder *καὶ* beseitigte, so würde (mit *ἐστιν*) auch 2 auf eine Sinnespause ausgehen, und damit wäre beinahe in der Hälfte der Fälle Konkordanz zwischen rhythmischer Pause und Sinnespause. In der erklärenden Ausgabe (Rehdantz-Blaß) wird auf 6, 36 verwiesen, wo *ἐν ὁμοίῳ — δι' ὅν*, und auf Xenoph. Hell. 4, 2, 11 *ὅμοιον — οἷόνπερ τὸ*; also weder *καὶ* noch *περ* ist nötig. So wenig also kostet es, aus immerhin noch holprigen Rhythmen gefälligere zu machen.

Was sich sonst noch an Berichtigungen meines früheren Aufsatzes jetzt ergibt, will ich am Schlusse des gegenwärtigen in einer Anmerkung zusammenstellen, zunächst aber mich nun der dritten Philippika (IX) zuwenden. Bekanntlich ist bei dieser das große textkritische Problem, weitaus das größte bei Demosthenes überhaupt, wie es um die zwei Formen steht, in denen diese Rede überliefert ist. Ohne den Parisinus Σ (S) und die mit diesem zusammengehende Florentiner Handschrift L würde dies Problem kaum existieren; denn erst S und L sind es, die in größerem Maße wenigstens von erster Hand Stücke der gewöhnlichen Fassung auslassen, so daß die Gesamtdifferenz beider Formen erheblich wird. Zuerst hat L. Spengel, 1839 und von neuem 1860 in Abhandlungen der Münchener Akademie (III 157 ff. IX 1, 112 ff.), die Frage gründlich

untersucht, und zwar mit dem Ergebnis, daß die Rede in zwei Rezensionen vorliegt, die beide von Demosthenes sind. So wäre der Fall ähnlich mit dem von Lukas' Apostelgeschichte, die gleichfalls in zwei Fassungen da ist, einer etwas längeren und einer etwas kürzeren; die westlichen Zeugen sind für jenen Text, die alexandrinischen und überhaupt die orientalischen (von den syrischen abgesehen) für diesen, der denn auch der bekanntere und in den Übersetzungen (wenn auch nicht ganz ohne Zutaten aus dem anderen) wiedergegebene ist. Da aber ein so alter Zeuge wie Irenäus von Lugdunum den westlichen Text durch Anführungen verbürgt, so muß sogar Harnack, der die Authentizität desselben leugnet, eine Entstehung bald nach dem Anfang des II. Jahrh. zugeben; andere, und so ich, sehen nicht den mindesten Grund, diesen Text für weniger authentisch als den anderen zu halten. Und so ist auch für die dritte Philippika eine solche Annahme, nach Spengel, von H. Weil und dann von mir vertreten worden. Will man dies nicht, dann gibt es noch (so in abstracto gesprochen) die Möglichkeit, alles was S ausläßt als einfache Interpolation zu verdammen, wie Funkhänel und andere getan; ebenso machte man es früher mit den Zusätzen des westlichen Textes der Apostelgeschichte, während Harnack doch einen Redaktor mit bestimmter Tendenz nötig hat. Aber ein Zusatz wie § 6—7 ist keine gewöhnliche Interpolation, und an einen Redaktor mit Tendenz kann hier niemand denken. Oder aber, man erklärt die vollere Fassung für die authentische und die andere für willkürlich abgekürzt; indes eine solche Hypothese entbehrt hier aller Wahrscheinlichkeit und bei der Apostelgeschichte ebenfalls. Aber es läßt sich teilen: jeder der Zusätze wird für sich untersucht. Und nun kann das Ergebnis variieren: daß Interpolation vorliege, oder irrtümliche Auslassung in S, oder aber doppelte Rezension. Man muß hier in der Tat so verfahren, und schon Spengel hat es getan; denn von 30 Stellen, die er zunächst aushebt, bleiben in der ersten Abhandlung nur 12 für die doppelte Rezension, und in der zweiten werden gar von diesen nur 5 als wirklich bedeutend ausgesondert. Auch Weil hält nicht alles für authentisch, was in S fehlt. Es hat keinen Zweck, hierüber noch weitläufiger zu sein: in der höchst sorgfältigen Abhandlung von J. Dräseke (Die Überlieferung der dritten phil. Rede d. D., Jahrb. für klass. Phil. Suppl. VII [1874] S. 99) sind die einzelnen Meinungen wie die einzelnen Stellen mit aller Genauigkeit vorgeführt und gewürdigt, soweit die ersteren damals vorlagen. Auch Weil hatte sich schon geäußert (Jahrb. für Phil. 1870 S. 535 ff.), wenngleich seine Ausgabe erst später erschien. Aber ansehnlich vermehrt ist das stichometrische Material (Christ, Attikusausgabe, Abh. der Bayr. Akad. XVI III 205 ff.), dessen erste Verwertung Sauppe verdankt wird (Praef. der Züricher Ausgabe des Demosth. S. III f.). Aus den Zeilenzahlen, welche in einigen Handschriften, worunter S, sowohl für die ganzen Reden in Unterschriften als am Rande von Hundert zu Hundert vermerkt sind, geht mit völliger Sicherheit hervor, daß das Exemplar, nach welchem gezählt wurde, die große Masse der Zusätze nicht hatte. Denn der *στίχος* ist durch den ganzen Demosthenes, ja durch die ganze Prosa, eine konstante Größe und bleibt dies auch in der neunten Rede, sowie man S folgt,

während nach dem vermehrten Texte sich im ganzen und im einzelnen unüberwindliche Schwierigkeiten ergeben. Gezählt aber ist gewiß in Alexandrien, gleich in der Zeit des Kallimachos, der den ersten Katalog (*πίνακες*) der Bibliothek herausgab und bei jeder Schrift ebenso die Zeilenzahl vermerkte, wie bei uns die Seitenzahl der Bücher angegeben wird. Also soviel steht ganz fest: von Irrtum kann bei S nur in wenigen kleinen Fällen die Rede sein, während anderseits über die Herkunft gerade der großen Zusätze natürlich nichts festgestellt und Spengels doppelte Rezension durchaus nicht widerlegt ist.

Wenn nun ich jetzt das Kriterium des Rhythmus auf die Frage anwende, so ist freilich auch da von vornherein klar, daß es über die Herkunft ebensowenig entscheiden kann. Das rhythmische Gefüge einer Rede wird bereits in Alkidamas' Rede gegen die Sophisten mit einem Kunstbau verglichen, wonach der Redner nicht etwa hinterdrein extemporierend einfügen könne, ohne den Bau zu zerstören.[1]) Also wenn von Unberufenen eingeschoben ist, so wird man das merken, indem man analysiert; es müßte denn einmal der Zufall besonders künstlich mitspielen. Aber weitere Antworten bekommen wir von diesem Zeugen nicht, als entweder: unentbehrlich, oder: zulässig, oder: unzulässig, und wenn die dritte Antwort kommt, etwa bei dem langen Stücke § 6. 7, so wissen wir immer über den Ursprung noch nichts, indem ja nicht bloß ein Unberufener, sondern auch Demosthenes, zum mindesten beim Konzipieren, arrhythmisch geschrieben haben kann. Indes etwas weiter kommen wir durch diese Antwort doch: wenn zwei Demosthenische Formen sind, so sind es doch keine gleichberechtigten, sondern die eine ist die rohe Skizze, für niemanden als den Verfasser bestimmt, die andere das definitiv Gewollte. Und so lohnt sich die Untersuchung sowohl deshalb, als auch um die Irrungen in S als solche zu erkennen, die doch vermutlich auch da sein werden. Die erste der drei möglichen Antworten: unentbehrlich, beweist dies; denn das wird niemand glauben, daß nun auf einmal S die Form der Skizze böte und die anderen Handschriften die ausgearbeitete Form. Die zweite und zweideutige Antwort: zulässig (aber nicht unentbehrlich) werden wir nicht so leicht bekommen; es wäre das der Fall, daß zwischen aa′ und bb′ etwas eingeschoben wäre, was in sich Rhythmus hätte, cc′, oder cc′ dd′, oder wie immer; dies ließe sich ja ohne Schädigung des Baues einfügen, und auch herausnehmen ohne Schädigung.

Ich will nicht von allen Zusätzen reden, was zu weitläufig würde, sondern von den für die dritte Philippika im Unterschiede von allen anderen Reden bezeichnenden und das Problem ausmachenden; kleine, durch S und andere Handschriften überführte finden sich ja überall. In dieser Rede aber ist gleich § 2 ein Zusatz besonderer Art (*A*): *οὐκοῦν οὐδ' ὑμᾶς οἴονται δεῖν ἔχειν*, nach *οὐδεμίαν περὶ τῶν μελλόντων πρόνοιαν ἔχουσιν*; er ist sinngemäß, demosthenisch

[1]) Alkidamas *π. σοφιστ.* § 25: *ὥστ' ἀναγκαῖον ἢ μηδὲν χρῆσθαι τοῖς ἀπὸ τῆς τύχης ἐνθυμήμασι δοθεῖσιν, ἢ χρώμενον διαλύειν καὶ συνερείπειν τὴν τῶν ὀνομάτων οἰκοδομίαν.*

klingend, nicht entfernt wie Interpolation aussehend, aber freilich entbehrlich und von den ersten Händen in S (add. m. saec. XII) und L ausgelassen. Etwa durch Zufall? Möglich wäre das, wenn auch nicht besonders naheliegend; befragen wir also die Rhythmen.

(μελλόν)των πρόνοιαν ἔχουσιν·	(a, – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑)
ἕτεροι δὲ τοὺς ἐπὶ τοῖς πράγμασιν ὄντας	(b, ⏑ ⏑ – ⏑̄ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑̄)
αἰτιώμενοι καὶ διαβάλλοντες	(c, – ⏑ – ⏑ – – ⏑ ⏑ – – ⏑̄)
οὐδὲν ἄλλο ποιοῦσιν.	(a′)
ἢ ὅπως ἡ μὲν πόλις αὐτὴ παρ' ἑαυτῆς	(b′)
λήψεται δίκην καὶ περὶ τοῦτ' ἔσται	(c′)

Das ist geradezu eine kleine Strophe, die sich alsbald wiederholt, von 31 Silben im ganzen; auch Reim ist dabei (besonders in aa′). Ich habe λήψεται δίκην für δίκην λήψεται geschrieben und gegen pr. S pr. L in Z. 5 μὲν und αὐτὴ beibehalten, auch ἑαυτῆς für αὑτῆς oder αὐτῆς gesetzt, und hätte zur völligen Ausgleichung noch δ' αὖ für δὲ in Z. 2 setzen können. Einerlei diese Rhythmen sind klar, und sie weisen den Zusatz zwischen a und b (der auch in sich keinen Rhythmus hat) aufs bestimmteste ab; also in dem Falle *A* hat für die definitive Fassung der Rede S recht.

Nun kommt (*B*) der größte der Zusätze, die §§ 6 und 7, die ich nicht hersetze, sondern nachzulesen bitte. Auch hier lassen nur pr. S pr. L aus; hinzugefügt hat in S (worauf Dräseke Gewicht legt) dieselbe Hand des XII. Jahrh., die auch in § 2 zugefügt hat. Die Auslassung hinterläßt keine Lücke, kann also nicht auf Zufall beruhen; aber auch die Autorschaft des Demosthenes ist unzweifelhaft, und ganz besonders auf diese Stelle gründet Weil seine Annahme einer doppelten Rezension der Rede. Doch ist nach ihm die längere Fassung nicht etwa einfach um diese Paragraphen vermehrt, da zwischen § 7 und 8 schlechter Anschluß ist, sondern es deckt sich der Schluß von 7 mit dem Anfang von 8, wonach sich die längere Form an dieser Stelle etwa so ergibt: ἐγὼ δὴ τοῦτο πρῶτον ἁπάντων λέγω καὶ διορίζομαι· εἰ ἐφ' ἡμῖν ἐστι τὸ βουλεύεσθαι περὶ τοῦ πότερον εἰρήνην ἄγειν ἢ πολεμεῖν δεῖ (so weit § 7, mit scheinbarer Verbindung von τοῦτο λέγω καὶ διορίζομαι εἰ, was Weil anstößig findet), φήμ' ἔγωγ' ⟨εἰρήνην⟩ ἄγειν δεῖν, καὶ τὸν κτέ. (§ 8). Was sagen nun die Rhythmen? Die §§ 6. 7 sind insoweit demosthenisch komponiert, daß sie ohne Tribrachen sind; denn für πότερον εἰρήνην 7 kann man πότερ' εἰρήνην schreiben und αὐτὸν vor ἀμυνούμεθα § 6 mit Y auslassen; also der Verfasser ist auch hiernach niemand als Demosthenes. Die Rhythmen des § 5 gehen mit diesem zu Ende: οὐδ' ἥττησθ' ὑμεῖς, | ἀλλ' οὐδὲ κεκίνησθ' (es folgt Vokal, εἰ, nicht nur in 6, sondern auch in 8) stimmt zu dem etwas rückwärts stehenden πραττόντων ὑμῶν | (ὑμῶν fehlt in S pr. L) οὕτω διέκειτ' οὐδ', und das ganze letzte Stück von § 5 läßt sich so schreiben:

ἐπεί τοι, εἰ πάνθ' ἃ προσῆκε	(a, ⏑ . ⏑ – – ⏑ ⏑ – ⏑̄)
πραττόντων ὑμῶν	(b, – – – – ⏓)
οὕτω διέκειτ', οὐδ'	(c, – – ⏑ ⏑ – –)
ἂν ἐλπὶς ἦν αὐτὰ γενέσθαι	(a′)

βελτίω. νῦν δὲ	(b′)
τῆς ῥᾳθυμί|ας τῆς ὑμε-	(dd′, – – – ⏑)
τέρας καὶ τῆς ἀμελείας κεκράτηκεν	(e, ⏑ – – – ⏑⏑ – – ⏑⏑ – ⏒)
Φίλιππος, τῆς πόλεως δ' οὐ κεκράτηκεν·	(e′)
οὐδ' ἥττησθ' ὑμεῖς,	(b″)
ἀλλ' οὐδὲ κεκίνησθ(ε).	(c′)

Ebenso fängt auch § 8 mit neuen Rhythmen an: *εἰ μὲν οὖν ἔξεστιν εἰρή- = -νην ἄγειν τῇ πόλει καί*, was man ausgleichen kann durch *ἔστιν* für *ἔξεστιν*, zu – ⏑ – – ⏑ – ⏓, oder durch *ἄγειν ⟨νῦν⟩*, zu – ⏑ – – – ⏑ – ⏓; *ἐφ' ἡμῖν ἐστι τοῦθ', ἵν' ἐντεῦθεν = ἄρξωμαι, φήμ' ἔγωγ' ἄγειν ἡμᾶς*, ⏒ – – – ⏑ – ⏑ – – ⏒, und so weiter. Also entbehrlich sind §§ 6. 7, aber sie könnten dennoch zulässig sein, indem sie in sich ein System von Rhythmen bildeten. Indes gleich 6 Anfang: *εἰ μὲν οὖν ἅπαντες ὡμολογοῦμεν Φίλιππον* findet nirgends ein Gegenbild, und erst von *ἢ ὅπως* an kann ich etwas finden: *ἢ ὅπως ἀσφαλέ- = -στατα καὶ ῥᾷστ' ἀμυ-* (über *αὐτὸν* s. oben); *-νούμεθ'· ἐπειδὴ δ' οὕτως ἀτό- = -νοντος ἐκείνου καὶ πολλὰ τῶν*; dazwischen *-πως ἔνιοι διάκεινται = ὥστε πόλεις καταλαμβά-*; dann stockt es wieder. Da bleibt nichts übrig, als dies Stück aus der definitiv gewollten Fassung auszuscheiden und auch bei *B* S recht zu geben.

Aber verschieden hiervon ist das Ergebnis bei *C*, § 20:

(ποι)ῆσαι, καὶ τοσοῦτόν γ' ἀφέστηκα τῶν	(a, – – – ⏑ – – ⏑ – – ⏑ –)
ἄλλων ὦ ἄνδρες | Ἀθηναῖοι τῶν	(b, b′, ⏓ – – – ⏑)
συμβουλευόντων· οὐδὲ δοκεῖ μοι περὶ Χερρο-	(c, ⏓ – – – –, – ⏑⏑ –, – ⏑⏑ – ⏑, Afg. = b)
νήσου νῦν σκοπεῖν οὐδὲ Βυζαντίου,	(a′)
ἀλλ' ἐπαμῦναι μὲν τούτοις	(d, – ⏑⏑ – – – – ⏓)
καὶ διατηρῆσαι μή τι	(d′)
πάθωσιν, καὶ τοῖς οὖσιν ἐκεῖ νῦν στρατιώταις	(c′)
πάνθ' ὅσων ἂν δέ|ωντ' ἀποστεῖλαι,	(e, e′, – ⏑ – – ⏒)
βουλεύεσθαι μέντοι περὶ πάντων τῶν Ἑλλή-	(f, – – – – – – ⏑⏑ –, ⏓ – – –, vgl. c)
νων ὡς ἐν κινδύνῳ μεγάλῳ καθεστώτων.	(f′)

Ich habe in Z. 3 *ὥστε* beseitigt; vgl. 4, 14 *δεηθεὶς … τοσοῦτον, ἐπειδὰν*; in Z. 2 stimmt das *ὦ* als Länge trefflich zum Pathos, wie auch an anderen ähnlichen Stellen sich diese durch die Dichter verbürgte Messung findet. Z. 7 f. aber *καὶ τοῖς … ἀποστεῖλαι* fehlt in S und L, ohne auch nur nachträglich zugefügt zu sein, und kann wirklich für den Sinn entbehrt werden. Aber für die Rhythmen nicht, und die Ähnlichkeit mit § 73, auf die Voemel verweist, ist nicht so groß, daß man an Interpolation denken dürfte. Der erste Entwurf also scheint dies nicht gehabt zu haben — falls wir diesen konsequent als die nicht durchgängig rhythmisierte Form ansehen —, wohl aber die definitive Ausarbeitung, und die Zeugen für diese und jenen scheinen umgekehrt wie sonst verteilt. Wie geht das zu? Gehen wir indes zunächst weiter.

§ 25 (26) lassen pr. S (add. m. saec. XIV) pr. L die Worte *καὶ τοῦτ' ἐκ βραχέος λόγου ῥᾴδιον δεῖξαι* aus (*D*); es ist immer wieder derselbe Sachverhalt, daß dies weder nötig, noch der Zutat eines Interpolators ähnlich ist. Die Rhythmen sind:

(οὐχ ὅ)λοις οἷς ἐπιπολάζει (a, – – ⏓ ⏑ ⏑ – –)
ἠδίκηκε τοὺς Ἕλληνας· (b, – ⏑ – ⏑ – – – –)
μᾶλλον δ' οὐδὲ μέρος τού- (a')
των ἐκεῖν'. Ὄλυνθον μὲν δὴ (b')
καὶ Μεθώνην καὶ Ἀπολ- (c, – ⏑ – – ⏑ ⏑ –)
λωνίαν καὶ δύο καὶ κτέ. (c')

Der Einschub wird also verworfen, wie in den Fällen *A* und *B*. In Z. 1 habe ich *ἔτεσιν* nach *ὅλοις* schon früher wegen des Tribrachys beseitigt; in 3 ebenfalls schon früher *οὐδὲ* mit O corr. geschrieben (wie auch jetzt Butcher in der Oxforder Ausgabe), statt *οὐδὲ πέμπτον* (pr. S pr. L) oder *οὐδὲ πολλοστὸν*.

Ein umfänglicher Zusatz ist § 32 (*E*); in S hat die Hand des XIV. Jahrh. zugefügt. Ich kann nach S¹L¹ glatt analysieren (von 31 Ende ab):

σπουδαῖον οὐδὲ ἓν ἦν πρότερον. καίτοι τί (a, – – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – – ⏓)
τῆς ἐσχάτης ὕβρεως ἀπολείπει; | οὐ πρὸς (a')
τῷ πόλεις ἀνῃ|ρηκέναι τίθη- (b, b', – ⏑ – ⏑ –)
σιν μὲν τὰ Πύθια τὸν κοινὸν τῶν Ἑλ- (c, – – ⏑ – ⏑ ⏑ – – – – –, vgl. a)
λήνων ἀγῶνα, | (d, – – ⏑ – ⏓)
κἂν [αὐτὸς] μὴ παρῇ, τοὺς (d')
δούλους ἀγωνοθετήσοντας πέμπει; | (c')
γράφει δὲ Θετταλοῖς | (e, ⏓ – ⏑ – ⏑ –, vgl. b)
ὃν χρὴ τρόπον πολι- (e')
τεύεσθαι; πέμπει δὲ ξένους τοὺς (f, ⏒ – – – – – ⏑ – ⏒)
μὲν εἰς Πορθμόν, τὸν δῆμον ἐκβα(λοῦντας κτέ.) (f')

In Z. 1 ohne *πρίασθαι* mit S¹L¹; größere Änderungen, wie ich sie früher nach Zitaten versuchte, verwehren sich. *οὐδὲν* daselbst habe ich in *οὐδὲ ἓν* aufgelöst, was oft geschehen muß. Nun schiebt sich nach 7 der Zusatz ein, folgendermaßen: *κύριος δὲ Πυλῶν καὶ τῶν ἐπὶ τοὺς* (ähnlich mit c) *Ἕλληνας παρόδων* (= *-λῶν ... τοὺς*) *ἐστὶ, καὶ φρουραῖς καὶ ξένοις τοὺς τό-* (– ⏑ – – ⏒ zweimal) *-πους τούτους κατέχει* (= *Ἑλλ. παρ.*); *ἔχει δὲ* [*καὶ*] *τὴν προμαντεί|αν τοῦ θεοῦ παρώσας* (zweimal ⏑ – ⏑ – ⏑ – –) *ἡμᾶς καὶ Θετταλοὺς καὶ Δωριέας καὶ τοὺς ἄλλους Ἀμφικτύονας, ἧς οὐδὲ τοῖς Ἕλλησιν ἅπασι μέτεστι*; auch dies läßt sich rhythmisieren: *ἡμᾶς ... Δωρ. καὶ* = *-ονας* | *ἧς ... ἅπασι*, ⏒ – – – ⏑ – – – ⏑ ⏑ – ⏒; doch wird *τοὺς Ἀμφ. τοὺς ἄλλους* zu schreiben sein, so daß vor der Wiederholung des ganzen Rhythmus noch der Schluß wiederholt wird (wie häufig geschieht), *τοὺς Ἀ. τοὺς* = *-λοὺς ... καὶ*; dann *ἄλλους ἧς* u. s. w. Dann *μέτεστι*; *γράφει δὲ Θεττα|λοῖς ὅντινα χρὴ τρόπον πο-*, zweimal ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ – ⏑; aber nicht mehr *ὃν* mit SLY, sondern *ὅντινα* mit der Vulgata, welche Variante immerhin mit dem Zusatze zusammenhängen kann. Um nun aber Anschluß zu bekommen, muß man sehr zerkleinern: *-λιτεύε|σθαι; πέμπει*, zweimal – – –, *δὲ ξένους* | *τοὺς μὲν εἰς*, zweimal – ⏑ –; dann *Πορθμόν, τὸν δῆμον ἐκβα-* = nachher *καταστήσοντας ἀλλ' ὅ-*, wie auch für die andere Fassung, in der – – – – ⏑ – ⏑ als Schluß des schon gebrauchten Rhythmus (– –) – – – – ⏑ – – zu fassen ist. Also wiewohl die Antwort auf 'noch zulässig' zu lauten scheint, werden wir doch vorziehen, sie wie bei *B* als negativ aufzufassen. Für den Sinn ist der Zusatz entbehrlich, aber demosthenisch ganz offenbar.

Zusätze *FG*, § 37:

ἡττᾶτο, νῦν δ' ἀπολωλὸς ἅπαντα λελύμανται κἄ-	(a, – – ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – – – –)
νω καὶ κάτω πεποίηκε τὰ πράγματα τῶν Ἑλλήνων.	(a′)
τί οὖν ἦν τοῦτο;	(Schluß von a)
τοὺς παρὰ τῶν ἄρχειν	(Anfang von b)
βουλομένων ἢ διαφθείρειν	(b, – ⏑ ⏑ – – ⏑ – – –)
τὴν Ἑλλάδα χρήματα λαμ-	(c, ⏒ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ –)
βάνοντας ἅπαντες ἐμί-	(c′)
σουν, καὶ χαλεπώτατον ἦν	(c″)
δωροδοκοῦντ' ἐξελεγχθῆναι	(b′)
καὶ παραίτησις	(Schluß von b)
οὐδεμί' ἦν οὐδὲ συγγνώμη.	(b″)

In 2 sind viele Varianten: πάντα (mit schlechter Wiederholung) τὰ πρ. ohne τῶν Ἑλλ. S pr. L mit Aristides IX 353 W., τὰ τῶν Ἑλλ. πρ. ohne πάντα vulg., πάντα τὰ τῶν Ἑλλ. ohne πρ. A¹; ich habe gemäß dem Rhythmus geschrieben. In 9 vor δωρ. habe ich den überflüssigen Artikel beseitigt und gegen SL¹ ἐξελ. statt ἐλεγχθ. geschrieben. Die Zusätze aber sind: nach 3 οὐδὲν ποικίλον οὐδὲ σοφόν, ἀλλ' ὅτι, fehlend in S¹ (add. m. saec. XV) L¹Y und im Zitat bei Aristides l. c. und 347[1]), Anon. W. VIII 629; dies und ἀεὶ nach ἄρχειν 4 (fehlend in S¹L¹ Aristid.) wird durch die Rhythmen ausgeschlossen. Der Anfang zwar (mit αἰεὶ) läßt sich in Rhythmen bringen: τί οὖν ἦν τοῦτ'; οὐδὲν ποικίλον οὐ- = -ρὰ τῶν ἄρχειν αἰεὶ βουλ.; dazwischen δὲ σοφόν | ἀλλ' = ὅτι τοὺς πα-; aber dann sitzen wir fest. An der Echtheit des Zusatzes und des ἀεί für die andere Form sehe ich keinen zwingenden Grund zu zweifeln, obwohl οὐδὲν ποικίλον bei Platon steht und bei Demosthenes sonst auch nichts Ähnliches. Dann aber (*G*) haben alle Handschriften nach 9 καὶ τιμωρίᾳ μεγίστῃ τοῦτον ἐκόλαζον, mit Tribrachys, und was S¹ (add. m. saec. XV) L¹Y[2]) auslassen, ist vielmehr 10 f. καὶ ... συγγνώμη. Also das ist ein neuer Fall: nicht das ist ausgelassen, was ausgelassen werden sollte, sondern etwas anderes, daneben Stehendes. Es kann indes hier so liegen, daß eine zugeschriebene Erklärung — denn mehr braucht καὶ τιμωρίᾳ κτέ. nicht zu sein — in S das Echte verdrängt hat, während sie in der Vulgata mit diesem verbunden wurde.

Der Zusatz *H* folgt gleich in § 38; ich fahre fort zu analysieren. τὸν καιρὸν οὖν (Handschr. τὸν οὖν κ.) ἑκάστου = τῶν πραγμάτων, ὃν ἡ τύ(χη), aber mit dem Folgenden sitze ich fest: (ἡ τύχη) καὶ τοῖς ἀμελοῦσιν κατὰ τῶν προσεχόντων καὶ τοῖς μηδὲν ἐθέλουσι ποιεῖν κατὰ τῶν πάντα ἃ προσήκει πραττόντων πολλάκις παρασκευάζει, οὐκ ἦν πρίασθαι κτέ. Ich frage mich aber auch vergeblich, was diese ganze Nebenbemerkung ὃν ἡ τύχη κτέ. hier soll. So weit paßt der Betreffende doch auf, daß er die Gelegenheit kauft; ob er übrigens aufpaßt, ist für den Hauptgedanken gleichgültig. Und wenn man ἀμελοῦσι und μηδὲν ἐθέλουσι κτέ. auf die Athener bezieht, d. h. die jetzigen,

[1]) Aristides scheint indes auch den anderen Text zu kennen, indem er οὐδὲν π. οὐδὲ σ. selbst gebraucht (I 399 Dd.); er hatte vielleicht mehrere Handschriften.

[2]) Fälschlich fügt Voemel den Aristides zu, der nur bis ἐμίσουν zitiert.

so sagt doch Weil mit Recht, daß für den, der nichts tun will, jede Gelegenheit verloren ist. Nun lassen S[1] (add. m. saec. XII!) L[1]Y zwar *καὶ τοῖς ... πραττόντων* aus; aber weder den Rhythmen noch dem Gedanken ist damit genug getan. Aber wenn man den ganzen Relativsatz ausläßt und dann noch umstellt *πρίασθ(αι) οὐκ ἦν*, dann geht alles wunderschön: *τὸν καιρὸν οὖν ἑκάστου = τῶν πραγμάτων πρίασθ' οὐκ* (aa[1] = A), und diese selbe Verbindung gleicher Rhythmen noch zweimal: *-των οὐδὲ τῶν στρατηγούν- = -των οὐδὲ τὴν πρὸς ἀλλή-* (A[1]); *-βάρους ἀπιστίαν οὐδ' = ὅλως τοιοῦτον οὐδέν* (A″). Zwischen A und A′ *ἣν παρὰ τῶν λεγόν-*, was sich nach A′ wiederholt: *-λους ὁμόνοιαν οὐ-*; der Rest ist *-δὲ τὴν πρὸς τοὺς τυ- = -ράννους καὶ τοὺς βαρ- (βάρους)*. Ich konstatiere also, daß S hier zwar richtig ausläßt, aber zu wenig ausläßt. Das Auszulassende hat etwas Ähnlichkeit mit Phil. I 5. Ol. II 23; aber es mag dennoch demosthenisch sein, aus dem ersten, der Korrektur bedürfenden Entwurfe.

Jetzt kommt in § 39 etwas dem ersten Zusatze in 37 Entsprechendes (*I*):

ταῦτα δ' ἐστὶ τί;	(a, –⏑–⏑⏓)
ζῆλος, εἴ τις εἰ-	(a′)
ληφέν τι· γέλως | ἂν ὁμολογῇ	(b b′, –⏓⏑⏑–)
μῖσος, ἂν τούτοις ἐπιτιμᾷς· τἄλλα	(c, –⏑–––⏑⏑–––⏒)
πάνθ' ὅσ' ἐκ τοῦ δωροδοκεῖν ἤρτηται.	(c′)

In 4 die Handschriften *τις ἐπιτιμᾷ* mit Tribrachys. S[1] (add. m. saec. XV) L[1] lassen nach 3 aus: *συγγνώμη τοῖς ἐλεγχομένοις*, was einfach aus § 37 erklärenderweise genommen sein kann.

Aber die Mannigfaltigkeit der Fälle ist noch nicht erschöpft: das zeigt (*K*) § 41. Hier sind zunächst verbundene Rhythmen bis zu 23 Silben:

(ὁρᾶτε δή)που καὶ οὐδὲν ἐμοῦ προσδεῖσθε	(a, –⏑–⏑⏑–––⏒)
μάρτυρος· τὰ δ' ἐν τοῖς ἄνω-	(b, –⏑–⏑––⏑–)
θεν χρόνοις ὅτι τἀ-	(c, –⏑–⏑⏑–)
ναντί' εἶχεν ἐγὼ δηλώσω,	(a′)
οὐ λόγους ἐμαυτοῦ λέγων,	(b′)
ἀλλὰ γράμματα τῶν	(c′)

Dann ist *προγόνων τῶν ὑμετέρων* (ohne das in S[1] L[1] und bei Aristides ausgelassene *δεικνύων*) = *ἃ ἐκεῖνοι ⟨καὶ⟩ κατέθεντ'*. Aber nun nach S[1] L[1]: *εἰς στήλην χαλκῆν γράψαντες εἰς ἀκρόπολιν. Ἄρθμιος, φησί(ν), [ὁ]* (del. Dindorf) *Πυθώνακτος Ζελείτης ἄτιμος κτέ.* So leicht es ist, von *Ἄρθμιος* an die Rhythmen darzustellen: *Ἄρθμιος φησὶ* (oder *φήσ' ὁ*) *Πυθώνα- = -κτος Ζελείτης ἄτιμος καί; πολέμιος τοῦ δή- = -μου τοῦ Ἀθηναίων; καὶ τῶν συμμάχων = αὐτὸς καὶ γένος*, so unmöglich ist dies für *εἰς στήλην ... ἀκρόπολιν*, so lange man sich beschränkt auf das, was S[1] L[1] bietet. Aber diese lassen viel aus (in S add. m. saec. XIV): *οὐχ ἵν' αὐτοῖς ᾖ χρήσιμα (καὶ γὰρ ἄνευ τούτων τῶν γραμμάτων τὰ δέοντ' ἐφρόνουν), ἀλλ' ἵν' ὑμεῖς ἔχηθ' ὑπομνήματα καὶ παραδείγματα, ὡς ὑπὲρ τῶν τοιούτων σπουδάζειν προσήκει. τί οὖν λέγει τὰ γράμματα;* Die Spondeen von *εἰς στήλην χαλκῆν γράψαντες εἰς* finden wir wieder in *τῶν τοιούτων σπουδάζειν προσή-*, und finden sie beide Male dem Gewichte

des Gedankens angemessen; sodann ist *-κει. τί οὖν λέ-* = *-γει τὰ γράμμαθ'*, und *ἀκρόπολῖν* |, *ἵν' ὑ|μεῖς ἔχηθ' ὑπο-* = *-μνήματα καὶ παρα|δείγμαθ', ὡς ὑπέρ*, verbundene Rhythmen allerdings kleinen Umfangs, –⏖–⏑⏓ und –⏑–⏑–. Dann ist also nichts zu entfernen als der negative Teil des Zusatzes, *οὐχ ... ἀλλ'*, und S läßt zu viel aus, während er § 38 zu wenig ausließ. An Interpolation zu denken ist hier ganz verkehrt: es sind zwei Formen, eine breitere und unausgearbeitete, und eine knappere und rhythmisierte.

Kleinen Umfangs sind die Zusätze (*L, M*) in § 43, bei denen zu dem Zeugnis von S[1] (add. m. saec. XII) und L[1] das des Harpokration (unter *ἄτιμος*) hinzukommt, für den zweiten auch das von Y und Vind. 4.

ἀτίμους. τοῦτο δ' ἔστ' οὐχ	(a, ⏒–––⏑––)
ἣν οὑτωσί τις ἂν φή-	(a′)
σειεν ἀτιμίαν·	(b, –⏑⏑–⏑–)
τί γὰρ τῷ | Ζελείτῃ,	(cc′, ⏑––)
τῶν Ἀθήνησι κοινῶν εἰ	(d, –⏑––⏑–––)
μὴ μεθέξειν ἔμελλ'; ἀλλ' ἐν	(d′)
τοῖς φονικοῖς γέγρα(πται) —	(b′)

Der erste Zusatz ist *ἀλλ' οὐ τοῦτο λέγει* vor *ἀλλ'* 6, nicht einzufügen, wie sich auch weiterhin zeigt. Es konnte dies leicht zufällig ausfallen, da zwei Stücke nebeneinander mit *ἀλλ'* beginnen; aber der Sinn fordert es nicht. Vorher habe ich mit der Vulgata *Ἀθήνησι* geschrieben statt des sehr ungefälligen *Ἀθηναίων* (S[1]L[1] Harp.); ein ähnlicher Fall, den ich ebenso entscheide, ist Chers. 45. Aber nun kommen Schwierigkeiten. *(γέγρα)πται νόμοις ὑπὲρ ὧν ἂν μὴ διδῷ δίκας* (*δίκας* om. AY[1], auch Handschriften des Harpokration, während die anderen *δίκην* haben) *φόνου δικάσασθαι, ἀλλ' εὐαγὲς ᾖ τὸ ἀποκτεῖναι* (*ἀλλ' ... ἀποκτ.* der zweite Zusatz), *καὶ ἄτιμος, φησίν, τεθνάτω. τοῦτο δὴ λέγει, καθαρὸν τὸν τούτων τιν' ἀποκτείναντ' εἶναι. δίκην* oder *δίκας* ist doch nichts als Interpolation; aber ich muß außerdem umstellen und *τοῦ φόνου* schreiben, was dem Sprachgebrauch sehr gemäß ist (Rh. Mus. XLIV 22 f.; auch Aristot. *Πολιτεία* 57, 2 *τοῦ φόνου*); so ergibt sich:

-πται νόμοις, ὑπὲρ ὧν ἂν	(e, –⏑–⏖––)
μὴ διδῷ δικάσασθαι	(e′)
τοῦ φόνου, καὶ ἄτιμός φησιν τεθνάτω. τοῦτο	(f, –⏑–⏑⏑––––⏖––⏒; Anfang = e)
δὴ λέγει, καθαρὸν τὸν τούτων τιν' ἀποκτείναντ'	(f′)
εἶναι. | οὐκοῦν ἐνόμιζον ἐκεῖνοι	(g, ––––⏖–⏖––)
τῆς πάντων τῶν Ἑλ|λήνων σωτηρί-	(h, h′, ––––⏓)
ους αὑτοῖς ἐπιμελητέον εἶναι.	(g′)

Damit fällt auch der zweite Zusatz, der ganz gewiß auf verschiedene Form zurückgeht; welcher Interpolator hätte *εὐαγές* gesagt?

Der interessanteste Fall folgt jetzt (*N*), § 46. Ich beginne bei § 45 Mitte:

ἐκόλαζον δ' οὕτω | καὶ ἐτιμωροῦνθ' οὓς	(a, a′, ⏑⏑––––)
αἴσθοινθ' |, ὥστε καὶ στηλίτας	(b, ––|–⏑–––⏓)
ποιεῖν. | ἐκ δὲ τούτων εἰκό-	(b′)
τως τὰ τῶν Ἑλλή|νων ⟨τότ'⟩ ἦν βαρβά-	(c, c′ = C, –⏑––⏓)

	ῥῳ φοβέρ', οὐχ ὁ βάρβαρος τοῖς Ἕλ-	(d, –⏑⏑–⏑–⏑–––)
(§ 46)	λησιν. ἀλλ' οὐ νῦν· | οὐ γὰρ οὕτως ὑ-	C', zweimal –⏑–––)
	μεῖς ἔχετ' οὔτε πρὸς τὰ τοιαῦτ' οὔ-	(d')
	τε πρὸς τἄλλ', ἀλλὰ πῶς;	(e, ⏓–––⏑–)
	εἴπω κελεύετε	(f, ––⏑–⏑⏓)
	καὶ οὐκ ὀρ|γιεῖσθε;	(gg', ⏑––)
(§ 47)	ἔστιν τοίνυν τις εὐ-	(e')
	ήθης λόγος παρὰ	(f')

In 4 habe ich *τότ'* eingeschoben, entsprechend dem *νῦν* 6, und dafür *τῷ* vor *βαρβάρῳ* beseitigt; wer ist hier der bestimmte *βάρβαρος*, wie es in 5 Philippos ist? Ferner habe ich 6 f. *ὑμεῖς ἔχετ'* für *ἔχεθ' ὑμεῖς* geschrieben. Ich habe aber ausgelassen, was S pr. (add. m. antiqua) L pr. nach *πῶς* 8 auslassen: *ἴστ' αὐτοί· τί γὰρ δεῖ περὶ πάντων ὑμῶν κατηγορεῖν; παραπλησίως δὲ καὶ οὐδὲν βέλτιον ὑμῶν ἅπαντες* (oder *καὶ ἅπ.*, oder *καὶ πάντες*) *οἱ λοιποὶ Ἕλληνες. διόπερ φήμ' ἔγωγε καὶ σπουδῆς πολλῆς καὶ βουλῆς ἀγαθῆς τὰ παρόντα πράγματα προσδεῖσθαι* (oder *καὶ βουλ. ἀγ.* erst nach *προσδ.*). *τίνος*; Dies *τίνος* ist nach Spengel und Weil interpoliert, um diese Fassung mit der in S zu verknüpfen; in der Tat schließt nach der Form der Vulgata der Abschnitt ohne Frage, und auch das zugefügte Lemma *ΕΚ ΤΟΥ ΓΡΑΜΜΑΤΕΙΟΥ ΑΝΑΓΙΓΝΩΣΚΕΙ* gehört nur der anderen Form an, ist indes nicht als authentisch anzusehen, sondern die Frage *εἴπω κελεύετε* als nicht ernst gemeint. Besonders interessant und von Weil gebührend verwertet ist der Fall deswegen, weil hier die beiden Formen wirklich besonders klar nebeneinander vorliegen. Nach der von S sind § 46 und 47 durch die Rhythmen eng verbunden; in der anderen finde ich keine Rhythmen, kann aber an dem demosthenischen Ursprung nicht zweifeln.

Auch bei *O* (§ 58) ist die Entscheidung keine andere.

	Ἵππαρχον Αὐτομέδοντα	(a, ––⏓–⏑⏑–⏓)
	Κλείταρχον· καὶ μετὰ ταῦτ' ἐξ-	(a')
	ελήλακεν ἐκ τῆς χώρας	(b, ⏑–⏑⏑––––)
	δὶς [ἤδη] βουλομένους σῴζεσθαι.	(b')
(§ 59)	καὶ τί δεῖ τὰ πολλὰ λέγειν; ἀλλ' ἐν Ὠρε-	(c, –⏑–⏑–⏑⏑––⏑–⏓)
	ῷ Φιλιστίδης μὲν ἔπραττεν Φιλίππῳ	(c')

Der Zusatz ist nach *σῴζεσθαι*: *τότε μὲν πέμψας τοὺς μετ' Εὐρυλόχου ξένους, πάλιν δὲ τοὺς μετὰ Παρμενίωνος*; nur S[1] (add. m. saec. XII) L[1] lassen aus; an fremde Hand kann man nicht denken. In Z. 1 f. ist die Responsion ungenau; vielleicht ist der (aus Homer bekannte) Name *Αὐτομέδοντα* aus einem ähnlichen, konsonantisch anfangenden verdorben.

Aber nun ganz anders bei § 64, wo es sich gar nicht um Auslassungen in SL, sondern um solche in der Mehrzahl der Handschriften handelt (*P*). Ich analysiere den Text der Minderzahl, worunter A:

πάνθ', ἵνα μὴ καθ' ἕκα-	(a, –⏑⏑–⏑⏑–)
στον λέγω· οἱ μὲν ἐφ' οἷς	(a')
ἤδη χαριοῦνται, ταῦτ' ἔ-	(b, ⏑–⏖–––⏑)

λεγον καὶ ἐλύπουν οὐδέν·	(b′)
οἱ δ' ἐξ ὧν ἔμελλον σω-	(c, – – – ⏑ – – ⏓)
θήσεσθαι προσῆσαν δ' ἀπ-	(c′)
έχθειαι. πολλὰ δὲ καὶ τὰ τελευταῖ	(d, – – – – ⏑⏑ – ⏑⏑ – –)
οὐχ οὕτως πρὸς χάριν οὐδὲ δι' ἄγνοι(αν κτέ.)	(d′)

Erstlich hat A *ἕκαστον* für *-στα* in 1, dann *ἤδη* in 3, mit der Vulgata, aber gegen SL¹Y¹, die es auslassen; dann in 4 den Zusatz *καὶ ἐλύπουν οὐδέν*, mit wenigen anderen Handschriften (worunter Y mg.), dann 6 f. den Zusatz *προσῆσαν δ' ἀπέχθειαι* desgleichen (diesen auch S mg., von alter, vielleicht fast gleichzeitiger Hand). In 8 bin ich L allein gefolgt, indem die anderen, auch S, vor *πρὸς χάριν* ein *οὐδὲ* zufügen. Nun ist klar, daß die Auslassungen in 3. 4. 6 f. nicht zufällig sind, und dennoch die Zusätze gut; der Rhythmus aber kommt erst durch sie zu stande, so daß der Fall von *C* (§ 20) jetzt ein Seitenstück hat.

Hingegen bei § 65 (*Q*, *R*) ist das Verhältnis wieder das übliche.

(ἠτ)τᾶσθ' ἐνόμιζον. ὃ νὴ	(a, – ⏖ – ⏖ –)
τὸν Δία καὶ τὸν Ἀπόλ-	(a′)
λω δέδοικ' ἔγωγε | μὴ πάθητ', ἐπειδὰν	(b, b, – ⏑ – ⏑ – ⏑)
εἰδῆτ' ἐκλογιζόμενοι μηδὲ ἓν ὑμῖν ἐνόν.	(c, ⏒ – – – ⏑ – ⏑⏑ – – ⏑⏑ – – ⏑ –)
καίτοι μὴ γένοιτο μὲν ὦ | ἄνδρες Ἀθηναῖοι ἐν	(c′)
τούτῳ τὰ πράγματα· τε-	(d, – – ⏑ – ⏑⏑ –, Anfang von g)
θνάναι μυριάκις κρεῖττον ἢ κο-	(e, ⏒ – – ⏑⏑ – – ⏑ – ⏒)
λακείᾳ τι ποιῆσαι Φιλίππου.	(e′)
καλήν γ' οἱ πολλοὶ νῦν	(f, ⏑ – – – – –)
ἀπειλήφασ' Ὠρει-	(f′)
τῶν ⟨τὴν⟩ χάριν |, ὅτι τοῖς Φι-	(g, – – ⏑ – ⏑⏑ – ⏑, vgl. d und h)
λίππου φίλοις ἐπέτρεψαν ἑαυτούς,	(h, ⏓ – ⏑ – ⏑⏑ – ⏖ – ⏓, Anfang = g)
τὸν δ' Εὐφραῖον ἐμίσουν ἐώθουν·	(e″)
καλήν γ' ὁ δῆμος Ἐρετριέων, ὅ-	(h′)
τι τοὺς μὲν ὑμετέρους	(i = d = g Anfang)
πρέσβεις ἀπήλασε, Κλει-	(i′)
τάρχῳ δ' ἐνέδωκεν ἑαυτόν·	(k = h Schluß)
δουλεύουσίν γε μαστιγούμε-	(l, – – – – ⏑ – – – ⏑)
νοι καὶ στρεβλούμενοι καὶ σφαττό-	(l′)
μενοι. καλῶς | Ὀλυνθίων κτέ.	(m, m′, ⏑ – ⏑ –).

Ich habe in 3 *ἔγωγε* aus der Vulgata aufgenommen, gegen *ἐγώ* SA u. s. w., *ὑμεῖς* aber nach *πάθητε* gestrichen; in 5 *ἐν τούτῳ* vor *τὰ πράγμ.* gestellt (auch gegen Aristides S. 359; der Nachdruck verlangt es hier, und der Hiatus wird durch die Pause entschuldigt. Nach *τεθνάναι* 6 f. habe ich ausgelassen *δὲ* (SA Aristid.) oder *γὰρ* (vulg.). Zu ⟨*τὴν*⟩ *χάριν* 11 vgl. I 11 (oben S. 488). Erheblicher ist, daß ich in 13 und wieder in 19 f. vereinigt habe, was getrennt überliefert ist: 13 *ἐμίσουν* A Aristid., *ἐώθουν* S u. s. w.; 19 f. *στρεβλούμενοι* Vulg., *σφαττόμενοι* SLA, wonach schon Schäfer *στρεβλ. καὶ σφαττ.* vermutete. Aber nun, was die Hauptsache, folgt nach *ἐνόν* 4 in der Vulgata ein ganz wunderlicher, aber durch Harpokration (unter *δυσωποῦμαι* und *ὑπάγουσι*) und

andere Lexikographen bezeugter Zusatz: *καὶ τοὺς εἰς τοῦθ' ὑπάγοντας ὑμᾶς ὁρῶν οὐκ ὀρρωδῶ, ἀλλὰ δυσωποῦμαι· ἢ γὰρ ἐξεπίτηδες ἢ δι' ἄγνοιαν εἰς χαλεπὸν πρᾶγμα ὑπάγουσι τὴν πόλιν.* S[1] (add. m. antiqua eadem quae *προσῆσαν κτέ.* § 64) LFYO lassen dies weg. Ein zweiter Zusatz, nur in SL[1] fehlend, ist nach *Φιλίππου* 8: *καὶ προέσθαι τῶν ὑπὲρ ὑμῶν (αὐτῶν) λεγόντων τινάς.* Diesen kann man aus dem Folgenden verstehen und für demosthenisch halten; bei dem ersten bringt man das nicht fertig (wiewohl Spengel es zu können glaubte, mit Emendation allerdings), und kann sich anderseits auch keinen Interpolator als Verfasser konstruieren, sondern steht vor einem Rätsel. Die beiden Zusätze, von denen einer auf die philippischen Redner, der andere auf die patriotischen Bezug nimmt, scheinen im Zusammenhang miteinander; aber was soll der Gegensatz zwischen *ὀρρωδεῖν*, welches nur in der unechten Rede (des Anaximenes, s. jetzt Didymos) XI § 2 vorkommt, und dem ebensowenig von Demosthenes gebrauchten *δυσωπεῖσθαι*? Was das *ἢ ἐξεπίτηδες ἢ δι' ἄγνοιαν*, während Demosthenes die philippischen Redner stets zweifellos als erkaufte Verräter hinstellt? Die Rhythmen aber schließen beide Zusätze aus, nur daß der zweite einem vorhergehenden Rhythmus (c) wenigstens ähnlich ist:

– ⏑ – – – ⏑ ⏑ – – ⏑ – – ⏑ –, vgl. c
– – – ⏑ – ⏑ ⏑ – – ⏑ ⏑ – – ⏑ –

Zusatz *S*, § 71.

καὶ ποιήσαντες φανερά | τοὺς	(a, – – – – – ⏑ ⏑ – –)
ἄλλους ἤδη παρακαλῶμεν,	(a')
καὶ τοὺς ταῦτα διδάξον-	(b, ⏓ – – ⏑ ⏑ – –, = Schluß von a)
τας ἐκπέμπω|μεν πρέσβεις παν-	(c, c', ⏒ – – –)
ταχοῖ |, εἰς Πελοπόννη-	(b')
σον, εἰς Ῥόδον, εἰς Χίον,	(d, ⏒ ⏓ ⏖ – ⏑ –)
ὡς βασιλέα λέγω·	(d')
οὐδὲ γὰρ τῶν ἐκείνῳ	(e, – ⏑ – – ⏑ – –)
συμφερόντων ἀφέστη-	(e')
κε τὸ μὴ τοῦ|τον ἐᾶσαι	(ff', ⏑ ⏑ – –)
πάντα καταστρέ|ψασθ', ἵν' ἐὰν μὲν	(gg', – ⏑ ⏑ – –)
πείσητε κοινωνοὺς	(h, ⏓ – ⏑ – – –)
ἔχητε καὶ τῶν κιν(δύνων κτέ.)	(h')

S[1] (add. m. saec. XIV) läßt von *πανταχοῖ* 4 f. bis *καταστρέψασθαι* 11 aus (L ist in der ursprünglichen Schrift für den Schluß der Rede nicht vorhanden). Es kann dies für den Sinn fehlen, und zufällige Auslassung, die hier einmal Voemel annahm (weil er den demosthenischen Ursprung erkannte), ist nicht im mindesten wahrscheinlich. Aber hier ist für die Tilgung auch durch fremde Hand ein möglicher Grund, indem dies die einzige Stelle in den von Demosthenes herausgegebenen Reden ist, wo er auf das Bündnis mit dem Perserkönige kommt. Dies war eine in vieler Augen anstößige Sache, und die Feinde des Redners haben ihn fort und fort mit den persischen Hilfsgeldern verdächtigt. Für das Gebäude der Rhythmen sind die Worte nicht zu entbehren; aber da bei § 65 *μηδὲν* die Zahl 500 beigeschrieben ist, so bekommen wir

für 80 *στίχοι* — 580 ist die Gesamtzahl — mit diesem Zusatze zuviel; also in dem alexandrinischen Exemplare scheint er doch gefehlt zu haben.

Auch bei *T* (§ 73) ist nach diesem Kriterium S und Genossen (die er hier viele hat) nicht zu folgen.

(οὐ λέ)γω ταῦτ', ἀλλὰ τοῖς μὲν ἐν Χερρονή-	(a, – – – ⏑ – ⏑ – – ⏑ –)
σῳ χρήματ' ἀποστέλλειν φημὶ	(b, – – ⏖ – – – – ⏒)
δεῖν καὶ τἄλλ' ὅσ' ἀξιοῦσιν ποιεῖν·	(a′)
αὐτοὺς δὲ παρασκευάζεσθαι,	(b′)
καὶ πρώτους ἃ χρὴ ποι-	(c, – – – ⏑ – ⏓)
οῦντας τότε καὶ τοὺς ἄλλους Ἕλ-	(b″)
ληνας συγκαλεῖν συν-	(c′)
άγειν διδά|σκειν νουθετεῖν·	(d, d′, ⏒ – ⏑ –)
ταῦτ' ἐστὶν πόλεως ἀξίωμ' ἐ-	(e, – – – ⏖ – – ⏑ – ⏒)
χούσης ἡλίκον ὑμῖν ὑπάρχει.	(e′)

Die Worte 5 *καὶ . . . τότε καὶ* haben nur A 1. 2 und wenige andere Zeugen; die meisten lassen aus und schieben nach *τοὺς* 6 ein *δ'* ein. Also das liegt wie *P* § 64, nur daß in § 73 auch an zufälligen Ausfall gedacht werden kann und die kürzere Fassung durchaus nicht besser, ja nicht einmal gleich gut ist.

Der letzte Fall, § 75 (*U*) ist von ganz besonderer Art.

εἰ δ' ὃ βούλεται ζητῶν ἕκαστος καθεδεῖται	(a, – ⏑ – ⏑ – – – ⏑ – – ⏖ – ⏓)
καὶ ὡς μηδὲ ἓν αὐ|τὸς ποιήσει σκοπῶν, πρῶτον μὲν	(b, ⏑ – – ⏖ – – – – – ⏑ – – – ⏒)
οὐδὲ μήποθ' εὕρῃ τοὺς ποιήσοντας, ἔπειτα	(a′)
δέδοιχ' ὅπως | μὴ πάνθ' ἅμα	(c, c′, ⏒ – ⏑ ⏓
ὅσ' οὐ βουλόμεθα | ποιεῖν ἡμῖν ἀνάγκη γίγνητ(αι).	(b′)

Ich habe in 2 *ὡς* für *ὅπως* geschrieben; es ist doch hier kein gesetzter Zweck wie etwa VI 2 *σκοπεῖν ὅπως*, sondern nur Überlegung, so daß IV 2 *τίνα τιμωρήσεταί τις καὶ ὃν τρόπον* und vor allem hier vorher *ὃ βούλεται ζητῶν* zu vergleichen ist. Ferner in 5 *γίγνηται* für *γένηται* oder *γενήσεται* der Handschrift: 'Daß sich durch dies Zaudern die Notwendigkeit bildet'. Aber nun hat die Vulgata (gegen SFO u. s. w.) nach *γένηται* noch: *εἰ γὰρ ἦσαν, εὕρηντ' ἂν πάλαι, ἕνεκά γε τοῦ μηδὲν ἡμᾶς αὐτοὺς ποιεῖν ἐθέλειν· ἀλλ' οὐκ εἰσίν.* Das geht unfraglich in die Rhythmen ein, sobald man nur den Tribrachys durch Umstellung des *γε* hinter *τοῦ* beseitigt: *εἰ γὰρ ἦσαν εὕρηντ' ἂν πάλαι* | *εἵνεκα τοῦ γε,* = a″, mit *εὕρηντ'* dem *εὕρῃ* (und *ζητῶν*) an gleicher Stelle entsprechend; *μηδὲ ἓν ἡμᾶς αὐτοὺς ποι-* = *-εῖν ἐθέλειν, ἀλλ' οὐκ εἰσίν.* Also die Rhythmen entscheiden für 'zulässig': der Epilog nämlich, in § 76, hat seine Rhythmen für sich, und der vokalische Anlaut (damit *γίγνητ[αι]* das *αι* verlieren könne) ist sowohl bei ihm (*ἐγώ*) als bei dem Zusatze (*εἰ*). Aber aufs entschiedenste sind die Rhythmen gegen die Umstellung von Schäfer und Dobree, welche den Zusatz hinter *ποιήσοντας* 3 unterbringen. Indes auch der Sinn fordert diese Umstellung nicht; er fordert freilich noch weniger den Zusatz. Von Demosthenes' Hand ist dieser sicher, aber in der Revision gestrichen.

Vorläufig sind wir nun zu Ende und können überschauen. Im allgemeinen

ist das, was S[1] bietet, die definitive Fassung, indem es die rhythmisierte ist; aber es gibt Ausnahmen. Von diesen ist nicht bedeutend *H* § 38, wo S zu wenig ausließ; bedeutender *K* § 41, wo zu viel ausgelassen ist, und *G* § 37, wo nicht das, was auszulassen war, sondern etwas anderes. Wie soll das zugegangen sein? Ferner die Fälle, wo nach den Rhythmen nichts auszulassen war: *C* § 20, *P* § 64, *S* § 71, *T* § 75, und die Zahl dieser Fälle läßt sich sogar noch vermehren. In § 14 lassen SL[1] nach *αἰτιωμένων* aus: *καὶ κρίνειν βουλομένων*; wir sind der Autorität fast unbesehens gefolgt, obwohl hier doch auch die Möglichkeit rein zufälliger Auslassung sehr nahe liegt und A gar das ganze Stück *ἀλλ' ὑμῶν αὐτῶν τινας αἰτιωμένων κ. κρ. β.* wegläßt. Zu vergleichen ist II 25: *αἰτιωμένων ἀλλήλους, κρινόντων.* Die Rhythmen kommen nun hier so heraus:

(ἀν)θρώπων εἰ τῶν ἀδικουμέ-	(a, – – ⏑ – ⏖ – ⏑)
νων ὑμῶν μηδὲ ἓν ἐγκα-	(a')
λούντων αὐτῷ | , ἀλλ' ὑμῶν αὐ-	(b, b', – – – –)
τῶν τινας αἰτιωμένων καὶ κρίνειν	(c, – ⏖ – ⏑ – ⏑ – – – –)
βουλομένων, ἐκεῖνος ἐκλύσας τὴν	(c')
πρὸς ἀλλήλους ἔ|ριν ὑμῶν καὶ φι-	(d, d, ⏑ – – – ⏑)
λονικίαν ἐφ' ἑαυτὸν | ⟨πᾶσι⟩ προείποι τρέπεσθαι,	(e, ⏓ – ⏑ – ⏑⏑ – ⏓, – ⏑⏑ – – ⏑ –)
καὶ τῶν παρ' ἑαυ|τοῦ μισθοφοροῦν-	(f, f', – – ⏖ –)
των τοὺς λόγους ἀφέλοιτο | , οἷς ἀναβάλλουσιν ὑμᾶς,	(e')
λέγοντες ὡς ⟨ἄρ'⟩ ἐκεῖνός γ' | οὐ πολεμεῖ τῇ πόλει.	(e'', doch im 2. Teile katalektisch)

Zu ⟨ἄρ'⟩ 10 vgl. VIII 57 *τὸ λέγειν ὡς ἄρα βούλονταί τινες πόλεμον ποιῆσαι.*

Also hier ist die vollständigere Fassung richtig, freilich aber, wird man sagen, der Fall mit den oben behandelten nicht gleichartig, weil gar keine Notwendigkeit ist, an zwei Formen zu denken. Ein anderer ist § 48, wo ich so analysiere:

κεκινῆσθαι κἀπιδεδω-	(a, ⏑ – – – – ⏖ –)
κέναι. πρῶτον μὲν γὰρ ἀκού-	(a')
ω ⟨καὶ⟩ Λακεδαιμο|νίους τότε καὶ πάν-	(b, b', ⏒ – ⏖ – ⏓)
τας τοὺς ἄλλους τέτταρας	(c, – – – – – ⏑ –)
μῆνας ἢ | πέντε τὴν	(d, d', – ⏑ –)
ὡραίαν αὐτήν, στρατεύ-	(c')
εσθαι, καὶ τοῦτον τὸν χρόνον ἐμ|βαλόντας ἂν καὶ κα-	(e, – – – – – – ⏖ –, ⏓ – ⏑ – – ⏑)
κώσαντας τὴν τῶν ἀντιπάλων | χώραν ὁπλίταις καὶ	(e')
πολιτικοῖς | στρατεύμασιν κτἑ.	(f, f', ⏑ – ⏑ –)

στρατεύεσθαι . . . χρόνον 6 f. fehlen in S[1]LFY[1]O u. s. w.; diese Worte können mit Vorteil für die Knappheit der Darstellung entbehrt werden. Sie sind immerhin auch für die Rhythmen entbehrlich, d. h. wenn auch *τῶν ἀντιπάλων* 8 weggelassen wird, was in SL[1] allein fehlt und zwar entbehrlich ist, aber durchaus nicht als Glossem erscheint, und wenn ferner für *ἄλλους* 4 die andere Lesart *Ἕλληνας* aufgenommen und das Stück 7 f. in kleine Rhythmen zerlegt wird. So lautet 4 *-τας τοὺς Ἕλληνας τέτταρας,* = 6 *ὡραίαν αὐτήν, ἐμβαλόν-*; *-τας ἂν καὶ* = *κακώσαν-*; *-τας τὴν χώραν* = *ὁπλίταις καὶ*; 9 wie bisher. Dies

scheint wirklich ein Seitenstück zu § 75 (*U*) zu sein: der Redner hat hinterdrein den Ausdruck knapper gemacht und dabei die Rhythmen verringert, aber nicht zerstört.

Noch eine dritte Stelle ließe sich heranziehen, § 54, wo die Analyse folgendes ergibt.

(§ 53) *ὑπηρετοῦντας ἐκείνοις.*	(a, ⏑–⏑–⏑⏑––)
(§ 54) *ὃ οὐ μὰ τὸν Δία καὶ τοὺς*	(a′)
ἄλλους θεοὺς οὐ δυνήσεσθ'	(b, ––⏑––⏑––)
ὑμεῖς ποιῆσ(αι), οὐδὲ βούλεσθ',	(b′)
ἀλλ' εἰς τοῦτ' ἀφῖχθε	(Schluß von b, ohne die zwei ersten Silben)
μωρίας [ἢ] παρανοίας	(c, –⏑–⏕––, vgl. a)
[ἢ] οὐκ ἔχω τί λέγω (πολ-	(c′)
λάκις γὰρ ἔμοιγ' ἐ|πελήλυθε καὶ τοῦ-	(d, d′, ⏑–⏑⏑–⏒)
το φοβεῖσθαι |, μή τι δαιμόνιον τὰ πράγ-	(e, ⏑⏑––, –⏑–⏕–⏑–)
ματ' ἐλαύνῃ | ὥστε λοιδορίας φθόνου	(e′)
σκώμματος | ἧστινος	(f, f′, –⏑⏓)
ἂν τύχηθ' ἕνεκ' αἰτίας κτἑ.	(Schluß von e)

In 2 bin ich Reiske gefolgt, der aus der Vulgata ὃ und der Lesart in A οὐ verbindend ὃ οὐ gemacht hat. Die Streichung von ἢ 6 f. hat ihr Analogon 10 f., wo ebenso zwei ἤ, nach *λοιδορίας* und *φθόνου*, auf die Autorität von SL[1] beseitigt sind. *οὐδὲ βούλεσθ'* aber, worauf es mir ankommt, fehlt in S[1]L[1]A und ist ebenfalls auf diese Autorität allgemein getilgt, mit Unrecht, denke ich jetzt. Aber die zwei Worte können sehr wohl auch zufällig ausgelassen sein und tragen für die Frage nach den zwei Formen nichts aus.

Wenn wir nun zu dieser zurückkehren, so läßt sie sich in folgender Weise, und zwar geteilt, formulieren: Wie kommt es, daß wir in unseren Handschriften (diese als ein Ganzes genommen) diese beiden Formen so nebeneinander haben? und ferner: Wie kommt es, daß SL, die im ganzen die definitive und bessere Form geben, doch in einigen Fällen etwas bieten, was dieser nicht anzugehören scheint? Für den ersten Teil der Frage nun können wir wieder den Vergleich mit der Apostelgeschichte benutzen. Es gibt nicht viele Texteszeugen, welche von dieser die Form *α* oder A (die östliche) rein darböten, vollends kaum einen, der rein die westliche oder römische (*β* oder R), sondern zumeist ist größere oder geringere Zumischung der anderen zu konstatieren. Z. B. in Kap. 28, 16 gehören die Worte *ὁ ἑκατόνταρχος παρέδωκε τοὺς δεσμίους τῷ στρατοπεδάρχῃ* nur *β* und nicht auch *α* an; aber nur etwa ein halbes Dutzend griechischer Handschriften lassen sie aus, und so haben sie auch in die deutsche Bibel den Weg gefunden. Das ist also vermittelst der Kollation und der Eintragung aus einer Handschrift in die andere gekommen. Nehmen wir nun an, daß man in Demosthenes' Nachlaß unter vielen anderen Entwürfen und Ausarbeitungen — die Midiana ist daher und die vierte Philippika, und die Prooemiensammlung, u. s. w. — auch den ersten Entwurf der dritten Philippika fand und nun auch den herausgab. Selbständig konnte er sich neben der vom Redner herausgegebenen Form nicht halten; also man trug aus ihm in die

Exemplare dieser ein, was hinzukam, und was anders war, und was fehlte, unter Anwendung von Zeichen für jede dieser Kategorien. Das war nach der Zeit des Kallimachos und der Zeilenzählung. Bei den weiteren Abschriften nun geschah Vermischung, d. h. aus der Form *α* wurde vielfach *β*, oder es entstand sogar ein Text, der keiner Form angehört, so hier in § 6 ff. und wieder in 46, *α* und *β* kontaminiert. Ganz rein von *β* ist keine Handschrift geblieben, auch nicht S, falls ich mit Recht in § 38 mehr ausscheide als S ausläßt. So etwas erklärt sich ja einfach; aber wie kommt es, daß S auch zu Unrecht ausläßt, und nicht bloß durch Zufall, wie auch in anderen Reden und wie beliebige andere Handschriften? Stellen wir uns also eins jener ursprünglichen, beide Formen umfassenden Exemplare mit Zeichen vor. Nehmen wir an, es sei mit Obelen bezeichnet gewesen, was in dem verglichenen *β* (dem ersten Entwurf) fehlte, mit *διπλαῖ ὠβελισμέναι* (⋗, wie noch manches in der Midiana in S und F, s. Christ, Attikusausgabe S. 26 ff. und meine Ausgabe des D. II, VIII f.), was in *β* durch etwas anderes ersetzt war; diese Form von *β* stand dann mit *διπλαῖ* am Rande. Endlich war noch ein Zeichen für das in *β* einfach Hinzukommende, was gleichfalls am Rande stand. Nun wurde in sorgfältigen Abschriften der Text immer noch ziemlich rein nach *α* überliefert, und was am Rande stand, einfach weggelassen. Aber die Versuchung lag nahe, nun auch das mit Obelen Bezeichnete wegzulassen, was doch nicht wegzulassen war, indem es nur im ersten Entwurfe noch gefehlt hatte. Ferner, war irgendwo doch Kontamination mit *β* geschehen, und sollte diese berichtigt werden, dann konnte dabei leicht eine Irrung entstehen, indem dem künftigen Abschreiber nicht deutlich genug vorgezeichnet war, was er wegzulassen hatte und was nicht. Durch solche Annahmen also, die von andersher nahegelegt werden, kann man, wie es mir scheint, die vorliegenden problematischen Tatsachen erklären.

NACHTRÄGE ZU DEM AUFSATZE N. J. 1902 IX 708 ff.

Plat. Laches 201 B (S. 711) Z. 9 f. ohne Übergreifen mit *γεραιότατος*, vgl. Kühner I³ 1, 559 (*παλαιοτέρα* Protag. 341 A). — Ol. II 21 (S. 715 f.) *κινεῖ|ται, καὶ ἂν ῥῆγμα καὶ ἂν | στρέμμα κἂν ἄλλο τι τῶν | ὑπαρχόντων σαθρῶν* |, dies = dem folgenden Anfang *ᾖ, οὕτω καὶ τῶν πό-*. So ist *σαθρῶν* und *σαθρὸν* möglich. — I 19 f. (S. 716 f.), Z. 4 lieber *γιγνώσκω· περὶ δὲ πόρου χρημάτων,* = *ὡς βούλεσθε λαμβάνετε* |. *εἰ μὲν οὖν*; dann 8 f. *ταῦτα* [*τοῖς*] *στρατευομένοις ἀ-* = *-ποδώσετ' οὐδενὸς ὑμῖν*. Ohne Artikel: 'den Empfängern, indem sie', oder 'insofern sie'. Noch zieht niemand aus; der Redner verlangt es erst. *περὶ* habe ich wieder hergestellt, den (genügend entschuldigten) Tribrachys belassen. Statt ⟨*ἡμῖν*⟩ 16 ist auch *εἶναι* 18 möglich; so kommt *δεῖν κα-* zu 16. — II 9 (S. 767 f.) Z. 19 f. *καὶ σφόδρα γ' ἤν-* = *-θησεν ἐπὶ*; so ohne Übergreifen; die Kürzenhäufung kann durch Pause vor *ἐπὶ* entschuldigt werden, da doch nicht etwa *ἤνθησεν* und *ἐπὶ ταῖς ἐλπίσιν* irgend enger zusammengehören. — Isokr. VII 11 (S. 719 f.) ist schlecht analysiert, ohne ein einziges Zusammentreffen von Ende des Rhythmus mit Satzeinschnitt. Die Hauptstelle ist Z. 12 ff.: (*εὐτυ*)*χίας κατασχεῖν ἐδυνή-* = . . . *διεσκαριφησάμεθα*; dazwischen *-θημεν ἀλλὰ ταχέως* = demselben Rhythmus ohne die erste Silbe (oder vielleicht besser mit

Θ -θημεν ἀλλ' = *εὐθέως*, wie Hirschig nach XIV 29 schreiben möchte); *πολιτείαν γὰρ τὴν ὀρθῶς τοῖς πράγμασιν* = . . . *λαβεῖν* (vulg.; *καλῶς Γ*) *ζητοῦμεν. καίτοι τὰς εὐπραγίας*; dazwischen *χρησομένην οὔτ'* = *ἔχομεν οὔτε.* Man schreibt *ἂν τοῖς πρ. χρησαμένην*, was so nirgends steht: *Γ* läßt *ἂν* und auch *τοῖς* aus, hat aber *χρησαμ.*, die Vulg. *ἂν τοῖς* und *χρησομένην*. — Ol. III 20 (S. 720) ohne Übergreifen so: (*χρη*)|*μάτων τῶν τοῦ πολέμου* | *εὐχερῶς τὰ τοιαῦτ' ὀνει*|*δη φέρειν, ἐπὶ μὲν Κορινθίους καὶ Μεγαρέας* | *ἁρπάσαντας τὰ ὅπλα πορεύεσθαι* (Handschr.). | ⟨*τὸν*⟩ *Φίλιππον δ' ἐᾶν πόλιν 'Ελληνίδ'*, statt *πόλεις 'Ελληνίδας*, kräftiger, weil konkret von dem einen Olynth gesprochen wird, wie von Korinth und Megara. — Endlich VI 5 ff. (S. 721 ff.). Z. 5 *μικροῦ λόγου* für *βραχέος λ.*, so ist *ἐλέγχειν καὶ μικροῦ λόγου* = dem ersten Teil des folgenden Rhythmus: *συμβαίνει δεῖσθαι καὶ δυοῖν.* Demosth. sagt gern *μικρὸς χρόνος* = *βραχύς*, VI 21. XVIII 173 u. f.; ferner *μικρὰ εἰπεῖν* XVIII 270 u. f., wie andre *βραχέα*, Rehdantz Ind.[2] *μικρός*. — Z. 11 *καὶ τοὺς ὑπερεκπεπληγμέ-*, — dem Schluß von 7 *ἐκεῖνον ὅπερ κἀληθὲς* (also nach S ohne das wiederholte *τοῦ*). — Z. 18 § 6 *φοβερόν* ⟨*τε*⟩ *τὸν Φίλιππον*. — Z. 30 ff. § 6 f. *τὸ θρυλούμενόν* | *ποτ' ἀπόρρη*|*τον ἐκεῖνο* | *κατασκευάσαι*; [*τούτῳ*] *προσαγαγόμενον, τὴν δ' Ὀλυνθίων* (= *-τον ἐκεῖνο κατασκ.*, mit zwei Silben am Schlusse mehr) | *φιλίαν μετὰ ταῦτ'* ⟨*ἔσχε*⟩ *τῷ Ποτεί-*; dann *-δαιαν οὖσαν* | *ὑμετέραν ἐξελεῖν καὶ τοὺς* | *μὲν πρότερον συμμάχους* [*χ*]*ὑμᾶς*, ähnlich mit . . . *Θετταλοὺς δὲ* | *νυνὶ τὰ τελευταῖα τῷ Μαγνη*|*σίαν παραδώσειν ὑποσχέσθαι*, d. i. – ⏑ – ⏑ beide Male, dann zuerst – ⏑ ⏑ – – ⏑ – – – zweimal, nachher ⏓ – ⏑ ⏑ – – ⏑ – – – zweimal. Ich habe nur *νυνὶ* für *νῦν* geschrieben. Dazwischen *ἀδικῆσαι, παραδοῦναι δ' ἐκείνοις*, = nachher 42 f. *ὑπὲρ αὐτῶν ἀναδέξασθ*(*αι*). *ὅλως δ' οὐ-* (dann *-δεὶς* u. s. w. wie bisher).

Platon sagt einmal (Gesetze 769 AB), daß die Kunst des Malers nie ein Ende finde, sondern das Gemalte sich immer noch schöner machen lasse; ein bißchen ähnlich ist es mit den Rhythmen, nur daß hier am Ende ja doch eine bestimmte Grenze existieren muß.

DER VIERTE KREUZZUG UND SEINE PROBLEME

Von Ernst Gerland

1. **Walter Norden**, Der vierte Kreuzzug im Rahmen der Beziehungen des Abendlandes zu Byzanz. Berlin, B. Behr 1898. (Diss.) 108 S.
2. **Derselbe**, Das Papsttum und Byzanz. Ebenda 1903. 764 S.

Überaus merkwürdig ist das Wiederaufleben historischer Ideen. Wenn wir heute eine fürstliche Waffensammlung durchwandern, werden wir die schönsten Harnische, Schilde und Lanzen als Überreste einer Zeit finden, in der das Rittertum längst keine praktische Bedeutung mehr hatte, sondern nur noch in den Vorstellungen einer bestimmten Gesellschaftsklasse zu neuem Leben erwacht war. Gleichwohl ist dieses Wiederaufleben des Rittertums politisch und kulturell von höchster Bedeutung geworden. Erinnern wir uns, daß Tassos Befreites Jerusalem dieser Zeit angehört und daß ein französischer König, Heinrich II., durch seine Leidenschaft für Turniere sein Ende gefunden hat.[1]) Im Mittelalter selbst ist es ähnlich gegangen. Als die religiöse Begeisterung längst verflogen war und nur noch ganz persönliche, häufig sogar unschöne Motive zum Nehmen des Kreuzes bewogen,[2]) hat die alte Kreuzzugsbewegung noch einmal am französischen Hofe eine Nachblüte gefunden. Ich spreche von den beiden Kreuzzügen Ludwigs IX. des Heiligen, von zwei Unternehmungen, deren allgemeine Tendenzen dann weitergewirkt haben und in den verschiedenen fruchtlosen Kreuzzugsplänen des XIV. und XV. Jahrh. wiederzufinden sind.[3])

Wie aber stand es in der Zwischenzeit, in jenen Jahren, da realpolitische Gedanken die Oberhand gewonnen hatten und das Feuer der religiösen Bewegung fast zu ersticken schienen? Das klassische Beispiel für diese Zeit ist

[1]) 26. Juli 1559. S. Ranke, S. W. VIII 139. Für das erneute Rittertum ebd. S. 89 u. 96.

[2]) Vgl. Schlumberger, De l'affaiblissement du sentiment religieux au temps des croisades bei Tessier, Quatrième croisade S. 244—246.

[3]) Hirsch-Gereuth, Studien zur Geschichte der Kreuzzugsidee nach den Kreuzzügen (Hist. Abhandl. herausg. von Heigel u. Grauert XI), München 1896. Reichliches Material bei Jorga, Notes et extraits pour servir à l'histoire des croisades au XVe siècle, 1—3. Serie, 3 Bde., Paris 1899—1901; dazu Jorga, Philippe de Mézières, Bibliothèque de l'école des Hautes Études, Sciences philol. et hist. 110. fasc., Paris 1896, sowie Delaville le Roulx, La France en Orient au XIVe siècle, Paris 1886. Geistreiche Behandlung einiger Vertreter der Kreuzzugsidee *nach* den Kreuzzügen in der ersten Nummer der schönen Artikelreihe von Saint-Marc Girardin, Les origines de la question d'Orient I—III (Revue des deux mondes LI, LIII u. LX).

der vierte Kreuzzug. In ihm kreuzen sich die verschiedensten Bestrebungen. Hier beobachten wir die gemeine Raub- und Plünderungswut der Niederen sowie den Wagemut und die Abenteuerlust der fürstlichen Conquistadoren. Wir begegnen den bigott-kirchlichen Anschauungen der strengen Kreuzzugspartei und dem naiven Wunderglauben liebenswürdiger, aber doch sehr weltlich denkender Gemüter. So sehen wir den elsässischen Abt Martin von Päris und den niedersächsischen Bischof Konrad Krosigk von Halberstadt nach einem kurzen Besuch im heiligen Lande mit den zu Konstantinopel geraubten Reliquienschätzen der geliebten Heimat wieder zueilen.

Man kann sich daher nicht wundern, daß gerade der vierte Kreuzzug das Interesse der Forscher gereizt und zu manchen Kontroversen Anlaß gegeben hat. Eine jener berühmten Streitfragen, die, mit Erbitterung Jahre hindurch fortgesetzt, schließlich ohne völlige Entscheidung enden, knüpft sich an die Frage nach der Ablenkung des Kreuzzuges von seinem ursprünglichen Ziel, an die allerdings merkwürdige Tatsache, daß statt der Länder des Sultans von Ägypten die Hauptstadt des christlichen byzantinischen Kaisers, Konstantinopel, zum Zielpunkt der Bewegung gemacht worden ist. Den Anstoß zum jahrelangen Streit hatte eine Äußerung Hopfs gegeben. Hopf hatte in seiner im Jahre 1870 in der Ersch und Gruberschen Enzyklopädie erschienenen Geschichte Griechenlands im Mittelalter (LXXXV 188) die Bemerkung gemacht, daß Venedig für einen vorteilhaften Handelsvertrag die Interessen der Christenheit preisgegeben und die auf dem Lido sehnsüchtig der Ausfahrt nach Ägypten harrenden Kreuzfahrer erst nach Zara, dann nach Konstantinopel abgelenkt habe. Diese Anklage war nicht neu. Sie ist schon kurz nach den Ereignissen selbst von dem bekannten syrischen Chronisten Ernoul[1]) erhoben worden. Auf diese Stelle bezog sich im Jahre 1831 augenscheinlich Sauli, indem er gewisse den Venetianern in dieser Zeit von Ägypten gewährte Handelsvorteile hervorhob, dabei aber jene alte Überlieferung doch als recht zweifelhaft bezeichnete.[2]) Mit größerer Zuversicht äußerten sich in diesem Sinne schon Mas Latrie im Jahre 1861 und Thomas im Jahre 1864.[3]) Aber erst die bestimmte Mitteilung Hopfs (a. a. O.), daß ihm ein Vertrag Venedigs mit Sultan Malek el

[1]) Ernoul, vorher Knappe des Balian von Ibelin, wurde Fortsetzer des Wilhelm von Tyrus. S. die Ausgabe von Mas Latrie, Paris 1871, S. 345 u. 362. Alle späteren chronikalischen Nachrichten sollen auf Ernoul fußen, s. Streit S. 2. 35 Anm. 15, Hanotaux S. 5; dagegen Riant, Rev. d. quest. hist. XXIII 94 ff., Mitrophanov S. 480. 488. Ernoul ist bekanntlich den Venetianern sehr wenig gewogen; auf ihn geht die Bemerkung zurück, daß die Venetianer mit Rücksicht auf Ägypten den Kreuzzug abgelenkt hätten. Die Ablenkung selbst, doch ohne Angabe des Grundes, hat auch Papst Innocenz betont (Inn. III. epp. IX 139 vom 5. August 1206 bei Tafel und Thomas II 28; vgl. auch Norden, Papsttum S. 177). Dazu Inn. III. epp. VII 206 vom 29. Jan. 1205 bei Tafel und Thomas I 531; vgl. Hurter, Gesch. d. Papstes Innocenz III., I 415. 470—471.

[2]) *Fama antica però e dubbiosa*; s. Sauli, Colonia dei Genovesi in Galata S. 32.

[3]) Mas Latrie, Histoire de Chypre I app. 161 ff.; Thomas, Die Stellung Venedigs in der Weltgeschichte, Rede vom 25. Juli 1864, S. 13. Ähnlich auch schon Girardin, Revue des deux mondes LIII 712.

Adil von Ägypten vom 13. Mai 1202 vorliege, schien alle Zweifel verschwinden zu lassen.

Inzwischen wurde von anderer Seite ein neuer Gesichtspunkt in die Debatte getragen. Winkelmann wies im Jahre 1873 in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte[1]) auf die große Bedeutung hin, die den Unterhandlungen zwischen König Philipp und dessen Schwager, dem jungen Alexios von Konstantinopel, beizumessen sei. Diesen Gedanken griff Graf Riant auf. Indem er ihn mit den älteren Ansichten von den venetianisch-ägyptischen Beziehungen vereinigte, suchte er in zwei glänzend geschriebenen Aufsätzen[2]) folgender Idee Geltung zu verschaffen: Venedig und Ägypten waren im Mai 1202 einig geworden; der drohende Kreuzzug sollte der venetianischen Handelsbeziehungen wegen von den Ländern des ägyptischen Sultans abgelenkt werden. Da kamen den Venetianern (oder wenigstens der in Venedig herrschenden Partei) die Unterhandlungen zwischen Alexios und Philipp von Schwaben sehr gelegen. Die Mittelsperson bildete Markgraf Bonifaz von Montferrat, der erwählte Führer des Zuges. Durch ihn, der schon seit mehreren Jahren in Verbindung mit dem deutschen Hofe stand, gelang es Philipp und Heinrich Dandolo, die Kreuzfahrer ihrem ersten Ziele abwendig zu machen und die Unternehmung nach dem Umweg über Zara schließlich gegen Konstantinopel, Venedigs und Dandolos[3]) alte Feindin, zu lenken. Diese Aufsätze erregten natürlich berechtigtes Aufsehen. Winkelmann erklärte sofort seine Zustimmung, andere, darunter Thomas, erhoben Widerspruch.[4])

Ehe ich aber zur Besprechung der wichtigsten nun folgenden Meinungsäußerungen übergehe, muß ich eine dritte Theorie hervorheben, die schon von Streit kurzweg als 'die Zufallstheorie' bezeichnet worden ist. Ob diese Bezeichnung so ganz berechtigt sei, lasse ich dahingestellt. Jedenfalls war auch sie berufen, im Streite der Meinungen eine Rolle zu spielen, und wir werden ihr noch weiterhin begegnen. Diese Theorie war vor Mas Latrie und Hopf die allein herrschende gewesen;[5]) in der neueren Zeit wurde sie nur von De Wailly festgehalten.[6]) Wenn ich den Gedankengang derselben kurz

[1]) Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig I 296. 525.

[2]) Revue des questions historiques t. XVII u. XVIII: Innocent III., Philippe de Souabe et Boniface de Montferrat; t. XXIII: Le changement de direction de la 4e croisade.

[3]) Bekanntlich soll Dandolo in früheren Jahren auf einer Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel bei Gelegenheit einer kaiserlichen Audienz teilweise geblendet worden sein. S. Hurter I 415; La Farina S. 542; Simonsfeld, Andreas Dandolo S. 118.

[4]) Winkelmann in der Jenaer Literaturzeitung 1876 Nr. 1; Thomas, Der Doge Heinrich Dandolo und der Lateinerzug gegen Konstantinopel, in der Beilage zur Münch. Allg. Ztg. 22. Dez. 1875 Nr. 356. S. auch Streit, Venedig und die Wendung des vierten Kreuzzuges gegen Konstantinopel, Gymn.-Progr. von Anklam 1877, S. 5 u. 36 Nr. 37—39. Dies Programm erschien auch in italienischer Übersetzung von Fulin (Arch. ven. XVI 1878). Darin in der Einleitung weitere Literatur.

[5]) So noch in der ausführlichen Darstellung von La Farina, Le crociate — i Latini a Costantinopoli 1197—1203 (Studi sul secolo XIII, studio quarto, S. 503 ff.), Bastia 1857.

[6]) In den 'Eclaircissements', die De Wailly im Jahre 1874 der zweiten Auflage seiner Ausgabe des Geoffroy de Villehardouin, La conquête de Constantinople, beigab (daselbst

skizzieren soll, so könnte man vielleicht folgendes sagen: Man muß bei den Ereignissen der Jahre 1202—1204 davon absehen, überall einen wohlüberlegten und längst gefaßten Plan erkennen zu wollen; die Menschen sind die Kinder des Augenblicks, und aus den Bedürfnissen des Tages ist manches zu erklären, das, weil es den Wünschen politischer Mächte entgegenkam, als deren vorbereitete Absicht erscheinen könnte.

Man wird mir zugeben, daß auch diese Ansicht sich wohl hören lassen kann, und so standen sich denn drei Meinungen gegenüber, von denen jede gut genug fundiert zu sein schien. Da mußte es großen Eindruck machen, daß plötzlich der einen, von Hopf anscheinend urkundlich begründeten Theorie durch Hopfs eigenen Schüler, Ludwig Streit, das Fundament entzogen wurde. Ich komme damit auf Hopfs hinterlassene Papiere und dessen großes Regestenwerk zu sprechen.[1]) In seiner Geschichte Griechenlands im Mittelalter in der Ersch und Gruberschen Enzyklopädie hatte Hopf absichtlich die Geschichte des vierten Kreuzzuges und des lateinischen Kaiserreiches nur ganz kurz und ohne Quellenangaben besprochen, weil er den Wunsch hegte, in Kürze eine ausführliche Darstellung dieser Ereignisse folgen zu lassen.[2]) Nun wußte aber jedermann, daß Hopf ein ausgedehntes, auf mehrjährigen Studienreisen gesammeltes Urkundenmaterial besaß, und so hatte denn Graf Riant auch keinen Anstoß genommen, die von Hopf vom 13. Mai 1202 datierte Urkunde als wirklich vorhanden zu betrachten. Jetzt aber verriet Streit, daß sich diese Urkunde gar nicht in dem in seiner Hand befindlichen Hopfschen Regestenwerk vorfinde, sondern daß das Datum nur durch eine (noch dazu fehlerhafte) Berechnung gewonnen sei.[3]) Als Quelle ergaben sich die längst bekannten, bei Tafel und Thomas II 184—193 gedruckten venetianisch-ägyptischen Verträge, die allerdings undatiert überliefert sind und deren chronologische Anordnung erhebliche Schwierigkeiten macht. Riant selbst mußte jetzt diesen Teil seiner Behauptungen einschränken, und er tat das in jenem zweiten oben zitierten Artikel (Revue des questions historiques t. XXIII)[4]), ohne freilich damit den Hauptteil

S. 430—464). Die Ansicht De Waillys gipfelt darin, daß Villehardouin über die Ereignisse am besten unterrichtet sein mußte; daß man also sein Zeugnis immer in erster Linie in Betracht zu ziehen habe. Dabei muß man freilich mit De Wailly der Ansicht sein, daß Villehardouin auch überall die Wahrheit sagen wollte, und gerade darüber sind die Ansichten sehr geteilt. Es ist übrigens bezeichnend, daß auch der neueste Herausgeber Villehardouins, Bouchet, für die historische Glaubwürdigkeit seines Helden eine Lanze gebrochen hat: Villehardouin éd. Bouchet, Paris 1891, II 289 ff. Dagegen hat sich Molinier, Revue historique XLVIII (1892) S. 351, mit Recht ausgesprochen.

[1]) Darüber s. meine Abhandlungen in der Byzantinischen Zeitschrift VIII u. XI.

[2]) Das Manuskript war (bis zum Jahre 1216 reichend) im Nachlaß vollständig vorhanden. Nach Streits Tode fand sich nur noch die zweite Hälfte (die Jahre 1204—1216 umfassend) vor. Diese kann ich augenblicklich durch Herrn Prof. Röhrichts gütige Vermittlung für meine Geschichte des lateinischen Kaiserreichs benutzen.

[3]) Streit S. 49 Beilage C. Dazu Riant XVIII 69 ff. XXIII 89 ff.; Hanotaux S. 15 ff.; Mitrophanov 483 ff.

[4]) Dazu sind auch schon die Ausführungen im ersten Artikel (Rev. d. quest. hist. XVIII 69 ff.) zu beachten.

seiner Theorie, die Betonung des deutschen Einflusses und seine Anklagen gegen Venedig, preiszugeben. Gerade dagegen aber hatte sich schon vorher ein scharfer und bedeutender Kritiker gewendet, Hanotaux, der (mit Kenntnis der Streitschen Publikation) die von ihm aufgeworfene Frage nach der Schuld der Venetianer in verneinendem Sinne beantwortete.[1])

Nachdem noch Heyd[2]) zu der Sache Stellung genommen hatte, wobei er sich im allgemeinen an Winkelmann und Riant anschloß, aber die Venetianer weniger im Hinblick auf Ägypten als vielmehr mit Rücksicht auf Konstantinopel wegen des Handels nach dem Schwarzen Meer belastet fand, ruhte die Streitfrage einige Jahre[3]), um im Jahre 1884 in umfassender Weise wieder aufgenommen zu werden. In diesem Jahre widmete Tessier dem Problem ein eigenes Buch,[4]) und es ist nicht zu leugnen, daß diese Untersuchungen die Lösung der Frage, falls eine solche überhaupt möglich ist, außerordentlich erleichtert haben. Tessier stellte vor allem die Grundlagen des Problems wieder her, indem er, von den mannigfachen Hypothesen der letzten Jahre sich befreiend, überall die Quellen selbst reden ließ. Mit bewußter Absicht knüpfte Tessier an De Wailly wieder an[5]) und bekannte sich damit als Anhänger der 'Zufallstheorie', die es verschmähte, Absichten in die Ereignisse hineinzuinterpretieren, wo uns die Quellen nur ein Gewebe von teils gewollten, teils dem menschlichen Wollen überhaupt unzugänglichen Tatsachen bieten.

Nach drei Seiten können wir die Untersuchungen Tessiers gliedern, indem wir uns dabei an die führenden Personen halten: Bonifaz, Philipp von Schwaben und Innocenz. Bonifaz hatte bis dahin nur als Mittelsperson gegolten, als ein ghibellinisch gesinnter Mann, der sich von dem hohenstaufischen König nach Belieben lenken ließ. König Philipp sollte es gewesen sein, der dem König von Frankreich, Philipp II. August, die Idee eingab, den Markgrafen von Montferrat zum Führer des Kreuzzuges nach dem Tode Theobalds von Champagne wählen zu lassen; Philipp wiederum sollte durch Bonifaz auf die in Venedig und später vor Zara versammelten Kreuzfahrer eingewirkt haben, um seinem Schwager Alexios zur Rückkehr nach Konstantinopel zu verhelfen. Dem gegenüber wies Tessier darauf hin, daß Bonifaz auch an sich durch seine Persönlichkeit und die Beziehungen seines Hauses[6]) bei den französischen Großen Geltung

---

[1]) Les Vénitiens ont-ils trahi la chrétienté en 1202? in der Revue historique 1877.

[2]) Geschichte des Levantehandels I (1879) S. 293. Eingehender hatte sich Heyd schon früher vor dem Ausbruch des eigentlichen Streites zur Sache geäußert: Le colonie commerciali degli Italiani in Oriente nel medio evo II (1866) S. 182.

[3]) In diese Zeit fällt nur ein kurzer referierender Überblick, erstattet von Geffroy, Une enquête française sur les croisades et l'orient latin (Revue des deux mondes, 1er déc. 1883).

[4]) Tessier, Quatrième croisade. La diversion sur Zara et Constantinople, Paris 1884.

[5]) Tessier S. 184.

[6]) Für die orientalischen Beziehungen der Montferrat vgl. Todt, Die Eroberung von Konstantinopel im Jahre 1204, S. 8 ff., vor allem die Monographie von Ilgen, Markgraf Conrad von Montferrat, Marburg 1880. Für die Persönlichkeit Bonifazens ist die Rede Hopfs von Bedeutung, die Streit nach dem Tode seines Freundes veröffentlichte: Bonifaz von Montferrat und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras (Virchow-Holtzendorffsche

besaß, und daß es eben diese Beziehungen zum Orient, zu Jerusalem und Konstantinopel gewesen seien, die dem Markgrafen von Montferrat die Ehre eines Führers des Kreuzzuges verschafften.

Gehen wir zu Philipp von Schwaben über. Hier kommt alles auf den Vertrag an, den Philipp und Bonifaz zu Weihnachten 1201 geschlossen haben sollen und der angeblich darauf hinauslief, den griechischen Prinzen Alexios sowie dessen Vater mit Hilfe der Kreuzfahrer wieder auf den byzantinischen Thron zu setzen.[1]) Auch hier bleibt Tessier das Verdienst, den Quellen selbst zu ihrem Rechte verholfen zu haben. Freilich endete er dabei mit einem negativen Resultat. Denn da wir nicht genau wissen, wann der deutsche Erzbischof Siegfried, von dem in den Großen Kölner Annalen in Verbindung mit unserem Ereignis die Rede ist, das Pallium erhalten hat, ob 1201 oder 1202, so entfällt damit die Möglichkeit, mit Bestimmtheit sagen zu können, daß der junge Alexios schon Weihnachten 1201 in Deutschland gewesen sei.[2]) Ist dies aber nicht der Fall, so konnte auch die byzantinische Sache kaum schon zwischen Bonifaz und Philipp in Frage kommen; denn nach den uns vorliegenden Quellen entwickelte sich diese erst aus Alexios' Hilfsgesuch.

Doch betrachten wir die Stellung des dritten, des Papstes Innocenz. Hier wird sofort klar sein, daß Innocenz nicht in der Weise beteiligt sein kann, daß er eine Ablenkung des Kreuzzuges von seinem ursprünglichen Ziel bewirkt hätte. Aber es ist doch eine Untersuchung in der Richtung denkbar, wie der Papst zu den eintretenden Ereignissen sich gestellt habe. Dabei bleibt Tessier vor allem das Verdienst, scharf zwischen den einzelnen Unternehmungen geschieden zu haben. Daß Innocenz den Zug gegen Zara, gegen die Stadt eines christlichen und römisch-katholischen Königs, mißbilligte, ist ihm sicher; aber

---

Vorträge Heft 272). Daß Bonifaz durch seine Beziehungen zur damaligen Literatur eine gewisse Popularität besaß, hat namentlich Mitrophanov S. 473 betont.

[1]) Ein 'Gerücht' von diesem Vertrag, nicht das Faktum selbst ist verbürgt durch Gesta Inn. III. Kap. 83 (bei Migne I 132); vgl. Tessier S. 135. Die Zeitbestimmung beruht auf einer Notiz des Robert de Clari (ed. Hopf S. 12): in einer Rede, die Bonifaz vor Zara an das Heer hält, erklärt er, 'zu Weihnachten vorigen Jahres (also 1201) habe er den jungen Alexios am Hofe Philipps von Schwaben gesehen'. Die dritte Stelle ist die der Ann. Colon. max. (MG. S. XVII 840): 'zur selben Zeit als Siegfried zu Rom von Innocenz III. das Pallium erhielt, kam Alexios'. Diese Stelle läßt sich chronologisch verschieden deuten.

[2]) Früher nahm man allgemein als Jahr der Ankunft des jungen Alexios 1201 an. Dagegen wendete sich zuerst Vasiljevskij und suchte auf Grund eingehender Quellenkritik das Jahr 1202 nachzuweisen (in der Besprechung eines Buches von Uspenskij, Journal des Minist. für Volksaufklärung CCIV, 1879: Васильевскій, Критическія и библіографическія замѣтки, Журн. Мин. Народн. Просвѣщ. томъ CCIV, 1879 г. Vgl. Mitrophanov 495 ff. u. 509). Zu demselben Resultat war Tessier gekommen, wobei er freilich auch eine Möglichkeit für 1201 offen ließ. Allein die Sache ist verwickelter. Wenn man wirklich auf das bestimmte Zeugnis Claris kein Gewicht legen will, so läßt doch die Stelle in den Ann. Colon. max. verschiedene Deutung zu. Tessier S. 141 erklärt den Erzbischof Siegfried für den von Mainz, und dann ist das Jahr 1202 wahrscheinlich. Cerone S. 289 zieht dagegen auch den gleichzeitigen Erzbischof Siegfried von Magdeburg in Erwägung, und dann würde das Jahr 1201 zu wählen sein.

ebenso sicher, daß bei der Unternehmung gegen das schismatische Byzanz ein gewisses Zurückweichen in der päpstlichen Energie wahrzunehmen ist.

Ich will auf die Arbeit von Tessier hier nicht weiter eingehen; denn wir werden gerade auf diese letzte Frage gleich wieder zurückkommen müssen. In einer Besprechung nämlich, die ein Venetianer, Cerone, im Jahre 1888 dem Buche von Tessier widmete, sind dessen Theorien wieder aufgenommen und in einer nicht ungeschickten Weise weitergeführt worden. Ich übergehe hier die Abschnitte Cerones, die der Republik Venedig gewidmet sind und auf eine Verteidigung der Vaterstadt gegen den Vorwurf machiavellistischer Politik hinauslaufen. Viel wichtiger ist für uns der Hauptteil der Arbeit, der ihr auch den Namen gegeben hat,[1]) die Untersuchung nämlich, wie sich Papst Innocenz zu den Ereignissen des vierten Kreuzzuges gestellt habe. Hier wird die päpstliche Politik Zug um Zug verfolgt und in feiner Weise dargelegt, wie der Papst durch die Ereignisse fortgerissen und, wenn auch äußerlich widerstrebend, so doch schließlich im Herzen das Geschehene gutzuheißen gezwungen wird. Für die Einnahme von Konstantinopel ist uns das nichts Neues, aber wir erfahren von Cerone mit guten Gründen, daß Innocenz' Stellung den Kreuzfahrern gegenüber selbst vor Zara nicht ganz so schroff ablehnend gewesen ist, wie man das bisher angenommen hatte.

Es ist bezeichnend, daß auch von deutscher Seite, nur wenige Jahre nach Cerone und von ihm ganz unabhängig, dieselbe Bemerkung gemacht worden ist. Von Kugler angeregt, hat Güldner im Jahre 1893 eine Dissertation erscheinen lassen, deren Resultate sich hinsichtlich der Stellung des Papstes ebenfalls in der Richtung Tessier-Cerone bewegen.[2]) Auch hier wird uns gezeigt, wie Innocenz die Kreuzfahrer möglichst glimpflich zu behandeln suchte, und wie er schließlich, durch die Ereignisse überholt, sich ziemlich leicht ins Unvermeidliche gefunden hat.

Ich hoffe auch durch das Wenige und Abgerissene, was ich hier anführen konnte, gezeigt zu haben, welche Fülle von Problemen die Geschichte des vierten Kreuzzuges bietet. Wer tiefer in die Materie eindringt, wird bald merken, wie sich Schritt für Schritt die Schwierigkeiten häufen. Es würde daher eine verdienstvolle und ungemein anziehende Aufgabe sein, eine ausführliche Schilderung dieser Ereignisse in Angriff zu nehmen. Nun ist freilich schon eine solche versucht worden. Ziemlich gleichzeitig mit Tessier hat ein Engländer, Pears, eine umfangreiche Geschichte des vierten Kreuzzuges erscheinen lassen.[3]) Diesem Buche wird man jedenfalls eine gefällige Sprache

[1]) Il papa ed i Veneziani nella quarta crociata, Archivio veneto XXXVI (1888) S. 57 ff. 287 ff. Übrigens hat auch Mitrophanov S. 499 ff. diese Frage behandelt. Cerone und Mitrophanov sind voneinander ganz unabhängig.

[2]) Güldner, Über die Versuche Papst Innocenz' III., eine Union zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche herbeizuführen, Tübinger Diss. 1893. S. u. a. auch den Anhang S. 56 ff.: Hat Innocenz das Kreuzheer nach der Einnahme von Zara wirklich mit dem Bann belegt?

[3]) Pears, The fall of Constantinople being the story of the fourth crusade, London 1885. Zwei Jahre vorher hatte auch ein Deutscher klar und übersichtlich, doch ohne Ansprüche

und Übersichtlichkeit der Anordnung nachrühmen müssen, auch hat es der Verfasser durch das Hineinweben einer Grundidee für viele Leser vielleicht schmackhafter gemacht.[1]) Der Fall von Konstantinopel im Jahre 1204 ist ihm nur die Vorgeschichte für den späteren Fall im Jahre 1453, und Pears malt in seiner Schlußbetrachtung aus, wie die europäische Welt heutzutage beschaffen sein könnte, wenn auf dem alten Kulturboden von Kleinasien und der Balkanhalbinsel noch jetzt ein Kulturvolk wie die Griechen in politischer Machtfülle und Selbständigkeit säße. Ich will auf diese Gedanken nicht weiter eingehen. Für meine besonderen Zwecke kommt es nur darauf an zu konstatieren, daß das mit den Fragen, die sich seit den siebziger Jahren an den vierten Kreuzzug angeschlossen haben, gar nichts zu tun hat. Pears hat auch nicht versucht einer Lösung auf Grund eindringender Quellenkritik nachzugehen.[2])

Gerade das aber muß für jede weitere Arbeit das Haupterfordernis sein. Schritt für Schritt muß die Untersuchung geführt werden, und ich glaube, daß die Darstellung Riants, soviel man auch im einzelnen von ihr abweichen mag, noch immer die Grundlage bilden muß. Diesen Eindruck gewinne ich auch aus der Abhandlung, die ein Russe, Mitrophanov, im Jahre 1897 unseren Problemen gewidmet hat.[3]) Mit Sachkenntnis und kritischem Sinn hat der Verfasser die Hypothesen der letzten Jahrzehnte untersucht und den Beweis geliefert, daß nur auf diesem Wege ein Fortschritt erreicht werden kann.

Nur ein Jahr nach Mitrophanov ist die erste der Arbeiten erschienen, die uns hier im besonderen vorliegen, die Dissertation von Walter Norden; ihr folgte im Jahre 1903 das Buch: Das Papsttum und Byzanz. Norden hat die Arbeit von Mitrophanov nicht benutzt.[4]) Auch in den allgemeinen Tendenzen knüpft seine Untersuchung nicht an den Russen, sondern an den Engländer an. Denn wie bei Pears ist hier die Untersuchung einer großen, welthistorischen Idee untergeordnet, der Frage nach den Wechselbeziehungen von Orient und Occident. Aber im Gegensatz zu Pears bekennt sich Norden als Anhänger der Zufallstheorie. Diese will er freilich vertiefen, die Ereignisse einem zusammenhanglosen, blind wirkenden Zufall entreißen und als ein Glied in der Kette der alten west-östlichen Beziehungen nachweisen. Dieser Gedanke ist nicht ganz

---

auf selbständige Forschung, die Ereignisse des vierten Kreuzzuges dargestellt: Brischar, Papst Innocenz III. und seine Zeit, Freiburg i. B. 1883, S. 243—285.

[1]) Auf diese Vorzüge bezieht sich wohl Burys Urteil (Ausgabe von Gibbon VI 528): *an excellent work.*

[2]) Vgl. das scharfe aber richtige Urteil von Mitrophanov S. 490 u. 511.

[3]) Митрофановъ, Измѣненіе въ направленіи четвертаго крестоваго похода (Veränderung in der Richtung des vierten Kreuzzuges), *Βυζαντινὰ χρονικά* = Византійскій временникъ, томъ IV (1897) S. 461—523. Mitrophanov verzeichnet S. 463 die von ihm benützte Literatur. Leider hat auch er die Arbeiten von Cerone und Güldner übersehen. Wieviel chronologisch genaue Untersuchung in diesen Fragen zu leisten vermag, ersieht man neuerdings auch aus der 'Vita Sicardi', die Holder-Egger seiner Ausgabe Sicards (M. G. S. XXXI) beigegeben hat.

[4]) Auch in dem großen, 1903 erschienenen Werke nicht, da er, wie er in der Einleitung mitteilt, die russische Sprache nicht beherrscht.

neu. Schon Streit[1]) hat seiner Abhandlung über Venedig und die Wendung des vierten Kreuzzuges gegen Konstantinopel eine lange historische Einleitung vorausgeschickt, in der er allerdings, seinem Thema entsprechend, nur die venetianisch-byzantinischen Beziehungen der letzten Jahrhunderte klar zu legen sucht. Tessier S. 9 hat dem entgegengehalten, daß das eigentlich mit den strittigen Fragen nichts zu tun habe, und ich kann nicht umhin, diese Bemerkung selbst mit Rücksicht auf die bei weitem tiefer fundierte Arbeit Nordens als richtig anzuerkennen. Denn um ein Beispiel herauszugreifen: was hat es mit der Frage nach dem Vorhandensein jenes sogenannten Weihnachtsvertrages zu tun, wenn uns nachgewiesen wird, daß die Einnahme von Konstantinopel im Jahre 1204 sich als folgerichtiges Faktum in die Reihe der Ereignisse vergangener Jahrhunderte einordnen lasse? So verdienstvoll und wichtig eine solche Untersuchung auch ist, so war eigentlich eine Verschiebung der Probleme unserer Streitfrage damit eingetreten und Nordens Arbeit aus dem Rahmen der bisher behandelten Werke herausgefallen. Das ist nun an sich kein Fehler; der Verfasser hat das auch selbst erkannt und deshalb fünf Jahre nach seiner Dissertation ihr das größere Werk folgen lassen, in dem die Probleme des vierten Kreuzzuges freilich nur noch eine, ich will nicht sagen untergeordnete, aber jedenfalls nicht ausschlaggebende Rolle spielen.

Es würde nun meine Kräfte durchaus übersteigen, wenn ich versuchen wollte dieses Werk in allen Einzelheiten nachzuprüfen. Handelt es sich doch um die lange Reihe der Beziehungen, die zwischen der päpstlichen Kurie und dem byzantinischen Hofe seit den Tagen der Kirchentrennung bestanden haben, um die vielfachen Versuche, teils durch friedliche Union teils durch feindliche Okkupation diesem Zustand der Trennung ein Ende zu bereiten. Bleiben wir lieber im Kreise unserer bisherigen Untersuchung und greifen wir zwei Fragen heraus, die schon mehrfach berührt worden sind. Die erste mag die des Weihnachtsvertrages sein. In dieser hat sich Norden[2]) gleich Tessier zu einem *non liquet* entschlossen, und ich will mit ihm darüber nicht rechten, da der verzweifelte Zustand der Quellen eine Entscheidung nach der einen oder anderen Seite außerordentlich erschwert.[3]) Bezeichnend ist es, wenn Norden hier selbst erklärt, daß diese ganze Frage für ihn nur eine nebensächliche Bedeutung besitze. Sollte dies aber auch bei der Frage nach der Stellungnahme Papst Innocenz' III. zu den Ereignissen von 1202—1204 der Fall sein?

Es ist nicht ganz leicht, sich aus den betreffenden Abschnitten bei Norden[4]) ein klares Bild davon zu machen, wie der Verfasser sich die Stellung des Papstes im einzelnen gedacht hat. Wenn wir offen sein sollen, so hat er es überhaupt verschmäht, diesem interessanten Problem genauer nachzu-

[1]) Oder eigentlich Hopf, denn Streit hat ja das jetzt verschwundene Manuskript Hopfs benutzt. Doch leidet die Darstellung an großer Unübersichtlichkeit: '*le savant labyrinthe*', Riant, Revue des quest. hist. XXIII 81; Norden, Diss. S. 9.

[2]) Das Papsttum S. 145; Diss. S. 75 ff.

[3]) Immerhin hätte Norden auch die Ausführungen von Cerone beachten können.

[4]) Das Papsttum S. 143 ff.

gehen.[1]) Irre ich aber nicht, so vertritt Norden die Meinung, daß Innocenz dem Unternehmen auf Konstantinopel dauernd und vollständig feindlich gegenübergestanden und sich erst nachträglich mit dem Geschehenen abgefunden habe. Damit fügen sich diese Ereignisse am besten in die vom Verfasser entwickelten historischen Ideen ein. Denn im 3. Abschnitt seines 1. Buches ('Das Papsttum und die Katastrophe des byzantinischen Reiches. Das Papsttum und das deutsche Kaisertum im Wettstreit um Byzanz (ca. 1080—1204') verficht er die Meinung, daß in dieser Zeit das Papsttum als Stütze des byzantinischen Reiches gegen eine abendländische, zumal vom westlichen Kaisertum ausgehende Okkupation zu betrachten sei. Allein ist es angängig, das Persönliche den allgemeinen Gesichtspunkten hintanzusetzen? Ist es wünschenswert die psychologische Zergliederung um der historischen Ideologie willen zu vernachlässigen?[2])

Doch wir wollen uns hüten, diesen schwierigen Fragen hier nachzugehen. Vermeiden wir es auch, aus einer Einzelbeobachtung eine geringere Wertschätzung des Buches konstruieren zu wollen. Denn das, glaube ich, wird mir jeder zugeben, daß hier fundamentale Fragen mit Klarheit und ausgebreiteten Kenntnissen behandelt worden sind. Demgegenüber wird man selbst eine gewisse Weitschweifigkeit in Kauf nehmen.[3]) Wird uns doch zum erstenmal ein zusammenfassendes Werk über ein so wichtiges Kapitel der Weltgeschichte geboten. Gleichwohl kann ich nicht umhin, auch in den allgemeinen Fragen einer abweichenden Ansicht Ausdruck zu geben. Norden hat mit bewußter Absicht die theologische Seite[4]) seines Themas ganz abgestreift und sich auf die politische Bedeutung der Ereignisse beschränkt. Kann aber damit das Unionsproblem in seiner ganzen Tiefe erfaßt werden? Und schließlich, waren es wirklich nur dogmatische Spitzfindigkeiten, die hier verhandelt wurden? Man weiß doch längst, daß ganz andere Fragen im Hintergrund standen. Gelzer namentlich hat in seinen verschiedenen Arbeiten immer wieder auf die nationalen Gegensätze in allen dogmatischen Streitigkeiten der griechischen Kirche hingewiesen. Diesen Teil des Problems aber hat der Verfasser entschieden unterschätzt.

[1]) Es muß betont werden, daß Norden die Arbeit von Güldner anscheinend gar nicht gekannt, die von Tessier und Cerone nicht ausgeschöpft hat. Es stimmt das mit Beobachtungen überein, die von anderer Seite gemacht worden sind. Goeller hat in einer kenntnisreichen Besprechung unseres Buches im Oriens christianus Bd. III Heft 1 eine ganze Reihe von Unterlassungssünden namentlich für die ältere Zeit nachgewiesen. Walter Lenel in seiner eingehenden Rezension in der Deutschen Literaturzeitung 1904 S. 546 ff. und Jorga, Revue critique de Chuquet 1903 S. 506—508 haben dieselben Bedenken geäußert.

[2]) Ich schrieb diese Worte, ehe mir Walter Lenels Besprechung zugegangen war, freue mich aber nunmehr der Übereinstimmung im Urteil.

[3]) Auch bei der Gestaltung der Fußnoten hätte der Verf. manche Kürzung vornehmen können. Dann hätte sich vielleicht ein alphabetisches Register ohne Erhöhung des Preises ermöglichen lassen, das jetzt zum Schaden des Buches fehlt.

[4]) Dagegen haben sich sämtliche Rezensenten, auch der Anonymus im Lit. Centralblatt 1903 S. 1598 ausgesprochen.

FRIEDRICH HÖLDERLIN [1])

Von Otto Hense

In den Tagen, welche die Moderne gesehen haben, an Hölderlin erinnern zu wollen, mag fast befremden. Wie darf man für diesen Dichter Interesse erwarten in einer Zeit, in welcher man beflissen ist, den Wurzeln, aus denen er seine beste Kraft sog, mehr und mehr den Boden abzugraben. Aber sicher ist: eine kleinere Gemeinde hört auch heute nicht auf, Hölderlin ihre Teilnahme zuzuwenden, wie seinem tragischen Lebensgeschick, so auch seinen Poesien, deren Reifstes eine nicht minder harmonische Verschmelzung deutschen und hellenischen Geistes bedeutet als etwa Goethes Iphigenie. Bedürfte es der Zeugen, Brahms' Komposition, die Klingerschen Radierungen, Paul Heyse in einem seiner Romane würden vollgültig bestätigen, daß der Dichter auch den Besten der Zeit nach ihm genug getan. Das 'Schicksalslied' in seiner schlichten Großheit wird immer wieder empfängliche Seelen erzittern lassen — 'wie die Finger der Künstlerin heilige Saiten'. Erst unsere Zeit hat denn auch eine Hölderlin gegenüber längst fällige Ehrenschuld wenigstens zum Teil eingelöst. Eine den heutigen Anforderungen entsprechende größere kritische Ausgabe, welche die sämtlichen Dichtungen Hölderlins auf Grund eines übersichtlichen kritischen Apparats enthalten müßte, steht freilich noch aus. Aber das ebenso unermüdliche wie verständnisvolle Interesse Carl C. T. Litzmanns hat uns in seinem vor einem Dutzend Jahren erschienenen Werke [2]) eine solche Fülle neuer und zuverlässiger Aufschlüsse gegeben, daß erst seitdem ein volles historisches Verständnis des Dichters anhebt. Diese Forschungen seines Vaters hat dann Berthold Litzmann weitergeführt und uns unter Verwertung auch des sonst zu Gebote stehenden wissenschaftlichen Materials eine durch bis dahin Ungedrucktes bereicherte Ausgabe des Dichters geschenkt, [3]) welche, innerhalb des knappen Rahmens der Cottaschen Bibliothek der Weltliteratur, auch über die zu Grunde gelegten Handschriften und Drucke, über die verschiedenen Redaktionen des 'Hyperion' und des 'Empedokles' gewissenhaft unterrichtet und sowohl die richtige Auswahl der Lesarten als auch die Datierung der einzelnen Gedichte

---

[1]) Erweiterte Fassung eines in Karlsruhe, März 1902, gehaltenen Vortrags.

[2]) Hölderlins Leben. In Briefen von und an Hölderlin. Berlin 1890.

[3]) Hölderlins ges. Dichtungen. Neu durchgesehene und vermehrte Ausgabe in zwei Bänden. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von Berthold Litzmann. I. Bd. Gedichte. II. Bd. Hyperion. Empedokles. Stuttgart 1895. Nach dieser Ausgabe wird hier zitiert werden.

wesentlich gefördert hat. Auf so solider Grundlage läßt sich nun weiter bauen. Was heute vielleicht nicht unerwünscht wäre, wir meinen ein noch näheres Eingehen auch auf die Studien und Arbeitsweise des Dichters und ein dadurch vermitteltes volleres Erfassen der dichterischen Individualität Hölderlins, das kann Hand in Hand mit einer auch ins einzelne dringenden Erläuterung seiner Dichtung nur durch die Klarlegung ihres Verhältnisses zur Literatur des Altertums geboten werden. In dieser Richtung wird hier unter vorwiegender Berücksichtigung der Poesien der wachsenden Meisterschaft ein bescheidener Beitrag versucht. Doch zunächst dürfen wir uns einen raschen Blick in den inneren Entwicklungsgang des Dichters nicht ersparen.

Es mag wenig Lyriker geben, die bei gleicher Gefühlsinnigkeit und phantasievoller Begabung eine so klare Einsicht in ihre Entwicklung mit so viel Selbstkritik bekundet haben wie Hölderlin. Aber diese bei einer so reizbaren und schwerblütigen Natur zunächst auffallende Erscheinung wird verständlich, wenn man sich erinnert, daß der Dichter bis zu seiner Frankfurter Zeit neben seinen dichterischen Neigungen auch der Philosophie ein lebhaftes Interesse entgegenbrachte, wie dies nicht nur in seinem persönlichen Verhältnis zu Hegel und Schelling, in seinem Studium Platons, Spinozas und Kants zu Tage tritt, sondern mehr noch in der Art und Weise, wie er sich durch Schillers Abhandlungen und die Fichtesche Wissenschaftslehre beeinflussen ließ und über diese hinauszugehen versuchte.

Gleich über seine Knabenzeit liest man das treffendste Wort bei ihm selbst. In der letzten Fassung des 'Hyperion' heißt es: 'Ich war aufgewachsen wie eine Rebe ohne Stab'. Er war erst zwei Jahr alt, als er seinen Vater verlor. Da auch sein Stiefvater nach wenigen Jahren starb, blieb die Erziehung des Knaben, dem vor anderen eine kräftige Führung zu wünschen gewesen wäre, ganz der weiblichen Hand der Mutter überlassen. Sein träumerisch empfindsamer Sinn fand unter diesen Umständen reichliche Nahrung. Der Knabe vergaß die wirkliche Welt über die der Phantasie, und es entwickelte sich schon damals in ihm eine empfindliche Reizbarkeit gegenüber dem Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung, zwischen Ideal und Wirklichkeit, jene weltfremde Scheu, die sich im Getriebe des menschlichen Lebens schwer zurecht zu finden wußte. 'Von lieben Phantasien sollte sich zur rechten Zeit des Knaben Sinn enthalten', urteilte später treffend die erste Fassung des 'Hyperion' über jene Zeit. Aber der Hang des Knaben zu träumerischer Einsamkeit ließ ihn ein tiefinniges Verhältnis zu seiner heimatlichen Natur gewinnen. Mit der glühenden, durch Rousseau genährten, durch Spinoza pantheistisch vertieften Naturempfindung verband sich früh eine liebevolle Hingabe an das griechische Altertum, eine schwärmerische Sehnsucht nach den entschwundenen Tagen des großen Hellenentums. So vollzieht sich allmählich die seltene Mischung: ein echtes Kind des XVIII. Jahrh., sentimentalisch und voll reizbarer Subjektivität, durch Young und Ossian, durch Klopstock und Schiller, durch Goethes Werther beeinflußt, versenkt er sich in einen begeisterten Kultus der Natur und des klassischen Altertums, gewinnt aber an der Hand der antiken Dichter immer mehr die

Fähigkeit, seine moderne Gefühlsinnigkeit, seine Sehnsucht und Klage in der Formschönheit und den Rhythmen der Alten zum Ausdruck zu bringen. Doch diesen Höhenpunkt seines Könnens hat er nicht ohne Mühen erklommen. Um die volle Kraft seiner dichterischen Fähigkeit zu entfalten, war nicht nur die jugendliche Unreife und Abhängigkeit zu überwinden. Es galt auch die poetische Neigung durch das sich stark vordrängende philosophische Interesse nicht überwuchern zu lassen.

Nachdem Hölderlin im Herbste 1790 das philosophische Magisterexamen, Ende 1793 in Stuttgart die Prüfung für das Pfarramt bestanden hatte, nahm er, um einer ihm unsympathischen Berufung in ein Vikariat aus dem Wege zu gehen, durch Schillers Vermittlung eine Hofmeisterstelle in Waltershausen bei Meiningen in dem Hause der Frau von Kalb an. Von hier aus schreibt er im Mai 1794 an seinen Bruder: 'Meine einzige Lektüre . . . ist Kant für jetzt. Immer mehr enthüllt sich mir dieser herrliche Geist', und im Juli 1794 an Hegel: 'Kant und die Griechen sind beinahe meine einzige Lektüre'. Der November des Jahres 1794 führte ihn mit seinem Zögling nach Jena, und hier erhielten die philosophischen Neigungen neue Nahrung und Anregung, besonders durch Fichtes Vorlesungen. Aber der Plan einer Habilitation an jener Universität, den er im Frühjahr 1795 nach Niederlegung jener Hofmeisterstelle näher ins Auge faßte, kam nicht zur Durchführung. Schon im Sommer 1795 kehrte er in seine Heimat zurück, um freilich die vorschnelle Lösung seiner Jenaer Beziehungen sofort zu bereuen. Der tiefere Grund für dieses auf den ersten Blick so inkonsequente Verhalten lag doch wohl einfach darin, daß Hölderlins rein spekulatives Interesse nicht stark genug war, ihn für eine philosophische Lehraufgabe in einer Weise auszurüsten, die ihm selbst genügt hätte. Daß auch der Denker Hölderlin unser Interesse beanspruchen darf, ist gewiß und besonders klar von R. Haym gezeigt worden, aber der Dichter behielt in ihm derart die Oberhand, daß für die schulmäßige Durchdringung und Bewältigung philosophischer Probleme Neigung und Kraft wenigstens nicht völlig ausreichten. Gerade in der Zeit, als er die Absicht hatte sich in Jena als Dozent niederzulassen, zog es ihn denn auch immer wieder zu einer neuen Umformung seines Romans 'Hyperion', der er sich mit brennendem Eifer hingab, wenn er sie auch damals noch nicht zum Abschluß brachte. Und über dieser rein künstlerischen Arbeit mußte ihm die Neigung zu streng systematischer Darlegung philosophischer Ideen mehr und mehr abhanden kommen. Im gleichen Maße, wie er seine Kraft als Dichter fühlte, erlahmte sein Interesse für abstrakt philosophische Darstellung, obwohl er noch im September 1795 an Schiller schreibt: 'ich suche mir die Idee eines unendlichen Progresses der Philosophie zu entwickeln'. Und als er nun noch am Ende des Jahres 1795 eine neue Hofmeisterstelle bei dem Kaufmann Gontard in Frankfurt am Main antrat, und in dessen Gattin ihm eine Frau von seltener Schönheit und Herzensanmut begegnete, da hob für ihn auch die Zeit dichterischen Schaffens an, der er sein Bestes danken sollte. Allerdings hat er sich noch im Februar 1796 mit den philosophischen Briefen beschäftigt, die er an Niethammers Zeitschrift senden

wollte, aber sie sind nicht erschienen und, wie man mit Recht vermutet hat[1]), vielleicht gar nicht zum Abschluß gebracht.

Es ist gewiß: ohne Hölderlins Verhältnis zur Philosophie, insbesondere ohne seine pantheistische Naturanschauung, ist die volle Eigenart seiner Poesie nicht zu denken, und dies Moment wird unsere Aufmerksamkeit wiederholt in Anspruch nehmen. Aber ein andauernderes Studium der Philosophie entsprach nicht seiner eigentümlichen Neigung. 'Mein Herz seufzte bei der unnatürlichen Arbeit', schreibt er einmal an seine Mutter[2]), 'nach seinem lieben Geschäfte, wie die Schweizerhirten im Soldatenleben nach ihrem Thal und ihrer Heerde sich sehnen'.

Der poetische Entwicklungsgang, wie wir ihn oben andeuteten, ist auch durch den Dichter selbst dargelegt worden, und zwar in einem Mahnwort, einer Art poetischer Epistel, welche er auf der Höhe seines Schaffens (1798) 'An die jungen Dichter' richtete. Man könnte es auch eine kleine Poetik nennen. Natürlich sind es die eigenen Erfahrungen, die der Dichter seinen jüngeren Kunstgenossen in wenigen aber inhaltsschweren Versen ans Herz legt:

Lieben Brüder, es reift unsere Kunst vielleicht,
Da, dem Jünglinge gleich, lange sie schon gegährt,
Bald zur Stille der Schönheit;
Seid nur fromm, wie der Grieche war!

Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen!
Laßt den Rausch wie den Frost! Lehrt und beschreibet nicht!
Wenn der Meister euch ängstigt,
Fragt die große Natur um Rat!

Der Dichter hat die unter dem Banne der Rhetorik stehende Jugendepoche, da er 'stolzer und wilder, wortereicher und leerer' war, hinter sich, und seine Kunst hat den Klärungs- und Läuterungsprozeß schon vollzogen. Denn in der Frankfurter Zeit erreicht er den Gipfel seiner Kunst, indem er das schöne Maß fand, die 'Stille der Schönheit'. Oder, wie er es ein Jahr später ausdrückt, der Main lehrte ihn 'still hingleitende Gesänge'. Statt der klangreichen Wortfülle, in der er früher daherrauschte, vernimmt man jetzt die 'innige' Kürze. Der Rat, den er den Jüngeren erteilt: 'Wenn der Meister euch ängstigt, fragt die große Natur um Rat', quoll ihm aus eigener Erfahrung. Er war Schiller gegenüber in eine derartige Abhängigkeit geraten, daß seine dichterische Selbständigkeit ernstlich Gefahr lief. Aber das innige Verhältnis zur Natur, in der er eine der seinigen gleichgeartete Seele fand, gab ihm die Freiheit zurück und ließ ihn die eigene Kraft empfinden. Das schloß nicht aus, daß er von den Meistern zu lernen fortfuhr, zumal von Schiller, der das persönliche Wohlwollen für 'seinen liebsten Schwaben' nicht am wenigsten dadurch bekundete, daß er seinen Gedichten ein strenger Richter war. In einem Briefe vom 24. November 1796 hatte Schiller ihn vor Weitschweifigkeit gewarnt, ihm

[1]) Carl C. T. Litzmann, Hölderlins Leben S. 292. Vgl. auch S. 296.
[2]) Homburg, im Januar 1799.

'weise Sparsamkeit, eine sorgfältige Wahl des Bedeutenden und einen klaren, einfachen Ausdruck desselben' empfohlen. Ja es scheint, daß die Hölderlinsche Mahnung: 'Lehrt und beschreibet nicht' ein Nachklang aus einem jetzt verlorenen Schillerschen Briefe ist.[1]) Schiller hatte in diesem Briefe (vom 28. Juli 1797), wie sich aus der Hölderlinschen Antwort ergibt, Hölderlin die Aufnahme der beiden Gedichte 'Der Wanderer' und 'An den Aether' in den Almanach, bezw. die Horen zugesagt, diese Zusage aber mit einer Kritik begleitet, die wohl derjenigen verwandt war, welche Goethe einen Monat früher über dieselben Gedichte brieflich an Schiller geäußert hatte. Über das Gedicht 'An den Aether' sagt aber Goethe: Es sieht 'mehr naturhistorisch als poetisch aus und erinnert einen an die Gemälde, wo sich die Tiere alle um Adam im Paradiese versammeln'. Hatte sich, wie ich vermuten möchte, Schillers Brief an Hölderlin ähnlich geäußert, so begreift sich um so eher, wie letzterer ein Jahr später den Jüngeren zurufen konnte, nicht zu lehren und nicht zu beschreiben. 'Fragt die große Natur um Rat', so schließt die Mahnung dessen, der sich eines Wesens fühlte mit all dem, was da wächst und blüht und reift, und 'die Stille des Aethers' besser verstand als das Wort der Menschen. Der Genius und die Natur stehen immer im Bunde, oder, wie es Hölderlin selbst später aussprach: 'ist ein großes Wort vonnöten, Mutter Natur! so gedenkt man deiner'. An solchen Stellen faßt Hölderlin die 'Natur' als das All, das er pantheistisch mit dem Göttlichen identifiziert. Wie dieser Pantheismus zu denken sei, darüber spricht er sich des näheren in einem Briefe an seinen Bruder aus.[2]) Er betont hier, wie innig jedes Einzelne mit dem Ganzen zusammenhängt und wie die beiden nur ein lebendiges Ganzes ausmachen, das zwar 'durch und durch individualisirt ist und aus lauter selbständigen, aber eben so innig und ewig verbundenen Theilen besteht'. Bei dieser Selbständigkeit und doch innigen Verbundenheit der Teile begreift es sich, daß Hölderlin, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu geraten, bald mehr der Natur als Ganzem, bald ihren Einzelwesen seine schwärmerische Liebe entgegenbringt. Eben die letzteren meint er, wenn er von den 'Göttern der Natur' spricht und sein Pantheismus in Polytheismus umzuschlagen scheint. Die Quellen der Erde, ihre Blumen, ihre Wälder, das 'brüderliche' Licht, den Aether umfaßt er 'im dichtenden Gebet', er fühlt sich ihnen 'innigst im Innersten' verwandt. Und ohne Bedenken verwertet der Dichter für die 'großen Gestalten' der Welt, für 'des Lebens große Genien' die griechischen Götternamen. Daher die Mahnung an die Kunstgenossen: 'Seid nur fromm, wie der Grieche war! Liebt die Götter und denkt freundlich der Sterblichen.' Es ist ihm ernst um diese Liebe und Frömmigkeit. 'Ihr guten Götter!' ruft er einmal aus, 'arm ist, wer euch nicht kennt.' Er hat sich in die Seele dieser Göttergestalten, des Helios, der Luna, des Aethers, so tief und innig versenkt, daß sie ihm nicht ein poetisches Ornament, sondern eine göttliche Realität bedeuten. Schein-

[1]) Siehe Carl C. T. Litzmann S. 417 Anm. 2.

[2]) Homburg vor der Höhe, den 24. December 1798.

heilig nennt er einmal die Dichter, welche die hehren Götternamen gebrauchen und doch nicht an Helios und an den Donnerer oder den Meergott glauben. Aber auch da, wo er diesen Göttern opfert, bleibt er der seelenvolle Priester des Pantheismus. Der individualisierende Gestaltungstrieb des Dichters macht sich bis zu einem gewissen Grade die götterbildende Kraft der Griechen zu eigen, ohne darum das *ἓν καὶ πᾶν*, das 'Eins und Alles' aufzugeben. Schon deshalb ist keine der Göttergestalten, die uns bei Hölderlin begegnen, dem antiken Volksglauben entsprechend. Er bleibt bei der den Griechen entlehnten Anschauung nicht stehen, sondern führt sie weiter in sinnvoller Ausdeutung oder überträgt sie auf verwandte Naturerscheinungen. Die anthropomorphische Naturanschauung der Alten steht ihm zu Gebote, aber er verwendet sie maßvoll und diskret und ohne das landschaftliche Naturgefühl der Neueren zu opfern. Er verfügt über die plastische Kraft des antiken Ausdrucks, aber größer ist seine Fähigkeit, die Bilder, die er uns vor Augen stellt, mit warmem Empfinden zu erfüllen. Es verlohnt sich, diese Weise des Dichters an einigen Beispielen zu verdeutlichen.

Homer kennt den Helios nur als den unermüdlichen Wanderer am steilen Himmelsgewölbe. Hölderlin überträgt diese Vorstellung auf den Tag, und auch damit bleibt er in dem Kreise homerischer Vorstellung[1]), aber er vertieft sie durch moderne Empfindung. Das Gedicht 'Des Morgens' (1799) zeigt, wie innerlich und keineswegs angelernt diese antike Weise bei Hölderlin war. Er apostrophiert den Tag wie einen Gott, der nur zu eilig zum Ziele rennt.

Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
Du goldner Tag, zum Gipfel des Himmels fort!
Denn offner fliegt, vertrauter dir mein
Auge, du Freudiger! zu, so lang du

In deiner Schöne jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen, könnt' ich
Göttlicher Wandrer, mit dir! — Doch lächelst

Des frohen Übermütigen du, daß er
Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn
Mein sterblich Tun und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

Man sieht, durch die an die homerische Anschauung sich anlehnende Personifizierung des Tages wird das schnelle Vorrücken der Morgenstunden in an-

[1]) Die Nacht und der Tag als Wanderer gedacht Od. *κ* 86 *ἐγγὺς γὰρ νυκτός τε καὶ ἤματός εἰσι κέλευθοι.* Den Helios (geschweige die Hemera oder die Eos) konnte Hölderlin hier nicht verwenden, um so weniger, als er die dem Sonnenaufgang voraufgehende Naturstimmung in den beiden ersten Strophen mit unnachahmlicher Treue wiedergibt. Fortfiel dieser Grund z. B. in dem Gedichte 'Die Götter' (1800) S. 215, oder in dem Fragment 'Der Frieden' (1800) S. 231 f.

schaulicher Plastik[1]) versinnlicht, aber wirkliches Leben gewinnt die Göttergestalt erst durch die beseelende Kraft des Dichters. Ob die anmutige Wendung 'Doch lächelst des frohen Übermütigen du, daß er dir gleichen möchte' durch Horaz angeregt wurde, lassen wir dahingestellt.[2]) Indem der Dichter nach dem überbegehrlichen und doch von jedem so oft empfundenen Wunsche 'Könnt' ich, göttlicher Wandrer, mit dir!' in der Weise der frommen Griechen an die Schranken des menschlichen Könnens erinnert, bewährt er zugleich die Kunst eines stimmungsvollen Schlusses. Das Gedicht tönt im Gebete aus, und der Freund antiker Dichtung weiß, wie oft sich die Alten dieser Kunstform bedient haben. Wer möchte nicht wünschen, daß sich die Selbstbescheidung, mit der dieses Gedicht ausklingt, als Grundstimmung in der Seele des Dichters befestigt hätte. Vielleicht wäre er zu retten gewesen. Aber — 'Zu mächtig, ach! ihr himmlischen Höhen, zieht Ihr mich empor; bei Stürmen, am heitern Tag Fühl' ich verzehrend euch am Busen Wechseln, ihr wandelnden Götterkräfte!' (Ged. S. 229, 29 ff.). Wie ein so inbrünstiges Sichhingeben an die Natur schließlich zum Aufgeben des eigenen Ichs, zur Zerstörung eines überzart besaiteten Organismus führen mußte, zum mindesten konnte, hat psychologisch überzeugender wohl niemand dargetan als Adolf Wilbrandt.[3])

In dem eben besprochenen Gedichte zeigt sich die Hölderlinsche Eigenart in voller Stärke. Die plastische Kraft gewinnt er an der Hand der Griechen, die beseelende schöpft er aus seinem reichen Innern, die Art aber, wie er dieser vor jener den Vorrang läßt, sichert dem Gedichte die Wirkung auf moderne Leser. Nicht im ersten Anlaufe hat er diesen Höhepunkt erklommen. Man vergleiche die 'Dem Sonnengott' gewidmeten Strophen vom

---

[1]) 'Hölderlin war kein Plastiker', urteilte Wilhelm Scherer, Vorträge und Aufsätze (Berlin 1874) S. 352. Das ist nur mit einiger Einschränkung zutreffend. Gerechter hatte über diesen Punkt R. Haym geurteilt, Die romantische Schule S. 316. 324.

[2]) Carm. III 29, 31 *ridetque* (näml. *deus*) *si mortalis ultra fas trepidat.* Vgl. Ged. S. 231, 52. Daß Hölderlins Odendichtung unter dem Einfluß des Horaz stand, ist selbstverständlich. Schon die noch stammelnde Ode 'Mein Vorsatz' (1787) gibt in V. 11 'Ist's schwacher Schwung nach Pindars Flug?' einen Nachhall von Carm. IV 2, 1: *Pindarum quisquis studet aemulari, Iulle, ceratis ope Daedalea nititur pennis.* In dem Gedicht 'Der Gott der Jugend' (1794) wird unter den Dichtern nur Horaz gehuldigt:

Wie unter Tiburs Bäumen	Und wenn sie stolz und froh
Wenn da der Dichter saß,	Um Silberblüten spielte,
Und unter Götterträumen	Die Flut des Anio;
Der Jahre Flucht vergaß,	. . . .
Wenn ihn die Ulme kühlte	So schön ist's noch hienieden!

Die Reminiszenzen sind jedem gegenwärtig, *fugaces . . . anni* Carm. II 14, 1, der *praeceps Anio ac Tiburni lucus* I 7, 13. Nicht selten sind horazische Anklänge im 'Hyperion'. S. 179 liest man in Anlehnung an das *Auream quisquis mediocritatem* II 10, 5: 'von grüner Erde soviel zu kaufen, als des Lebens goldene Mittelmäßigkeit bedarf.' Auch der Wunsch selbst erinnert an Horaz Sat. II 6, 1: *Hoc erat in votis: modus agri non ita magnus.* Zum Besitze des Horaz gehörte eine *silva iugerum paucorum.* Der im 'Hyperion' S. 196 erwähnte Spötter ist Horaz De arte poet. 464 f.

[3]) A. Wilbrandt, Hölderlin. Reuter. Zweite Aufl. (Berlin 1896) S. 6 ff.

Jahre 1797 (Ged. S. 160 f.), wo sich unter dem Einfluß einer Horazischen Reminiszenz[1]) die Worte finden:

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's
Daß ich gesehen (gesehn?), wie, müde seiner
Fahrt der entzückende Götterjüngling

Die jungen Locken badet' in Goldgewölk;
Und jetzt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm;
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Das ist eine Studie, der noch etwas Schülerhaftes anklebt, nicht nur dem matten Verse 'Und jetzt noch blickt mein Auge von selbst nach ihm'. Vertiefter, seelenvoller ist die 'Sonnenuntergang' betitelte spätere Fassung (S. 161):

Wo bist du? trunken dämmert die Seele mir
Von aller deiner Wonne; denn eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Daß der Lichtgott als Kitharöde sein Abendlied spielt, um sich dann hinweg zu frommeren Völkern zu begeben, ist eine anmutig plastische Darstellung des Sonnenuntergangs, welche durch die sinnige Verwertung antiker Vorstellungen, nicht am wenigsten aber durch modern vertieftes Naturempfinden fesselt — 'Es tönten rings die Wälder und Hügel nach'. — Wie der Dichter nach dem Vorgange der Orphiker Apollon als den Sonnengott faßt, so scheint ihm die Homerische Vorstellung von den Äthiopen mit der Sage von den Hyperboreern zusammenzufließen.[2])

Bei den nicht seltenen Apostrophierungen des Aethers, den Hölderlin einfach als die reine Himmelsluft faßt, wie ja auch bei den Alten Aither und Uranos bisweilen im gleichen Sinne gebraucht werden, waren ihm einige Stellen attischer Dichter schwerlich unbekannt. 'O heil'ger Aether, und ihr Lüfte, leichtbeschwingt' ruft Äschylos' Prometheus (88), und der Chor der Wolken in Aristophanes' Komödie (569) rufen ihren hochgepriesenen Vater, den heiligen Aither, den Lebensernährer aller. 'Du nährst sie all (näml. die Wesen) mit deinem Nektar, o Vater!' sagt Hölderlin ('An den Aether' V. 7). Aber so inbrünstig, so liebend dankbar hat kaum ein Grieche zum 'Vater Aether' gebetet wie Hölderlin. Denn der Aither, dessen Sohn, wie ein griechischer Dichter sagt, der Himmel ist, hatte zwar seine Stelle in den Theogonien, aber

[1]) Carm. III 4, 61 von Apollo: *qui rore puro Castaliae lavit crinis solutos.*

[2]) Hom. α 24. Vgl. Preller-Robert Gr. Myth.[4] I S. 230 Anm. 3. S. 242 ff.

keinen volkstümlichen Kult; die Philosophie war es, die ihn als den Sitz alles Belebenden und Unsterblichen auffaßte. Die moderne Vertiefung bleibt Hölderlin eigentümlich. Verwandte Töne könnte man nur in der hellenistischen Poesie erwarten. Von den 'zärtlichen Lüften' spricht Hölderlin, Catull läßt mit fast sentimentalischem Anhauch die Lüfte mit der Blume kosen [1]), und Ovid [2]) in der reizenden Erzählung von Cephalus und Procris seinen Cephalus die *aura* in einer Weise anreden, welche der modernen Gefühlsinnigkeit nahe kommt.

In dem Sonnenaufgangsgemälde eines apulischen Krater des Musée Blacas werden die sinkenden Sterne als nackte Jünglinge personifiziert. Hölderlin sagt Hyp. S. 71, 1 ff.: 'wenn der Abendstern voll friedlichen Geistes heraufkam mit den alten Jünglingen, den übrigen Helden des Himmels!' Aber so gern er auch die Gestirne apostrophiert, zumal die Dioskuren, er bewahrt in der Art der Personifizierung große Zurückhaltung: Ged. S. 210: 'ihr, hochschauende Sterne, Die mir damals oft segnende Blicke gegönnt', S. 153: 'Die freundlichen Helden des Himmels, Perseus dort und Herkules dort, sie wallen in stiller Liebe vorbei.'

Oder um an ein anderes Beispiel zu erinnern, die Wolken nennt Hölderlin einmal die 'Boten des Meeres' in der Anrede an den Archipelagus (1800—1801) Ged. S. 219 V. 43 ff.:

Und umfängt der Aether dich nicht? Und kehren die Wolken,
Deine Boten, von ihm mit dem Göttergeschenke, dem Strahle
Aus der Höhe dir nicht? Dann sendest du über das Land sie,
Daß am heißen Gestad' die gewittertrunkenen Wälder
Rauschen und wogen mit dir u. s. w.

In der Ode 'Abendphantasie' (1799) schildert er die Rosen des Himmels, um dann fortzufahren: 'o dorthin nehmt mich, purpurne Wolken!' Noch zurückhaltender, aber durch sinnige Naturbeobachtung anziehend sind die Worte Emped. 2184 f.: 'Indes Himmels heimatlos Gewölk, Das immerflüchtige vorüberwandelt'. Hölderlin hält sich auch hier durchaus innerhalb der Grenzlinie, welche der moderne Dichter in der Aneignung der antiken Weise nicht ungestraft überschreitet. Die mythische Verwendung der Nephele oder auch Wolkengöttinnen, wie sie der Chor des Aristophanes vorführte, wird man bei ihm vergeblich suchen. [3])

Die Alten empfanden in dem Flusse den Ausdruck einer göttlichen Kraft und formten sich diese nach menschlichem oder tierischem Bilde. Es ist wiederum lehrreich mit dieser Richtung das diskrete Maßhalten Hölderlins zu

---

[1]) Catull 62, 41 *quem* (näml. *florem*) *mulcent aurae, firmat sol, educat imber.*

[2]) Ov. Met. VII 816:

tu me reficisque fovesque:
tu facis, ut silvas, ut amem loca sola; meoque
spiritus iste tuus semper captatur ab ore.

[3]) Die Worte 'Wolken lenket Zeus, Und Wasserwogen zähmt Poseidaon' gehören dem Hermokrates, dem strengen Hüter des heimischen Götterkultus: 'Der Tod des Empedokles' 875 f.

vergleichen, wie es z. B. in der Fortsetzung der oben ausgehobenen Anrede an den 'Archipelagus' zu Tage tritt V. 47 ff.:

daß bald, dem wandernden Sohn gleich,
Wenn der Vater ihn ruft, mit den tausend Bächen Mäander
Seinen Irren enteilt, und aus der Ebne Kayster
Dir entgegen frohlockt, und der Erstgeborne, der Alte,
Der zu lange sich barg, dein majestätischer Nil jetzt
Hochherschreitend von fernem Gebirg, wie im Klange der Waffen,
Siegreich kömmt, und die offenen Arme der Sehnende reichet.

Oder Hyp. S. 79, 31: 'Zur Linken stürzt' und jauchzte, wie ein Riese, der Strom in die Wälder hinab, vom Marmorfelsen, der über mir hing'. Energischere Plastik, in anthropomorpher Anschauung die Grenze berührend, die dem modernen Dichter gezogen ist, zeigt die Ode 'Der gefesselte Strom' (Hauptwyl. Frühling 1801):

Was schläfst und träumst du, Jüngling! gehüllt in dich,
Und säumst am kalten Ufer, Geduldiger!
Und achtest nicht des Ursprungs, du, des
Oceans Sohn, des Titanenfreundes?

Die Liebesboten, welche der Vater schickt,
Kennst du die lebenatmenden Lüfte nicht?
Und trifft das Wort dich nicht, das hell von
Oben der wachende Gott dir sendet?

Schon tönt, schon tönt es ihm in der Brust! es quillt,
Wie da er noch im Schoße der Felsen schlief,
Ihm auf, und nun gedenkt er seiner
Kraft, der Gewaltige, nun, nun eilt er,

Der Zauderer, er spottet der Fesseln nun,
Und nimmt und bricht und wirft die zerbrochenen
Zum Zorne, spielend, da und dort zum
Schallenden Ufer; und von der Stimme

Des Göttersohns erwachen die Berge rings,
Es regen sich die Wälder, es hört die Kluft
Den Herold fern, und schaudernd regt im
Busen der Erde sich Freude wieder.

Der Frühling kommt, es dämmert das neue Grün;
Er aber wandelt hin zu Unsterblichen;
Denn nirgend darf er bleiben, als wo
Ihn in die Arme der Vater aufnimmt.

So antik[1]) uns aber diese kraftvoll durchgeführte Personifizierung anmutet, man wird doch bemerken, wie weit sie sich von der individualisierenden und

[1]) Nicht unbemerkt darf bleiben, daß die Ode 'Der gefesselte Strom' wie auch die aus 'Hyperion' und 'Der Archipelagus' ausgehobenen Stellen den Einfluß von Goethes 'Mahomets Gesang' (1774) verraten. Vgl. Goethe: 'Jünglingfrisch Tanzt er aus der

zugleich humorvollen Charakteristik fern hält, welche etwa der Nil des Vatikan und das dieser Statue ähnliche Gemälde bei Philostratos bietet. Aber gerade darin zeigt sich das Stilgefühl des Dichters. Was die Alten wagen durften, die in dem Strome den schilfbekränzten Gott verehrten, würde der moderne Leser als angekünstelte Nachahmung empfinden. Doch genug. Die Stärke Hölderlins liegt, bei aller plastischen Kraft, vorwiegend in der Beseelung. Und bezeichnend für seine Eigenart ist nicht nur, was er von der Weise der Alten entlehnt, sondern auch, was er ablehnt.

Vor der Gefahr aber, in welche ein antikisierender Dichter nur zu leicht verfällt, vor der Allegorie, bewahrt ihn die Wärme seiner Empfindung. Das lehrt unter anderem die Ode 'An die Hoffnung' (Herbst 1801), die mit den Worten beginnt: 'O Hoffnung! holde! gütig geschäftige! Die du das Haus der Trauernden nicht verschmähst.' Wenn der Dichter die Hoffnung bittet, daß sie ihm erscheine aus ihres 'Vaters Gärten', so weiß ich nicht, ob er sich vielleicht erinnerte, daß die Römer ihrer Spes gern in der Nähe von Gärten einen Tempel weihten. Jedenfalls erhält aber diese Wendung dadurch den Reiz der Originalität, daß er die Hoffnung als des 'Äthers Tochter' bezeichnet. 'Des Vaters Gärten' sind also die, wo 'die immer frohen Blumen, die blühenden Sterne glänzen' oder, wie es im 'Hyperion' (S. 179, 40) einmal heißt: 'Die Wiese des Himmels mit all ihren funkelnden Blumen'.[1]) Man sieht an solchen Stellen auch, wie selbständig der Dichter die antiken Anregungen verwertet, wie er es versteht am Faden des überkommenen mythisch-poetischen Gewebes fortzuspinnen.

Die freiere Stellung Hölderlins gegenüber den griechischen Anschauungen schließt nicht aus, daß er ihnen anderswo nahe bleibt, zumal wenn es sich um verbreitetere Vorstellungen handelt, oder um solche, die uns durch ihren tief menschlichen Gehalt bewegen. In dieser Richtung mag hier der Ode 'An die Parzen' (1798) gedacht werden, ein Gedicht, welches ein Kenner wie A. W. Schlegel 'voll Geist und Seele' fand:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättiget, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht, gelungen:

Wolke Auf die Marmorfelsen nieder, Jauchzet wieder Nach dem Himmel' oder 'Und die Bäche von den Bergen Jauchzen ihm und rufen: Bruder!' Mit dem Schlusse der Ode stelle man Goethe zusammen: 'Doch ihn hält kein Schattenthal, Keine Blumen, Die ihm seine Knie' umschlingen ... Bruder, nimm die Brüder mit, Mit zu deinem alten Vater, Zu dem ew'gen Ocean, Der mit ausgespannten Armen Unser wartet, Die sich ach! vergebens öffnen, Seine Sehnenden zu fassen'....

[1]) Vgl. Ged. S. 175 V. 44. S. 231 V. 55. Hyp. S. 109, 36 f. Emped. V. 1902.

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; einmal
Lebt' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Der Dichter verwertet hier die Unterweltsvorstellungen der Alten, aber er hütet sich, durch entlegeneres Detail, durch frostige Gelehrsamkeit zu erkälten. Dem antiken Glauben, nach welchem die Seele des Unbestatteten im Jenseits keine Ruhe findet[1]), wird eine originelle Prägung gegeben. In der letzten Strophe wagt es der Dichter nicht, auch für sich das bevorzugte Geschick eines Orpheus[2]) zu erhoffen, der noch im Hain der Persephone sich und die übrigen Helden durch seinen Gesang und sein Saitenspiel ergötzte, wenn nicht Horaz' Schilderung[3]) vorschwebte, wo er sich Sappho und Alkaios vergegenwärtigt, wie sie den staunenden Schatten der Unterwelt ihre Weisen vortragen. Daß der Dichter diese Vorstellungen durch die Worte 'wenn auch mein Saitenspiel mich nicht hinabgeleitet' nur anklingen läßt, und nur von fern, zeigt die Sicherheit seines poetischen Taktes. Solche Stellen lehren aber auch, daß der Vollgehalt Hölderlinscher Dichtung nur von den Freunden des Altertums genossen werden kann.

Auch sonst hat Hölderlin solche Anschauungen ohne Bedenken benutzt[4]), besonders wirkungsvoll in der Ode 'Der Tod fürs Vaterland' (1799). Der Dichter bittet ihn aufzunehmen in die Reihen der Kämpfer:

Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut,
Fürs Vaterland — und bald ist's geschehn! Zu euch
Ihr Teuern! komm' ich, die mich leben
Lehrten und sterben, zu euch hinunter!

Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn,
Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!
Nun grüßt ihr freundlich den geringen
Fremdling, und brüderlich ist's hier unten;

Und Siegesboten kommen herab: die Schlacht
Ist unser. Lebe droben, o Vaterland,
Und zähle nicht die Toten! Dir ist,
Liebes! nicht einer zu viel gefallen.

Während die Worte 'Wie oft im Lichte dürstet' ich euch zu sehn, Ihr Helden und ihr Dichter aus alter Zeit!' an bekannte Verse des Goetheschen Tasso[5])

---

[1]) Vgl. Hyperion S. 135, 39. Wieder anders Hyper. S. 76, 26: 'Wie ein Geist, der keine Ruhe am Acheron findet, kehr' ich zurück in die verlassenen Gegenden meines Lebens'. Der Tod des Emp. S. 1065 ff.

[2]) Vgl. Ged. S. 93, 35, Hyperion S. 96, 35. [3]) Carm. II 13, 21 ff.

[4]) Vgl. Ged. S. 170, 10 ff. 'An ihren Genius' S. 171 V. 5. S. 208, 65 ff. Emped. V. 1066 f.

[5]) I 3: O säh' ich die Heroen, die Poeten
Der alten Zeit um diesen Quell versammelt!

Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß uns A. v. Winterfelds Aufsatz 'Fr. Hölderlins Verhältnis zu Goethe und Schiller', Blätt. für liter. Unterh. 1893 Nr. 22, nicht zugänglich war.

(1790) erinnern, mag der visionäre Gedanke, daß die Helden und Dichter den neuen Ankömmling in Elysion freundlich begrüßen, durch Hölderlin vertraute Stellen der Alten angeregt sein, jedenfalls hält er sich ganz in der antiken Anschauung.[1]) Nicht minder, daß Siegesboten hinabkommen und die gewonnene Schlacht melden. In der vierzehnten olympischen Ode bittet Pindar die Göttin Echo, sie möge hinabgehen und dem schon im Hades weilenden Vater des Knaben Asopichos die Freudenkunde überbringen, daß sein Sohn den Sieg in den olympischen Spielen errungen habe. Daß endlich der in die Unterwelt Gelangte dem Vaterlande ein Lebewohl zuruft, läßt sich wiederum mit der Weise der Alten vergleichen, die gerade einen solchen Wunsch bisweilen dem Toten in den Mund legen in Bezug auf die Überlebenden.[2]) Aber ein solches Lebe! durch den Gefallenen dem Vaterland aus der Unterwelt zurufen zu lassen, bleibt Eigentum des Dichters, dem diese Wendung einen wirkungsvollen Schluß vermittelt. Bezeichnend ist für Hölderlin, daß die antiken Motive auch in eine Ode eindringen, deren Entstehung nur durch die zeitgeschichtlichen Ereignisse der neunziger Jahre und in der eigentümlichen Stellung, die Hölderlin ihnen gegenüber einnahm, ihre Erklärung findet.[3])

Selbstverständlich läßt sich zumal da, wo bekanntere Vorstellungen zur Verwendung kommen, keineswegs immer mit voller Bestimmtheit sagen, daß der Dichter diese oder jene Stelle der Alten vor Augen gehabt habe. Darauf würde auch wenig ankommen. Es kann sich bei solchen Nachweisen nur darum handeln die Richtung zu bezeichnen, in welcher die Vorbilder zu suchen sind. Wie sich aber diese Vorbilder öfters auch im einzelnen nicht verkennen lassen, so wenig darf bezweifelt werden, daß sich der schaffende Dichter derselben oftmals kaum noch bewußt war, und daß anderseits nicht wenige solcher Züge aus der kongenialen Empfindung des Dichters selbst herauswuchsen. Nicht minder beachtenswert bleibt die meist bewährte Fähigkeit, auch die Entlehnungen in der vollen Harmonie des Kunstwerks aufgehen zu lassen. Würdigen kann den Dichter nur, wer nicht sowohl beachtet, was er sich von der Antike aneignet, als wie er es sich aneignet. Und erst der romantische Einschlag gibt die leuchtenden Farben. Eine erschöpfende Aufzählung der der antiken Poesie entlehnten Motive kann hier nicht in unserer Absicht liegen, das hieße einer erläuternden Ausgabe[4]) des Dichters vorgreifen. Wenigstens durch

---

[1]) Vgl. Aischylos Ag. 1514 ff. K.; Aristophanes Frösche 788 ff.; Platon Apolog. p. 41 A; Goethe Iphigenie III 2: 'Ihr ruft: Willkommen! und nehmt mich auf!' Die Goethesche Iphigenie war H. vertraut Das Wort 'Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Taten' schrieb er Hegel ins Stammbuch. 'Der Tod des Emp.' 1145 ff. vielleicht angeregt durch Iphigeniens Worte III 1: 'Gelassen hört ihr unser Flehn, das um Beschleunigung euch kindisch bittet; aber eure Hand bricht unreif nie die goldnen Himmelsfrüchte' u. s. w.

[2]) Hor. Sat. II 5, 109 f.:

sed me
imperiosa trahit Proserpina: vive valeque.

[3]) Vgl. R. Wirth in Schnorrs Archiv für Literaturgeschichte XIV (1886) S. 429 ff.

[4]) Eine solche müßte sich angelegen sein lassen auch die Anklänge an deutsche Dichter zu notieren. Eine Beeinflussung durch Klopstock, noch in der reiferen Zeit, findet

ein Beispiel sei hier aber zum Schluß nochmals auf die oft sinnreiche und glückliche Umbiegung antiker Motive hingewiesen. Die Griechen stellen sich ihren Apollon bekanntlich als den bogenbewehrten Schützen vor, als den Ferntreffer. Hölderlin vergeistigt diese Vorstellung, indem er sie auf die Orakel des Gottes überträgt (Ged. S. 255): 'Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?'

Bevor wir Hölderlins Verhältnis zu der mehr formalen Technik der Alten darzulegen versuchen, mag hier ergänzend noch mit einigen Worten einer anderen Seite des Dichters gedacht werden. Wir sagten oben, daß sich Hölderlin die mehr plastische Naturanschauung der Alten bis zu einem gewissen Grade zu eigen machte, aber ohne deshalb das landschaftliche Naturgefühl der Neueren aufzugeben. Mit besonderer Innigkeit bricht dieses Gefühl hervor, wo es ein Bild der geliebten schwäbischen Heimat gilt, und nicht mit Unrecht hat Freiligrath die Heimatliebe Hölderlins zum Grundgedanken seines Huldigungsgedichtes gemacht. Einfach menschlich und naturwahr kommt die Freude des Dichters durch die sich drängenden Anreden in dem Gedicht 'Rückkehr in die Heimat' (1800) zum Ausdruck:

Ihr milden Lüfte! Boten Italiens!
Und du mit deinen Pappeln, geliebter Strom!
Ihr wogenden Gebirg'! o all' ihr
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder?

Durch eine empfundene Apostrophe wird auch das berühmte Gedicht 'Heidelberg' auf den rechten Herzenston gestimmt. Bemerkenswert ist in dieser Ode die Kunst des Dichters die landschaftliche Schilderung durch sein persönliches Erlebnis in Bewegung zu setzen, bemerkenswert auch die Kontrastierung der lieblichen Uferlandschaft des Neckar mit der 'gigantischen schicksalskundigen Burg'. Hölderlin selbst nennt dies Gedicht im Eingang ein 'kunstlos Lied'. Man wird dies Urteil des bescheidenen Dichters nur gelten lassen, wenn er damit andeuten wollte, daß die lebensvolle Einheitlichkeit dieses herzbewegenden Bildes durch keinen fremdartigen Farbenton gestört wird.

Die Kunst des Kontrastierens, die dem Dichter in dem etwas langatmig beschreibenden Gedichte 'Der Wanderer' (1796) nach Goethes Urteil[1]) nicht genugsam gelungen war, bringt die Ode 'Der Neckar' (1799) um so kräftiger zur Geltung durch die Gegenüberstellung der anmutig bescheidenen Wiesentäler des heimatlichen Flusses und der südlichen Natur der ionischen Inseln in ihrer berauschenden Fülle; aber auch hier weiß der Dichter die Beschreibung in anmutige Vorgänge umzusetzen:

---

sich z. B. 'Der Wanderer' (1796) V. 49 f.: 'Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge, Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.' Vgl. Klopstocks Ode 'Der Rheinwein' (1753?): 'da du, edler Alter, Noch ungekeltert, aber schon feuriger Dem Rheine zuhingst, der dich mit auferzog, Und deiner heißen Berge Füße Sorgsam mit grünlicher Woge kühlte.' Die Nachahmung bleibt hier hinter dem Vorbilde zurück.

[1]) In dem Briefe an Schiller, Weimar den 28. Juni 1797.

Und, ihr schönen
Inseln Joniens! wo die Meerluft

Die heißen Ufer kühlt und den Lorbeerwald
Durchsäuselt, wenn die Sonne den Weinstock wärmt;
Ach! wo ein goldner Herbst dem armen
Volk in Gesänge die Seufzer wandelt,

Wenn sein Granatbaum reift, wenn aus grüner Nacht
Die Pomeranze blinkt, und der Mastixbaum
Von Harze träuft, und Pauk' und Cymbel
Zum labyrinthischen Tanze klingen.

Zu euch, ihr Inseln! bringt mich vielleicht, zu euch
Mein Schutzgott einst; doch weicht mir aus treuem Sinn
Auch da mein Neckar nicht mit seinen
Lieblichen Wiesen und Uferweiden.

Man sieht, die Kontrastierung beherrscht nicht nur die Hauptgedanken, sie gliedert auch den Einzelausdruck. Und der Dichter zeigt hier jene Kunst der Zusammendrängung, die es oftmals schwer macht auch nur ein Wort hinweg- oder hinzuzutun, ohne den Gedanken zu schädigen: 'ein goldner Herbst dem armen Volk in Gesänge die Seufzer wandelt.' Und die Wendung 'aus grüner Nacht die Pomeranze blinkt' darf sich mit der berühmteren Mignons (1795) messen.[1]) Wir widerstehen der Versuchung auf dieses anziehende Gebiet näher einzugehen. Wenige bedürfen hier des Führers, niemand einer wortreichen Erläuterung. Es ist weniger die sinnfällige Erscheinung, bei der Hölderlin verweilt, als die Seele, die er aus ihr heraus- oder vielmehr in sie hineindeutet. Das typisch Bedeutsame, Dauernde in der Natur und ihren Einzelwesen sucht er zu erfassen. Die Sterne nennt er die 'heiligfreien', die Erde die 'lebensreiche', die 'schicksalvolle', die Lüfte die 'freudegebenden', die Blumen die 'stillen', die Pflanzenwelt 'die reine, die immergleiche'. Solche Beiwörter, so sinnvoll sie auch sind, haben leicht etwas Blutleeres, gedankenhaft Blasses. Um so überraschter stehen wir dann vor Schilderungen von so unmittelbarer Naturwahrheit wie in den beiden ersten Strophen der oben besprochenen Ode 'des Morgens':

Vom Taue glänzt der Rasen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schwankes Haupt, und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen

Gewölke streifen rötliche Flammen dort,
Verkündende, sie wallen geräuschlos auf;
Wie Fluten am Gestade wogen
Höher und höher die wandelbaren.

---

[1]) Größere Abhängigkeit von Goethe verraten Hyp. S. 140, 5: 'O ihr Haine von Angele . . ., wo die goldene Frucht des Zitronenbaums aus dunklem Laube blinkt', Emped. V. 1035: 'goldne Frucht im dunkeln Hain' und Gedichte S. 232: 'Folgt der Schrift, wie des Haines Dunklem Blatte, die goldne Frucht?'

Aber auch hier hält sich der Dichter von einem bloßen Abschreiben der Natur fern, erst das pantheistische Empfinden haucht den Versen Leben und Seele ein. Es ist müßig, dem Dichter ein kräftigeres Umfassen der Sinnenwelt, eine derbere Realistik zu wünschen, um so müßiger, als er sich selbst über die seinem Talente gezogenen Schranken mit völliger Klarheit ausspricht. Was er immer auf anderen Wegen erreicht haben würde, das ihm und nur ihm Eigentümliche wäre schwerlich zu so voller Entfaltung gelangt.

Das fortgesetzte liebevolle Studium der Alten, dem sich Hölderlin hingab, mußte ihn tief und tiefer in ihre Kunstart einführen und ihn erkennen lassen, daß sie das Höchste nur erreichten, indem sie sich der Schranke unterwarfen. In diesem Sinne schreibt er an seinen Freund Neuffer[1]): 'Ich finde immer mehr, wie vortheilhaft und wie erleichternd die wahre Erkenntniss der poetischen Formen für die Äusserung des poetischen Geistes und Lebens ist, und ich muss erstaunen, wie wir so umherirren mögen, wenn ich den sichern, durch und durch bestimmten und überdachten Gang der alten Kunstwerke ansehe.' Und anderthalb Jahre später schreibt er an Schiller[2]): 'Ich habe mich seit Jahren fast ununterbrochen mit der griechischen Literatur beschäfftiget. Da ich einmal daran gekommen war, so war es mir nicht möglich, dieses Studium abzubrechen, bis es mir die Freiheit, die es zu Anfang so leicht nimmt, wiedergegeben hatte, und ich glaube, im Stande zu seyn, Jüngeren, die sich dafür interessiren, besonders damit nüzlich zu werden, daß ich sie vom Dienste des griechischen Buchstabens befreie und ihnen die grosse Bestimmtheit dieser Schriftsteller als eine Folge ihrer Geistesfülle zu verstehen gebe.' Unter der 'Bestimmtheit' der griechischen Schriftsteller wird er vor allem die feste und sichere Technik der dichterischen Formgebung meinen, der sich die Alten in allen Gattungen der Poesie unterwerfen, um in dieser Beschränkung, unsicheren Tastens und Experimentierens überhoben, um so Bedeutenderes hervorzubringen. Auch innerhalb der Schranke einer festen, von dem Meister auf den Schüler vererbten Kunstübung bot die griechische Chorlyrik ihren Vertretern so viel Freiheit der Bewegung, als sie zur vollen und ungehemmten Entfaltung ihrer dichterischen Individualität bedurften. Und diese Freiheit erstreckte sich auch auf die dichterische Verwendung des Götter- und Heroenmythus, dessen immer sprudelnde Quelle der allem Dogmatismus abgeneigte Sinn der Griechen sich hütete in einem geschlossenen Röhrenwerk fest zu legen. Aber indem sich jede poetische Gattung rein und ungestört aus sich selbst entwickelte, ging die Kunstweisheit des Meisters dem Jüngeren nicht verloren. Es bildete sich eine Summe von Kunstregeln, um nicht zu sagen poetischer Handwerksgriffe heraus, die erlernt werden konnten und von einer Dichterhand in die andere übergingen. Indem Hölderlin erkannte, welch außerordentlicher Vorteil den alten Meistern aus der sicheren Handhabung solcher seit alters gepflegter, zäh an der Gattung haftender Kunstregeln erwuchs, ging er auch in dieser Hinsicht gern in ihre Schule. Daß freilich seine subjektivische Richtung trotz

[1]) Homburg d. 4. Dec. 99. [2]) Nürtingen bei Stutgard d. 2. Jun. 1801.

allen Studiums sich weder der epischen noch der dramatischen Darstellung gewachsen zeigte, ist bekannt und wird durch unsere Beleuchtung des 'Hyperion' und des 'Empedokles' nur bestätigt werden. Um so mehr aber lernte er durch die griechische Lyrik. Bei Pindar nun, in anderer Weise bei Horaz und den mehr oder weniger von der alexandrinischen Kunstpoesie abhängigen römischen Elegikern, trat ihm die Gepflogenheit entgegen, den gedanklichen Teil des Gedichts durch einen mythischen zu verkörpern und die Beziehungen der Gegenwart durch analoge Verhältnisse der Götter- und Heldensage in eine ideale Beleuchtung zu rücken. Indem sich Hölderlin diese Kunstweise zu eigen machte, wahrte er sich als moderner Dichter die Freiheit, sich nicht auf den uns fremder gewordenen Götter- oder Heroenmythus der Alten zu beschränken, vielmehr an dessen Stelle öfters das große Hellenentum der historischen Zeit treten zu lassen. Richtig, wenn auch mit zu einseitiger Formulierung, bemerkte das schon R. Haym[1]: 'Die Erinnerung an Land und Volk, an die Taten und Werke der Griechen vertritt in seinen Oden und Elegien das Element der Fabel, des Götter- und Heroenmythus.' Dabei schiebt sich aber dem Dichter an Stelle des geschichtlichen Griechentums ein Bild unter, das nur in seiner Sehnsucht, niemals in Wirklichkeit existiert hat. Das Griechentum ist ihm die Vollendung schönen Menschentums, und kaum hat diese Anschauung je einen schwungvolleren und begeisterteren Verkünder gefunden. Aber der Mangel an Blick für die realen Verhältnisse, an historischem Sinn, den man dem jugendlichen Dichter so gern hingehen lassen möchte, beeinträchtigt merklich die Wirkung seiner Poesien, insbesondere auch durch die bei immer gleich hoch gestimmter Begeisterung unvermeidliche Einförmigkeit. Am wenigsten kann dem auch für die Schattenseiten des griechischen Lebens so viel geschärfteren und vertiefteren Verständnis des heutigen Lesers mit so uneingeschränkter Bewunderung und so kritikloser Sehnsucht gedient sein. Wir sehen heute das Altertum nicht mehr mit Goetheschem, geschweige mit Hölderlinschem Auge an. Die Schönheit mußte der Wahrheit, die Begeisterung der Erkenntnis Platz machen. Am glücklichsten bleibt daher Hölderlin immer, wo es ihm gelingt einen durch seine Bedeutsamkeit fesselnden Zug des Heroen- oder Göttermythus oder ein Bild aus Natur- und Menschenleben zum Träger seiner Empfindung zu machen. Und hier bewährt er denn auch in dem erwogenen Verhältnis des persönlichen und mythischen oder bildlichen Teiles seinen in der Schule der Alten gebildeten Formensinn. Insbesondere sticht die Elegie 'Achill' (1799) durch die Reinheit ihrer architektonischen Verhältnisse hervor. Das Gedicht zerfällt in zwei Teile, einen mythischen und einen persönlichen. Jeder von ihnen umfaßt je sieben Distichen. 'Herrlicher Göttersohn! da du die Geliebte verloren, gingst du ans Meeresgestad, weintest hinaus in die Flut' — so beginnt der mythische Teil. 'Göttersohn! o wär' ich, wie du, so könnt' ich vertraulich Einem der Himmlischen klagen mein heimliches Leid' — mit diesen Worten setzt der persönliche Teil ein. Wenn

[1] Die romantische Schule S. 317.

Hölderlin je ein Gedicht mit seinem Herzblute geschrieben hat, so ist es diese verzweifelte Klage wegen des Verlustes seiner Diotima, und doch spricht sich vielleicht in keinem anderen der Geist hellenischer oder vielmehr hellenistischer Kunst so rein aus wie in dieser Elegie. Aber sicher ist Hölderlin bei der Verwertung des Achill nur von Homer, nicht von Properz (II 8) abhängig.

Der Dichter hat den Alten die Kunst maßvoller Formgebung abgelernt, wie sie besonders in der symmetrischen Gliederung der Teile zum Ausdruck kommt. So schildert in der kleinen Ode 'An unsre großen Dichter' (1798) die erste Strophe den Triumphzug des Bakchus vom Indus her, die zweite ruft die großen Dichter auf, wie Bakchus die Völker vom Schlummer zu wecken und ihren Eroberungszug anzutreten. Diese Symmetrie begegnet auch da, wo Hölderlin an Stelle des Mythus ein einfaches Bild aus Natur- und Menschenleben verwendet. Gegensätzlich verhält sich das Bild zu dem persönlichen Empfinden des Dichters in der ersten Strophe des 'Die Heimat' überschriebenen Gedichtes (1798):

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom
Von fernen Inseln, wo er geerntet hat;
Wohl möcht' auch ich zur Heimat wieder;
Aber was hab' ich, wie Leid, geerntet?

In dem empfundenen Gedicht 'Abbitte' (1798) gibt die erste Strophe einem persönlichen Schuldgefühl gegenüber Diotima Ausdruck:

Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tieferen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

Aber daß diese Schmerzen für die Geliebte nur vorübergehende sein werden, versichert nun die zweite Strophe in reizvoller Bildlichkeit:

O vergiß es, vergib! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

Die Art, wie hier die Geliebte mit dem Bilde[1]), in welchem sie der Dichter schaut, völlig verschmilzt, verleiht der Ode einen Hauch, man darf sagen, Sapphischer Innigkeit. Gleichnis und Verglichenes fließen ineinander, wie so oft bei Horaz.[2])

Daß Perlen von diesem Schmelz in so gediegener Fassung dem Dichter nicht mühelos in den Schoß fielen, begreift sich. An treuem Kunstfleiß hat ihn keiner übertroffen. Sein immer auf das Höchste gerichteter Sinn konnte sich nicht genug tun in Selbstkritik. Wir blicken ihm in die Werkstatt, wenn,

[1]) Der Vergleich findet sich auch im Hyperion S. 139: 'Wie der Mond aus zartem Gewölke, hob sich ihr Geist aus schönem Leiden empor.'

[2]) Vgl. Kießling zu Hor. C. III 16, 22 f.

wie so oft,[1]) eine zweite umgearbeitete oder erweiterte Fassung eines Gedichts neben der ersten vorliegt. Sorgfältige Schulung erforderten vor allem die in seiner reifsten Periode von ihm bevorzugten antiken Odenmaße und der Hexameter und das elegische Distichon. Und die schöne Frucht dieses Studiums war, daß bei der Behandlung wenigstens des Odenmaßes die Arbeit nirgends herausschaut. In der Kommissur der Pentameterhälften stört bisweilen die starke Bewertung einer unbetonten Silbe.[2]) Auch die Hexameter sind nicht immer geraten.[3]) In dem Gedicht 'An den Frühling' (1796) geht V. 27 (S. 153) der Rhythmus durch ein überzähliges 'und' wie in dem bekannten Verse von Goethes 'Hermann und Dorothea' aus den Fugen. Aber den Maßen der Odenpoesie fügt sich die Sprache in natürlicher Anmut, hier vergißt man, daß jene Metren einst die Schöpfungen einer quantitierenden Poesie waren. Wie Hölderlin seine Vorgänger auf diesem Felde, insbesondere Klopstock, hinter sich läßt, so ist die vollendete Technik der späteren, auch die der Münchener Schule, kaum denkbar ohne Hölderlin. Die künstlerische Feinfühligkeit für rhythmischen Wohllaut, für die Klangfarbe der sprachlichen Laute und ihre zarten Nuancen äußert sich in diesen Dichtungen aufs reinste und reichste. Für die Wirkung der Allitteration war sein Ohr wohl auch durch die Lektüre der Alten geschärft, er verwendet sie schon in seinen gereimten Dichtungen (z. B. in der Anrede an die Pepromene 'ein Saitenspiel und süße Sorgen, und Träum' und Tränen gabst du mir'), häufiger noch in den Oden, in denen er auf das musikalische Element des Reims zu verzichten hatte. Man kann aber ohne paradox zu sein behaupten, daß die rhythmisch musikalische Begabung des Dichters in ihrer Stärke und Schmiegsamkeit nicht minder auf dem Gebiete der ungebundenen Rede vernehmbar wird. Seine Prosa ist eine vorwiegend rhythmische. Die Möglichkeit, daß auch in dieser Richtung die großen Redekünstler der Alten nicht ohne Einfluß blieben, wird vielleicht zugeben, wer sich etwa der eurhythmischen Satzgliederung der Rede des Pausanias in dem auch von Hölderlin bewunderten Platonischen Symposion erinnert, mag auch erst in unseren Tagen allmählich eine wissenschaftlich begründetere Einsicht in die Art und Weise gewonnen werden, wie die alten Meister auch die Perioden und Reihen ihrer prosaischen Rede einer rhythmischen Gliederung unterwarfen. Bei Hölderlins ausgeprägter Neigung für den Parallelismus der Satzglieder dürften sich griechisch-römische Einflüsse mit alttestamentlichen gekreuzt haben. Hyp. S. 102, 26 ff.: 'Wenn ich hinsehe ins Leben, was ist das Letzte von allem? Nichts. Wenn ich aufsteige im Geiste, was ist das Höchste von allem? Nichts.'[4])

---

[1]) Man sehe darüber die Angaben bei Litzmann I 283.

[2]) Der Beurteilung, welche solche Stellen bei David Müller fanden, 'Friedrich Hölderlin', Preuß. Jahrb. XVII (1866) S. 560, vermag ich mich nicht anzuschließen.

[3]) Zu günstig urteilt Haym a. a. O. S. 318.

[4]) Vgl. Hyp. S. 99, 7 ff.: 'Es gibt ein Vergessen alles Daseins, ein Verstummen unsers Wesens, wo uns ist, als hätten wir alles gefunden. Es gibt ein Verstummen, ein Vergessen alles Daseins, wo uns ist, als hätten wir alles verloren, eine Nacht unsrer Seele, wo kein Schimmer eines Sterns, wo nicht einmal ein faules Holz uns leuchtet.' S. 123, 29 ff.: 'Und

Aber Hölderlin hat die Schranke, die sich die Alten zogen, vielmals durchbrochen. Nicht nur daß sich im 'Hyperion' nicht selten Partien finden, welche sich, wie schon andere bemerkt haben,[1]) in ähnlich freier rhythmischer Gliederung bewegen wie etwa das 'Schicksalslied' oder eine Anzahl Goethescher Gedichte, die Prosa geht auch oftmals geradezu in Verse, zumal jambische, über oder ließe sich mit geringfügiger Änderung in solche absetzen.[2]) Daß das Fragment der ersten Fassung des 'Hyperion' in fünffüßigen Jamben geschrieben wurde, war für die letzte Redaktion schwerlich noch von Bedeutung. Hölderlin bleibt eben auch im Roman Lyriker, und so ist auch der Roman jeden Augenblick bereit sich rhythmischer Form zu fügen.

Es bietet sich hier die geeignete Stelle nun auch auf die beiden umfänglicheren Werke Hölderlins, zunächst auf 'Hyperion', dann auch auf 'Empedokles' einen prüfenden Blick zu werfen.

In 'Hyperion oder der Eremit von Griechenland' (1797. 1799) sind die Schwächen der Hölderlinschen Weise am fühlbarsten, am quälendsten. Dem hochstrebenden, für die politische Befreiung und nationale Wiedergeburt seines Vaterlandes erglühenden Neugriechen leiht Hölderlin seine eigene utopische Sehnsucht nach dem klassischen Altertum und seine Liebe zu Diotima. Wie aber die hochherzigen Pläne Hyperions scheitern mußten an seiner Unkenntnis der realen Verhältnisse, so beruht seine Schwärmerei für das Altertum zu nicht geringem Teil auf dem schon oben berührten Mangel an historischer Auffassung. Auch in diesem Buche, voll überschwenglichen Empfindens, bewegt uns die Tiefe und Gewalt der pantheistischen Weltanschauung, das sinnige Sichversenken in das Leben der Natur, die Fülle liebevoll beobachteter Einzelzüge, die bald durch Innigkeit, bald durch Adel fesselnde, bald mehr an die Muster der Alten, bald mehr an die Einfalt biblischer Redeweise[3]) anklingende Sprache. Aber solche Vorzüge, die in den Schranken der Ode oder Elegie eine oft einzigartige Wirkung hervorbringen, können in den so viel größeren Dimensionen

---

dennoch wächst im üppigen Garten der Welt nichts Lieblichers, wie meine Freuden, dennoch gedeiht im Himmel und auf Erden nichts Edleres, wie meine Freuden.'

[1]) Wilbrandt a. a. O. S. 34 ff. Vgl. auch Al. Jung, Fr. Hölderlin und seine Werke S. 89. 92. 191 ff. W. S. Teuffel, Studien und Charakteristiken (Leipzig 1871) S. 501. R. Haym, Die rom. Schule S. 317 f.

[2]) Um wenigstens ein oder das andere Beispiel anzuführen Hyp. S. 117, 6 ff.: 'wenn sie die Ebb' und Flut des Herzens mir behorcht' | und sorgsam trübe Stunden ahnete, indes | mein Geist zu unenthaltsam, zu verschwenderisch | im üppigen Gespräche sich verzehrte.' S. 184, 10: 'und wie aus mancher harten Not | mir Lebensmut und kluger Sinn erwuchs, | das hab' ich oft mit Freude dir gesagt. | Ich trieb mein wandernd schuldlos Tagewerk | mit Lust, doch wurd' es endlich mir verbittert.'

[3]) Für den 'Empedokles' hat dies Moment schon Haym hervorgehoben, Die rom. Schule S. 321, es gilt aber auch für den Hyperion. Ich habe mir die neutestamentlichen Wendungen nur hie und da angemerkt, z. B. Hyp. S. 96, 20: 'eine fremde Gewalt . . . von der wir nicht wissen, von wannen sie kommt, noch wohin sie geht', vgl. Ev. Joh. 3, 8. Hyp. S. 98, 39: 'versuche kindisch nicht, um eine Elle länger dich zu machen', vgl. Ev. Matth. 6, 27. Hyp. S. 102, 14: 'was legst du die Axt mir an die Wurzel, grausamer Geist?' vgl. Ev. Matth. 3, 10.

des Romans die Monotonie der immer gleichen Grundstimmung nicht durchbrechen. Es ist ein 'seltsames Gemische von Seligkeit und Schwermut'[1]), und als Darstellungsform für diesen Subjektivismus konnte nur die der 'Nouvelle Héloïse' oder des 'Werther' gewählt werden, die Briefform. Hebt man dieses oder jenes besonders gelungene Teilstück aus, so empfängt man den gleichen Eindruck wie bei den Gedichten der reiferen Zeit, als Roman bleibt der Hyperion schwer genießbar, weil es seinen Gestalten an dem gesunden Wangenrot der Entschließung, an fröhlichem Zugreifen, an der Naturwahrheit unmittelbaren Empfindens gebricht. Ein beängstender Druck liegt über der Dichtung wie der Nebelschleier über einer farbensatten, dem Tode zudämmernden Herbstlandschaft. Und zwar ist es die an Gefühlstiefe so reiche, an Aussicht auf gegenseitigen Besitz so arme Liebe zu Frau Gontard, welche Herz und Einbildungskraft des Dichters so übermäßig gefangen hält, daß ihm die Freiheit des künstlerischen Schaffens, insbesondere die Sicherheit der Charakterführung und der Erfindung verloren geht. Das Verhältnis zu Frau Gontard konnte nicht von Dauer sein, das versteht jeder, unverständlich dagegen, weil willkürlich, ist die jähe Auflösung des Verhältnisses Hyperions zu Diotima im Roman.[2]) Statt wenigstens auf einen Teil der aus den eigenen Erlebnissen strömenden Herzensergüsse zu verzichten, gibt der Dichter die Wahrscheinlichkeit der Erfindung und damit das Gelingen des Kunstwerkes preis.

Daß Hölderlin an Stelle der Melite des in Schillers Neuer Thalia veröffentlichten Fragments den Namen der mantineischen Seherin setzte, ist ebensosehr ein Ausdruck seiner Schätzung der Platonischen Dichtung als eine sinnvolle Huldigung für die Geliebte. Der Sokrates des Symposion ließ sich durch jene gottbegnadete Frau über das wahre Wesen des Eros belehren, für Hölderlin ist seine Diotima eine 'Priesterin der Liebe', an der ihm das Leben der Liebe in voller Blüte aufgegangen ist. Diotima hat ihm den Weg gewiesen zum Höchsten und Besten, und der Name dieses Höchsten und Besten ist — Schönheit.[3]) Wer bis zur höchsten Stufe des Eros aufgestiegen, sagt die Lehrerin des Sokrates, der dringt bis zum Schauen des ewig Schönen vor, er ist gottgeliebt und, wenn irgend einer der Menschen, unsterblich.[4]) 'Schwinde, schwinde, sterbliches Leben', ruft Hyperion, als Diotima sein ist, 'wir sind zur Freude der Gottheit alle berufen'.[5]) Gewiß sind das Anklänge an die Platonische Symphonie, wie ja auch die kleine Ode 'Sokrates und Alcibiades' (1798) einen Ton daraus bewahrt hat. Und es lassen sich andere Beziehungen aufweisen. Wenn im Hyperion[6]) die Erde 'die immer treuer liebende Hälfte des Sonnengottes' genannt wird, 'ursprünglich vielleicht inniger mit ihm vereint, dann aber durch ein allwaltend Schicksal geschieden von ihm, damit sie ihn suche', so erkennt man unschwer den Grundgedanken der Aristophanischen Rede des Symposion wieder. Aber was man immer hierher ziehen möchte, vergebens sucht man etwas von der sicheren Plastik, der dramatischen Kraft und der kontrastieren-

[1]) Hyp. S. 124, 3. [2]) Treffend hob dies hervor A. Wilbrandt a. a. O. S. 22.
[3]) Hyp. S. 108, 30 ff. 109, 1. [4]) Plat. Symp. p. 212 A.
[5]) Hyp. S. 126, 5. [6]) S. 110, 6 ff.

den Kunst der Charakteristik, mit welcher Platon sein Kunstwerk so unvergleichlich zu beleben und dem Wesen des Eros immer neue Seiten abzugewinnen weiß. Neben einem Zitat aus Heraklit[1]), aus Sophokles[2]), einer Erwähnung der 'Heroenwelt des Plutarch'[3]), wird (abgesehen von Homer) nur noch Platon mit Namen genannt, 'wo er so wunderbar erhaben vom Altern und Verjüngen spricht'.[4]) Aber erschöpft sind damit die Anregungen, welche dem Hyperion aus den Schriftstellern des Altertums zuflossen, keineswegs. Die Einzelnachweise für ihn, wie auch für den 'Empedokles', könnte nur eine knapp erläuternde Ausgabe bieten. Hier sei wenigstens noch an Hölderlins Vertrautheit mit Pindar erinnert. Wenn Hyperion[5]) von dem ungeheuren Streben, alles zu sein, spricht, 'das, wie der Titan des Aetna, herauf zürnt aus den Tiefen unsers Wesens', oder wenn wir S. 104, 19 lesen: 'Wie Jupiters Adler dem Gesange der Musen, lausch' ich dem wunderbaren unendlichen Wohllaut in mir', so weiß jeder Leser des Pindar, daß beide Vergleiche dem großartigen Eingange der ersten pythischen Ode entnommen sind. — Ein Mißverständnis läuft dem Dichter unter in den Worten S. 169, 34 ff.: 'Laß uns im Sonnenlicht, o Kind! die Knechtschaft dulden, sagte zu Polyxena die Mutter, und ihre Lebensliebe konnte nicht schöner sprechen.' Der Sinn der Worte der Euripideischen Hekabe, auf welche Hölderlin hier offenbar hinzielt, ist ein anderer. 'Zum letztenmal', sagt die zum Opfertod bestimmte Polyxene, 'werde ich die Sonne und ihre Strahlen erblicken, ich werde hinabgehen', worauf Hekabe resigniert erwidert: 'Ich aber, o Tochter, werde im Sonnenlichte das Sklavenlos ertragen müssen.'[6]) Den Tod, nicht das Leben, hält die greise Vielgeprüfte in dieser Abschiedsszene für das begehrenswertere.

Daß ein Dichter von so elegischer Gemütsstimmung wie Hölderlin nicht zum Dramatiker geboren war, ist von vornherein klar. Das nicht ganz vollendete Drama 'Der Tod des Empedokles' (1799) gestattet freilich auch in dieser letzten Fassung (Litzm. S. 209 ff. 233 ff.) kein völlig abschließendes Urteil.

Der Stoff selbst widerstrebt nicht dramatischer Behandlung. Ja es scheint auf den ersten Blick kein unglücklicher Griff, die Selbstvergottung des Empedokles und seinen Untergang im Ätna unter dem Gesichtspunkt von Schuld und Sühne zu fassen. Was Horaz in den Hölderlin vertrauten Versen als ironische Antithese bietet,[7]) mag dem Dichter die erste Anregung zu solcher

[1]) Hyp. S. 135, 4. 136, 37. [2]) Ebd. S. 143 (Motto). Vgl. S. 29, 26.

[3]) Ebd. S. 73, 20.

[4]) Ebd. S. 85, 37. Vgl. auch S. 51, 34. 71, 22. Bemerkt sei hier, daß auch das auffallende Bild Hyp. S. 200, 41 ff.: 'Und darum fürchten sie auch den Tod so sehr, und leiden, um des Austernlebens willen, alle Schmach, weil Höhers sie nicht kennen, als ihr Machwerk, das sie sich gestoppelt', Platon entlehnt ist; Phaidr. p. 250 C.

[5]) Ebd. S. 76, 32.

[6]) Eur. Hec. 415: *ὦ θύγατερ, ἡμεῖς δ' ἐν φάει δουλεύσομεν.* Hölderlin schrieb wohl nach verblaßter Erinnerung, wenn er nicht etwa durch die in der tragischen Rede nicht seltene Verwendung des Plural statt des Singular irre geführt wurde.

[7]) De arte poet. 464 f.: *Deus immortalis haberi Dum cupit Empedocles, ardentem frigidus Aetnam Insiluit.* Vgl. Hölderlin Hyp. S. 196, 41 f.

Verknüpfung gegeben haben. Durch jene Selbstüberhebung läßt er den Empedokles sich ein tragisches Schicksal schaffen. 'Du strebe nicht Zeus zu werden', warnt einmal Pindar.[1]) Der Sprung in den Ätna gehört der Legende an. Aber das verschlägt so wenig wie wenn z. B. Grillparzer in seiner eindrucksvollen Tragödie die Sappho den Sprung ins Meer tun läßt. Der dramatische Dichter formt den Stoff nach den Gesetzen seiner Kunst. Selbst über den kühnen Anachronismus, durch welchen Platon (V. 2224) als alter Freund des Empedokles erscheint, wird man mit dem Dichter nicht rechten wollen, um so weniger, als auch die Lehre des Begründers der mechanischen Naturerklärung kaum berücksichtigt wird und ihm insbesondere der Pantheismus, dessen begeisterter Verkünder er bei Hölderlin ist, in Wirklichkeit völlig fern lag.[2]) Überkommen sind außer Empedokles selbst die Figuren der durch seine Kunst dem Leben zurückgegebenen Panthea und seines Lieblings Pausanias. Sie sollen vor allem dazu dienen, dem innerlich bereits gebrochenen Helden durch ihre auch im Unglück bewährte Liebe und Bewunderung Relief zu geben. Und nach Hayms feiner Beobachtung[3]) scheint zu dem Bilde der Panthea halb die Maria des Evangeliums, halb die Antigone des Sophokles gesessen zu haben. Andere Figuren sind freie Erfindung des Dichters, insbesondere der Priester Hermokrates, dem der bekannte Syrakusaner den Namen, Gestalten wie die des Teiresias im Sophokleischen 'Oidipus' und die des Großinquisitors in Schillers 'Don Carlos' einige Züge geliehen haben. Ein eifersüchtiger Anwalt der heimischen Götter und ihres Kultus, sieht sich dieser herrschsüchtige Priester durch die machtvolle Persönlichkeit des Empedokles in seinem Einfluß bedroht und schleudert den Bannfluch gegen ihn. Diese Verfluchung (907 ff.), vielleicht durch Aischylos Choeph. 283 ff. K. nicht unbeeinflußt, gehört mit ihrem Gegenstück, der liebeatmenden Rede des treuen Pausanias (934 ff.), zu den dramatisch eindrucksvollsten Stellen im ersten Teile des in nur zwei Akte gegliederten Lesedramas. Dem ins Elend ziehenden Empedokles einen Fluch gegen die undankbaren Agrigentiner in den Mund gelegt zu haben (1026 ff.), hat den Dichter nachträglich gereut.

Schon die griechische Tragödie bedient sich zuweilen des Kunstgriffes, kurz vor dem Untergang des Helden noch einmal eine Hoffnung aufleuchten zu lassen, die seine Rettung zu verbürgen scheint. Zum Teil unter dem Einfluß dieser Technik steht der zweite Akt, der sich in der Gegend am Ätna abspielt. In Agrigent hat sich inzwischen ein Umschwung der Stimmung voll-

[1]) Isthm. V 14.

[2]) Hinsichtlich dieses Punktes genügt es auf Zeller zu verweisen, Phil. der Gr.[5] I 1 S. 815 f.

[3]) Die romant. Schule S. 321, wo richtig hervorgehoben wird, wie durch den Tod des Empedokles unter der griechischen Einkleidung und der pantheistischen Naturverehrung sehr deutlich die evangelische Geschichte und der Ideenkern des Christentums hindurchschimmert. 'Die göttliche Hoheit des Propheten, seine Stellung zu dem Volk von Agrigent und dessen Priestern, sein freiwilliger Opfertod, die demutsvolle Verehrung, die ihm, neben anderen Jüngerinnen, jene Panthea zuwendet . . ., das alles würde den christlichen Boden der Dichtung verraten, auch wenn derselbe nicht in einzelnen neutestamentlichen Wendungen unmittelbar zutage träte.'

zogen. Die Bürger bereuen die vorschnelle Verstoßung des gewaltigen Mannes und ziehen hinaus, um ihren Wohltäter, etwa wie die athenischen Senatoren den Timon in Shakespeares Drama, wieder heimzuholen. In Umkehrung der Rollen ergießt sich jetzt auf Hermokrates, der es selbst gewagt hat dem Empedokles unter die Augen zu treten, die volle Schale des Zornes, nicht nur des Pausanias, sondern auch des Volkes. Dem Verstoßenen wird jetzt die Herrschaft über Agrigent angetragen, wenn er nur vergessen und wieder unter den Mitbürgern wohnen wolle. Die Szene, wo Empedokles die unter inständigen Bitten angetragene Königskrone ausschlägt und die Agrigentiner auf sie selbst und die eigene Bürgerkraft hinweist, würde auch der Bühnenwirksamkeit nicht ermangeln. Versöhnt mit seinen Mitbürgern, denen er noch einmal in den ergreifenden Tönen eines Schwanengesanges den ganzen Reichtum seines Innern wie ein letztes Vermächtnis ans Herz legt, entläßt Empedokles schließlich auch seinen Geliebten Pausanias, um sich den Göttern zu opfern. Die Katastrophe beabsichtigte der Dichter[1]), nach dem ersten Plan zu schließen, anfänglich auf der Bühne selbst zur Darstellung zu bringen: Empedokles 'stürzt sich in den lodernden Aetna. Sein Liebling, der unruhig und bekümmert in dieser Gegend umherirrt, findet bald darauf die eisernen Schuhe des Meisters' u. s. w. Aber auch in diesem Punkt hat sich der Dichter der Technik der Alten gefügt, die bekanntlich solche Katastrophen, von vereinzelten Ausnahmen abgesehen, hinter die Bühne verlegten. Nun hätte er freilich sorgen müssen, daß dem Hörer oder Leser das wunderbare Geschehnis bestimmter und schärfer in seiner Realität vor das geistige Auge trat, konsequenterweise nach Art des antiken Dramas, etwa durch den Bericht eines von Empedokles selbst nicht bemerkten Augenzeugen. Umgekehrt hat sich der Dichter in einem anderen Punkte von der Technik der Alten, wenn auch nicht völlig, emanzipiert. Während nämlich die zweite Fassung, nach dem erhaltenen Scenarium zu schließen[2]), einen 'Chor' einzuführen gedachte, läßt die letzte Bearbeitung, abgesehen von S. 241, nach der Sitte des neueren Dramas einen Haufen Volks auftreten, eine Schar von Agrigentinern, von denen in der Regel nur der eine oder andere das Wort ergreift.

Gegen diesen dramatischen Aufbau der Tragödie würde sich, wenn mehr Bühnenkenntnis und szenische Mache dazu gekommen wäre, nicht viel einwenden lassen, obschon ein Dramatiker wohl auch für eine aufsteigende Handlung gesorgt haben würde. Er hätte es sich schwerlich entgehen lassen, das großartige Wirken des Volks- und Staatsmannes, des Sehers und Propheten, des Arztes und Wundertäters, der Regen und Trocknis zu bannen wußte und selbst die Toten aus dem Hades zurückführte, in einer Reihe dramatisch bewegter Szenen uns vor Augen zu stellen, steigernd bis zu dem Punkte, wo ihm das dankbare Volk Tänien und blühende Kränze ins Haar flicht und der Übermensch sich vermißt das die Nemesis herausfordernde Wort zu sprechen: 'Als unsterblicher Gott wandle ich vor euch, nicht mehr als Sterblicher, und allenthalben ehrt man mich als solchen, wie es sich für mich gebührt.' Die jetzt

[1]) Nr. 1 in Litzmanns Ausg. S. 214. [2]) a und b bei Litzmann S. 215.

vorliegende Fassung hätte dann, freilich erst nach erheblichen Kürzungen und Streichungen (nicht nur der Parallelredaktionen), die Stelle des dritten und vierten, eventuell vierten und fünften Aktes eingenommen. Aber das war nicht Hölderlins Sache. Es ist in hohem Grade bezeichnend, daß das Drama bereits in der ersten Szene mit der dramatischen Umkehr, d. h. dem Schuldbewußtsein des großen Agrigentiners einsetzt und bereits innerhalb des ersten Aktes den Entschluß desselben, aus dem Leben zu scheiden, herbeiführt. Ähnlich wie Sophokles im 'Aias' zeigt er uns, auch hier mehr Lyriker als Dramatiker, den Helden erst, als er das Gleichmaß der Seele verloren hat und sich in ergreifenden Selbstanklagen ergeht, in dem Sinne, wie es der priesterliche Gegner zum Ausdruck bringt V. 428 ff.:

er trauert nur
Und siehet seinen Fall, er sucht
Rückkehrend das verlorne Leben,
Den Gott, den er aus sich hinweggeschwätzt.

Das glänzende Wirken des Mannes konnte also bei dieser Anlage nur zum Ausdruck kommen, als es bereits verblichen war, retrospektiv, teils durch die monologisierenden Reden des Empedokles selbst, teils durch das Gegenspiel. Aber noch etwas anderes hat das Drama als solches beeinträchtigt. Und diesen Mangel hätte der Dichter, auch wenn es ihm vergönnt gewesen wäre die letzte Hand anzulegen, schwerlich beseitigt oder auch nur beseitigen wollen. Wie Hyperion im Romane, so ist auch Empedokles im Drama je länger je mehr nur Hölderlin selbst. Der Dichter besitzt nicht die Kraft der Selbstentäußerung, die dramatische Hauptfigur rein auf sich zu stellen, er macht Empedokles zum Sprachrohr seiner eigenen pantheistisch glühenden Sehnsucht sich mit der Natur zu vereinigen. Das hat nun freilich für das Drama den unleugbaren Vorteil, daß der Tod im Ätna, der sonst leicht als Caprice erscheinen konnte, sich als ein solchem Sehnen grandios entsprechender Ausgang darstellt. Aber für die konsequente Durchführung des dramatischen Planes, wie er ursprünglich gedacht war, ist das wenig günstig. An Stelle des im ersten Akte in bangem Schuldgefühl zusammengebrochenen Mannes tritt jetzt der begeisterte Philosoph, den das eigene unstillbare Sehnen in die Arme der ewigen Natur treibt. Und zwar geht diese Wandlung des Empedokles, zur Überraschung wie des Pausanias so auch des Lesers, bereits im Beginn des zweiten Aktes vor sich 1467 f.:

Du bist verwandelt und dein Auge glänzt
Wie eines Siegenden, ich fass' es nicht.

Und zu den vorausgehenden Worten des Empedokles findet sich hier in der Handschrift am Rande die charakteristische Bemerkung (Litzm. S. 282 A.): 'Von hier an muß er wie ein höheres Wesen erscheinen, ganz in seiner vorigen Liebe und Macht.' So hat es der Dichter gewollt. In freier Selbstbestimmung und erhobenen Hauptes soll Empedokles 'den selbst erkornen Pfad' ziehen (2157), und er nennt dies sein 'Glück' und sein 'Vorrecht'. Die Verschuldung

wird jetzt nur als 'Warnung' der Götter gefaßt (V. 1778. 1963). Von hier aus begreift man denn auch, warum es der Dichter, wie oben erwähnt, bereute, daß er den Empedokles im ersten Akte einen Fluch gegen die undankbaren Agrigentiner aussprechen ließ. Rein soll er zu den reinen Götterkräften eingehen. Aber wozu dann die Schuldverstrickung im ersten Akte? Wozu der ganze dramatische Apparat? Trotz der hinreißenden Beredsamkeit, mit welcher der Dichter über diesen Widerspruch hinwegzuführen sucht (vgl. insbesondere 1950 ff.), kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich hier eine Verschiebung des ursprünglichen Planes vollzieht, nicht zum Vorteil der dramatischen Konsequenz. Und der Grund dieser Verschiebung ist schließlich kein anderer, als daß auch Empedokles im Drama nur Hölderlin selbst ist,[1]) d. h. der begeisterte Verkünder pantheistischer Naturverehrung. Aber nur als freier Herzenserguß konnte dieses Naturevangelium die Herzen bewegen, nicht erzwungen durch das Sühnebedürfnis einer vorangegangenen Verfehlung. So gibt denn der Dichter die ursprüngliche Anlage des Dramas preis, um den Boden zu gewinnen, auf dem er als Lyriker seine Eigenart in ihrer vollen Stärke entfalten kann. Aus Empedokles' Munde spricht nur der enthusiastische Naturkultus Hölderlins. Was das Drama an innerer Folgerichtigkeit vermissen läßt, ersetzt es durch seinen Tiefsinn. Und kaum je ist der dunkle Feuerwein der Naturbegeisterung in so kristallreiner Schale kredenzt worden.

So haben wir uns denn innerhalb der Eingangs selbst gezogenen Grenzen die poetische Eigenart Hölderlins, insbesondere soweit sie durch die Antike ihr Gepräge erhielt, etwas schärfer zu verdeutlichen versucht. Freilich die Stelle, welche Hölderlin in unserer Literatur gebührt, ist eine seit lange fest umschriebene. Das Gesamturteil über ihn kann durch einen volleren Einblick in seine Studien nicht modifiziert werden: das Edelreis griechischen Geistes hat hier an deutschem Stamm Blüten getrieben, die zu den zartesten und leuchtendsten unserer ernsten Lyrik gehören. Aber nur zu früh begann der Stamm zu kränkeln. 'Es schwinden, es fallen die leidenden Menschen' . . . In eine fast vierzigjährige Nacht mußte dieser vornehme, oft hellseherische Geist versinken. Und auf die Frage: Warum? gibt der Dichter selbst die erschütternde Antwort: Apollon hat mich geschlagen.[2]) So schreibt er in einem Briefe, er, den einst

[1]) Eingewirkt haben wohl auch die philosophischen Reflexionen, über die uns ein Brief Hölderlins an seinen Bruder Aufschluß gibt (Homburg, den 4. Juni 1799): 'Wir sind schon lange darin einig, daß alle die irrenden Ströme der menschlichen Thätigkeit in den Ocean der Natur laufen, so wie sie von ihm ausgehen. Und eben diesen Weg, den die Menschen größtenteils blindlings, oft mit Unmuth und Widerwillen, und nur zu oft auf gemeine, unedle Art gehn, diesen Weg ihnen zu zeigen, daß sie ihn mit offenen Augen und mit Freudigkeit und Adel gehen, das ist das Geschäft der Philosophie, der schönen Kunst, der Religion, die selbst auch aus jenem Triebe hervorgehn.'

[2]) Soph. Oid. T. 1329 f.: Ἀπόλλων τάδ' ἦν, Ἀπόλλων, φίλοι, ὁ κακὰ κακὰ τελῶν ἐμὰ τάδ' ἐμὰ πάθεα. Der Ausdruck ἔπαισε, den Oidipus im nächsten Verse braucht (ἔπαισε δ' αὐτόχειρ νιν οὔτις, ἀλλ' ἐγώ), erhebt mir die Vermutung, daß Hölderlin dieses Wort des Oidipus im Sinn hatte, fast zur Gewißheit.

die Jugendgenossen wegen seiner Schönheit mit Apollon verglichen hatten. Man hat dieses Wort in dem Sinne gedeutet, daß die Glut der südlichen Sonne, deren Strahlen sein Haupt während der langen Wanderung von Bordeaux bis Straßburg ausgesetzt war, die Katastrophe herbeiführte.[1]) Dieser Deutung soll nicht widersprochen werden, zumal sie noch an einer anderen Stelle jenes Briefes einen Stützpunkt zu finden scheint. Körperliche Entbehrungen und Überanstrengungen, mehr noch die jahrelang auf ihm lastende, durch immer wieder getäuschte Hoffnungen vermehrte seelische Depression kamen dazu seine Widerstandskraft zu brechen. Aber der Keim zu der unheilbaren Erkrankung lag seit lange in ihm, und dieser Keim fand gerade in der eigentümlichen Art der dichterischen Beanlagung Hölderlins und seiner Produktionsweise eine nur zu reichliche Nahrung. Noch in anderem Sinne gilt das Wort: Apollon hat ihn geschlagen. Goethe sagt einmal von Flavio in den Wanderjahren (II 5): 'Es bedurfte nur zu sehr eines leidenschaftlich sinnlichen Anlasses, wenn etwas Vorzügliches gelingen sollte; deswegen denn auch fast alle Gedichte, jener unwiderstehlichen Frau gewidmet, höchst eindringend und lobenswert erschienen...' Läßt man das Sinnliche beiseite, ist diese Bemerkung auch auf ihn anwendbar. Hölderlin gehörte zu den Naturen, welche erst der Schmerz zum wahren Dichter machte. In den Selbstbekenntnissen des Hyperion wird dieser Gedanke öfters berührt. 'Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände!' Während ein Dichter wie Goethe das, was ihn innerlich bedrängt, durch seine Poesie sich wie ein Bekenntnis von der Seele wälzt, spinnt sich Hölderlin nur immer tiefer in seine Schmerzen ein. Der Balsam wird ihm zum Gifte. Seine Werthernatur hegt den Schmerz, trägt ihn am Herzen 'wie ein Kind'. So ist es denn wie eine Vorahnung seiner Geistesumnachtung, wenn er im Hyperion schreibt: 'Der Gedanke, der die Schmerzen heilen sollte, wird selber krank.'

---

[1]) Carl C. T. Litzmann a. a. O. S. 603.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Berliner Klassikertexte. Die Generalverwaltung der Kgl. Museen zu Berlin beginnt soeben die Veröffentlichung eines Editionswerkes, das unter dem Titel Berliner Klassikertexte im Weidmannschen Verlage erscheint. In der Vorrede erklärt Adolf Erman als Direktor der ägyptischen Abteilung: 'Ihre griechischen Papyri geschäftlichen Inhalts haben die Kgl. Museen seit nunmehr elf Jahren durch eine regelmäßige Veröffentlichung — die «Ägyptischen Urkunden» — bekannt gegeben; dagegen sind ihre literarischen Papyri bisher nur durch gelegentliche Publikationen, die meist von privater Seite ausgingen, zugänglich geworden. Jetzt, wo diese durch die Erwerbungen der letzten Jahre wesentlich an Zahl und Bedeutung gewachsen sind, soll auch von ihnen eine Gesamtausgabe veranstaltet werden, und zwar unter freundlicher Mitwirkung der Herren Geh. Regierungsräte Prof. Dr. Diels und Prof. Dr. von Wilamowitz-Moellendorff, denen wir auch die Anregung dazu verdanken. Die Herausgabe erfolgt in zwanglosen Heften. Jeder der herausgegebenen Texte soll eine Einleitung und einen kurzen Kommentar enthalten; auch eine Schriftprobe soll in der Regel beigegeben werden. Außerdem werden wir bei wichtigeren Texten vollständige Reproduktionen in Photographie oder Lichtdruck herstellen lassen, die, soweit der Vorrat reicht, durch die Weidmannsche Buchhandlung bezogen werden können.'

Heft I enthält: Didymos' Kommentar zu Demosth. Philipp. IX—XII, Anonymes Lexikon zu Demosth. Aristocr. (Pap. Berol. 9780 und 5008), bearbeitet von H. Diels und W. Schubart, mit zwei Lichtdrucktafeln, Berlin 1904. In der Einleitung (S. IX—LIII) äußert sich Diels zunächst über Herkunft, Beschaffenheit und Schrift des Didymospapyros. Er wurde Ende 1901 von Dr. Borchardt in Kairo gekauft, über seine Herkunft war Sicheres nicht zu erfahren. Er ist auf beiden Seiten beschrieben. 'Auf der Vorderseite steht der Kommentar des Didymos, auf der Rückseite, in entgegengesetzter Richtung geschrieben, die Ἠθικῆς στοιχείωσις des Stoikers Hierokles.' Die Didymosscholien umfassen 15 Schriftkolumnen zu 70 Zeilen. Als Herstellungszeit der Handschrift nimmt Diels die zweite Hälfte des II. Jahrh. an, 'so daß also unser Text von der Zeit des Verfassers durch etwa 100 Jahre getrennt ist' (S. XII). Die Autorschaft des Didymos ist durch die subscriptio am Schluß des Codex *Διδύμου περὶ Δημοσθένους ΚΗ Φιλιππικῶν Γ* erwiesen. Wahrscheinlich liegen nicht die gesamten Scholien, sondern nur ein Exzerpt vor. Sehr wertvoll sind Diels' Ausführungen über Didymos' Quellen, für die nach seiner Ansicht hauptsächlich Hermippos der Kallimacheer in Betracht kommt, dessen *bona fides* gegen neuere Angriffe mit Recht in Schutz genommen wird. Ihm war es Ernst mit seinen Nachrichten, wenigstens ging sein Streben auf Fülle des Materials und umfassende Gelehrsamkeit, die kritische Sichtung war seine Sache nicht. Aus Hermippos nun entnahm Didymos, vielleicht indirekt, seine historisch-biographischen Scholien, die sich von den reingrammatischen zu den Tragikern wesentlich unterscheiden. Der Chalkenteros erweist sich hier als ein ziemlich oberflächlicher Kompilator. — Der Text selbst bildet den zweiten Teil des Hefts (S. 1—73). Er enthält viele neue Historikerzitate, besonders aus Philochoros und Theopomp, die noch besonderer Bearbeitung bedürfen. Neue Nachrichten über die Jugend des Hermias von Atarneus und die Mitteilung des Aretehymnus des Aristoteles bieten wichtiges Material zur Biographie des letzteren. — Im Anhang werden die schon von Blaß (Hermes XVII 150 ff.) edierten Fragmente eines nach Didymos gearbeiteten alphabetischen Lexikons zu Demosthenes' Aristocratea mitgeteilt. 'Die Editio princeps von F. Blaß, Herm., gibt viel mehr, als es den beiden Herausgebern gelungen ist zu erkennen' (S. 78). Den Beschluß bildet ein Wort- und Namenregister. Das Ganze trägt den Stempel bewährter Meisterschaft

In der Teubnerschen Bibliotheca veranstalteten die Herausgeber eine kleine Textausgabe des Papyrus (Volumina Aegyptiaca ordinis IV grammaticorum pars I). Sie bietet einen kritischen Apparat und einen Namenindex. Der Text wird hier in noch korrekterer Gestalt gegeben und läßt manche unklare Stellen nun in befriedigender Form erscheinen. Den Beschluß des Heftes bilden die aus Harpokration bekannten Fragmente des Demosthenoskommentars von Didymos und die Fragmente eines Lexikons zur Aristocratea.

Als eine der nächsten Veröffentlichungen wird ein Theätetkommentar des Berliner Museums (Pap. 9782), '72 stattliche und schön geschriebene Kolumnen', in Aussicht gestellt. Carl Fries.

Ernest Lavisse, Histoire de France. Tome cinquième, II. Paris, Hachette 1904. 379 S.

Der zweite Teil des fünften Bandes dieses Sammelwerkes ist von Henry Lemonnier, Professor an der Pariser Universität, verfaßt und behandelt 1. Franz' I. Kampf gegen das Haus Österreich und 2. die Regierung Heinrichs II., schließt also mit dem Jahr 1559. Nachdem im vierten Bande Franz I. charakterisiert war, erhalten wir zunächst eine Würdigung Karls V., die im ganzen zutreffend, in Einzelheiten aber zu beanstanden ist. Ob es richtig ist, ihm '*complexion amoureuse*' zuzuschreiben, weil er '*quelques aventures galantes*' hatte, scheint doch recht zweifelhaft; die Verbindungen, aus denen Margarete von Parma und Don Juan d'Austria hervorgingen, liegen 25 Jahre auseinander und fallen beide außerhalb der Zeit, da Karl V. in der Ehe lebte. Ich fürchte, daß bei einem so strengen Maßstab die meisten Herrscher von Lemonnier mit '*de complexion amoureuse*' zensuriert werden müßten; auch Gustav Adolf hatte einen unehelichen Sohn aus der Zeit vor seiner Ehe. Richtiger ist, daß Karl '*mettait son idéal dans l'activité de son intelligence et surtout dans le développement de sa personnalité morale*'; als Beweis dafür wird sein Streben nach Selbstbeherrschung angeführt, wie es z. B. darin zu Tage trat, daß er auf die Nachricht vom Sieg vor Pavia sich über eine halbe Stunde zum Gebet zurückzog, um sich '*supérieur aux évènements*' zu fühlen und zu zeigen. Wenn es weiter heißt, er habe, ohne grausam und bösartig zu sein, doch keine Sympathien für die Menschen besessen, so widerstreiten dem manche Züge, die ich in meiner Deutschen Gesch. im XVI. Jahrh. I 195. II 354 zum Teil zusammengestellt habe — daß ein Herrscher von solcher Stellung im Laufe der Jahre den Glauben an die Menschen eher verliert als stärkt, haben auch Tiberius, der in seiner Jugend nach Horat. Ep. I 9 noch zugänglich war, und Friedrich der Große bewiesen. Mit Recht aber bestimmt der Verfasser Karls Streben nach Vorherrschaft in Europa dahin, daß er nicht etwa die anderen Könige in der Ausübung ihrer besonderen Souveränetät matt setzen wollte, sondern von ihnen nur verlangte, daß sie ihm als römischem Kaiser '*dans les affaires générales de la Chrétienté*' die Führung überlassen sollten. Dieser Anspruch tritt klar in den Kreuzzugsplänen des Kaisers hervor, wo er immer die Stellung eines christlichen Generalissimus bekleiden wollte. Lemonnier übersieht freilich, daß, wenn diese Leitung der allgemeinen christlichen Interessen ernsthaft in die Hand genommen wurde, sie notwendig zu einer Einmischung auch in die sonstige Bewegungsfreiheit der einzelnen Staaten führen mußte. Daraus erklärt sich auch der erbitterte Kampf, den Franz I. sein ganzes Leben hindurch mit Karl V., der ihn territorial umklammerte, führte und den sein Sohn Heinrich II. fortsetzte. Dieser Kampf zog ganz Europa in Mitleidenschaft, nicht bloß Frankreich und Spanien, sondern auch Italien, Deutschland, England, die Türkei, und es ist bezeichnend, daß anfänglich Karl V. die größte Zahl von Bundesgenossen hatte, schließlich aber Franz I., mit dem Deutsche und Osmanen in enge Beziehungen traten, weil auch sie von Karls V. Ansprüchen bedroht wurden. Die Politik des europäischen Gleichgewichts ist ein im XVI. Jahrh. erfundenes Mittel, um der Herrschaft eines einzelnen Großstaates vorzubeugen; aber freilich nützte sie nur dem Starken, und Italien, Böhmen und Ungarn sahen ihre Unabhängigkeit

mehr und mehr zugrunde gehen. In den Kämpfen gegen Karl V. verficht Franz I. wohl ein allgemeines Interesse und verdient also Lob; aber seine Mittel und Wege waren öfters verkehrt; er hätte immer die Unabhängigkeit anderer zugleich mit seiner eigenen verteidigen müssen, was er bei Mailand und Savoyen nicht tat, und statt des Strebens nach der Herrschaft über Italien hätte er seine Kräfte im Norden und Osten Frankreichs einsetzen müssen. Schließlich hat die Politik Heinrichs II. manche Fehler des Vaters verbessert und Metz, Toul und Verdun gewonnen; aber gegenüber den Strömen von Blut, die für Mailand und Neapel vergossen wurden, ohne daß man Italien hätte behaupten können, erscheint dieser Erfolg als gewissermaßen zufällig und durch eine Laune des Glückes gewonnen; eine planmäßige Neugestaltung der Politik nach den Punkten hin, wo Frankreichs wahre Interessen lagen, ist auch bei Heinrich II. nicht zu erkennen. Frankreichs Stärke lag in der ganzen Zeit von 1493—1559 überhaupt nicht in seinen Königen, die als Staatsmänner und Feldherrn nur mittelmäßig waren, auch nicht in ihren ersten Ratgebern Vesc, Duprat, Annebaut, Amboise, Montmorency, die sämtlich durch nichts hervorragen, sondern in den Mittelklassen der Nation, in den heldenmütigen Edelleuten, die ihr Blut auf allen Schlachtfeldern vergossen, in den bewunderswerten Diplomaten vom Adel und vom Bürgerstand, welche von einem Ende Europas zum andern eine an sich oft fehlerhafte Politik geschickt und aufopfernd vertraten, in den Bürgern, die das Königtum in der Magistratur und den bürgerlichen Ämtern unterstützten oder es mit ihrem Geld aufrecht hielten. Seit 1559 beginnt eine neue Epoche für Frankreich, in der die Nation zurücktritt hinter der Religion; '*être correligionnaire, c'est presque être compatriote*'; die monarchische und beinahe die internationale Geschichte Frankreichs wird unterbrochen durch die lange Reihe religiöser Bürgerkriege. Dieser Umschwung ward herbeigeführt durch das Eindringen des Calvinismus in Frankreich, dem Lemonnier von S. 183 an eine ausführliche Betrachtung widmet. 'Alle die, welche in Frankreich das Bedürfnis fühlten, sich in Gott zu erneuern, in nächster Nähe mit ihm zu leben; alle einfachen Geister, die nach einer Religion strebten, die zugleich Anforderungen an die Sitten stellte und der Vernunft zugänglich war; alle die, welche unter der Härte einer despotischen Regierung und unter den Mißbräuchen einer aristokratischen Gesellschaft litten —: alle diese erfuhren nun, daß es in einem ganz benachbarten Lande eine Stadt gab, wo man sich durch das Wort Gottes leiten ließ, wo jeder an einem einfachen Gottesdienst teilhatte, wo Sittlichkeit herrschte, wo die Gläubigen ihre Pfarrer und die Regierten ihre Oberhäupter wählten, wo es weder Herren noch Knechte gab, wo die Pfarrer lebten wie die Laien und sich von ihnen bloß durch die Ausübung des Gottesdienstes unterschieden. Was sahen sie dagegen in ihrer Umgebung? Eine ganz in Geheimnissen beschlossene Religion, die eine für fast alle unverständliche Sprache beibehielt, voll Pracht, Luxus und Zeremonien, deren geheimnisvollen Sinn man nicht begriff; einen oft niedrigen und unwissenden, oft auch aristokratischen und gleichgültigen Klerus; einen gierigen und unruhigen Adel; einen Hof, dessen Hochmut und dessen Ärgernisse bis zu den Ohren der Menge kamen; königliche Huren und ehebrecherischen Haushalt. So bildete sich eine zweifelnde oder haßerfüllte öffentliche Meinung; fast überall findet man das Bestreben, die Reinheit des Calvinismus der Verderbnis des Katholizismus entgegenzustellen.' So waren die psychologischen Voraussetzungen für den religiösen Abfall gegeben; er ward noch gefördert durch Calvins Persönlichkeit, der ein mächtiger Schriftsteller voll Kraft und ohne Pedanterie, und der selbst ein Franzose war, also von dem Vorwurfe der Ausländerei und der mangelnden Vaterlandsliebe nicht getroffen ward.

Gottlob Egelhaaf.



Schulwörterbücher im Verlage von Leipzig • B. G. Teubner • Berlin

Benseler-Kaegi: griechisches Schulwörterbuch

12. Auflage. [VIII u. 916 S.] Lex.-8. Geh. *M.* 6.—, dauerhaft in Halbfr. geb *M.* 8.—

Die 12. Auflage berücksichtigt das Wilamowitzsche Lesebuch vollständig.

Das griechische Wörterbuch von Benseler-Kaegi darf in der 12. Auflage erneut den Anspruch erheben, das reichhaltigste, den Bedürfnissen der Schulen am besten entsprechende Wörterbuch zu sein. • Der Schriftstellerkreis ist viel größer, als der anderer Schulwörterbücher; insbesondere sind in der neuesten Auflage das Wilamowitzsche griechische Lesebuch vollständig und die griechischen Lyriker in Auswahl berücksichtigt. • Ebenso zeichnet sich das Buch durch übersichtliche Anordnung und praktische Gliederung in typographischer Beziehung, durch die Benutzung der neuesten Ausgaben und Erklärungen, durch systematische Bearbeitung der Eigennamen und durch selbständige Durcharbeitung des Formenmaterials und der Orthographie aus. • In der Etymologie gibt Benseler nur wissenschaftlich Begründetes, zugleich für den Schüler Verständliches und Nützliches und enthält sich alles Unhaltbaren und alles überflüssigen gelehrten Beiwerkes, wie es andere Wörterbücher bieten. • So darf das Benseler-Kaegische Wörterbuch in der neuen Auflage den Anspruch erheben, das beste und modernste griechische Schulwörterbuch zu sein.

Heinichen-Wagener: latein. Schulwörterbuch

7. Auflage. [XXIX u. 926 S.] Lex.-8. Geh. *M.* 6.30, dauerhaft in Halbfr. geb. *M.* 7.50.

Die „Südwestdeutschen Schulblätter“ 1898, 1 urteilen: „Wir werden die Frage „Welches lateinische Schulwörterbuch sollen wir unseren Schülern empfehlen?“ dahin beantworten: „Empfehlung verdient nur ein Schulwörterbuch, welches mit allem überflüssigen Ballast gründlich aufräumt, somit sich auf das Nötige beschränkt und dies in einer Anordnung und einer Darstellung bietet, welche dem Schüler die gesuchte Hilfe auch wirklich an die Hand gibt und ihn geistig fördert.“ . . . . Seitdem die von Wagener besorgte Neubearbeitung des Heinichenschen Lexikons erschienen ist, trage ich kein Bedenken, dieses Buch zu empfehlen. . . . Die Verlagsbuchhandlung hat das Buch auch äußerlich vortrefflich ausgestattet, so daß es eine Zierde der angehenden Bibliothek jedes Sekundaners bilden kann.“

Probeexemplare stellt den Herren Direktoren und Lehrern gegen Vorhereinsendung von 3 Mk. für das geheftete und von 4 Mk. für das gebundene Exemplar zur Verfügung die Verlagsbuchhdl. **B. G. Teubner, Leipzig,** Poststr. 3.

Sonder-Wörterbücher zu **Cäsar,** von Ebeling-Lange — **Homer,** von Autenrieth — **Nepos,** von Haacke — **Ovids Metamorphos.,** v. Siebelis Polle — **Phädrus,** v. Schaubach — **Xenoph. Anabasis,** v. Vollbrecht — **Xenoph. Hellenika,** v. Thiemann — **Siebelis' tirocinium poeticum,** v. Schaubach. • Sämtlich geschmackv. u. dauerhaft geb.

Hierzu Beilagen von der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin und B. G. Teubner in Leipzig, welche wir der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen.

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 8. HEFT

Ausgegeben am 13 September 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg,** Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth,** Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 8. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

DER ANFANG DES HELLENENTUMS[1])

Von Richard Fritzsche

1. Der Gegenstand. Die Griechen haben den Orientalismus überwunden und den europäischen Geist begründet, indem sie eine ästhetisch-intellektuelle Geistesbildung schufen neben der religiösen. Dadurch ist ihre Religion ästhetisch verkümmert, wie die der Römer juristisch und technisch verkümmert ist. Der Adel der Menschennatur trat an Stelle der Gegenstände des altertümlichen Glaubens, des Furchtbar-Heiligen. Die Bilder, Symbole des Göttlichen, wurden zu einem heiteren Spiele der Phantasie; das Heilige wurde ein leichter Hauch, der die Flöte füllt. Das ist die Bedingung, unter der sich der Fortschritt vollzogen hat, und der Einsatz, mit dem er bezahlt worden ist. In der kritischen Periode der griechischen Religion, als die Griechen zu Hellenen wurden, als barbarische Achäerstämme mit der Kultur der jüngeren Steinzeit in Thessalien in den Kreis der mykenischen, orientalischen Kultur eintraten, da begann die entscheidende Wendung. Als die griechischen Naturgötter zu Kulturgöttern wurden, da wurden sie nicht außerweltlich und überweltlich, wie der Gott Israels, auch nicht pantheistisch und dämonisch, wie die Götter der Inder, auch nicht starre, schattenhafte Abstraktionen, wie die der Römer, sondern sie wurden selbst mit aufgenommen in diese schöne Welt, so daß sie keinem Jenseits angehörten, sondern einem verklärten, in Goldlicht getauchten Diesseits. Die Götter Homers sind nicht Symbole für den geheimnisvollen Weltgrund, für das Latente, das Innere der Dinge. Der griechische Name Gottes, Theos, ist ein Weltwort wie Physis, Kosmos. Die griechische Religion ist Diesseitigkeitsreligion geworden in dem kritischen Augenblicke, als der jugendliche Herakles am Scheidewege stand. Das ist der Inhalt der folgenden Ausführungen.

2. Der Ursprung. Gegenstand der Betrachtung ist also nicht die Frage nach dem Ursprunge des Hellenentums. Das wäre eine unlösbare Frage. Was wissen wir von Ursprüngen? Selbst die Eltern, die schöne Kinder haben, wissen nicht, warum die Kinder schön sind. Das gilt auch von der geistigen Schönheit, von den Wunderkindern. Die Hellenen sind das Wunderkind der Weltgeschichte; ein Edelvolk aus einer Edelrasse. Das ist ja gerade ihre Leistung, daß sie den Adel der Menschennatur, ihren eigenen Adel, dargestellt haben. Wer will sagen, was ihr Ursprung ist? Der Ursprung der makedonisch-thessalisch-epirotischen Rasse, aus der die feinste Blüte der Menschheit

[1]) Erweiterung eines Vortrags, der vor der XIV. Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins am 6. April 1904 zu Schneeberg gehalten worden ist.

hervorging, die vier oder fünf Hellenenstämme? Gewiß ist nur, daß es sich um einen Vorgang vorgeschichtlicher Rassenbildung handelt. Was wir über Rassenbildung, natürliche und künstliche, wissen, das hat in Kürze H. St. Chamberlain gesagt. Es gehört dazu Blutmischung, durch die latente Eigenschaften geweckt oder ausgelöst werden; ferner geeignete Entwicklungsbedingungen; vor allem aber ein gutes Grundmaterial, in dem die Eigenschaften schlummern, die zur Entwicklung gebracht werden sollen. Also handelt es sich um das Erwachen von etwas Schlummerndem, das Offenbarwerden von etwas Latentem. Gerade dies, die Hauptsache, können wir nicht erklären. Wir sehen nur die Erscheinung, aber nie das Erscheinende; wir sehen die Dinge von außen, aber nicht von innen. Darum wird insbesondere jeder Versuch, aus geographischen Bedingungen das Hellenentum zu erklären, je länger man dabei verweilt, um so unbefriedigender erscheinen. Gewiß, die Völker sind nicht, wie die Schauspieler, unabhängig von der Bühne, auf der sie auftreten. Mit einem glücklichen Ausdrucke sagt A. v. Humboldt, jedes Volk trage die Livree seines Landes. Livree ist mehr als Kostüm, aber die Hauptsache bleibt doch, wer sie trägt. Die Griechen sind biologisch was man einen guten Jahrgang nennt, aber von ihrem Ursprunge gilt, was Schiller von dem aller körperlichen und geistigen Schönheit sagt: 'Jede irdische Venus ersteht, wie die erste des Himmels, eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer.'

Also erklären können wir das Werden des Hellenentums nicht; aber allerdings, verstehn können wir es in einem gewissen Sinne. Insofern nämlich, als wir den Hellenen innerlich ähnlich sind. Es gibt eine Art von Verständnis für das Latente; denn es gibt ein Verständnis ohne Worte. Versteht doch der Hund einigermaßen die Seele des Herrn, und der Kosak die seines Pferdes. Du begreifst den fremden Geist, soweit du ihm gleichst, das heißt, soweit er nicht fremd ist. In dem Sinne, wie wir unser eigenes geistiges Sein und Werden verstehn, ja als notwendig empfinden, so daß wir uns nicht gut denken können, wie wir uns anders hätten entwickeln sollen, oder in entscheidenden Augenblicken anders hätten handeln sollen, in diesem Sinne verstehn wir auch das Werden des hellenischen, das heißt des europäischen Geistes, ja wir empfinden es, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, als notwendig; das des chinesischen Geistes verstehn wir weniger. Im Unterschiede von dem logischen, begrifflich vermittelten Erkennen kann man dies das gefühlsmäßige, intuitive nennen. Es spielt in der Welt eine große Rolle, wenn man auch wenig davon spricht, oder oft in recht unzulänglicher Weise. Es führt, wie Goethe sagt, die Reihe der Lebendigen vor mir vorbei und lehrt mich meine Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen. Es reguliert, wenn auch unter der Oberfläche, unsere Beziehungen untereinander, unsere Ab- und Zuneigungen; Sokrates nannte es sein Daimonion. Wo wir den fremden Geist als einen fremden fühlen, da ist in der Tat die Sprache, wie der Regenbogen, eine Scheinbrücke zwischen ewig Geschiedenen. Auf dem gefühlsmäßigen, intuitiven Erkennen beruht die Religion und die echte Philosophie, also überhaupt unser Verständnis für Gott und Welt.

Diesen Unterschied des logischen und des intuitiven Erkennens müssen wir hervorheben, weil wir ihn im folgenden brauchen. Das erstere ist nämlich, wenigstens überwiegend, die griechische, das letztere die orientalische Erkenntnisform. Jene zeigt uns die Dinge von außen, diese von innen. Sie verhalten sich wie Wissen und Glauben. Ihre Ausdrucksformen sind Wissenschaft und Mythus. Indem die Griechen den Mythus überwanden, überwanden sie den Orientalismus, schädigten aber ihre Religion.

3. Die Frage nach den Anfängen. Also den Ursprung des Hellenentums kann niemand wissen und erklären (der tiefsinnige vedische Dichter, Rigveda X 129, würde hier sagen: Gott allein weiß ihn; oder auch er nicht?). Hingegen die Frage nach dem Anfange des Hellenentums, in folgendem Sinne, bezieht sich auf etwas Äußerliches und dürfte also wenigstens annähernd zu beantworten sein. Das alte Europa war nicht nur geographisch, sondern auch kulturgeschichtlich eine Halbinsel von Asien. Denn wo liegt heute die Kulturgrenze? Die Orientreisenden sagen, der Orient beginne jetzt am Zigeunerberge bei Semlin, wo die Ruinen des alten Hunyadischlosses nach den Zinnen von Belgrad hinüberschauen. Früher begann er an der österreichischen Militärgrenze. In Deutschland selbst vollzieht sich unmerklich, oder auch merklich, der Übergang nach Halbasien. Einst aber war überall Ganzasien; und wenn die Griechen nicht gewesen wären, wer weiß, ob nicht noch heute überall Ganzasien wäre? Wenn der Dichter der Griechenlieder, W. Müller, fragt: Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt? so ist wohl die Antwort: Asiatisch. Das wäre eine seltsame Situation. Dann würden wir nämlich nicht wissen, und auch auf keine Weise erfahren können, daß wir Asiaten sind. Denn man erkennt die Dinge nur an ihren Gegensätzen. Wie man sagt: Was weiß der Blinde von der Farbe? ebensogut kann man sagen: Was weiß der Blinde von der Finsternis? Das ist die Tat der Griechen, daß sie den europäischen Geist entwickelten im Unterschiede vom asiatischen, sodaß wir nunmehr wissen, was Orientalismus ist, und nur zwei wesentlich verschiedene Kulturen auf der Erde anerkennen, europäische und orientalische. Das ist geschehen am Ausgange der prähistorischen Zeiten, als barbarische Griechenstämme zu Hellenen wurden. Das alte Europa war während langer Zeiträume ein durch menschliche Arbeit nur wenig umgestaltetes Land. Die alten Deutschen, sie lagen auf Bärenhäuten, wie ihre romantischen Gesinnungsgenossen singen; ihre Arbeit war Jagd und Krieg, die Arbeit der Barbaren. Ihr Feldbau war kümmerlich; ihre Wälder haben sie nicht gelichtet, ihre Sümpfe nicht getrocknet. Bäume und Quellen haben sie verehrt, aber keinen Baum gesetzt, keine Quelle gefaßt. Sie haben Kriege geführt um den Besitz von Salzquellen, aber Salinen haben sie nicht errichtet. Sklaven, Felle, Bernstein war das, was sie den Kaufleuten bieten konnten. Wohn- und Feuerstätten, Erdwälle, Gräber haben sie hinterlassen, den Steinbau haben sie erst von den Römern gelernt. Das gallische *dunum* (*Noviodunum* Neustadt) heißt bei ihnen Zaun. Sie haben die Landschaft wenig verändert; sie blieb unter ihren Händen das beinahe pfadlose Waldmeer, wo vorgeschichtliche Völker in den Jahrtausenden der älteren und

jüngeren Steinzeit, zuletzt als halbnomadische Ackerbauer, ein ungeschichtliches Dasein geführt hatten. Hier bedeckte noch Finsternis den Erdkreis, als schon das Volk Israel seine bewunderungswürdige Geistesarbeit begonnen hatte; nur in Griechenland begann daneben eine Flamme zu leuchten, die gleichfalls bestimmt war die Welt zu erhellen, das Licht des hellenischen Geistes, der ästhetisch-intellektuellen Geistesbildung im Unterschiede von der religiösen des Orients. Wo wird uns der erste Schimmer dieses Lichtes sichtbar? Das ist die Frage nach dem Anfange des Hellenentums. Also eine Frage des äußeren Tatbestandes.

4. Die Zustände der Urzeit. Aber auch in diesem Sinne ist die Frage, soviel wir wissen, noch von niemand ausdrücklich gestellt worden. Eine Untersuchung darüber wäre zu erhoffen gewesen von R. v. Jhering, wäre dem Schaffen dieses klaren Geistes nicht zu früh ein Ziel gesetzt gewesen. Seine Arbeit über den Geist des römischen Rechts führte ihn zu der Frage nach den Anfängen des Römertums, und die Betrachtung erweiterte sich zu einer Vorgeschichte der Indoeuropäer; aber zu den Abschnitten über die Entstehung und die Verschiedenheit der europäischen Völker fanden sich im Nachlasse nur die Überschriften. Wir würden hier wie in allem, was Jhering schrieb, eingehende und lichtvolle Darlegungen erhalten haben, geistreich und lehrreich auch in den etwaigen Irrtümern, ohne die es bei einer derartigen Untersuchung wohl nicht abgehn wird. Die vorliegende Betrachtung ist nicht von Jherings 'Vorgeschichte' (1894) ausgegangen, sondern von dem großen Werke Otto Schraders 'Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde, Grundzüge einer Kultur- und Völkergeschichte Alteuropas' (1901). Hier ist eine Zusammenstellung alles dessen unternommen, was wir über die Zustände des ältesten indogermanischen Europa zur Zeit mit einiger Sicherheit auszusagen vermögen. Einen Teil des Materials bilden die Ergebnisse der linguistischen Archäologie, der aus der Vergleichung urverwandter Wörter zu erschließende Vorrat an urzeitlichen Kulturbegriffen. Hier ist Schrader mit der kritischen Umsicht zuwege gegangen, die er schon in seinem Werke 'Sprachvergleichung und Urgeschichte' (2. Aufl. 1890) betätigt hat gegenüber den romantischen Vorstellungen, die bis zum Erscheinen des Werkes von Viktor Hehn 'Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Übergange aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Europa' (6. Aufl. 1894) in der indogermanischen Altertumswissenschaft geherrscht hatten. An Vollständigkeit und kritischer Zuverlässigkeit dürfte dieser Teil der Arbeit wenig zu wünschen übrig lassen. Ein weiterer Teil des Materials besteht in literarischen Zeugnissen, teils Heldensage, teils Geschichte, insbesondere in zahlreichen Notizen alter Autoren über die Barbarenvölker und über eigene rückständige Volksgenossen. Hier wird der Verfasser, soweit er überhaupt Vollständigkeit auf diesem großen Gebiete anstrebt, in späteren Auflagen manches nachzutragen wünschen. Indische Quellen sind noch wenig benutzt. In Irland und in den schottischen Hochlanden, ja selbst in unseren Alpenhütten haben sich uralte Zustände bis weit in die geschichtliche Zeit herein erhalten. Auf den Orkneyinseln sind noch im

XIV. Jahrh. zu Gerichtssitzungen die alten Steinkreise (Cromlechs) benutzt worden, die im Nordischen *domhringr* (Gerichtsring) heißen, wie in der Ilias (XVIII 504) die Gerichtsverhandlung 'im heiligen Kreise' stattfindet. Der heilige Hammer (*the Holy Mawle*), der früher zum Totschlagen des siebzigjährigen Vaters gebraucht werden durfte, hing in England noch hinter der Tür einer christlichen Kirche, wie man in Rom die Ausdrücke *senex depontanus, sexagenarios de ponte* nicht mehr recht verstand. Prozesse, wie sie in Athen beim Areopag geführt wurden gegen Tiere und Sachen, die den Tod eines Menschen verursacht hatten, haben in England noch lange fortbestanden. Die irische Heldensage und die nordische Sagaliteratur führen uns ein in vorgeschichtliche Zeiten, in Zustände, die Jahrtausende hindurch im wesentlichen unverändert bestanden haben mögen. Denn die Lebensformen außerhalb des europäischen (hellenischen) Kulturkreises sind erstaunlich stabil, wie man ja noch heute den alten Orient im neuen sucht und findet. Das Hohe Lied wird aus den Hochzeitsgebräuchen der heutigen Beduinen erklärt, und Martin Haug studierte das altvedische Opferritual bei den Brahmanen in Indien. Wichtig für unseren Gegenstand sind die in Schraders Lexikon nicht näher besprochenen Königshallen, über die deshalb noch einige Worte zu sagen sind, denn sie sind die Heimstätten des Heldengesanges und der Adelsmythologie. Eine dritte Klasse von Zeugnissen für die Kultur der indoeuropäischen Urzeit wird von Schrader nur gelegentlich herangezogen, die vorgeschichtlichen Funde, die Reste aus der älteren und jüngeren Steinzeit, der Kupfer-, Bronze- und Eisenzeit. Hier wird Schraders Werk ausreichend ergänzt durch Moritz Hoernes, Urgeschichte der Menschheit (2. Aufl. 1897); Sophus Müller, Nordische Altertumskunde (1897 f.); Matthäus Much, Die Heimat der Indogermanen im Lichte der urgeschichtlichen Forschung (2. Aufl. 1904).

5. Die Königshallen. Die altirische epische Sage, deren merkwürdigste Stücke durch Rudolf Thurneysens 'Sagen aus dem alten Irland' (1901) bequem zugänglich gemacht sind, gibt uns in ihren Schilderungen aus dem Leben der irischen Stammeshäuptlinge die altertümlichsten Kulturbilder, in denen überhaupt ein indoeuropäisches Volk sich selbst geschildert hat. Da bewirtet der König seinen Schwertadel mit Bier oder Met aus Trinkhörnern, mit Brot und Fleisch in der geräumigen, aus Baumstämmen gezimmerten Halle, die den Gästen zugleich zum Übernachten dient auf Pritschen, deren Zahl in einem Falle auf 400 angegeben wird. Bekannt aus Thomas Moores Gedichten ist die Halle der Oberkönige, '*Tara's Hall*' in der Grafschaft Meath. In der Mitte der Halle ist die Feuerstelle mit einem Kessel, der gesottenes Rind- oder Schweinefleisch enthält. Von einem Könige wird erzählt (vgl. Il. VI 15), daß er jeden, der des Weges kam, einmal mit der Gabel in den Kessel stoßen ließ; 'was er mit dem ersten Stoße fing, das mochte er essen'. Es ist eine Ehre, um die die Helden streiten, das Schwein zerlegen zu dürfen; um den, der es zerlegt, 'hielt man rings Buckelschilde wie ein großes Faß; denn im Haus begann die schlimme Sitte, daß tückische Menschen hinterrücks Speere warfen'. Vom Schweine empfängt der beste Held das Heldenstück, wie bei Homer. Diese Angabe wird

bestätigt von Poseidonios (Athen. IV 154a), der im Anfang des I. Jahrh. v. Chr. die Keltenländer bereiste: 'Früher pflegte, wenn Schweinskeulen vorgesetzt wurden, der Tüchtigste das beste Schenkelstück zu nehmen; wollte es ihm einer streitig machen, so traten sie zum Zweikampf auf Leben und Tod zusammen.' Zu Schmaus und Trank gehört der Sänger, der unter Umständen bereit ist, während der sechs Wintermonate täglich ein anderes Stück vorzutragen, epische Verse mit dazwischengelegter Prosa, also nach dem ältesten epischen Typus der Indoeuropäer, wie er bekannt ist aus der Edda, aus den vedischen Âkhyânaliedern, dem Aitareya-Brâhmana, den altertümlichsten Abschnitten des Mahâbhârata, zum Teil noch aus deutschen Volksmärchen. Eine germanische Halle dieser Art (wie sie übrigens auch Etzel im Nibelungenliede hat) schildert das angelsächsische Beowulfslied; die Schlösser des angelsächsischen Adels heißen davon Hallen, wie Edenhall. Jene Halle, *Heorot* (die mit Hirschgeweih gezierte), heißt bald Biersaal, bald Methalle; sie ist ausgestattet mit Bänken, auf denen die Helden nach dem Schmaus und Gelage die Nacht verbringen. Der Sänger (*scôp*) singt jeden Abend beim Heertrunk; ein episches Lied, das er singt, der Überfall in Finnsburg, wird wörtlich mitgeteilt V. 1070 ff. Eben solche Königshallen der Nordgermanen sind anschaulich geworden durch ihr himmlisches Spiegelbild, die Walhalla. Odhin mit den Einheriern, das ist der Nordlandskönig mit seinem Schwertadel, den Wikingen, an den Himmel projiziert. Die nordische Mythologie ist zu einem großen Teile nicht altgermanischer Volksglaube, sondern epische Mythologie der Skalden, eine Adelsmythologie wie die Homers. E. H. Meyer (Mythologie der Germanen, 1903, S. 434) sagt darüber: 'Es gab eine Bauernmythologie und eine Adelsmythologie. Erstere war vorzugsweise Naturreligion. Dagegen huldigte der gottentstammte Adel vorzugsweise den Göttern einer geistigeren Art, wie sie namentlich die Priester und die Hofsänger veredelten. Zu dem schlichten, oft derben, aber durchweg keuschen, sinnigen und oft poetischen Bauerngeist gesellte sich ein kriegerischer, kühner, höher strebender Heldensinn. So begann allmählich eine Geistesreligion sich zu entwickeln. Ihre höchste Leistung war die Herstellung einer durch Verwandtschaft und Schicksal leidlich fest verbundenen Götterordnung, in der jeder Gott sein Amt hatte, vom König herab bis zum Hofdichter und zur Kammerfrau. Das Familienleben wurde in Walhall zugunsten des Kampf- und Freudelebens mit den Walküren unterdrückt.' Bei den Indern, speziell im Veda, läßt sich noch erkennen, wie die Königshalle (*sabhâ*) sich entwickelt hat aus dem Lokale für die Gemeindeversammlung, der Männerhalle, wie sie z. B. auf den Südseeinseln verbreitet ist. Alfred Ludwig (Der Rigveda III, 1878, S. 253 f.) sagt darüber: 'Sabhâ war die höhere Versammlung. Es ist auch wohl das Lokal der Zusammenkunft bereits im Veda damit bezeichnet. Einzig zu Beratungen hat sie wohl nicht gedient, es war wohl auch ein Ort geselliger Zusammenkunft, ganz vorzüglich Spielhaus. Daß die geselligen Zusammenkünfte der Râjan (Könige) etwas Gewöhnliches waren, erhellt aus Atharvaveda XIX 57, 2. Aber neben all diesem hat *sabhâ* unzweifelhaft auch die Bedeutung einer gewählteren, ja exklusiven Versammlung, wohl einzig aus

Brâhmanas und Maghavân (Freigebigen, Vornehmen) zusammengesetzt.' Im indischen Epos und in den Rechtsbüchern bedeutet *sabhâ* Königshalle als Thronsaal, Gerichts-, Beratungs- und Festsaal; nach der großen Festhalle des Königs Yudhishthira ist das zweite Buch des Mahâbhârata benannt Sabhâparvan. In diesen Königshallen entwickelte sich die im Mahâbhârata vorliegende indische Adelsmythologie, auf die obige Worte E. H. Meyers buchstäblich anwendbar sind; den Walküren entsprechen die indischen Apsarasen. Schon Adalbert Kuhn hat gesehen, daß mit *sabhâ* verwandt sind die gotischen Wörter *sibjis* (*unsibjis* ungesetzlich, unfriedlich), *sibja* Verwandtschaft (unser Sippe, Sippschaft); sie sind abgeleitet von **siba*, wie von *sabhâ* indisch *sabhya* 'einer, der Zutritt hat zur *sabhâ*'. Also der Rückschluß aus verwandten Kulturerscheinungen bei Iren, Germanen und Indern wird durch eine indisch-germanische Wortgleichung in diesem Falle bestätigt; er würde aber auch ohnedies hinreichend sicher sein, um uns erkennen zu lassen, welche Art Hallen die Vorfahren der Achäer hatten, ehe sie in den Kulturkreis des Mittelmeers eintraten und den Bau ägyptischer Steinpaläste, wie in Knosos und Phaistos, und semitischer Zwingburgen, wie in Tiryns und Mykene, kennen lernten. Das homerische Megaron, z. B. der Saal im Palaste des Odysseus und der Festsaal der Götter auf dem Olymp, ist die Fortsetzung der alten Königshalle im Kulturkreise der Steinarchitektur. Ferdinand Noack (Homerische Paläste, 1903) weist nach, daß den Saalbauten in Tiryns, Mykene und Arne (nicht aber in Kreta) die Idee des isolierten Einzelhauses, der Königshalle oder des Megaron, zugrunde liegt; 'als die kretische Kultur in ihrer Blüte, glanzvoll und gebietend, in Griechenland einsetzte, fand sie die feste Tradition einer alten Bauweise vor, in der das Einzelhaus alles bestimmte' (S. 25). Er zeigt weiter, daß die klassische Form der Propyläen und der Tempelcella, dreischiffig, mit dreigeteilter Front an der Schmalseite, aus dem nämlichen Saalbau hervorgegangen ist; die kretischen Säle sind zweischiffig, ihre Front ist die Breitseite. Ehe wir aber betrachten, welche Veränderung vorging, als Zeus von Dodona nach Thessalien übersiedelte und auf dem Olymp ein thessalisches Anaktenhaus bezog, müssen wir erwägen, ob er überhaupt dieses Weges gezogen ist.

6. Die Hypothesen der Romantik und die europäische Heimat. Das Kulturbild, das sich aus den angeführten Büchern von Hehn, Schrader, Much u. a. ergibt, ist durchaus verschieden von dem, das seiner Zeit Männern wie Adalbert Kuhn, A. Pictet, Max Müller vorschwebte. Die Sanskritstudien, die Germanistik, die indoeuropäische Sprach- und Kulturwissenschaft erwuchsen im Zeitalter und auf dem Boden der Romantik; A. W. v. Schlegel, Fr. Rückert, L. Uhland haben sie mitbegründet. Es ist der romantische Geist, der die Schriften und das Lebenswerk Max Müllers so anziehend macht, der ihn auch zum Kampfe trieb gegen die moderne Entwicklungslehre, den Darwinismus; mit Max Müller hat man den letzten großen Romantiker zu Grabe getragen. Die romantische Geschichtsbetrachtung hatte zwei Grundansichten, die unbewiesen waren, aber als so selbstverständlich in aller Bewußtsein feststanden, daß sie keines Beweises bedürftig erschienen, also echte Dogmen. Am Anfange

der Menschengeschichte liegt eine reine, heilige Urzeit; die älteste Geschichte ist die eines Herabsinkens von urzeitlicher Höhe. Und in Asien ist die Urheimat der Indoeuropäer, das Hochland von Iran, *Airyana vaêja* 'das arische Ursprungsland', nach Lassen das Quellland des Oxus und Jaxartes, wie es als Paradies des ersten Menschen, Yima, beschrieben ist im ersten Kapitel des Vendidad. Heeren, Rohde, Lassen sahen in diesem Kapitel mit Recht 'ein halb historisches, halb mythisches Bruchstück, ähnlich dem zehnten Kapitel der Genesis' (Spiegel, Avesta I 59), der Eindruck war so nachhaltig, daß noch H. St. Chamberlain (Grundlagen des XIX. Jahrh. S. 463) auf Iran hinweist als 'jenen Edensgarten, in welchem Jahrtausende hindurch alle Symbolik der Welt gewachsen war'. Beide Dogmen sind unter dem Drucke der Tatsachen aufgegeben worden. August Schleicher schätzte die Entwicklungszeit der indoeuropäischen Ursprache, die Bauzeit jener wundervollen grammatischen Architektur, auf zehntausend Jahre. Die Verschiebung der Strandlinien infolge säkularer Hebung in Jütland seit der älteren Steinzeit stellt uns solche Zeiträume zur Verfügung (Sophus Müller a. a. O. Bd. I); natürlich bleibt die Zahl höchst hypothetisch. Denn niemand hat eine Vorstellung davon, wie der wunderbare, zu Entzücken und Andacht rufende Organismus der Ursprachen hat entstehn können. Einer der gründlichsten Kenner des vedischen Sanskrit, der Übersetzer der Upanishad, Paul Deußen, sagt darüber (Metaphysik S. 79): 'Es ist unmöglich, daß das kindliche Bewußtsein, welches uns in den Hymnen des Rigveda entgegentritt, einen Sprachbau geschaffen haben sollte, dessen Zerlegung den ganzen Scharfsinn eines Pânini erforderte. Somit gehört die Sprache zu den unbewußten Schöpfungen, zu den Produktionen des Instinktes.' Das heißt also, die Sprache ist offenbart in dem Sinne, wie überhaupt die Welt die Offenbarung ist von etwas Latentem. Aber lassen wir die zehntausend Jahre gelten, so sprechen alle Gründe dafür, die sprachlichen wie die archäologischen samt Virchows Messungen an ältesten Schädeln, daß die Indoeuropäer während jener Jahrtausende nicht in Asien gewohnt haben, sondern im mittleren und nördlichen Europa, in eben den Ländern, in denen sie in geschichtlicher Zeit immer in kompakten Massen wohnten, stets ihren historischen Schauplatz und ihre wahre Heimat hatten. So erklärt es sich, daß die angebliche stammfremde Urbevölkerung spurlos verschwindet, sobald die indoeuropäischen Stämme in das Licht der Geschichte treten; sie sind eben mit jener Urbevölkerung identisch. (Eine schwarzhaarige, stammfremde, nach v. d. Gabelentz den Berbern Nordafrikas und der Kanarien verwandte Urbevölkerung hatten Irland, die iberische Halbinsel, Südfrankreich; die Achäer sind blond wie Achill.) In Europa sind die klimatischen Bedingungen, unter denen die Völker der blonden Rasse am besten gedeihen, so daß der Römer über die Fruchtbarkeit Deutschlands, der Völkerwiege, staunte, während sie in südlichen Klimaten erschlaffen, entarten, aussterben. *Quae nutrit peperit*; Europa ist die Mutter der Europäer, aus dem Norden stammt die Kraft, die gefeiert wird in den Überlieferungen des iranischen und des indischen Heldenzeitalters. Die Züge der Gallier und der Cimbern, die Völkerwanderung und

die Normannenfahrten können uns lehren, in welcher Weise und in welchem Maßstabe Völkerbewegungen von dem nämlichen Zentrum wohl auch in vorgeschichtlicher Zeit ausgegangen sind. Denn die weite Verbreitung der megalithischen Hünengräber führt auf die Vermutung, daß auch in entlegenen vorgeschichtlichen Zeiten Wanderungen vorgekommen sind wie die der Gallier nach Kleinasien, der Vandalen nach Afrika, der Normannen nach Sizilien. Die Überzeugung von der europäischen Heimat der Indogermanen ist zunächst von deutschen und österreichischen Gelehrten vertreten worden, wie O. Schrader, J. G. Cuno, Th. Poesche, W. Tomaschek, K. Penka, H. Hirt, P. Kretschmer, Matthaeus Much, Rudolf Much; in England verteidigt sie W. Ridgeway, aber selbst in Indien wird sie neuerdings verkündigt durch den gelehrten Inder B. G. Tilak[1]), der sie sogar als einen Schlüssel zur Erklärung des Veda benutzen möchte. Wie einst Fr. Creuzer die Karte von Indien, so studieren jetzt Inder die der Ostseeländer. Der letzte namhafte Gelehrte, der noch von der Annahme einer asiatischen Heimat ausging, war R. v. Jhering. Und wie dieses Dogma das Schicksal anderer Dogmen gehabt hat, eine Zeitlang anzuregen, ja zu begeistern und durch die Kraft des Glaubens Gutes und anderes zu stiften, um dann abzusterben mit den Menschen, die daran glaubten, von den Jüngeren aber umgewertet zu werden, so ist auch der poetische Glaube an eine heilige, reine Urzeit des später mit Not und Schuld so schwer beladenen Menschengeschlechts verdrängt worden durch den natur- und kulturwissenschaftlichen Entwicklungsgedanken; die Urgeschichte Europas ist in Wahrheit die eines Emporsteigens aus barbarischen Zuständen. Man kann diese Wendung bedauern, aber zum Troste darf man sich sagen, daß das, was an jenen Dogmen schön und romantisch war, unverloren geblieben ist. Es bleibt doch wahr, *ex oriente lux*; von Babylon, Vorderasien, Ägypten sind die Anregungen ausgegangen, durch die barbarische Griechenstämme zu Begründern der europäischen Kultur geworden sind. Und es hat in der Tat eine große, heilige Urzeit gegeben, ein Zeitalter der großen Meister, die kindlich und trotzdem (oder eben darum) genial waren; die, noch nicht erstarkt zu abstraktem, begrifflichem Denken, die Wahrheit in hieroglyphisch-bildlichem Denken, in gedankenvollen Bildern nicht dachten, sondern schauten. Seher, nicht Denker, ist für diese alten Meister ein gutes Wort. Selbst das ist wahr, was Cicero (Tusc. I 12) von der Urzeit sagt, daß sie die Wahrheit besser erkannte, weil sie dem göttlichen Ursprunge der Dinge näher stand. Sie standen ihm in der Tat näher, die alten Meister, nämlich innerlich, weil sie Dichter und Seher waren, weil ihre Seele noch nicht durch die Gewohnheit der exakten Beweisführung, die ja nur auf die Außenseite der Dinge anwendbar ist, abgestumpft war für die feineren Evidenzen, die nicht der mathematische Intellekt erfaßt, sondern das Gefühl, aus dem Bilder, Symbole, Mythen, Melodien quellen. Was Goethe von der Kunst gesagt hat, das gilt auch vom Symbol, vom Mythus: er

[1]) B. G. Tilak, The arctic home in the Vedas, being also a new key to the interpretation of many Vedic texts and legends. Bombay 1903. 500 S.

ist das Ausdrucksmittel, um das Unaussprechliche auszusprechen. Rudolf Smend in der Alttestamentlichen Religionsgeschichte (1893), Theodor Gomperz in den Griechischen Denkern (1896), Paul Deußen in seiner Darstellung der Philosophie des Veda (1894) und der Upanishad (1899), sowie in der Schrift Vedânta und Platonismus (1904), lehren Erstaunliches über die Leistungen des prophetischen Schauens, der intuitiven Erkenntnis jener alten Meister. Während die Griechen den Mythus erst ästhetisch, dann intellektuell überwanden, haben die israelitischen Propheten ihn religiös überwunden und die Religion von der Mythologie befreit, soweit dies menschenmöglich ist. Im Rigveda steht das Schlüsselwort der von Kant begründeten voluntaristischen Metaphysik, der tiefsinnige Nâsadâsiyahymnus.[1] Kindlich geniale Meister, Seher im angegebenen Sinne, nicht im Besitz einer abstrakten Sprache, auf das Schauen von Bildern angewiesen, haben die Religionen geschaffen und die verschiedenen religiösen Standpunkte erschöpft, so daß kein neuer möglich ist mit Ausnahme des irreligiösen, materialistischen. Moderne, logisch und experimentell begründete Wahrheiten haben oft nur eine Lebensdauer von einigen Jahrzehnten; die Resultate prophetischen, intuitiven Erkennens halten sich wie Pyramiden durch die Jahrtausende. Wie der Araber sagt: 'Alles fürchtet die Zeit, aber die Zeit fürchtet die Pyramiden', so heißt es von den intuitiven Wahrheiten: 'Himmel und Erde werden vergehn, aber diese Worte werden nicht vergehn.'

Aber gleichviel, ob uns die romantischen Dogmen lieb gewesen sind oder nicht, wir müssen uns beugen vor den Tatsachen. Aus Asien sind wir nicht eingewandert, und Heilige sind wir nicht gewesen. Europäer sind wir geworden durch unseren Eintritt in den griechischen Kulturkreis, in den z. B. das rabbinische Judentum, das koptische und das abessynische Christentum nicht eingetreten sind, vielleicht auch manche andere christliche Denomination nur halb und ungern sich einreiht. Wie ist nun der griechische Kulturkreis entstanden? Können wir uns davon überhaupt eine Vorstellung machen? Ermöglichen es uns Mythus und Heldensage, eine Brücke zu schlagen zwischen den Zuständen des asiatischen, prähistorischen Europa, wie sie von Schrader, Much u. a. dargestellt werden, und dem geschichtlichen Hellenentume, oder verlaufen alle Fäden im Dunkeln? Wer jenes für möglich hält und also noch nicht allen Zusammenhang mit der Romantik aufgegeben hat, wird von der neuesten philologischen Kritik für rückständig angesehn und muß also versuchen, seinen veraltenden, wenn nicht veralteten Standpunkt zu verteidigen, so gut er kann.

7. Unsere Rückständigkeit. Die bewundernswürdigen Arbeiten Otto Gruppes (Die griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den orientalischen Religionen I, 1887; Griechische Mythologie und Religionsgeschichte, 1897 ff.), seit Welcker wohl die umfassendste Leistung eines einzelnen auf dem Gebiete der griechischen Religionsgeschichte, haben das Er-

---

[1]) RV X 129. Die rechte Übersetzung und Erklärung hat Deußen gegeben, Allgemeine Geschichte der Philosophie I 1 (1894) S. 119 ff.

gebnis, daß vor dem Beginne des attischen Einflusses andere Kulturzentren in der griechischen Welt nach und nebeneinander bestanden und sie weitgehend beeinflußt haben, erst Kreta, dann Euböa, Böotien, Lokris, Thessalien, zuletzt (700—650) Argos. Die Periode dieser Kulturen liegt vor dem Erwachen des historischen Sinnes im VI. Jahrh. und ist also prähistorisch; jedoch gestatten uns die in geschichtlicher Zeit vorliegenden Zustände, durch Kombinationen bis ins IX. Jahrh. vorzudringen. Diese religionsgeschichtlichen Ergebnisse sind wohlvereinbar mit der Vorstellung von jenen drei Jahrhunderten, die aus anderweitigen Gründen schon früher vertreten worden war (G. Busolt, Griech. Geschichte I, 1885). Zweifelhafter ist vielleicht folgendes. Was vor dem IX. Jahrh. liegt, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt, das durch keine Sage erhellt wird. Die Mythengeschichte ist erst erfunden worden, als die wirkliche Geschichte, die Hegemonie der genannten Kulturzentren begann. Sie ist wie die Sage vom Goldenen Zeitalter reines Werk der Dichter, die die politischen Verhältnisse ihrer Zeit auf die Nebel der Vergangenheit projizierten, z. B. in den Gestalten des argivischen Herakles und des Agamemnon mythische Verherrlichungen des Tyrannen Pheidon von Argos gaben. Es hat keine Dorische Wanderung gegeben, nicht den von Thukydides berichteten Zug der Böoter aus dem thessalischen Arne an den Kopaissee, keinen Dichter Hesiod, keine Herrschaft der homerischen Achäer in Thessalien, geschweige in Argos, Tiryns, Mykene, Sparta, keinen Trojanischen Krieg, keine homerische Welt. Was man das homerische Weltbild nennt, ist nicht erlebt, sondern erfunden; es sind die Gesetze des epischen Kunststils, die man bisher fälschlich eine Welt genannt hat, während sie nur die Regeln sind, nach denen die Dichter eine geträumte Idealwelt schufen. Ein Zusammenhang der griechischen mit der indoeuropäischen Urzeit läßt sich über diese homerische Welt hinweg nicht gewinnen. Kein völkergeschichtlicher, aber auch kein religionsgeschichtlicher Zusammenhang. Denn die griechische Religion ist nicht die Fortsetzung einer vermeintlichen älteren, indoeuropäischen Religion. Etwas so Eigenartiges, so durchaus Paralogisches, wie Mythus und Kultus, kann nicht an verschiedenen Punkten der Erde unabhängig in analoger Weise entstanden sein. Wo es sich findet (allerdings findet es sich, man möchte fast sagen leider, in allen fünf Weltteilen), da ist es vom Orient hingetragen durch vorgeschichtlichen Völkerverkehr. Die griechische Religionsgeschichte ist die Geschichte gewisser hauptsächlich von Kreta, zum Teil aber auch von Byblos und Berytos über das kadmeische Böotien in Griechenland verbreiteter orientalischer Vorstellungen, deren ältestes Heimatland Indien ist, während Ägypten und Vorderasien Zwischenstationen waren. So kommt es, daß das griechische Opfer dem jerusalemischen näher steht als dem indischen.

Es ist ja mißlich, behaupten zu wollen, daß dieser Betrachtungsweise nicht die Zukunft gehören wird. Julius Beloch (Griechische Geschichte I, 1893) steht der konventionellen Urgeschichte kaum minder skeptisch gegenüber, wenn er auch von Gruppes religionsgeschichtlichen Ansichten (die damals noch sehr unvollständig vorlagen) absieht. Daß die Stellung, die Sparta und Argos in-

folge der Dorischen Wanderung erhielten, in den Homerischen Gedichten sich spiegelt, ist nicht zu bezweifeln; aber ergeben sich daraus so weitgehende Folgerungen? In der Gegenwart hat doch vielleicht die ältere Denkweise noch ein gewisses Recht, solange noch einige Bedenken nicht hinreichend entkräftet scheinen. Beginnen wir mit der religionsgeschichtlichen Frage.

8. Ist Mythologie und Religion etwas allgemein Menschliches? Bisher hat man sie dafür gehalten; für ein eigentümliches Gebiet des Menschlichen, das Menschen zwar schufen, aber selbst nicht als menschlich erkannten, sondern als übermenschlich, übernatürlich oder göttlich zum Menschlichen in Gegensatz brachten. Das Objekt des Kultus, der Gott und sein Mythus, ist von Hause aus nicht ein bestimmter, gegebener Stoff, sondern eine bestimmte Art, die Dinge anzusehen; eine eigentümliche Weltanschauung, die sich zu einer nüchternen, nur auf die Außenseite der Dinge gerichteten Weltansicht verhält wie Gemüt und Phantasie zu kritischem Verstande, Poesie zu Wissenschaft, und die einst die einzig herrschende, weil einzig mögliche war. Poesie und Mythologie in ihrer ursprünglichen Art gelten seit Rousseau und Herder für eine allgemeine Völkergabe, nämlich notwendige Denk- und Ausdrucksform einer zu anderem als bildlichem und mythischem Denken nicht vorbereiteten Zeit. Bei der wesentlichen Einheit von Sprechen und Denken ist die Geschichte des Mythus eng verwoben mit der der Sprache; die Frage nach ihrem Ursprunge bezieht sich auf das Wesen des Menschen und ist also nicht eine kulturgeschichtliche, sondern eine anthropologische Frage. Dies alles gilt der vorgeschrittenen Wissenschaft als überwundene Romantik; die Religion erscheint als ein orientalischer Denkfehler, der in zwei Perioden chaotischer Kulturmischung, in den Zeitaltern der kretischen und der alexandrinischen Kultur, über Europa sich ausbreitete und sich erhielt, weil er die soziale Ungleichheit schützt, auf der die Kultur beruht, und eine Gemeinschaft begründet, die im Kampfe ums Dasein siegreich macht. Wie soll die Frage entschieden werden? Wir halten mythisches Vorstellen und religiöses Empfinden nicht nur aus historischen, sondern auch aus psychologischen Gründen für allgemein menschlich in dem Sinne, daß Menschen mit Notwendigkeit sie immer und überall hervorbringen. Darin beirrt uns nicht folgendes Argument (Gruppe, Mythol. S. 719): 'Es ist nicht ein einziger Fall wissenschaftlich festgestellt, in dem ein Mensch ohne jede äußere Belehrung, also ohne Zusammenhang mit den geschichtlich gewordenen Religionen, auf eine religiöse Vorstellung verfallen wäre.' Es ist auch nicht festgestellt, daß ein isolierter Mensch auf eine Sitte, einen Grundsatz der Sittlichkeit oder des Rechts verfallen wäre; trotzdem sind diese derart, daß Menschen sie mit Notwendigkeit hervorbringen. Mythisches Anschauen und Anthropomorphismus sind allgemein menschlich, weil durchaus unentrinnbar. Unsere Seele kann nicht, wie die photographische Platte, Eindrücke aufnehmen, ohne sie zu beurteilen; sonst wäre sie auch so stumpfsinnig wie diese. Das äußere mathematische Projektionsgesetz und das innere psychische Assoziationsgesetz erzeugen zusammen ein unentrinnbares Phänomen. Parallele Lichtbalken zwischen Wolken, wenige Kilometer von uns und zwanzig

Millionen Meilen vom Orte der Sonne, sehen wir nach der Sonne konvergieren wie Speichen eines Rades, der Inder wie Arme des Gottes Savitar, der Grieche als Rosenfinger der Eos. Konventionell, mitgeteilte Rätsellösungen sind diese Namen, aber nicht die Metaphern, bei denen nur eine sprachliche Auswahl und Elimination sich vollzogen hat. Die mythologische Metapher ist ein momentanes, unbewußtes Urteil; der Sehende deutet nicht, sondern sieht die Speichen, die Arme, die Finger. Er findet auch keine anderen als bildliche Ausdrücke dafür; Strahl bedeutet Pfeil, *radius* Stab, indische Namen der Lichtstrahlen sind *gabhasti* Arm, *mâna* Meßschnur, *raçmi* Zügel (letzteres ist der alltägliche Ausdruck). Er kann aber nicht sehen, ohne zu fühlen; das subjektive 'die liebe Sonne' ist älter, weil menschlicher, als das objektive 'die Sonne'. Der weiße und der schwarze Yajurveda überliefern ein altes Gebet an Rudra, das auch im Mahâbhârata als bekannt vorausgesetzte Çatarudriya (d. h. Tausendteufellied), eins der merkwürdigsten Denkmäler der indischen Religionsgeschichte. Hier wird das Furchtbargöttliche angeschaut in der untergehenden Sonne: 'Der dort untergeht mit blauem Halse, glänzend rot, und die Rinderhirten sehen ihn, ihn sehen die Wasserträgerinnen, er, der Gesehene, erbarme sich unser.' Der Kommentator Mahîdhara bemerkt dazu, Hirten werden genannt als Menschen, die außerhalb der brahmanischen Lebensordnung stehn. Also ohne priesterliche Anleitung sehen sie ihn; ihn, nicht es. Und sein Anblick erregt ein Gefühl und die Bitte *mṛḍayâtu naḥ*, er erbarme sich unser. Der Veda ist die hohe Schule der Religionswissenschaft nicht in dem Sinne, wie man in Indien am besten gewisse Epidemien studiert, sondern weil die Inder wie kein anderes Volk uns klar und vollständig die früheste Geschichte naiv (d. h. nativ) menschlichen Geisteslebens hinterlassen haben. So sah auch der griechische Hirt in den Mondnächten und nicht erst am Feste der Tauschwestern in der Mittsommervollmondnacht, daß Herse, das Taumütterchen, die Tochter des Zeus und der Selana ist (Alkman, Fr. 48). Das ist die Vorstellungsweise kindlicher Menschen; aber auch in der höchsten, abstraktesten Wissenschaft ist der Anthropomorphismus unentrinnbar. Die von Kant begründete, jetzt z. B. von W. Wundt vertretene voluntaristische Metaphysik lehrt, daß bei der kritischen Reinigung der empirischen Begriffe sich der naive Begriff der Materie verflüchtigt und die Welt sich offenbart als ein System von Willenseinheiten, vergleichbar den menschlichen Willenseinheiten (Heer, Staat, Kirche). Die Welt ist ein Reich Gottes, ein Kosmos; äußerlich betrachtet ein System von Kräften, die unbewußt teleologisch wirken, innerlich eine Stufenfolge von Einzelwillen, die zusammengefaßt sind im höchsten göttlichen Gesamtwillen. Ist nun der Anthropomorphismus überwunden, wenn Energie, Wille, Eros oder wie man es nennen will als Weltprinzip gilt, welche wir doch nur aus unserem eigenen Innern kennen als der einzigen Stelle (wie Kant gezeigt hat), wo wir Gott, oder die Innenseite der Dinge, finden? Reich Gottes ist eine mythologisierende Metapher, Kosmos die als Einheit gefaßte Mannigfaltigkeit menschlicher Beziehungsbegriffe, ästhetisch beurteilt. Wer den Anthropomorphismus vermeiden will, der muß sagen wie der brahmanische

Lehrer: von Brahma kann man nicht reden, nur schweigen. Also ist der mythologiefreie Mensch eine unvollziehbare Vorstellung wie der *homo alalus*, ein logisches Adynaton wie hölzernes Eisen, und es ist keine Zeit vorzustellen, wo der Denkfehler des Orients sich in dem mythologiefreien Europa verbreitete. So auffälliges Tun, wie daß man Götter durch Speise, Trank und Spiele erfreut, konnte im Ahnenkult an mehreren Orten selbständig sich entwickeln und auf andersgeartete Numina übertragen werden. Erwiesen ist, daß der Einfluß des Orients in der griechischen Religion viel weiter reicht, als man früher annahm; aber wenn die Namen *Mînos* und *Mînyas* auch ähnlich klingen, so brauchen sie doch nicht identisch zu sein, und wenn Zeus in Kreta und Thessalien verehrt wird, so braucht der Kultus keineswegs von Kreta ausgegangen zu sein; der olympische Zeus ist so wenig wie der von Dodona ein verkappter Semit. Mythen brauchte die phantasiereiche Hellas mythotokos wahrlich nicht vom Orient zu entlehnen, die Reiche vom Armen. Worin der Orient dem Griechentum überlegen war, kann uns der Katholizismus lehren. Wie das Irrationale die Seele des Dogmas ist, so ist das Geheimnis die Seele des Kultus; denn beide beziehen sich auf das Latente, das Unaussprechliche. Was der Orient bot, war das Mysterium, tiefsinnige, ahnungweckende Symbolik. Theben ist genannt nach der mystischen Truhe oder Lade (*têbâh*) des Kabeirion, weil in dem ganzen kadmeischen Kultus dies das Sanctissimum war. Bei dem Arrephorienfeste trugen vornehme Jungfrauen ein Unbekanntes, das ihnen die Priesterin der Athene gab, durch einen unterirdischen Gang und brachten ein anderes Unbekanntes, Verhülltes zurück (Paus. I 27, 4); die Seele der Handlung ist auch hier das Geheimnis, in das die Gottheit sich hüllt, während der Mensch es von außen berührt. Darum muß man nicht fragen, was die Bundeslade birgt; sie ist leer. Symbol des Unbegreiflichen ist das Unsichtbare oder Undenkbare. Hinter dem Schleier der Isis kann nur ein Rätsel sich bergen, keine Lösung. Wer Dogma und Kultus rationalisieren will, tötet sie. Oder vielmehr, er versucht sie zu töten; aber sie sind unsterblich, solange der Mensch eine Sprache sucht für das Unaussprechliche. Das Fortleben der Religion ist ja ein fortwährendes erneutes Hervorbringen derselben; wie Platon im Symposion (207 D) lehrt, daß alles Leben eine fortwährende Reproduktion ist. Schon dies Argument sollte genügen, um uns zu überzeugen, daß Religion etwas allgemein Menschliches ist. So wenden wir uns denn der zweiten Frage zu.

9. Hat der heroische Mensch gelebt? Das Mahâbhârata sagt hierüber (I 1, 86): 'Durch den Purânavollmondschein wird die Erinnerungsnacht erhellt'; vielleicht bleibt dies Wort doch zutreffend, unbeschadet aller Fortschritte der historischen Kritik. Daß Dietrich Beziehungen zu Bern gehabt hat, wußten deutsche Bauern noch zu Luthers Zeit aus den letzten Nachklängen epischer Lieder des Zeitalters der Merowinger. Die altpersische Heldensage war zur Zeit Firdusis († 1020 n. Chr.) noch lebendig im Gedächtnis der Dihkân, des von den Arabern zurückgedrängten Landadels; sie wurde vererbt, 'vom Vater hört es der Sohn', und nährte einen Geist des Widerstandes gegen die Fremd-

herrschaft. Firdusi beginnt sein Königsbuch mit dem Hinweis auf den sagenkundigen Dihkân, der bezeugt, daß Gayomart der erste der Könige war. Goethe sagt: 'Dieses Werk ist ein wichtiges, ernstes, mythisch-historisches Nationalfundament, das manche uralte Traditionswahrheit verhüllt überliefert.' Ist das richtig? Wir können diese Heldensage zurückverfolgen bis in die graueste Urzeit, weiter als bei irgend einem anderen Volke der Welt. Anspielungen darauf finden sich bei arabischen Schriftstellern, bei Athenaeus, Älian, Herodot, Ktesias, aber auch im Avesta, und einige der dort bezeugten epischen Gestalten Firdusis kommen auch im Rigveda vor (Yama, Traitana, Uçanas, wohl alte Götter, aber nur mythisch, ohne Kultus; vgl. Th. Nöldeke im Grundriß der iranischen Philologie II, 1896, S. 130 ff.; F. Spiegel, Die arische Periode, 1887, S. 242 ff.), ein Beweis, daß diese Namen aus der Zeit der indisch-iranischen Urgemeinschaft stammen und also in einer flüssigen, sich immer neu gestaltenden Überlieferung durch mindestens vier Jahrtausende sich kenntlich erhalten haben. Ist so etwas möglich? Ja, denn es ist Tatsache. So hat auch das Mahâbhârata vedische Königsnamen, die nicht dem Veda entnommen sind, sondern unabhängig von ihm aufbewahrt wurden; denn das indische Epos oder Purâna, entstanden in den Königshallen und Eigentum der Kriegerkaste, ist eine Welt für sich (A. Ludwig, Der Rigveda III, 1878, S. 191 ff.; A. Holtzmann, Das Mahâbhârata I, 1895, S. 51 ff.). Dürfen wir nun glauben, daß auch Erinnerungen an frühere Zustände, z. B. an das Wüstenleben bei den Israeliten, im Munde der Erzähler nnd Sänger sich durch Jahrhunderte erhalten? Wenn Firdusi seine Helden im Kampfe die Fangschnur benutzen läßt, die typisch ist in der Hand der Nomaden aller Zonen (Paus. I 21: Sarmaten), dürfen wir darin eine Erinnerung erblicken an die alte Kampfweise, wie Herodot (VII 85) sie von den iranischen Sagartiern bezeugt, die nur mit Kurzschwert und Lasso in den Krieg zogen? Ist der homerische Gebrauch der Feldsteine als Waffe in diesem Sinne historisch? Arimnestos erlegte den Mardonios durch einen Steinwurf (Plut. Arist. 17). Und wenn wir nun bereit sind, auch hier der Überlieferung alter Erzähler einiges zu glauben, die diesen Dingen ihr Leben widmeten in dem treuen Glauben, ein Gefäß heiliger Überlieferung zu sein und die wahre Urgeschichte ihres Volkes zu erzählen nach der Eingebung der Götter, wie weit dürfen wir dann ohne Leichtsinn gehn? Die Überlieferungen aus der Heroenzeit haben, wie eine heilige Geschichte, zwei Merkmale, durch die sie sich und uns über die profane Wirklichkeit erheben, die mythische Vergrößerung und die mythische Verklärung. Letztere ist die himmlische Schönheit, die wie das Licht des griechischen Himmels alles überflutet und selbst den göttlichen Sauhirten Eumaios adelt. Das ist nicht äußerlich erlebt, sondern innerlich; es hat eine höhere als die zufällige historische Wahrheit. Suchen wir aber dasjenige auf, was verschiedene Völker über ihre Urzeit übereinstimmend glaublich berichten, so möchte es scheinen, daß folgendes hinreichend bezeugt ist. Es gab Geschlechter, die sich von den Göttern herleiteten, einen Adel, der, wie die Germanen sagten, *edel, rîche unde hêr* war, d. h. sich durch Abkunft, Macht und persönliche Würde auszeichnete. Die gotischen Amaler

führten ihr Geschlecht zurück auf die Ansen (Jordanes K. 13: *semideos id est ansis*), die Könige der Angelsachsen, Sachsen, Jüten, Angeln auf Wodan (Stammtafeln bei Grimm, Deutsche Mythologie III, 1878, S. 377 ff.), ebenso die der Franken. Nordische Könige werden Freys oder Tys Gesippte genannt (W. Golther, Germanische Mythologie, 1895, S. 546). Wie die Ilias die zeusentsprossenen Könige der Achäer, so feiert das Mahâbhârata die Könige der Monddynastie und teilt ihre Stammbäume mit (Mhbh. I 94. 95). Die Liste der brahmanischen Lehrer am Ende des zum weißen Yajurveda gehörigen Großen Waldbuches, die den Veda mündlich von Generation zu Generation überlieferten, besteht aus 58 Gliedern (davon die letzten drei ersichtlich mythisch); die Reihe läßt einen Wechsel im Systeme der Namennennung erkennen, der sich im Laufe der Jahrhunderte vollzogen hat. Man geht doch wohl zu weit, wenn man das einfach als ein Nichts beiseite schiebt, was einst den Gläubigen heilig war, die es mit so großem Aufwande an Gedächtniskraft fortpflanzten; denn nur der Glaube hat das Wunder bewirkt, daß überhaupt der Veda auf uns kam. Die Unverständlichkeit einiger griechischer Heroennamen hat einen Gelehrten (W. Ridgeway) auf die Vermutung gebracht, daß sie einem fremden, keltischen Eroberervolke angehören dürften; vielleicht ist sie wenigstens ein Merkmal hohen Alters. Die Stammbäume der Könige wurden stolz und sorgfältig gepflegt, da sie den Adel erwiesen und den Erbanspruch stützten. Das älteste Zeugnis für das Bestehen solchen Adels sind die Hünengräber, von denen die Ilias mehrfach berichtet (z. B. II 604, XI 371). Seefahrende Völker errichteten sie gern am Meere, 'den Wogenfahrenden weithin sichtbar', wie das Beowulflied sagt (V. 3160), z. B. auf dem Vorgebirge Hronesnäs (Wallfischnase, Beowulf 2806), ganz wie die Ilias es angibt (VII 89). Das Zeugnis der irischen Heldensage über diesen alten Adel faßt R. Thurneysen (a. a. O. S. XI) in folgende Worte zusammen: 'Bei einem so adelsstolzen Volke, wie die Kelten in alter Zeit überall auftreten, versteht es sich fast von selbst, daß in der Sage meist nur die Könige und der Hochadel, die Stammeshäuptlinge, eine Rolle spielen. Krieg und Viehraub, Jagd und Sport, Gelage bei Bier oder Met und Liebesabenteuer sind ihre liebste Beschäftigung. — Der König und die großen Herren der ältesten Sage fahren, wie bei Homer, auf dem zweiräderigen Wagen in die Schlacht; «Wagenfahrer» ist daher soviel als Fürst oder Edler. Die Wagendeichsel ist durch das Joch am Nacken der zwei Pferde befestigt. (So auch bei den Indern.) — Wie im skandinavischen Norden, so herrschte auch in Irland die Sitte, daß Kinder oft nicht im elterlichen Hause aufwuchsen, sondern einem Freunde oder einem Manne in hoher Stellung zur Erziehung übergeben wurden. Ihr Verhältnis zum Pflegevater und zu dessen leiblichen Kindern pflegte sich besonders innig zu gestalten.' Daß diese Verhältnisse in allen Stücken den homerischen entsprechen, bedarf keines Nachweises. Auch die Germanen tauschten Kinder aus; daher rühren Namen wie Gisela, Giselher. Wie genau das irische Epos in den Ortsangaben ist, zeigt Thurneysen in den Einleitungen. Weiter dürfte es nützlich sein, die Punkte zu überschauen, in denen das Zeugnis des indischen Epos mit dem der ger-

manischen Heldensage und des Tacitus übereinstimmt. A. Holtzmann (Das Mahâbhârata I, 1895, S. 45 f.) sagt hierüber: 'Statt der elegischen Weichheit, der lebensmüden Resignation der späteren indischen Literatur weht uns hier die rauhe, kriegerische Luft des altgermanischen Nordens an. Würde es je gelingen, den ältesten erreichbaren Kulturstand des indischen Volkes festzustellen und aus demselben alle Einflüsse des Brahmanismus auszuscheiden, so würden wir Zustände vorfinden, nur wenig verschieden von denen, welche uns von Tacitus als den alten Germanen eigentümlich geschildert werden. Das Mahâbhârata liefert oft einen Kommentar zur Germania. Hier lesen wir von der Spielwut der Deutschen, wie sie Hab und Gut, Weib und Kind, zuletzt sich selbst einsetzen; dort werden uns solche ernsthafte Spiele in ihrem ganzen Verlaufe erzählt, das des Yudhishthira, des Nala. Tacitus berichtet ferner von der Gastfreundschaft der alten Germanen, wie der Wirt, dessen Habe aufgezehrt ist, mit seinem Gaste zu einem dritten zieht; eine Illustration liefert uns im Mahâbhârata die Geschichte des Agastya. Die Treue bis in den Tod ist (bei den Germanen wie bei den Indern) die oberste Pflicht des Kriegers seinem Führer gegenüber. Der sichere Glaube, daß der Tod auf dem Schlachtfelde die Pforten des Himmels eröffne, begeistert auch den indischen Helden. Ein König muß auf dem Schlachtfelde sterben; daher darf man um gefallene Helden nicht klagen. Eine Mutter wird getröstet: Keiner deiner Söhne ist geflohen, keiner hat um sein Leben gebettelt, du darfst nicht klagen. Der Tod im Kampfe ist der Weg zu Indra (wie zu Odhin); statt «er ist tot» heißt es: «Er ist gegangen, ein Gast der Indra zu werden». «Es schickt sich nicht für den Krieger, zu Hause an einer Krankheit zu sterben; seine Bestimmung von altersher ist, durch das Eisen zu fallen» (Mhbh. VI 17, 11) ist eine ganz altgermanische Vorstellung. Daher die Gleichgültigkeit gegen den Tod, welche den Griechen bei den Indern und Persern (Curtius VII 39) geradeso imponierte wie den Römern bei den Germanen und Kelten. Beide Völker halten ferner die Pflicht der Blutrache heilig. Man würde eher eine altdeutsche Sage zu lesen vermuten, wenn man auf die Erzählung stößt, in welcher die Rache des Açvatthâman beschrieben wird. Die Feindschaft vererbt sich auf Kinder und Kindeskinder. Ein anderes Zeichen altertümlicher Roheit ist dem Mahâbhârata mit dem Nibelungenliede gemeinsam: das Blut des erschlagenen Feindes wird getrunken. Wie er schon beim Spiele geschworen, trinkt Bhîmasena das Blut des von ihm erschlagenen Duḥçâsana und ruft aus: Nie habe ich so süß getrunken (das ist noch besser als Wein, heißt es im Nibelungenliede). Auch das von Homer her bekannte Schwatzen und Prahlen der Helden, bevor sie den Kampf beginnen, findet sich im indischen Epos.' — Soweit Holtzmann, dessen Belege und weitere Ausführungen wir weglassen. Nachzutragen sind aber die im indischen Epos wie in der Geschichte des Arminius und Odoaker, in der Ermanrich- und Siegfriedsage hervortretenden Züge von Untreue und Verrat. Barbaren sind treulos, die deutsche Treue bezieht sich auf die Gefolgschaft und ist zunächst eine Anpassung für Krieg und Sieg. Wie treulos ist Firdusis Lieblingsheld Rostem im Kampfe mit Suhrab. Man wird erinnert an Tisa-

phernes, der den Klearchos durch Falschheit (*ἀπάτῃ καὶ ὅρκοις*) bezwang. Odysseus ist ein Sisyphide, und sein Großvater mütterlicherseits, Autolykos, übertraf alle Menschen durch Betrug und Meineid (Od. XIX 395 *κλεπτοσύνῃ θ' ὅρκῳ τε*); dies hatte ihm Hermes verliehen zum Lohne für seine Frömmigkeit. Die ethische Odyssee hat den ursprünglichen Charakter des Odysseus, wie er sich zeigte gegen Aias und Palamedes, sehr gemildert, aber im kyklischen Epos und im Drama tritt er hervor. Die bemerkenswerten Übereinstimmungen des Mahâbhârata mit Homer müssen wir dem indischen Epos direkt entnehmen. Die Inder haben im Mahâbhârata wie schon im Veda und noch zu Alexanders Zeit die aus Homer bekannten zweirädrigen, den Kämpfer und seinen Wagenlenker tragenden Kriegswagen (*ratha*) wie die Assyrer, die Perser und andere Iranier (ein kappadokischer König heißt bei Strabo XII 1, 534 Ariarathes, 'Adelwagen'), und wie die Kelten (*essedum*, *essedarii*; Caes. B. G. IV 33); ihre Adligen heißen Wagensteher (vedisch *ratheshṭhâ*, vgl. avestisch *rathôiçta*, *rathaêçtar* 'Krieger, Bezeichnung des zweiten Standes im zarathustrischen Staat' Justi, Handb. der Zendspr. S. 253), Wagenbesitzer (vedisch, episch *rathî*, *rathin*) oder kurz 'Wagen', 'Großwagen' (episch *ratha*, *mahâratha*). Zu Wagenlenkern wählen sie bisweilen ebenbürtige Helden, wie *Krshṇa* den Arjuna, denn der Angriff des Gegners richtet sich öfters gegen den Wagenlenker sowie gegen die Rosse. Die Wagenkämpfer stellen sich vor der Schlachtreihe auf, wie bei den Persern (der Vater des aus Firdusi bekannten Kai Chosru heißt im Avesta *Aghraêratha* 'dessen Wagen vorausfährt'); Sichelwagen (*ἅρματα δρεπανηφόρα*) sind erwähnt im Rigveda (I 166, 10), aber wohl nicht im Mahâbhârata und Râmayaṇa. Vorkämpfer heißen im Veda *prayudh*, im Avesta *frâyôdha*; wie in der Sage von den Sieben gegen Theben werden sie auch im Mahâbhârata aufgestellt Held gegen Held (Mhbh. V 164, 5 Arjuna gegen Karṇa, Bhîma gegen Duryodhana u. s. w., im ganzen 16 Paare), oder sie fordern durch Zuruf (*âhava*) einen Gegner, der sich stellen soll zum Zweikampfe (*dvandvayuddha*, *dvairatha*). Vor dem Beginne findet eine ritterliche Begrüßung statt, z. B. zwischen Bhîshma und Râma (Mhbh. V 180, 4); in Zweikämpfen wie zwischen Achill und Hektor, Rostem und Suhrab, Hildebrand und Hadubrand gipfelt naturgemäß das Epos (das Râmâyaṇa sagt: 'dem Kampfe des Râma mit Râvaṇa ist nichts in der Welt vergleichbar, außer dem Kampfe des Râma mit Râvaṇa'), aber wie sehr z. B. die Kelten auch in der Wirklichkeit dazu geneigt waren, bezeugt Poseidonios. Bei Herausforderungen nannte man seinen Namen (z. B. Mbhh. V 173, 15 'Bhîshma, Sohn des Çaṃtanu, raubt die Königstöchter'); auch nach Erlegung des Gegners rief man den eigenen Namen über das Schlachtfeld. Freundlichen Waffentausch, wie zwischen Glaukos und Diomedes, finden wir nicht im Mahâbhârata und Râmâyaṇa (Karṇa hat die Gabe des Sonnengottes, den goldenen Panzer, unter besonderen Umständen abgetreten); im Nibelungenliede schenkt Eckewart vor dem Kampfe Hagen einen Schild, Aias stürzt sich in ein von Hektor (Il. VII 303) geschenktes Schwert. Erbeutete Rüstungen des Gegners, die im Rigveda erwähnt werden (*atka*, Rv. X 99, 9), spielen im indischen Epos keine Rolle. Das Hildebrandslied kennt sie (V. 61:

'wer wird heute sich der Spolia, *hregil*, rühmen und dieser Brünnen beider walten?'), ebenso das Beowulfslied (V. 2612. 2986). Alexander nahm dem verwundeten Inderkönig Paurava (Poros) die Rüstung ab (Curt. VIII 14, 40); ist das homerische Romantik des jungen Makedoniers, der sich als Achill fühlte? Dem griechischen Epos eigentümlich ist der Zug, daß versucht wird, die Leiche des erlegten Feindes zu erbeuten. Die vergleichende Völkerkunde lehrt, daß hier die bei Homer anscheinend schon vergessene Vorstellung zu Grunde liegt, daß man damit sich die Seele des Gegners im Jenseits dienstbar mache, wie bei dem Skalpieren der Indianer und dem Koppensnellen der Malaien. Sonst liefert aber Homer nicht eben viele Züge zur Charakteristik des heroischen Menschen, die man ohne ihn nicht auch genügend (und vollständiger) feststellen könnte. Nicht von der Wirklichkeit entfernt hat Homer das überlieferte Bild der Vergangenheit, sondern ihr näher gebracht, indem er mit künstlerischer Sophrosyne die zu üppig wuchernden Ranken der Phantasie wegschnitt und das Gemälde von Märchenarabesken reinigte. Die vorhomerische und außerhomerische epische Welt ist erfüllt von Kämpfen mit zauberhaften Wesen und Ungeheuern, mit indischen Waldteufeln, persischen Dews, griechischen Harpyien und Medusen, deutschen Zwergen und Lindwürmern; Kampfmittel sind Zauberwaffen, Flügelrosse, Tarnkappe, Unverwundbarkeit; Kampfpreis mythische Schätze, Kleinodien, Talismane, in dämonischer Gewalt befindliche Jungfrauen, wie Hesione, Andromeda. Homer kennt auch die Chimaira, Gorgo, Skylla, den Hadeshelm, aber er hält solche Dinge fern vom troischen Schiffslager und von der Insel Ithaka, verweist sie ins Märchenland, in zeitliche und räumliche Ferne. Hier kann man reden von einer Gestaltung der homerischen Welt durch epische Kunstregeln, wie auch in der Beseitigung des Barbarischen, z. B. des Bluttrinkens, des Unterirdischen und Düstern. Wie auf der nordischen Sage, so liegt eine düstere Beleuchtung auf dem ätolischen Epos von der Kalydonischen Jagd und dem Grolle des Meleager, auf dem argivischen Perseusmythus, der korinthischen Sage von Proitos und Bellerophon, der minyschen von Iason und Medeia. Das ist ersichtlich eine ältere Sagenwelt als die Homers; weg von jenen Finsternissen wandt' er sein beglücktes Haupt, er empfand sie gewissermaßen als vorhellenisch, als hätten sie kein Heimatrecht in der Welt des thessalischen Adels, der olympischen Götter. Darum sind diese Betrachtungen wesentlich für die Frage nach dem Anfange des Hellenentums. Die homerische Heldenbestattung (Il. XXIII 13) findet in den Einzelheiten genauere Analogien bei den Germanen (Sigurdharqu. 3, 63; Beowulf 3158, dazu Ettmüllers Einl. S. 52 ff.) als bei den Indern; die indische und nordgermanische Vorstellung, daß die Witwe durch den Scheiterhaufen dem Gatten ins Jenseits folgt, ist nicht ohne griechische Parallelen (Euadne, Kleopatra, Marpessa, Polydora; Beloch, Griech. Gesch. I 115). Aus diesen Übereinstimmungen folgt nicht, daß alle diese Dinge in die indoeuropäische Urzeit zurückgehn (der Leichenbrand beginnt bei den Germanen mit der jüngeren Bronzezeit); aber es ist wahrscheinlich, daß poetische Stilregeln irgendwie einer früheren Wirklichkeit entnommen sind, nach denen z. B. die Skalden, die keine Leiche mehr

verbrannten, ihre Helden dies tun ließen. Die vergleichende Methode, die nicht immer als konservativ begrüßt worden ist, mag doch bisweilen die ältere Anschauung unterstützen. Die Welt des Epos ist nicht erfunden, sondern erlebt.

10. Kann man eine Welt erfinden? Die mykenische Welt zeigt die Kultur der jüngeren Steinzeit in ihrem Ausgange, und daneben die voll entwickelte Bronzezeit. Die Leichen werden unverbrannt beigesetzt, anscheinend sogar balsamiert. Die homerische Kultur ist die der ausgehenden Bronzezeit und der bereits weit entwickelten Eisenzeit. Die Leichen werden verbrannt. Die Kontinuität ist bei allen Differenzen, die Ridgeway hervorhebt, so groß, daß Helbig es unternehmen konnte, das Epos aus den Denkmälern zu erläutern, und die Hinweise der Sage auf die Zentren der von ihr geschilderten Kulturwelt sind so genau, daß eben dort die ersten, überraschendsten und lehrreichsten Funde gemacht wurden. (Man vergleiche die Genauigkeit der Ortsangaben in der irischen Heldensage.) Angesichts dessen sollen wir nun folgendes für den wahren geschichtlichen Vorgang halten. Ums Jahr 800 v. Chr. gab es in Griechenland zahlreiche Heiligtümer, an denen ein semitischer Dämonenkultus, eine Art Fetischismus, getrieben wurde. Aus den Priesterlegenden dieser Kultusstätten (z. B. von einem chthonischen Fluch- und Rachegeiste Odysseus, dem Zürnenden) schufen nun Hofdichter im VIII., VII. und VI. Jahrh. eine weltliche Dichtung, in der sie die Taten solcher Fürsten, wie Pheidon, in Fabelhülle verherrlichten. Das ist die homerische Welt. Aus einer großen Zahl chthonischer, den Hades bewohnender Dämonen wurde eine kleine Zahl auf die Oberwelt, schließlich durch lokrisch-thessalische Sänger auf den Olymp versetzt. (Gruppe, Mythol. S. 754. Aber agonale Spiele zu Ehren des olympischen Zeus, ein Überlebsel aus heroischer Zeit, gibt es doch schon 776 v. Chr. in Elis. Wettfahren im Kriegswagen ist Sport des Adels von Irland bis Indien, schon im Veda.) Das sind die homerischen Götter; denn die Ilias ist erst nach 580 v. Chr. entstanden. Es ist 'ein verhängnisvoller, jedes Verständnis der älteren griechischen Geschichte ausschließender Glaube, daß in der Heldensage uns unmittelbar das Leben einer fernen Vergangenheit entgegentrete, während wir zunächst aus ihr die Stilgesetze der Künstler, die sie schufen, zu erkennen suchen müssen' (ebd. S. 6). 'Daß die wichtigsten Reste der «mykenischen Periode» gerade an den von der Sage verherrlichten Punkten gefunden sind, ist zwar befremdlich' (ebd. S. 377), aber wohl Zufall, 'zumal die Schatzgräber von der Voraussetzung ausgingen, daß die wertvollsten Schätze eben an den sagenberühmten Stätten lagern müßten'. Diese Erklärung kann doch nur vorläufig genügen; es besteht wohl die Hoffnung, daß sich noch eine bessere finden wird. Einstweilen ist die Annahme zulässig, daß die Sage nicht ganz unrecht hatte, und daß Hera mit Grund unter den ihr liebsten Städten Mykene neben Sparta und Argos nennt (Il. IV 51). 'Und selbst wenn die bis jetzt erforschten Fundgruben wirklich in jener fernen Vergangenheit Zentren mächtiger Reiche gewesen sind, was verbürgt uns, daß es dieselben Reiche waren, an welche die Sagen von den Perseiden und Pelopiden oder von den Minyern anknüpfen?' Da stehn wir

vor der Frage, ob man überhaupt eine vergangene Welt erfinden kann. Eine künftige kann niemand erfinden, das ist klar. *Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu.* Ein Apokalyptiker des I. Jahrh. kann wohl ein himmlisches Jerusalem erschauen, aber nicht eine moderne Großstadt. Unsere Phantasie kann nur gegebene Elemente kombinieren; so entsteht die Chimäre und die ganze mythische Zoologie. Aber kann man die mikroskopische Wunderwelt des Süßwassers erfinden, die Fische der Tiefsee, die urzeitliche Tierwelt des Diluviums? Wenn die Dichter eine so umfassende, einheitliche, wahre und doch, nach ihrem eigenen Zeugnis, von der ihrigen verschiedene Welt schildern wie die, in welche sie die Pelopiden hineinstellen, eine Welt, die so die Probe besteht wie diese, dann würde obiger Einwand, falls man ihn gegen unsere Darstellung erheben wollte, doch wohl nur einen Streit bedeuten um den Namen, fast wie wenn jemand sagte, der die Saturnringe sieht, man könne nicht wissen, ob das die Saturnringe sind. Nicht ob Agamemnon 'über viele Inseln und ganz Argos' geherrscht hat ist die Frage, die uns hier beschäftigt, sondern wie künftige Geschichtschreiber wohl die Anfänge der griechischen Geschichte darstellen werden, insbesondere ob sie ihren Lesern jedes Verständnis von vornherein verschließen werden durch die Ausdrücke mykenische Periode, homerische Kultur. Gewiß projiziert die Sage späte Zustände in die Vorzeit, wie der Priesterkodex den Ziontempel um ein Jahrtausend zurück in die Wüste versetzt. Aber das Wüstenleben selbst ist keine Projektion. Auch der Graltempel ist erfunden; aber das Ritter- und Ordensleben, das ihn umgibt, konnte nicht erfunden werden. Solche Projektionen werden sorgfältig und systematisch beschrieben, so daß man einen Plan davon nachzeichnen kann wie von Dantes Hölle. Die epische Welt wird in allen Stücken als selbstverständlich und allbekannt vorausgesetzt, und es ist nicht der geringste Anlaß zu der Vermutung gegeben, daß das je anders gewesen wäre. Wie konnte dieser Stil anders entstehn, als aus dem Leben?

(Schluß folgt)

EIN ATTISCHES STAMMBUCH

Von Erich Ziebarth

Prosopographia Attica, edidit Johannes Kirchner. Volumen prius 1901, 603 S. Volumen alterum 1903, 660 S. Berolini, typis et impensis Georgii Reimeri.

Dem epigraphischen Wanderer, der es versteht und sich bemüht der attischen Landschaft immer neue Reize abzugewinnen, gewährt es nicht geringe Befriedigung, überall und täglich in unmittelbare Verbindung mit den antiken Bewohnern des schönen Landes zu treten. Mag nun ein einfacher Grabstein seinen Blick fesseln, der vielleicht irgend einen interessanten Zug aus dem Leben des Verstorbenen kennen lehrt, oder mag eine größere Urkunde ihm berichten von den Finanznöten eines attischen Dorfes oder sonst einer kommunalen Angelegenheit, immer wird er sich draußen im Lande dazu angeregt fühlen, das Leben und das Schicksal der alten Athener sich lebensvoll und deutlich vor Augen zu stellen. Die griechische Altertumsverwaltung hat darum sehr recht daran getan, an besonderen Punkten im Lande wie an dem wundervollen Festplatze von Ikaria, bei den Tempeln von Rhamnus oder im Amphiareion von Oropos viele Fundstücke wie Inschriftensteine, Statuenbasen, ja sogar die bequemen Sessel der Choregen von Ikaria nicht in einem Museumsschuppen zu vergraben, sondern an Ort und Stelle zu lassen, um der Phantasie der Besucher zu Hilfe zu kommen.

Bei jedem neuen Funde wird sich der Wunsch regen nach einem zuverlässigen Hilfsmittel, das es ermöglicht, die Personen, von denen neue Steine berichten, in Beziehung zu setzen zu unserem bereits vorhandenen Wissen. Ein solches Hilfsmittel ist uns geschenkt in Johannes Kirchners Prosopographia Attica, einem Buche von hoher Bedeutung. Zwar konnte es bei dem überreichen Stoffe kein Taschenbuch werden, etwa wie die Flora des Botanikers, dafür aber bietet es auch um so reichere Belehrung in seinen zwei stattlichen Bänden.

Aufgezählt sind 15588 Namen, nach der Vorrede die gesamten attischen Bürger bis zur Zeit des Augustus und die mit dem Bürgerrecht beschenkten Fremden. In erster Linie berücksichtigt und in kleinen oder umfangreicheren Biographien behandelt sind natürlich die großen Männer Attikas, welche der politischen Geschichte und der Literaturgeschichte angehören. Mancher wird in diesen Biographien, die in prägnanter Kürze den heutigen Stand der Fragen geben, den Schwerpunkt des Buches sehen. Uns will es vielmehr scheinen, als ob sein eigenartiger Nutzen ebensosehr in einer anderen Richtung zu suchen

ist: in dem vollständigen Überblick über die Masse der attischen Bevölkerung in ihrer bunten Zusammensetzung. Hier ist es indessen mit allgemeinen Lobeswendungen nicht getan, sondern ein jeder, der den praktischen und wissenschaftlichen Wert des Werkes richtig einschätzen will, muß es im eigenen Gebrauch erproben bei dem Verfolgen irgend einer der zahlreichen Fragen aus dem attischen Wirtschafts- und Rechtsleben.

Greifen wir eine kleine Anzahl von zusammengehörigen Urkunden heraus, und zwar die über ganz Attika verstreuten Grenzsteine, welche über die Besitzverhältnisse des attischen Grund und Bodens so manchen wertvollen Aufschluß geben. Oft lehren sie nur eine vereinzelte Tatsache, wie die, daß der Besitzer des Hauses gegenüber dem Eingangstor zum Bezirk des Amynos am Westabhang der Akropolis sich auf dem Dorfe in Aphidnai bei Aristodemos Geld geliehen hatte, und zwar als Hypothek auf sein Haus[1]), oder daß der nicht unvermögende Arzt Menalkes in Anaphlystos seiner Tochter Pythostrate 3000 Drachmen als Mitgift ausgesetzt, aber nicht bar ausbezahlt, sondern hypothekarisch sicher gestellt hat.[2]) Oft aber auch gewinnen die kleinen ὅροι erst Leben und Wert, wenn wir in Kirchners Buche uns näher über die beteiligten Personen unterrichten können. So erweckt die Hippokleia, Tochter des Demochares aus Leukonoe, welche sich der schönen Mitgift von einem Talente erfreute, gewiß unser besonderes Interesse, wenn wir erfahren, daß sie eine Cousine des Redners Demosthenes war (s. den Stammbaum bei Kirchner I 243). Für den praktischen Sinn der Athener des IV. Jahrh. ist es ferner recht bezeichnend, wenn der reiche Trierarch und Staatsmann Periander, Sohn des Polyaretos aus Cholarge, sein überflüssiges Geld anlegt in einer Hypothek auf das noch heute kenntliche Haus gegenüber dem Dionysion an der Fahrstraße nach der Akropolis.[3]) Aufgefallen ist mir daher bei der Durchprüfung der ὅροι, daß nicht alle in Kirchners Buche berücksichtigt sind. So hat er z. B. die Euthydike, welche zur Sicherung ihrer Mitgift von 1050 Drachmen eine Hypothek auf ein Grundstück am Abhang des Hymettos besaß, mit Recht aufgenommen, obgleich sie weder Vaters- noch Demennamen auf dem Steine I. G. II 1105 führt. Dasselbe Recht können aber für sich beanspruchen Epikrateia (II 1150), Hagnokleia (II 1124), Xenokrateia (Bullet. de corr. hellén. 1894 S. 532 n. 1 und Nausikrite (Sitzungsber. der Kgl. preuß. Akadem. 1898 S. 794). Auch der Bankier Eukles, bei welchem ein Hypothekenvertrag deponiert wurde (ebd. 1898 S. 782), war sicher attischer Bürger. Nicht mehr berücksichtigt werden konnte wohl Patrophon aus Phaleron auf dem Grenzstein der *ὀργεῶνες τοῦ Ἡρακλείως τοῦ ἐν Κόμει* auf Lemnos (Rev. des ét. grecq. 1902 S. 140).

Gehen wir nunmehr zu einer anderen Reihe von zusammengehörigen attischen Inschriften über, welche alle Schichten der Bevölkerung umfassen, zu den Vereinsinschriften, so tritt hier wieder der Nutzen des neuen Buches ganz besonders deutlich vor Augen. Jetzt erst ist es möglich bequem zu übersehen,

---

[1]) Sitzungsber. d. Kgl. preuß. Akadem. d. Wiss. 1897 S. 667 n. 9.

[2]) Vgl. Kirchner n. 12463, wo aber die Angabe fehlt, daß der Vater ἰατρός ist

[3]) Sitzungsber. d. Kgl. preuß. Akadem. d. Wiss. 1897 S. 670.

aus welchen Gesellschaftsschichten die etwa 68 attischen Vereine ihre Mitglieder erhielten, ein Umstand, welcher von entscheidender Bedeutung ist bei ihrer Beurteilung, ja mitunter ausschlaggebend für die Zuteilung von Urkunden an ein und denselben Verein. Dieser Gesichtspunkt ist in meinem Griechischen Vereinswesen (Leipzig 1896) noch nicht gebührend berücksichtigt, wohl aber hat Alfred Körte etwa gleichzeitig ihn mit Nachdruck hervorgehoben bei der Besprechung der Orgeonen des Amynos (Athen. Mitt. XXI, 1896, S. 105 f.). Es mag daher gestattet sein, einige Resultate der Benutzung der Prosopographie für die attischen Vereine hier zu geben.

Der vornehmste und älteste uns bekannte attische Verein waren die Orgeonen des Amynos, Asklepios und Dexion, über deren gesellschaftliche Stellung Körte, wie erwähnt, gehandelt hat. Zwei Jahrhunderte später blühte im Peiraieus der Verein der Dionysiasten, der ihnen gesellschaftlich gleichstand, denn seine Mitglieder stammen durchweg aus guten attischen Familien, deren Stammbaum Kirchner teilweise gibt (vgl. Kirchn. 4213. 4199), und ihre Zahl ist im Jahre 185/4 auf fünfzehn beschränkt. Eine ähnliche Beschränkung der Mitgliederzahl und die Zugehörigkeit zu ein und derselben Gemeinde, teilweise sogar zu ein und derselben Familie, ist auch für die Orgeonen des Asklepios zu Prospalta bezeichnend, deren Verwandtschaftsverhältnisse sich nunmehr bei Kirchner I n. 8816 und in der Übersicht der *Προσπάλτιοι* bequem übersehen lassen.

Aus gutbürgerlichen Kreisen werden ebenfalls stammen die Orgeonen des Egretos, welche im Jahre 306/5 Grundbesitz dicht vor der Stadt am Nymphenhügel besaßen (Dittenberger Syll.² 937; Rhein. Mus. LV 501), und vielleicht auch die *ὀργεῶνες τοῦ Ὑποδέκτου*, welche ich Griech. Vereinswesen S. 36 irrtümlich mit den Orgeonen der Magna Mater im Peiraieus gleichgesetzt habe, was bereits A. Wilhelm (Österreich. Jahresh. V, 1902, S. 132) richtig gestellt hat. Wie derselbe Gelehrte kurz angedeutet hat, wird nämlich die Pachturkunde I. G. II 1061 erst durch die gleichartige der Orgeonen des Egretos verständlich. Auch die Orgeonen des Hypodektes besaßen ein Grundstück, dessen Bewirtschaftung sie an Diopeithes und seine Genossen in Pacht geben, wie es scheint auf vier Jahre. Dabei behalten sie sich kontraktgemäß vor, ihr Grundstück mit den darauf stehenden Baulichkeiten zu benutzen zu den Zeiten ihrer Feste. Wie es scheint ist Diopeithes dann dazu verpflichtet, bestimmte Lieferungen zum Opfer und zu dem Feste zu machen. Er hat das Vereinshaus und Heiligtum geöffnet und bekränzt bereit zu halten u. a. m. Ob das Vereinsarchiv, *τὸ κοινὸν γραμματεῖον*[1]), wo die Pachturkunde niedergelegt war, sich in dem verpachteten Vereinshause befand, wird nicht ausdrücklich gesagt.

Selbst im ersten vorchristlichen Jahrhundert bewahrt der städtische Verein der *ἡρωϊσταὶ Διοτίμου . . . καὶ Παμμένους* (I. G. II 630) den Charakter eines

---

[1]) Derselbe Ausdruck auch in Lemnos bei den *ὀργειῶνες τοῦ Ἡρακλείως τοῦ ἐν Κόμει* (IV. Jahrh.), welche die Urkunde über hypothekarisch ausgeliehene Gelder aufbewahrten im *γραμματεῖον τὸ ὀργειωνικόν*. Rev. des étud. grecq. 1902 S. 140.

exklusiven Familienvereins.[1]) Denn es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß diese *ἡροϊσταί*, die sich nach einem Diotimos und Pammenes benennen und einen *Μαραθώνιος* als *ἀρχερανιστής* haben, in die Familie des *Παμμένης Ζήνωνος Μαραθώνιος* gehören. Den Stammbaum der vornehmen marathonischen Familie gibt Kirchner unter 2165 *'Αρίστων Ζήνωνος Μαραθώνιος*. In demselben fehlt zwar ein *Ἄροπος τοῦ Σε[λεύκου?]* und ein *Διότιμος*, doch kann *Διότιμος Παμμένους 'Αθηναῖος* (Kirchner 4377) aus dem Jahre 130/115 auch zu der Familie gehören. Wohl aber gab es einen *ἱερεὺς ἐκ τοῦ γένους τοῦ Παμμένους Ζήνωνος Μαραθωνίου* (Kirchner 6221), der vielleicht direkt mit dem Familienkult der *ἡροϊσταί* in Zusammenhang steht.

Auch im Peiraieus mit seiner buntgemischten Bevölkerung wird es neben den schon erwähnten Dionysiasten noch andere Vereine gegeben haben, welche in der Auswahl ihrer Mitglieder vorsichtig waren, doch ist ihre Sonderung von den zahlreichen internationalen Vergnügungsklubs der Hafenstadt hier besonders schwierig. Eine hervorragende Rolle spielten dort mehrere Jahrhunderte die Orgeonen der Magna Mater. In den acht Ehrendekreten, welche diesen Orgeonen mit einiger Sicherheit zugeteilt werden können,[2]) sind die Antragsteller sämtlich attische Bürger, denn auch für den Agathon, den Sohn des Agathokles, der I. G. V 620^{b} als *ἱερεύς* geehrt wird, hat Kirchner n. 84 mit Wahrscheinlichkeit in Z. 10 das Demotikon [*Φλυ*]*εύς* ergänzt. Einer derselben, *Σίμων Σίμωνος Πόριος*, der die Charge des Epimeleten bekleidete, ist zugleich Mitglied der Dionysiasten, was sehr für seine Gesellschaftsfähigkeit spricht. Freilich heißt es in dem Gesetz II 610, das ich früher nach dem Vorgange anderer denselben Orgeonen zugeteilt habe (Z. 21): 'Damit aber möglichst viele Orgeonen des Heiligtums vorhanden sind, soll es jedem Beliebigen, wenn er die nötigen Drachmen bezahlt hat, gestattet sein, an dem Heiligtum teilzunehmen und in die Liste eingeschrieben zu werden', was schlecht passen würde zu der exklusiven Stellung des Vereins. Da aber in demselben Gesetz auch sonst Tatsachen bemerkt sind, die mit der Verfassung der Orgeonen der Kybele nicht im Einklang stehen, wie z. B. die Erwähnung der *ἱεροποιοί*, die ihnen sonst fremd sind (Gr. Vereinsw. S. 195), folge ich nunmehr der Ansicht Wilhelms, der dieses Gesetz vielmehr den thrakischen Orgeonen der Bendis zuteilt.[3]) Denn auch diese sind eine lebenskräftige Korporation im Peiraieus und in der Stadt, unter deren wenigen uns bekannten Mitgliedern aber bisher kein attischer Bürger ist, wenn man nicht den Antragsteller des Hauptdekrets, das Wilhelm veröffentlicht hat, den *Σωσίας 'Ιπποκράτου*, dafür halten will.

Ein Musterbeispiel eines echten Hafenvereins mit stark gemischter Mitgliederzahl bieten weiter die Sabaziasten I. G. V 626^{b}. Unter ihren 53 Vereinsmitgliedern, welche die Mitgliederliste aus dem Jahre 102/1 v. Chr. nennt, befinden sich 14 Ausländer aus Antiocheia, Milet, Makedonien, Laodikeia, Herakleia, Aigina, Apameia, von denen einer das Priesteramt bekleidete, welches die

[1]) Vgl. Wilhelm, Österr. Jahresh. V 139.
[2]) Aufgezählt Griech. Vereinsw. S. 36 Peir. n. 1 b—k.
[3]) Jahreshefte des Österr. archäol. Instituts V 132.

Kenntnis des Kults des Sabazios voraussetzt, aber auch 35 attische Bürger aus den verschiedensten Demen, von denen einer das Amt des *ταμίας καὶ γραμματεὺς καὶ ἐπιμελητής* in seiner Person vereinigt. Sieht man sich im Kirchner die persönlichen Verhältnisse dieser Athener etwas genauer an, so ergibt sich die interessante Tatsache, daß eine Anzahl dieser späteren Vereinsbrüder bereits einige Jahre früher in Beziehungen zueinander standen, indem sie miteinander im Korps der Epheben dienten. Dies trifft zu für *Διοκλῆς Κολωνῆθεν* und *Σωσιγένης Προβαλίσιος*, welche zusammen bereits 119/8, für *Θέων Ὀῆθεν* und *Δημήτριος Ἀμαξαντεύς*,[1]) die 105/4 dienten, vielleicht auch für *Διογένης Ἀμφιτροπῆθεν*, Kirchner 3814, der gewiß mit dem gleichnamigen Epheben von 108/7 bei Kirchner 3815 zu identifizieren ist, und für *Ἀριστόνικος Ὀῆθεν*, Ephebe 107/6. Die militärische Kameradschaft bewog also diese jungen Athener bald nach ihrer Dienstzeit in den gleichen Verein einzutreten. Und wenn wir unter den Vereinsbrüdern weiter den *Δημήτριος Ἀλωπεκῆθεν* finden, welcher 105/4 der ausbildende *κοσμητὴς ἐφήβων* war, so ist gewiß die Vermutung berechtigt, daß der frühere militärische Vorgesetzte die Leute seines Jahrganges zum Eintritt in seinen Verein 'gekeilt' hat.

Zweifelhaft ist schließlich die Herkunft der Mitglieder in einer Reihe von Vereinen, wenn bei den Namen zwar die Angabe des Demos fehlt, aber doch der Vatersname regelmäßig gesetzt ist. Denn wenn es als Regel im IV. Jahrh. gilt,[2]) daß die Grabsteine, die nur den Vater nennen ohne Vaterland und Demos, von Metöken herrühren, so ist damit keineswegs gesagt, daß ein Vereinsbruder, der nur nach dem Vater genannt ist, kein athenischer Bürger ist. Im Gegenteil, da die Genossen seinen Demos kannten, kann er in einer Vereinsliste leicht ausgelassen sein. Es kommt also hier darauf an, das Milieu zu scheiden, in dem wir uns befinden in jedem einzelnen Verein. Hierfür einige Beispiele. Den Epameinon, den Sohn des Ameinias, der im Verein der Eikadeis den Antrag stellt, I. G. II 609, hat Kirchner aufgenommen, obgleich er kein Demotikon hat. Hier sind wir auf dem Lande und zweifellos in guter bürgerlicher Gesellschaft. Mit demselben Rechte hätte aber dessen Vereinsbruder *Πολύξενος Διοδώρου* aufgenommen werden müssen, welcher den Verein vor Gericht erfolgreich vertreten hat (Griech. Vereinswesen S. 182), also attischer Bürger war. Auch die auf dem Steine II 986 vereinigten fünf Thiasoi hatten in ihrer Mitte zahlreiche attische Bürger, wenn auch der Demos nur bei wenigen angegeben wird. Wie es häufig der Fall ist, gehörten auch hier mehrfach ganze Familien demselben Vereine an, so die Familie des *Κτήσων Καλλιστράτου*, dessen Demos Agkyle durch eine andere Inschrift bekannt ist, und dessen Stammbaum man bei Kirchner n. 8905 vergleiche, und die Familie des *Κηφισόδωρος Κηφισοφῶντος Ἀφιδναῖος*, in deren Stammbaum (Kirchner 8365) der Bruder des *Κηφισόδωρος* (1) mit Namen *Κτησικλείδης Κηφισοφῶντος* übersehen, aber in den Addenda nachgetragen ist. Wenn nun auch bei dem Gründer

[1]) Denn sicher sind Kirchner 3378 und 3379 identisch.

[2]) v. Wilamowitz, Aristoteles und Athen II 174.

des zweiten Thiasos Ἁγνόθεος Ἅγνωνος und bei seinem Sohn Ἅγνων Ἁγνοθέου wie bei seinem Bruder Εὐ]ξίθεος Ἅγνωνος der Demos nicht genannt ist, so werden doch auch sie attische Bürger gewesen sein und haben mit Recht Aufnahme in Kirchners Nachträgen gefunden, ebenso wie die Brüder Pythokles und Theodotos, Söhne des Ameinichos und manche andere gute attische Namen aus diesen Vereinen.[1])

In ähnlicher Weise können die von Kirchner nicht aufgenommenen Mitglieder des Vereins im Peiraieus II 1334 (IV. Jahrh.) *Νίκων Νικοφῶντος*, *Λεπτίνης Εὐπέρσου*, *Ἑρμογένης Ἑρμαφίλου* Bürger sein, da bei ihnen nicht wie bei dem *Ἐργασίων Σαμαρίτης* desselben Vereins das Vaterland genannt ist oder etwa der Zusatz *ἰσοτελής* steht, der nur zweimal, soviel ich sehe, attischen Vereinsangehörigen gegeben wird, II 1333 und II 616, 12.

So führt uns der Blick auf die Mitglieder der attischen Vereine zu der wichtigsten Frage bei der Benutzung eines so groß angelegten Werkes, der Frage nach seiner Vollständigkeit. Aufgenommen sind nach der Vorrede *nomina civium Atticorum omnium et peregrinorum hominum eorum, qui civitate Attica donati erant.* Demgemäß stehen mitten unter den biederen attischen Handwerkern auch fremde barbarische Könige, denen die Ehre des attischen Bürgerrechts aus politischen Gründen zuerkannt war, wie der Odrysenfürst *Σάδοκος Σιτάλκου Θρᾷξ* (Kirchner 12546), oder Parteigänger Athens wie der verbannte Akarnanier Phormion (Kirchner 14960). Doch scheint der Verfasser hier nicht immer konsequent verfahren zu sein, denn es fehlt z. B. der bosporanische Fürst Leukon (393—353), der samt seinen Söhnen das attische Bürgerrecht besaß (Demosth. XX 29 ff.), es fehlt der König von Epeiros Arybbas, der mit seinem Vater Alketas und Großvater Tharypas attischer Bürger war (I. G. II 115 = Dittenberger Sylloge² 138), es fehlt der viel zivilisiertere *Πεισιθείδης Πεισιθείδου Δήλιος* (II 115ᵇ, Ditt. Syll.² 137). Und wenn bei Xenophon Hellen. II 2, 1 erzählt wird, daß die Byzantier, welche dem Alkibiades 408 die Stadt verrieten, nach 403 nach Athen kamen *καὶ ἐγένοντο Ἀθηναῖοι*, so gebührte auch diesen Fünf, deren Namen Kydon, Ariston, Anaxikrates, Lykurgos, Anaxilaos Hellen. I 3, 18 genannt sind, Aufnahme in Kirchners Buch.[2])

Auch in der Behandlung des Dekretes für die Genossen der Phylekämpfer (Athen. Mitteil. XXV, 1900, S. 35. 392 f.) ist Kirchner merkwürdig verfahren. Diese Leute werden nach ihrem Gewerbe bezeichnet, sind aber nach Phylen geordnet. Sie waren also Metöken, denen zur Belohnung für die Teilnahme an jener ruhmvollen Tat das Bürgerrecht verliehen wird. Dies glaubt auch Kirchner, denn er hat einen von ihnen, den Athenogiton, welcher an der Spitze der Aigeïs steht, aufgenommen mit dem Zusatze *inquilinus decreto Archini civitate donatus a. 404/3*, die anderen zwanzig Namen dagegen, deren

---

[1]) Auch auf den oft so kurz gefaßten Fluchtafeln begegnen wir oft Namen aus den besten attischen Familien, wie soeben Adolf Wilhelm, Jahreshefte des Österreichischen archäolog. Instituts VII 116 ff. an schönen Beispielen gezeigt hat.

[2]) Vgl. Usteri, Ächtung und Verbannung im griech. Recht (Berlin 1903) S. 96.

Lesung gesichert ist, sämtlich ausgeschlossen, obgleich doch von diesen Neubürgern der eine mit dem anderen steht und fällt. Es wäre daher erwünscht gewesen für solche und ähnliche Fälle die Gründe, welche Kirchner zur Ausschließung bewogen haben, irgendwo angedeutet zu finden.

Eine außerordentlich nützliche Zugabe bringt schließlich der zweite Band vor der Archontenliste in dem *Conspectus demotarum*, der Übersicht über die attischen Bürger, deren Gemeindezugehörigkeit bekannt ist. An der Hand dieser Listen ist man bei fleißigem Nachschlagen der Personalien der einzelnen Demengenossen in den Stand gesetzt, sich ein Bild zu machen von der Zusammensetzung der einzelnen Gemeinden, besonders in sozialer Hinsicht, und es hat einen eigenen Reiz hier die Gemeindegenossen des Sophokles, Praxiteles, Demosthenes und aller anderen hevorragenden Athener kennen zu lernen. Hier ließe sich manches interessante Bild nach Kirchners Listen zeichnen, denn sie bringen nur das Rohmaterial zusammen und fordern zu weiterer Arbeit auf. Nicht minder wichtig ist eine andere Aufgabe, welche schon Wilamowitz in seinen grundlegenden Untersuchungen über die Demotika der attischen Metöken gestellt hat (Hermes XXII 119), die bürgerliche Bevölkerung der einzelnen Gemeinden auf ihre Gewerke oder sonstigen charakteristischen Eigenschaften zu untersuchen. Zu ihrer Lösung hat bereits 1897 einen schönen Anfang gemacht C. Scherling, Quibus rebus singulorum Atticae pagorum incolae operam dederint (Leipzig. Dissert.), dessen nützliche Arbeit eine gute Grundlage gibt, wenn auch viele Angaben, besonders aus dem Bereiche der Künstlergeschichte, durch Kirchners Einzelbehandlung der betreffenden Persönlichkeiten völlig überholt sind. Kirchner scheint aber diese Arbeit nicht benutzt zu haben, denn es fehlen bei ihm eine Reihe von Leuten aus den Handwerkerkreisen, die Scherling als Bürger nachgewiesen hat und in seinem *Catalogus civium* (S. 90 f.) übersichtlich zusammengestellt hat. So der Bautischler *Πάμφιλος Πειραιεύς*, die Holzhändler *Ξάνθιππος Πειρ.* und *Φορμίων Πειρ.* (alle drei I. G. V 834[b] II), der *Ἡρακλείδης Σκαμβωνίδης* (V 834[b] I 17), der etwas zum Tempelbau liefert, die Bürgerin Artemis im Peiraieus, welche Schilfrohr zum Dachbau des Tempels in Eleusis verkauft (834[b] I 64). Überhaupt ist die Verfolgung dieses Gesichtspunktes in Kirchners Buche erschwert durch eine oft zu große Kürze, der sehr häufig die Berufsangaben der einzelnen Personen zum Opfer gefallen sind. So begnügt er sich bei den zahlreichen Handwerkern und Lieferanten der großen Bauurkunden mit der Bemerkung '*rat. curator. Eleusinii*' u. s. w., während es ebenso kurz gewesen wäre, z. B. bei n. 1476 anzugeben, daß Apollophanes ein Schuster war, bei 11679, daß Pataikos Schweinehändler oder -züchter war. Namentlich wenn von den Persönlichkeiten sonst etwas bekannt ist, ändert sich oft durch solch eine Angabe das ganze Bild, das wir uns von ihnen machen. So wird uns *Ἀρρηνείδης Χαρικλέους Πειραιεύς* zwar als Trierarch und Wohltäter des Staates vorgestellt, aber nicht ausgeführt, daß derselbe Mann den teuren weißen Sand zum eleusinischen Tempel liefert, die *γῆ σκιρράς* (dazu Scherling S. 75), also vielleicht seinen Sandgruben den Reichtum verdankte. Und wenn Ergasos, der Sohn des Phanomachos, in seinem

lieblichen Demos Ikaria nobel auftritt und für die dörflichen Aufführungen die Choregie übernimmt, so ist es doch lehrreich zu wissen, daß er im gewöhnlichen Leben etwa Bauunternehmer war und Schilfrohr vielleicht aus den marathonischen Sümpfen nach Eleusis lieferte (Scherling S. 76).

Auch darauf sei in Kürze noch hingewiesen, daß ebenso wie bestimmte Künste sich in einzelnen Familien generationenweise fortvererben, auch manche Handwerke dauernd in derselben Familie betrieben worden sind. So ist die Zimmermannsfirma Euthydomos in Melite schon von Wilamowitz (Hermes XXII 119) hervorgehoben worden (dazu Scherling S. 46), und in Kephisia hat die Familie des Antimachos, des Sohnes des Neokleides, ein Steinbruch- und Maurergeschäft mindestens durch zwei Generationen betrieben.[1] Wenigstens eine Erwähnung verdiente auch die Vermutung von Scherling (S. 13), daß der bei Plat. Gorg. 487[c] erwähnte *Ναυσικύδης Χολαργεύς* (Kirchner 10571) identisch ist mit dem reichen Agrarier Nausikydes (Kirchner 10567), welcher nach Xenophon durch seinen Hafer und durch seine Schweine und Ochsen soviel verdient hatte, daß er oft Liturgien übernehmen konnte. Auch hier wird der Beruf in der Familie geblieben sein, deren Stammbaum Kirchner II S. 114 gibt.

Diese wenigen aus dem reichen Inhalt hervorgehobenen Einzelheiten mögen dazu dienen, zu weiterem eingehenden Studium der attischen Prosopographie anzuregen, denn niemand, der mit attischer Geschichte, Literatur oder Epigraphik sich beschäftigt, wird dieses ganz ausgezeichnete Hilfsmittel in Zukunft entbehren können.

---

[1]) Vgl. Scherling S. 52. Der Sohn des Antimachos ist *Νεοκλείδης* (I) *Κηφίσιος* (Kirchner 10635), während Scherling infolge der ersten irrigen Datierung von I. G. V, 1054[d] (Ditt. Syll.[2] 538) das Verhältnis beider umkehrt.

DAS HANDBUCH DER MITTELALTERLICHEN UND NEUEREN GESCHICHTE VON BELOW UND MEINECKE

Von Gottlob Egelhaaf

Nachdem wir im Laufe der Zeit eine Anzahl 'Weltgeschichten' erhalten hatten, welche je von einem einzigen Gelehrten, allerdings von sehr verschiedenem Rang, ausgearbeitet waren — die von Schlosser, Weber, Wernicke, Jäger, Ranke —, und nachdem dann andere auf der Grundlage des Zusammenwirkens der Kräfte entstanden waren — die zwei bei Grote erschienenen, die Spamersche —, ist neuerdings das zweite Prinzip, das der kombinierten Arbeit, auch auf größere Abschnitte der Weltgeschichte angewandt worden, in Frankreich durch die 'Histoire générale du IVe siècle à nos jours', die Lavisse und Rambaud bei Armand Colin in Paris herausgaben, und nunmehr in Deutschland durch das 'Handbuch der mittelalterlichen und neueren Geschichte', das G. von Below in Tübingen und F. Meinecke in Straßburg bei R. Oldenbourg in München erscheinen lassen. Mit diesem Unternehmen kreuzt sich dann wieder Th. Lindners große 'Weltgeschichte', die aber mit Lavisse-Rambaud und mit dem Handbuch die Beschränkung auf Mittelalter und Neuzeit gemein hat. Wir unterziehen uns heute der Aufgabe, über das 'Handbuch', soweit unsere Fähigkeit dazu ausreicht, uns auszusprechen, wobei gelegentlich Vergleiche mit den zwei ähnlichen Werken gezogen werden sollen.

Das Geleitwort, das die beiden Herausgeber ihrem Unternehmen mitgeben, besagt im wesentlichen folgendes: 'Das Zeitalter der enzyklopädischen Darstellungen ist in der Wissenschaft durch ein Zeitalter der Spezialisierung der Arbeit abgelöst worden. Allein gerade die zunehmende Spezialisierung hat wiederum das Bedürfnis enzyklopädischer Zusammenfassung hervorgerufen. In keiner Disziplin wird dies Bedürfnis augenblicklich weniger befriedigt als in der mittelalterlichen und neueren Geschichte. Während auf den Nachbargebieten der Rechts- und Kirchengeschichte, der Philologie u. s. w. eine Tradition in der summarischen Zusammenfassung des jeweiligen Forschungsstandes auch in dem Zeitalter der induktiven Spezialforschung lebendig geblieben ist und jeder neue Versuch enzyklopädischer Darstellung den Weg schon gebahnt findet, ist auf dem Gebiete der allgemeinen mittelalterlichen und neueren Geschichte diese Tradition unterbrochen worden; die wenigen Versuche, die gewagt wurden, rühren meist von Autoren her, die nicht selbst auf der Höhe der Forschungsarbeit standen.' Die Gründe, woraus sich dieser Ausnahmszustand in der Geschichtswissenschaft erklärt, liegen in ihrer eigenartigen Entwicklung

im XIX. Jahrh., sollen aber hier nicht näher dargelegt werden. Das Bedürfnis nach einer den dermaligen Wissensstand widerspiegelnden Zusammenfassung empfinden aber nicht bloß die Jünger, sondern auch die Meister der Geschichtswissenschaft, sobald sie den Blick auf die weiteren Zusammenhänge ihrer Studien richten, wenn sie sich auch nur auf einem Nachbargebiet schnell zurechtfinden wollen. Es gibt wohl eine Anzahl besserer populärer Werke über einzelne Gebiete; aber diese genügen dem Bedürfnis nach wissenschaftlicher Auskunft nicht, 'weil ihnen entweder das wissenschaftliche Rüstzeug fehlt, oder weil sie schon ins Gebiet der eigentlichen Geschichtschreibung übergehen, und sie darum jenen praktischen Gesichtspunkt der Beratung solcher, die rasche wissenschaftliche Auskunft wollen, vernachlässigen müssen'. Diese Lücke wollen nun die Herausgeber ausfüllen. Sie wollen 1. eine streng wissenschaftliche, aber zusammenfassende und übersichtliche Darstellung der Geschichte geben; 2. wollen sie den dermaligen Stand der Forschung in den einzelnen Zweigen der Wissenschaft zur Anschauung bringen; 3. soll beides in knappster Form erreicht werden. Als Leser des Handbuchs sind erstens wissenschaftlich ausgebildete Historiker, dann Studenten und endlich überhaupt alle Freunde der mittelalterlichen und neueren Geschichte gedacht. Als Muster hinsichtlich der äußeren Einteilung und des Druckes schwebt den Herausgebern Iwan von Müllers 'Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft' vor, nur daß der Rahmen für Mittelalter und Neuzeit enger gezogen ist, als dies Iwan von Müller bei seinem alles Antike umfassenden Handbuche hat tun können, und daß angesichts des unvergleichlich umfangreicheren Quellenmaterials die Anführungen aus den Quellen sparsamer bemessen werden müssen.

Die Einteilung ist so gedacht, daß 41 Werke auf vier Abteilungen sich verteilen. Die erste Abteilung enthält Allgemeines (Geschichte der Geschichtschreibung, historische Politik, geistige Bewegungen in Mittelalter und Neuzeit). Die zweite Abteilung ist der politischen Geschichte gewidmet; sie beginnt mit einer allgemeinen Geschichte der germanischen Völker bis zum Auftreten Chlodwigs von Kornemann und schließt mit der Geschichte des neueren Staatensystems vom Wiener Kongreß bis zur Gegenwart, die Brandenburg übernommen hat. Die dritte Abteilung umfaßt Verfassung, Recht und Wirtschaft, einschließlich des Handels, der Münzkunde und Geldgeschichte sowie des Heerwesens. Hierbei wird der erste Herausgeber, G. v. Below, selbst die deutsche Verfassungsgeschichte von der Mitte des XIII. Jahrh. bis zur Erhebung der absoluten Monarchie und die deutsche Wirtschaftsgeschichte bis zum XVII. Jahrh. behandeln. Die vierte Abteilung soll den Hilfswissenschaften (Diplomatik, Paläographie, Chronologie, Heraldik, Sphragistik, Archivkunde) und den Altertümern gewidmet sein. Für die erste Abteilung sind 8, für die zweite 9, für die dritte 15, für die vierte 9 Werke in Aussicht genommen; noch nicht alle waren bei der Herausgabe des Geleitwortes in festen Händen. Zugesagt aber hatten ihre Mitarbeiterschaft Bloch, Fester, Bäumker, Götz, Tröltsch, Kornemann, Werminghoff, Breßlau, Loserth, Rachfahl, Immich, Wahl, Brandenburg, Seeliger, von Below, Geffcken, R. Holtzmann, Erben, Roloff, His,

Burchard, von Volteleni, Schaube, Luschin von Ebengreuth, Redlich, Tangl, Kretschmer, Alwin Schultz. Verglichen mit dem Handbuch Iwan von Müllers und der Histoire générale fehlt die Geschichte der Religion, der Kunst und Literatur, soweit diese Disziplinen nicht in den Werken der ersten Abteilung Unterstand finden, was ja bis zu einem gewissen Grade der Fall sein wird.

Bis jetzt liegen nun von dem Unternehmen drei Bände vor: 1. Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker vom Mittelalter bis zur zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh., von A. Schultz in Prag; 2. Allgemeine Geschichte des späteren Mittelalters (von 1197—1492) von J. Loserth in Graz und 3. Historische Geographie von Mitteleuropa von K. Kretschmer in Berlin.

Was das erste Werk in dieser Reihe betrifft, so ist sich Schultz der Schwierigkeiten, die der Bewältigung seines Themas im Wege standen, in vollem Maße bewußt und spricht sie mit einer Rückhaltlosigkeit aus, die jede Kritik entwaffnet. Er betont, daß auch in der von ihm vorgenommenen zeitlichen Begrenzung das Thema vom häuslichen Leben der europäischen Kulturvölker in einer der Wissenschaft entsprechenden Weise nicht behandelt werden könne; es fehlen so gut wie alle Vorarbeiten, und wenn die geringe Zahl der Quellen für das frühe Mittelalter deren Beherrschung noch möglich macht, so liegt für das XIV. und XV. Jahrh. eine so unübersehbare Menge von Urkunden vor, die meist noch ungedruckt sind, daß auch ein Menschenleben nicht hinreichend wäre, auch nur einen kleinen Abschnitt der Sittengeschichte gründlich darzustellen. Schultz erklärt daher, daß er nur eine Skizze bieten könne, und daß er sich vor allem auf die deutschen Verhältnisse näher einlasse, weil Bearbeitungen der Sittengeschichte anderer Völker ihm in Prag nur überaus wenige zur Verfügung standen. Man muß nun allerdings sagen, daß unter solchen Umständen eine andere Fassung des Titels des Werkes wünschenswert gewesen wäre, etwa: 'Das häusliche Leben der europäischen Kulturvölker, vornehmlich der Deutschen'. Sollen wir nun aber etwa achselzuckend an einem Werke vorübergehen, das den durch den Gesamtplan des Unternehmens erweckten Erwartungen auf eine wissenschaftliche Lösung des Problems zugestandenermaßen so wenig entspricht? Ich denke doch nicht. Wo vorher ein Urwald ohne Weg und Steg sich dehnte, da hat Schultz nun doch einen ersten Pfad geschlagen, durch den das Dunkel sich einigermaßen lichtet, und dafür schulden ihm doch alle Freunde der Geschichte um so größeren Dank, je entsagungsvoller für ihn selbst seine Arbeit gewesen sein muß. Referent jedenfalls, der auf diesem Gebiete sich durchaus als Laie fühlen muß, hat die ganze Darstellung, die durch zahlreiche, meist gute, zweckmäßig gewählte Bilder belebt und erläutert ist, mit großem Interesse und großem Gewinn an Erkenntnis gelesen. Eines Zweifels freilich habe ich mich nicht erwehren können: ob nämlich die für manchen Satz angeführten Belegstellen nicht gelegentlich doch zu allgemeinen Schlüssen verwertet werden, ohne daß wir dazu die volle Berechtigung haben. So wird S. 98—99 ein sehr abfälliges Urteil über die deutschen Wirtshäuser gefällt, und als Beweis dafür werden angeführt ein paar

Stellen aus Erasmus und dem Arzt Philipp Hainhofer. Der erste klagt über das flegelhafte Benehmen der deutschen Gastwirte im Gegensatz zu der Höflichkeit der französischen; der zweite tadelt die große Unsauberkeit der Bettwäsche, 'so daß ein ehrlicher Mann, der sein Geld oft doppelt über die Gebühr allda verzehrt, dennoch nit keck sich entblößen und in das Bett legen kann, daß er nit etwan gute feste Räuden, Geschwür, Schlier, Kolben, Franzosen und dergleichen Fegteufel, wider welche kein Segen, Rauchen noch Sprengen hilft, bekomme'. Ebenso beklagt sich Hainhofer über Läuse und Flöhe in den Gasthäusern und über das schlechte, oft zum zweiten und dritten Male aufgewärmte Essen, das man noch teuer, mit 45 bis 54 Kreuzern (d. h. etwa 1,25 oder 1,60 Mk. jetzigen Geldes) zahlen muß. Reichen nun aber zwei Stellen hin, um ein allgemeines absprechendes Urteil zu begründen? Schultz erwähnt selbst S. 98, daß das Augsburger Wirtshaus zum Lindenmayer 1594 als teuer, aber gut bezeichnet werde. Auf ein Urteil ferner des so überaus feinfühligen Erasmus über irgend jemandes Grobheit ist wenig zu geben; er war leicht verletzt. Daß Wirte, wie Hainhofer sagt, Lauge, Seife und Leilach (Leinwand) sparen wollen und die Bettwäsche so lang im Gebrauch lassen, 'bis sie gar erschwarze', soll auch im XX. Jahrh. noch vorkommen. Wir wollen nicht behaupten, daß Schultz nicht trotzdem recht haben kann; aber wir möchten es besser erhärtet sehen. So ließe sich auch bei der Beurteilung der geschlechtlichen Verhältnisse S. 153 ff. fragen, ob das Beweismaterial dafür reichhaltig genug sei, daß außerehelicher Verkehr der Ehemänner mit anderen Weibern 'ganz und gar nicht für unsittlich gehalten worden sei'. Hermann von Weinsberg spricht allerdings, wie Schultz anführt, ganz offen von seines Vaters Bastardtochter, von einem unehelichen Kind seines Bruders Gottschalk und von seinem eigenen Verhältnis zu seiner Mutter Magd, deren Kind Anna er jährlich 16 Gulden Alimente bezahlen und der er bei ihrer Verheiratung 100 Mark kölnisch für die abgewonnene Jungfrauschaft vergüten muß. Kommen aber solche Dinge nicht auch heute oft genug vor, und werden sie deshalb 'ganz und gar nicht für unsittlich gehalten', weil namentlich reiche und vornehme Leute sich cynisch über sittliche Bedenken wegsetzen?

Die Einteilung des Schultzschen Werkes ist so, daß sechs Hauptabschnitte unterschieden werden: 1. Wohnung, 2. Familie, 3. Kleidung, 4. Essen und Trinken, 5. Beschäftigung und Unterhaltung, 6. Tod und Begräbnis. Ein nur sechs Seiten großes, aber recht praktisch ausgedachtes und nützliches Register erleichtert die Benutzung des Buches sehr.

Wenn wir uns zum zweiten der drei vorliegenden Werke wenden, zu dem J. Loserths, so dürfen wir die große Befriedigung darüber aussprechen, daß endlich einmal wieder eine Bearbeitung eines so großen Teils des Mittelalters für die Zwecke wissenschaftlich interessierter Leserkreise uns geboten wird. Loserth gliedert den Stoff in zwei große Abschnitte: 1. Die Zeit der päpstlichen Oberherrlichkeit (1198—1378) und 2. Die Zeit der großen Konzilien und des Humanismus (1378—1492). Man wird freilich mit einigem Staunen fragen, ob wirklich das Papsttum der avignonesischen Zeit als im Besitz der

Oberherrlichkeit befindlich angesehen werden kann; Loserth begegnet aber selbst diesem Bedenken auf S. 386, indem er betont, daß in der Theorie die papalen Ansprüche gerade in dieser Zeit schroffer als je formuliert wurden (wie denn Alvaro Pelayo, † 1352, erklärt, daß die ganze Christenheit ein Reich unter einem Fürsten ist, und daß dieser Fürst der Papst ist), und daß anderseits doch die vorwaltende Stellung des Papstes seit langem durch die französische, die deutsche, und am schärfsten durch die englische Opposition angefochten wurde; schon in den Tagen Ludwigs des Bayern wurde gelehrt, daß die Einheit der Kirche zwar nicht zerrissen werden dürfe, daß für diese Einheit das Papsttum aber nicht notwendig sei, die Kirche vielmehr jederzeit das Recht habe, sich die ihrem Wesen und ihrer Aufgabe entsprechende Verfassung zu geben. Man sieht also, daß Loserth den Endtermin der päpstlichen Oberherrlichkeit bis 1378 hinausrückt, weil ungefähr von da an die Opposition aus äußeren und inneren Gründen erfolgreich zu werden beginnt. Das Papsttum hat freilich im XV. Jahrh. schließlich den Reformkonzilien gegenüber sich behauptet; aber, wie Loserth S. 529 hervorhebt, einen vollen Sieg über die Opposition hat es nicht erfochten. In den breiten Schichten des Volks blieb die antipäpstliche Opposition lebendig wie früher; die Gebildeten, voran die Lehrer an den Hochschulen, hielten an den konziliaren Ideen fest; es war, wie Enea Silvio mit Recht sagt, ein Waffenstillstand erreicht, kein Friede, und vor allem zog dasjenige politische Element den größten Vorteil aus den Kämpfen, das überhaupt auf der ganzen Linie in sieghaftem Vordringen war: das Fürstentum, auf das zahlreiche Rechte übergingen, die bisher die Kirche besessen hatte.

Es ist von Interesse, mit diesem Urteil das Th. Lindners zu vergleichen, der im dritten Band seiner Weltgeschichte S. 516—558 die Zeit der Konzilien behandelt. Er betont wohl S. 556 etwas schärfer als Loserth, daß das Papsttum 1449 auf der ganzen Linie triumphierte und die Kurialisten nun, nach dem Scheitern des Basler Konzils, sich in dem Nachweis überboten, daß der Papst der Herr der Gesamtkirche sei. Aber daneben spricht doch Lindner wie Loserth es aus, daß der Sieg der Kurie ein Pyrrhussieg war, daß vor allem die politische Macht des Papsttums über die Staaten vollständig erlegen war, daß die Fürsten vielmehr auf die Kirchen ihrer Lande größeren Einfluß erlangt hatten; daß ferner in dem geistigen Kampf die Kritik erwacht war, die nicht mehr verstummte, und daß die Unfähigkeit der Kirche sich zu reformieren den Gedanken hervorbringen mußte, daß auch die Laien Recht hätten und die Kirche, wie schon kühne Geister gelehrt hatten, die Gemeinschaft aller Gläubigen sei. Damit stellte sich der religiöse Gedanke neben den kirchlichen, und eine neue Lösung des großen Problems, wie die Kirche zu reformieren sei, mußte gesucht werden. Schon war auch die neue Kunst geboren, welche das Laientum befähigte, vollen Anteil an dem geistigen Leben und der Wissenschaft zu nehmen, die Buchdruckerkunst: die Menschheit, möchten wir sagen, wuchs auf allen Punkten über die Kirche hinaus.

Die hervorragendsten Persönlichkeiten, mit denen es dieses Werk zu tun hat, sind unter den Päpsten Innocenz III. und unter den Kaisern Friedrich II.

Was Innocenz III. anbetrifft, so wird er im wesentlichen so beurteilt, daß er nicht neue Ideen über das Papsttum aufstellte, sondern die Grundsätze verwirklichen wollte, welche schon um 1140 durch Gratians Gesetzbuch formuliert worden waren: 1. Unbeschränkte Herrschaft des Papstes über die Kirche; 2. völlige Unabhängigkeit der Kirche von der weltlichen Gewalt und 3. ihren Vorrang vor dieser Gewalt. Aber Innocenz hat das, was bisher Anspruch war, auch praktisch durchgeführt, weil er nur so aus der gefährdeten Lage herauszukommen hoffte, in die das Papsttum in den letzten Jahren Friedrichs I. und unter Heinrich VI. geraten war. Innocenz brachte zur Lösung seiner Aufgabe alle Eigenschaften des geborenen Herrschers mit: einen unermüdlichen Tätigkeitstrieb, eine seltene Geschäftskunde, die Übersicht über Kleines und Großes, unbeugsame Festigkeit in Verfolgung seiner Ziele, aber mit jener Fähigkeit sich zu beschränken, die auch mit dem Unvermeidlichen rechnet, also das volle Gefühl für das, was im Augenblick möglich war, was nicht. Minder günstig spricht sich Lindner (III 10) aus; er betont, daß der Papst durchaus Politiker und Jurist, nicht aber von sittlichen Maßstäben geleitet war — er schirmte einen Schandbuben wie Johann von England, nachdem sich dieser zum Vasallen erniedrigt hatte, und trat gegen Philipp von Schwaben auf, obgleich er sich sagte, dessen Recht sei besser als das Ottos —, und daß er auch schweren politischen Verflechtungen keineswegs gewachsen war; mehr das Glück und die Verhältnisse als eigenes Verdienst machten ihn groß. Er hat Italien nicht geeinigt, sondern nach dem Verfall der kaiserlichen Macht der Zersplitterung in kleine Gewalten überantwortet, die er nicht zu beherrschen vermochte; er hat seinen englischen Lehensmann gegen Philipp August nicht schützen können, hat sich Philipp und Otto der Reihe nach gefügt und dem heiligen Land trotz allen Eifers nicht geholfen. Ja er mußte erleben, daß gegen die Kirche, die das Weltliche beherrschte, in der Ketzerei sich geistige Kräfte erhoben, die nur äußerlich, und erst nach Innocenz, gebändigt wurden. Was Friedrich II. angeht, so schildert ihn Loserth als den großen Herrscher, der in seinem weltlichen Bereich so unbeschränkt sein wollte als der Papst in seinem geistlichen, als den fein und vielseitig gebildeten, in religiösen Dingen freisinnigen, aber nicht atheistischen Menschen, der freilich zwar Juden und Muhammedaner, nicht aber Ketzer duldete, die ihm als Rebellen gegen die Obrigkeit erschienen; mehr aus persönlichen als aus sachlichen Gründen hat er seinen Schwerpunkt nach Italien verlegt und hier eine absolute Gewalt errichtet, dort die Fürstenmacht sich entfalten lassen; 'der Hammer von Italien' war in Deutschland schwach und nachgiebig. Mit dem Papsttum wäre er an sich gern in Eintracht zusammengegangen; durch sein Streben aber, in Unter- und Oberitalien gleichzeitig zu herrschen, ward er in einen Kampf auf Leben und Tod mit der Kurie verwickelt, in dessen Verlauf der Papst ihn mit geistlichen Strafmitteln bekämpfte und er dann die Reformbedürftigkeit der Kirche als Waffe ausspielte. Auch hier ist es sehr interessant, Lindners Charakteristik (III 42—53) zur Vergleichung heranzuziehen, und der Hallenser Historiker besteht auch hierbei gut; namentlich wertvoll ist der von ihm geführte Nachweis,

daß Friedrich II. unter dem kulturellen Gesichtspunkt das schließliche Erzeugnis einer langen Entwicklung ist, in der sich normännische und orientalische Elemente mischen; deutsch im eigentlichen Sinn war Friedrich nicht, trotz seines deutschen Vaters, und konnte er nicht sein; durch seine Erziehung auf Sizilien war er zum Orientalen geworden, der mit arabischer Weisheit genährt war, und zog dann ein Stück dieser eigenartigen Welt ins Abendland hinein. Die Histoire générale, die in dieser Partie von C. Bayet gearbeitet ist (II 188 ff.), dem Rektor der Akademie von Lille, meint, daß mit Friedrich '*une famille nouvelle d'esprits*' auftrete, daß er nicht wie seine Ahnen aus einem Gusse sei, sondern neben der '*arrogante vaillance et impitoyable cruauté*' des Hohenstaufen auch '*courtois, aimable, séduisant*' gewesen sei; '*il a déjà l'âme et la physionomie d'un prince de la Renaissance*'. Er ist der erste Kaiser, der den Gedanken hatte eine Universität zu gründen, und zwar nicht bloß um die Neugier zu befriedigen, sondern um *un des éléments de la prospérité publique* zu schaffen. Daß Friedrich Christus als Betrüger bezeichnet und die Sterblichkeit der Seele geglaubt habe, lehnt auch dieser — wohl klerikale — Historiker ab; aber für möglich hält er, daß seine arabische Kultur ihm im Kampf mit den Päpsten den Wunsch und die Absicht nahe legten, gleich dem Kalifen das Oberhaupt der christlichen Welt zu werden und die Kirche so zu 'reformieren zum Ruhme Gottes'.

Zu den Werken von Schultz und Loserth gesellt sich als drittes Kretschmers 'Historische Geographie von Mitteleuropa'. Auch hier sind der Vorarbeiten wenige, und das Material, das zum Teil 'aus den entlegensten Winkeln zusammengelesen werden muß', ist ein ungeheuer umfangreiches, so daß ein Kritiker, 'der sich auf die Suche macht', nach des Verfassers eigener Aussage mancherlei Irrtümer und Mängel wird nachweisen können. Wir wollen demgegenüber gern betonen, daß auch hier das, was Kretschmer positiv geleistet hat, gewiß die Mängel seines Werkes weit überbietet. Eingeteilt ist das Werk in der Art, daß auf 112 Seiten die physische Geographie von Mitteleuropa behandelt ist, als notwendige Grundlage für die politische. Dann folgen, immer paarweise, nach politischer und kultureller Geographie gegliedert, Abschnitte über das Altertum, die Zeit um 1000, 1375, 1550, 1650, 1770, und dazwischen eingeschoben steht ein Kapitel über die kirchliche Geographie Mitteleuropas im Mittelalter. Überall ist eine außerordentlich fleißige Behandlung des Stoffes zu rühmen, so daß über alle wichtigeren Punkte kurze Auskunft gegeben wird, beispielsweise über die Frage, wie sich die Namen Danuvius und Ister zueinander verhalten, bezw. wie weit der Oberlauf, der speziell Danuvius heißt, von den verschiedenen Schriftstellern gerechnet wird, ob bis zum Einfluß der Save, oder bis zu den 'Katarakten' (d. h. bis zum Eisernen Tor), oder bis zur untermösischen Stadt Axiupolis; über die Namen Abnoba, Jura, rauhe Alb (beiläufig bemerkt, liegt der Hohenstaufen aber nicht bei Göggingen, einem Dorf bei Augsburg, sondern bei Göppingen, einer beträchtlichen Industriestadt von jetzt 20000 Einwohnern, eine starke Eisenbahnstunde von Stuttgart). Alles in allem ist ein kulturgeschichtlich und geographisch ganz unermeßlicher und äußerst

schätzbarer Stoff von Kretschmer zusammengetragen, der zur Vertiefung und Belebung des geschichtlichen Wissens die besten Dienste tun kann. So nennen wir beispielsweise das Kapitel über den Bergbau S. 156 ff., das die Angaben des Tacitus (Germ. 6) über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Metalladern in Deutschland richtig stellt, der Eisenwerke von Noricum, des Goldbaues bei Noreja gedenkt, auf die im Hunsrück, im Taunus, in der Rheinpfalz, im Elsaß, im Schwarzwald gefundenen Spuren römischer Eisenwerke hinweist, von den Salzlagern bei Reichenhall, bei Marsal in Lothringen, vom Bernstein und Bernsteinabsatz handelt. Ein ähnlich interessantes Kapitel ist das vom Verkehr S. 158—163.

Alles in allem genommen, läßt sich nach den drei vorliegenden Proben dem Unternehmen ein günstiges Prognostikon stellen; es strebt erfolgreich die Lösung einer dringlichen Aufgabe an und verdient seitens aller ernsthaft wissenschaftlichen Kreise jede Förderung.

FELIX HEMMERLI

EIN SCHWEIZERISCHER PUBLIZIST DES XV. JAHRHUNDERTS

Von Albert Werminghoff

Vorbemerkung. Dem Versuche einer Charakteristik Hemmerlis liegen vorzüglich zu Grunde die Arbeiten von J. Dierauer (Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft II 36 ff., Gotha 1902), F. Fiala ('Urkundio', Beiträge zur vaterländischen Geschichtsforschung I 281 ff., Solothurn 1857; vgl. auch Allg. Deutsche Biographie XI 721 ff.), B. Reber (Felix Hemmerlin von Zürich, Basel 1846), Schneider (Herzog-Hauck, Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche VII[3] 656 ff. Leipzig 1899) und G. von Wyß (Geschichte der Historiographie in der Schweiz S. 119 ff., Zürich 1895).

Wilhelm Scherer spricht in seiner 'Geschichte der deutschen Litteratur' einmal von wandernden Journalisten, und er rechtfertigt zugleich die etwas gesucht klingende Bezeichnung, wenn er darunter die unstät von Ort zu Ort ziehenden Dichter verstanden wissen will, die mit Liedern und Improvisationen ihren Hörern Kunde brachten von den Ereignissen der Welt. 'Eis, Eisen, Hungersnot, die brachten Brandenburg zu Falle', so singen diese für uns namenlosen Männer, als Heinrich I. die slavische Feste eroberte. Im XII. Jahrh. begleitet der Erzpoet mit seinem Sang die Taten des Erzbischofs Rainald von Köln, Walther von der Vogelweide die Zeitgeschichte mit seinen 'Sprüchen'. Das historische Volkslied des ausgehenden Mittelalters geht auf ähnliche Quellen zurück; mündliche Mitteilung ersetzt unsere heutige Zeitung.

Daneben aber läuft eine andere Entwicklung einher, gravitätischer, würdevoller: es ist die Publizistik, wie wir zusammenfassend die Gesamtheit aller der Schriften bezeichnen können, deren Aufgabe es ist, die Aktionen des Lebens in Kirche und Staat zu erläutern und zu ihrem Teil auch zu beeinflussen. Irre ich nicht, so können wir von einer Publizistik in Deutschland erst sprechen von den Tagen des Investiturstreites an, also seit dem ersten großen Kampfe zwischen dem Kaisertum und Papsttum, als die Tendenzen Gregors VII. zwangen zur Stellungnahme für oder wider ihn. Wir überschauen den Reichtum der Flugschriften aus jener Zeit doch eigentlich erst seit wenigen Jahren; wir sehen den Klosterbruder, den Weltgeistlichen, den Bischof am Werke, wie sie das überlieferte Material aus Bibel, Kirchenvätern und kirchlichen Satzungen zusammentragen, um mit seiner Hilfe die schon vorher feststehende Prämisse noch fester zu stützen. Wenige dieser Schriftsteller haben den Kreis ihrer Beweismittel zu erweitern gesucht, wie etwa der kaiserlich gesinnte Petrus Crassus,

der sich auf das römische Recht zu berufen weiß — sie alle ähneln einander in der Methode, im Aufbau der Gedanken, nur die Voraussetzung und das ihr gleiche Schlußresultat scheidet zwei Lager voneinander, das der Kaiserlichen und das der Päpstlichen.

Kaisertum und Papsttum haben sich nicht nur im XI. Jahrh. gegensätzlich gegenübergestanden: auch der Kampf zwischen Friedrich II. und den Päpsten seiner Zeit war ein Streit um den Vorrang zwischen Imperium und Sacerdotium, wenn er gleich dadurch seine eigenartige Färbung erhielt, daß Friedrich II. mit der kaiserlichen Würde zugleich seine Herrschaft über Sizilien verteidigte, die eben der Papst als dessen Lehnsherr ihm bestritt. Auffallend erscheint, daß kein deutscher Publizist in diesem Streite Stellung genommen hat; man ist versucht daraus auf die Intensität der Entfremdung zwischen dem deutschen Volke und dem italianisierten Hohenstaufengeschlecht zu schließen. Erst unter Ludwig dem Bayern erheben sich von neuem die literarischen Widersacher der Päpste und neben ihnen ihre literarischen Anhänger. Das deutsche Königtum war in Streit geraten mit dem Papsttum, das damals in Avignon das Werkzeug war des französischen Königs; geschickt oder ungeschickt verbündet sich Ludwig mit den Franziskanern, den Vertretern der Idee der Armut des Klerus und der Kirche. Der Bettelorden stellt ihm seine Publizisten zur Verfügung; Marsilius von Padua, Johann von Jandun und Lupold von Bebenburg befehden mit Flugschriften größter Wirkung das Oberhaupt der Kirche. Und die Art dieser Schriften? Verwundert sieht man sie aufgebaut wie die des XI. Jahrh. Alles beruhte nach einem treffenden Worte von Ottokar Lorenz auf Deduktion aus den Prinzipien. Das Beweismaterial hatte durch die Ausgestaltung des Corpus iuris canonici und der sich daran anschließenden Dekretalensammlungen eine wesentliche Erweiterung erfahren; die Behandlung des römischen Rechts in den italienischen Rechtsschulen bereitete seine praktische Rezeption vor; die Herrschaft der Scholastik lehrte den Quellenstoff nach ihren Regeln verarbeiten. Gleichwohl sucht man, ist der Ausdruck gestattet, den Pulsschlag des Lebens umsonst in diesen Schriften. Sie stellen sich in den Dienst geschlossener, gegebener und darum zu verteidigender Gedankenreihen; nicht für den Augenblick wollen sie geschrieben sein, sondern für alle Zeiten: für immer wollen sie das Verhältnis von Staat und Kirche festlegen, so wie sie es scheinbar ergründet und bewiesen haben, sei es daß sie der weltlichen Obrigkeit den Vorrang einräumen vor der geistlichen, sei es daß sie die Macht der Kirche, d. h. des Papstes, ins unermeßliche steigern.

Gerade die Stellung des Papsttums aber hatte um die Wende des XIV. und XV. Jahrh. ihre schwerste Krise zu bestehen; die Zeiten des Schismas zogen herauf, die Tage der großen Konzile von Pisa, Konstanz und Basel. Im tiefsten Grunde hat doch der Widerspruch zwischen Ideal und Wirklichkeit diese Wirren hervorgerufen. Das Papsttum und die durch den Papst als sein Haupt dargestellte Kirche waren verweltlicht; Avignon war zur Börse geworden, an der man durch klingende Münze jeden geistlichen und jeden weltlichen Vorteil erhandeln konnte. Das Papsttum kennt keinen Verzicht auf die Welt-

herrschaft, und doch war diese allenthalben eingeengt durch die Macht des französischen Königtums, durch das Streben anderseits nach nationaler Selbstbestimmung der Völker, zu deren Sprechern sich in England Johann von Wiclif, wenig später in Böhmen Johannes Hus machten. Italien verlangt nach der Rückkehr des Papstes nach Rom; die französische Partei des Kardinalkollegiums widerstreitet; die Folge war die Doppelwahl des Jahres 1378, der Ausbruch des Schismas; zwei Päpste, bald drei stehen einander gegenüber. Wer von ihnen ist im Recht? Wie soll man diesem die Gemüter verwirrenden Zustand abhelfen? Wieder sind Prinzipienfragen zur Beantwortung gestellt, und zum dritten Male ist die deutsche Publizistik auf dem Plan, um auch jetzt am Kampf der Geister sich zu beteiligen. Es würde zu weit führen, die einzelnen Schriften wie kurz nur immer zu charakterisieren; ihre zusammenfassende Würdigung, wie sie ihre Vorläuferinnen erfahren haben, steht trotz mancher wertvoller Monographien noch aus. Man wird sagen können, daß die deutschen Traktate an Umfang von den französischen übertroffen werden, beide zusammen aber der alten Art nur zu sehr treu geblieben sind. Mit Mühe bewältigt man die Abhandlungen eines Heinrich von Langenstein, eines Nicolaus von Cues. Sie haften an der Tradition, die, einmal eingewurzelt, aus dem gleichförmigen Betrieb der Scholastik immer neue Nahrung und Anregung gewann. Ängstlich klammern sie sich an den Wortlaut und Ideengehalt der unumstößlichen Überlieferung. Immer wieder von neuem werden Bibel und Kirchenrecht ausgeschrieben, und diese liefern wie früher den Untergrund zum Aufbau von Thesen, von Forderungen, die vor der Arbeit des Sammelns und Sichtens bereits feststanden, nicht erst durch sie gewonnen werden mußten.

Man hat das Konzil von Konstanz ein Parlament der Christenheit genannt; der Bezeichnung aber fehlt das Wort 'mittelalterlich'. Denn zum letztenmal sehen wir die Nationen des westlichen und südlichen Europa, soweit sie zur römischen Kirche gehörten, gemeinsam bei einer sie alle insgesamt berührenden Angelegenheit tätig, bei der Beratung und Beschlußfassung über die Reform der Kirche, der Institution, die ihre Einheit zugleich verkörperte. Die Reformbewegung um die Wende des XIV. und XV. Jahrh. war universal ihrem Charakter nach; als sie sich nach nationalen Tendenzen spaltete, gelang es dem Papsttum, über jede ihrer Abspaltungen triumphierend den alten Absolutismus aufs neue wiederherzustellen. Das aber hatte zur Folge, daß auch die Aufgaben der Publizistik andere wurden. Nicht mehr das Verhältnis von Staat und Kirche, nicht mehr die Fragen der allgemeinen Reform der Gesamtkirche konnten sie beschäftigen; soweit sie nicht den Problemen des weltlichen Staatslebens allein ihre Aufmerksamkeit schenkte — in jenen Tagen ist das erste deutsche Staatsrecht geschrieben —, wandte sie sich Angelegenheiten mehr lokaler Natur, kirchlichen wie staatlichen, zu. Die unmittelbare Gegenwart beschäftigt den Publizisten, dem unsere Ausführungen gewidmet sein sollen, den Züricher Felix Hemmerli. Sein Leben und seine Schriften werden zum Spiegelbild seiner Zeit.

Felix Hemmerli oder Hemerli — er selbst gibt seinen Namen durch

Malleolus wieder — ist in Zürich im Jahre 1388 geboren. Der Sohn eines alten Züricher Geschlechts empfängt den ersten Unterricht in der Stiftsschule am Großmünster seiner Vaterstadt, 1406 wird er in Erfurt immatrikuliert, zu Beginn des Jahres 1408 in Bologna, wo er bis zum Jahre 1412 vorwiegend kanonistischen Studien obgelegen hat. Im Alter von 25 Jahren wird er zum Chorherrn am Stift zu St. Felix und Regula befördert, aber er macht vorerst von einer Vergünstigung des Bischofs von Konstanz Gebrauch, die denjenigen Chorherren, welche sich auf hohen Schulen aufhielten, während ihrer Studienzeit die Einkünfte ihres Kanonikats zusicherte. Befreit von der Residenzpflicht zieht er zum zweiten Male an die thüringische Universität; hier wird er Baccalaureus des geistlichen Rechts und erhält dadurch die Befugnis, über einen kleinen Abschnitt des Corpus iuris canonici öffentliche Vorlesungen zu halten. Wie lange dieser zweite Aufenthalt in Erfurt gedauert hat, ist nicht mit Sicherheit nachweisbar; jedenfalls hat Hemmerli, wenngleich mehr als Zuschauer, an der Kirchenversammlung in Konstanz teilgenommen. Zu Ende des Jahres 1421 wird er Propst des St. Ursusstiftes in Solothurn, ohne doch auch hier länger als zwei Jahre zu verweilen. Im Oktober 1423 findet sich sein Name wiederum unter den in der deutschen Nation immatrikulierten Studenten der Alma mater Bononiensis. Vom 11. September 1424 ist das Diplom datiert — es ist das älteste im Original erhaltene —, das ihm die Würde eines doctor decretorum verlieh. Im Dezember des gleichen Jahres ist er wieder in Solothurn, wo er 1426 den Statutenentwurf für das Stift vollendete; das Jahr 1427, in dem Hemmerli dauernd nach Zürich übersiedelte, bedeutet das Ende der Lehr- und Wanderjahre.

Die kurzen Daten der kirchlichen Laufbahn Hemmerlis bedürfen der Erläuterung. Der Propstei von Solothurn hat sich Hemmerli zu wiederholten Malen persönlich angenommen, so z. B. bei der Beschlußfassung über die Statuten des Stifts, so bei der Wahrung der Stiftsrechte gegenüber der Solothurnischen Stadtgemeinde, so auch bei dem feierlichen Einzug des vom Basler Konzil gewählten Papstes Felix V. in Solothurn am 20. Juni 1440. Bezeichnend genug ist seine Angabe, er habe einmal im Stift selbst die Messe gesungen, was den Leuten recht überraschend gewesen wäre. Für die Zeit seiner Abwesenheit war ein Vertreter für ihn bestellt, während er in Zürich tatsächlich die Obliegenheiten eines Chorherrn in Person erfüllte. In Wirklichkeit waren sie nicht allzu drückend; er selbst nennt sie ein *dulce pondus* und bemerkt, täglich hätten sie ihn nicht mehr als vier Stunden in Anspruch genommen. Im wesentlichen war es die Pflicht der Teilnahme an den kanonischen Horen, an der täglich sich wiederholenden siebenfachen Feier Gottes in Matutin und Prim, Terz, Sext und Non, in der Vesper und Completa, die ihn an das Stift fesselte. Wohl erhob er 1427, gestützt auf eine päpstliche Bulle, den Anspruch auf die Würde des Propstes, d. h. des Leiters des Großmünsterstifts in temporalibus, aber seine Bemühungen scheiterten am Widerspruch der übrigen Chorherren: er mußte sich mit der Kantorstelle begnügen, die ihm zur Pflicht machte, bei den kanonischen Horen den Gesang zu leiten, so daß die übrigen nach seinem

Gesange sich zu richten hatten. Aus einer Reihe von Zeugnissen geht hervor, daß es Hemmerli damit ernst nahm; er habe sich bestrebt, versichert er selbst einmal, stets der erste und letzte bei den gottesdienstlichen Übungen zu sein; er beschwert sich darüber, daß der Propst durch die schlechte Leitung seiner Chorabteilung beim Gesang denjenigen Hemmerlis und seiner Abteilung gestört habe. Zu allem gesellte sich schließlich die Würde eines Chorherrn am St. Moritzstift in Zofingen, deren Einkünfte nur Hemmerli bezog, ohne jemals persönlich dort erschienen zu sein.

Getrost mag man nach allem in der Zahl der Kirchenämter Hemmerlis die verderblichen Wirkungen eines schon seit langem eingerissenen Mißbrauchs sehen, nämlich der Pfründenhäufung. Die Stellen waren einträglich genug, um jede für sich einen Mann zu erhalten, der sie persönlich wahrgenommen hätte; sie waren ja genügend dotiert, um für Solothurn und Zofingen einen Vertreter des Inhabers zu bestellen. Auf der anderen Seite lassen sich doch auch Entschuldigungsgründe geltend machen. Hemmerli ist nicht so sehr Geistlicher gewesen als vielmehr Gelehrter; um aber seinen Studien nachzuleben, bedurfte er gesteigerter Einkünfte: er mußte über die Mittel verfügen, um sich eine Bibliothek anzulegen, und voll Stolz schreibt er einmal: 'Unter den Klerikern der Diözese Konstanz hat gegenwärtig keiner mehr Bücher als ich, wenn auch vielleicht einer Bände von größerem Preise haben mag. Denn ich habe außer den von mir selbst verfaßten Schriften über 500 Bände und Traktate, die in meinem Studierzimmer aufgestellt sind, und dazu eine große Menge von allen Seiten aus Kirchen und Klöstern mir bereitwillig geliehene, sehr alte Schriften.' In seiner Bibliothek, in seinem Studierzimmer ist seine Welt beschlossen. Man sieht ihn bei der Arbeit, wenn er in späteren Lebensjahren einmal seine Wohnung im Chorherrnhofe zum grünen Schloß in Zürich beschreibt: 'Die Vorderseite meines Hauses hat einen weiten Blick nach dem westlichen Horizont und ist den Stürmen des Nordwindes mehr ausgesetzt als die umliegenden Häuser; wie auf das Haus Hiob stürzen aus den unwirtlichen Gebirgen die Winde darauf los. Es liegt neben dem größeren Tor der Stiftspropstei; auf der Ostseite liegt mein Studierzimmer, das hier dem sanften Ostwind offen steht. Hier lag ich den Studien ob inmitten blühender Gärten, umgeben vom Schmuck meines Zimmers, den Büchern, Pulten, Karten, Tafeln, Tischen und was sonst dazu gehört. Vor dem Zimmer liegt eine offene Laube mit eisernem Geländer, in der Vögel von mancherlei Art sangen, in der sich manches Mal eine heitere Tischgesellschaft zusammenfand.' Hemmerlis Worte muten an wie die Beschreibung eines alten Holzschnitts; ihn selbst hat später Niklas von Wyle, der Übersetzer einer seiner Schriften, geschildert, und ich möchte diese Beschreibung hier im Auszug wenigstens wiedergeben, um das Bild des Mannes zu vervollständigen. Unser Gewährsmann rühmt zunächst die Charaktereigenschaften Hemmerlis, seine Mildtätigkeit gegenüber den Armen, und fährt dann fort (ich übertrage ins Hochdeutsche): 'Die, die ungeladen kamen, waren ihm stets lieber als die geladenen; nicht allein mit hinreichend Essen und Trinken hat er sie versehen, sondern auch mit hübschen Schwänken, bald schimpflichen (d. h. spaßigen),

bald ernsten Erzählungen; wer ihn hörte, mußte ihm wohlgesinnt sein und wünschen, ihm öfters zu lauschen. Sobald er im Stift gelesen und gesungen hatte, verbrachte er die übrige Zeit mit Lektüre, Sammlung und Schriftstellerei. So oft ein Armer kam, von ihm Rat zu erholen, gab er ihn getreulich; zugleich fertigte er '*geschrift und brief*' (d. h. doch wohl Urkunden und Briefe) an und nahm keinen Lohn dafür, außer etwa von einem Bauern Hanfsamen im Werte von drei oder vier Pfennig für seine Vögel, von denen er stets eine große Zahl in seiner Bücherei sich hielt, wie er auch junge Vögel dort aufzog. Jedem entlieh er seine Bücher, wenn er sie zum Lernen benutzen wollte.' Niklas von Wyle schließt mit dem treuherzigen Satze: '*Gesanges, gemeldes und aller künsten hüpskait ist er gewesen ein großer liebhaber und wollt auch von jeglicher kunst möglichst viel begreifen.*'

Die Mehrzahl der Schriften Hemmerlis — 34 sind noch vollständig erhalten, 5 weitere dem Titel nach — ist in Zürich entstanden; nicht gedruckt sind von ihnen 4, doch geben die Auszüge in dem Buche von Reber (erschienen im Jahre 1846) eine genügend klare Vorstellung ihres Gedankenganges. Überblickt man sie im ganzen, so scheiden sie sich in drei Kategorien. Neben den Schriften kirchlich-reformatorischen Charakters stehen die Traktate rein politischer und endlich diejenigen rein persönlicher Natur. Sie alle zusammen sind zugleich die Quellen für jede Schilderung von Hemmerlis Leben und Wirken; nur die angezogene Stelle des Niklas von Wyle und zerstreute Angaben ergänzen unsere Kenntnis. Jene Abhandlungen befähigen uns aber auch, die schriftstellerische Eigenart des Publizisten zu umschreiben. Der Versuch ihrer Würdigung sei schon hier eingeschaltet, um nicht im weiteren Verlauf der Darlegungen, bei der Erwähnung des einen oder anderen Traktats — sie alle zu besprechen, dazu fehlte der Raum — mit allzudrückendem Ballast beschwert zu sein.

Wir erinnern uns des Studienganges Hemmerlis. Er prägt sich in seinen Arbeiten aus, von denen nicht eine einzige des reichen Apparates aus Bibel, Kirchenvätern, dem römischen und kanonischen Recht wie aus ihren Interpreten, den Legisten und Kanonisten, entbehrte. Der Autor ist gebunden an die scholastische Methode. Er wagt nicht einen Gedanken frei hinzustellen. Er muß ihn belegen, stützen durch die Anführung aller möglichen Gewährsmänner, die gleichsam seine Leibwache bilden. Erschwert wird die Lektüre durch ein oft barbarisches Latein, das mühsam nur die Sätze bildet: glaubt man den Inhalt des einen erfaßt zu haben und im folgenden die logische Folgerung daraus gezogen zu finden, so stört sofort wieder die Masse der Belege, die für uns kaum als etwas anderes erscheinen als die Anzeichen einer eitlen Selbstgefälligkeit über das von allen Seiten her zusammengetragene Wissen. Außer im Lateinischen hat unser Publizist auch noch Kenntnisse des Hebräischen und Griechischen besessen; noch heute liegt im St. Ursusstifte zu Solothurn eine Bibel mit Verdeutschungen hebräischer und griechischer Wörter. Beim Fehlen von Belegen können von den Übersetzungen des Hebräischen keine Beispiele angeführt werden; die aus dem Griechischen muten mehr als

sonderbar an, so wenn er erklärt *μόνος* sei gleich 'allein', *ἄχος* sei gleich 'Traurigkeit', *μόναχος*, der Mönch, also 'der allein Traurige'; oder es heißt: *δρόμος* sei gleich 'Lauf', *ἄρης* sei gleich *mars*, der Tapfere, Dromedar also 'das tapfer Laufende'. Lateinisch, Griechisch und Hebräisch sind für Hemmerli die drei wichtigsten Sprachen, denn in ihnen sei die Inschrift am Kreuze Christi abgefaßt gewesen. 'Die klarste aber und wohltönendste', so meint er dann, 'ist unter den Sprachen der Völker die griechische, die allgemeine sowohl als auch ihre Dialekte, der attische, der dorische, der ionische und der theolische', wenn wirklich 'theolisch' zu lesen und nicht 'äolisch' dafür einzusetzen ist.

Trotz dieser sprachlichen Äußerlichkeiten, trotz des Gerüstes der Belege liest man die Traktate nicht ungern. Schuld daran ist einmal der Aufbau: zum großen Teil sind es Dialoge, in deren Mehrzahl der Verfasser selbst mit einer anderen, wirklichen oder fingierten Person sich unterhält. Das Gespräch schreitet lebendig vorwärts; am Schluß hat jedesmal Hemmerli selbst oder sein Stellvertreter den Gegner überwunden. Zahllose Anekdoten aus Vergangenheit und Gegenwart sind eingestreut; sie sind ihm stets und überall bei der Hand; seines Vorrats an '*süßen hüpschen schwenken yetz schimpflich, dann ernstlich, wie gelegenhait der gesten das erfordert*' hat ja auch Niklas von Wyle besonders gedacht. Sie erklären zugleich die Beliebtheit oder sagen wir besser die Verbreitung seiner Schriften, über die er sich selbst gern ausläßt; sie machen es verständlich, daß noch im XV. Jahrh. Drucke von ihnen veranstaltet wurden, deren einen, erschienen im Jahre 1497 zu Basel, kein geringerer als Sebastian Brant dem Erzbischof von Köln gewidmet hat. Uns fesselt ein anderes, die Persönlichkeit, ihr Ringen und Kämpfen, wie es aus den Traktaten spricht. Hemmerli, so möchte man sagen, hat die Publizistik auf eine persönliche Basis gestellt. Nicht der Gegensatz weltbewegender Prinzipien hat ihm die Feder in die Hand gedrückt, sondern das eigene Schicksal, die subjektive Stellungnahme zu den Verhältnissen in Kirche und Staatsleben seiner engeren Heimat. Hemmerli ist immer ein Schweizer geblieben. Sein Leben und sein journalistisches Wirken ist kein beschauliches gewesen. Sie waren erfüllt von mannigfaltigem Streit.

Anlaß aber zu ihm boten einmal die Verhältnisse am Großmünsterstift selbst. In Anlehnung an einen Beschluß des Basler Konzils vom Jahre 1435 hatte Hemmerli einen Kaplan von der Beteiligung an Messe und Gottesdienst ausschließen wollen, der es mit dem Gebote des Cölibats nicht gerade streng nahm. Seine Klage vor dem Stiftskapitel, der Versammlung also der Chorherren, blieb ohne jedwede Wirkung. Erbittert eifert er gegen die Versäumnisse beim Kirchengesang: der Propst läßt ihn im Stiche, zumal er, der glückliche Günstling mehrerer Frauen und gleichzeitig mehrfacher Familienvater, kein Interesse daran haben konnte, seine Untergebenen zu bessern; er mußte ihnen durch die Finger sehen, um jedem Lärm über das eigene recht anstößige Treiben vorzubeugen. Dem eifrigen Hemmerli entzieht er ein Viertel seiner jährlichen Einkünfte. Anstoß erregte auch das Treiben der Chorherren selbst. Statt zu den festgesetzten Stunden im Münster zu erscheinen, zogen sie es vor,

namentlich zur Abendzeit, eine nahe Wirtsstube mit ihrem lärmenden Besuch zu beehren, so daß sie häufig genug den Frühgottesdienst versäumten oder, waren sie erschienen, ihm in ihren Plätzen schlafend beiwohnten. Hemmerli drohte mit einer Klage bei dem Diözesanbischof von Konstanz. In einer Flugschrift, der er die Form eines Briefes der Stiftsheiligen gab, legte er die Pflichtversäumnis seiner Amtsgenossen dar. Die Antwort war ein Mordanschlag auf den Verfasser, der wie durch ein Wunder dem Tode entging. Propst und Chorherren hatten ihn angestiftet; bezeichnend genug werden sie nur zu Geldstrafen verurteilt, und der Bischof von Konstanz gebot schließlich beiden Teilen Frieden zu halten, wollten sie nicht ihre Pfründen verlieren. Die Einsetzung eines neuen Propstes im Stift erregte neuen Streit. Hemmerli sieht sich zum Schweigen gebracht durch böswilliges Ausschließen aus dem Kapitel und eine empfindliche Geldstrafe. Er wendet sich an Rat und Bürgerschaft von Zürich, um die Einziehung der Pfründen seiner Gegner zu erwirken, die nicht den gebotenen Frieden beobachtet hätten. Vergebens: er konnte seine Sache nicht vertreten, wie es wohl nötig gewesen wäre; die Widerrede der Gegner blieb nicht ohne Eindruck auf das weltliche Gericht, das vielmehr die Entscheidung an Propst und Kapitel zurückverwies. Hemmerli wird verurteilt zum Verlust eines Jahreseinkommens; der Bischof von Konstanz verweigerte weiteres Gehör. 'Ich wurde zerrissen von Wölfen wie ein Schaf', mit diesen Worten faßt Hemmerli die Erzählung seiner Leiden zusammen.

Waren sie unverdient? Man wird diese Frage nicht mit einem runden Nein beantworten. Hemmerlis Auftreten ist nicht frei von Selbstgefälligkeit, Eigenwillen und Schroffheit. Er kämpft gegen Mißbräuche, gewiß, aber sein Ankämpfen hat etwas Kleinliches und Gesuchtes. Persönliche Sticheleien und Reibereien zeugen von seiner Rachsucht. Er ist kleinlich wie ein großes Kind, das nicht gelernt hat die Sache, um die es sich handelt, von den Personen, die sie zufällig vertreten, zu trennen. Allerdings fordert die Gerechtigkeit, nachdrücklich zu betonen, daß er in allen seinen Handlungen auf dem Boden der in den Konzilien von Konstanz und Basel eingeleiteten Reform der Geistlichkeit steht. Er kann als Beispiel dafür gelten, wie wenig es angängig war, daß sich der Klerus aus sich selbst heraus besserte. Sein Auftreten und sein Mißerfolg zeigen doch, um wie kleinlich erscheinende Dinge es sich auch handeln mag, wie fest eingewurzelt die Übelstände des geistlichen Standes waren.

Es ist hier der Ort, noch einmal an Hemmerlis Anwesenheit auf dem Konstanzer Konzil zu erinnern. Die Eindrücke, die er dort empfangen hatte, waren nicht sonderlich erbaulich. Die in der Bodenseestadt versammelten Astronomen, so erzählt er boshaft, hätten herausgefunden, die Gegend stünde hauptsächlich unter der Herrschaft des liederlichen Planeten Venus; schlimme Laster wirft er den italienischen Geistlichen vor. Von Papst Johann XXIII., der am 29. Mai 1415 durch Konzilsbeschluß abgesetzt wurde, weiß er zu berichten, er habe seinen Vorgänger in Bologna vergiften lassen; er sei ein Neapolitaner gewesen und habe bisweilen beim Messelesen seinem ministrierenden Kaplan, einem Landsmann, in dem Dialekte der Heimat die ärgsten Flüche

wie z. B. 'In hundert Teufel Namen' zugerufen. Sechzehn Jahre später, im Jahre 1431, trat das dritte Reformkonzil zu Basel zusammen. Hemmerli war sein Mitglied und zu wiederholten Malen bei seinen Beratungen zugegen. Es hat seinen kirchlichen Überzeugungen ihr Gepräge gegeben. Er gehört zur kirchlichen Mittelpartei, die nicht rütteln will an der überlieferten Lehre, die aber ihre reformatorischen, auf die sittliche Hebung des geistlichen Standes gerichteten Bestrebungen durchsetzen will auch im Widerspruch gegen die Häupter der Kirche, gegen die Anhänger des Hergebrachten, weil es einmal hergebracht war. Er ist froh über den Beschluß des Konzils, die Zahl der Kirchenfeste einzuschränken, zumal die Kirche und ihre Söhne, die sich und ihre Angehörigen doch durch die Arbeit ihrer Hände ernähren müßten, durch all diese Feiern mit höchstbeschwerlicher Muße belastet würden (*ocio gravissimo gravati*). Hemmerli stimmt ein in den Ruf nach Abschaffung des Cölibats für die Geistlichen: Gott habe ja im Paradiese den Menschen geboten: 'Wachset und mehret euch', und hoffentlich werde im nächsten Weltkonzil den Klerikern des Abendlandes gleichwie denen des Ostens die Eheschließung durch ein allgemeines Gebot gestattet. Mit dem Konzil ist er einverstanden in dem Vorschlag, daß fortan keine neuen Pfründen mehr für Kleriker, keine Klöster mehr für Mönche gegründet würden, daß vielmehr nur die alten Pfründen fortbestehen, die alten Gotteshäuser sorgfältig in gutem Zustand erhalten werden sollen; er macht freilich sich selbst durch den Interlokutor des Dialogs *De institutione novorum officiorum*, dem wir diese Stellen entlehnen, den recht treffenden Einwand: 'Das ist ja ganz schön, und vielleicht erfüllt sich deine Erwartung; aber ihre Erfüllung würde dir bei deinen grauen Haaren keinen Vorteil mehr bringen.' Nicht weniger finden die Synodalbeschlüsse seinen Beifall, die sich mit der Abschaffung der Gebühren für die Handhabung des geistlichen Gerichtssiegels befaßten. Man merkt ihm die Freude an, mit der er das Wort eines der Konzilvorsitzenden verzeichnet, die Bischöfe brauchten ja nur einen Knecht oder ein Pferd weniger in ihrer Dienerschaft zu halten und statt dessen Wachs zum Siegel zu kaufen; es sei doch nichts als Raub, wenn man für eine so geringe Mühe und ein bißchen Wachs so unerhörte Preise fordere. Mit dem Konzil ist Hemmerli eins in der Anhängerschaft an den von ihm gewählten Papst Felix V., den Gegenpapst von Eugen IV. Ausführlich beschreibt er den Empfang des neuen Kirchenoberhauptes in Solothurn. Spott und Hohn dagegen treffen Eugen IV. und den Kardinal Julian Cesarini, den ersten Vorsitzenden der Versammlung, der nach ihrem Zerwürfnis mit Papst Eugen diesem treu geblieben war. Eugen wird unehrenhafter Machenschaften beschuldigt, durch die er den Nachfolger Julians, den Kardinal Louis d'Allemand, Erzbischof von Arles, verfolgt habe; Julian erscheint als zweiter Julianus Apostata, als jämmerlicher Bösewicht, als schändlicher Heuchler. Man sieht, an kräftigen Ausdrücken fehlt es Hemmerli nicht; kräftigere noch findet er im Streite wider die Bettelmönche, in seinen Schriften gegen die *mendicantes*, mit denen er im Jahre 1438 vor die Öffentlichkeit trat. Ihr Treiben hatte er in Konstanz wie in Basel zu beobachten Gelegenheit gehabt; mit den Franziskanern befehdet er zugleich ihre

Schützlinge, die Begharden und Lollharden. Ihr hartnäckiges Verharren beim Bettel ist vor allem der Grund des Anstoßes; dadurch werde den wirklich Armen das Almosen entzogen, während jene sich Gold und Silber einzuheimsen wüßten; deshalb müßten sie zu ewiger Verdammnis verurteilt werden; kein kirchlicher Oberer solle sie in seinem Sprengel dulden, sondern dafür Sorge tragen, daß nicht ihnen, sondern den wirklich bedürftigen Laien die Spenden zugute kämen. Hemmerli streift damit ein volkswirtschaftliches Problem, aber er behandelt es als Moralist. In witzigem Dialog unterhält er sich mit dem Gegner, dem er wenigstens insofern Gerechtigkeit widerfahren läßt, als einzelne der ihm in den Mund gelegten Einwände auch gegen Hemmerlis eigene Stellung ankämpfen. Der Ausgang ist natürlich Widerlegung des Gegners, den er mit einer Art von Galgenhumor erklären läßt: 'Ich sehe schon, wir werden doch nicht einig; darum ist's besser, wir hören auf zu streiten; nur die Dämonen streiten gern. Ein Knecht Gottes muß sanftmütig sein wie Jesus, da sie ihn mit Steinen verfolgten und er davonging. Und so will ich's auch machen und enteilen auf die Höhen wie ein Sperling.' Zwei weitere Schriften befassen sich mit demselben Gegenstand. In der ersten wird geschildert, wie behaglich es sich die Bettelmönche in ihren verborgenen Schlupfwinkeln zu machen verstünden; die zweite greift zugleich den Papst selbst an, dessen Bulle zugunsten der Begharden lächerlich gemacht werden soll. Eugen hatte in ihr die wörtlich angeführte Bulle seines Vorgängers Gregor XII. bestätigt; Hemmerli liefert für beide zugleich einen gleichsam interlinearen Kommentar. In der Bulle hieß es: 'Das fromme Flehen der Gläubigen, die mit demütigem Geist ein Leben im Herrn in tiefer Ruhe führen, muß erhört werden.' Dazu bemerkt dann der Glossator: 'Das fromme Flehen — dieser Eingang braucht nicht als Wahrheit zu gelten; es ist *sermo curialis*'. 'In tiefer Ruhe — das gehört auch noch zum Eingang und ist gleichwohl reine Wahrheit: denn jene Bruderschaft flieht die Wahrheit und ist also wirklich, wie die Bulle erklärt, in tiefer Ruhe'. In der Bulle hatte gestanden: 'Ich habe gehört, daß in den Städten u. s. w. einige Arme beiderlei Geschlechts sich finden, die demütig und ehrbar in Reinheit des Glaubens leben und die Kirchen besuchen.' Auch hier ist die Glosse nicht um die Antwort verlegen: 'In den Städten — jawohl in den Städten, wo es Brot und Wein und Öl gibt, nicht in der Wüste, wie ihre Ordensstifter, auf die sie sich rühmend beziehen. 'Demütig und ehrbar — wieder Kurialstil. 'Die Kirchen besuchen — ach ja, das tun sie und heucheln obendrein mit langen Gebeten.' Nur zum Datum macht der Spötter eine lobende Bemerkung: Eugen allein habe die Jahreszahl genau angegeben, während man sonst nicht hätte wissen können, welcher Papst seines Namens die Bulle unterzeichnet habe.

Es würde zu weit führen, alle Schriften Hemmerlis gleich eingehend zu charakterisieren; nur mit seiner umfangreichsten, dem Dialog *De nobilitate* muß eine Ausnahme gemacht werden. Sie ist das Zeugnis seiner Anteilnahme am politischen Leben seiner Vaterstadt. Wir versuchen ihre Entstehung, ihren Inhalt und ihre Folgen für den Verfasser darzulegen.

Felix Hemmerli gehörte, wie bereits erwähnt wurde, einem Züricher Patriziergeschlechte an; seine Jugend fiel in die Zeit der Ausbildung eines Gegensatzes innerhalb der schweizerischen Eidgenossenschaft, der um die Mitte des XV. Jahrh. zur Krisis, zum Kampfe des mit Österreich verbündeten Zürich wider die Schwyzer führte. Durch welche Momente aber war er unvermeidlich geworden?

Die schweizerische Eidgenossenschaft hatte bis zum Ausgang des XIV. Jahrh. im Kampfe wider Österreich sich behaupten müssen; ihr Ziel ward seit Beginn des XV. insofern ein anderes, als es sich nun darum handelte, ihr Gebiet abzurunden und zu erweitern. Mit der räumlichen Ausdehnung aber des Bundes hielt seine innere Festigung nicht gleichen Schritt. Mißtrauen und Eifersucht, vor allem zwischen den Städten und Ländern, waren Hindernisse der Einheit, deren Gefährdung durch den sogenannten Toggenburger oder Alten Züricher Krieg alles bisher Erreichte in Frage zu stellen drohte. Der Tod des letzten Grafen von Toggenburg im Jahre 1436 war der Anlaß des Haders; wer sollte Herr werden seiner reichen Besitzungen in Toggenburg, Davos, Vetznach und einer Reihe österreichischer Pfandschaften? Der sich zum Erbe Meldenden waren viele: Zürich, Schwyz, Österreich, der deutsche König, süddeutsche Adlige. Am raschesten im Zugreifen waren Zürich und Schwyz. Gerade das Vorgehen der Städter erregte die Eifersucht der übrigen Eidgenossen, die, geleitet durch den Schwyzer Landammann Itel Reding, Zürich zur Preisgabe seiner Ansprüche auf die Toggenburgische Herrschaft nötigten. Die gedemütigte Stadt suchte Hilfe bei Habsburg; am 17. Juni 1442 schloß sie mit Friedrich III., der eben an diesem Tage in Aachen zum deutschen König gekrönt wurde, einen 'ewigen Bund' zu gegenseitiger Hilfe; als Preis mußte sie dem Habsburger die Grafschaft Kiburg überlassen, der seinerseits versprach, die Grafschaften Toggenburg und Vetznach für sie käuflich zu erwerben; Zürich sollte durch seine Hilfe an die Spitze einer neuen, vom Schwarzwald bis nach Rätien und an die Tiroler Grenze reichenden Eidgenossenschaft gestellt werden. Im Herbst des gleichen Jahres zog Friedrich III. in Zürich ein; seinem Bevollmächtigten, dem Markgrafen Wilhelm von Baden-Hachberg, mußte die ganze Gemeinde Gehorsam schwören; der Bund Zürichs mit den Eidgenossen war zersprengt, noch ehe die Kriegserklärung erfolgt war. Der Ausbruch des Kampfes ließ nicht auf sich warten. Die Mahnungen der Eidgenossen an Zürich blieben vergeblich. In mehreren Gefechten werden die Züricher geschlagen; ihr Bürgermeister, Rudolf Stüssi, fällt beim Siechenhause zu St. Jakob an der Sihl, als er sich am 22. Juli 1443 mit einer Axt bewehrt der wilden Flucht der Seinen entgegenstemmt. Die Einstellung der Feindseligkeiten im nächsten Jahre war nicht von Dauer. Noch sechs Jahre dauerte der Kampf, in dessen Verlauf Zürich selbst belagert wurde, Friedrich III. die Scharen der Armagnaken gegen die Eidgenossen heranzog, deren blutiges Handgemenge mit ihnen bei St. Jakob an der Birs Friedrichs Wunsch, Zürich zu entlasten und zugleich die eigenen Pläne zu verfolgen, im Keime erstickte. Wohl hielt der süddeutsche Adel noch aus; in seinen Kreisen ja waren die Tage von Morgarten und Sempach noch

nicht vergessen. Bei Zürich aber und den Eidgenossen zeigten sich je länger je mehr die Spuren der Ermattung. Endlich, am 12. Juni 1446, wurde zwischen ihnen der Friede vereinbart; Verhandlungen, Kompromisse, Schiedsgerichte verschleppten die Angelegenheit bis zum Jahre 1450: erst jetzt entsagte Zürich dem Bund mit Österreich und trat der Eidgenossenschaft wieder bei. Die Tendenzen der Auflösung waren überwunden; man darf sagen, der alte Zürichkrieg brachte die schlummernden nationalen Gedanken zu allgemeinem Bewußtsein und zu wirksamer Entfaltung.

Und Felix Hemmerli? Seine Parteinahme im Streit war ihm gegeben durch die Politik seiner Vaterstadt; umworben und geehrt von Österreich und seinen Anhängern — Friedrich III. machte ihn zu seinem Kaplan, ebenso wie Herzog Albrecht von Österreich, während ihn der Hachberger und sein Bruder, der resignierte Bischof Otto III. von Konstanz, zu ihrem Rat ernannten — sieht er für kurze Zeit seine Stellung am Großmünsterstift sich bessern. Die Erregung aber der streiterfüllten Zeit läßt ihn zum Pamphletisten werden. Erbitterung und Haß wider die Schwyzer, die überdies eine seiner Besitzungen verwüstet haben, beseelen ihn, als er eben in den Jahren des alten Züricher Kriegs seinen Traktat *De nobilitate* verfaßt.

Die Form ist wiederum die des Dialogs. Ein Ritter hat sich im Walde verirrt; er trifft dort einen Bauern und will ihn nun nach dem Weg fragen. Der Angeredete weigert sich dessen, und an die Weigerung knüpft sich das endlose Gespräch der beiden. Immer wieder neue Zitate aus allen möglichen Schriftstellern — der Bauer ist bewandert in der klassischen Literatur wie in der Bibel und den Kirchenvätern —, immer neue Abschweifungen mit persönlichen Erlebnissen des Verfassers, Beispielen aus Sage und Geschichte unterbrechen den Gang der Unterredung. Ein Bild von ihr zu geben scheint beinahe unmöglich. Vom Ursprung des Bauernstandes, vom Ursprung des Adels, seinen Vorrechten und Vorzügen ist die Rede, vom Römischen Reich und seiner Gliederung; liest man die Schrift selbst im gedrängtesten Auszug, man faßt sich oft an seinen Kopf, um sich zu fragen, wie kraus es im Kopfe des Verfassers ausgesehen haben mag. Barbarisches Latein erhöht die Schwierigkeit; noch am wenigsten Anstoß erregen die sprachlichen Etymologien, so kindisch sie sind, wie z. B. die Erklärung: Zürich, *Thuregum,* hieße ursprünglich *Duregum,* weil es an der Grenze zweier Königreiche gelegen sei; die Burgen der Adligen hießen *castra, quod castrabantur libidines ibidem habitantium; baro* sei herzuleiten *a labore* oder von *barrus* oder *barratus,* Elefantengeschrei, weil die Adligen hervorragen sollen über die anderen Menschen wie der Elefant über die übrigen Tiere. Die Absicht der Schrift ist die Verherrlichung des Adels. Alle Segnungen Gottes seien nur dem Adel zugeflossen; drei Apostel, Paulus, Bartholomäus und Matthias, seien adlig gewesen; seine größten Wunder habe Christus an Adligen verrichtet. Hierhin und dorthin gehen die Gedanken der Sprecher, der eine muß den anderen ermahnen, beim Thema zu bleiben. Ruhepunkte sind allein ein paar Einschaltungen wie die Erzählung von einem Schwyzer, der als zweiter Tannhäuser im Gebirge zwischen Siena und Perugia über ein

Jahr lang bei der Göttin Venus zugebracht haben will, wie die Sagen vom nächtlichen Kampf der auf dem Marchfeld Gefallenen mit den Siegern, von der Gabe der Herzöge von Österreich jeden mit einem Kropfe Behafteten zu heilen, der aus ihrer Hand einen Trunk Wasser schlürfe, von der wundervollen Blume, die der Stelle entsprossen sei, an der Leopold von Österreich bei Sempach gefallen sei. Der Kulturhistoriker wird der Schrift viele Züge entnehmen können, wie z. B. die ausführliche Aufzählung der Ackergeräte, die Schilderung der Kriegsgeräte — von der Erfindung des Schießpulvers durch Bertholdus niger alchimista ist die Rede — und die eingehende Beschreibung von 80 Wappenzeichen. Uns interessiert hier die Schrift als politischer Traktat, und diesen Charakter erhält sie durch die leidenschaftliche, haßerfüllte Schilderung der Schwyzer, der Feinde Zürichs. Sie ist vom ganzen Werke wohl am häufigsten angeführt worden; der Parteigänger des Adels spricht hier aus jeder Zeile. Hier endlich fühlt man sicheren Boden unter den Füßen. Die Schwyzer, so wird ausgeführt, verdienen gar nicht den Namen Bauern, insofern er denen zukommt, die das Land bebauen; sie verdienen ihn insofern, als *rusticus* herzuleiten ist von *ruditas.* Sie schämen sich nicht, vor aller Welt mit dem Namen Kuhmelker zu prahlen; ihre Viehzucht sollte ein Weibergeschäft sein; ihre Vertrautheit mit dem Rindvieh wird in der übertriebensten Weise ins Lächerliche, Verächtliche gezerrt. Die Vorfahren der jetzt lebenden Schwyzer hat Karl der Große aus dem Sachsenland ins Gebirge zur Hut der Pässe verpflanzt: daher auch ihr Name; denn da sie in ihrem sächsischen Dialekte häufig zu sagen pflegten: *wie wellen hie switten*, d. h. Blut schwitzen um des Kaisers Gnade zu bewahren, seien sie zunächst Schwitter, dann Schwitzer genannt worden. Hemmerli erzählt sodann die Sage von der Befreiung der Schweizer: sie kennt die Persönlichkeit des Tell noch nicht, dessen Mythus erst später in diese Fabeleien verflochten worden ist. Die Gründung der Eidgenossenschaft erscheint als unberechtigter Kampf wider den Adel, und nicht nur gegen ihn haben sich die Empörer vergangen, sondern auch gegen die Geistlichkeit, wie vornehmlich gegen das Kloster Maria Einsiedeln. Und wie haben sie den Krieg gegen Zürich geführt! Die Leichen der an der Bihler Brücke Gefallenen haben sie geschändet. Ihre Niederlage bei St. Jakob an der Birs durch die Armagnaken war vorherverkündigt in einer Prophezeiung des Jeremias, die vom Volk 'von ferne' berichtete. Vor 1000 Jahren, im Jahre 444, sind die Hunnen unter Attila in den elsässischen Gebirgen so geschlagen worden, daß 180000 auf dem Platze blieben und die Bäche von ihrem Blut zu Strömen anschwollen. Eben diese Zahl 444 ist jetzt wiedergekehrt nach 1000 Jahren und hat eine gleiche Schlacht gebracht. Die drei Vieren aber bezeichnen die gleiche Art der Hunnen und der Schwyzer: jede Vier zeigt wiederum vier beiden Völkern gemeinsame Frevel und Laster.

Es mag mit diesen Auszügen sein Bewenden haben. Aus dem ganzen Mittelalter ist uns keine Schrift bekannt, die in gleicher Weise abstruse Wirrsal der Gedanken und der Gedankenfolge mit ähnlicher Perfidie in der Verleumdung des Gegners verbindet. Leidenschaft, gesteigerte Leidenschaft wird und muß

jeden Streit der Geister und der Hände begleiten; Bosheit und Niedertracht sind die unrühmlichen Waffen des Pamphletisten, er mag immer erklären, nur der Wahrheit wolle er die Ehre geben. Man kann sich, wenn solche Expektorationen gläubige Leser fanden, einen Begriff machen von der Erbitterung des Kampfes, dessen Wut das Machwerk Hemmerlis steigern mußte. Es ist, als könnte er sich nicht genug tun in Herabsetzung der Schwyzer, die er in einer zweiten Schrift, dem sogenannten *Processus iudiciarius* vor den Richterstuhl Gottes fordert. Ihre Roheit zu schildern greift er zu dem merkwürdigen Mittel einer alphabetischen Stufenfolge von Attributen gleicher oder ähnlicher Endung: *atrox calliditas, audax crudelitas, cordax asperitas, contumax bestialitas* und so weiter bis zur *vorax corrositas* charakterisieren die Feinde Zürichs. Ein Gerichtshof, zusammengesetzt aus Karl dem Großen, Propheten und Rechtsgelehrten, verurteilt sie zur Vernichtung, die in himmlischem Auftrag der französische Dauphin bei St. Jakob an der Birs an ihnen vollzieht. Handgreifliche Blasphemie ist das Kennzeichen des Traktats, der wie sein Vorläufer das Schicksal Hemmerlis besiegelt hat.

Nicht alsobald hat es sich erfüllt. Noch vier Jahre lebte Hemmerli nach Abschluß des Friedens zwischen Zürich und den Eidgenossen in der Vaterstadt, Jahre voller literarischer Tätigkeit und zugleich voller Kämpfe im Stift und mit den kirchlichen Oberen, die endlich diese und die politischen Gegner Hemmerlis zu gemeinsamer Aktion wider den lästigen Mann verbanden. Nicht alle in dieser Zeit von 1450—1454 entstandenen Arbeiten sollen aufgezählt werden. Es genügt die über das Einlager zu nennen, d. h. über die eigentümliche Form der Haftung eines Vertragskontrahenten im Falle der nicht erfüllten Leistung, in der Hemmerli als einer der ersten eine Frage des deutschen Privatrechts wissenschaftlich (d. h. im Sinne seiner Zeit) zu beantworten unternimmt. Nicht unerwähnt darf auch die Schrift über das päpstliche Jubeljahr von 1450 bleiben, die zwar nicht gegen diese Einrichtung des spekulativen Geistes der Päpste als solche eifert, aber bezeichnenderweise die Nachteile nicht verschweigt, die mit ihr verbunden seien: sie rät zur Einführung kürzerer Jubiläumsfristen bis herab zu einem Jahre, zur Ausrüstung besonderer Kirchen in jedem Lande mit eigenen Gnaden, damit die Gläubigen nicht nach Rom zu reisen brauchten und auch der Arme an den Gnaden des Jubiläums leichter und häufiger Anteil nehmen könne. Immerhin darf die literarische Produktion dieser Jahre nicht darüber hinwegtäuschen, daß wir es mit Schriften eines alternden Mannes zu tun haben. Man vermißt die Kraft der vorangehenden Abhandlungen. Dazu kam, daß neue Reibungen im Stift Hemmerlis Stellung je länger je mehr erschütterten. Er sieht sich zurückgesetzt — der Einfluß seiner Gönner stützt ihn nicht mehr —, er gerät wiederum in Streit mit seinen Stiftsgenossen, von denen er einen in einem satirischen Pasquill recht deutlich an den Pranger stellte; er zerfällt vollends mit seinem Diözesanbischof, dessen Wunsch, auch Bischof von Chur zu werden, seine Gutachten an die Domherren von Chur vereitelten; er befehdet den Konstanzer Generalvikar, weil er einen Geistlichen habe gefangen nehmen lassen, dem nur die

Hinneigung zu Zürich vorzuwerfen war. Widersacher ringsum, zumal die Schmähungen des Traktats *De nobilitate* nicht vergessen waren.

So brachte das Jahr 1454 die Katastrophe. Sie herbeizuführen waren die politischen und kirchlichen Feinde Hemmerlis am Werke. Ein Versöhnungsfest zwischen Zürichern und Eidgenossen gibt die erwünschte Gelegenheit. Während in den Straßen lauter Festeslärm herrscht, wird Hemmerli in seiner Wohnung gefangen genommen und mit ungestümer Hast nach der Burg des Diözesans, nach Gottlieben, gebracht, zwei Wochen später nach Konstanz selbst, wo ein Verhör durch den Generalvikar und den Bischof nur zu sehr das Ende erraten ließ. Er wird zum bürgerlichen Tode verurteilt, d. h. zum ewigen Aufenthalt hinter den Mauern des Franziskanerklosters zu Luzern: allem Anscheine nach ist hier Hemmerli kurz vor dem Jahre 1464 gestorben, ohne daß die Haft ihn gebeugt hätte. Bis an sein Ende hat er um sein Andenken gerungen; bis zuletzt ist er nicht müde geworden sich zu verteidigen, seine Widersacher zu befehden: seine letzten Werke sind Klagen über die Vaterstadt, die ihn im Kerker schmachten lasse; er findet darin ein besonderes Zeichen des nahen Weltgerichts; ihn tröstet die Hoffnung, daß Gott die Bosheit strafen werde, die den Schuldlosen leiden lasse. —

Hemmerlis Leben setzte ein mit einer Idylle, wenn ich so sagen darf, mit dem Bilde des im eigenen Heime glücklichen, zufriedenen Mannes; es endete mit dem Hinweis auf das furchtbare Mittel der mittelalterlichen Kirche, unbequeme Mahner zum Schweigen, in Vergessenheit zu bringen, mit der Haft im Kloster seiner Feinde. Hemmerlis Persönlichkeit ist nicht in jedem Punkte anziehend. Er ist ein Starrkopf voll Leidenschaft, dem es an Fähigkeit gebricht, auch dem Gegner gerecht zu werden, d. h. seine Stellung, seine Ansicht zu beurteilen aus den Voraussetzungen seiner individuellen Bedingtheit heraus. Er kennt nur das eigene Ich, das will sagen die eigene Meinung. Nur sie allein ist richtig, nur sie ist berechtigt. Es fehlt die Gabe, über den Kreis der eigenen Gedankenwelt hinaus zu sehen. Hemmerli prüft nicht; er billigt oder er verdammt; die mittlere Linie ist ihm unbekannt. In seinen Schriften macht er sich los vom überlieferten Schema der Publizistik. Er ahnt die Macht der öffentlichen Meinung. Er fordert sie zugleich heraus. Er erfährt an sich, wie sie auch den Pfeil gegen den richtet, der sie beleidigt hat. Hemmerli hat lernen müssen, daß der Spruch des Horaz: *Telum ut semel emissum volat irrevocabile verbum* auch von dem Ersatz des gesprochenen Wortes, vom geschriebenen Worte, gilt: es ist zurückgeprallt auf seinen Urheber. Schuld und Sühne halten einander in seinem Schicksal die Wage. Nicht tragisch möchte ich es nennen, sondern folgerichtig verlaufend gleich der Wechselwirkung von Ursache und Folge.

Viel Mißbrauch hat man getrieben mit der Bezeichnung von Reformatoren vor der Reformation. Hemmerli gehört nicht zu ihnen. In seinen religiösen Anschauungen steht Hemmerli durchaus auf dem Boden des katholischen Dogmas; an ihm hat er nicht gerüttelt und niemals rütteln wollen. Zugleich aber ist er in kindlichem Aberglauben befangen: er erzählt voller Ernst, wie

der Bischof von Lausanne und der Domvikar von Chur den Maikäfern wegen Schädigung der Christenheit den Prozeß machen und sie nach regelrechter Verhandlung verdammen. Eine andere Frage ist die, ob er paßte in den Rahmen des kirchlichen Verfassungslebens. Wir möchten sie verneinen. Hemmerli befehdet den Papst, seine kirchlichen Oberen, die Gemeinschaft, der er angehört, und doch kommt ihm niemals zum Bewußtsein, daß er dadurch zugleich die kirchliche Autorität überhaupt untergrub. Begreiflich genug, daß eine spätere Zeit seine Schriften auf den Index setzte; sie hatte ein geschärftes Verständnis für die Gefährlichkeit von Werken, die nur zu sehr an die Menschlichkeit überlieferter Einrichtungen gemahnten, die doch, weil einmal kirchlich, dem Streit der Meinungen entrückt sein sollten.

Hemmerlis Charakter steht klar vor uns, ohne daß es gelingen mag, seiner Entwicklung im einzelnen nachzugehen; es gebricht an den Voraussetzungen, an den Hilfsmitteln einer Geschichte seines inneren Wesens. Nur wie es sich auslöste im Kampf und Streit, nur wie es hartnäckig einmal übernommene Ideale verfocht, wie es fest hielt an der einmal gewonnenen Parteistellung — nur das konnten wir zu schildern unternehmen. Unwillkürlich drängt der Blick von Hemmerlis Gestalt zu derjenigen Zwinglis, dessen Geburtsjahr 1484 kaum durch ein Menschenalter getrennt ist von dem Todesjahr unseres Publizisten. Verbindende Fäden zwischen beiden Männern aufzudecken scheint nicht angängig. Der Reformator der Schweiz steht da im hellen Lichte der Neuzeit, Hemmerli ist ein echter Sohn des Mittelalters gewesen und geblieben. Nicht einen Märtyrer soll man ihn nennen: er hat nicht schuldlos gelitten, aber sein Ende versöhnt doch auch wieder mit seinen Fehlern. An dem Staate der Heimat hat er sich vergangen, die umfassendere Macht der Kirche hat ihn fühlen lassen, daß noch immer ihr Wille der maßgebende sei.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Victor Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssée. Paris, Armand Colin. Tome I (VII, 591 S.) 1902; Tome II (VI 630 S.) 1903.

Ernst Aszmann, Das Flosz der Odyssee, sein Bau und sein phönikischer Ursprung. Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1904. 31 S.

Einzelne Studien von Bérard über den geographischen und kulturgeschichtlichen Hintergrund der Odyssee waren im Laufe der letzten Jahre in französischen Zeitschriften erschienen; er hat sie nun zusammengefaßt und erweitert im vorliegenden Prachtwerk. Die Resultate, die er vorträgt, müssen jeden, der zum ersten Male davon hört, aufs äußerste überraschen; die Methode übrigens, mit der sie gewonnen, die Art, wie Örtlichkeit und literarische Überlieferung aufeinander bezogen und in scheinbaren Einklang gebracht werden, ist keineswegs überall dieselbe. In einigen Fällen hält sich der Verf. streng an eine in alter und neuer Zeit herrschende Ansicht (so in der Ithaka-Leukas-Frage, in der Wilamowitz an ihm einen Bundesgenossen gegen Dörpfeld gewinnt); in anderen erneuert er eine von Gelehrten des Altertums versuchte Hypothese (z. B. wenn er Skylla und Charybdis an der Straße von Messina, Aiolos auf den 'Äolischen' Inseln, Kirke bei Circeji lokalisiert und die Insel des Sonnengottes mit Sizilien gleichsetzt); manchmal geht er ganz seine eigenen, kühnen und ungeahnten Wege. Kalypso ist ihm ursprünglich der Name einer Insel, und zwar der kleinen Insel Perejil oder Spania ('Insel der verborgenen Schätze') an der afrikanischen Küste, Gibraltar gegenüber; erst die Phantasie des Dichters hat daraus, '*en prêtant aux choses la personnalité*', ein weibliches Wesen gemacht. Die Vorstellung von einem Lande der 'Rundaugen' geht auf den Anblick der Phlegräischen Felder am Golfe von Pozzuoli mit ihren erstarrten Kraterrändern zurück: '*Le volcan devint un lanceur de pierres et un broyeur d'hommes, à qui le poète prêta les moeurs et la férocité des bergers opiques*'.

Es wäre ein billiges Vergnügen, die Konstruktionen des Verf. ins Lächerliche zu ziehen; statt dessen wollen wir uns an der liebevollen Hingabe freuen, womit er sich in der Homerischen Welt heimisch gemacht hat, und an dem mancherlei Guten, was er von seiner weiten Fahrt, wenn es denn auch eine Irrfahrt war, mitbringt. Er ist überall selbst, von der treuen Gattin begleitet, der er deshalb das Buch widmet, den Spuren des Odysseus gefolgt, hat Land und Leute sorgsam beobachtet und macht sie nun in Karten, Bildern, Beschreibungen auch dem Leser anschaulich. Wenn er als Hauptquelle der Odyssee einen semitischen Periplus, gewissermaßen einen Vorläufer moderner *Instructions nautiques*, annimmt, so macht sich da freilich eine naive Vorstellung von literarischen Verhältnissen einer fernen Vergangenheit geltend. Etwas Wesentliches aber bleibt richtig: daß die Homerischen Nachrichten und märchenhaften Erzählungen von den Gefahren und Abenteuern der Seefahrt am letzten Ende auf die Berichte phönizischer Seeleute, die das Mittelmeer durchkreuzt hatten, zurückgehen. Wichtiger noch ist ein anderer Gewinn. Die Natur ist heute noch dieselbe an jenen Küsten wie vor dreitausend Jahren; wer sich von ihr, von Fels und Brandung, Wetter und Meeresfarbe, Sonnenschein und Pflanzenwuchs durch einen empfänglichen Beobachter, wie Bérard gewesen ist, recht viel erzählen läßt, wird selber immer mehr Empfänglichkeit und Verständnis für das gewinnen, was dem alten Dichter, indem er spricht, vor der Seele steht.

Aßmanns Schrift gehört einem ganz ähnlichen Gedankenkreise an wie das Bé-

rardsche Werk. Auch er schätzt den Anteil, den ältere phönizische Kultur an dem Inhalt unserer Odyssee habe, sehr groß und begründet seine Ansicht teils durch einzelne Züge sagengeschichtlicher Überlieferung, die bei den Griechen selbst erhalten sind, teils durch Zurückführung Homerischer Namen und Wörter auf semitischen Ursprung. Wenn er für Charybdis und Sirenen eine phönizische Etymologie vorschlägt, so vermag ich diese zwar nicht zu kontrollieren, muß aber gestehen, daß, was zu ihrer Empfehlung gesagt wird, ganz annehmbar klingt. Der Verf. geht aber weiter und spricht eine Menge geläufiger griechischer Ausdrücke, deren Ableitung aus indogermanischer Wurzel bisher Schwierigkeit gemacht hat, als phönizische Fremdwörter an: *θάλαμος*, *θώραξ*, *ἐσχάρα*, *εὐνή*, *γάμος*, *ἀγαπάω*, *μάχομαι* u. s. w. Hier hört das Einleuchtende seiner Darlegungen auf. Wären sie alle richtig, so müßte die griechische Sprache von Anfang an ein halbsemitischer Jargon gewesen sein, ganz abgesehen davon, daß auch im einzelnen die Gleichungen, die angesetzt werden, vielfach recht gewaltsam erscheinen.

Den Anlaß zu all diesen Ausführungen gibt eine Studie über die *σχεδίη* des Odysseus, für die bisher Breusings Erklärung als 'Blockschiff' am meisten die Möglichkeit bot sich etwas Greifbares vorzustellen und deshalb verdienten Beifall gefunden hat, nun aber doch wohl aufgegeben werden muß. Das Entscheidende liegt nicht so sehr in der Meinung des Altertums — die Gleichsetzung des Homerischen Fahrzeugs mit den *σχεδίαι* historischer Zeit könnte ja auf einem Mißverständnis beruhen — als in dem von Aßmann gebrachten Nachweis, daß Flöße als Seefahrzeuge im Altertum wirklich vorkamen, und zwar an den Küsten Arabiens, also in semitischem Gebiete (S. 23 ff.). Er entwirft mit Hilfe der Homerischen Angaben ein, auch in Zeichnung dargestelltes, Bild der von Odysseus erbauten *σχεδία*, wobei das Bemerkenswerteste ist, daß er ihr, um des *ὑψοῦ ε* 164 willen, ein auf Stützen oder Trägern (*σταμῖνες*) ruhendes 'fliegendes Verdeck' gibt. Dieser Teil der Aßmannschen Konstruktion hat ablehnende Kritik erfahren durch einen Offizier der deutschen Kriegsmarine, Kapitän zur See z. D. Meuß, der in der Marine-Rundschau (1904 S. 610—615) die Bedenken entwickelt, die entgegenstehen: einmal die große Künstlichkeit des Baues und dann seine Unzweckmäßigkeit zum Gebrauch auf hoher See bei starkem Wellengang. Dagegen ist Kapitän Meuß geneigt, auch seinerseits die *σχεδίη* für ein Floß, die *ἴκρια* für ein 'Deck' zu halten. Er warnt nur vor dem Ausdruck 'Verdeck', weil man dabei immer an einen darunter befindlichen verdeckten Raum denke; das Deck an dem Fahrzeuge des Odysseus sei vielmehr unmittelbar auf die Balken des Flosses gelegt worden. Zum Schluß gibt auch er eine Zeichnung, wie das Ganze ausgesehen haben könne, die denn zusammen mit der sie begründenden sachkundigen Abhandlung dem Studium auch philologischer Leser empfohlen sein möge. PAUL CAUER.

ÜBER DEN DIDYMÄISCHEN APOLLON DES KANACHOS hat Kekule von Stradonitz kürzlich in den Sitzungsberichten der Berliner Akademie 1904 S. 786 ff. gehandelt. Er veröffentlicht daselbst auf S. 787 ein in Milet selbst, in der Orchestra des Theaters gefundenes Relief mit einer Nachbildung jenes berühmten Götterbildes und stellt deren Treue ins rechte Licht. Nicht bloß der archaische Stil, der Hirsch auf der Rechten, der Bogen in der Linken, entsprechen der sonst schon gewonnenen Vorstellung vom Original des sikyonischen Meisters: auch der unförmliche Altar mit der Flamme und die zwei lebhaft bewegten Fackelträger zur Linken und zur Rechten des Gottes stehen wesentlich so wie auf Münzen des Septimius Severus und Gordianus, die Kekule auf S. 15 abbildet. Man wird also auch den Nimbus, der des Gottes Haupt auf dem Relief schmückt, gleichbedeutend dem Strahlenkranz auf der Gordiansmünze, mit Kekule S. 5 für einen dem Tempelbild allerdings erst spät zugefügten Schmuck halten. Daß damit nicht allein die Göttlichkeit Apollons, sondern seine Lichtnatur angedeutet werden sollte, scheinen die Fackelträger, den Dioskuren oder Phosphoros und Hesperos so ähnlich, zu bestätigen.

Auf die stilistischen Erörterungen Ke-

kules und den Vergleich des Relief-Apollon mit einer Erzstatuette des Louvre gehe ich nicht weiter ein, bemerke nur, daß an beiden, außer der Bildung des Brustkorbrandes (Kekule S. 13), auch die Schulterbreite und die Teilung des Abstandes vom Brustknorpel bis zum Glied sehr verschieden ist.

Ich wende mich aber gegen Kekules Urteil (S. 5 f.) über Plinius' Beschreibung XXXIV 75: *Canachus (fecit) Apollinem nudum ... cervumque una (?) ita vestigiis suspendit ut linum subter pedes trahatur, alterno morsu calce digitisque retinentibus solum, ita vertebrato dente utrisque in partibus ut a repulsu per vices resiliat.* Petersen (Arch. Ztg. 1880 S. 22 und 192) und Mahler (Journal international d'arch. numism. 1901 S. 107), meint Kekule, hätten sich in neuerer Zeit darum bemüht, ohne die Sache zur Evidenz zu bringen. Mahlers Versuch ist allerdings so verfehlt, daß es, zumal angesichts des milesischen Reliefs, überflüssig ist ein Wort dagegen zu sagen. Über meine Auslegung hat oben S. 346 W. Schmidt billiger geurteilt, und daß ich, anders als die meisten Neueren, Plinius' Worte so auslegte, daß der Hirsch auf des Gottes Hand gestanden, wird durch das Relief bestätigt. Plinius (Mucianus) sagt allerdings nicht sogleich deutlich, daß der Hirsch auf der Hand stehe, wofern nicht *una*, das im Bambergensis fehlt, aus *manu* verderbt wurde; im übrigen aber ist die Beschreibung präzis und jede Mißdeutung ausschließend. Den kleinen Mechanismus zu verstehen, bedarf es allerdings eines geringen Maßes von Einbildungskraft. Ein Faden konnte zwischen dem Hirsch und der Hand, auf der er stand — daran ist jetzt nicht mehr zu zweifeln — durchgezogen werden, ohne daß man doch den Hisch ganz von der Hand hätte ablösen können. Wozu diese Spielerei? Man (auch Kekule S. 6 f.) hat wohl gesehen, daß sie jener Zeit ansteht; aber zweifelsohne war nicht sie der eigentliche Zweck. Der Hirsch ist das heilige Tier des Gottes; nach archaischer Weise sollte dieser ihn auf der Hand tragen. Natürlich aber wurde die Hand (und der Arm) nicht mit dem Hirsche zusammen gegossen, sondern jedes für sich, und nur bei der Verbindung beider Teile war es, daß Kanachos jenen Pfiff anwandte, der übrigens sehr wohl auch einen praktischen Zweck haben konnte. Kekule findet die Worte des Plinius unverständlich, 'da der Ausdruck *calx* nur auf den Tierhuf oder die Ferse des Menschen, die *digiti* aber nur auf die Menschenhand passen'. Ja freilich, wenn man die Sache von vornherein verdreht, kann kein vernünftiger Sinn herauskommen. Es ist ja doch gar nicht anders möglich, als daß *calx* und *digiti*, wofür nachher *utraeque partes* steht, gerade ein und demselben, entweder dem Hirsch oder dem Gott gehören; denn abwechselnd halten sie fest. In diesem Geschäft die Hand des Gottes und den Fuß des Hirsches abwechseln zu lassen, wäre widersinnig. Da nun aber nicht der Hirsch den Gott, sondern dieser den Hirsch festhält, sind *calx* und *digiti* beide Apollons. Und warum denn nicht? *Calx* ist eigentlich die Ferse und *digiti* sind die Finger; aber *digiti* bezeichnet nicht selten auch die Zehen; warum sollte es unmöglich gewesen sein, umgekehrt auch einmal *calx* für den Handballen zu sagen, für den es keinen geläufigen Namen gab? Unsere Stelle zeigt, daß es geschehen ist, gerade so vereinzelt wohl wie derselbe Plinius VIII 130 die Vorderfüße der Bären (die *ingrediuntur et bipedes*) einmal *manus* nennt. Also 'mit wechselndem Bisse (Eingreifen) halten (den Hirsch) Ferse (Handballen) und Finger allein' — *solum*, weil zu *calce sola*, zu *digitis solis* zu sagen gewesen wäre —, genau wie Kekule von dem Relief sagt: 'und zwar steht das Tier mit den Hinterfüßen auf dem Handballen, mit dem linken Vorderbein steht es auf den gekrümmten Fingern'. Es wäre unerheblich, wenn der Hirsch vielmehr wie das rechte Vorder-, so auch das linke Hinterbein schreitend bewegte, wie ich zu sehen meine. Jedenfalls ist die Verbindung des Tieres mit der Hand auf wesentlich zwei Punkte beschränkt, und selbst da ließ sie sich durch jenen Mechanismus aufheben, nur nicht an beiden Stellen zugleich, sondern je nur an einer.

Ob man nun den *dens*, der an jedem der beiden Punkte sowohl eingreifen (*repulsus* — s. Arch. Zeit. a. a. O. — das bis zum Aufstoßen, dem Anfang der Gegen-

bewegung, vollendete Eindringen) als ausfahren (*resiliat*) kann, an den Füßen des Hirsches oder an der Hand des Gottes — letzteres dem Wortlaut vielleicht genauer entsprechend — angebracht denkt, und ob man das *vertebrato* nur von der relativen Beweglichkeit der Zähne im Verhältnis zu den beiden Scheiden versteht, oder ob man beide Zähne auch an sich — natürlich korrespondierend — beweglich denken will, das sind Nebensachen, die Hauptsache ist bei Plinius klar und unzweideutig zu lesen. EUGEN PETERSEN.

ARCHÄOLOGIE IN KLEINASIEN. Was systematische Erforschung des ganzen Gebietes anlangt, steht Österreich jetzt unbedingt an der Spitze wissenschaftlicher Arbeit in Kleinasien, seitdem durch die hochherzige Stiftung des Fürsten von Liechtenstein die Mittel hierzu für eine längere Reihe von Jahren gesichert sind. Daß aber diesen Untersuchungen auch von anderer Seite Interesse entgegengebracht wird, zeigt eine Expedition, deren vorläufiger Bericht jetzt vorliegt.[1]) Die Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft in Böhmen hat die beträchtliche Summe von 18000 Kronen zu einer Expedition bewilligt, durch die das alte Isaurien nach denselben Gesichtspunkten durchforscht werden sollte wie das südwestliche Kleinasien durch die Wiener Akademie. Im Frühling 1902 ist die Expedition ausgeführt worden. Sie hat gute Resultate gehabt, einen völligen Überblick darüber wird erst das ausführliche Reisewerk geben. Wichtig ist, daß es gelungen ist, die Lage von Vasada und Amlada endgültig festzustellen; damit sind für weitere topographische Untersuchungen wertvolle Anhaltspunkte geschaffen. Die Bearbeiter beobachten dabei die durchaus richtige Regel, hier im Binnenlande nur diejenigen Identifikationen alter Örtlichkeiten als sicher anzunehmen, die durch unzweifelhafte Inschriftenfunde bestätigt werden. Es sind außerordentlich viel neue Ruinenstätten gefunden worden, auch in Gegenden, die schon von Sterrett und Sarre bereist waren; leider bleiben sie sämtlich ohne Namen. Aber auch so sind die Ergebnisse wertvoll, weil sie uns zeigen, daß das Land doch recht dicht besiedelt gewesen ist. Stellenweise liegen die Ruinen in Regionen, die jetzt wegen ihres rauhen Klimas nur im Sommer bewohnt sind, so z. B. südlich vom Soghla Göl, auf dem Ostabhang der hohen Tauruskette, die die Expedition in dem bisher unerforschten Susam Beli (leider fehlt eine Angabe über die Paßhöhe) überstiegen hat. Eins möchte ich zum Schluß erwähnen: S. 28 wird gesagt, daß in Beyschehir keinerlei Zeugen alter Kultur vorhanden wären. Wie steht es mit den Resten einer antiken Brücke, die sich nach Cronin bei dem Ausfluß aus dem See dort finden? Dem Bericht sind zwei Karten beigegeben, die eine enthält eine Übersicht über zurückgelegte Routen, die andere einen ausführlichen, in großem Maßstab gehaltenen Plan von Palaea Isaura. Hoffentlich können wir bald im eigentlichen Reisewerk die Ergebnisse der Expedition in extenso nachlesen.

WALTHER RUGE.

[1]) Vorläufiger Bericht über eine archäologische Expedition nach Kleinasien, unternommen im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen von Julius Jüthner, Fritz Knoll, Carl Patsch, Heinrich Swoboda. In Kommission der J. G. Calveschen K. u. K. Hof- und Universitätsbuchhandl. (Josef Koch), Prag 1903. 52 S. 8°.

STOFF UND QUELLE DES GEDICHTES BOTENART VON ANASTASIUS GRÜN

Die Stoffgeschichte des bekannten Gedichtes 'Botenart' von Anastasius Grün ist, soweit ich sehe, bisher nicht festgestellt worden; auch die Schrift von P. v. Radics über den Dichter und der Briefwechsel mit Ludwig August Frankl (1897) gewähren keine Anhaltspunkte. Etwas außerordentlich Ergreifendes und Packendes liegt jedenfalls in dem Gedicht. Wenn man sich nicht von vorneherein durch die Häufung grausiger Szenen in der ästhetischen Bewertung beeinflussen läßt, so wird man, glaube ich, zugestehen müssen, daß sich Inhalt und Form zu guter künstlerischer Einheit verschmelzen. 'Unglück auf Unglück' ist die kürzeste Formel für den Inhalt. Der vom Turnier heimkehrende Graf

erfährt von seinem Knecht den plötzlichen Tod seines Sohnes und seiner Gattin und den Verlust seines Hauses und seiner Habe. Die Ursache dieses Sturzes von der Höhe des Glücks in die Tiefe des Unglücks ist einzig und allein die blinde Macht des Zufalls. Mit unabwendbarer Sicherheit folgt ein Schlag dem andern: der Sohn ist von ungefähr aus dem Fenster gestürzt, die Gräfin ist darüber vom Schlage gerührt worden, die Leichenfrau ist infolge von Unvorsichtigkeit mit dem Licht verbrannt, und Haus und Hof sind ein Raub der Flammen geworden. Allein der Kern des Gedichts liegt nicht in der Schwere des Schicksals als solchem, sondern in der eigenartigen, klugen und schonenden Art, wie der Bote dem Grafen davon Mitteilung macht, worauf schon der Titel des Gedichtes hindeutet. Er beginnt nicht, wie es die nüchterne Wirklichkeit erfordert hätte, mit der Erzählung des Wichtigsten, dem Untergang des ganzen gräflichen Hauses. Er antwortet vielmehr auf die Frage des Grafen, was denn geschehen wäre, mit dem größten Gleichmut: 'Nichts Sonderlichs!', spricht von seiner eigenen Unterkunftslosigkeit und berichtet dann von den kleineren, mehr nebensächlichen Unglücksfällen, die freilich auch eine Folge des großen Unglücks sind, dem Verlust des Hundes und des Rosses. Die Erzählung vom Tod des Sohnes leitet er zögernd mit dem Wort 'Besinn' ich recht mich' ein, und der Schalk verrät sich, als er auf den Vorwurf des Grafen, warum er nicht das Haus hüte, antwortet: 'Das Haus? Ei, welches meint ihr wohl?' In dieser Form der Mitteilung liegt eine Art trockenen Humors, der die Wirkung der Ursache vorhergehen läßt, der das Unwesentliche dem Wesentlichen absichtsvoll voranstellt. Diese Ironie steht dem Knecht vortrefflich, der in seiner gänzlichen Abhängigkeit von seinem Herrn in das Schicksal desselben gleich unschuldig mit hineingezogen wird. In dem grotesken Humor, der die Tragik des Unglücks mildert und die gesamte ästhetische Wirkung hebt, liegt der Wert des Gedichts. Dem Inhalt entspricht die Form. Sie ist die denkbar knappste, die erregten Fragen des Grafen wechseln mit den lakonischen Antworten des Dieners, Rede und Gegenrede erfolgen ebenso Schlag auf Schlag wie die Unglücksfälle, von denen sie berichten. Von der ersten, einleitenden Strophe abgesehen, besteht das ganze Gedicht nur aus einem einzigen Dialoge, der sich fortgesetzt dramatisch steigert. Die Sprache ist entsprechend gedrungen, das Versmaß der kurzen Reimpaare mit seinen wuchtigen, stumpfen Reimen passend gewählt. Wir werden dem Gedicht als ganzem einen balladenartigen Charakter zuschreiben können. Der Dichter stellte es, vielleicht in Anlehnung an einen älteren Sprachgebrauch, unter die Gruppe der 'Romanzen'.

Man würde das Genie des Dichters sehr hoch anschlagen müssen, wenn er der eigentliche Erfinder dieser Märe und der alleinige Schöpfer dieser Behandlung wäre. Beides ist nicht der Fall. Der Stoff ist alt, und wenn er im folgenden auch nur bis ins Mittelalter zurückverfolgt werden kann, so wird sein Ursprung doch weiter zurückliegen, denn die bis jetzt älteste Fassung bei Petrus Alphonsus wird aus orientalischen (arabischen) Quellen geschöpft sein. Auch die Technik der poetischen Darstellung Grüns ist nicht ganz selbständig. Durch das Medium der französischen Literatur ist Stoff und Form in die unsrige übergegangen.

In der 'Disciplina clericalis' des 1106 gestorbenen Petrus Alphonsus, jener Sammlung von lehrreichen Erzählungen, die durch eine Rahmenerzählung, die Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn, zusammengehalten werden, findet sich folgende Erzählung (in der Ausgabe der Société des Bibliophiles français, Paris 1824, No. 25 S. 172):

Dictum est quod Dominus suus veniebat de foro laetus pro lucro, quia multum lucratus fuerat, et exivit servus Maimundus contra Dominum suum, quem cum videret Dominus, timuit ne aliquos rumores, ut mos suus erat, diceret, et dixit: Cave ne dicas mihi rumores malos. Servus: Canis nostra parva pipella mortua est. Cui Dominus: Quomodo mortua est? Servus: Mulus noster exterritus fuit et rupit chamum suum, et dum fugeret, sub pedibus suis canem suffocavit. Dominus: Quid actum est de mulo? Servus: In puteum cecidit et mortuus est.

Dominus: Quomodo exterritus fuit mulus? Servus: Filius vester de solario cecidit ita quod mortuus est, et inde exterritus fuit mulus. Dominus: Quid agit genitrix eius? Servus: Prae nimio dolore nati mortua est. Dominus: Quis custodit domum? Servus: Nullus; quoniam in cinerem versa est et quicquid in ea erat. Dominus: Quomodo combusta fuit? Servus: Eadem nocte qua domina mortua fuit, pedissequa quae vigilabat pro domina, oblita fuit candelam in thalamo et ita combusta fuit domus tota. Dominus: Pedissequa ubi est? Servus: Ipsa volebat ignem extinguere et cecidit super caput et mortua est. Dominus: Tu quomodo evasisti cum tam piger sis? Servus: Cum viderem pedissequam defunctam effugi. Tunc Dominus valde contristatus ad vicinos suos venit orans eos ut reciperetur in alicuius domo et hospitaretur.

Die Geschichte spielt also noch nicht in ritterlichen, sondern in bürgerlichen Kreisen, der Herr ist ein vom Markt heimkehrender Kaufmann. Der Diener, mit Namen Maimund, ist ebensosehr wegen seiner '*pigritia*' als wegen seiner '*garrulitas*' gefürchtet. Die Reihenfolge der Unglücksfälle ist wie bei Grün: der Verlust des Hundes und des Rosses, der Sturz des Sohnes vom Söller, der Tod der Mutter und der Brand des Hauses infolge der Leichtfertigkeit der Dienerin. Auch die Darstellung, überwiegend Zwiegespräch zwischen dem Herrn und dem Knecht, ist bereits vorhanden. In dieser Form ist die Erzählung anscheinend zunächst in die altfranzösische Fabliauliteratur übergegangen.

Die älteste französische Bearbeitung der Disciplina clericalis, der 'Pierre Anfors' aus dem Ende des XII. Jahrh., gibt eine gute Versifikation in Achtsilblern im genauen Anschluß an die Vorlage. Sie vermeidet es den Namen des Dieners, der einmal als '*pautonniers*' bezeichnet wird, anzugeben; der kleine Zug, daß die Dienerin gerade Leichenwache hält, als sie die Kerze brennen läßt, ist fortgelassen. Der freilich nicht kritisch hergestellte Text findet sich in der genannten Ausgabe Nr. 23 S. 165.

Eine zweite altfranzösische Übersetzung der Disciplina clericalis aus dem XIII. Jahrh., der sog. 'Chastoiement d'un père à son fils', enthält ebenfalls unsere Geschichte und ist in der bekannten Sammlung der Fabliaux et Contes von Barbazan veröffentlicht worden (in der von Méon besorgten Ausgabe, Paris 1808, Bd. II 166 No. 25). Sie ist insofern etwas genauer, als der Name des Dieners im Laufe der Erzählung stets genannt wird und die Stelle über die Aufbahrung der Leiche nicht fehlt (*Quant la dame fu deviée, Et en la biere fu posée, La chamberiere i dust veillier, Et sa dame devoit gaitier*). Eine noch spätere Prosaredaktion aus dem XV. Jahrh., die Méon neben dem lateinischen Text der Disciplina clericalis abgedruckt hat, sei wenigstens erwähnt.

Aus der altfranzösischen Literatur wird der Stoff, falls nicht aus dem XVI. und XVII. Jahrh. Bearbeitungen vorhanden sind, durch Legrand d'Aussy in die neuere Dichtung übergeführt. Er bringt die Geschichte in seiner Sammlung 'Fabliaux ou Contes du XIIe et du XIIIe siècle' (Paris 1779, III 259) unter dem Titel 'De Maimon' und dem Zusatz 'Extrait'. Im Gegensatz zu dem mehr historisch veranlagten, wenn auch nicht kritisch begabten Barbazan, der die Quellen selbst reden läßt, wollte Legrand ein den ästhetischen Bedürfnissen seiner Zeit genügendes, für weitere Kreise bestimmtes interessantes Buch schreiben. Er beabsichtigte von den alten Mären weder eine wörtliche, noch eine freie Übersetzung zu geben, sondern '*une copie réduite, pour laquelle il a fallu employer des couleurs nouvelles, et qui, sans rendre trait pour trait l'original, est cependant fidèle, parce qu'elle n'y ajoute rien*'. Er ist manchmal sogar so weit gegangen '*jusqu'à donner à quelques-uns de leurs contes* (sc. *des vieux poètes*), *un style, ou plus rapide, ou plus élégant, quelquefois même plus poétique*'. Bei diesen, in seiner Vorrede geäußerten Grundsätzen, die sich dem Wesen einer freien künstlerischen Umarbeitung annähern, erklären sich die vorgenommenen wertvollen Änderungen. Die Geschichte ist aus der bürgerlichen Sphäre in die ritterliche emporgehoben; ein Graf kehrt vom Turnier zurück und empfängt die Meldungen seines Knechts. Einzelheiten, die sich auch bei Grün finden,

kommen hier zuerst vor, so die Antwort des Dieners, daß er sich eine Behausung suche, und das achselzuckende '*Pas grand' chose*' auf die Frage, was geschehen sei. Der Hund des Herrn verunglückt, als man den Zelter auf dem Hofe striegelt. Auch die Dienerin hat einen Namen erhalten — Marotte. Die in fließender Prosa geschriebene Darstellung wirkt durch ihre gedrängte Ausdrucksweise und durch die Fortlassung aller Nebenumstände knapper, lebhafter und eindringlicher als die mittelalterlichen Fassungen. Sie lautet:

Maimon était valet d'un Comte. Son Maître, revenant chez lui après un tournois, le rencontre sur le chemin, et lui demande où il va. Il répond d'un grand sang-froid qu'il va chercher un logement quelque part. Un logement! reprend le Comte effrayé. Qu'est-il donc arrivé chez moi? — Rien, Monseigneur. — Mais quoi encore? — Pas grand' chose, vous dis-je. Seulement votre chienne que vous aimiez tant est morte. — Comment cela? — Votre beau palefroi qu'on pansait dans la cour s'est effarouché; il l'a écrasée en courant, et il est allé se jeter dans le puits. — Eh! qui a effarouché le cheval? — C'est notre Damoiseau votre fils, qui est tombé à ses pieds du haut d'une fenêtre. — Mon fils, grand Dieu? Où étaient donc sa Bonne et sa Mère? Est-il blessé? Oui, Sire, il a été tué roide; et quand on est venu l'apporter à Madame, elle s'est tellement saisie qu'elle est tombée morte aussi sans parler. — Coquin! au lieu de t'enfuir, que n'es-tu allé chercher du secours, ou que ne restais-tu au Château? — Il n'en est plus besoin, Sire. Marotte, en gardant Madame, s'est endormie; une lumière a mis le feu, et il ne reste plus rien. — — Ainsi le Comte perdait à la fois tout ce qui lui était cher, il se trouvait sans asile; et à entendre le butor, les choses allaient le mieux du monde.

In einer späteren, undatierten fünfbändigen Ausgabe seiner Fabliaux hat Legrand der Maimon-Geschichte die Worte hinzugefügt: *Ce conte a été mis en vers par B. Imbert* (IV 120), eine Bemerkung, die sich bei mehreren anderen Stoffen wiederholt. Barthélemy Imbert (1747—90), ein wenig bedeutender Nachfolger Lafontaines, hat die Geschichte in seiner Sammlung 'Choix de fabliaux, mis en vers' (Genève 1788, I 203) unter dem gleichen Titel wie bei Legrand 'De Maimon' nach dem Muster der von Lafontaine geschaffenen Kunstform in *vers libres* behandelt. Seine Darstellung ist schon der poetischen Form wegen etwas ausführlicher und abgerundeter als diejenige der Vorlage, die er mehrfach ganz wörtlich nachahmt:

Un chevalier, dont la victoire
Couronnoit souvent la valeur,
D'un tournoi revenait vainqueur,
Plein de lassitude et de gloire.
En son chemin, il trouva son valet,
Le bon Maimon, qui d'un air bénévole,
Tranquillement, à pas lents s'en alloit,
Sans jeter un regard, sans dire une parole.
— Où vas-tu? lui dit-il. Le valet froidement:
— Je vais, monsieur, chercher un logement.
Jaloux d'en apprendre la cause,
Le maître s'en informe avec un air d'effroi:
Qu'est-il donc arrivé chez moi?
— Oh! rien, monsieur. — Mais encor' — Pas grand' chose;
Seulement votre jeune chien,
Que vous aimiez si fort . . . — Eh bien?
— Il est mort. — Et comment? — Votre beau cheval pie,
Que l'on pansoit alors, par malheur a sauté,
L'a renversé, foulé, laissé sans vie,
Et dans un puits, lui-même il s'est précipité.
— Mais qui donc a fait peur au cheval? — Notre maître,
C'est Monsieur votre fils, qui, par une fenêtre,
A ses pieds venait de rouler.
— O ciel! et que faisaient et sa bonne et ma femme?
S'est-il fait mal? — Oui, sire: il est mort; et madame
En est tombée aussi morte et sans plus parler.
— Coquin! au lieu de fuir, il falloit donc aller
Demander du secours. — On n'en a plus que faire;
Près du lit de madame, en faisant la prière,
Le sommeil a gagné Marote; une lumière
A mis le feu; tout finit de brûler;
J'ai vu cheoir la poutre dernière.

Ainsi le chevalier tomboit en peu d'instans
Dans une misère profonde,
Il perdoit à la fois château, bêtes et gens,
Et tout alloit le mieux du monde.

Die deutschen Bearbeitungen, deren Ausgangspunkt direkt oder indirekt wahrscheinlich die Fassung Legrands ist, verändern teils nur die Form der Darstellung, teils auch den Inhalt. Die früheste ist von Chr. Fr. Dan. Schubart in dem Gedicht 'Der kalte Michel' (Sämtliche Gedichte II 206, 1787), deren Nachweis ich Herrn Professor Ilberg verdanke. Das Eigenartige dieser Behandlung liegt in der Übertragung der Geschichte aus dem mittelalterlichen Milieu in zeitgenössische, speziell deutsche Verhältnisse. An Stelle des Grafen ist ein 'deutscher Junker' getreten, der, wie es damals noch in ausgedehntem Maße Sitte war, in Paris sein Geld 'mit Geschmack' durchbringt. Infolgedessen mußte das Zusammentreffen mit dem Knecht, das sich bei Legrand leicht aus der Rückkehr des Grafen vom Turnier ergab, anders begründet werden. Der Junker, der schon wegen Geldmangels vergebliche Bittbriefe nach Hause geschickt hat, lehnt eines Tages etwas lebensüberdrüssig aus dem Fenster seiner Wohnung heraus, als er seinen Knecht Michel herannahen sieht, der ihm statt der erwarteten Wechsel die trüben Nachrichten aus der Heimat überbringt. Dies der Inhalt der ersten sieben mehr beschreibenden Strophen, wobei dem 'Franzmann' eine kleine Malice gesagt wird, indem ihm vorgeworfen wird, nur die mit vollen Taschen kommenden Deutschen höflich zu behandeln. Die folgenden Strophen bringen das Zwiegespräch des Herrn und des Knechts, mehrfach so, daß der erste ungereimte Vers die Frage des Junkers, die anderen vier mit der Reimstellung *abba* die Antwort des Knechts enthalten. Die erwähnte Änderung bedingte bei der Aufzählung der Unglücksfälle andere Abweichungen. Da es sich hier um den jungen Herrn handelt, konnte der Sturz des Sohnes aus dem Fenster und als Folge davon der Tod des Pferdes und des Hundes nicht verwertet werden, und damit fiel auch der Grund für den plötzlichen Tod der Mutter. Dafür ist folgende neue Verkettung der Umstände erfunden: der Vater hat auf der Jagd das Genick gebrochen, die Mutter ist aus Kummer darüber gestorben, durch ein Unglück mit der Kerze während der Leichenwacht (die Dienerin wird nicht erwähnt) gerät das Schloß in Brand, beim Wassertragen zum Löschen des Feuers krepieren die Pferde, und der Rabe auf dem Hof verreckt, als er in Ermangelung von Futter das 'Luder' der toten Pferde frißt. In der Aufzählung beginnt der Diener natürlich rückwärts mit dem Tod des Raben. Besonders bezeichnend ist der Schluß der Erzählung für den Dichter des 'Kapliedes', der ein begeisterter Anhänger der jungen Republik Amerika war. Auf Vorschlag des Dieners beschließen Herr und Diener nach Amerika auszuwandern, um beim 'großen Washington' ihr Glück zu machen. Es wäre freilich nicht ganz ausgeschlossen, daß Schubart nicht Legrand selbst, sondern eine bereits modernisierte Fassung des Stoffes gekannt hätte, aber bei seiner sonstigen selbständigen Schaffensart spricht vieles dafür, ihm die Umarbeitung allein zuzuschreiben. Er schuf eine frische, volkstümliche, humoristische Romanze, während Imbert nur eine lehrreiche Fabel zustande brachte, und folgte damit einer tief eingewurzelten Naturanlage zum Volkstümlichen, die ihn in mancher Hinsicht zu einem Vorgänger Bürgers macht.

Schubarts Gedicht liegt unzweifelhaft der Erzählung 'Ein Wort gibt das andere' von J. P. Hebel (Werke III 157) zugrunde, die als kürzende, nur das Wichtigste hervorhebende Nacherzählung mit neuer Schlußpointe aufzufassen ist. Herr Wilhelm ist von seinem Vater, einem reichen Herrn in Schwabenland, nach Paris geschickt worden, um Französisch und 'ein wenig gute Sitten' zu lernen. Nach einem Jahre kommt sein Knecht auch nach Paris (das Motiv der Geldnot fehlt) und erzählt die Unglücksfälle: Tod des Raben infolge Fressens von 'Luder', Tod von vier Mohrenschimmeln infolge von Überanstrengung beim Wasserholen, Brand des Hauses. Das Feuer bricht nicht bei der Leiche der Mutter, sondern bei der des Vaters aus: 'Drum eben hat sich Ihr Herr Vater seliger zu todt gegrämt, als Ihre Jungfer Schwester ein Kindlein gebar, und hatte keinen Vater dazu. Es ist ein Büblein.' Durch diesen überraschenden, derben, aber nicht witzlosen Schluß wird der letzte Grund all dieses Unglücks der Sphäre des reinen Zufalls entzogen und durch ein menschliches Verschulden ersetzt.

Die zwei noch zu betrachtenden deutschen Bearbeitungen führen uns zu der Darstellung Legrands zurück. In seiner Sammlung 'Erzählungen und Mährchen' (Prenzlau 1825, I 105) bringt von der Hagen im Anhang das Gedicht 'Die Mähre. Ballade' mit dem Zusatz: 'Nach dem Altfranzösischen bei Le-Grand'. Das Gedicht kann in der Tat als Ballade gelten, da es zu den schon im Stoff liegenden Balladenelementen noch andere hinzufügt. Die einleitende Situation, wie der Graf in wildem Lauf über die Heide sprengt, und der Schluß, wie er im Nebel der Heide spurlos verschwindet, tragen den Charakter der deutsch-englischen Ballade. Die am Anfang gebrauchte sprichwörtliche Wendung 'Die Wasser, die fließen zusammen' (ein Unglück kommt nicht allein) wird am Schluß wieder aufgenommen. Dem Grafen ist der deutsche Name Walther beigelegt, während der passend zum Knappen erhöhte '*valet*' keinen Namen führt. Sprachlich steht der deutsche Bearbeiter der französischen Vorlage selbständig gegenüber, denn er hat die Geschichte ganz in den Stil des deutschen Volksliedes hineingearbeitet, wie Reim und Rhythmus, viele Wendungen und Wiederholungen zeigen. Das Gedicht lautet:

Graf Walther sprengt über Stock und Stein:
Er will heut' Abend zu Hause noch sein.
Die Wasser, die fließen zusammen.

Und als er rasch um die Waldecke beugt,
Ein Knappe zu Roß' ihm entgegen fleugt.

'Halt' an, halt' an, lieber Knappe mein!
Sag' an, was meinet das Jagen dein?'

Der Knapp ihm blöd entgegen sprach:
'Ach Herr, ich suche mir Dach und Fach.'

'Was hast du zu suchen dir Dach und Fach?
Ist daheim vorhanden solch Ungemach?'

'Ach nein, zu groß ist nicht die Not:
Doch euer Jagdhund, der ist tot.'

'Wie durft' das geschehen dem Bracken mein!
Ich befahl ihn so sehr in die Pflege dein.'

'Euer Roß, das im Hof ich striegelt', ihm gab
Den Schlag: schon sprang's in den Brunnen hinab.'

'Mein Streithengst? Wehe des Schadens so groß!
Doch sage, wer scheuchte das arme Roß?'

'Ach Herr, es war euer Jungherrlein,
Das stürzt aus dem Fenster herab auf den Stein.'

'Hilf Himmel! Wo war seine Wärterin doch?
Wo war seine Mutter? und lebet er noch?'

'Er ist tot: und als man zur Mutter ihn bracht';
Da sank sie selber für tot in Ohnmacht.'

'Zum Teufel! Was holst du nicht Hilfe sofort?
Oder warum nicht bliebst in dem Schlosse du dort?'

'Bei den Frauen entschlief die Wärterin,
Das Licht fing Feuer, und alles ist hin.'

'So weh mir, so weh mir! Verflucht mein Geschick!
Vertilgt auf Erden ist all mein Glück!'

'Ach Herr, nicht spornt euren Rappen zu Tod:
Ergangen ist doch nun alle die Not.'

Er hört nicht, er stürmt auf der Heide dahin,
Und Roß und Reiter nie wieder erschien.
Die Wasser, die fließen zusammen.

Hiermit vergleiche man nun das Gedicht 'Botenart' von Anastasius Grün:

Der Graf kehrt heim vom Festturnei,
Da wallt an ihm sein Knecht vorbei.

'Holla, woher des Wegs, sag' an!
Wohin, mein Knecht, geht deine Bahn?'

'Ich wandle, daß der Leib gedeih,
Ein Wohnhaus such' ich mir nebenbei.'

'Ein Wohnhaus? Nun, sprich grad' heraus,
Was ist geschehn bei mir zu Haus?'

'Nichts Sonderlichs! Nur todeswund
Liegt euer kleiner weißer Hund.'

'Mein treues Hündchen todeswund!
Sprich, wie begab sich's mit dem Hund?'

'Im Schreck eu'r Leibroß auf ihn sprang,
Drauf lief's in den Strom, der es verschlang.'

'Mein schönes Roß, des Stalles Zier!
Wovon erschrak das arme Tier?'

'Besinn ich recht mich, erschrak's davon,
Als von dem Fenster stürzt' eu'r Sohn.'

'Mein Sohn? Doch blieb er unverletzt?
Wohl pflegt mein süßes Weib ihn jetzt?'

'Die Gräfin rührte stracks der Schlag,
Als vor ihr des Herrleins Leichnam lag.'

'Warum bei solchem Jammer und Graus,
Du Schlingel, hütest du nicht das Haus?'

'Das Haus? Ei, welches meint ihr wohl?
Das eure liegt in Asch' und Kohl'!'

'Die Leichenfrau schlief ein an der Bahr',
Und Feuer fing ihr Kleid und Haar.

Und Schloß und Stall verlodert im Wind,
Dazu das ganze Hausgesind!

Nur mich hat das Schicksal aufgespart,
Euch's vorzubringen auf gute Art.'

Man wird geneigt sein, in dem Gedicht von der Hagens die Hauptquelle Grüns zu sehen, da der Stoff hier bereits die deutsche Balladenform angenommen hat, wobei jedoch die Kenntnis einer der älteren Fassungen nicht ausgeschlossen ist. Grün stimmt mit seinem Vorgänger Strophe für Strophe überein, nur die erste und letzte Strophe sind aus erklärlichen Gründen gekürzt. Neu ist nur der Schluß, der den Titel angemessen umschreibt. Das Volksliedartige, das von der Hagen dem Stoffe gegeben hatte, hat Grün ihm wieder genommen und an Stelle volkstümlicher Wendungen mehr schriftgemäße, an Stelle des freieren Rhythmus festere jambische Fügung gesetzt (den durchgehends männlichen Reim teilt er mit von der Hagen). Dadurch ist Grüns Fassung etwas individueller geworden und hat an ästhetischer Wirkung gewonnen. Wenn also Erfindung und Form nicht sein Eigentum sind, so entbehrt er nach Seiten der stilistischen Gestaltung nicht ganz der Selbständigkeit.

So führt uns die Geschichte unseres Stoffes von dem Lateinischen des Petrus Alphonsus über mehrere alt- und neufranzösische Bearbeitungen zu den deutschen Erneuerungen, die, obwohl von den französischen ausgehend, im ganzen etwas origineller als jene sind.

Hermann Tardel.

Michael Lex, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer, Kleist. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1904. IV, 314 S.

Wenn man ermißt, wie vieldeutig oft die Idee eines Kunstwerks, zumal eines dramatischen, bestimmt worden ist, so wird man ein Buch wie das vorliegende, das über den schwierigen Begriff eine erneute, gründliche Untersuchung verspricht, mit Interesse zur Hand nehmen. Denn mit kurzen Schlagworten oder abstrakten Formeln ist in der Regel wenig oder nichts anzufangen. Dadurch unterscheidet sich der Verf. zu seinem Vorteil von August Georgy, der ziemlich gleichzeitig die Tragödie Hebbels nach ihrem Ideengehalte würdigte. Gleichwohl ist jene Schrift als Ergänzung des Buches willkommen. Denn des Verf. Gründe für die Beschränkung auf Goethes, Schillers, Grillparzers und Kleists Dramen sind zum mindesten unklar gehalten, jedenfalls nicht zwingend. Es empfahl sich, auch Hebbel und Ludwig gebührend mitheranzuziehen. Durchmustert man aber das Gebotene, so ist des Verf. Umsicht und Besonnenheit anzuerkennen, die die solchen ästhetisch-kritischen Untersuchungen leicht anhaftenden Einseitigkeiten tunlichst vermeidet. Mit gutem Bedacht legt er deshalb zunächst durch historisch-genetische Betrachtung den Grund. So sucht er sich durch die glückliche Verbindung beider Methoden vor unsicheren Schlüssen zu hüten. Er beginnt mit der Bestimmung des Begriffes Idee, den er weder mit dem Plane, noch mit der Handlung, noch auch mit einem im Drama herrschenden Gedanken gleichsetzt, sondern als künstlerisch verkörperte Wahrheit bezeichnet, die der menschlichen Erfahrung angehöre, nicht der Philosophie oder Moral. In bewußter Ablehnung verstandesmäßig begriffener Sätze, sogenannter intellektueller Ideen, fordert er für die dichterische Gestaltung einer Idee Umsetzung in menschliches Schicksal, das sich sichtbar und zwar in der Gegenwart vollzieht. Es macht nichts aus, ob eine oder zwei oder eine ganze Gruppe Personen davon betroffen wird.

Demnach definiert er die dramatische Idee als 'die durch Anschauung geoffenbarte Wahrheit menschlicher Schicksale'.

Und es interessiert zu sehen, wie er die Gültigkeit dieses Gesetzes an den ausgewählten Dramen zu erweisen sucht. So lehnt er bei Goethe eine einheitliche, durchgreifende Idee ab für Clavigo, Stella, Tasso und auch für Faust, dessen endliches Schicksal sich ihm als Ergebnis aus einem Doppelten darstellt, 'aus einem streng Individuellen: seinem irdischen Leben — und einem absolut Typischen: dem Verfahren Gottes mit den Menschen schlechthin'. Von den übrigen Dramen wird besonders auf die Ideenverwandtschaft zwischen Götz und Egmont gut verwiesen, insofern beide Helden ohne tragisches Verschulden, der eine durch seinen Edelsinn und seine Tapferkeit, der andere durch sein sicheres Rechtsvertrauen, untergehen. Also beide 'eigentlich durch ihre vortreffliche Eigenart'. Weniger spricht seine Auffassung von der Iphigenie an. Als das einzige Stück, an das Goethe mit einer fertigen Idee heranging, von der aus er den Stoff gestalten wollte, wird zutreffend die Natürliche Tochter charakterisiert. Daß Schiller die hohe Symbolik dieses Stückes besonders rühmte, erklärt sich aus seiner ganzen Produktionsart. Im Gegensatz zu Goethe, der sich zu verschiedenen Zeiten verschieden über die poetische Idee aussprach, ist er der geborene Ideedichter, so sehr, daß Plan und Idee bei ihm zusammenfällt. Die Ausführungen über seine Dramen gehören zu den gelungensten des Buches, wobei anschaulich der maßgebende Einfluß seiner sittlichen Weltanschauung auf seine dramatischen Ideen entwickelt wird, bis er mit dem Fragment Demetrius eine neue, viel versprechende Gattung verhieß, voll Shakespearischer Tragik.

Auch die Grillparzerschen Stücke werden in anregender, klärender Untersuchung geprüft und seine freilich gleichfalls mehrfach gemodelten Theorien sorgfältig dabei beachtet. Schwieriger lag der Fall bei Kleist, bei dem diese Hilfsmittel so gut wie versagen. Die Wandlung, welche dieser ausgesprochen subjektive Dramatiker durchmachte von der durchaus negativen Weltanschauung in den Werken der ersten Periode zu gelegentlichen positiven Ideen in späterer Zeit bis zu einer gewissen Objektivität gegenüber der Idee im Prinzen von Homburg, wird eingehend verfolgt. Auffallend rasch findet sich der Verf. nur mit dem Robert Guiscard-Fragment ab, über dessen Idee sich doch ganz plausible Ausführungen geben lassen (vgl. N. Jahrb. 1903 XI 157). Hingewiesen sei auch auf die neue Erwägung, wodurch er Wilbrandts und Brahms Annahme stützt, daß der Plan zum Kätchen von Heilbronn sicher vor dem Bruche mit Juliane Kunze anzusetzen ist, da es Kleists Natur und Eigenart widerspreche, 'nach dem negativen Ausgang einer Lebenshoffnung eine positive Idee darzustellen'.

Man darf also das Buch, auch wenn man mancher anfechtbaren Behauptung widersprechen wird, als die Frucht ernstlichen Nachdenkens und guter Beobachtung bezeichnen. An seinem Stile stört vor allem die breite und nicht selten geradezu umständliche Ausdrucksweise, wodurch der Verf. eher das Gegenteil als die beabsichtigte Klarheit erreicht. Er hat deshalb wieder weit über die Gebühr zum Sperrdruck seine Zuflucht nehmen müssen.

Otto Ladendorf.



Schulwörterbücher im Verlage von Leipzig • B. G. Teubner • Berlin

Benseler-Kaegi: griechisches Schulwörterbuch

12. Auflage. [VIII u. 916 S.] Lex.-8. Geh. ℳ 6.—, dauerhaft in Halbfr. geb. ℳ 8.—

■ **Die 12. Auflage berücksichtigt das Wilamowitzsche Lesebuch vollständig.** ■

Das griechische Wörterbuch von Benseler-Kaegi darf in der 12. Auflage erneut den Anspruch erheben, das reichhaltigste, den Bedürfnissen der Schulen am besten entsprechende Wörterbuch zu sein. • Der Schriftstellerkreis ist viel größer, als der anderer Schulwörterbücher; insbesondere sind in der neuesten Auflage das Wilamowitzsche griechische Lesebuch vollständig und die griechischen Lyriker in Auswahl berücksichtigt. • Ebenso zeichnet sich das Buch durch übersichtliche Anordnung und praktische Gliederung in typographischer Beziehung, durch die Benutzung der neuesten Ausgaben und Erklärungen, durch systematische Bearbeitung der Eigennamen und durch selbständige Durcharbeitung des Formenmaterials und der Orthographie aus. • In der Etymologie gibt Benseler nur wissenschaftlich Begründetes, zugleich für den Schüler Verständliches und Nützliches und enthält sich alles Unhaltbaren und alles überflüssigen gelehrten Beiwerkes, wie es andere Wörterbücher bieten. • So darf das Benseler-Kaegische Wörterbuch in der neuen Auflage den Anspruch erheben, das beste und modernste griechische Schulwörterbuch zu sein.

Heinichen-Wagener: latein. Schulwörterbuch

7. Auflage. [XXIX u. 926 S.] Lex.-8. Geh. ℳ 6.30, dauerhaft in Halbfr. geb. ℳ 7.50.

Die „Südwestdeutschen Schulblätter" 1898, 1 urteilen: „Wir werden die Frage „Welches lateinische Schulwörterbuch sollen wir unseren Schülern empfehlen?" dahin beantworten: „Empfehlung verdient nur ein Schulwörterbuch, welches mit allem überflüssigen Ballast gründlich aufräumt, somit sich auf das Nötige beschränkt und dies in einer Anordnung und einer Darstellung bietet, welche dem Schüler die gesuchte Hilfe auch wirklich an die Hand gibt und ihn geistig fördert." . . . Seitdem die von Wagener besorgte Neubearbeitung des Heinichenschen Lexikons erschienen ist, trage ich kein Bedenken, dieses Buch zu empfehlen. . . . Die Verlagsbuchhandlung hat das Buch auch äußerlich vortrefflich ausgestattet, so daß es eine Zierde der angehenden Bibliothek jedes Sekundaners bilden kann."

Probeexemplare stellt den Herren Direktoren und Lehrern gegen Vorhereinsendung von 3 Mk. für das geheftete und von 4 Mk. für das gebundene Exemplar zur Verfügung die Verlagsbuchhdl. **B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3.**

Sonder-Wörterbücher zu **Cäsar,** von Ebeling-Lange — **Homer,** von Autenrieth — **Nepos,** von Haacke — **Ovids Metamorphos.,** v. Siebelis-Polle — **Phädrus,** v. Schaubach — **Xenoph. Anabasis,** v. Vollbrecht — **Xenoph. Hellenika,** v. Thiemann — **Siebelis' tirocinium poeticum,** v. Schaubach. • Sämtlich geschmackv. u. dauerhaft geb.

Hierzu Beilagen von B. G. Teubner in Leipzig, welche wir der Beachtung unserer [illegible]

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 9. HEFT

Ausgegeben am 25. Oktober 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr **Joh. Ilberg**, Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr **Bernh. Gerth**, Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 9. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)



DER ANFANG DES HELLENENTUMS

Von Richard Fritzsche

(Schluß)

11. Die älteste Verteilung der griechischen Stämme. Die Südachäer. So dürfte denn vorläufig die Bahn doch noch frei sein für den Versuch, uns an der Hand von Zeugnissen, zu denen auch die Sage einige Elemente beiträgt, ein Bild zu machen von der Verteilung der griechischen Stämme im zweiten Jahrtausend v. Chr., in der Periode der mykenischen Kultur. Denn wenn die Sage altes Leben überlieferte, kann sie es bei allem Wechsel zu keiner Zeit ganz losgelöst haben von der Erde, die es trug. Der achäische Adel erinnerte sich beim Sportmeeting in Elis, daß Zeus einst auf dem Olymp gewohnt hatte, wie Jahve auf dem Sinai, und man wußte von alten Beziehungen Thessaliens und der ithakesischen Inseln zu Epirus und Dodona (Il. XVI 233. Od. XI 122. XIX 296). Ohne epischen Gesang war das nicht wahrscheinlich, aber die epische Sprache ist hoch altertümlich, und das Lied und der Sänger sind doch wohl so alt wie die Wörter *ἀοιδή*, *ἀοιδός*. Mag Odysseus immerhin ein chthonischer Rachegeist sein, daß seine Inseln mykenische Bauten trugen behauptet die Sage mit Recht, das lehren die Funde. Hätte man nichts von einer Wanderzeit gewußt, so hätte man auch nicht Wörter gehabt wie Autochthonen, Proselenoi. Auf diese Prädikate war man stolz; also brauchte man keine Wandersage zu erfinden. Die wichtigsten Stätten mykenischer Funde (wir nennen nur solche, wo Gräber oder Steinbauten mit mykenischen Scherben, Bronzen u. s. w. aufgedeckt wurden) sind in Argolis Mykene, Tiryns, Argos (Heraion), Nauplia, Midea, Asine, in Lakonien Pharis (Vaphio), Kampos, Arkina, ferner Kalauria, Aigina, Salamis, in Attika Acharnai (Menidi), Aphidnai (Kapandriti), Thorikos, Spata, Halike, Brauron, Markopoulo, Prasiai, Eleusis, in Böotien Orchomenos, Arne, Theben, in Phokis Delphi, in Thessalien Dimini (Iolkos, Pagasai), Ossa, Goura. Wir übergehn die Inseln. Das ist der Kulturkreis, in den die Vorfahren der Griechen eingetreten sind. Infolge ihrer Wanderung wurden sie (und die Italiker), nach Jahrtausenden eines ungeschichtlichen Daseins in der Weise der Naturvölker, wie später die Germanen, Araber, Türken zu geschichtlichen Völkern. Müssen wir ganz darauf verzichten, uns von dem Vorgange eine Anschauung zu machen? Wer zuerst herantritt, steht vor einem Chaos von Völkernamen, Ortsnamen, Eponymen, Kulten, Mythen, Sagen, Dialekten, Ruinen, Gräberfunden; ein Feld für den, der an der Lösung

kompliziertester, fast hoffnungsloser Aufgaben mitarbeiten will, freilich auch ein Prüfstein für das Rüstzeug des Historikers wie vielleicht kein zweiter. Ältere Hypothesen von Otfried Müller, E. Curtius, M. Duncker, H. Kiepert, B. Giseke, Fligier gelten als veraltet, neueren von U. Köhler, F. Dümmler, E. Meyer, E. Bethe wird widersprochen, z. B. von A. Gercke (Lit. Centralbl. 1902 Sp. 1312). Und doch, in diesem Chaos ward ein Trank gebraut, der alle Welt erquickt und auferbaut. Ein Umriß, ein wenn auch noch so entferntes, nur schematisches Bild ist doch vielleicht möglich. Es ist, wie wenn einer auf dem Monde einige Flecken sieht, dem eine Welt sich enthüllen würde, wenn das Auge teleskopisch wäre. Versuchen wir einzudringen in das Diluvium, einige Leitfossilien sind doch vorhanden. Wenn wir diesen so weit vertrauen, daß unsere hypothetische Chronologie bis 2000 v. Chr. zurückgeht, so sind die Zahlen unsicher, aber doch vielleicht nicht ganz chimärisch. Ein Leitfaden für die Chronologie der älteren Zeit ist der von Herodot (VII 204) mitgeteilte Stammbaum des Leonidas, der aus zwanzig Namen besteht. Von diesen erkennt E. Meyer (Rhein. Mus. XLII 100) vierzehn als historisch an; der älteste datierbare ist der des Königs Polydoros, der ein Teilnehmer am ersten Messenischen Kriege (743—724) war. Über diesen hinaus liegen noch sieben beglaubigte und sechs unbeglaubigte Namen. Demnach reicht die beglaubigte Geschichte Spartas bis etwa 950 v. Chr. zurück. Von den unbeglaubigten Königen Agis, Eurysthenes, Aristodemos, Aristomachos, Kleodaios, Hyllos ist der letzte wohl ein Eponymos, wie Doros (Hylleis bedeutet, wie Dorieis, Waldleute); aber die Berechnung des Eratosthenes erscheint doch leidlich annehmbar, der den Beginn der Dorischen Wanderung auf 1104 v. Chr. ansetzt. Den Spartanern stand die Erinnerung daran fest, die sie, wie die Könige ihren Stammbaum, mit Stolz pflegten; Pindar weiß von dem Ursitz der Dorer im Pindosgebirge, und Tyrtaios erwähnt den Auszug aus Erineos. A. Milchhöfer in seinem Aufsatze über den Palast von Knosos (Deutsche Rundschau 1902 Nr. 18) glaubt das Ende, nicht den Anfang der Dorischen Wanderung in den Ausgang des XII. Jahrh. verlegen zu müssen. Die weitere Führung im Dunkel der Vergangenheit übernehmen nun die fünfzehn Meter hohen Schuttschichten des Hügels von Hissarlik. W. Dörpfeld in seinem abschließenden Werke 'Troja und Ilion' (1902) berechnet für die unterste der neun übereinanderliegenden Kulturschichten, von einem Ringwall umgebene spärliche Mauerreste auf dem Urboden mit Bruchstücken phrygischer Keramik, die Zeit von 3000—2500 v. Chr. Die zweite Schicht, 2500—2000 v. Chr., zeigt uns einen reichen Herrschersitz, weiten Mauerring, starke Tore, stattliche Propyläen. Diese Burg wurde durch Brand zerstört; sie begrub unter ihren Trümmern den von Schliemann so genannten Schatz des Priamos. Die dritte, vierte und fünfte Schicht, 2000—1500 v. Chr., zeigen eine fortschreitende Verarmung gegenüber der damals blühenden Kultur Kretas und der Inseln des Archipels. Die sechste Schicht, 1500—1000 v. Chr., enthält nach Dörpfeld die Reste des homerischen Troja. So unsicher diese Zahlen sind, so sind sie doch nicht aus der Luft gegriffen, sondern nach einer Methode gewonnen worden, deren Zuverlässigkeit

sich durch die Beziehungen der mykenischen Funde zu Ägypten einigermaßen kontrollieren läßt. Diese Beziehungen sind gegenseitig, denn in ägyptischen Gräbern der 18. thebanischen Dynastie (1700—1400 v. Chr.) macht man mykenische Funde (Spiegelberg, Geschichte der ägypt. Kunst, 1903, S. 39. 57). Die aus der Form und Ornamentierung der Fundstücke gezogenen Schlüsse der Prähistoriker sind doch kaum weniger zuverlässig als die von A. Kirchhoff in der 'Geschichte des griechischen Alphabets' aus den Buchstabenformen gewonnenen Einsichten. Die gescholtene Wissenschaft der Urgeschichtsforscher, die 'reich ist an Tatsachen, arm an Ideen', nun, einige Ideen hat sie doch, die das einzige Licht sind im Dunkel von Zeiten, wo jede andere Leuchte versagt. Wie Thukydides sagt, daß er die Vorzeit nur mangelhaft erkannt habe, aber doch in Anbetracht des hohen Altertums genügend, so dürfen wir wohl auch den Archäologen zugestehn, daß sie im Begriff sind, eine noch ältere Zeit in thukydideischer Weise zu erkennen, *ὡς παλαιὰ εἶναι ἀποχρώντως*. Es ist ein schöner Triumph ihrer Methode, daß Milchhöfer zwei Jahrzehnte vor der Ausgrabung der Paläste von Knosos und Phaistos erkannt hatte, daß schon damals 'entscheidende Gründe' vorlagen, 'Kreta für eine älteste Periode auch zum Mittel- und Ausgangspunkt der entwickelten industriellen und künstlerischen Tätigkeit jener Zeit zu machen' (Anfänge der Kunst, 1883, S. 127). Auch Hoeck (Kreta I. S. V) hatte ja schon vorausgesagt: 'Kretas Geschichte beginnt in so ferner Zeit, seine Glanzperiode gehört so hohem Alter an, daß es bereits schon sank, als das übrige Hellas erst aufblühte.' So nehmen wir denn auch Milchhöfers Urteil (1902) als ein 'mindestens nicht willkürliches' hin, daß die Anfänge des Palastes von Knosos auf das Jahr 2000 v. Chr. hinweisen, und entwerfen uns von der Verteilung der Griechenstämme in jener fernen Zeit folgendes schematische Bild. Wir kolorieren die Karte mit wenigen Farben, wo, wie bei geologischen Karten, alle Farben nicht ausreichen würden, um das Werk der eine Welt gestaltenden Kräfte darzustellen. Die Griechen sind (vgl. Schraders Reallexikon, Urheimat) in die Balkanhalbinsel von Norden eingewandert. Zwischen der ersten (südachäischen, arkadischen) und der letzten (dorischen) Einwanderung kann wegen der Ähnlichkeit der Dialekte kein allzugroßer Zeitraum liegen. Thrakische und phrygische Stämme haben schon im dritten Jahrtausend den Norden der Halbinsel erfüllt, die Phryger waren schon damals nach Kleinasien, in die Troas und weiter nach Kreta vorgedrungen. Vorgriechische Bewohner von Griechenland und den Inseln waren Leleger und Karer. Auf Lemnos sind tyrrhenische Pelasger (*Σίντιες* Räuber, Il. I 594) bezeugt und durch eine etruskische Inschrift erwiesen; die Stilregel des Epos, tyrrhenische Seeräuber (Hom. Hymn. VII 8) auftreten zu lassen, ist dem Leben entnommen (wie auch die andere, die Kanaaniter nicht Tyrier zu nennen, sondern Sidonier). Pelasger bedeutet Nachbarn, wie (nach Zeuß) Germani, und wie Sioux Feinde bedeutet (R. Dodge, Die Indianer, 1884, S. 11), und wird deshalb auch von stammfremden Völkern gebraucht. Von Lelegern in Lokris weiß Hesiod (Fr. 35), von Karern auf den Inseln Thukydides (I 8). Karisch sind geographische Namen auf *-assos* (*-essos*) und *-inthos* (z. B. Labyrinthos),

auch Olynthos, Tiryns. Ein Gefühl der Zusammengehörigkeit gegenüber diesen Fremden muß sich unter den Scharen der Südachäer entwickelt haben, als sie, wir nehmen an im dritten Jahrtausend, sich über die Peloponnes ausbreiteten und bis Kreta vordrangen, unter dessen Bewohnern Homer die Achäer an erster Stelle nennt; Hirten und Ackerbauer mit der Kultur der jüngeren Steinzeit, zu der das Schwein gehört, das Tier des Ackerbauers. In Kreta fanden sie phrygische (also gleichfalls indoeuropäische, aber den Iraniern näher stehende) Eteokreter vor, die den phrygischen Bergnamen Ida dorthin getragen hatten und den Kult der Idäischen Mutter, der Daktylen, Kureten und Korybanten. Mit diesem Kultus vereinigten sie den ihres uralten Himmelsgottes Zeus, vedisch *Dyâus* (dekl. *Divás Diví Dyâm* *Ζῆν*, aus diesem Akkusative entstanden *Ζηνός Ζηνί*); Platon (Legg. I 625 B) beschreibt anmutig den Ort der Zeusgrotte und des Tempels bei Knosos mit den hohen, schattigen Bäumen. Daß sie dort auch mit Kanaanitern in Berührung kamen, beweist der Flußname Iardanos und die Stiermythen. Ihre Einwanderung vergaßen sie in Kreta wie in Arkadien; dort nannten sie sich zur Zeit des Pausanias Autochthonen, hier Proselenoi. Aber hier wie dort hatten sie eine Stadt Gortyn, nur war ihnen die Priorität streitig (Paus. VIII 53, 4). Ihre Insel war die Brücke zwischen Ägypten und Hellas; die Stärke des ägyptischen Einflusses beweisen die Paläste ihrer Könige zu Knosos und Phaistos, sowie das Museum zu Candia. J. E. Harrison sagt darüber (Class. Rev. XVII, 1903, S. 85): 'Wer nur eine Stunde zugebracht hat im Museum zu Candia, für den stehn zwei Dinge fest: daß das große Seekönigreich des Minos eine lebendige Realität ist, mit der man rechnen muß, und daß die Kunst, die Architektur, die ganze Zivilisation dieses Reichs nicht ägyptisch war, aber durch und durch von ägyptischem Einflusse durchdrungen.' So wurden sie das älteste griechische, aber noch vorhellenische Kulturvolk, während ihre Genossen in Arkadien noch die Göttin der Wildnis als Bärin verehrten und bocksfüßige, obscöne Fruchtbarkeitsdämonen und den Zeus in Wolfsgestalt. Die von ihnen verbreitete Kultur heißt nach den ersten Funden Inselkultur, mykenische Kultur. Zu dieser gehört auch ein eigentümliches, noch nicht entziffertes Schriftsystem, die Evansschrift, auf das vielleicht die argivische Sage von dem Erfinder der Schrift Palamedes hinweist, sowie der Uriasbrief des Proitos (Il. VI 168). Das Reich von Knosos blühte bis ins XIII. Jahrh.; kaum später läßt sich nach Milchhöfer die Zerstörung des Palastes datieren. Die mykenische Kultur aber blühte fort, auf dem Festlande bis zur Dorischen Wanderung, die ihr ein Ende setzte, auf den Inseln nach Collignon (Geschichte der griechischen Plastik I, 1897, S. 61) bis ins VII. Jahrh. Collignon sagt S. 67: 'Die Dorische Wanderung ist für Griechenland gleichsam das Hereinbrechen eines langen Mittelalters, das die Spuren einer bereits blühenden Kultur zertritt. Es hat mehrerer Jahrhunderte bedurft, um Griechenland in den Stand zu setzen den verlorenen Boden wiederzugewinnen und bei der Kunst des Orients zum zweitenmal in die Lehre zu gehn.'

12. Die Ionier. Indessen, so nehmen wir an, war ein zweiter der urgriechischen Stämme aus Thessalien zunächst in Böotien eingedrungen, mit

Ochsenkarren und steinernen Waffen, aber auch tüchtig in Schiffahrt und Seeraub, der Stamm der Iavonen. Ihr Ausgangspunkt war Iolkos, der Ionierhafen.[1]) O. Kern (S. 19 d. B.) urteilt über Iolkos nach dem Augenschein: 'Jedenfalls war das Volk, das hier geherrscht hat, immer auf die See angewiesen.' Aber auch Böotien war an drei Meeren gelegen (*τριθάλασσος* Strabon IX 400). Sie breiteten sich hier aus und an der Nordküste der Peloponnes (Aigialeia; bei Troizen war das Genethlion des Theseus) und an der Ostküste von Argolis (Kynuria), auch über Attika und einige Inseln; Euböa wurde auf lange Zeit ihr Hauptsitz, das Zentrum ihrer Kultur. Schon die Art ihrer Ausbreitung, die Ansiedlung auf langen Küstenstreifen, weist darauf hin, daß sie Seefahrer waren. So haben sie auch später kolonisiert, nicht wie die Achäer in Unteritalien. Ihr Hauptgott war Poseidon, auch Erechtheus genannt (vgl. Il. XXIII 317), dessen Kult sie an der ganzen peloponnesischen Küste verbreiteten, nicht so sehr wegen der Poesie des Meeres, wie die Romantiker gemeint haben würden, als weil er der Gott der Seeräuber ist, wie der Fischer (sein Dreizack ist die Gabel der Thunfischer). Sie verehrten ihn teils in Roßgestalt (*ἵππιος*, nach den Wellenrossen, z. B. in Kolonos), teils in Stiergestalt (*ταύρεος* nach dem Wogengebrüll). Helikon heißt 'Berg des Stieres', Böotien 'Land des stiergestalteten Gottes' (nach Gruppe). Den Kult des Helikonischen Poseidon übernahmen von ihnen die Achäer von Aigialeia (Hdt. I 145); Kultstätten waren Helike und Aigai (Il. VIII 203. XIII 21. Aigeus ist ein ionischer Name des Poseidon). Daneben opferten sie am Tritonbache, der bei Alalkomenai in den Kopaissee fließt, der Alalkomenischen Athene, die sie auch Tritogeneia nannten, wie die Argiver die Io Inachione. Eine alte Stadt Athen hatte angeblich der Kopaissee überflutet (Paus. IX 24, 2). Wie in Athen, so haben auch in anderen ionischen Städten Poseidon und Athene um den Vorrang gestritten. Auf Euböa verehrten sie die kuhgestaltige Erdgöttin Io, die dort den heiligen Weideplatz Argura hatte. Davon ist die Insel genannt; beim argivischen Heraion war auch ein Temenos namens Euboia. Einen Zeusdienst, der altertümlicher ist als der des Olympiers, begingen sie in Athen mit den Buphonia am Feste Dipolia. Nach einem Stiere, der von der Opfergerste auf dem Altare fraß, warf der Priester ein Beil und entfloh, worauf man dem mörderischen Beile den Prozeß machte (Paus. I 24, 4), ein Zeichen, daß man im Opferstiere das Numen selbst anwesend glaubte, wie in allen heiligen Tieren. Hingegen den Kultus der Zeusgattin erhielten sie aus Kreta (Hom. Hymn. V 123). Demeter (*Δαμάτηρ*, äol. *Δωμάτηρ*) heißt Mutter *Δᾶ*, Mutter *Δῶ*. Dies sind phrygische Lallformen, wie *μᾶ* Mutter, *βᾶ* Vater (Aesch. Suppl. 890. 892); solche waren im Phrygischen sehr üblich, durch phrygische Sklaven ist auch das Wort *Papa* in die Haus- und Kirchensprache gekommen (Kretschmer, Wiener Studien XXIV, 1902, S. 523). Auf alte kretische Beziehungen weisen auch Androgeos, Theseus,

---

[1]) *Ἰαϝολκός*. Schröder hat bei Pindar die richtige Schreibung durchgeführt. Vielleicht Haplologie für *Ἰαϝοϝολκός*, dies Wort wäre gebildet wie Tritogeneia von Triton. Aber vgl. auch *Ἰάς*, *Ἴασον Ἄργος* das ionische Argos.

Daidalos (letzterer ist attisch; von den Ioniern sind die Anfänge der Bildschnitzerei und Plastik ausgegangen). Der Name der Ionier drang früh nach Osten (wie auch der der Achäer, falls die auf ägyptischen Inschriften des XIII. und XII. Jahrh. unter den 'Völkern des Nordmeers' genannten Akaiwascha dies sind; Brugsch, Die Aegyptologie, 1897, S. 471), als sie das *v* in ihrem Namen noch aussprachen; die Völkertafel der Genesis nennt sie *Jâvân*, assyrische Keilschriften *Jâvanu*, das Gesetzbuch des Manu und das Mahâbhârata *Yavana*. In Attika hielten sie sich später für autochthon.

13. Die Minyer. Der verlassene Ionierhafen im südlichen Thessalien wurde besetzt von den äolischen Minyern, die gleichfalls Schiffahrt trieben und einige Inseln, sowie das westliche Böotien kolonisierten, während Ostböotien von dem kadmeischen Theben beherrscht wurde, einer kanaanitischen Niederlassung mit dem Kultus der Kabiren (der tyrische 'Stadtkönig' Melqart, Melikertes, ist wohl von hier aus den Minyern bekannt geworden). Herodot (IV 145 ff.) kennt ihre Ansiedlungen auf der Südspitze von Lakonien, in Thera und Lemnos; eine mythische Erinnerung an Seezüge vom Ionierhafen ostwärts bewahrten sie in der Argonautensage. Denn sie hatten Sänger und verehrten die Musen (*Θεσπιαί*, altes Wort, wie *'Αλαλκομεναί*), deren Kult sie wohl aus Thessalien mitbrachten an den Helikon; ihnen weihten sie den Berg und die alte Poseidonquelle Hippukrene. Musik und Gesang, die Freude des äolischen Stammes hier wie später in Lesbos, verschönte den Festort ihres alten Naturgottes (Theogn. 1275), des Eros in Thespiai, den sie in einem rohen Steine verehrten (Paus. IX 27, 1 *ἀργὸς λίθος*, wie der Stein in Hyettos, IX 24, 3). Musisch, wie das Fest Museia auf dem Helikon (Paus. IX 31, 3), waren auch die später im Odeion gefeierten Charitesien zu Ehren der Spenderinnen aller guten Gaben, der Chariten von Orchomenos, deren Numen anwesend war in drei heiligen, vom Himmel gefallenen Steinen (Paus. IX 38, 1). Der sprichwörtliche Reichtum von Orchomenos ist zu beurteilen wie der von Athen und Korinth; jene Gegend war günstig für Handelsniederlassungen, wie auch Theben zeigt, an der Peripherie der mykenischen Kultur ein Emporium für den Westen wie Iolkos für den Norden und Osten. Neben diesen freundlichen Kulten bewahrten die Minyer eine Erinnerung an alte Barbarei in dem Dienste des Zeus Laphystios. Auf dem Geschlechte des Athamas, dem Adel von Iolkos, lastete die Pflicht, aus seiner Mitte einen Menschen zu liefern zu dem Opfer (Hdt. VII 197), das noch zu Platons Zeit in Übung war (Minos 315 C). Athamas ist der Eponymos der thessalisch-epirotischen Athamanen, wie Aineias der Ainianen; auf jene nördliche Heimat weist der Zeus der Minyer hin. Die 'allbesungene Argo' (Od. XII 70) ist eine in allen Stücken vorhomerische Dichtung, insbesondere auch im epischen Stile, da zu ihrem Inventar der Drache, der Zauber (in dem die Thessaler auch später stark waren) und das goldne Vließ gehört, sowie das Garkochen der Leiche als ein Akt des Verjüngens (vgl. Aristoph. Eq. 1321. 1336). In einer Begräbnisliturgie des Rigveda (X 16, 1) wird der Leichnam nicht verbrannt, sondern mit Fett bestrichen am Opferfeuer gar gemacht; der Ausdruck dafür ist derselbe wie vom Kochen der Opferspeise,

ṛta. Nicht einmal die Haut darf dabei aufspringen, und wenn Krähen, Ameisen oder Raubtiere den Leichnam beschädigt haben, so macht das Feuer alles wieder gesund (V. 6); 'in Leben gekleidet gehe das Überbleibsel hin' zu den Vätern (V. 5). Das Feuer hat eine lebenspendende Kraft wie in der Geschichte des Demophon (*πυρὸς μένος*, Hom. Hymn. V 239). So zog auch Klotho den Pelops wiederhergestellt mit elfenbeinerner Schulter aus dem glänzenden Kessel (Pind. Ol. I 27). Diese Sage der Minyer ist wohl die älteste durch Sänger überlieferte Erzählung aus griechischer Vorzeit.

14. Die homerischen oder Nordachäer. Die drei bisher genannten Stämme wurden in den Kreis der mykenischen Kultur gezogen, einer wesentlich orientalischen, vorhellenischen Kultur. Ihre Götter sind nicht menschenähnlich, wie die homerischen, sondern tiergestaltig und dämonisch, wie die Mißgestalten der Inselsteine. Die späteren Hellenen sahen die Spuren der mykenischen Zeit mit Befremden; sie sagten, das haben mißgestaltete Zwerge geschaffen, Daktylen und Telchinen, von denen Apollon die Erde gesäubert hat. M. W. de Visser hat in einem lehrreichen Buche die Kultusobjekte der anikonischen Zeit zusammengestellt (Die nicht menschengestaltigen Götter der Griechen, 1903). Nicht nur der Kultus war anikonisch, sondern die Religion; man scheute sich, die Götter menschlich zu denken, wie man auch später Zeus nicht auf die Bühne brachte, und wie Varro die Zeit zurücksehnte, wo die Römer noch keine Bilder gehabt hatten. Die große Wendung wurde herbeigeführt durch den nächsten Stamm, der diese weltgeschichtliche Bühne betrat, die nördlichen oder homerischen Achäer. Sie lassen sich über Thessalien zurück nach Epirus verfolgen, wo sie bei dem winterlichen Dodona den Eichengott, Zeus Phegonaios, an der heiligen Quelle mit einem höchst altertümlichen, anscheinend tellurischen Kultus verehrten. Wohl eine Erdgöttin (vgl. Paus. X 12, 10), wie Io und Hera, ist die dodonäische 'Zeusgemahlin' (Dione, gebildet wie Akrisione). Auf welchem Wege mögen sie, und damit wohl auch die übrigen Griechenstämme vor ihnen, nach Epirus gelangt sein? Diese Frage hat W. Ridgeway, Professor der Archäologie in Cambridge, einer scharfsinnigen Untersuchung unterzogen (The Early Age of Greece I, 1901) im Zusammenhange mit seinen Studien über die älteste Verbreitung der Metalle. Schliemann fand in Mykene hunderte von Perlen aus Bernstein; die chemische Untersuchung hat ergeben, daß dieser von der baltischen Küste stammt. Den Handelsverkehr Griechenlands und Italiens mit den Ostseeländern vermittelten die Veneter; die Inseln an der Mündung des Po hießen die Bernsteininseln (Elektrides), und der Mythus erzählte, dort sei der Sonnenstein, das Elektron, entstanden aus den Tränen der Sonnentöchter, der Heliaden, die den im Eridanos verunglückten Phaethon beweinten. Aus dem Lande der Veneter führten nach Norden zwei Handelsstraßen. Die eine ist der Weg, den die deutschen Heere so oft gezogen sind, über Verona und den Brennerpaß nach Innsbruck und Passau. Hier zweigte im Donautale eine Straße ab in das westliche, damals von Kelten bewohnte Deutschland; die nördliche Straße führte weiter durch Böhmen an die Elbe, nach Holstein und zu den Kimmeriern auf der kimbri-

schen Halbinsel Jütland. Die andere Straße ist die, auf der Attila in Italien einfiel; sie führte über Aquileja und Tergeste (Triest) durch die Julischen Alpen (Mons Ocra) einst nach Nauportus, jetzt nach Laibach und Wien über den Semmering, auf dessen Paßhöhe ein zu Ehren Kaiser Karls VI. errichteter Stein die Inschrift trägt *Aditus ad maris Adriatici litora*. Dies ist der östliche Bernsteinweg nach Kurland und Samland, auf dem die nördlichen Barbaren Sklaven, Tierfelle und Bernstein gegen Bronze austauschten. Das Bronzegeld hatte die Form von Stäben (*ὀβελός, ὀβολός*; auch das spartanische Eisengeld war stabförmig, *ὀβελίσκος*), offenen Ringen (*στρεπτός, torques*) und Beilen; auf Cypern und Kreta wurde nach Beilen (*πέλεκυς*, ein assyrisches Wort) und halben Beilen (*ἡμιπέλεκκον*), in Gortyn auch nach Schalen (*λέβης*) gerechnet (Nachweise gibt van Herwerdens Lexicon suppletorium). So wurde im Norden der Alpen die Steinzeit allmählich abgelöst durch eine Bronzezeit.[1]) So wird es erklärlich, daß Homer Kunde hat von den kurzen Sommernächten des hohen Nordens, wo der austreibende Hirt dem eintreibenden begegnet. Auf den alten Handelsstraßen, teils über Aquileja, teils über Verona, sind die Barbaren in Italien eingefallen, Westgoten, Hunnen, Vandalen, Ostgoten, Langobarden.[2]) Die Straße von Aquileja nach Epirus führt über Epidamnos, Apollonia, Dodona südlich nach Ambrakia, östlich über den Pindos nach Larisa. Ihr verdankte Epidamnos den Reichtum, der zur Rivalität mit Korkyra und zum Ausbruche des Peloponnesischen Krieges führte. Wie die griechische Welt im Norden der Balkanhalbinsel durch die aus den Karpaten vordringenden Thraker abgeschlossen worden war, so geschah dies hier durch die illyrischen Stämme, die bis nach Epirus vorrückten und Dodona zu einer Enklave zwischen Barbarenvölkern machten, während noch die Odyssee voraussetzt, daß Odysseus nach Dodona durch Freundesland geht. Die Dorer dürften am längsten mit den Italikern in Berührung gewesen sein; die Ähnlichkeit des Charakters und der Verfassung, auf die Jhering hinweist, macht dies wahrscheinlich. Dann sind sie als letzte vor dem Einbruche der Illyrier eingezogen in das nördliche Thessalien und den Pindos, von wo sie als räuberische Barbaren oder Halbbarbaren, was sie ja im Grunde immer geblieben sind, die Peloponnes erorberten und die alte Kultur dort zerstörten. Vor ihnen müssen die Nordachäer eingezogen sein, die nach der dodonäischen Sage von der Flut und dem neuen Menschengeschlechte keine Erinnerung an die Wanderung hatten. Dürfen wir annehmen, daß das Land des ätolischen Tydeus, des lokrischen Aias zu ihrem ursprünglichen Bereiche gehörte? Dort ist die altertümlich düstre Sage heimisch von der Kalydonischen Jagd und der Menis des Meleager, sowie der Flußgott Acheloos, der oft das Wasser schlechthin vertritt wie Hephäst das Feuer. In Thessalien traten sie

[1]) Die Bronze stammt aus Babylonien. Cyprisches Kupfer zog wohl die Südachäer nach Cypern. Das Eisen haben die Germanen von den Kelten erhalten. Eisen, eisern sind keltische Wörter; Brennus warf ein eisernes Schwert in die Wagschale.

[2]) Gallier und Cimbern benutzten den Paß über den Kleinen St. Bernhard und den ligurischen Küstenweg an der Riviera, wo jetzt der Schnellzug von Marseille nach Mentone und Genua fährt. Die Cimbern hatten zunächst bei Noreja den östlichen Weg versucht.

ein in den mykenischen Kulturkreis; die babylonische Flutsage war schon in Dodona zu ihnen gedrungen, wie ja die mykenische Kultur auch die ithakesischen Inseln erreicht hatte. Ihre Fürsten wurden reich in dem herrlichen Lande, das Otto Kern soeben uns so anziehend beschrieben hat (S. 12 d. B.); sie bezogen steinerne Burgen wie die Larisa Kremaste in der Phthiotis Achaia (der Name Larisa, Steinburg, kommt in Thessalien viermal vor). Ihr Held Achill, der erfüllt war von der Kraft des Peliongebirges und der Meereswellen, war das Thema ihrer Lieder, das Bild, in dem sie sich selbst darstellten und anschauten. Dessen Gegner sind die Thraker Sarpedon und Rhesos und deren Kriegsgott Ares, sowie der (nach Dümmler) böotische Hektor. Die Tatsache der Übertragung dieser und anderer achäischer, böotischer und peloponnesischer Sagen auf den troischen Schauplatz ist nach den Untersuchungen von F. Dümmler (Kleine Schriften II, 1901, S. 240) und E. Bethe (N. J. VII 657) so einleuchtend geworden, daß uns nichts erwünschter wäre, als wenn die vorliegenden Ausführungen sich so vollständig, wie wir es hoffen, an die F. Dümmlers, E. Bethes und O. Kerns anknüpfen ließen. In den Königshallen schufen nordachäische Sänger die Adelsmythologie der Olympier, die Grundlage des Hellenentums, dessen Name (Hellenen, gebildet wie Kephallenen, Athamanen, Ainianen) von den Nordachäern ausgegangen ist. O. Kern sagt (S. 18): 'Der Name des dodonäischen Quellgottes ist dem auf dem Olymp verehrten Berggotte gegeben. Das sichtbare Bild dieses Gottes aber ist nach dem Vorbilde eines thessalischen Anakten geschaffen und hat als solches die ganze hellenische Welt erobert.' Wie groß der Unterschied ist zwischen der alten Naturreligion und der neuen Kunstmythologie, lehrt der Vergleich mit dem Kultus des südachäischen Zeus auf dem arkadischen Berge Lykaion. Auch dort war der Altar bei einer heiligen Quelle, in der die Priester mit einem Eichenzweige Regenzauber trieben. Hier wurden noch in der Zeit des Theophrast Menschenopfer dargebracht vor zwei Säulen, auf denen vergoldete Adler saßen; der Platz des Gottes selbst war leer. Nicht das Bild eines noch so würdevollen thessalischen Anakten hätte der arkadische Bauer hier sehen mögen, sondern höchstens das eines Wolfes als Totem, als Unterpfand für die Gegenwart des Gottes von Lykosura, dessen Numen wie in der Eiche und im Adler, so auch im Wolfe gegenwärtig war wie das Wodans. Dieser Glaube und Brauch, sagt Welcker, gehören zu dem Eigentümlichsten und Strengsten, was aus dem hohen Altertume sich in irgend einem Teile Griechenlands festgesetzt hat. Das gilt auch von dem Dienst des messenischen Zeus Ithomatas, dessen Altarplatz der hohe Felsgipfel war, wo jetzt das Bild der Mutter Gottes steht; die dazugehörige heilige Quelle floß auf der Burg von Ithome, und noch zur Zeit des Pausanias wurde täglich aus ihr Wasser in das Heiligtum getragen. Diesem Zeus opferte nach der Sage Aristomenes dreihundert Gefangene. Solch ältester Zeusdienst erforderte den Aufblick zum freien Himmel; auf der Larisa von Argos war der Tempel des dreiäugigen Zeus (Triopas) noch zur Zeit des Pausanias (II 24, 3) ohne Dach. Im stillen Waldtal verehrte man den Gott von Nemea, den Zeus des heiligen Haines, dem zuerst Perseus auf dem Berge Apesas geopfert haben

sollte. 'Noch jetzt sind die vom Erdbeben niedergelegten Säulen des Tempels in dem weiten, stillen, von niedrigen bewaldeten Bergen umgebenen Grund ein rührendes Denkmal' (Welcker). Wie der Zeusdienst am Öta und die attischen Dipolia, so sanken auch diese peloponnesischen Kulte zu Lokalkulten herab, als der adlige Olympier siegreich vordrang in das zeusgeweihte Elis (Ἦλιδα δῖαν) und dort, wo alle Feststraßen zusammenliefen, sein Megaron errichtete. Jetzt mußte der Priester dem Sänger weichen; eine gewaltige Veränderung, das göttliche abgrundtiefe Geheimnis verdrängt durch das vertraut Menschliche. Bisher hatte man das Ehrfurchtgebietende als ein Furchterweckendes angeschaut; jetzt trat eine neue Religion des Schönen und Menschlichen an Stelle des Furchtbar-Heiligen. Es kann nicht ohne tiefgehende Folgen bleiben, wenn das Geheimnis des Frühlings, die heilige Hochzeit von Himmel und Erde, sich verwandelt in eine fürstliche Schäferstunde. Die Götter sind kein Spielzeug; sie sind eine Weltanschauung, ein Programm, ein Ziel. Wie sie des Stammes Gedächtnis sind, so sind sie auch sein Ideal, seine Zukunft. Was hier geschah, war eine Offenbarung, die einzige, die von einem europäischen Volke ausgegangen ist, die Offenbarung des Adels der Menschennatur. Neben den großen Offenbarungen des Orients, deren Gegenstand das Jenseitige, Latente ist, hat keine so folgenreich gewirkt wie diese. Auch in der Verneinung, die jedes große Positive mit sich bringt. Homer führt die Götter unnütz im Munde; er weiß wenig von Religion. Wo gibt es eine tiefere Herabwürdigung des Göttlichen als in der Geschichte von Ares und Aphrodite? Oder in dem Urteil des Paris? Das sind weder Naturmythen, noch Priesterlegenden, sondern höfische Poesie im Stile des ancien régime; Wieland wußte, was ästhetischen Feinschmeckern zusagt. Homer verstand eine ideale Ehe zu schildern, aber in das olympische Anaktenhaus hat er sie nicht verlegt. Was das Epos begann, hat die Lyrik fortgesetzt; aus dem Eros von Thespiai, den Chariten von Orchomenos wurden der Amor und die Grazien der Plastik (O. Böhlau, Philol. LX, 1901, S. 321). Den Erfolg der ästhetischen Missionierung Griechenlands durch die Sänger erkennt man daraus, daß in der klassischen Zeit die Götter Homers im allgemeinen das Objekt nicht nur der Kunst, sondern auch des Kultus waren. Lange ehe die Künstler sie als schöne Menschen darstellten, waren sie in der Seele der Sänger und Hörer schön geworden, so daß die Streitfrage in mythischer Form entschieden wurde, welche der Göttinnen die Schönste sei. Die ästhetische Botschaft von den himmlischen Wesen, die schön sind bis zu den Knöcheln (καλλίσφυρος), hatte, wenn nicht das letzte Bauernhaus, so doch alle erreicht, die an der Gestaltung der griechischen Welt mitwirkten. Ältere Strata griechischen Volksglaubens waren zwar nicht verschwunden (wo wäre sonst die Religion geblieben?), aber sie waren doch so verschüttet, daß E. Rohde sie gewissermaßen neu entdecken mußte. In diesem Sinne hat Herodot recht, wenn er sagt, Homer habe den Griechen ihre Götter gegeben. Goethe in dem Aufsatze über Winckelmann betont folgende Merkmale des altertümlichen, auf die Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes der Griechen: das Vertrauen auf sich selbst, das reine Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als

Ahnherrn, die Bewunderung derselben gleichsam nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werte des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft. Also lauter Merkmale einer Adelsmythologie und eines Adelsgeschlechts.

15. Hellenentum und Orientalismus. Sollte auch das Wenige nicht fehlerfrei sein, was wir von der ältesten Verteilung der griechischen Stämme glaubten erkennen zu können, für unseren Zweck ist das nicht Hauptsache. Selbst wenn alle Mondflecke Täuschung wären, das Mondlicht ist keine Täuschung, und durch den Purāṇavollmondschein wird die Erinnerungsnacht erhellt. So viel sehen wir doch bei diesem schwachen Lichte, daß es thessalische Helden und Götter sind, die Homer auf einer Bühne gruppiert, auf der für Menschen göttliche, für Götter menschliche Maßstäbe gelten, wodurch er sie, echt künstlerisch, einander so weit ähnlich macht, daß Athene uns wie dem Diomedes den Schleier von den Augen nehmen möchte, damit wir Götter und Menschen unterscheiden. Diesen erhöhten Menschen und erniedrigten Göttern haben geniale Dichter und Künstler ihr Können und Leben gewidmet, weil sie und ihr Volk in Bezug auf die Götter nicht dachten: erlaubt ist, was sich ziemt, sondern: erlaubt ist, was gefällt. So folgen sie später sophistischen Rednern im Gericht und auf dem Markte: schön gesagt ist wahr gesagt. Diese ästhetische Erziehung eines ganzen Volkes ist das Werk einzelner Männer nur in dem Sinne, wie die religiöse Erziehung Israels das Werk der Propheten ist (religiös gesagt ist wahr gesagt: so schrieb man vom Geiste getrieben heilige Geschichte, wie die Griechen unheilige Mythologie). Das Wort der großen Meister war den Leuten 'aus der Seele gesprochen', die Offenbarung eines Vorhandenen, aber noch Unausgesprochenen, bei den Griechen die des eigenen Rassenadels. Das Innere wurde zur äußeren Anschauung gebracht, vorstellbar gemacht; darin besteht die Offenbarung. Nur was in dir ist kann man dir offenbaren. Unsere Aufgabe ist nun, unter diesem Gesichtspunkte die weltgeschichtliche Leistung der Griechen in ihrer Größe und Einseitigkeit zu erkennen; deshalb vergleichen wir sie mit ihrem Gegensatze, dem Orientalismus.

Die Kultur der Griechen ist ästhetisch und intellektuell; ihr Erkennen richtet sich auf die Außenseite der Dinge, nicht auf das Innere, Latente, das die Religion zu erfassen sucht, die sie mit dem Orientalismus überwunden haben. Darum sind ihre Leistungen Kunst und Wissenschaft. In beiden handelt es sich um (äußere) Erkenntnis und Darstellung des Erkannten. Zu beiden gehört griechische Sophrosyne, eine Beherrschung und Zurückdrängung des eignen Ich und seiner Wünsche, die Fähigkeit richtig zu sehen und das Gesehene objektiv wiederzugeben. Wie schwer das ist, sieht man eben daran, daß es nirgends in der Welt geschieht, außer bei den Griechen und denen, die von ihnen gelernt haben. Der Orientale hat Gesichte, der Grieche sieht. Die orientalischen Gesichte mögen vom höchsten prophetischen und apokalyptischen Werte sein, von einer überirdischen Wahrheit, für die ein empfängliches Gemüt bereit ist die ganze Welt mit ihren armen Freuden hinzugeben; aber sie schweben über der Wirklichkeit wie ein Nebelstreif, ein Traum, eine Fata

Morgana. Damit tragen sie den Stempel der Denkweise der Naturvölker. Alle Naturvölker leben gar nicht in der wirklichen Welt, sondern in einer selbstgedichteten Traum- und Zaubersphäre, in einem Sommernachtstraum, wie Goethe ihn in der Walpurgisnacht schildert. Ihre Weisheit ist Rätselweisheit, wie die des Ödipus; von solcher Art ist überall die älteste Priesterweisheit, z. B. die des Salomo (I. König. 5, 9), den die Königin von Saba mit Rätselsprüchen versuchte (10, 1). Er redete über die Bäume von der Zeder bis zum Ysop an der Felswand, über die vierfüßigen Tiere und die Vögel, das Gewürm und die Fische weisheitsvoller als alle Morgenländer und als die Weisen der Ägypter. Solche Weisheit heißt im Veda *Brahmodya*, theologische Rätselrede. Ein Beispiel aus dem Waldbuche des weißen Yajurveda (Bṛh. Âr. I 1): Die Morgenröte ist des Opferrosses Haupt, sein Auge die Sonne, sein Hauch der Wind, sein Rücken der Himmel, seine Haare die Kräuter und Bäume, sein Blecken das Zucken des Blitzes. Ein andres (III 9, 30): Der Mensch ist ein Baum, das Haar Laub, die Haut Rinde, das Blut Saft, das Fleisch Holz, das Mark Mark. Im Avesta gehört hierher Yasna Kap. 43. Mit solchen Fragen prüft Odhin die Weisheit des Wafthrudnir (Edda 3, 11); z. B. aus Ymirs Fleisch ward die Erde geschaffen, aus dem Gebein die Berge, aus der Hirnschale der Himmel, aus dem Schweiße das Meer. Darnach können wir uns eine Vorstellung machen, welche Art von Weisheit neben Ritual und Zauber in den Köpfen der Wodanspriester und der Druiden lebte. Der Name des Rätsels, *αἴνιγμα*, hängt zusammen mit *αἶνος*, Fabel; die Freude an sinnreichen Vergleichen (*ἀπεικάζειν* als gesellige Unterhaltung z. B. Plat. Symp. 215 A, Menon 80 A) ist den Griechen auch später geblieben, als sie die Geistesart überwunden hatten, die aus Rätselfragen Mythen schafft und eine Traumwelt um sich aufbaut. Wer noch in dieser lebt, der hat weder ein rechtes Weltbewußtsein, noch ein rechtes Selbstbewußtsein; er behält ein kindliches Weltbild und bleibt selbst ein Kind. Daher entwickeln orientalische Völker weden wissenschaftliche Weltbilder noch Weltcharaktere. Die Parole der Griechen war: Erkenne die Welt und Erkenne dich selbst. So sind die Griechen Erkenner, die Orientalen Bekenner. Auch in der Wissenschaft. Im Orient sind die verschiedenen Richtungen z. B. in der Rechtswissenschaft, in der Medizin, sogar in der Grammatik als Bekenntnisse zu bezeichnen, die gegeneinander mit konfessionellem Hasse erfüllt sind. Der Grieche sagt demgegenüber: nicht mitzuhassen bin ich da. Voraussetzung für jeden Fortschritt im Sinne griechischer Wissenschaft ist der Zweifel, das Abwägen der Wahrscheinlichkeiten, die Zurückhaltung des Urteils (die akademische *ἐποχή*). Das ergibt ein scherzhaftes Denkmal mit der Unterschrift: 'Hier stehe ich, ich kann aber auch anders', nicht ein Lutherdenkmal in Worms. Und doch wird auf diesem Wege die griechische Art der Gewißheit gewonnen, die archimedische Gewißheit: ich werde die Erde aus den Angeln heben. Bei den Orientalen ist es der Glaube, der Berge versetzt. Der griechische Geist triumphiert mit dem archimedischen Heureka, das die Natur bezwingt und die Welt erobert; der orientalische Geist mit dem apostolischen Heureka, das die Natur verneint und die Welt überwindet.

Die griechische Erkenntnisform ist Ansicht, Einsicht in den kausalen oder pragmatischen Zusammenhang, Theorie; ihr Träger ist das Talent, das Genie. Die orientalische ist Offenbarung, ihr Träger der Prophet. Darum sind die Orientalen Aphoristiker, ihre Texte lassen sich in Verse abteilen; eine eigentliche Prosa im Sinne des Thukydides oder Platon haben sie nicht, da ihnen die Periode fehlt, die Architektur des Gedankens. Die griechische Erkenntnis gipfelt in Weltworten, wie Naturgesetz (ἀνάγκη), Natur, Kosmos; die orientalische in religiösen Begriffen, wie Gnade, Erlösung, Nirvâṇa. Die fünf Sokratischen Tugenden wurden von der Kirche die menschlichen genannt gegenüber den göttlichen Glaube, Liebe, Hoffnung. Als Weltworte kann man auch die griechischen Gnomen bezeichnen, wie Erkenne dich selbst. Der Mensch ist das Maß aller Dinge. Alles fließt. Ein ist das All. Die Aphorismen der Meister des Orients nennt man nicht Gnomen, sondern Worte Gottes. Die Griechen haben eine Weltliteratur geschaffen, aber keinen Veda, keinen Koran, kein Buch der Bücher. Der Kalif Omar mit dem Koran angesichts der alexandrinischen Bibliothek: in diesem Bilde können wir den Gegensatz anschauen. Die Griechen gaben uns Weltcharaktere, historische und poetische, und plastische Typen göttlich-menschlicher Schönheit; der Orient gab uns Heilige, Gefäße göttlichen Geistes, vor dem der persönliche Charakter verschwindet. Welche Kunde hat die Kirche von dem Charakter der Mutter Jesu? Von Jesus sind persönliche Charakterzüge überliefert, aber die Kirche betont sie nicht, wie sie auch im Credo das Leben Jesu ausgelassen hat. Die griechischen Heroen sind unbußfertig und unheilig; schön, aber unnütz, sagt Burckhardt, wie Falken und Leoparden. Ein berauschend schönes Heidentum; aber Heidentum ist es. Und dabei führt eine kontinuierliche Typenreihe aus der Menschenwelt durch die Poesie in das Reich der Götter. Wie nahe kommt der ideale Athlet dem Herakles, der lyraspielende Achill dem apollinischen Ideale, wie nahe steht Iphigenie ihrer Göttin. Auch Atalante ist eine Artemis. Und Perikles hieß der Olympier. Wie gesagt, der griechische Name Gottes, Theos, ist ein Weltwort wie Physis, Kosmos; das ist der Kern dieser Betrachtung.

Der Gegensatz, der durch diese Antithesen beschrieben werden soll, ist der des Logischen und des Paralogischen. Der logisch gestimmte Mensch ist gerichtet auf die Erscheinung, die Gestalt (wie Schiller sagt), die platonische Idee, die konvexe Außenseite der Dinge; er schaut die Dinge an in Raum und Zeit und unterwirft sich in der Naturbetrachtung wie in der pragmatischen Geschichtsansicht dem Kausalsatze. So bringt er Kunst und Wissenschaft hervor und läuft Gefahr, die Erscheinung der Dinge für ihr wahres and einziges Wesen zu halten. Damit hängt zusammen die mythenbildende Zerstreutheit, der Gegensatz der religiösen Sammlung. Die Dichter zerlegen das göttliche Eine in ein figurenreiches Detail und kommen damit der Zerstreutheit der Menge entgegen; 'was eins ist, nennen die Dichter mit vielerlei Namen' sagt das Dîrghatamaslied (Rigveda I 164, 46). Die Atome Demokrits sind Individuen und müßten Namen bekommen, dann würde diese Analogie zwischen griechischer Mythologie und Wissenschaft mehr hervortreten. Die Materialisten

sehen den Wald vor Bäumen nicht, wie die Heiden vor Göttern Gott nicht sehen. Für 'zertrümmern' haben die Griechen die scherzhafte Redensart 'aus Einem vieles machen' (πολλὰ ποιεῖν ἐκ τοῦ ἑνός, Plat. Menon 77 A). Parmenides und Platon sahen im Wechsel das Bleibende, im Mannigfaltigen das Eine. Der paralogisch gestimmte Mensch protestiert gegen eine logische Analyse der Wirklichkeit, die ihm die Teile in die Hand gibt, während leider das geistige Band fehlt. Er unterwirft sich nicht der Tyrannei eines Kausalsatzes, dessen letztes Wort Mechanismus und Materialismus ist, und glaubt an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit trotz allem, was Materialisten, Deterministen und exakte Psychologen sagen (P. Deußen, Vedânta und Platonismus, 1904, S. 3). Also wollen wir die paralogische orientalische Welt nicht verachten, wenn ihr auch die griechische Objektivität und Sophrosyne fehlt. In ihrer poetischen, mythologischen, religiösen, mystischen Grundstimmung macht sie ja leicht den Eindruck des Träumerischen, ja Schläfrigen. Wird sie lebhaft, dann erscheint sie überschwänglich, ekstatisch, narrenmäßig; Ernest Renan nennt die israelitischen Propheten erhabene Narren (*fous sublimes*). In ihren verschiedenen Erscheinungsformen als brahmanische Beschaulichkeit und Askese, als buddhistische Weltflucht und Nirvâṇasehnsucht, als muhamedanische Schicksalsergebenheit, als sogenannte katholische Rückständigkeit erscheint sie wenig geeignet zum Kampfe ums Dasein gegenüber einer modernen Kultur, die auf Wissenschaft und Technik begründet ist, auf Erkennung und Beherrschung der realen Welt, das heißt der Außenseite der Dinge. In der Konkurrenz mit Europa ist der Orient unterlegen, die Geschichte hat das Urteil gesprochen. Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. In China haben Europa und Asien sich gegenübergestanden, und Graf Waldersee hat erklärt, daß die Chinesen, je näher er ihnen trat, um so unverständlicher wurden; keiner der sogenannten Chinakenner habe sie gekannt. So schwer wird es einem Manne, der durch die logische Schulung hindurchgegangen ist, die wir den Griechen verdanken, sich hineinzuversetzen in den paralogischen Geisteszustand der Asiaten, der auch der Zustand unserer Vorfahren war. Wären die Griechen nicht gewesen, wir wären in den persischen Kulturkreis hineingeraten und wären Zoroastrier, oder Muhamedaner, oder Buddhisten, kurz irgend eine Art Chinesen. Marathon und Salamis haben uns gerettet, der religiöse Einfluß des Judentums hätte uns nicht geschützt; der ist ja selbst etwas Orientalisches, Paralogisches. Das Christentum wurde von den griechisch geschulten Menschen, die erfüllt waren von einer nur ästhetischen intellektuellen Kultur, als etwas durchaus Ungriechisches empfunden; wie es den Juden ein Ärgernis war, so war es den Griechen eine Torheit. Das Paralogische darin wurde so stark gefühlt, daß es dem Tertullian das charakteristische Wort abpreßte: *Prorsus credibile est, quia ineptum est; certum est, quia impossibile est* (das bekannte *credo quia absurdum*). Und als der orientalische Geist gesiegt hatte, schloß er die Universität Athen, die Hochschule des griechischen Geistes, und trieb die griechischen Professoren hinaus aus der christlich gewordenen Welt ins Reich der Sassaniden. Und in Rom nahm man von den Säulen des Trajan und Mark Aurel die Statuen der

Cäsaren herab und setzte den Schaûl und den Kephas hinauf, nach Geburt, Erziehung und Überzeugung rasseechte Orientalen, hervorgegangen aus den Verachtetsten der Verachteten. Man war eben der Meinung, das Weltprinzip sei nicht das Wasser und nicht das Feuer, auch nicht das chaotische Apeiron oder die Zahl oder der *concursus atomorum.* Die Liebe ist es, die die Welt im Innersten zusammenhält, das war nicht logisch, sondern intuitiv erkannt worden, und das bedeuten die Bilder der Apostelfürsten auf den Säulen der großen Cäsaren. Und die Weltgeschichte ist das Weltgericht. Wer freilich heute die orientalische Welt betritt, der sieht sich hineinversetzt ins Mittelalter; die Wissenschaft, die auf muhamedanischen Universitäten gelehrt wird, in Marokko, Kairo, Konstantinopel, ist Scholastik, wie ja auch die rabbinische Wissenschaft Scholastik ist. Der Orient hat eben keine Renaissance gehabt, ist nicht mitberührt worden von dem Neuerwachen des griechischen Geistes. Die Muhamedaner brauchen die Astronomie für ihr Mondjahr, ihren Festkalender; der Türke führt den Halbmond im Wappen. Aber ihre Himmelskunde ist vorteleskopisch und vorkopernikanisch, nicht weil sie es nicht besser wissen könnten, sondern weil sie es nicht anders wissen wollen. Die Rückständigkeit gehört nicht nur bei den Chinesen, sondern überall, wo der orientalische Geist mächtig ist, zu den Lebensbedingungen; die Aufklärung, der Fortschritt wird von solchen Menschen als ein Angriff, ja als eine Aufhebung ihres Daseins empfunden. *Sint ut sunt, aut non sint. Non possumus.* Wir sind daran gewöhnt, daß das griechische *πάντα ῥεῖ* vor allem auch gültig ist für die Welt unserer Vorstellungen, Begriffe und Urteile; wir beurteilen die Wahrheitsfähigkeit eines Menschen nach seiner Bereitwilligkeit, Vorurteile für eine bessere Einsicht aufzugeben, und nach dieser Entwicklungsfähigkeit bemessen wir seine geistige Jugendlichkeit oder senile Verhärtung. So kommt es, daß das Verhalten der orientalisch oder mittelalterlich gestimmten Menschen so leicht den Eindruck der Verstocktheit oder des bösen Willens macht, wie die Verstocktheit Cremoninis, der sich weigerte, in Galileis Fernrohre die Jupitermonde anzusehn; wenn die Erde der Mittelpunkt der Welt war, so gab es eben kein zweites Zentrum, keine zweite Zentralbewegung; ein Fernrohr, das diese zeigte, war das Instrument Satans, mit dem er dem Heilande alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit gezeigt hatte. Das geozentrische Weltsystem war ein zerbrechliches Gefäß, aber es umschloß einen Inhalt, den er nicht aufgeben wollte für die Welt und ihre bekannte und unbekannte Herrlichkeit. Darum war er eingedenk des Textes, über den damals in Rom gepredigt wurde, Apostelgeschichte 1, 11: 'Was steht ihr, galiläische Männer, und schaut gen Himmel?' Nicht das hartgläubige Greisenalter mit seinen unelastisch gewordenen Hirnkapillaren ist verantwortlich zu machen für diese Hartnäckigkeit, denn der Orientalismus erzeugt Charaktere wie Cremonini in jedem Lebensalter, sondern der von dem griechischen verschiedene orientalische Wahrheitsbegriff. Der Orientale sagt, die Wahrheit haben die großen Meister der Vergangenheit geschaut, z. B. den Veda, der älter ist als die Schöpfung, aber auch das System der Sanskritgrammatik, das Çiva dem Pâṇini offenbarte;

also ist die Wahrheit ein heiliger Besitz, den es zu bewahren und zu überliefern gilt; jede Änderung ist ein Abfall, Untreue, ein Aufgeben seiner selbst. Uns aber ist die Wahrheit ein Problem der Gegenwart und Zukunft, eine Aufgabe, deren Lösung im Unendlichen liegt, eine Asymptote. Dieser Wahrheitsbegriff ist griechischen Ursprungs; er gilt nirgends außerhalb der vom Griechentum beeinflußten Welt, und auch in dieser wird er bestritten, sobald die von den großen Meistern der Religion geschaute Wahrheit in Betracht kommt. Warum wollen manche Leute nichts hören von der 'Fortbildung der Religion?' Fortbildung ist ein griechischer Begriff; man fragt sich, ob dieser anwendbar ist auf den *rocher de bronze*, an dem angeblich das Narrenschiff der Zeit scheitert, die Leute an Bord aber ihre Rettung finden. Vielleicht ist es doch möglich, die Theologen zu verstehn, die von dem Begriffe der Religion den der Fortbildung grundsätzlich abweisen. Ein religiös Neues zu geben hat nur Jesus selbst erklärt, und diesen Sinn hat das Wort Neues Testament; von einer Fortbildung dieses Neuen kann bis auf den heutigen Tag keine Rede sein; insbesondere die Reformatoren haben nie behauptet, es fortzubilden, sondern auf das alte, echte, von dem großen Meister Geschaute zurückzugreifen. Als ausgemacht darf wohl gelten, daß die großen, fundamentalen Wahrheiten, von denen unsere Lebensführung und unsere Seelenruhe abhängt, nicht bewiesen werden können im Sinne der exakten, mathematischen Beweisführung, sondern daß wir hier dem intuitiven, prophetischen Erkennen alles verdanken. Und dabei ist das Beste, Wahrste stets das von dem großen Meister zuerst Geschaute, also das Älteste; darauf folgt eine Abschwächung und Verkümmerung durch die Epigonen (Deußen, Vedânta und Platonismus S. 9) oder, was nicht minder schlimm ist, eine scholastische Dogmatisierung. So viel möge gesagt sein, um das Wort des Engländers Henry Sumner Maine zu erläutern, das Theodor Gomperz auf das erste Blatt seiner 'Griechischen Denker' als Motto gesetzt hat. 'Einem kleinen Volke . . . war es gegeben, das Prinzip des Fortschritts in die Welt zu bringen; das waren die Griechen. Abgesehen von den blinden Kräften der Natur gibt es nichts in dieser Welt, was sich bewegt, was nicht griechisch wäre in seinem Ursprunge'. Also könnte die Frage, die uns hier beschäftigt, auch lauten: Wie ist das Prinzip des Fortschrittes in die Welt gekommen? Wie sind die Kräfte des Beharrens, das orientalische Prinzip des Stillstandes überwunden worden? Kurz, wie haben die Griechen den Orientalismus überwunden?

16. Die Schwäche des Priestertums. Höhere Kultur bewirkt nicht nur, daß die Frau vom Manne verschiedener wird, sondern noch mehr, daß die Männer voneinander verschiedener werden. Naturvölker sind Herdenvölker, die Individuen körperlich und geistig einander ähnlich und fast vertretbar. Der Wert des Mannes ist in Wergeld auszudrücken; die Verfassung ist die des Bienenstaats. Bei den Griechen besteht persönlicher und politischer Individualismus; in Poesie und Leben haben sie die erstaunlichste Mannigfaltigkeit von Charakteren hervorgebracht, und ihr Einfluß befreite im Zeitalter der Renaissance das Individuum vom Druck der Masse und gab ihm das Recht der Wahl,

die als Häresis verpönt war, solange orientalischer Geist dominierte. Denn der Priester wird immer bestrebt sein, den geschilderten Zustand der Naturvölker in einem höheren Sinne wieder herzustellen. Fischart sagte spottend: des heiligen römischen Reiches Immenschwarm; der Priester sagt ernst: eine Herde und ein Hirt. Das Priestertum der Griechen ist im Ansehn allmählich gesunken. Früher hatten sie auch Amphiktyonien gehabt am Sitze eines Priesters und heilige Kriege. Sophokles läßt den Teiresias mit päpstlicher Autorität dem Kreon entgegentreten; noch bezeichnender ist, wie Kreon sich fügt. In Argos zählte man die Jahre nach der Amtsdauer der Priesterin. Allenthalben gab es Priestertümer, die einem alten Priesteradel vorbehalten waren, in Athen und Eleusis so gut wie in Ephesos und Agrigent. Der Reichtum des paphischen Oberpriesters war sprichwörtlich, Kinyras lebte herrlich in der Welt. Aber Paphos lag fern von den Zentren der ästhetischen Kultur. Diese machte die Götter schön, aber verminderte ihre Heiligkeit. So erweckten sie größeres Wohlgefallen, aber weniger Andacht. Bei ihren Festen fand man alles, was Menschen und menschenähnliche Götter erfreut und zerstreut, gymnische und musische Wettkämpfe, die Schaustellung adliger Kraft und Schönheit, schöner Körper und edler Rosse, alle Aufregungen des Sports, *ἅλμα, ποδωκείην, δίσκον, ἄκοντα, πάλην*, Vorträge der Rhapsoden, erschütternde Tragödien und ausgelassene Satyrspiele, aristophanische Komödien und homerisches Gelächter. (Einige von diesen Sachen wollte Antiochos Epiphanes in Jerusalem einführen; daher kam der Aufstand der Makkabäer.) Die Schatzhäuser der Tempel waren Museen und Grüne Gewölbe. Man fand Zerstreuung, nicht Sammlung; denn man vergaß die Religion, die Beziehung des Offenliegenden auf das Latente, des Einzelnen auf den Weltgrund. So fand man viele Freuden, nur nicht jene stille, tiefe, religiöse Freude, die man Erbauung nennt und wofür die griechische Sprache kein Wort hat. Die Wörter der Kirchensprache *οἰκοδομεῖ*, *aedificat* sind mechanische Übersetzung des hebräischen *bânâh*. Die adligen Götter und Göttinnen strahlten viel Lebensglück und Schönheit aus, aber wenig Liebe; es war kühl in den Säulenhallen griechischer Tempel wie in den Hallen der Akademie und der Stoa. Hier offenbart sich eine geheime Verwandtschaft des Ästhetischen mit dem Logischen. Es muß doch einen innern Grund haben, daß Platon nicht nur die menschlichen Begriffe Ideen nennt, sondern ebenso auch die schöpferischen Gottesgedanken, das Objekt der Kunst. (Dieses Logische wurde hypostasiert unter dem Namen Logos, den der Dr. Faust schwer zu übersetzen fand.) Wer in der Philosophie bewandert wäre, müßte uns hier nachhelfen können; wir können nur sagen: das Schöne ist das Sichtbarwerden der Idee; die Idee aber ist kalt wie alles Logische. Sie ist dem Haupte des Zeus entsprungen und nicht dem Herzen; darum ist sie kalt wie der Intellekt, nicht warm wie die Liebe. So ist denn die Religion der Griechen ästhetisch verkümmert, wie die der Römer juristisch und technisch verkümmert ist (R. v. Jhering, Der Geist des römischen Rechts I). Das ist die Bedingung, unter der sich der Fortschritt vollzogen hat, und der Preis, mit dem er bezahlt wurde. Das ist's, was Schiller rühmt an den Göttern Griechenlands, daß

sie selbst mit aufgenommen sind in diese schöne Welt, daß sie so menschlich liebenswürdig, d. h. menschlich schwach sind, nicht finstern Ernst und trauriges Entsagen fordern und so wenig ähnlich sind dem verschleierten Bilde von Sais. Die Götter Homers sind nicht Symbole für den geheimnisvollen Weltgrund, sondern für die Erscheinung, die Außenseite der Dinge. Mußte die griechische Religion Diesseitigkeitsreligion werden? Er wird wohl nicht anders gekonnt haben, der jugendliche Herakles, als er am Scheidewege stand. Ihn trieb etwas Inneres, Göttliches, der dem eignen Adel entsprechende ästhetische Trieb, der ihn selbst verschönt, ja geschaffen hatte und seine Sprache verschönte wie alles, womit er sich abgab. Muß denn der Mensch Gott erkennen? Da so wenige dazu Neigung haben und keiner es kann, wollen wir hoffen, daß er nicht muß. Goethe sagt: 'So bleibe denn die Sonne mir im Rücken. Der Wassersturz, das Felsenriff durchbrausend, ihn schau ich an mit wachsendem Entzücken.' So saß der Dionysospriester, der ja auch ein Hellene war, im Theater, an der Kultstätte seines Gottes, und sah Tragödien über die Bühne gehn mit wachsendem Entzücken, wenn sie auch nicht die Legende seines Gottes, sondern Menschenschicksal darstellten. Das Publikum hatte ja längst aufgehört verwundert zu rufen *οὐδὲν πρὸς Διόνυσον*. Ein jüdischer Oberpriester oder ein christlicher Bischof hätte die Entwicklung der Tragödie anders beaufsichtigt und sie beim Passions- und Mysterienspiel festgehalten. Weiß doch bei uns mancher Kantor zu erzählen von Konflikten mit dem Pfarrer wegen 'weltlicher' Präludien und Zwischenspiele. Von der Aristophanischen Komödie, die auch eine Kultushandlung war, wollen wir gar nicht reden. Der Priester hatte kapituliert vor dem Dichter und lachte mit über die Frösche, wenn auch seine Würde notwendig mit der des Gottes zugleich geschädigt wurde. Wer mag dem Drucke der Massen widerstehn? Aber das Erkenne dich selbst schrieben Priester an einer Stelle an, zu der diejenigen wallfahrteten, die ihre Motive außer sich suchten. Die Schwäche des Priestertums bei den Griechen ist nicht eine äußere, sondern eine innerliche. Darum hatten sie nicht das Schicksal der von Priestern beherrschten Völker, sondern wenn kein besseres, so doch ein anderes, und schon das dürfte manchem genügen, um sie beneidenswert zu finden.

17. Der ästhetische Charakter der griechischen Wissenschaft. Auch die wissenschaftlichen Leistungen der Griechen sind, wenigstens in ihren Anfängen, ein Ausfluß des ihrem Rasseadel innewohnenden, an den menschenähnlichen Göttergestalten herangebildeten ästhetischen Bedürfnisses. Den engen Zusammenhang von Wissenschaft und Kunst hat zuletzt F. Ratzel eingehend erwogen (Umschau 1903 Nr. 41). Beide sind analoge Erzeugnisse des Menschengeistes. Beiden bietet die Natur Stoff und Aufgabe. Beide wollen das Problem des Daseins lösen. Beide haben kein anderes Interesse als den geistigen Gewinn, den das Anschauen der Schönheit und Wahrheit gewährt. An den Ideen der Wissenschaft schätzen wir die Anschaulichkeit, an der anschaulichen Kunst den Ideengehalt. Die höchste Wissenschaft, die idealistische Philosophie, ist der Poesie und Religion verwandt; ihr Wahrheitsgehalt beruht auf Intuition und wird durch nachfolgende Beweisführung nicht erschöpft, so wenig wie der

Inhalt eines Kunstwerks durch Worte erschöpft wird. Der ästhetische Ursprung der griechischen Wissenschaft geht schon daraus hervor, daß sie von vornherein auf die Erfassung der Welt als eines Kosmos gerichtet war. Deshalb beginnt die griechische Physik nicht mit dem experimentellen Studium der Fallgesetze, sondern mit der Harmonie der Sphären und dem zeitlos, raumlos unveränderlichen Alleinen. Kosmos ist ein wundervolles, so griechisches Wort, daß es in keine andere Sprache übersetzbar ist. Insbesondere scheint es unverträglich mit der Sprache Kanaans, wie sie noch jetzt hier und da gesprochen wird. Gewiß, Natur und Geist, so spricht man nicht zu Christen. Aber ein Protest gegen den Begriff Kosmos (wir haben ihn erlebt unter Berufung darauf, daß er im Neuen Testamente nicht vorkomme) ist wohl nur der Protest des Judentums gegen das Hellenentum. Der Kosmos ist uns gegeben als ein System von Kräften; Aufgabe der Wissenschaft ist, ihn nachzubilden in einem kongruenten Systeme von Begriffen. Der Trieb, diesen Kosmos hervorzubringen, obwohl unser Vermögen gegenüber der Größe des Gegenstandes nichtig ist, die Freude dessen, 'der den großen Gedanken Deiner Schöpfung noch einmal denkt', ist, wie Platon im Phädrus richtig darlegt, transcendenter Art, ein Anteil des Menschen an göttlicher Seligkeit. Platon ist der Philosoph des Schönen; seine Begeisterung für das Schöne, wie sie im Phädrus sich ausspricht, ist dithyrambisch, es ist die platonische Liebe. Aber das Schöne, das er behandelt, sind nicht die Meisterwerke der Plastik, die ihn umgeben; es ist erstaunlich, wie wenig er auf diese Bezug nimmt. Sondern seine Begeisterung gilt der Schönheit des Kosmos; der Timäus ist der Abschluß seiner Philosphie. Die stumme Welt von leuchtenden Marmorgestalten, die ihn umgab, erkennen wir wieder in seiner mythischen Schilderung der himmlischen Ideenwelt.

Ihrem ästhetischen Triebe haben die Griechen zwei große Opfer gebracht. Kunstgeschmack ist nach Michelangelo die Liebe zum Schlichten; er betätigt sich in der Reinigung von allem Überflüssigen. So haben die Griechen in der Kunst den Orientalismus überwunden, indem sie zugunsten der Schönheit auf die symbolische Bedeutsamkeit ihrer Bildwerke verzichteten. Goethe nahm Anstoß an den mit Symbolen überladenen Götterbildern der Inder; was ihn abstieß, gerade das ist für den religiösen Sinn der Bildverehrer das Wertvolle, der Elefantenkopf des Gaṇeça, die überzähligen Brüste der ephesischen Artemis, die Stiergestalt des Gottes von Bethel, kurz die sinnfällige Andeutung des Übermenschlichen. Das alte Kultbild der pferdeköpfigen Demeter von Phigalia wurde nach einem Brande durch ein dem modernen Kunstgeschmacke entsprechendes Werk ersetzt; aber die Priester setzten es in diesem Falle ausnahmsweise durch, daß das alte unästhetische Idol wiederhergestellt wurde. Im allgemeinen aber haben die griechischen Dichter und Bildhauer, unbehindert durch die Priester, aufgeräumt mit der theriomorphen Götterwelt und damit eine wahre Herkulesarbeit verrichtet. Sie reinigten von Ungeheuern die Welt in kühnen Abenteuern, nicht in der Weise der Aufklärung, indem sie die seltsamen Denkmäler einer barbarischen Urzeit für Fiktionen erklärten, sondern im Wege der epischen Sage, indem sie den ästhetischen Augiasstall räumen

ließen durch Helden wie Perseus, Theseus, Bellerophon, Herakles und die Riesen in den Tartaros bannten, so daß die Luft rein, die Welt sonnig wurde; Himmel und Erde waren neu geworden, und nun erst ließ sich frei atmen in dieser schönen Welt. So haben die Griechen in der Kunst den Orientalismus überwunden, indem sie die symbolische Bedeutsamkeit der Schönheit zum Opfer brachten. Und eine ähnliche Selbstbeschränkung hat ihnen auch ihr wissenschaftlicher Sinn auferlegt. Wer Wissenschaft treibt nicht im Sinne der Magie, Astrologie, Alchymie, Theurgie oder anderer wundergläubiger orientalischer Richtungen, sondern Wissenschaft im Sinne der Griechen, der nimmt die eherne Fessel des logischen Denkens, des Kausalsatzes auf sich. In der Welt der Paralogismen, des Mythus herrscht die goldene Freiheit der Poesie, des Wunsches, des Traumes, Freiheit von den Schranken des Raumes und der Zeit und von allen Gesetzen des natürlichen Geschehns. Da gibt es Helden, die unverwundbar sind, oder die der Hadeshelm unsichtbar macht, die Tote auferwecken oder von Persephone heraufholen, die ein Zaubermantel durch die Lüfte, ein Flügelroß über Berge und Meere trägt; da ißt man die unsterblich machende Speise, badet im Quell der ewigen Jugend, wandelt in elysischen Gefilden eines ewigen Frühlings. In diese Traumwelt retten sich die Mühseligen und Beladenen aus der drückenden Enge ihres Daseins; dies ist die älteste Art der Erlösung, die der aus dem Paradies Verstoßene sich gab, daß er eine Fata Morgana ausbreitete über die Erde, die ihm Dornen und Disteln trug und deren Scholle er wenden mußte, bis er selbst zu Erde wurde. Flüchtet doch selbst der arme chinesische Kuli, dem die Phantasie versagt ist, in einen Opiumtraum. Wie schwer also begibt sich der Mensch dieser goldnen Freiheit, zumal in einem Zeitalter, dem sie die einzige Form der Erlösung ist; wie pflegt der Glaube das Wunder, sein liebstes Kind! Aber die Griechen haben sich dieser Freiheit begeben, die Fessel des logischen Denkens und des Naturgesetzes auf sich genommen; die Denker des Volkes, das die schönste und reichste, die Krone aller Mythologien hervorgebracht hat, haben die Mythologie überwunden, um die Welt als einen Kosmos begreifen zu können. Ihre dem ästhetischen Triebe entsprungene Wissenschaft und nicht ihre Technik hat sie zur Erkenntnis des Naturgesetzes, der Ananke des Anaxagoras, geführt; daß Technik und praktisches Denken mit großer Superstition vereinbar ist, beweist das Beispiel der Römer, die eine Technik der Superstition entwickelt haben, die den Untergang ihres Reiches überdauerte.

18. Die ästhetische Selbsterlösung. Die Geschichte der ästhetisch-intellektuellen Kultur Europas hat drei Glanzzeiten: das Perikleische Zeitalter, das Jahrhundert Michelangelos und die Zeit Lessings und Winckelmanns, Canovas, Thorwaldsens, Goethes und der Seinigen, kurz das Zeitalter der Neuhumanisten, der geistigen Väter des deutschen Gymnasiums. In jedem dieser drei Zeitalter dominierte der klassische, d. h. der hellenische Geist, und gegen jedes ist vom religiösen Standpunkte aus etwas einzuwenden. Es sind drei Zeitalter der ästhetischen Selbsterlösung, Blütezeiten blühender, gesunder Menschen von geringem Schuldgefühl, die keinen Erlöser brauchen. Zwischen

Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl. Aber auf der Stirn des hohen Uraniden, sagt Schiller, leuchtet ihr vermählter Strahl; das heißt, die Griechen haben die Methode entdeckt und uns anschaulich gezeigt, wie Sinnenglück und Seelenfrieden sich vereinigen lassen in der Freude am schönen Scheine, an der in der Natur und im Kunstwerk sichtbar werdenden platonischen Idee, kurz im ästhetischen Genusse. Schillers Gedicht Das Ideal und das Leben soll uns diese, wir können kurz sagen weimarische Methode der Selbsterlösung lehren. Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen, frei sein in des Todes Reichen, nun, so werft die Angst des Irdischen von euch; flüchtet aus dem engen, dumpfen Leben in des Ideales Reich. Gewiß ist das Gedicht sehr schön und gedankentief, des großen Dichters und des großen Gegenstandes würdig; es ist die Krone von Schillers Lyrik, ein apostolisches Credo des weimarischen Geistes. Aber zwischen diesem Credo und dem von David Strauß im Alten und neuen Glauben vorgetragenen besteht kein grundsätzlicher Unterschied; beide sind ästhetische Selbsterlösung. Und ferner, wem wird denn von Schiller, wie von Strauß, der Rat gegeben, ins Reich des Schönen zu flüchten? Einer kleinen Anzahl von Menschen, die auf der Menschheit Höhen wohnen. Es ist ein Rat für lebensfrohe, schönheitstrunkne, dem Diesseits zugekehrte Aristokraten; die Armen, die des Lebens Bürde am schwersten drückt, zumal die Schuld, weil bei ihnen ganz anders als bei den Reichen das Wort gilt: Jede Schuld rächt sich auf Erden, die Armen können ihn nicht befolgen. Auch ist es ein Rat für Gesunde; dem Kranken, dem Sterbenden gibt er keinen Trost. Hier zeigt sich die Schwäche des Griechentums und die Größe des Themas, das Klinger sich gestellt hatte, Christus im Olymp. Der homerische Hymnus auf Pallas Athene preist die herrliche Göttin, die aus dem Haupte des Zeus sprang in goldner Waffenrüstung, alle Götter staunten über ihre Schönheit: *γλαυκῶπιν*, die helläugige, *πολύμητιν*, die gedankenreiche, *ἀμείλιχον ἦτορ ἔχουσαν*, die ein unmildes Herz hat. Goethe hat im Liede der Parzen die griechischen Götter nicht zu hart geschildert. Die Leichenrede des Perikles enthält keine religiösen Gedanken; was er zum Troste der Hinterbliebenen sagt, ist sehr frostig: tröstet euch damit, daß ihr bisher glücklich waret, und daß die wenigen Jahre, die ihr noch zu leben habt, bald vorüber sein werden. (*Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria.* Kommt zu mir, die ihr mühselig und beladen seid.) Selbst Sophokles, der ethische Sophokles, hat keinen Trost für Sterbende; Antigone bejammert den frostigen Trost des Chorführers: *οἴμοι γελῶμαι*, wehe, du lachst mich aus. Ödipus auf Kolonos findet den Frieden im Haine der Eumeniden; das ist alte, fromme Bauernreligion aus der Zeit, wo die Griechen noch Barbaren waren, ein stehengebliebener Rest aus einer abgetanen Welt, für den alten Dichter ein Märchen aus alten Zeiten, eine Reminiszenz aus seiner Kindheit, seinem Heimatsdorfe. Aber er war Großstädter und Klassiker geworden und hatte triumphiert über den alten großen Propheten Äschylus, den Zeitgenossen und Geistesverwandten der israelitischen Propheten. Äschylus, der große Unverstandene, ging verbittert ins Ausland; er entwich vor dem An-

bruche der Perikleischen Zeit. Sophokles aber wurde der Klassiker, der Phidias des Dramas, von dessen Werken doch wohl einigermaßen das gilt, was man, vielleicht zu hart, von Goethes Iphigenie gesagt hat: marmorglatt und marmorkalt. Kalte Schönheit; das liegt, wie gesagt, im Wesen des Ästhetischen. Goethe wunderte sich in Italien, daß die Meisterwerke der Renaissance, die Madonnen Raffaels das katholische Volk nicht religiös ergriffen; deshalb war es ja auch leicht, sie ins Ausland zu entführen. Er schrieb in den Venetianischen Epigrammen (Nr. 15):

Wundertätige Bilder sind meist nur schlechte Gemälde,
Werke des Geists und der Kunst sind für den Pöbel nicht da.

Aber Theodor Birt in der Marburger Rektoratsrede über Laienurteil und bildende Kunst bei den Alten (1902) belehrt uns, daß 'jene köstlichsten Werke, an deren Ruhm und wahrhaft göttlicher Herrlichkeit sich das Zeitalter Goethes und Schinkels und der ganze moderne Klassizismus berauscht hat' (S. 15), ebensowenig religiös wirkten; ja er sagt sogar (S. 37): 'Die Kunst hat den alten Götterglauben im Verlauf der Dinge nicht gefördert, sondern wesentlich dazu mitgewirkt, daß er unterging.' Der Zeuskult von Olympia hat nachweislich darunter gelitten, daß der hellenische Adel, der dort die großen Wettrennen abhielt, den Zeus des Phidias aufstellte. Die Bauern von Orchomenos verehrten in heiligen Steinen die Chariten, die Geberinnen aller guten Gaben; solche Bauernandacht überträgt sich nicht ohne weiteres auf nackte Pariser oder Athener Modelle. Werden diese bewundert, so tritt bestenfalls Kunstbewunderung an Stelle der Anbetung. Die knidische Aphrodite des Praxiteles war dargestellt, wie sie entkleidet ins Bad steigt; also ein Genrebild, ein Momentbild aus dem Leben eines Modells (Birt S. 39). Das fromme Gemüt sucht bei den Idolen, die es anbetet, nicht Schönheit, sondern Erbarmen, hilfreiche Liebe; die Liebe geht der Schönheit vor, sagt Walther von der Vogelweide. Aber die ästhetisch-intellektuelle Kultur ist ihrem Wesen nach lieblos; sie ist die egoistische Kultur der Reichen und Gesunden. Wer nie sein Brot mit Tränen aß, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte. Dies ist einer der Gründe, weshalb Herder sich in Weimar nicht wohl fühlte und sich anschloß an die für ästhetische Selbsterlösung gleichfalls wenig empfängliche Herzogin Luise. So waren denn auch die Perioden, in denen das Hellenentum dominierte, aristokratische, antisoziale Zeitalter; aus dem Jahrhundert des Michelangelo stammt der Principe des Macchiavelli. Die Frage nach den Anfängen des Hellenentums könnte also auch lauten: woher stammt die ästhetische Selbsterlösung? Sie stammt her von dem Objekte der griechischen Kunst, den menschenähnlichen Göttern.

19. Die Proteste griechischer Denker. Die Götter- und Heroenwelt Homers war so einzigartig wie das Hellenentum selbst, und ein beneidenswerter Besitz, aber auch eine Bürde. So umwandlungsfähig der durch kein Dogma geschützte Stoff auch war, schneller als seine besonders von den Tragikern unternommene Fortbildung vollzog sich mit dem steigenden Wohlstande

die Verfeinerung der Sitten und der Kulturfortschritt, der eine Spannung des Gefühls schuf zwischen der Gegenwart und solchen Bestandteilen der heiligen Sage, die als Denkmäler einer überwundenen Kulturstufe in eine Welt von feinerer Empfindung herüberreichten. So wurden denn frühzeitig, wie die Palinodie des Stesichoros lehrt, Einwendungen erhoben bald gegen einzelnes, bald auch gegen das Ganze im Namen der Sittlichkeit und Religion, der Vernunft und Wahrheit. Bei allem Widerstreite durch ein tiefes religiöses Gefühl gebunden war Äschylus, über dessen tragischen Gemütskonflikt zwischen Religiosität und Überlieferung U. v. Wilamowitz-Moellendorff in der Einleitung zum Agamemnon (1900) eindrucksvoll geschrieben hat. Frei von solcher achtungswerter Gebundenheit war der philosophische Denker, aus dessen Schule die Anfänge nicht nur der Metaphysik, sondern auch der Kritik im Sinne Kants hervorgegangen sind, Xenophanes. Die Fragmente reichen aus, um zu zeigen, daß schon er im Widerspruche zu der geistigen Atmosphäre seiner Zeit das erkannt hatte, was noch im Aufklärungszeitalter Goethe im Gegensatze zu einer unphilosophischen Theologie aussprechen mußte (1774): 'O Freund, der Mensch ist nur ein Tor, stellt er sich Gott als seinesgleichen vor.' Was den Dichtern und Künstlern und dem ästhetisch zerstreuten, nicht religiös gesammelten Sinne der Menge an der Mythologie das Wertvolle war, die Vielheit und charakteristische Verschiedenheit der göttlichen Personen, ihr äußerer und innerer Anthropomorphismus, das wird von dem großen Eleaten bündig, in einem Satze abgelehnt (Fr. 23 Diels): 'Gott ist Einer, der größte unter den Mächten der Natur (*ἔν τε θεοῖσι*) und in der Menschenwelt, mit den Sterblichen weder in ihrem Äußeren (*δέμας*) vergleichbar, noch in ihrer Psychologie (*νόημα*).' Er zeigte in drastischer Weise, daß die Völker ihre Götter sich zum Ebenbilde geschaffen haben mit ihren Rassenmerkmalen, die Äthiopen schwarz und plattnasig, die Thraker rothaarig und blauäugig (Fr. 16). Er erhob die religiöse Forderung der Heiligkeit und wandte sich gegen Homer und Hesiod direkt, indem er sie tadelte, 'daß sie sehr viele gegen das Sittengesetz verstoßende Taten (*ἀθεμίστια ἔργα*) von den Göttern erzählten, die bei den Menschen Schimpf und Schande sind' (Fr. 11. 12). Verständigen Männern gezieme es, die Gottheit zu preisen in heiligen hieratischen Liedern (*εὐφήμοις μύθοις*) und mit reinen Worten, nicht aber Kämpfe der Titanen, Giganten und Kentauren zu besingen, Erfindungen der Vorzeit (Fr. 1). Wohl weniger eingehend, aber um so lebhafter waren die Proteste des Heraklit, der streng war und gewohnt, sich schonungslos auszusprechen. Er sagte, Homer und Archilochos verdienten aus den Festversammlungen (*ἐκ τῶν ἀγώνων*, wo man musische Werke vortrug) verwiesen und mit Ruten gestrichen zu werden (Fr. 42). Den Bilderdienst, den Mutterboden der plastischen Kunst, in der das Hellenentum seinen eigentümlichsten Seeleninhalt sich und der Nachwelt veranschaulichte, verurteilte er mit den Worten: 'Zu diesen Götterbildern beten sie, wie wenn man mit einer Wand Zwiesprache halten wollte, ohne Verständnis für das wahre Wesen (*οἵ τινές εἰσι*) der Götter und Heroen' (Fr. 5). Auch der Pythagoreismus war nach seinem ganzen Wesen ebenso den von Schiller verherrlichten wie den

von Goethe im Liede der Parzen charakterisierten Göttern Griechenlands abgeneigt, theoretisch als metaphysischer Monismus, ethisch als Erlösungslehre, praktisch als sittlich-religiöse Reformbewegung. Eine Legende erzählte, Pythagoras habe in der Unterwelt die Seele Hesiods an eine eherne Säule gefesselt und jammernd gesehen, und die Homers an einem Baume hängend und von Schlangen gepeinigt, zur Strafe für das, was sie von den Göttern erzählt hatten (*ἀνθ' ὧν εἶπον περὶ θεῶν* Diog. Laert. VIII 21). Für die Anschauungen des Sokrates mag der Platonische Dialog Euthyphron (6 AC) nicht beweisend sein, aber der dort vorgetragene, ethisch und religiös begründete Einspruch gegen die mythischen Darstellungen der Dichter und Maler steht durchaus in Einklang mit dem, was auch Xenophon über die Religiosität des Sokrates bezeugt (Zeller, Philos. d. Gr. II 1. 4. A. S. 176 ff.). Die umfassendste Kritik und Ablehnung jedoch, die die epische Götter- und Heroenwelt nicht vom rationalistischen, sondern vom moralischen und religiösen Standpunkte aus erfahren hat, ist die Platons (De rep. 377 C bis 391 E), der durch die Ergebnisse seiner Prüfung sich gedrängt sah, eine andere Grundlage als diese für die sittliche Erziehung der griechischen Jugend zu fordern. Er vergleicht Homer und Hesiod mit schlechten Malern, die bei der Darstellung des Göttlichen die wesentlichsten Charakterzüge verfehlt haben; daher möchte er wünschen, daß auch den Erwachsenen nicht derartige Entstellungen auf der Bühne vorgeführt würden (380 C). Er findet die Götter Homers unsittlich in ihren Beziehungen unter sich (378 B) und ungöttlich in ihrem Verhalten gegenüber den Menschen (379 B). Aus denselben Gründen will er sogar dem Äschylus einen Chor verweigern und ihn vom Jugendunterrichte ausschließen (383 B). Das ist religiöse, also positive, aufbauende Kritik; auf die rationalistischen, verneinenden Kritiker, wie Euripides, gehn wir nicht ein, weil uns hier nicht die Geschichte der griechischen Aufklärung, sondern die der griechischen Religion und der religiösen Kritik Homers interessiert. Nur das letzte Wort der Aufklärung, den Euhemerismus, dürfen wir nicht übergehn, weil er die Entwicklung der anthropomorphen, ins Diesseits, d. h. in die Zeitlichkeit aufgenommenen Götterwelt konsequent abschließt. Er geht auf sie ein, denkt sie zu Ende und führt sie so ad absurdum. Das ist Selbstzersetzung, die wirksamste Widerlegung. So endigt denn der so beglückende Traum, die poetische Diesseitigkeitsreligion und ästhetische Selbsterlösung, mit der Vorstellung, daß Zeus ein alter König von Kreta war, wo er begraben liegt. Ebenso folgerichtig wird die heilige Geschichte Israels beendigt und gekrönt durch die aus der Zeitlichkeit in die Ewigkeit hinübergetretene Gestalt des zu Gott erhöhten Davididen, der die Welt erlöste und den Tod überwand. Er ist zum Himmel aufgefahren, sein Grab ist leer.

20. Die Mysterien. Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Auch mit einer nur ästhetisch-intellektuellen Kultur kann er auf die Dauer nicht leben und noch weniger sterben; er verlangt 'Mehr Licht'! Auch die Griechen empfanden die religiöse Lücke in ihrem Geistesleben und füllten sie aus durch Anleihen im Orient, mit Symbolen und Lehren, die sie nicht entbehren konnten, immer aber als etwas eigentlich Ungriechisches empfanden und deshalb als Ge-

heimlehren behandelten. Schon die homerische Nekyia ist orphisch. Die Orphiker hatten, wie die Ägypter, ein Totenbuch, einen Wegweiser und Reiseführer für die Seele im Jenseits. Der Tote kommt (Fr. 16 Diels) an den Lethebrunnen und trinkt Vergessenheit, dann an die Quelle Mnemosyne und trinkt Erinnerung an seinen göttlichen Ursprung; dies ist der Keim der Platonischen Lehre von der Anamnesis, seine Konsequenz der Unsterblichkeitsglaube. In Ägypten wurde die Seele des Toten Osiris; der gläubige Orphiker hörte: aus einem Menschen bist du ein Gott geworden (*θεὸς ἐγένου ἐξ ἀνθρώπου*). Schon im Diesseits bereitete er sich durch Reinheit und Reinigungszeremonien auf seine Wiederherstellung zur Göttlichkeit vor. Was Platon im Phädon und im Staat (Buch X) lehrt über die Unterwelt und das Totengericht, hat seine Wurzeln in dem orphischen Mysterienglauben; Minos und Rhadamanthys als Totenrichter belehren uns, daß Kreta, die Heimat des Epimenides, die Zwischenstation gewesen ist, über die diese ägyptischen Vorstellungen nach Griechenland gekommen sind. Auf welchem Wege Pythagoras aus Indien die Lehre von der Seelenwanderung und den Begriff der Erlösung erhalten hat, wissen wir nicht; er machte sie zur Grundlage einer Geheimlehre, die alle Merkmale einer geoffenbarten Religion an sich trägt, auch in der Art der Beweisführung (*αὐτὸς ἔφα*). Es ist dies der einzige Versuch der Stiftung einer geoffenbarten Religion auf dem Boden Europas; schade, daß er zu früh erstickt wurde wegen des vorzeitigen Versuchs, sich der politischen Gewalt zu bemächtigen. Platon hat viel Mühe und Geld aufgewendet, um in den Besitz der echten pythagoreischen Lehre zu gelangen. Christlichen Theologen galt er als Teilhaber an göttlicher Offenbarung nicht wegen seiner Lehre vom Kosmos und der Weltseele, die das dogmatische Christentum als pantheistisch ablehnt, sondern wegen der unhellenischen Bestandteile seiner Philosophie, die in den Mysterien und im Pythagoreismus wurzeln. Es war nicht jener brahmanische Kastenstolz, der dem Paria die Kenntnis des Veda verweigert, was die Griechen bewog, jene Dinge als Geheimlehre zu behandeln — standen doch die Mysterien schließlich sogar den Sklaven offen —; sondern es war ein tiefes, keusches Gefühl dafür, daß die Wunderblumen des Orients nicht heimisch waren in der griechischen Welt; es war wie wenn man seine Bibliothek und seine Kunstsammlungen öffentlich aufstellt, aber die Türen seines Hausaltars verschließt. So haben die Griechen als schweigende Schauende (Epopten) sich jahrhundertelang erschüttern lassen von den dramatischen Mysterienbildern der Sisyphusarbeit und der Tantalusqualen und sich erquickt an dem Ausblick in die elysischen Fluren, bis sie endlich bei den Heilgöttern des Ostens, wie Serapis und Osiris, das Heil suchten und bei dem Heiland der Christen es fanden.

21. Schluß. Aus diesen drei Elementen der Kunst, der Wissenschaft und der Mysterien setzt sich das Geistesleben zusammen in der hellenischen Welt, nach der Iphigenie ausschaut, 'das Land der Griechen mit der Seele suchend', als nach der einzigen Stätte wahrhaft menschlichen Lebens in dem alten, barbarischen Europa, das Otto Schrader in dem eingangs genannten Werke uns schildert. Iphigeniens pontische Skythen sind die Vorfahren der heutigen Os-

seten, wie Eigennamen und sonstige Sprachreste beweisen (Wsewolod Miller, Die Sprache der Osseten, 1903, S. 4). So sind auch die Bessen und Geten, die Thraker, die Ovid in Tomi kennen lernte, Indogermanen, und zwar nicht heruntergekommene, sondern von der hellenischen Kultur nur unberührte und deshalb auf prähistorischer Stufe stehen gebliebene Indogermanen, wie auch die Phryger, deren Name den Griechen als Schimpfwort galt. Wir sind nicht der Meinung, der unerhörten Genialität der Griechen durch obige Ausführungen auch nur entfernt gerecht geworden zu sein; aber vielleicht läßt sich doch auf dem angedeuteten Wege einigermaßen erkennen, *ὡς παλαιὰ εἶναι ἀποχρώντως*, was der erste Anfang gewesen ist von der erstaunlichen Entwicklung, die jenen Gefühlsunterschied zwischen Iphigenien und den Skythen schuf und damit jene Sehnsucht, die wie in Goethes und Schillers Seele, so noch heute in jedem empfänglichen Herzen nachklingt. Nur von außen haben wir den Vorgang betrachtet; das Innere, Verborgene, sagen wir das Rassengeheimnis, das hier sich entfaltet hat, bleibt wie alles Göttliche der wissenschaftlichen Betrachtung unzugänglich. Wir können nur sagen: was hier erschienen ist, ist etwas Göttliches, ein unzugängliches Geheimnis; in Schillers Sprache: eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer. Wo die Wissenschaft versagt, bleibt nur der Mythus übrig, wie Platon lehrt, als das von der alten frommen Urzeit dargebotene Ausdrucksmittel für das Unaussprechliche. So bedienen wir uns denn dieses altmodischen, aber trotz aller Aufklärung noch immer unentbehrlichen Ausdrucksmittels und geben zum Schluß auf die Frage nach dem Ursprunge des Hellenentums notgedrungen eine mythische Antwort. Die Musen, und zwar die pierischen Musen, haben das Hellenentum geschaffen.

ΟΡΚΙΩΝ ΣΥΓΧΥΣΙΣ

Von Dietrich Mülder

In seinem Aufsatze über Apollon hat v. Wilamowitz beiläufig (Hermes XXXVIII 585 Anm. 2) von den Versen Δ 101—3 bemerkt, daß er sie für falsch halte. An dies Urteil und seine Begründung möchte ich hier anknüpfen.

Interessant ist zunächst die Form des Urteils. Bisher ist es nicht gerade hergebracht, Homerverse als 'falsch' zu bezeichnen; ohne Zweifel würde auch heute noch eine große Anzahl unserer Homeriker in diesem Falle von einer Interpolation reden, zumal da die betreffenden Verse ohne Schaden für den Zusammenhang ausgeschieden werden könnten. Wenn Wilamowitz das ausdrücklich nicht sagt und lieber von 'falschen' als von 'interpolierten' Versen spricht, so ist das meines Erachtens eine gründliche und verständliche Ablehnung aller Interpolationshypothesen. Ich begrüße das um so freudiger, als kürzlich wieder Roemer — allerdings mit mehr Selbstgefälligkeit als Urteil — auf diesen primitivsten und abgenütztesten Lösungsmodus im weitesten Umfange zurückgreifen zu müssen geglaubt hat. Wilamowitz hat es vorgezogen, lieber eine Ansicht über die Herkunft der falschen Verse gar nicht zu äußern, als für das aufgezeigte Problem die herkömmliche Lösung zu akzeptieren, obwohl die Verfassung der Stelle gerade diese Lösung besonders zu empfehlen scheint. Denn ganz offenbar sind die Verse, worauf auch Wilamowitz ausdrücklich hinweist, aus Δ 119—121 entlehnt. Dort sind sie angebracht, treffend und schön; hier dagegen völlig deplaciert. Also können sie jedenfalls nicht von dem originalen Dichter von 119—121, sondern nur von einem Nachahmer herrühren. Wenn also Δ 101—3 keine spätere gedankenlose Interpolation sein soll, wie haben wir uns dann das ganze vorliegende Verhältnis, die auffallende Wiederholung geschickter und schöner Verse in offenbar unpassender und schiefer Weise vorzustellen? Oder wie erklärt sich das Vorhandensein jener falschen Verse? Darauf soll die nachfolgende kurze Untersuchung Antwort geben.

Es ist nötig, dazu etwas tiefer in den Gesamtzusammenhang hinabzusteigen. Die Szene, die man die Verwundung des Menelaos durch Pandaros betiteln könnte, ist in den Gesamtzusammenhang derart eingefügt, daß die Verwundung des Menelaos nicht eigentlich Selbstzweck der Darstellung ist, sondern daß jener tatsächliche Vorgang einem anderen Gesichtspunkte ideellerer Art untergeordnet erscheint, dem Bruch des beschworenen Vertrages durch die Troer, der ὁρκίων σύγχυσις. Der Dichter will weniger die Verwundung des Menelaos an und für sich als eine der dichterischen Behandlung würdige Be-

gebenheit schildern als darlegen, wie durch jenen heimtückischen Schuß die beschworenen σπονδαί gebrochen, wie dadurch die Troer in das unzweifelhafteste Unrecht gesetzt und wie Zorn und Strafe der Götter auf die Häupter der Schuldigen herabgerufen werden. Auf diesem ideellen Gesichtspunkt liegt der Akzent der Darstellung; der tatsächliche Vorgang, die Verwundung des im Mittelpunkt der Handlung stehenden Helden tritt dagegen ganz zurück. Man kann sich das auch des weiteren klar machen, wenn man erwägt, daß die Fortsetzung der Erzählung durchaus in der Richtung jenes ideellen Gesichtspunktes verläuft, während der tatsächliche Faden der Erzählung ganz kurz abgebrochen wird.

Die Hervorkehrung des ideellen Gesichtspunktes ist die Intention des Dichters unserer Ilias. Als Exponent dieser seiner Intention erscheint die Göttin Athene. So ist es oft in Ilias und Odyssee. Wo sich die dichterische Absicht nicht einfach, ungezwungen und menschlich auf Grund der Situation will verwirklichen lassen, da setzt der Dichter die Gottheit als Triebrad in die stockende Kette der Begebenheiten ein.[1]) Athene gibt dem Pandaros ein, so zu handeln, wie der dichterische Plan will, daß gehandelt werden soll; die Vereinigung aller Fäden in der Hand der Athene garantiert dem Dichter, daß die Begebenheiten trotz entgegenstehender natürlicher Hindernisse, auch der Wahrscheinlichkeit und der den Dingen innewohnenden ratio zuwider, sich so fügen, wie es seinen Absichten entspricht.

Dies ist der Grund, weshalb der Dichter dem Schusse des Pandaros die Aufforderung dazu durch Athene Δ 93—103 voraufgehen läßt. Es liegt nun in der Natur dieser Dichtweise, daß die Helden der göttlichen Anregung ohne Sträuben und Bedenken, ohne die Spur eigenen Denkens und Wollens nachgeben. Der Dichter macht dadurch Männer und Helden zu Drahtpuppen ohne Herz und Verstand und tut das mit vollem Bewußtsein (Δ 104):

ὣς φάτ' Ἀθηναίη, τῷ δὲ φρένας ἄφρονι πεῖθεν.[2])

Die inkriminierten Verse nun (101—3) gehören zu dieser Aufforderung, sie bilden ihren Schluß. Zu den entsprechenden (119—121) verhalten sie sich wie Aufforderung zu tatsächlichem Bericht; sie sind formell dadurch entstanden, daß dies Tatsächliche in die Form der Aufforderung umgesetzt worden ist. Aber gerade durch Umsetzung in die Aufforderung haben diese Verse jenes merkwürdig Schiefe erhalten. Wilamowitz sagt darüber: 'Athene hatte keine Veranlassung, dem Pandaros das Gebet vorzusprechen, und wie er es spricht, deutet nicht auf fremde Vorschrift.' Beide Teile der Bemerkung sind gleich treffend: Pandaros' Gebet ist ein positives Moment in der Wage des Erfolges — aber gerade diesen Erfolg will Athene nicht; ihre Aufforderung zum Gebet an Apollon ließe sich höchstens als versteckter Hohn begreifen. Aber nicht die leiseste Andeutung weist nach dieser Richtung. In der originalen Partie betet Pandaros

[1]) Die Beschaffenheit dieses Götterapparates habe ich an anderer Stelle ausführlich geschildert (Rhein. Mus. LIX 270 f. nebst Anm.).

[2]) Vgl. Τ 268, wo der Dichter aus Kompositionsrücksichten auch seinen unvergleichlichen Helden Achill zum νήπιος macht und meine Besprechung der Stelle a. a. O. S. 276.

in dem Moment, wo er den bitteren Pfeil aufgelegt hat, wo er im Begriff ist ihn seinem Ziel zuzusenden, kurz im Augenblick der höchsten Spannung; sein Gebet ist nichts als ein kurzes Stoßgebet, ein rasches Gelöbnis, mehr gedacht als gesprochen. Der Adressat ist dabei für ihn als Schützen selbstverständlich, die Zeit der Erfüllung, der Ort derselben verstehen sich für ihn, den Lykier Pandaros, gleichfalls von selbst; was er spricht oder wohl nur denkt, ist das eine: 'eine Hekatombe, wenn ich nach Wunsch treffe!' Für ein solches Stoßgebet gibt es nur einen Moment, nämlich den, in welchem Pandaros es ausstößt, den Moment, wo alle Gedanken im Wunsche des Gelingens zusammenfließen. Dieser kurze Gedanke des Gelobens wird als Vorschrift im Munde der Athene eine vorgesprochene Gebetsformel mit genauer Bezeichnung des Adressaten, des Ortes und der Zeit der Erfüllung des Gelöbnisses, aber trotz aller Genauigkeit oder eben deshalb hat der Nachahmer gerade das nicht zum Ausdruck gebracht, worin das ganz Eigentümliche der Situation liegt: den Zeitpunkt, in den das Gelöbnis allein fallen kann und in der originalen Partie wirklich fällt. Freilich würde ja eine solche Angabe im Munde der Athene noch weniger gepaßt haben als alles andere, was sie dem Schützen vorschreibt, die Person des anzurufenden Gottes, Zeit und Ort der Erfüllung.

Wenn nun die durch offenbar ungeschickte Umsetzung des tatsächlichen Berichtes in die Form der Aufforderung entstandenen Verse keine späte Interpolation sind — woher stammen sie sonst? Nun, von dem, dessen Invention es war, der handelnden Person den Trieb zur Handlung vermittelst seines Götterapparates suggerieren zu lassen, von dem, der nicht bloß ein Moment des tatsächlichen Vorganges, das Gebet, sondern den ganzen Vorgang aus dem Tatsächlichen in die Form der Aufforderung umgesetzt hat.[1] Damit charakterisiert sich der tatsächliche Bericht als die Quelle der ganzen Szene, als eine alte originale Vorlage, die der Nachahmer, Erweiterer und Bearbeiter, der Dichter unserer Ilias, umrahmte und in sein Werk einsetzte, sie gleichzeitig seinen dichterischen Absichten durch umbiegende Zusätze möglichst angleichend. Aber es will ihm hier so wenig wie sonst oft gelingen, die klaffenden Risse zu füllen und die Widersprüche zwischen dem, was die alte Quelle wirklich sagte und was der Bearbeiter sie sagen lassen will, auszugleichen.

Welches war der Inhalt der alten Vorlage, und nach welcher Richtung hin ist sie vom Dichter der Ilias umgestaltet worden? Eine ziemlich einfache und naheliegende Erwägung vermag hier Klarheit zu geben, und ihr Resultat wird auch die Antwort, die ich auf die erste Frage gegeben habe, definitiv bestätigen: Hat das Gebet des Pandaros Erfolg gehabt oder nicht? Nach dem Kontext unserer Ilias ganz offenbar nicht. Wenn Athene den Pandaros auffordert, um Erfolg zu beten, so ist sie und der Dichter ebenso wie der Leser überzeugt, daß die Göttin einen Erfolg des Gebetes nicht will, vielmehr das Ihre tun wird, um einen solchen Erfolg zu verhindern. Das ist der Geist

[1] In derselben Weise ist aus den tatsächlichen Abenteuern des Odysseus die Instruktion der Kirke für diese Abenteuer gewonnen worden, wie ich demnächst an anderer Stelle ausführlich darlegen werde.

der Überarbeitung. Ein wirklicher Erfolg im Sinne des Pandaros würde es sein, wenn es ihm gelänge, den Menelaos, den eigentlichen Stein des Anstoßes, tötlich zu verwunden und damit die Ursache des Krieges und bleibende Drohung für Alexandros aus dem Wege zu räumen. Das ist offenbar der Inhalt seines Gebetes um Erfolg, in das er alle Kraft des Wunsches konzentriert. Möglich, daß ihm ein neidisches Geschick die Krone des Wunsches versagt: wird er aber nicht selbst sein Gebet als erfolgreich ansehen, wenn es ihm gelingt, den Menelaos zu treffen und ernstlich zu verwunden? Hat sein Gebet also nicht wirklich Erfolg gehabt? Hat er nicht wirklich getroffen mit dem Beistande seines Gottes und ist seinem Gegner nahe ans Leben gekommen? Ist Menelaos nicht ernstlich verwundet?

Man erwäge nur: Athene will ja gar nicht eigentlich des Menelaos Verwundung, sie will nur den Schuß auf Menelaos, sie will ihn nur als Zeichen des Vertragsbruches. Ihr Zweck wäre erreicht, auch wenn Pandaros sein Ziel fehlen würde, wofern der heimtückische Schuß nur bemerkt würde. Wenn mit Rücksicht auf die Notorietät des Vorfalles eine Verwundung gerade des Menelaos nötig schien, so mußte es jedenfalls bei einer oberflächlichen Hautritzung verbleiben. Weiter darf Athene, die doch alle Drähte der Handlung in Händen hält, es unter keiner Bedingung kommen lassen. Denn Athene treibt nicht bloß den Pandaros an, sie lenkt auch selbst den Pfeil, wie der Dichter ausdrücklich sagt — muß er nicht also durchaus so fallen, daß er keinen wirklichen Schaden anrichtet? Es war demnach die Aufgabe des Bearbeiters, die Verwundung als ganz leicht und oberflächlich zu schildern, die Fürsorge der Athene für ihren Schützling in ein möglichst helles Licht zu stellen. In diese Lage hat er sich selbst versetzt durch die Art, wie er die Fäden geschlungen hat, und wirklich hat er in dieser Beziehung die Farben nicht gespart. Es heißt Δ 127—131:

οὐδὲ σέθεν, Μενέλαε, θεοὶ μάκαρες λελάθοντο
ἀθάνατοι, πρώτη δὲ Διὸς θυγάτηρ ἀγελείη,
ἥ τοι πρόσθε στᾶσα βέλος ἐχεπευκὲς ἄμυνεν.
ἡ δὲ τόσον μὲν ἔεργεν ἀπὸ χροός, ὡς ὅτε μήτηρ
παιδὸς ἐέργῃ μυῖαν, ὅθ' ἡδέι λέξεται ὕπνῳ.

Der Ausdruck in V. 129—131 läßt eigentlich nur die Auffassung zu, daß der Pfeil überhaupt nicht trifft, das besagt 129 ausdrücklich. Je mehr man überzeugt ist, daß Athene so und nicht anders handeln, mit göttlicher, leichter Hand das verderbenbringende Geschoß an ihrem Schützling vorbeileiten müßte, um so mehr ist man überrascht, daß es weiter heißt (132 f.):

αὐτὴ δ' αὖτ' ἴθυνεν, ὅθι ζωστῆρος ὀχῆες
χρύσειοι σύνεχον καὶ διπλόος ἤντετο θώρηξ.

Also hat der Pfeil doch getroffen! Immerhin mag man beruhigt sein, da auch hier Athene den Faden der Handlung wenigstens in Händen hält. Offenbar hat sie den Pfeil an eine Stelle gelenkt, wo die Schwere der Panzerung ein Durchdringen verhinderte. Aber nein! (134 ff.):

ἐν δ' ἔπεσε ζωστῆρι ἀρηρότι πικρὸς ὀιστός.
διὰ μὲν ἂρ ζωστῆρος ἐλήλατο δαιδαλέοιο
καὶ διὰ θώρηκος πολυδαιδάλου ἠρήρειστο
μίτρης θ', ἣν ἐφόρειν ἔρυμα χροός, ἕρκος ἀκόντων,
ἥ οἱ πλεῖστον ἔρυτο· διαπρὸ δὲ εἴσατο καὶ τῆς.
ἀκρότατον δ' ἄρ' οἰστὸς ἐπέγραψε χρόα φωτός.

Immerhin haben wir hier nur eine ganz oberflächliche Hautritzung, wie in V. 139 ganz ausdrücklich und unzweifelhaft ausgesprochen wird. Das mag sich mit der Fürsorge der Athene immer noch vereinen lassen, wenn auch, wie gesagt, das Steckenbleiben des Pfeiles in den Rüstungsstücken ohne ausgesprochene Verwundung ein ausreichender Beweis für den Vertragsbruch gewesen wäre. Aber nun sehe man weiter! (140):

αὐτίκα δ' ἔρρεεν αἷμα κελαινεφὲς ἐξ ὠτειλῆς.

Wenn man diesen Vers auch nur oberflächlich betrachtet, kann man doch die Differenz gegen 139 nicht übersehen. Es ist wirklich eine ὠτειλή vorhanden, aus der das Blut 'sofort ausströmt'. Auch κελαινεφές ist nicht gerade ein Epitheton, das auf wenige Blutstropfen hinweist.

Der folgende Vergleich 141—5 ergibt für die Schwere der Verwundung wenig. Die Schlußverse jedoch (146 f.)

τοῖοί τοι, Μενέλαε, μιάνθην αἵματι μηροὶ
εὐφυέες κνῆμαί τε ἰδὲ σφυρὰ κάλ' ὑπένερθεν

entsprechen durchaus der Schilderung in V. 140; sie setzen ausströmendes Blut voraus und vertragen sich nicht mit oberflächlicher Hautritzung.

Als eine sehr schlimme Sache erscheint die Verwundung auch dem Agamemnon und dem Menelaos selbst (148 ff.):

ῥίγησεν δ' ἄρ' ἔπειτα ἄναξ ἀνδρῶν Ἀγαμέμνων,
ὡς εἶδεν μέλαν αἷμα καταρρέον ἐξ ὠτειλῆς·
ῥίγησεν δὲ καὶ αὐτὸς ἀρηίφιλος Μενέλαος.

Bis dahin empfindet man eine fortwährende Steigerung. Es ist fast, als ob die Zügel der Erzählung am Boden schleiften; man empfindet, daß sich die dem Kontext der Gesamthandlung zuwiderlaufende, unbequeme Wahrheit trotz krampfhafter Anstrengung des Bearbeiters nicht vertuschen lassen will. Dann folgt eine merkwürdige Palinodie; der Dichter macht einen energischen Versuch, den Bericht in das verlassene Geleise des Gesamtzusammenhanges zurückzulenken (151 f.):

ὡς δὲ ἴδεν νεῦρόν τε καὶ ὄγκους ἐκτὸς ἐόντας,
ἄψορρόν οἱ θυμὸς ἐνὶ στήθεσσιν ἀγέρθη.

Wenn der Verwundete sieht, daß die Widerhaken des Pfeiles sich außerhalb befinden — so daß man sie sehen kann —, außerhalb der Rüstungsstücke, in denen die Spitze steckt, so kann allerdings die Verwundung keine tiefe sein, so hat Athene es doch wohl nicht an der nötigen Fürsorge fehlen lassen. Man sieht, daß diese Verse aufs neue die Vorstellung erwecken sollen, die im Verlaufe der vorhergehenden Schilderung je länger, je mehr zurück-

gedrängt war, daß die Verwundung doch nur eine ganz leichte, nicht viel mehr als eine oberflächliche Hautritzung gewesen sei.

Aber gerade diese Verse, deren Zweck schwer zu verkennen ist, stehen in einem ganz unausgeglichenen und unausgleichbaren Gegensatz gegen den nicht mißzuverstehenden V. 214:

τοῦ δ' ἐξελκομένοιο πάλιν ἄγεν ὀξέες ὄγκοι.

Die Widerhaken waren also allerdings mindestens durch das obere Rüstungsstück, den ζωστήρ, hindurchgedrungen, aus dem sie Machaon — mit einem starken und geschickten Ruck — wieder herauszieht. Das geschieht, wie die Worte lehren, vor dem Ablegen des ζωστήρ; gleichzeitig — mit demselben Ruck — wird also auch die Pfeilspitze aus der Wunde herausgerissen. Hätte die Pfeilspitze nicht wirklich in der Wunde gesteckt, so hätte sich der Arzt die Mühe des Pfeilausziehens sparen können, so wäre überhaupt gar kein Arzt nötig gewesen; man hätte, um etwa den Hautriß aussaugen zu können, einfach den ζωστήρ lösen und ablegen können. Offenbar ist das hier nicht möglich; ein Lösen des παναίολος ζωστήρ ohne Ausziehen des Pfeiles hätte zu seitlichen Aufreißungen der Wunde führen müssen. Die Operation des Arztes beweist also, daß der Pfeil in einer gewissen Tiefe in der Wunde gesteckt haben muß, so tief, daß der ζωστήρ ohne Gefährdung des Verwundeten nicht abgelegt werden konnte, bevor der Pfeil daraus entfernt war, daß ferner nur eine sichere, geübte Hand den mit Widerhaken im ζωστήρ und zugleich mit der Spitze im Unterleib steckenden Pfeil, ohne Unheil anzurichten, herausziehen konnte. Die ärztliche Behandlung selbst und insbesondere die Art der Behandlung läßt auf eine nicht unbedenkliche Verwundung schließen. Daß die Operation gelingt, ist übrigens ein Lob für Machaon; von dem Rüstungsstück der μίτρη, die sich hier als besonders praktisch bewährt (siehe unten), abgesehen, ist es die Geschicklichkeit des Machaon und nicht die Fürsorge der Athene, die dem Menelaos das Leben erhält und damit das Griechenheer vor der Katastrophe bewahrt.

Daß Agamemnon sich V. 153—182 in Todesangst um seinen Bruder befindet, ja sich anstellt, als ob sein Bruder bereits verschieden sei, das möchte ich im Sinne des von mir angetretenen Beweises nicht allzustark urgieren. Denn in dieser Rede stecken offenbar Vorstellungen, die auf dem jetzigen Zusammenhang basieren. Das ist zunächst der Gedanke, daß die σπονδαί und ihre Verletzung am Tode des Menelaos schuld seien (obwohl es ja nicht völlig unmöglich ist, daß auch in der alten Vorlage der Schuß des Pandaros während irgend welcher σπονδαί fiel), ganz sicher aber die Gewißheit des Sprechers, daß die Troer ihre Schuld mit dem eigenen Kopfe und mit dem Leben ihrer Weiber und Kinder büßen werden (155—168). Denn das ist gerade das thema probandum des Dichters des Gesamtzusammenhangs; der Gedanke, den Agamemnon ausspricht, ist gerade das, was der Leser aus der Szene, so wie sie jetzt gestaltet ist, sich entnehmen soll. Aber unmittelbar hinter diesen Ausführungen beginnt ein gerade entgegengesetzter Gedankengang, dem ebenderselbe Agamemon Worte leiht: 'Stürbe Menelaos, so wäre alles verloren; der Zweck des

Krieges dahin, der Eifer der Griechen erlahmt, unverrichteter Sache, mit Schmach bedeckt würde man heimkehren, hohnlachend würden die Troer über dem Grabhügel des Menelaos sich brüsten' (169—182). Das ist das völlige Gegenteil obiger Siegesgewißheit. Ist es nun zweifelhaft, welcher Gedankengang mehr Wahrheit und Altertümlichkeit verrät? Ist es nicht der letztere, für den der Schuldgedanke und der der Vergeltung nicht zu existieren scheint, in dem die Verhältnisse der Welt, wie sie ist, und nicht, wie sie sein sollte, sich spiegeln? In diesen Gedankengang gehört die Vorstellung einer schweren Verwundung des Menelaos, aber die Schwere der Verwundung muß auch wirklich sein, wenn nicht Agamemnon reden soll wie ein hysterisches Weib. Zu dem vorangehenden Gedankengang gehört die Schwere der Verwundung dagegen nicht unbedingt; Vertragsbruch ist Vertragsbruch, die Schuld der Täter und die Rache der Götter muß die nämliche sein, einerlei, ob Menelaos schwer getroffen ist oder leicht. Somit wird die erste Gedankenreihe (155—168) von dem Bearbeiter herrühren, sein poetisches Thema ist die *ὁρκίων σύγχυσις*, die Schilderung des Vertragsbruches, den die Troer büßen müssen und büßen werden; aus seinem Geiste heraus redet der Agamemnon, der den Verträgen vertraute, die er selber geschlossen (159). Hier liegt der Ton der Darstellung auf dem Vertragsbruche, nicht auf der Verwundung des Menelaos. Umgekehrt ist es in der zweiten Gedankenreihe (169—182); hier ist die Verwundung des Menelaos, des Mannes, der im Mittelpunkt der Handlung steht, alles, vom Vertragsbruch ist dabei überhaupt keine Rede, an ihn wird gar nicht gedacht. Für die erste Gedankenreihe ist es im Grunde gleichgültig, ob die Verwundung des Menelaos leicht oder schwer ist — nur der deus ex machina schließt im speziellen Falle logischerweise die zweite Möglichkeit aus —, die zweite verlangt eine Verwundung, die man für sehr ernst zu halten wenigstens eine ziemliche Zeit lang völligen Grund gehabt haben muß.

Ich glaube, es ist klar, daß das letztere die Vorstellung der alten Vorlage war, auf der die jetzige *ὁρκίων σύγχυσις* aufgebaut ist. Sie berichtete von einem erfolgreichen Schusse des Pandaros, der so erfolgreich war, daß er beinahe dem Menelaos das Leben gekostet und so zu einem unrühmlichen Ende der Troiafahrt geführt hätte. Ob der Schuß auch in der alten Vorlage während eines Waffenstillstandes erfolgte? Mir erscheint es sehr unwahrscheinlich, einmal aus Gründen der Gesamtkomposition, die hier zu erörtern zu weit führen würde, dann aber, weil der Fortgang der Erzählung, die anscheinend der alten Vorlage noch weiter folgt, dagegen zu sprechen scheint. Denn Agamemnon hebt in seinem Befehl an Talthybios und dieser bei der Ausrichtung seines Auftrages an den Arzt Machaon ausdrücklich hervor, daß der Schütze sich durch seinen Schuß Ruhm erworben habe (195 f. = 206 f.):

ὅν τις ὀϊστεύσας ἔβαλεν, τόξων ἐῢ εἰδὼς
Τρώων ἢ Λυκίων, τῷ μὲν κλέος, ἄμμι δὲ πένθος.

Das kontrastiert mit der Direktion der Athene und will sich auch psychologisch zu der pathetischen Entrüstung des Agamemnon über den Vertrags

bruch nicht fügen. Der Agamemnon der Bearbeitung müßte ganz anders sprechen. Auch gehört der Arzt und seine Wundbehandlung in die alte Vorlage, ja seine Rolle ist in ihr wichtig und ernst, da es sich um eine ernste Verwundung des wichtigsten Mannes im Griechenheere handelt und der Leser bei dem Fehlen des deus ex machina nicht unter der Suggestion steht, daß dem Schützling der die Regie führenden Göttin doch nichts Schlimmes geschehen könne.

Die alte Vorlage läßt sich in ihren Hauptbestandteilen unschwer wiederherstellen. Ihr gehören an: V. 105—126 (wohl mit Ausnahme von 113 f.), die eingefügt scheinen, um die Vorstellung des bestehenden Waffenstillstandes aufrecht zu halten; das 113 geschilderte Vorhalten des Schildes vor den Schützen ist durch diese Verse zu einer Deckung gegen Sicht umgebogen, während die alte Vorlage gewiß Deckung des seiner Natur nach ungedeckten Schützen während des Kampfes meinte.[1])

134—140 (mit Ausnahme von 136, der die Rüstung verstärken soll, um die Schwere der Verwundung zu mindern, und 139, der die Wunde als leichte Hautritzung erscheinen lassen soll).

141—147; 148—150. Die folgenden Verse 151 f. sollen die Verwundung wieder als harmlos darstellen. 155—168 entwickelt die Idee der *ὁρκίων σύγχυσις*.

Mit 169 befinden wir uns wieder auf dem Boden der alten Vorlage, deren ursprüngliche Verknüpfung durch die Einfügung der voraufgehenden Betrachtung über die verhängnisvollen Folgen des Vertragsbruches hinter V 150 gestört wurde. Nur 153 f. könnte wohl der alten Vorlage entnommen sein. Diese läuft dann, ohne durch weitere Einschiebungen alteriert zu werden, weiter bis 219.

Was sich aus diesem Resultat weiter für die Komposition unserer Ilias ergibt, das im einzelnen zu verfolgen, würde hier zu weit führen. Das aber muß doch gesagt werden, daß die Analyse auch dieser Partie meine Ansicht bestätigt, daß Ilias und Odyssee jüngere Dichtungen sind, von Dichtern, die alle Merkmale des Epigonentums tragen, nach einheitlichem Plane entworfen in Anlehnung an ältere Vorlagen, die entsprechend umrahmt, erweitert und nach Bedarf durch steigernde und abschwächende Einschübe umgebogen wurden. Diese Dichtungsweise erklärt die zahlreichen inneren Widersprüche, die Anachronismen sprachlicher und sachlicher Art — auf einen solchen sachlichen Anachronismus, der, genau genommen, das richtige Verständnis der ganzen Partie unterbindet, will ich hier noch hinweisen, zumal da er in erwünschter Weise ein von Robert, Homerische Studien S. 34 f. gewonnenes, aber nur mit einer gewissen Reserve ausgesprochenes Resultat bestätigt. Während Reichel das aus den Bildwerken bekannte Rüstungsstück, das in mykenischer Zeit in Ergänzung des Kuppelschildes die Funktion des Panzers hatte, den von einem breiten Metallgürtel zusammengehaltenen Schurz in der *μίτρη* sah, spricht Robert dieselbe Bedeutung dem *ζωστήρ* zu. Das ist ganz unzweifelhaft richtig.

[1]) Vgl. das Verhalten des Teukros und die Vorschrift bei Tyrtaios 11, 35 f.: *ὑμεῖς δ', ὦ γυμνῆτες, ὑπ' ἀσπίδος ἄλλοθεν ἄλλος πτώσσοντες μεγάλοις βάλλετε χερμαδίοις κτλ.*

In der analysierten Partie liegt nämlich eine Rüstungsmischung vor, an welcher der Bearbeiter die Schuld trägt. Menelaos trug in der alten Vorlage nur *μίτρη* und *ζωστήρ*, keinen weiteren Panzer, wie die Operation des Machaon ganz deutlich zeigt (186 f.). Den Panzer hat nur der Bearbeiter angefügt durch die Verse 132 f., deren Zweck, die Schwere der Verwundung zu mildern, ich oben dargelegt habe.

Der Held trägt also nur *ζωστήρ* und *μίτρη*, und zwar die *μίτρη* unter dem *ζωστήρ*. Der letztere muß erst abgebunden werden, bevor die *μίτρη* gelöst werden kann. Die Pfeilspitze ist durch den *ζωστήρ* hindurchgedrungen, so daß sich die Widerhaken an seiner Innenseite befinden. Wenn der Arzt es wagen kann, den Pfeil nach rückwärts auszuziehen, so darf man wohl schließen, daß die Widerhaken durch das Leder[1]) und nicht durch den Metallgürtel gedrungen sind. Jedenfalls ist klar, daß sich die Leibbinde unter dem Schurz und nicht etwa über ihm befunden hat. Ist aber der *ζωστήρ* jener breite, mit Metallgürtel versehene Schurz, so ist das die *μίτρη* eben nicht. Ich halte die *μίτρη* nach unserer Stelle für ein unter dem Schurz getragenes, übrigens zur kompleten mykenischen Rüstung nicht absolut erforderliches Rüstungsstück, ein Schutzmittel zweiten Ranges, das nur wenige tragen, infolge der Erkenntnis, daß das Hauptstück, der *ζωστήρ*, den Schutz, welchen er bieten soll, nicht vollkommen genug bietet. Es wird daher ausdrücklich betont, daß Menelaos die *μίτρη* trägt, daß sich ihr Tragen bewährt hat (137 f.):

μίτρης θ', ἣν ἐφόρειν ἔρυμα χροός, ἕρκος ἀκόντων,
ἥ οἱ πλεῖστον ἔρυτο.

Eine solche ausführliche Beschreibung und das Lob seiner Zweckmäßigkeit (daher auch das Epitheton *αἰολομίτρης* *E* 707) fehlt bei dem *ζωστήρ* eben seiner Gewöhnlichkeit und Allgemeinheit wegen. Daß aber die *μίτρη* nicht regelmäßig zum *ζωστήρ* getragen wurde, das scheinen Stellen wie *E* 615 und *E* 534 zu bestätigen, wo vom Speerstoß gerade die tötliche Stelle getroffen wird, ohne daß der *μίτρη*, die eben diese Stelle zu decken berufen ist, Erwähnung geschieht.[2]) Wenn anderseits *E* 856 neben der *μίτρη* der *ζωστήρ* nicht erwähnt wird, so läßt sich diese Tatsache zu dem entgegengesetzten Schlusse nicht wohl verwenden, da an dieser Stelle der Ton der Darstellung nicht auf den Deckungsmitteln des Verwundeten liegt, sondern in der genauen Bezeichnung der empfindlichen Stelle, die der Stoß trifft. Eben für diesen Punkt besagt der *ζωστήρ* nichts, die *μίτρη* dagegen alles.

[1]) Die *ζωστῆρος ὀχῆες* sind ja vom Bearbeiter; der *ζωστήρ* (die Stelle, wo er getroffen wird) heißt in der alten Vorlage nur *ἀρηρώς* und *δαιδαλέος*, die *μίτρη* dagegen ist von Metall.

[2]) *P* 517 möchte ich nicht in Rechnung stellen, da er jedenfalls vom Bearbeiter herrührt.

ZWEI NEUE WERKE ÜBER VIRGILS ÄNEIS

Von Julius Ziehen

Richard Heinze, Virgils Epische Technik. Leipzig, B. G. Teubner 1903. VIII, 488 S.
P. Vergilius Maro Aeneis Buch VI. Erklärt von Eduard Norden. [Sammlung wissenschaftlicher Kommentare zu griech. und röm. Schriftstellern.] Leipzig, B. G. Teubner 1903. XI, 484 S.

Es sind zwei mustergültige und hervorragende, dazu einander trefflich ergänzende Beiträge zur Virgilforschung, die uns das verflossene Jahr als ein *annus Heinzio-Nordenianus* dieses Gebietes der klassischen Philologie, wenn ich im Stile der fleißigen Bipontiner *Notitia Litteraria* reden darf, in den beiden vorliegenden Büchern gebracht hat: auf der einen Seite die zusammenfassende Behandlung des Gesamtepos, die das unsichere Werturteil durch den methodisch gewonnenen klaren Einblick in die Arbeitsweise und die Ziele des Dichters ersetzt, und daneben der mit höchstem Scharfsinn eindringende, von reichster Gelehrsamkeit getragene Kommentar zu demjenigen Einzelbuch der Äneis, das poetisch zwar als Ganzes wohl nicht das bedeutendste, doch für die Auffassung des Stoffes der Dichtung, wie ihn Virgil seiner Zeit darbieten wollte, gewiß das wichtigste ist! Man setzt sich schwerlich dem Vorwurf der Übertreibung aus, wenn man gegenüber den Verfassern der beiden Bücher den Dank und die Anerkennung auch in sehr hochgegriffene Worte faßt, aber lassen wir es hier, soweit ein allgemeines Urteil überhaupt abgegeben werden soll, lieber dabei bewenden hervorzuheben, daß durch diese beiden vorzüglichen Leistungen die in vielfache Einzeluntersuchungen zersplitterte, nicht selten auch auf Abwege geratene Virgilforschung zwei Zusammenfassungen gefunden hat, die, mit fruchtbarsten eigenen Zutaten der Verfasser aufs reichste ausgestattet, für den Entwicklungsgang dieser Forschung im eigentlichsten Sinne des Wortes epochemachend sind und bleiben werden. Suchen wir den Darbietungen der zwei Bücher nunmehr wenigstens andeutungsweise im einzelnen gerecht zu werden und fassen Heinzes Buch sowohl seines die ganze Äneis umfassenden Inhaltes wegen wie auch mit Rücksicht auf sein früheres Erscheinen zuerst ins Auge.

Da begrüßen wir mit vollster Zustimmung zunächst die Art der Fragestellung: nicht was Virgil gesollt und gekonnt, sondern was er gewollt hat, soll uns dargelegt werden; nicht Werturteile über die Äneis sollen uns vorgeführt, sondern das Werden der Dichtung soll uns gezeigt werden. Der größte Gewinn literarischer Forschung wird dabei angestrebt und — fügen wir sofort hinzu — in zum Teil geradezu erstaunlich hohem Maße erreicht: das

Bild des schaffenden Dichters tritt uns vor Augen, ein Einblick in seine Werkstatt wird uns zu teil, reich auch an Aufschlüssen über 'die Persönlichkeit des Dichters, seine Weltanschauung und die geistigen Strömungen seiner Zeit'; der Weg aber, den Heinze einschlägt, um solchen Gewinn zu erzielen, hat von vornherein den einen großen Vorzug: es werden planmäßig und mit wünschenswertester Vollständigkeit alle Mittel herangezogen, die der Forschung zur Verfügung stehen, nicht nur der Text des Gedichtes selbst und die immerhin kärgliche antike Überlieferung über seine Entstehung, sondern auch der ganze, weite Kreis der Vorbilder, die der Dichter benützen konnte, und außerdem alles das, was wir wissen über die 'nacharistotelische Theorie der Erzählungskunst', sowie unsere — freilich leider noch recht beschränkte — Kenntnis der leitenden politischen und moralischen Ideen des Zeitabschnittes, in dem Virgil an der Äneis tätig war.

Arbeit aus dem Vollen also in Bezug auf die Verwendung der Forschungsmittel und dazu eine sehr förderliche Besonnenheit in der Anwendung der höheren Kritik, die ja — wir wissen es aus den Arbeiten Sabbadinis und anderer Virgilforscher — in den letzten Jahren etwas einseitig und stellenweise geradezu vorschnell einem zersetzenden Verfahren zugeneigt hatte. Die Analyse von Buch I—V und VII—XII, die uns Heinze im ersten Teile seiner Arbeit bietet, darf besonders darum als mustergültig bezeichnet werden, weil sie bei der sorgsamsten Darlegung der dem Virgil zur Verfügung stehenden Quellen und Vorbilder nicht stehen bleibt, sondern den psychologischen Vorgängen bei der dichterischen Verwertung dieser Quellen und Vorbilder mit feinem Verständnis und mit dem Glauben an eine auf ein harmonisches Ganzes erfolgreich gerichtete Künstlerseele nachgeht. Die Nichtachtung des Elementes der dichterischen Persönlichkeit mit ihren Vorzügen und ihren Schwächen ist ja zweifellos die gefährlichste Klippe, an der die Arbeit der höheren Kritik scheitern kann; Heinzes großes Verdienst ist, daß er dieser Persönlichkeit allenthalben vollauf gerecht zu werden sucht. Er lehnt es nicht ab, Schwächen der Komposition und Unklarheiten der Darstellung offen als solche zu bezeichnen: *cumulatam morte remittam* IV 436 sind auch nach Heinzes Ansicht 'dunkle Worte', die eine eindeutig klare Beziehung nimmermehr ergeben, er gibt (S. 220 Anm. 2) durchaus zu, daß IX 67 ff. der Dichter der Äneis mit der Art seiner Anlehnung an die homerische Epinausimachie doch recht sehr in die Klemme geraten ist, für die Verbrennung der Schiffe nicht die richtige Motivierung gefunden hat (s. auch S. 211 Anm. 1 über die Figur der Camilla), und daß im X. Buch sowohl das Topographische überhaupt, wie im einzelnen die Einführung der Arkader in den Schlachtplan an Unklarheit leidet (S. 222 Anm. 2). Ebenso wird für das an sich nicht üble Motiv der Raserei der latinischen Weiber in Buch VII durchaus von Heinze (S. 183) zugestanden, daß es infolge der mangelhaften Behandlung nicht zur Geltung gelangt, und das Vorhandensein deutlicher Spuren der Unfertigkeit in Buch III (Andromacheszene und Zusammentreffen mit Helenus) hebt auch er (S. 106 Anm. 1) scharf hervor. Aber gerade die Behandlung der letztgenannten Äneispartie gibt ihm Anlaß zu einer gerecht-

fertigten Warnung vor derjenigen Art der Kritik, die fußend auf der 'Tatsache, daß den Szenen die letzte Hand fehlt, weit über das Ziel hinaus Anstöße zu entdecken' sucht. In gleicher Weise bekämpft der Verfasser gegenüber solchen Stellen der Dichtung, wie die Darstellung des Todes der Dido im IV. Buch, die Hypothesen, denen 'die Vorstellung zu Grunde liegt, daß der Dichter seine Sache doch wenigstens einmal so gut gemacht haben müsse, wie der betreffende Kritiker es wünscht' (Anm. 1 zu S. 128), und läßt von dem sicher gesunderen und fruchtbareren Standpunkt seiner Analyse aus weder die schnellfertige Annahme von Lücken und Versverschiebungen im Äneistexte zu, die in den letzten Jahrzehnten so viele Verfechter fand, noch wendet er gegenüber wirklichen oder vermeintlichen (s. S. 95 Anm. 1 über III 435 ff. und S. 409 Anm. 4 über IX 537—584) Widersprüchen innerhalb der Dichtung die Athetese einzelner Verse oder Versreihen an, die bei der Behandlung der Äneis wie überhaupt bei der der meisten antiken Texte von einer grundsätzlich sehr anfechtbaren Auffassung des Verlaufes handschriftlicher Überlieferung ausgeht. Diese ganze Behandlung des Problems scheint mir für die weitere Entwicklung der Äneiskritik von der allergrößten und heilsamsten Bedeutung; mag auch der Widerspruch nicht ausbleiben, mag auch für einzelne Sonderbarkeiten des Gedichtes (s. z. B. über Julus im VI. Buch S. 153 Anm. 1) an der Annahme festgehalten werden, daß in den 12 Jahren der Arbeit an der Äneis dem Dichter sich das Konzept stärker verschob, als Heinze anzunehmen geneigt ist: sein Buch hat doch den festen und sicher gangbaren Boden geschaffen, auf dem der Glaube an die künstlerische Einheitlichkeit der arg angefochtenen Dichtung wieder zuversichtlich fußen kann, und hinter dem vor allerhand Entstellungen aufs neue geschützten Texte der Äneis erscheint, schärfer umrissen, die Gestalt des gelegentlich wohl fehlgreifenden, auch nicht überall zum Abschlusse seiner Arbeit gelangten, aber im ganzen doch überaus glücklich und feinsinnig gestaltenden und in seiner Konzeption von Anfang an im allgemeinen sehr zielbewußten Dichters.

'*Le métier se montre dans leurs beaux ouvrages et ce sont des poètes qui ont appris à l'être*' hat Nisard einst von den *poètes littérateurs* gesagt, die er zwischen die *poètes primitifs* und die *érudits versificateurs* als hochachtbare Zwischenstufe stellt, und er sagt an derselben Stelle seiner bekannten Studien, Virgil habe die Äneis wohl deshalb ins Feuer werfen wollen, weil er gefürchtet habe, hinter den Forderungen der 'Kunst', der Kunstlehre, zu sehr zurückgeblieben zu sein, Forderungen, an die er mehr geglaubt habe als an sein Werk. Das 'systematisch angelegte Bild der epischen Technik' Virgils, das Heinze in dem zweiten Teile seines Buches gibt, läßt bei dem Dichter der Äneis doch beträchtlich mehr von angeborenem Kunstgefühl und von Feinheit des dichterischen Empfindens zutage treten, als das nur in seiner allgemeinen Richtung zutreffende Aperçu des französischen Ästhetikers ihm zusprechen will. Freilich erscheinen dies Kunstgefühl und diese Feinheit des Empfindens bei Virgil im Dienst einer Methode des Schaffens, für die der Ausdruck 'Arbeitsweise' (S. 254) in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes durchaus anwendbar ist,

und für alle vier Gesichtspunkte, unter denen Heinze — auch hier mustergültig in der Anlage des Buches — Virgils epische Technik betrachtet, besteht die Vorstellung des auf Grund sehr starker Reflexion schaffenden Dichters durchaus zu Recht. 'Erfindung, Darstellung, Komposition und Ziele' — wer sie an der Hand der überaus sorgsamen und nahezu erschöpfenden Darlegungen Heinzes bis ins einzelne hinein verfolgt, der staunt von Seite zu Seite mehr über den Umfang der Denktätigkeit, die der Äneisdichtung zu Grunde liegt, bewundert aber auch in steigendem Maße, wie wenig störende Spuren diese Denktätigkeit in der fertigen oder wenigstens beinahe fertigen Dichtung hinterlassen hat. Es ist leider nicht möglich und wäre wohl auch an sich kaum richtig, die zahlreichen Ergebnisse von Heinzes Forschung hier im einzelnen aufzuzählen: selbstverständlich muß das vortreffliche Äquivalent eines 'ästhetischen Kommentars' und den höchst vorbildlichen Beitrag zur wissenschaftlichen Poetik, den der Verfasser in dem zweiten Teile seines Buches bietet, jeder selbst in die Hand nehmen, der literar-historische Forschung treiben oder etwa die Äneis seinen Schülern im Unterricht näher bringen will. Betonen will ich hier nur, wie richtig und dem Geiste der Gesamtdichtung angemessen Heinze m. E. handelt, wenn er in Virgils Äneis den 'in der Schule des Schicksals werdenden Helden' sieht, der 'dem Ideal je länger je mehr sich nähert und in den letzten Büchern ihm völlig entspricht' (S. 268), und dann, wie fördernd für das Verständnis der Dichtung der Nachweis des Verfassers ist, daß Virgil grundsätzlich bestrebt ist, der epischen Erzählung eine möglichst szenenhaft-dramatische Komposition zu geben. Den Abschnitt über das Verhältnis der Virgilischen Kunst zur Rhetorik hat Heinze (S. 422 ff.) m. E. etwas zu kurz gehalten; Erläuterung durch kurzen Hinweis auf einzelne Beispiele hätte ich vor allem dem sehr beherzigenswerten Schlußsatze des Abschnittes gewünscht, der mit Recht als sicher hinstellt, daß 'Virgils Publikum an vielen Stellen natürlichen ... Ausdruck wahren Gefühls zu hören meinte, wo moderne Kritiker mißbilligend über die dem Leben und der Wahrheit entfremdete «Rhetorik» das Haupt zu schütteln pflegen.' Was die Haltung des Erzählungstones betrifft, so hätte der leise Anklang von humoristischer Färbung, den eine Stelle wie X 16 f. zeigt, vielleicht etwas eingehendere Erwähnung verdient, und ein gleiches, was die Haltung des Epikers in Bezug auf den Inhalt der Erzählung angeht, vielleicht der — u. a. durch IV 229 vorbereitete — Ausruf XII 503 f., der nicht nur seiner materiellen politischen Tendenz nach interessant ist, sondern auch vom Standpunkt der Poetik aus, weil er ein starkes Hervortreten der Persönlichkeit des Dichters bezeichnet, das nicht nur durch den von Heinze S. 290 treffend behandelten religiösen Gesichtspunkt bestimmt ist. Doch lassen wir solche, in ihrer Berechtigung vielleicht diskutablen Einzelwünsche beiseite und schließen lieber mit dem Wunsche, daß der methodische Aufbau und die Stoffverteilung des ganzen zweiten Teiles von Heinzes Buch für recht viele Untersuchungen auf dem Gebiete der Geschichte des Epos bestimmend sein möchten — es läßt sich kein besseres Vorbild denken als das, was der Verfasser über die verschiedenen Seiten der epischen Technik vorzubringen weiß. —

Wir wenden uns zu Nordens Ausgabe des VI. Buches. Heinze hat dies Buch von einer näheren Betrachtung ausgeschlossen, da der Nordensche Kommentar unmittelbar zu erwarten stand, und nun tritt in der Tat dieser letztere als eine wundervolle Ergänzung zu dem Buche über 'Virgils epische Technik' hinzu: er bietet eine an neuen Ergebnissen reiche, überaus eingehende und klare Analyse des Nekyia-Buches und außerdem den Text dieses Buches, erklärt durch eine metrische Übersetzung und durch höchst umfangreiche Anmerkungen, in denen zur Deutung der Einzelstellen wie zur Beurteilung von Virgils dichterischer Eigenart und Haltung zu seinen Vorgängern in Bezug auf Wortschatz, Verstechnik und Kunstanschauung eine erstaunliche Fülle des wertvollsten Materials aus dem Schatze einer allseitig reich versehenen Gelehrsamkeit und mit einer ungemein treffsicheren Urteilskraft niedergelegt ist; die Reichhaltigkeit der Darbietungen hat sogar die Fesseln der Kommentarform insofern sprengen müssen, als eine Reihe stilistisch-metrischer Anhänge den Überschuß der statistischen Sammlungen und der ihnen entnommenen Schlußfolgerungen aufnehmen mußte.

Im Vordergrund des Interesses muß natürlich die Frage nach dem Gesamtcharakter des Buches und nach seinen Quellen stehen; *et poeticae figmentum et philosophiae veritatem* hat schon Macrobius in dem VI. Buch gefunden — die 'Kontamination einer theologischen Darstellung mit einer mythologischen', die weniger mit logischer Geschlossenheit als mit dem Streben nach poetischer Illusion von Virgil vollzogen wurde, nimmt auch Norden für die *κατάβασις Αἰνείου* an und sieht in ihr sehr richtig ein Denkmal der auf ernste Betrachtung eschatologischer Dinge gerichteten, von dem Ideenkreise des Lukrez entschieden sich abwendenden Stimmung der Revolutionszeit. Schmekels Annahme, daß wie Varro so auch Virgil dem Poseidonios gefolgt sei, läßt Norden nur mit einer bedeutsamen Modifikation gelten: mit einer 'apokalyptischen Schrift' des griechischen Philosophen verband der Dichter der Äneis als Vorbild eine orphische *κατάβασις*, wie er auch sonst, z. B. in den Georgica, neben einer prosaischen eine poetische Quelle herangezogen hat. Den Nachweis für die Richtigkeit dieser Hypothese hat Norden m. E. durchaus erbracht und daneben mehr als eine Stelle des VI. Buches auf Grund der Zurückführung auf Poseidonios mit großem Geschick aufgehellt; ein wertvoller Abschnitt der Einleitung ist dieser Aufgabe gewidmet.

Auch für die 'Heldenschau', den Glanzpunkt des ganzen VI. Buches und das weitaus bedeutsamste Dokument der politischen Reformbestrebungen des Augustus, zieht Norden sehr mit Recht das Vorbild des Poseidonios in Betracht; denn höchstens in den äußerlichsten Äußerlichkeiten kann ja die Teichoskopie und ihr dramatisches Gegenstück in den Phoenissen auf Virgil eingewirkt haben, der ganze *παραινετικός* mit seiner harmonischen Abwägung von *ἐγκώμιον* und *ψόγος* fordert ein Vorbild von ethischer Tendenz, bei dessen Wiedergabe der Dichter der Äneis freilich ein höchstes Maß von Eigenleistung aufzuweisen hat; denn mag uns auch eine annalistisch — etwa in der Art einiger Versuche Julian Schmidts für die neuere Literatur — gehaltene Geschichte der

augusteischen Literatur, die ich für ein dringendes Bedürfnis halte, für die politischen und historisch-retrospektiven Gedankengänge Virgils noch mehr als eine Quelle erschließen: sein ist doch das Verdienst, zu der mit sich selbst zerfallenen, gegen ihre Vergangenheit vielfach gleichgültig gewordenen (s. Norden zu V. 773 ff.) Nation mit hohem sittlichen Ernst in dieser Episode seines Epos Worte gesprochen zu haben, die den besten Erzeugnissen patriotischer Poesie getrost an die Seite gestellt werden dürfen und die in allen ihren Teilen, auch den Versen über Cäsar und Pompeius (s. Norden zu V. 826 ff.) gewiß ebensosehr auf die Zeitgenossen mächtig einwirkten, wie sie den volkserzieherischen Bestrebungen des Kaisers durchaus entsprochen haben. Norden, der, nebenbei bemerkt, mit Recht darauf verzichtet, für die Reihenfolge, in der die einzelnen Helden auftreten, allen möglichen spitzfindigen Erklärungsversuchen nachzugehen, hat sich mit seinem Kommentar um das Verständnis dieser großartigen, auch sprachlich in feierlich hohem Ton gehaltenen (s. Norden S. 309) Partie m. E. ein ganz besonderes Verdienst erworben. Bot die Erklärung der vorhergehenden Teile des VI. Buches Anlaß zur Beibringung eines in solcher Fülle in einem Kommentar wohl überhaupt noch nicht vorgelegten Materials religionsgeschichtlicher Daten und Hinweise, so wird für die 'Heldenschau' in musterhafter Weise der Text des Gedichtes vom historischen Standpunkt aus erläutert; ich verweise hier, um ein Beispiel zu geben, nur auf die Behandlung von V. 838 ff., wo die übertreibende Prophezeiung des Anchises über Ämilius Paulus naturgemäß als rhetorisches ψεῦδος behandelt, aber auch treffend durch den Einfluß der politisch-poetischen Phraseologie einer früheren Zeit erklärt wird.

Wie Nordens Kommentar in Bezug auf den Inhalt und die sachliche Erklärung im reichsten Maße Vortreffliches leistet, so bietet er auch zur Würdigung der ästhetisch-künstlerischen Seite der Dichtung, zur Klarlegung ihrer Komposition und zum Verständnis der überaus feinen, u. a. in dem Gebrauch der Tonmalerei merkwürdig vielseitigen Verstechnik sowie des mit großer Kunst gestalteten Wortschatzes und endlich zur richtigen Beurteilung der Entstehung des VI. Buches von Seite zu Seite bewundernswert fruchtbare Belehrung; es liegt im Wesen der Sache, daß ich hier nur einige wenige Einzelheiten herausgreifen kann, die für die Richtung und den Wert des Nordenschen Buches bezeichnend sind.

Da ist von prinzipiellster Wichtigkeit vielleicht die Frage des Wortschatzes; Norden deutet in der Vorrede seines Buches an, welche Bedeutung von schier unabsehbarer Tragweite dereinst der *Thesaurus linguae Latinae* für diese Seite der Behandlung lateinischer Autoren gewinnen kann; eine sehr ansehnliche Probe dieser Zukunftsmöglichkeiten bietet unser Herausgeber schon jetzt, indem er vor allem 'das ennianische Gut in den Versen des Nachahmers wiederzuerkennen' auf Grund von Übereinstimmungen des virgilischen Wortbestandes und Wortgebrauches mit dem anderer Schriftsteller, vor allem des Plautus, des Lukrez und des Cicero, bestrebt ist. Nichts Geringeres als eine ausgiebige und wohlbegründete Quellenforschung auf dem Gebiete des Wortschatzes und als die Rekonstruktion der Diktion uns verlorener Autoren ist das

Ziel, zu dem da Norden der Forschung den Weg zu bahnen sucht; und in der Mehrzahl der Fälle hat er m. E. die von ihm vorgeschlagene Methode für das VI. Buch mit großem Geschick angewendet und auch die Folgerung für die Arbeitsweise Virgils treffend gezogen; eine Reihe von Stellen, an denen das Wort 'ennianisch' im Kommentar erscheint, wird man immerhin, wenn ich nicht irre, mit dem Fragezeichen versehen müssen; etwas scheint mir Norden den unmittelbaren Einfluß des älteren Dichters auf den Wortschatz der Äneis zu überschätzen. Doch es ist wohl kein Schaden, wenn das in seiner Eigenart neue Prinzip der Wortschatz-Quellenforschung auch einmal in weitgehendstem Maße durchgeführt wird.

Was sonstige Eigentümlichkeiten der dichterischen Ausgestaltung des VI. Buches betrifft, so sei zunächst auf Nordens sehr richtige Behandlung der poetischen Vergleiche Virgils (S. 206 f. zu V. 270 ff.) hingewiesen. Möglich, daß unser Herausgeber recht hat, wenn er den dort vorliegenden Vergleich für originell, ein Produkt eigener Naturbeobachtung des 'italischen Bauernsohnes' hält; wichtiger ist m. E. jedenfalls der treffende Hinweis darauf, daß dieser wie die meisten virgilischen Vergleiche sehr lose in seine Wortumgebung eingefügt und vielleicht erst nach Abschluß des Buches als ornamentum von dem Dichter hinzugesetzt worden ist; mehr oder weniger äußeres Beiwerk sind ja diese Vergleiche wohl beinahe allenthalben in der epischen Dichtung, und ein Verzeichnis, wie es unser deutscher Epiker der Verfallzeit Heinrich Postel ganz treuherzig offen seiner Dichtung nachträglich beigibt (s. Kurz, Gesch. d. Deutschen Lit. II[7] 277), werden wohl recht viele Epiker, und so auch Virgil, vor Beginn und im Verlauf ihrer dichterischen 'Arbeit' geführt haben. Für die Entstehungsgeschichte der Äneis läßt sich das Zurücktreten der Vergleiche im III. Buch, das auch Norden hervorhebt, geradezu als chronologischer Anhaltspunkt verwenden, das Verzeichnis der Vergleiche der Äneis aber, wenn wir es mit den Quellenvermerken, die sich Virgil dazu gemacht haben mag, zu rekonstruieren versuchen, würde vielleicht noch mehr als eine wertvolle Beziehung zur dichterischen Tätigkeit von Virgils Zeitgenossen geben, ähnlich wie eine solche für die Wahl des poetischen Wortlautes Norden zu V. 621 f. mit Recht annimmt und gut ausdeutet.

Um von der Erklärung einzelner Stellen durch Norden nicht ganz zu schweigen, weise ich kurz darauf hin, daß er u. a. meiner Ansicht nach sehr richtig V. 233 die *sua arma* als die von dem Genossen auf das Grab des Misenus als Ehrengabe gelegten Waffen deutet und für die *arma* V. 507 die Erklärung des Servius *depicta scilicet* als allein möglich bezeichnet; für *explebo numerum* V. 545 ist die Aufführung zahlreicher Belege zugunsten von Henrys Deutung besonders dankenswert. Die Worte *palmasque tetendit* V. 685 möchte ich gegen Norden verteidigen: das sehnsüchtige Ausstrecken der Arme steht doch wohl nicht im Widerspruch dazu, daß sich Anchises der körperlichen Berührung durch die Umarmung später (V. 697 ff.) entzieht; störend ist für mich nur die Wiederholung desselben Wortes (*tendentem-tetendit*) innerhalb zweier Verszeilen. Was die sonstige Deutung einzelner Worte betrifft, so halte

auch ich *optatis* (V. 203) für im sakralen Sinne von 'ausersehen' gebraucht; ebenso ist, um noch zweier einzelnen Fälle zu gedenken, *stat* V. 22 sicher mit Recht prägnant auf den Moment der vollzogenen Losung nach Beendigung des *πάλλειν* der Urne bezogen, für *ara sepulcri* V. 177 dagegen reicht mir der Hinweis auf die Grundbedeutung von *ara* als Feuerstätte und auf die Darbringung von Opfern auf dem Scheiterhaufen nicht aus; in *sepulcri* scheint mir vor allem die Schwierigkeit zu liegen. —

Von der Textgestaltung nur ein paar Worte! Norden erspart uns mit Recht das Stück Geschichte der klassischen Philologie, das man früher durch Vollständigkeit der Aufzählung aller Konjekturen der *homines docti*, auch der verfehltesten, in den Ausgaben abgelagert sah; die so knapp wie möglich bemessene *adnotatio critica* findet im Text der Anmerkungen ihre Ergänzung, wo sich Norden mit den wichtigsten gegen die Überlieferung erhobenen Zweifeln im selbstverständlich willkommenen Sinne konservativster Textbehandlung auseinandersetzt und zwischen den Varianten der Überlieferung eine m. E. fast durchgängig unanfechtbare Entscheidung trifft. Athetiert wird — abgesehen von V. 242 — nur V. 901, dagegen z. B. V. 702 sowohl mit Rücksicht auf das Zeugnis des Lactantius wie auch aus Gründen des Wohlklanges der Periode mit Recht gehalten, auch sonst allen den Interpolationsvermutungen, denen der Virgiltext ausgesetzt war, ebensowenig Raum gegeben wie den Annahmen von Lücken im Text und den Umstellungsversuchen, die im Grunde nur ein Notbehelf mangelhafter Erklärungserfolge gewesen sind; als typisch für das besonnene zurückhaltende Verfahren des Herausgebers mag die Behandlung der vielangefochtenen Verse 601 ff. aufgeführt werden. Die Satzzeichen sind mit großer Sorgfalt im Sinne der 'rhetorischen (rezitativischen) Interpunktion' (S. 377) gesetzt. In seiner Übersetzung will Nordens Bescheidenheit nur ein «*ἀγώνισμα*» 'zur Anregung für andere Übersetzer' gesehen wissen. Jedenfalls erweist er dem Leser des VI. Buches schon dadurch einen großen Dienst, daß er ihm Gelegenheit gibt 'die wundervolle Einheitlichkeit des Metrums innerhalb der Vielheit der Stimmungen', die er dem Dichter der *κατάβασις* sehr treffend nachrühmt, an dem wechselnden Metrum der deutschen Wiedergabe zu messen. Von Einzelheiten der Übersetzung will ich nur zwei berühren: V. 304 *sed crudo deo viridisque senectus* würde ich mit 'doch jugendfrisch ist auch als Greis ein Gott' nicht ausdeuten; *deo* ist hier m. E. nur auf Charon, und nicht auf die Götter im allgemeinen bezogen; und sodann: V. 176 *pius Aeneas* 'Äneas, treugesinnt dem Freund' — es scheint mir mißlich, hier das *pius* nicht als stehendes Beiwort des Helden zu behandeln, in dessen Beurteilung sich Norden mit Heinze übrigens durchaus in Übereinstimmung befindet;[1]) ich sehe nicht ein, warum das Adjektiv hier loser zugesetzt sein sollte,

[1]) Als ein typisches Beispiel der oberflächlichen Auffassung, der der *pius Aeneas* bei den Kritikern älterer Zeit ausgesetzt war, mag eine Äußerung hier ausgeschrieben werden, die Robert Southey, ein fleißiger Arbeiter auf dem Gebiete der Durchforschung epischer Dichtkunst, in der Vorrede zu seinem Joan of Arc-Epos getan hat: *There are few readers who do not prefer Turnus to Aeneas; a fugitive, suspected of treason, who negligently left his*

als bei seiner ersten Verwendung durch den Dichter im ersten Buche, für die es nach Nordens Auffassung geschaffen ist. Im übrigen läßt jede neue Nachprüfung die Wahl des Ausdrucks in Nordens Übersetzung immer deutlicher als das Ergebnis einer höchst sorgfältigen Abwägung des Gedankeninhaltes und der poetischen Diktion der einzelnen Stellen erscheinen, dadurch eine sehr beachtenswerte Ergänzung des Anmerkungsteiles, dazu auch ein vortreffliches Hilfsmittel für die Virgilerklärung im Unterricht.

Und nun zum Schlusse, so lange diese Anzeige freilich schon hat werden müssen, dennoch noch einen Ausblick auf die weitere Entwicklung der Virgilforschung! Dieser Ausblick hängt ja mit den vortrefflichen Büchern Heinzes und Nordens insofern innerlich zusammen, als er von der Höhe der Forschung, zu der sie den Leser zu führen wußten, ganz besonders erleichtert und nahe gelegt ist. 'Virgils Leben und Werke' — dankenswerte Versuche älterer wie neuerer Zeit durchaus in Ehren, aber noch stand das Ziel einer solchen Gesamtdarstellung in recht weiter Ferne. Die beiden hier besprochenen Bücher haben uns ihm jedenfalls um einen überraschend großen Schritt näher gebracht; einmal unmittelbar materiell: denn ganz anders deutlich sehen wir jetzt den Dichter vor uns, der mit dem gewaltigen Stoff über ein Jahrzehnt lang ringt und — in einem Bemühen von erstaunlicher Intensität und Ausdehnung — der Form wie des Stoffes Meister wird; sodann aber auch in methodischer Hinsicht: denn Heinze und Norden haben zahllose Gesichtspunkte aufgestellt, die es nun auf Virgils andere Werke, die es unter anderem auch auf seine Entwicklung in der 'Frühzeit' anzuwenden gilt. Mit zum Teil geradezu packender Unmittelbarkeit tritt in den beiden Büchern, die wir hier betrachtet haben, das Bild des Äneis-Dichters vor uns; suchen wir nun den Verfasser der Bucolica und Georgica und den der kleineren Gedichte in gleichem Geiste und mit gleich wohlverdientem Glücke zu erschließen.

---

wife, seduced Dido, deserted her, and then forcibly took Lavinia from her bethrothed husband. What avails a man's piety to the gods, if in all his dealings with men he prove himself a villain? If we represent Deity as commanding a bad action, this is not exculpating the man, but criminating the God.' — Freunde vergleichender Literaturgeschichtsforschung seien übrigens bei dieser Gelegenheit auf die Art und Weise hingewiesen, wie uns derselbe Southey in den Anmerkungen zu dem genannten Epos einen Einblick in die geschicht. lichen und antiquarischen Vorstudien eröffnet, die seiner Dichtung zugrunde liegen; nicht viel anders mögen zum Teil die Kollektaneen ausgesehen haben, die sich der Dichter der Äneis, wie ihn Heinze und Norden uns erschlossen haben, bei der Arbeit an seinem Werke angelegt haben wird.

DIE TANNHÄUSERSAGE[1])

Von Karl Reuschel

Am 19. Oktober 1845 erlebte Dresden ein künstlerisches Ereignis, das weithin Aufsehen erregte: es fand die Uraufführung von Richard Wagners 'Tannhäuser' statt. Glänzend war die Ausstattung; die besten Kräfte suchten den ungewohnten Aufgaben, soweit es nach ihrer Auffassung möglich war, gerecht zu werden; der Dichterkomponist und königliche Hofkapellmeister hatte die erdenklichste Mühe aufgewandt, um seine künstlerischen Absichten auf die Darsteller und das Orchester zu übertragen — aber ein voller Erfolg ward dem musikalischen Drama nicht zu teil. Die Zuhörer begriffen das wunderbare symphonische Vorspiel zum dritten Aufzug, Tannhäusers Romreise, nicht, und der Schlußakt fand eine verhältnismäßig kühle Aufnahme. Nach der vierten Vorstellung — Wagner hatte inzwischen an seinem Werke einige Kürzungen und Verbesserungen angebracht — konnte er am 3. November einem Berliner Freunde das Günstigste melden; wenn er aber glaubte, nun jede Gegnerschaft überwunden zu sehen, so täuschte er sich. Mit der Kritik war er noch lange nicht fertig, vielmehr ließen sich die entschiedensten Mißfallensäußerungen vernehmen. Seit dem 'Tannhäuser' tobte die erbitterte Fehde zwischen dem Schöpfer der sogenannten Zukunftsmusik und den Anhängern des alten Opernstils. Obwohl das Drama nur einen Markstein auf dem Wege zum Gesamtkunstwerk bezeichnet, wird es in der Musikgeschichte wegen der hier zum ersten Male planmäßigen Verwendung der Leitmotive und der bereicherten Orchestersprache immer einen bedeutungsvollen Platz beanspruchen dürfen. Nicht weniger als die Musik verrät die Dichtung einen Fortschritt gegenüber den vorhergehenden Opern. Der 'Tannhäuser' stellt zum ersten Male ein Stück deutscher Vorzeit auf die Bühne. Die Volkssage hat durch Richard Wagners Behandlung die herrlichste Form erhalten; der Gebildete unserer Tage kennt sie eigentlich nur durch Wagners geniales Werk.

Es hat einen besonderen Reiz, den sagengeschichtlichen Grundlagen des 'Tannhäuser' nachzuspüren. Trotz den eingehenden, feinsinnigen Forschungen über Entstehung und Entwicklung der Tannhäusersage, mit denen uns Erich Schmidt[2]) und Gaston Paris[3]) neuerdings beschenkt haben, mag es an-

[1]) Antrittsvorlesung, gehalten in der Technischen Hochschule zu Dresden am 27. Okt. 1903.

[2]) Charakteristiken, 2. Reihe, Berlin 1901. Erich Schmidt verzeichnet die ganze bis dahin erschienene wissenschaftliche Literatur.

[3]) Revue de Paris, 15 décembre 1897, 15 mars 1898. Beide Aufsätze vereinigt in 'Légendes du Moyen Age', Paris 1903.

gebracht erscheinen, das Thema nochmals zu erörtern, denn es harrt noch manche Frage der Lösung, und außerdem sind die Ergebnisse dieser Untersuchungen keineswegs so bekannt, wie sie es verdienen. Auch lohnt es sich wohl, die bedeutenderen Tannhäuserdichtungen bis zur Gegenwart zu verfolgen und durch den Vergleich mit Wagners Leistung die ganze Größe des musikalischen Dramas zu ermitteln.

Von vornherein ist jeder Versuch, in dem Helden der Sage eine Gestalt aus der germanischen Mythologie zu erkennen, zurückzuweisen. Herleitungen des Namens wie die aus 'Wodanhäuser' sind unhaltbar. Zum Greifen deutlich steht des Tannhäusers Bild vor dem Sagenforscher. Um die Mitte des XIII. Jahrh., als der Minnesang völlig in Konvention ausartete, lebte Herr Tannhäuser als einer seiner erfolgreichsten Vertreter. Seine Dichtungen wurden der Manessischen Liederhandschrift einverleibt, die endlich nach langer Verbannung wieder der Heidelberger Universitätsbibliothek angehört. Der sangeskundige Ritter entstammte jedenfalls einem süddeutschen Adelsgeschlecht; er scheint sich am Kreuzzuge Friedrichs II. beteiligt zu haben und dürfte ungefähr 1268 gestorben sein. Wie Walter von der Vogelweide konnte er von sich behaupten, er habe in Österreich singen und sagen gelernt. Sein Lehrer war Neidhart von Reuenthal, der Erfinder der eigenartigen Gattung des dörperhaften Liedes, in dem sich die höfische Kunst ihre 'Helden' aus dem Bauernstande wählt. Als ein leichtfertiger Gesell offenbart sich der Tannhäuser; wenn sich bei Walther von der Vogelweide, sofern die dichterischen Werke als biographische Zeugnisse verwertet werden können, eine höhere und eine niedere Minne feststellen läßt, so huldigt er fast nur der niederen, und dem Schmetterling gleich flattert er von einer Blüte zur anderen. Die Reize seiner verschiedenen 'frouwen' zu verkünden, wird er nicht müde. Mit verblüffender Offenheit schildert er seine Abenteuer. Vor allem lockt ihn der Tanz, und welcher Art er den Vorzug gibt, erkennt man aus seiner wiederholten Bemerkung, dem Fiedler sei dabei die Saite gesprungen. Auch Bitteres verursacht ihm die Liebe; das Unmögliche verlangt die Angeschwärmte: er soll den Rhein ablenken oder erst dann auf Erfüllung seines Hoffens rechnen, wenn der Mäuseberg zergeht. Auf einmal ändern sich seine Verhältnisse, seine Gönner, namentlich Friedrich der Streitbare, sinken ins Grab, und klagend fragt er sich, wer wohl ihre Freigebigkeit erbe. Von Haus aus unbegütert, hat er bei seinem leichtsinnigen Leben nichts erworben; mit Wehmut denkt er der Vergangenheit; die Weiber, der Wein, die feinen Bissen frühmorgens und zweimal Baden in der Woche haben ihn auf keinen grünen Zweig gebracht. Zu spät erinnert er sich der Lehren, die einst ein weiser Mann, vielleicht sein Vater, ihm erteilte, als er zu Hofe gehen wollte. Gelegentlich mag ihm wohl der Gedanke gekommen sein, durch die schwarze Kunst seine Umstände aufzubessern, wenigstens äußert er sich einmal: Zu Toledo will ich die Negromantie nicht lernen, denn Zauberei ist nicht gut. Früher hatte er noch freundliche Verwandte; jetzt ist er aus einem Wirt ein Gast geworden. Mit Erbsen und Bohnen muß er vorlieb nehmen; er ist ein geplagter Mann, heute hier, morgen da, und während er heitere Lieder singt,

sorgt er sich, wie er sein Leben friste. In zwanzig Jahren hat ihn das Schicksal arg angepackt und weit in der Welt umhergetrieben. So wäre er einmal bei Kreta fast im Schiffbruch umgekommen. Sympathisch berührt bei dem leichtfertigen Dichter die treue Gesinnung gegenüber seinen Wohltätern, auch wenn er von ihnen, da sie verstorben sind, nichts mehr erwarten darf. In einem Spruche erklärt er, lieber wolle er arm bleiben, als seinem König untreu werden. Seinen österreichischen Herrn, für ihn den Inbegriff eines idealen Fürsten, kann er nicht genug preisen. Man würde den ritterlichen Sänger allerdings nicht richtig beurteilen, wenn man jedes seiner Gedichte schlechthin als Ausdruck seiner Empfindung und Stimmung auffassen wollte, denn ein gutes Stück Konvention, literarische Tradition und Ironie steckt in den Liedern. Immerhin darf es als feststehend gelten, daß schon die unmittelbar folgende Zeit und erst recht die Nachwelt die bereits angedeutete Wandlung des leichtfertigen Sängers zum reuigen, zerknirschten Sünder vollzog. In der Jenaer Minnesingerhandschrift befindet sich ein dem Tannhäuser zugeschriebenes, übrigens seiner dichterischen Individualität wenig entsprechendes Bußlied, und aus noch späteren Tagen ist eine Tageweise des Tannhäusers überliefert, die eine gründliche Umkehr dieses Weltkindes zur Darstellung bringt. Da heißt es:

Die wilden sträss gar manigfalt,
Die bu ich durch ein wunder,
Die hell ist hais und da by kalt,
Nůn fürcht ich iren zunder.

Offenbar ist der Dichter elend verkommen. Da man von seinem Tode nichts Sicheres erfuhr, so mochte sich noch lange der Glaube erhalten, er irre als Fahrender umher. Gerade die damalige Zeit neigte in solchen Fällen zur Legendenbildung. Die Sage vom Bergaufenthalt des Kaisers Friedrich, die zuerst in Italien auftritt, hat manche Ähnlichkeit mit der mythischen Überlieferung, die sich an den Tannhäuser knüpft. Beide Male denkt man sich den Sagenhelden die weiten Lande durchziehend, bevor man ihm Ruhe im Bergesinnern gönnt. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das leichtfertige Treiben des Tannhäusers, dieses durch sein Eintreten für den Hohenstaufen ohnehin der päpstlichen Partei verdächtigen Sängers, den Ärger der Geistlichkeit erregte. Gegen die unzüchtigen Tänze hat gerade in jenem Jahrhundert die Kirche fortwährend geeifert. Eine Reihe sagenhafter Bildungen aus ganz verschiedenen Gegenden und Zeiten dienen dem Zwecke der Warnung vor den Freuden des Tanzes und sollen zeigen, wie die leichtfertigen Tänzer dadurch bestraft werden, daß sie unaufhörlich dem nun zur Pein gewordenen Vergnügen frönen müssen. So mag zunächst geistlicher Eifer den fahrenden Spielmann an den Ort höchsten sinnlichen Genusses, an den Venusberg gebannt haben.

Durch die Untersuchungen des großen Romanisten Gaston Paris ist erwiesen, daß in Italien, im Apennin, das sagenhafte Paradies der Königin Sibylle gesucht wurde. Nicht zu fern von Norcia liegen die Sibyllinischen Berge, in deren einem die Sibylla Cumana inmitten eines üppigen Hofhaltes weiterleben

sollte. Ursprünglich, zum Teil auch späterhin, erkannte man in der Paradieseskönigin noch immer die berühmte Wahrsagerin aus dem Altertum, und der im Jahre 1391 entstandene Guerinoroman schildert, wie ein junger Mann sich nach dem Monte della Sibilla begibt, um von der Prophetin Auskunft über seinen Vater zu empfangen. Kurz hinter dem Eingang findet er die Inschrift: 'Wer durch diese Türe geht und nach einem Jahre nicht wieder herauskommt, wird bis zum jüngsten Tage darin bleiben und dann ewiglich verdammt sein.' Guerino erreicht sein eigentliches Ziel nicht, d. h. über den Vater erfährt er nichts, aber die sinnlichen Genüsse des Sibyllenreiches hätten ihn beinahe verführt. Ohne eine sonderbare Beobachtung wäre er gewiß den Reizen der Bergfee, die trotz ihrer Sehereigenschaft schon zur Göttin gemeiner Liebe geworden ist, erlegen; aber er bemerkt, daß sich die Insassen des Berges jeden Sonnabend in Schlangen und Nattern verwandeln und erst am Montage wieder ihre menschliche Gestalt annehmen. Das belehrt ihn über die teuflische Natur der wonnigen Frauen und hilft ihm die Mahnungen frommer Einsiedler beherzigen, die ihn früher vor dem Hexenorte gewarnt haben. Als er nach einem Jahre die Zaubergrotte wieder verläßt, eilt er zum Papste und erhält vom heiligen Vater Absolution, weil er den Lockungen des zauberischen Weibes und ihres Gefolges nicht nachgegeben hat.

Weit anschaulicher und für die Zwecke der Tannhäusersage wichtiger sind die ausführlichen Mitteilungen des Provenzalen Antoine de la Sale in dem zwischen 1438 und 1442 entstandenen eigenartigen Erziehungsroman 'La Salade'. Antoine de la Sale hat selbst den Versuch gemacht, in den Sibyllenberg zu gelangen. Nur ein Stück ist er vorgedrungen, bis in eine unterirdische Kammer, und hat dort seinen Namen eingeschrieben. Aber mit großem Fleiße war er darauf bedacht, Erkundigungen über frühere Erforscher des Sibyllenreiches einzuziehen. Insbesondere erfuhr er die Geschichte eines deutschen Ritters, der sich entschlossen hatte, den geheimnisvollen Zauberort zu besuchen. Es gelang ihm wirklich; die verführerische Pracht des Berginnern und die üppigen Reize der Bewohner täuschten ihn über die Zeit hinweg. Statt neun Tage, wie er sich vorgenommen, blieb er dreihundertunddreißig, bis zum letzten Termin, der ihm noch Rückkehr ermöglichte, und hätte er nicht die gleiche Beobachtung über die Melusinennatur der Damen im Sibyllenreiche gemacht wie Guerino, er wäre wohl nimmer geschieden. Es bedurfte fast eines Jahres, bis er sich der Sündhaftigkeit seines Treibens bewußt wurde. Mit tiefer Trauer sehen die Bewohnerinnen des Berges ihn von dannen gehen. Er aber, von Reue gepeinigt, eilt nach Rom. Der Beichtvater, dem er von seinem Verweilen im Minneberge berichtet, weist ihn an den Papst, die Sünde sei zu groß, als daß ein minderer als der Vater der Christenheit ihn absolvieren könne. Der Papst, nach den einen Innocenz III., nach anderen Urban V. oder VII., zögert, ihn seiner Schuld zu entbinden. Da redet der Knappe, der mit ihm im Sibyllenheim gelebt und nur Freude dort empfunden hat, seinem Herrn ein, man wolle ihnen beiden den Prozeß machen, und weil der Ritter nicht mehr glaubt, daß ihm verziehen werden könne, kehrt er, betrübten Herzens freilich, um sich wenigstens

vor dem Tode zu retten, wieder zur Königin Sibylle zurück. Zu spät bereut der Papst, die Absolution nicht rechtzeitig gewährt zu haben; er sendet Boten aus, dem Ritter die Verzeihung zu melden, aber diese ermitteln nur, daß die Verzweiflung jenen in das Sündenreich getrieben hat.

Ein Deutscher war es also, von dem man diese Geschichte erzählte. Ein Deutscher hatte auch, wie Antoine de la Sale berichtet, seinen Namen in die Wand der ersten, von ihm selbst besuchten unterirdischen Kammer geschrieben: *Her Hans Wanbanbourg Intravit*, und der mittelalterliche Sagenfreund meint, eben dieser Deutsche sei der Held der Überlieferung gewesen, der nicht wieder zurückgekehrt sei. Eine auffällige Übereinstimmung dieser Erzählung mit dem, was von Tannhäuser gesungen und gesagt wird, ist nicht zu verkennen. Die Guerinogeschichte wie die bei Antoine de la Sale scheinen auf eine Quelle zurückzugehen, doch hat die Sibylle im zweiten Falle nicht mehr den Charakter der Prophetin, sondern entspricht ganz der Vorstellung, die im deutschen Tannhäuserliede herrscht.

Die lehrhafte Tendenz des Guerinoromans läßt es erklärlich scheinen, wenn man diese Fassung als bewußte Umgestaltung der ursprünglichen Sage betrachtet. Doch dürfte auch die Erzählung bei de la Sale nicht in allen Punkten das originale Sagengebilde wiedergeben; so hat man die Figur des Knappen, der mit einer Reihe Papagenoeigenschaften ausgestattet ist, wohl als eine Zutat anzusehen; ebenso ist das Zaudern des Papstes, die Absolution zu erteilen, und die schließliche Rückkehr in das Reich der Sibylle nur mangelhaft begründet. Haben also die beiden Berichte schon als Umänderungen des sagenmäßig Überlieferten zu gelten, so sind wir doch durch sie in der Lage, die Geschichte vom Ritter im Sibyllenberg bis etwa zur zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. zurückzuverfolgen. Die deutsche Form der Tannhäusersage ist erst aus einer um etwa ein Jahrhundert späteren Zeit belegt. Freilich bis auf den geschichtlichen Minnesinger Tannhäuser führt auch die italienische Tradition nicht zurück. Die Annahme, es liege in der Erzählung, wie sie in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. um den Monte della Sibilla bekannt gewesen sein muß, die deutsche Tannhäusersage vor (wobei die Frage, wo diese Sage ursprünglich war, ob in Italien oder Deutschland, noch unentschieden bleiben mag) begegnet einem Hindernis von hoher Wichtigkeit: Niemals hat man um jene Zeit an Ort und Stelle wie überhaupt auf welschem Boden den Monte della Sibilla mit dem Namen 'Venusberg' bezeichnet, obwohl allerdings die heidnische Prophetin in der späteren Gestalt die Rolle der Liebesgöttin spielt. So unbekannt war die Benennung 'Venusberg' im Apennin, daß ein deutscher Ritter, der 1497 die Gegend besuchte und sich nach dem Venusberg erkundigte, verlacht wurde. Nun ist nachgewiesen worden, daß man sich bei uns allerdings den Venusberg als in Italien liegend dachte, aber zunächst nur denjenigen, in dem die fahrenden Schüler und Schwarzkünstler die Negromantie erlernt haben wollten. Neben dem Monte della Sibilla befindet sich der Berg des Sibyllensees oder der Pilatusberg, und dieser ist das Ziel für die fahrenden Schüler gewesen. Die beiden Gipfel wurden offenbar verwechselt und für einen gehalten; darum

suchte man später dort das Heim der Sibylla-Venus.[1] Für die verwickelte Frage, ob wir die deutsche Tannhäusersage als uranfänglich an den Monte della Sibilla geknüpft oder als durch fahrende Schüler dahin verpflanzt ansehen sollen, möchte ich eine andere Lösung vorschlagen.

Einzelheiten der Berichte im Guerinoroman wie in der Erzählung des Antoine de la Sale stimmen mit Vergils Beschreibung der Sibyllengrotte am Averner See auffallend überein. Nun wird die Sibylla im Guerinoroman als die Cumana bezeichnet und der Charakter der Wahrsagerin ausdrücklich hervorgehoben, wenn auch, vielleicht unter dem Einflusse der Geistlichkeit, dieser Heidin eine wenig günstige Rolle zuerteilt ist. Gewiß hat man es zunächst in dem Monte della Sibilla nur mit einer Übertragung der Sage von der Sibylla am Averner See zu tun. Auf eine andere Spur führen zwei deutsche Berichte von Reisen nach dem heiligen Lande. Der Franziskaner Johann Faber berührte 1485 auf der Fahrt nach Palästina die Insel Cypern. Dort erkannte er im heiligen Kreuzberge das alte Vorgebirge der Venus wieder. Er bemerkt, in Deutschland gehe die Sage von dem edlen schwäbischen Ritter Tannhäuser, der einige Zeit im Venusberge auf Cypern gelebt habe. Bernhard von Breitenbach verlegt in seiner Beschreibung einer Reise nach Jerusalem (1486) die Venusgrotte ebenfalls nach der Insel. Er wendet sich sogar entschieden gegen diejenigen, die im Monte della Sibilla bei Norcia den Berg der Minnegöttin sehen; in Cypern, sagt er, 'da hat sie gewohnt und das Land Tusciam nie gesehen, da etlich Leut sie vermeinen in einen Berg verstoßen sein und große Lust und Freud darin haben, da es doch nichts ist'. Natürlich handelt es sich hier um klassische Erinnerungen. Aber gedenken wir daran, daß der Tannhäuser seinen Schiffbruch bei Kreta anschaulich erzählt, so ist meines Erachtens mit Johann Fabers Hinweis auf den cyprischen Venusberg ein wichtiger Fingerzeig gegeben, nach welcher Richtung wir uns wenden müssen, um die Entstehung der Sage vom Tannhäuser im Venusberg zu ermitteln. Wenn der Sänger sinnlicher Liebe einmal behauptet, bei Kreta vorbeigefahren zu sein und dort Schiffbruch gelitten zu haben, so lag es ziemlich nahe, ihn auch nach Cypern zu versetzen, zumal die geographischen Kenntnisse des XIII. und XIV. Jahrh. im allgemeinen nicht hervorragend waren. Dort auf der Liebesinsel konnte er am besten seinen Gelüsten nachgehen. Dort herrschte die Venus Anadyomene unumschränkt. Einen Anhalt für die Annahme eines Aufenthalts in Cypern mochte auch eine Stelle gewähren, wo der Tannhäuser von einer großen Meerfei in Konstantinopel spricht; schon von der Hagen hat (Minnesinger IV 424) darauf aufmerksam gemacht, daß eine Verwechslung mit Cypern vorgekommen sein müsse, wo das Haus Lusignan, der Stammsitz der Melusinensage, seit den Zeiten des Richard Löwenherz regierte. Erst die ausgebildete Tannhäuserüberlieferung dürfte nach Italien getragen worden sein, und zwar von deutschen fahrenden Schülern, die sich im Venus-

[1] Friedrich Kluge, Der Venusberg. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1898 Nr. 66 und 67.

berge des Apennins Unterweisung in der schwarzen Kunst erwerben wollten. Wenn also die Sage, die sich an den Monte della Sibilla knüpft, für uns auch den Wert besitzt, daß sie uns die Tannhäusergeschichte schon aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. belegt, in einer Zeit, wo uns aus Deutschland Zeugnisse dafür fehlen, so gibt es doch keinen sicheren Beweis, daß diese Überlieferung dort zu Hause war.

Es soll übrigens nicht behauptet werden, daß man lange Kenntnis von diesem Zusammenhang des verschollenen Tannhäusers mit der Insel Cypern besessen habe. Die Lage des Venusberges wurde meist überhaupt nicht näher bezeichnet, ja man bestritt sogar völlig das Vorhandensein eines solchen Freudenreiches. Aber es wird sich kaum leugnen lassen, daß die hier versuchte Erklärung uns dazu verhilft, die Entstehung der deutschen Tannhäusersage begreiflich zu machen. Insbesondere dürfte nun für die von Gaston Paris in Zweifel gezogene Beziehung der uns bekannten Lebensschicksale des ritterlichen Sängers zu der Tannhäuserüberlieferung ein neuer Anknüpfungspunkt gefunden sein. Die Frau Venus hat der Minnesinger in seinen Gedichten mehr als einmal genannt. Es läßt sich leicht vermuten, warum die fertige Tannhäusersage nach Italien gelangte. Der Dichter wehrt sich, wie wir sahen, an einer Stelle gegen die Versuchung, seine Vermögensverhältnisse mit Hilfe der schwarzen Kunst aufzubessern, d. h., mit der Anschauung der fahrenden Schüler aus dem Ende des Mittelalters gerechnet, den Venusberg, den Monte del lago della Sibilla aufzusuchen.

Einem Einspruche muß noch begegnet werden, dem Einwande, eine derartige Nachwirkung von Tannhäusers Dichtungen sei nicht wahrscheinlich. Es hat sich nämlich die Erinnerung an die Gedichte des Minnesingers merkwürdig lange erhalten. Der erwähnte Bußgesang im Ton des Tannhäusers aus dem XIV. Jahrh. zeigt, wie Uhland (Schriften IV 277) nachweist, mehrfach Benutzung von Stellen aus Liedern des Tannhäusers, und der Umstand, daß man den Ton dieses Sängers erwähnt und dem Zeitgenossen Neidharts von Reuenthal noch ein späteres Meisterlied in den Mund legt, ist Grund genug, an die literarische Fortwirkung des Minnesingers zu glauben. Noch aus dem XIV. Jahrh. scheint ein schwäbisches Duett zwischen dem Tannhäuser und Frau Venus zu stammen, das Mone im 5. Bande seines Anzeigers bekannt gemacht hat. Leider dürfte es nur ein Bruchstück sein. Bezeichnenderweise hat man gerade den Dialog im Venusberge einer Aufzeichnung für wert gehalten. Der Ritter bereut seine Sünde, er hofft aber auf Vergebung und fleht Christus und die Gottesmutter an, ihn auf den rechten Weg zu führen. 'Hilf, Herr Jesus, samt deiner Mutter, und mach' mich an der Seele gesund.' Alles Widerreden des minnigen Weibes nützt nichts: den himmlischen Schatz zieht er allen Lockmitteln der Venus vor. Das Gespräch verläuft durchaus ernst, und das Sinnliche wird kaum betont. Einige Wendungen spiegeln sich im späteren Volksliede wieder. Besonders eigenartig ist die Auffassung der Venus; sie zeigt sich als Bergkönigin, aber fast nicht als heidnische Göttin. Wohl möglich ist es, daß auch ein dialogisches Gedicht zwischen der Welt und dem Thanhäuser

noch dem XIV. Jahrh. angehört. Es weist eine ziemlich gute Form auf. Vergebens bemüht sich die Welt, den Ritter für sich zu gewinnen. Er will weg von ihr, da er ihren Unwert kennen gelernt hat. Wenn er beabsichtigt, in einen Wald oder in die Wildnis zu entfliehen, um ihr zu entgehen, so merkt man ein Wortspiel mit seinem Namen. Ohne Zweifel schwebte dem Verfasser des aus einer Karlsruher Handschrift stammenden Gedichtes der eben erwähnte, gleichfalls in Karlsruhe überlieferte Dialog zwischen Tannhäuser und Frau Venus vor. Ihren letzten Trumpf gibt die Welt aus, indem sie sagt:

Asterot die fragt nach dir,
Ffraw Venus lat dich jn den berck:
Bald so kom du hin zu ir,
So empfahen dich die edeln twerck,
Ffraw Venus legt dich an iren arm,
Die vil schon myn gottinne.
Mit lieb so macht sie dir vil warm,
Die soltu treuten vnd mynnen.

Auch diese Lockung verschlägt nichts. Der Tannhäuser erklärt:

Ffraw Venus ist eyn teuffelinne,
Wie sie leucht aus clarem gold.
Eya, wa det ich ye myn synne,
Do ichs von ersten treuten solt?

Abgesehen von der anschaulichen Darstellung hat der beinahe dramatische Dialog noch einen besonderen Wert für uns: es ist eine Art Protest gegen die landläufige Sagenform, wonach der Ritter keine Vergebung seiner Schuld erlangt und darum wieder zu Venus zurückkehrt. Es möge auch der vermeintlichen Tannhäuserlieder in der aus dem XV. Jahrh. stammenden Wilthener Meistersingerhandschrift gedacht sein. Da erzählt der Tannhäuser, wie es ihm die Pfaffen unmöglich machen, sich mit Gott zu versöhnen; man erkennt nicht recht, ob er nach der Verweigerung der Absolution wieder ins Venusreich gegangen ist, aber man fühlt die tiefe Reue des Armen mit. Diese Gedichte machen es wahrscheinlich, daß an die Rückkehr des Bedauernswerten in den Venusberg nicht überall geglaubt wurde. Zur Gewißheit wird diese Annahme durch ein Meisterlied aus der Weimarer Sammlung Wolf Bauttners, das ebensowenig das Wunder mit dem grünenden Stabe kennt wie die Überlieferungen am italienischen Sibyllenberge. Das berühmte Volkslied vom Tannhäuser aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrh. wird die neuere Fassung eines uns nicht erhaltenen, als der 'alte Tannhäuser' bezeichneten Liedes sein, das jedenfalls das Stabwunder noch nicht behandelte. An diese frühere Form scheint sich das Meisterlied aus Weimar eng anzuschließen; so erklären sich am einfachsten die fast wörtlichen Übereinstimmungen dieses Meistergesanges mit den Texten des Volksliedes. Tannhäuser schildert bei Bauttner, daß inmitten des Wohllebens im Venusparadies ihm der Gedanke gekommen ist, wie es ihm am jüngsten Tage ergehen solle. Da hat ihn Angst gepackt; nachdem er Urlaub genommen, hat er sich nach Rom begeben und

seine Sünde dem Papste gebeichtet. Trotz der abschlägigen Antwort hofft er auf Gottes Gnade, aber in das Zauberreich bringt ihn niemand wieder.

Wenden wir uns nun dem Volksliede zu! Es ist eine Perle unter unseren epischen Liedern, voll Gedrängtheit und Wucht und zugleich voll dramatischer Anschaulichkeit, der sich lyrische Klänge mit Glück untermischen. Zahlreich sind die Fassungen, in denen es uns überliefert wird. Ein reformatorischer Zug durchweht es, und doch wohnt ihm keine aufdringliche Tendenz inne. In Ober- und Niederdeutschland, auf holländischem und dänischem Boden ist es heimisch geworden, wie alle Volkspoesie vielfach zersungen, gelegentlich auf einen leichtfertigen Ton herabgedrückt, manchmal auch mit allzu deutlicher Moral versehen. Die stellenweise sehr bezeichnenden Abweichungen der verschiedenen Texte zu untersuchen, würde hier zu weit führen. Wie das Bußgedicht in der Tageweise des Tannhäusers bedient es sich der alten Form des Tageliedes, das die schmerzliche Trennung der Liebenden bei Anbruch des Morgens schildert und einen Wächter auf der Burgzinne oder auch ein Vöglein zu der Rolle des Störenfrieds bei dem Liebesidyll verurteilt. Auch im Tannhäuserliede tagt es: die Stimme des Gewissens regt sich im Herzen des Ritters, der, sein Seelenheil nicht achtend, ein Jahr oder sieben im Venusberge verweilt hat. Aus tiefster Seele ringt sich der Angstschrei zu Maria oder zu dem Gottessohne empor. Mit einem gewissen Hohn entläßt die 'Teufelinne' ihren Geliebten: er soll sie, wenn er aus ihrem Bereiche geschieden ist, in allen Landen preisen. Das zweite Bild führt uns nach Rom; wir sehen den zerknirschten Sünder vor Christi Stellvertreter knien. Den Papst Urban bewegt das Jammern nicht zum Mitleid. Er weist auf den Stab, den er in der Hand trägt, und verheißt dem Schuldigen ewige Verdammnis: so wenig je das dürre Holz grünt, so wenig wirst du deiner Sünden ledig. Da flucht der Tannhäuser den Pfaffen und kehrt zu Venus zurück, immer noch in der Hoffnung, der Herr werde mit ihm weniger grausam verfahren als die Menschen. Nach drei Tagen erfüllt sich das Wunder, aber vergebens sendet Urban Boten aus, um den himmlischer Gnade teilhaftig Gewordenen zu suchen.

Nur der Schluß befriedigt nicht recht. Warum verfällt Tannhäuser, der doch Reue fühlt, der Sünde von neuem? Man bemerkt, daß hier zwei Überlieferungen wenig geschickt zusammengeschweißt worden sind.

Das schöne Symbol des grünenden Stabes, das, einmal in die Sage aufgenommen, ihr gewiß nicht wieder verloren gehen konnte, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. In Bauttners Meistersang ruft Venus dem scheidenden Geliebten zu: So sagt dem grünen Reise lebewohl! Es mag damit gemeint sein: So zieht denn ins Elend hinaus, so kommt auf keinen grünen Zweig mehr! Diese etwas dunkle Stelle hat man schon frühzeitig nicht verstanden; aus 'grünen Reise' wurde 'Greise' oder 'Greisen', d. h. man erblickte in den Worten eine konventionelle Aufforderung, von den Bergmännlein oder deren Anführer Abschied zu nehmen. Nun hat der Minnesinger Tannhäuser zuerst die unmöglichen Fristen, wie sie im Volksliede immer wiederkehren, um ein bloßes 'nein' oder 'niemals' sinnvoll zu verdecken, aus der Volkspoesie aufgenommen. Er

fand Nachahmer, und in der Kolmarer Handschrift sind zu einem seiner Lieder, in dem er, um die Abneigung der Geliebten zu schildern, ihr solche unerfüllbare Forderungen andichtet, noch weitere derartige Unmöglichkeiten hinzugefügt Als einen Versuch, das 'grüne Reis' zu deuten, kann man das Stabwunder ansehen. Die Sage wurde dadurch um einen hochpoetischen Zug bereichert. Erst indem sich das Unglaubliche erfüllt, wird die papstfeindliche Tendenz in den Tannhäusergedichten zum stärksten Ausdruck gebracht. Die alles verzeihende Barmherzigkeit Gottes konnte keine schönere Darstellung finden.

Das edle Volkslied wurde nicht vergessen. Hans Sachs mag es gekannt haben, als er 1517 sein Fastnachtspiel von Veneris Hofgesinde verfaßte,[1]) und noch bis ins XIX. Jahrh. hat es sich erhalten. Im Jahre 1830 ist ein Lied im Entlebuch (Schweiz) aufgezeichnet worden, das manches Alte umgestaltet, dabei aber glückliche Neuerungen aufweist. In der Schweiz kehrt nochmals der Melusinenzug wieder, den wir aus der Erzählung de la Sales kennen; es heißt von den Bewohnerinnen des Venusreiches: *am Suntig sind's Odre und Schlange.* Der Venusberg wird geradezu in die Heimat verlegt, und in einer Fassung aus dem Aargau hat offenbar die deutsche Kaisersage oder die ihr nachgebildete von den drei Gründern der Eidgenossenschaft ihren Einfluß geäußert:

Tannhuser sitzt am steinige Tisch.
Der Bart wachst in drum umme;
Und wenn er drü Mal ummen isch,
So wird der jüngst Tag bald chumme.

Nur noch in den Schweizerbergen scheint das schöne Volkslied in annähernder Ursprünglichkeit vorhanden zu sein. In österreichischen Ländern ist es, wohl im XVII. Jahrh., völlig umgedichtet worden und hat jede Beziehung auf den Venusberg verloren. Drei schwere Vergehen beichtet der Sünder, dessen Namen man nicht einmal überall noch weiß. Trotz des vernichtenden Urteilsspruches läßt er sich nicht vom Wege des Guten abbringen. Er stirbt auf einem Berge im seligen Glauben an die alles verzeihende Liebe Gottes, nachdem er, einer Fassung zufolge, seine Schuld, von der ihn kein Priester befreit, einem weißen Steine gebeichtet hat. Da kommt ihm Christus mit einer roten Fahne entgegen und nimmt ihn in den Himmel auf. Zu spät erkennt der Papst am Stabwunder, daß er mit seiner Härte im Unrechte gewesen ist. Gelegentlich findet man dieses Lied nur noch in verstümmelter Form, auf fünf Strophen zusammengezogen, so wie es Rosegger in seinen 'Älplern' mitteilt. Die Umgestaltung ist gewiß kein Meisterwerk. Der Verfasser hat nur einen flüchtigen Kuß der Muse verspürt. Immerhin rührt uns das kindliche Vertrauen auf Gottes Gnade, und ganz ohne poetisches Empfinden mutet uns das Lied nicht an. Im XVIII. Jahrh. aber muß es einem nicht minder frommen, freilich noch unbegabteren, wenn auch gebildeteren Manne als verbesserungs-

[1]) Creizenach, Geschichte des neueren Dramas II 2 S. 227 erwähnt ein Tannhäuserspiel, das von Bewohnern des Dorfes Kiensheim zu Colmar im Elsaß aufgeführt wurde.

bedürftig erschienen sein. Für die Geschichte der Sage sind diese neueren Bearbeitungen lehrreich genug. Was erst die Hauptsache an dem Erzeugnis der Volkspoesie war: Tannhäuser im Venusberg, ist jetzt in den österreichischen Alpenländern und in der Linzer Gegend völlig vergessen, und das nachträglich hinzugekommene Stabwunder steht im Mittelpunkte. Wie lange wird es dauern, dann weiß man im Volksliede nicht einmal mehr den Namen des alten Sängers? Schon jetzt wird er zuweilen Balthauser oder Antoni genannt. Wie in der Volksseele die größten Gegensätze unvermittelt nebeneinander auftreten und sich auch heute noch der Mann der niederen Schichten, namentlich der Bauer, in dieser Hinsicht ganz als mittelalterlicher Mensch zeigt, dafür liefern eben diese Tannhäusergedichte einen deutlichen Beweis: in der Theorie haßt man die Anmaßung der Priester selbst in durchaus katholischen Gegenden, in der Praxis weiß man sich mit ihr als mit etwas Selbstverständlichem abzufinden. In einem Punkte stellen aber diese späten Absenker eine wirkliche Lösung des Problems dar und verdienen deshalb den Vorzug vor dem berühmten Tannhäuserliede: Es ist kein Abschluß, wenn der Ritter trotz der tiefen Reue doch zu Venus zurückkehrt. Nur der Tod kann als solcher gelten, und tief tragisch ist der Zug, daß die päpstliche Vergebung dem Sünder erst dann zuteil wird, als er ausgelitten hat. So ist das Grünen des Stabes ein Symbol dafür, daß dem reuigen Büßer, der im Minneparadiese keine Ruhe fand, die wahren Paradiesesfreuden sicher sind und sein Streben von irdischer Liebe zur Gottesliebe ihm die Erlösung verschafft hat. —

Ich hoffe gezeigt zu haben, wie die Sage vom Tannhäuser entstanden und bis zur Gegenwart volkstümlich weitergebildet worden ist.

Am Schlusse dieser Darlegungen soll wenigstens ein rascher Überblick über die künstlerischen Bearbeitungen des Stoffes gegeben werden. Es würde die mir vorgezeichnete Schranke überschritten, wollte ich aller der zahlreichen Behandlungen gedenken, die unsere Sage erfahren hat, und ich möchte nicht in die Niederungen der Poesie führen, denen einige der Erzeugnisse entsprossen sind.

Die Romantik hat auch an der Tannhäusersage ihres Schatzgräberamtes gewaltet. Als Tieck im Jahre 1799 ein ganzes Tannenhäusergeschlecht erfand, war ihm das berühmte, in einigen gelehrten Werken eher zu literarischer Vergessenheit verurteilte als ihr entrissene antipäpstliche Volkslied aus reformatorischer Dämmerzeit noch unbekannt, und nur der Venusberg wurde mit echt romantischer Sinnenglut von ihm geschildert. 'Des Knaben Wunderhorn' machte 1805 das Volkslied erst weiteren Kreisen der Poesiefreunde zugänglich. Doch tritt die Sage in Clemens Brentanos 'Romanzen vom Rosenkranz' (1810) nur undeutlich aus der verschwommenen mystischen Umhüllung hervor. Der Plan, den Tannhäuserstoff schon 1813 zu einer Oper zu gestalten (Brentano wollte das Textbuch, Carl Maria von Weber die Musik liefern), ist unausgeführt geblieben. Tannhäuserzüge verwendete auch Grillparzer in seinem 1823 für Beethoven geschriebenen Operntext 'Melusina'. Im Gespräche mit Beethoven hat der Dichter übrigens bereits die Idee des Leitmotivs auf-

gestellt. Ein Jahrzehnt nach dem 'Wunderhorn' wurde in den 'Deutschen Sagen' der Brüder Grimm, wie es scheint zum ersten Male, der Hörselberg bei Eisenach mit dem Venusberg gleichgesetzt und damit die bedeutsame Lokalisierung der Tannhäusersage vollzogen, die man gewöhnlich für sehr altertümlich hält. Helmina von Chézy, deren beste und beinahe einzige dichterische Empfehlung das Prädikat 'die Enkelin der Karschin' war, hat in engem Anschluß an das Überkommene eine poetische Gestaltung des Stoffes versucht; es folgte ohne sonderliches Glück Adolf Bube. Heinrich Heine, den das alte Volkslied mit Bewunderung erfüllte, schuf etwa gleichzeitig im 'Tannhäuser' eine Dichtung, die in ihrer Mischung von romantischen und satirischen Elementen der Sage neue Züge abgewinnt und dem alten Gedanken, daß uns Menschen auf die Dauer selbst das höchste Sinnenglück unbefriedigt läßt, in den für spätere Behandlungen grundlegenden Worten Ausdruck gibt:

Frau Venus, meine schöne Frau,
Von süßem Wein und Küssen
Ist meine Seele geworden krank;
Ich schmachte nach Bitternissen.

Es ist nicht mehr die Sorge für das Seelenheil, die den Ritter aus den Armen der Liebesgöttin treibt, sondern die Sehnsucht nach dem Schmerze, der uns das Leben erst zum Leben macht. Julius Mosen hatte kurz vorher in seinem 'Ritter Wahn' dieselbe Idee ausgesprochen. Als Emanuel Geibel 1838 in Venedig seinen 'Tannhäuser' dichtete, faßte er die Sage ganz im Sinne der Romantik auf. Ein Zaubertrank berauscht den Jüngling, den Liebesglut durchweht. Vergebens ruft ihm die Nachtigall ihr warnendes 'Zurück!' entgegen: er kommt in den Venusberg. Als er am Morgen erwacht, da ist er alt und grau geworden, da hat er erfahren, daß es im Zauberreiche keine Zeit gibt. Ein verfehltes Dasein ist sein Los, und die Nachtigall mit ihrem 'Zu spät!' verkörpert die Stimme seines Gewissens. Kein Papst kann, was auf ewig verloren ist, zurückerstatten, darum bedarf es weder der Romfahrt noch des Stabwunders. Den Spuren Geibels folgte Gerok in das romantische Land. Noch tragischer klingt sein Gedicht aus: Während der zwölf Jahre, die Tannhäuser im Berge zugebracht hat, sind ihm Vater und Mutter vor Leid gestorben. In die geheimsten Tiefen des Künstlerproblems aber war bereits Friedrich von Sallet eingedrungen. In seiner herrlichen Romanze wirft sich der nach dem höchsten Ideal Strebende in die Arme der Schaumgeborenen und genießt die süßeste Wonne. Da erinnern ihn Glockenklang und Mönchsgesänge an das religiöse Menschheitsideal, den Gottessohn. So sehr er in sinnlichem Gefühl schwelgte, so mächtig ergreift ihn die Reue. Er eilt gen Rom, aber der Papst versagt ihm die Absolution:

So lange bis dein Stecken
Nicht frische Sprossen treibt,
Muß dessen Fluch dich decken,
Den sie für dich entleibt.

Ruhelos wandert der Tannhäuser umher. Am Fuße jedes Berges, zuletzt sogar am heil'gen Grabe, setzt er seinen Stab zur Erde. Nirgends wird ihm Erfüllung seines Hoffens. Da lockt es ihn zu der ewigen Schönheit zurück, und als er sich dieser auf immer zu eigen gegeben hat, da schlägt sein Stecken Wurzel und wächst zum Baume empor, unter dessen Krone das selige Paar ruht. Irdische und himmlische Liebe sind nur Daseinsformen der einen, unendlichen, allumfassenden; ethisches und religiöses Ideal vereinigen sich in ihr. Das ist ungefähr auch Hamerlings Gedanke gewesen, als er 1856 seine Dichtung 'Venus im Exil' schuf.

Doch kehren wir zu Wagners 'Tannhäuser' zurück! Schon während der drangvollen Pariser Jahre hatte der Meister den Plan gefaßt, die Sage musikdramatisch zu verwerten. Wie für den 'Fliegenden Holländer', so stammt auch für den 'Tannhäuser' die Anregung von Heinrich Heine. Während der Dichter aber für 'Rienzi' und für den 'Holländer' immer nur eine Hauptquelle ausgeschöpft hatte, stellt das neue Werk eine kunstvolle Verknüpfung verschiedener Überlieferungen dar. Er schreibt selbst, wie ihm das deutsche Volksbuch vom Tannhäuser in die Hände gefallen sei: 'Diese wunderbare Gestalt der Volksdichtung ergriff mich sogleich auf das Heftigste: sie konnte dies aber auch erst jetzt, wo mir aus dem Volksbuche und dem schlichten Tannhäuserliede das einfach echte Volksgedicht in so unentstellten, schnell verständlichen Zügen entgegentrat. Was mich aber vollends unwiderstehlich anzog, war die, wenn auch sehr lose Verbindung, in die ich den Tannhäuser mit dem «Sängerkrieg auf Wartburg» in jenem Volksbuche gebracht fand.' Die Angaben sind nicht genau. Den Einfluß Heines erwähnt er z. B. nicht. Wir wissen, daß das 'Volksbuch vom Tannhäuser' nichts anderes sein kann als Ludwig Bechsteins 'Mähr von dem Ritter Tanhäuser' in dem Buche: 'Der Sagenschatz und die Sagenkreise des Thüringerlandes.' Hier ist die allerdings lockere Verbindung des Minnesängers mit dem Wartburgstreit vollzogen. Für die Schilderung dieses Kampfes aber wird viel weniger das mittelhochdeutsche Gedicht aus dem XIII. Jahrh. als die Erzählung E. T. A. Hoffmanns benutzt. Die geheimnisvolle Gestalt des Heinrich von Ofterdingen, die in dem mittelhochdeutschen Gedicht vom Wartburgkriege eine Hauptrolle spielt, mit der aber schon das Mittelalter nichts Rechtes anzufangen wußte, war von dem Königsberger Professor Lucas als die des Minnesängers Tannhäuser erkannt worden, und diesen poetisch fruchtbaren Gedanken, der freilich eben nur eine nicht beweisbare Hypothese ist, griff Wagners geniale Kunst auf. So wurde die Sage auf den breiten Hintergrund mittelalterlichen Lebens projiziert. Wagner hat selbst zugestanden, wie viel eigene Charakterzüge in dem Bilde seines Tannhäuser zu finden sind. Die Handlung wirkt allgemein menschlich, denn statt der Mutter Gottes wird die reine Jungfrau Elisabeth die Mittlerin des Sünders. Die schon im 'Holländer' ausgeprägte, echt romantische Erlösungsidee konnte nicht ergreifender zum Ausdrucke gebracht werden. Mit fieberhafter Erregung arbeitete der Dichterkomponist an seinem Werke; wie er den Tannhäuser erst im Tode Ruhe finden läßt, so quälte ihn bei der Arbeit fortwährend der Gedanke, es möchte ihn der

Tod ereilen, bevor er die Fülle des Geschauten verkörpert hätte. Auch hier sind irdische und himmlische Liebe zu der höchsten Form der alles verzeihenden, allumfassenden, unendlichen Liebe vereinigt, nicht ganz ohne Einfluß der Romanze Sallets. Das Bewußtsein, im Banne solcher Liebe zu stehen, bewahrt den reuigen Sünder vor der Verzweiflungstat, wieder in das Reich der Venus einzuziehen. Als endgültige Fassung des Werkes ist übrigens die Pariser Bearbeitung anzusehen.

Wagners 'Tannhäuser' hat zahlreiche Dichter angeregt, den Stoff zu behandeln.[1]) Wir besitzen einen epischen 'Tannhäuser' von Carl Siebel aus den fünfziger Jahren, mit mancher guten Einzelheit, im ganzen aber eine schwächliche Leistung, die deutlich den Einfluß Sallets verrät. Priesterlicher Fanatismus wird in diesem Gedichte so weit getrieben, daß der Besucher des Venusberges den Flammentod erleiden muß.[2]) Auch in Opernform ist die Sage kurz nach Wagner von Duller und Mangold nochmals gestaltet worden. Das Werk kann trotz mancher Schönheit neben Wagners Musikdrama nicht aufkommen.[3]) Den mittelalterlichen und doch allgemein menschlichen Stoff in die moderne Zeit zu versetzen, lag nahe. Schon 1850 wurde ein solcher Versuch gemacht: Widmanns Roman 'Der Tannhäuser' schildert die Schicksale F. Rohmers, die einige Ähnlichkeit mit denen des Sängers aus der Ritterzeit aufweisen, und Eduard Grisebachs Tannhäuserdichtungen aus den Jahren 1869 und 1875 sind in ihrer merkwürdigen Mischung von Sinnlichkeit und Patriotismus lebensprühende Selbstbekenntnisse eines Mannes, der in mehr als einer Hinsicht dem Minnesänger geistig verwandt ist. Aus Felix Dahns Cyklus 'Tannhäuser' verdient das Schlußgedicht (August 1870) mit seiner durchweg eigenartigen, kraftvoll patriotischen Neugestaltung des Ausgangs der Sage angemerkt zu werden.[4]) Gleich Hamerlings 'Venus im Exil' ist Julius Wolffs 'Tannhäuser' (1880) eine wahre Fundgrube von Motiven, nur dichterisch weit

---

[1]) Gegen die 'Tannhäuserei' wendet sich bereits 1854 Hugo Oelbermann (Gedichte, Hamburg 1856, S. 123 ff.) in kräftigen Versen.

[2]) Als Ganzes völlig mißlungen, wäre Adolf Franckels episch-lyrisches Gedicht 'Der Tannhäuser' (Weimar 1854) keiner Erwähnung wert, könnte nicht die eingelegte Romanze (S. 243) einigen Anspruch auf Beachtung erheben. Wirkungsvoll ist darin der Gedanke, daß der Ritter zwischen Venus und seinem ihm angetrauten Weibe zu wählen hat. Hermann Linggs 'Tannhäuser' (Gedichte[3] S. 96) ist des Verfassers unwürdig. Ein volkstümliches Schauspiel gleichen Titels von Levitschnigg, das während der 50er Jahre in Wien aufgeführt wurde, dürfte nie im Druck erschienen sein. Unbekannt sind mir die Gedichte von Aug. Schnezler (1833?) und Lautbrecher (Tielo, Euphorion X 226).

[3]) Wiederum durch den Dichterkomponisten hat sich ein Amerikaner W. V. Byars zu einem Mysterium anregen lassen (Karl Knortz, Nachklänge germanischen Glaubens und Brauches in Amerika, Halle 1903, S. 8).

[4]) Recht gekünstelt erscheint die Ballade von Heinrich Stadelmann (Ignaz Hubs, Deutschlands Balladen- und Romanzendichter III 2, 4. Aufl. 1873, S. 651). A. Stanislas' 'Frau Venus' (Ballestrem-Lingg, Skaldenklänge, Breslau und Leipzig 1883) zeigt an sich wirksame Motive nicht genügend verarbeitet; Philipp Berkes 'Tannhäuser' (Gedichte, Stuttgart 1887, S. 61 f.) ist ein lyrisches Stimmungsbild nicht ohne Reiz und Ricarda Huchs 'Tannhäuser' (Gedichte, Leipzig 1894, S. 14) ein ziemlich fades Reimgeklingel.

niedriger stehend. Der Tannhäuser wird hier dem sagenhaften Ofterdinger und dem von Franz Pfeiffer als Verfasser des Nibelungenliedes vermuteten Ritter von Kürenberg gleichgesetzt.[1])

Gewiß wird der weltfrohe Tannhäuser, der sich in einen weltabgekehrten Büßer verwandelt, noch lange die Dichter anziehen, denn ewig reizvoll ist die Idee, die den eigentlichen Kern der Sage bildet:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.

[1]) Als Nachhall der Tannhäusersage hat Tielo (a. a. O. S. 225 ff.) Strachwitz' 'Elfenring' erwiesen. Der Herr Edelfried dieses Gedichtes kehrt in Marie Madeleines 'Ballade' (Auf Kypros S. 71 ff.) wieder. Hier erhebt sich das Schicksal einer Tannhäusernatur durch den unwiderstehlichen Drang zu dem Hexenweibe, um deswillen Edelfried selbst den geliebten Sohn opfert, zu großartiger Tragik.

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

Georg Wissowa, Gesammelte Abhandlungen zur römischen Religions- und Stadtgeschichte. Ergänzungsband zu des Verfassers 'Religion und Kultus der Römer'. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung 1904. 329 S.

Unter dem vorstehenden Titel hat Georg Wissowa eine Reihe früherer Abhandlungen und Vorträge in mehr oder weniger erweiterter Gestalt dem wissenschaftlichen Publikum vorgelegt. Er hat sich damit den Dank aller erworben, die zu dem religiösen Leben der Römer Stellung zu nehmen veranlaßt sind, einmal weil eine Anzahl der vereinigten Arbeiten bisher an nicht leicht zugänglicher Stelle aufgesucht werden mußte, dann weil nicht nur das Hauptwerk des Verfassers durch diese Folge von Einzeluntersuchungen eine tiefere Begründung und gewissermaßen eine Folie erhält, sondern auch seine wissenschaftliche Persönlichkeit und ihre Eigenart in ein helleres Licht gerückt wird.

Es ist kein Zweifel, daß insonderheit das kritische Vermögen des Verfassers in hervorragender Weise entwickelt ist, und dieses Vermögen hat sich nirgends glänzender betätigt als in der Feststellung dessen, was von religiösen Formen und Anschauungen echt römisch ist und was auf fremden Einflüssen beruht. Vor allem hat die scharfsinnige und konsequente Trennung römischer und griechischer Elemente für alle weitere Arbeit sicheres Fundament gelegt, und es ist in diesem Sinne interessant, schon in Wissowas Habilitationsschrift De Veneris simulacris Romanis S. 3 den Satz zu lesen: '*Haec prima oboritur quaestio, quid sit in Veneris religione antiquum atque Italicis superstitionibus constitutum, quid Graecorum auctoritati debeatur.*' Die Hinweise auf die Wichtigkeit der Steinkalender und Monumente gegenüber den zweifelhaften Mitteilungen der römischen Dichter und Antiquare, die nachdrückliche Verwerfung aller Götterbilder, Mythen und Götterfamilien für die altrömische Religion, sie sind die Leitmotive wie des Hauptwerks so dieser Abhandlungen. Mit sicherer Methode deckt der Verfasser den äußeren Gang der Religionsgeschichte auf und bestimmt die Zeiten, wann neue Kulte eindringen, alte verfallen; mit gleicher Sicherheit untersucht er die Örtlichkeiten des Kultus und die Feste der Götter. Die Darstellung seiner Resultate zeichnet sich durch eine bewundernswerte Straffheit und Geschlossenheit aus; nur ist hier wie in dem Hauptwerk des Verfassers eine gewisse Veräußerlichung der religiösen Vorstellungen und Formen unter dem Gesichtspunkte des *ius pontificium* nicht zu verkennen.

Dem Stoff der Gesammelten Abhandlungen entsprechend zeigt sich jene Besonderheit in dem vorliegenden Werke nur an wenigen Stellen, während die gerühmten Eigenschaften des Verfassers auf den verschiedensten Gebieten hervortreten. Die Sammlung umfaßt 15 Nummern in chronologischer Folge, 8 zur Götterlehre: I. De Veneris simulacris Romanis (1882), II. Monumenta ad religionem Romanam spectantia tria (1883), III. Silvanus und Genossen (1886), IV. Die Überlieferung über die römischen Penaten (1887), VIII. De dis Romanorum indigetibus et novensidibus disputatio (1892), XIII. Römische Götterbilder (1898), XIV. De equitum singularium titulis Romanis observatiuncula (1900), XV. Echte und falsche 'Sondergötter' in der römischen Religion (neu); 3 zum Kultus: VII. De

feriis anni Romanorum vetustissimi observationes selectae (1891), IX. Die Säkularfeier des Augustus (1894), X. Argei (1895); 3 zur Topographie: VI. Der Tempel des Quirinus in Rom (1891), XI. Septimontium und Subura (1896), XII. Analecta Romana topographica (1897); endlich V. Römische Sagen (1888). Unter diesen möchte ich VII. und XI. als besonders bedeutend hervorheben. Eine nähere Besprechung erfordert und gestattet nur der letzte Aufsatz. Zu den früher veröffentlichten wenige Bemerkungen.

S. 22 ff.: Der gelungene Nachweis, daß die Venus Pompeiana ihre Charakteristik im wesentlichen der Sullanischen Venus verdankt, scheint mir nicht die Auffassung zu rechtfertigen, daß diese allein unter der Stadtgöttin der Sullanischen Kolonie zu verstehen sei. Ob *felix* zubenannt oder nicht, Venus wurde durch ganz Campanien verehrt, und die Fruchtbarkeit verleihende Göttin der Gärten mag zu der Gestalt der Venus Pompeiana ihr Teil beigetragen haben. — S. 85: Sehr glücklich erscheint mir die in dem neuen Teile des Aufsatzes III ausgesprochene Vermutung, daß der bei Plinius erwähnte Silvanus, der auf dem Forum nicht weit vom Saturntempel stand, kein anderer war als der Silen Marsyas der Reliefschranken. — S. 130 f.: Wenn es nicht zu bezweifeln ist, daß in den knienden männlichen Gestalten vor der Cella der Minerva keine Geburtsgottheiten dargestellt sein konnten, so ist damit noch nicht die Frage erledigt, ob es in der Vorstellung der Römer Nixi dii gegeben hat oder nicht. Es muß erstens die Frage aufgeworfen werden, ob die Bildung eines Götternamens wie der genannte notwendig die Vorstellung bedingt, daß sich der Gott in dem sprachlich bezeichneten Zustand befindet, oder ob nicht diese Namenbildung bloß bezweckt, den betreffenden Gott zu dem in seinem Namen ausgedrückten Zustand in Beziehung zu setzen, was ja auf anderem Wege nicht gut möglich war, wenn ein solcher Wortstamm zur Bildung des Gottesnamens verwandt werden sollte. Zweitens ist die Ungeheuerlichkeit kniender Geburtshelfer keine Widerlegung dieser Vorstellung, denn es ist keine geringere Absurdität, wenn sich der Mann ins Wochenbett legt: die verbreitete Institution der Couvade lehrt uns diese Dinge mit Vorsicht beurteilen. (Vgl. über die dii Nixi zuletzt den postumen Aufsatz von Prott, Athen. Mitt. XXIX 1904 S. 17.) — S. 225 ff.: Was die Argeerprozession angeht, deren Behandlung der Verfasser eine größere Beachtung wünscht (s. Vorwort), so kann ich dem Endresultat nicht zustimmen. Vielmehr muß ich mich der Ansicht von Diels anschließen, daß der nach dem griechischen Ritus umgestalteten Feier ein altrömisches Fest zugrunde liege. Die von Wissowa selbst betonte Beteiligung der Pontifices und die Trauer der Flaminica machen es ganz unmöglich, den altrömischen Ursprung wegzuleugnen. — S. 284 f.: Der Satz, daß die Verehrung der Gottheit in Symbolen der altrömischen Religion fremd sei, trifft nicht zu. Gemeint ist damit doch, was wir Fetischismus nennen, die Verehrung der Gottheit in einem unorganischen Objekt oder Artefakt. Am deutlichsten ist die Verehrung des Terminus, des Grenzsteines selbst, dessen göttliche Eigenschaften die an den Terminalia vollzogenen Riten offenbaren: jeder Grenzstein ist eine Kultstätte. Aber auch Lanze und Schild sind nicht bloß Ausrüstungsstücke der Priester, sondern göttlichen Wesens, wie für die Lanze wenigstens deutlich gezeigt werden kann; für den Schild mag an die altkretischen Parallelen erinnert werden. Überhaupt ist alle Symbolik etwas Abgeleitetes, und wo jetzt ein Symbol ist, war einst ein Gott.

Der letzte, neu hinzugetretene Aufsatz über die 'Sondergötter' in der römischen Religion setzt sich mit den sogenannten Indigitamentengöttern auseinander. Es ist m. E. der Schluß des Verfassers aus Arnobius II 73 sicher, daß die Indigitamenta alle zur Zeit in Rom verehrten Gottheiten enthielten und daß von einer Identifikation der Indigitamenten- und Sondergötter keine Rede sein kann. Auch daß für die Sondergötter kein antiker technischer Ausdruck ausfindig gemacht werden kann, darf als erledigt gelten, wiewohl ich darin nichts Bemerkenswertes zu erblicken vermag. Von Bedeutung ist ferner die Kritik der Varronischen Listen: Wissowa hat es im höchsten Maße wahrscheinlich gemacht,

daß die Disposition dieser buntscheckigen Listen wie die Klassifikation der Gottheiten als ein Werk des Varro betrachtet werden muß und daß es unstatthaft ist, den gleichen Bestand schon für die Indigitamenta vorauszusetzen. Gleichwohl braucht, wie mir scheint, ihre sachliche Anordnung damit nicht in Frage gestellt zu werden. Auch die Namendeutung des Varro wird einer scharfen Kritik unterzogen, und es ergibt sich das sichere Resultat, daß die Etymologien in vielen Fällen falsch sind, also nicht aus den Indigitamenta hergeleitet werden können. Für praktische Zwecke, so führt Wissowa aus, hat Varro seine Bücher De dis abgefaßt, er wollte für jede Lebenslage den Gott bezeichnen, den man anzurufen habe, die Namendeutung war für ihn das Hauptmittel die Wirkungssphäre einer Gottheit festzulegen. Er stellte ein System auf, in das alles, was von Götternamen erreichbar war, hineingezwungen wurde, er rückte willkürlich eine einzelne Seite des Wesens eines Gottes in den Vordergrund, um seine Funktion zu spezialisieren. 'Für einen großen Teil der von ihm behandelten Götter bietet uns demnach Varro an authentischer Überlieferung nichts weiter als den Namen.'

Diesem Ergebnis wird man im wesentlichen zustimmen, desgleichen der darauf folgenden Bemerkung, daß aus der Reihe der bisherigen Sondergötter manche werden ausscheiden müssen. Was trotzdem bestehen bleibt, ist die Tatsache, daß es 'Sondergötter' gibt. Dies erkennt auch Wissowa an und rechnet dazu vor allem die beim sacrum Ceriale angerufenen Götter, sowie die bei gewissen Sühneopfern der Arvalen erscheinende Gruppe Adolenda Commolenda Deferunda, bezw. Adolenda Coinquenda. Er versucht dann eine Grenzbestimmung der Sondergötter und kommt zu dem Resultat, daß der größere oder geringere Umfang des Wirkungskreises einer Scheidung nicht zugrunde gelegt werden könne, da schließlich auch die großen Götter der ältesten Religionsordnung, Volcanus Vesta Mars, nichts anderes seien als Sondergötter. Wohl aber läge der Unterschied darin, 'daß alle die zuletzt genannten Kultgottheiten dem Römer . . . als selbständige Rechtssubjekte gegenüberstehen, während die Sondergötter nur eine bestimmte Form der Anrufung der göttlichen Macht, des *numen*, darstellen'. Ferner träten die echten Sondergötter in Reihen und Gruppen auf und hätten ihre Heimat in der Anrufung der Staatspriester. Sie träten ergänzend ein, 'wo der Name des zuständigen Gottes fehlt oder wo die Richtung, in welcher die angerufene Gottheit ihre Wirksamkeit äußern soll, einer genaueren Bezeichnung bedarf'.

Die Sondergötter sollen demnach eine juristisch zu bestimmende Kategorie von Gottheiten darstellen: also müßten sie, um konsequent zu verfahren, als Schöpfung der römischen Pontifices betrachtet werden. Ich weiß nicht, ob Wissowa diese Konsequenz gezogen hat. Indes jene Unterscheidung läßt sich nicht durchführen: denn einerseits werden die Sondergötter von den Rechtssubjekten getrennt, worunter offenbar solche Götter zu verstehen sind, die Kult genießen; anderseits aber gibt es auch unter den Sondergöttern, wie der Verfasser selbst anmerkt, Kultgottheiten, also Rechtssubjekte. Wie bringen wir das zusammen? Oder müssen wir annehmen, daß eine Gottheit bald Sondergottheit ist, bald nicht? Denn daß der Kult einer Anna Perenna späte Zutat sei, wird niemand glauben. Wer ein Gott war, ist es immer gewesen, und ein Gott ohne Kult ist undenkbar. Usener hat die Eigenart der Sondergötter deutlich genug bezeichnet: nicht allein durch den geringen Umfang ihres Wirkungskreises ist ihr Wesen bestimmt, sondern vor allem dadurch, daß sie in ihrem Namen eine Handlung oder einen Zustand ausdrücken. Volcanus ist das Feuer, Vesta das Herdfeuer, Mars ursprünglich die Lanze u. s. w. Es handelt sich bei diesen Göttern nicht um Handlungen, sondern um Dinge. Wenn ich Usener recht verstehe, ist er weit davon entfernt zu behaupten, daß es eine Zeit gegeben habe, wo der Italiker nur gleichwertige Sondergötter kannte. Keine Religion stammt aus einer Wurzel. Aber darum ist es auch nicht begründet, wenn Wissowa seine Auffassung dahin formuliert, daß eine Anschauung, die die Dinge selbst als Gottheit sieht, älter und ursprünglicher sei als eine solche, die von den Dingen los-

gelöste Kräfte anruft. Neben den Dingen gibt es Handlungen und Zustände. Hier wie dort sind Götter.

Es kann auch nicht zugestanden werden, daß die echten Sondergötter ihre Heimat in der Anrufung der Staatspriester hätten, denn die Götter waren früher als der Staat und sind unabhängig von ihm entstanden. Auch daß sie in Gruppen auftreten, ist kein Charakteristikum, denn diese Reihen beruhen auf einer Zusammenfassung, die wahrscheinlich das verhältnismäßig späte Werk der Staatspriester ist. Daß die Bildung ihrer Namen auf *-tor* und *-ndo-* sie als Attribute zu einem übergeordneten Begriffe kennzeichne (S. 312), ist ebenfalls unrichtig: das Vorhandensein attributivisch gebildeter selbständiger Götternamen unterliegt nach Useners Forschungen keinem Zweifel mehr. Zudem wäre es doch das natürliche als den übergeordneten Gottesbegriff beim sacrum Ceriale Tellus oder Ceres zu fassen, und gerade hier sind die Sondergötter insgesamt Maskulina auf *-tor*.

Die Sondergötter bleiben bestehen als wirkliche Götter. Wieviel aus Varros Material für sie zu gewinnen ist, bleibt einer vorsichtig wägenden Kritik zu untersuchen. So viel ist gewiß, daß es für die Sache gleichgültig ist, ob Varro aus den Indigitamenten geschöpft hat oder aus anderen Quellen. Auch anderswoher konnte er Kenntnis erlangen von den Resten einer verdunkelten und in den Hintergrund getretenen Form des Göttlichen.

Ludwig Deubner.

Victor Manheimer, Die Lyrik des Andreas Gryphius. Studien und Materialien. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1904. XVII, 386 S.

Wie sehr die literarhistorische Erforschung des XVII. Jahrh. im argen liegt, läßt sich schon daraus entnehmen, daß ein Dichter von der Bedeutung eines Andreas Gryphius bisher noch keine befriedigende Gesamtwürdigung gefunden hat. Der Verf. dieses Buches nun will nicht nur, was Kollewijn und Wysocki besonders zur Beurteilung des Dramatikers beigetragen haben, für die lyrischen Dichtungen des Gryphius leisten, sondern legt überhaupt Prolegomena zu einer zukünftigen Biographie des Dichters vor. Daß er dazu das Zeug hat, dafür erbringt er in den gründlichen und ausgereiften Untersuchungen seines Buches einen vielversprechenden Beweis. Sie fördern sämtlich, und zwar nicht nur die Erkenntnis der dichterischen Eigenart des Gryphius, sondern auch die seines Zeitalters und werden zugleich willkommene Bausteine zu einer allgemeinen philologisch-ästhetischen Stilistik, deren Notwendigkeit mit guten Gründen betont wird. Das letzte gilt vorzugsweise von den beiden Studien, welche einleitend der Metrik und der Textgeschichte der Gryphiusschen Gedichte gewidmet sind. Akzent, Takt, Vers, Klangwirkungen, Reim und Strophenbau werden mit gleicher Sorgfalt gemustert und liefern eine Fülle fruchtbarer Ergebnisse. Überall zeigt Gryphius eine charakteristische Zwiespältigkeit, insofern er teils am Alten beharrlich festhält, teils neue Theorien nach bedächtiger Prüfung sich zu eigen macht oder wohl auch auf eigene Faust experimentiert. Die zweite Untersuchung kontrolliert gewissermaßen den Dichter bei der Arbeit selbst und zeigt überzeugend, wie sehr er dabei von dem Grundprinzip der Korrektheit beherrscht wird. 'Richtige' Gedichte zu machen, ist sein Leitgedanke. In diesem Sinne feilt er unermüdlich, ganz im Einklang mit seiner theoriefrohen Zeit. Das Gesetz der inneren Form ist ihm noch nicht aufgegangen. Durch eine geschickte Interpretationsprobe, durch Belege für die Wortwahl und durch syntaktische Beobachtungen werden die Ausführungen zur Genüge erhärtet.

Diese stilistischen Erörterungen werden durch literarhistorische Beiträge zur Entwicklung der Lyrik des Gryphius im dritten Kapitel des darstellenden Teiles glücklich ergänzt. Auch hier wiederum stößt man auf zahlreiche neue und ergiebige Nachweise, die eine umfassende Belesenheit des Verf. in der zeitgenössischen Literatur des XVII. Jahrh. und eine besonnene Kritik erkennen lassen. In der Entwicklung der Gryphiusschen Lyrik scheidet er drei Epochen. Die erste datiert er von 1634—1638. Als literarisches Vorbild kommt vor allem Johannes Heermann in Betracht.

Die zweite von 1639—1650: Vondel und Balde, daneben Schottel üben maßgebenden Einfluß. In der dritten, den Glogauer Aufenthalt umfassenden Periode fängt der lyrische Born an zu versiegen oder zu erstarren. Die Begründung für diese Einteilung gibt der Verf. in ausführlicher Darstellung, welche besonders den Gegensatz zu Martin Opitz treffend charakterisiert: 'Opitz, der gescheite, schmiegsame, formbegabte Philologe... frischer Initiative voll, für oberflächliche, aber glückliche Formulierungen begabt, der geborene Übersetzer, vielseitig, liebenswürdig, energisch; nur kein Dichter. Und Gryphius, ein ernster, schwerer, treuer, mit Pathos satirischer, tiefinnerlich reicher, einsam grübelnder Mensch, tüchtig im Amt, aber wie hypnotisiert von gewissen philosophisch-religiösen Gedankengängen; vor allem ein Schöpfer, Gestalter.' Auch an die gute Würdigung der Eugeniensonette, die unter den wenigen erotischen Dichtungen eine eigene Bedeutung haben, sei noch erinnert.

Ganz anders geartet ist der zweite Teil des Buches, eine Materialiensammlung, die aber recht disparate Dinge vereinigt, nämlich eine ziemliche Anzahl biographischer Einzelheiten, einen Neudruck des Lissaer Sonettbuches von 1637 und — Berichtigungen und Nachträge zur Palmschen Ausgabe der lyrischen Gedichte des Gryphius. Nützlich ist auch das in diesen Kapiteln Gegebene. Ich hebe u. a. die triftige Ablehnung Tscherningscher Einflüsse auf Gryphius heraus, eines Poeten, den auch die Bremer Beiträger merkwürdig überschätzten. So nennt ihn z. B. Zachariä in seinem Gedicht auf Hagedorns Tod ausdrücklich neben einem Opitz, Fleming und Dach, während Gryphius darin keine Stelle findet. Ferner sei verwiesen auf die Bemerkungen über den neu aufgefundenen *Parnassus renovatus* des Gryphius und auf die bibliographischen Erörterungen, die in einer umfassenderen Zusammenstellung, welche im Euphorion erscheinen wird, ergänzt werden sollen. Gleichwohl bin ich der Ansicht, daß der Verf. besser getan hätte, wenn er den zweiten Teil überhaupt ausgeschieden und etwa in wissenschaftlichen Zeitschriften publiziert hätte. Trotz aller Verweise und Register wird eben nichts Einheitliches geschaffen. Am deutlichsten empfindet man die unorganische Anhäufung des Stofflichen naturgemäß im Schlußkapitel, worin der Verf. dem wenig sorgsamen und ungenügend geschulten Herausgeber Palm nicht nur den Text gehörig liest, sondern in seitenlangen Berichtigungen und Nachträgen das Konzept in aller Form korrigiert. Eine erquickliche Arbeit ist es gewiß nicht. Sie ist aber ein erneuter drastischer Beleg, wie schlimm es selbst mit den nötigen Ausgaben bei den Dichtern gerade des XVII. Jahrh. bestellt ist. Doppelt bedauerlich, da so bald aus praktischen Gründen auf besseren Ersatz nicht zu rechnen ist.

Der Verf. tut sich etwas auf seine bei Gustav Roethe genossene philologische Schulung zugute. Er hat ein volles Recht dazu. Es fehlt ihm aber auch nicht an literarhistorisch-ästhetischer Durchbildung. Hoffentlich beschert er also in nicht zu ferner Zeit in der angekündigten Biographie des Gryphius ein Werk aus einem Gusse!

Otto Ladendorf.

Title Page

NEUE JAHRBÜCHER

FÜR

DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR

UND FÜR

PÄDAGOGIK

HERAUSGEGEBEN VON

JOHANNES ILBERG UND **BERNHARD GERTH**

SIEBENTER JAHRGANG 1904

XIII. UND XIV. BANDES 10. HEFT

(MIT FÜNF ABBILDUNGEN IM TEXT)

Ausgegeben am 6. Dezember 1904



LEIPZIG
DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER
1904

NEUE JAHRBÜCHER FÜR DAS KLASSISCHE ALTERTUM
GESCHICHTE UND DEUTSCHE LITERATUR UND FÜR PÄDAGOGIK
Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig, Poststr. 3

Jährlich 10 Hefte zu je etwa 8 Druckbogen; der Preis für den Jahrgang beträgt 30 Mark. Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.
Die 'Neuen Jahrbücher' bestehen aus zwei selbständig geleiteten, jedoch nur ungetrennt ausgegebenen und einzeln nicht verkäuflichen Abteilungen. Die für die erste Abteilung bestimmten Beiträge, Bücher u. s. w. sind an Prof. Dr. **Joh. Ilberg**, Leipzig, Waldstraße 56, die Sendungen für die zweite Abteilung an Rektor Prof. Dr. **Bernh. Gerth**, Leipzig, Parthenstraße 1, zu richten.

INHALT DES 10. HEFTES

I. ABTEILUNG (XIII. BAND)

Seite

II. ABTEILUNG (XIV. BAND)

PHILOKTET-HEPHAISTOS

Von Friedrich Marx

Das Verhältnis des in den beiden älteren Epen, der Ilias und Odyssee, niedergelegten Sagenschatzes zu der epischen und der tragischen Dichtung jüngerer Geschlechter erschließt sich unserer Beurteilung zumeist durch die Beobachtung, daß einzelne vieldeutige oder mehrdeutige, zumeist in der geheimnisvollen Sprache der Orakel gegebene kurze Andeutungen der älteren Poesie für die Nachdichtung zum Ausgangspunkt einer Darstellung geworden sind, die, weit entfernt von der Schlichtheit und Natürlichkeit der Erzeugnisse ursprünglicher dichterischer Zeugungskraft, vielmehr durch die gesuchte und gekünstelte Art der Weiterbildung oder Ausdeutung den Nachkömmling und Nachdichter deutlich erkennbar macht. Freilich beruht diese Erkenntnis und mit ihr die zeitliche Festsetzung und Scheidung von späterer und jüngerer Dichtung auf Beweisgründen ästhetischer Art und sind Schlüsse ex silentio bei der Mangelhaftigkeit und Lückenhaftigkeit der Überlieferung eine unerfreuliche Notwendigkeit. Indessen weckt die Beobachtung, daß an verschiedenen, voneinander unabhängigen Beispielen dieselben Erscheinungen erkennbar sind, Vertrauen zu dieser Methode der Forschung. Jedenfalls darf als Endziel philologischen Könnens und philologischer Methode die Fähigkeit bezeichnet werden, unter zwei voneinander abhängigen Schriftstellen sowohl nach Form wie nach Inhalt mit Sicherheit zu ermitteln, welche als die zeitlich frühere und welche als die spätere zu gelten hat.

Eines der jüngsten epischen Gedichte, die Telegonie und die von ähnlichen Sagen abhängigen attischen Tragödiendichter beschäftigen sich mit den letzten Lebensschicksalen des Helden der Odyssee, in der die dunkle Prophezeiung zu lesen war (λ 134. 135): *θάνατος δέ τοι ἐξ ἁλὸς αὐτῷ ἀβληχρὸς μάλα τοῖος ἐλεύσεται.* Kleinlich und unerfreulich ist die Ausführung und Deutung dieser Dichterstelle in der jüngeren Sagenpoesie: der Stachel eines Seefisches wird von einer Seemöve dem greisen Helden auf den Kopf geschleudert, oder der eigene Sohn benützt diesen Stachel als Lanzenspitze im Kampf gegen den Vater, und so ereilt den berühmten Helden ein ruhmloses Todesgeschick, dem Meer entstiegen, wie jener Vers der Odyssee es forderte. Der dunkle Vers des alten Prooemium der Ilias vom Ratschluß des Zeus, der Erfüllung finden soll, *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*, gab dem Dichter der Kyprien die Veranlassung ausführlich über diesen Ratschluß des Zeus zu berichten. Die Erde war übervölkert, um Luft zu schaffen beschließt Zeus einen männermordenden Weltkrieg

eine mehr theologische als poetische Erfindung, deren Charakter die Ansicht derer wenig empfiehlt, die diese Sage für älter als das Prooemium der Ilias zu halten geneigt sind.

Nicht immer sind wir indessen wie in den gegebenen Beispielen im stande diese Nachdichtungen auf die reinen Quellen der ursprünglichen Dichtung zurückzuführen. Vielmehr wird zumeist die Sagenform ausschließlich in jüngerer Gestalt uns erhalten und deren ursprüngliche und alte Fassung erst durch den Umwandlungsprozeß philologischer oder grammatischer Erklärung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erreichen sein. In der Fassung weit späterer Sagenbildung sind uns die Berichte über Trojas Fall erhalten, am ursprünglichsten und reinsten wohl in der Inhaltsangabe der kleinen Ilias bei Proklos und bei Quintus Smyrnaeus. In diesen Berichten ist klar erkenntlich, daß die Vernichtung der feindlichen Stadt durch Zuhilfenahme von vier Mitteln von List und Gewalt erreicht wird: 1. durch die Rückführung des Philoktetes von der Insel Lemnos; 2. die Herbeiholung des Achilleussohnes von der Insel Skyros; 3. die Erbauung des hölzernen Rosses; 4. durch den Raub des Palladions. In dem älteren in der Ilias vereinigten Sagenschatz sucht man vergeblich die Spuren dieser späteren Dichtungen, selbst Äußerungen einzelner Helden und Andeutungen des Dichters, aus denen jene Sagen entstanden sein könnten, sind nirgends nachweisbar.

Zweifellos im Mittelpunkt des Interesses steht die Geschichte vom hölzernen Pferd. Von der Kindheit an uns geläufig, läßt uns gerade diese Sage am leichtesten vergessen, wie gesucht und gekünstelt die nachhomerische Dichtung in dieser Erzählung von dem hölzernen Pferd, das die Helden der Achäer im Leibe birgt, verfahren ist: die Erzählung trägt tatsächlich das Gepräge kleinlicher Erfindung nach Art der Geschichte vom Rochenstachel oder der Geschichte von dem Rost der Lanze, mit der die Wunde des Telephos geheilt wurde. Bereits das Altertum hat hier die richtigen Wege zum Verständnis dieser Sage gegeben. Der Scholiast zu Homer ϑ 494 macht auf das Unsinnige und Törichte in dem Verfahren der Griechen und Troer aufmerksam: Servius zur Aen. II 15 und Pausanias I 23, 8 geben darum eine ganze Reihe von allegorischen Deutungen des hölzernen Pferdes, unter denen die Deutung als Belagerungsmaschine im Altertum am meisten Beifall gefunden hat. Mit mehr Methode hat die neuere Mythologie, z. B. Preller, Griech. Mythologie II[3] 377, das hölzerne Pferd auf das hölzerne Schiff gedeutet, in dem die Helden übers Meer fuhren, die Stadt Troja zu zerstören. Die Ausdrucksweise weist hin auf die Sprache der Priester oder des Orakels, wie schon das berühmte Orakel von der hölzernen Mauer vermuten läßt, wie bei Diphilos die Priesterin nach Plaut. Rud. 268 in demselben Stil die Schiffbrüchigen befragt: *Nempe equo ligneo per vias caerulas estis vectae?* In der Erzählung vom hölzernen Roß Od. ϑ 511 ff. ist uns sogar der Nachklang jenes alten Orakels erhalten:

αἶσα γὰρ ἦν ἀπολέσθαι, ἐπὴν πόλις ἀμφικαλύψῃ
δουράτεον μέγαν ἵππον, ὅθ' εἵατο πάντες ἄριστοι
Ἀργείων Τρώεσσι φόνον καὶ κῆρα φέροντες.

Im sprachlichen Ausdruck ist das alte Orakel wohl geändert und der jüngeren Form der Sage angepaßt; das die ursprüngliche Vieldeutigkeit beseitigende Zeitwort *ἀμφικαλύψῃ* ist hier ein zudem ebenso gesuchter Ausdruck wie δ 618 *ὅθ' ἑὸς δόμος ἀμφεκάλυψεν κεῖσέ με νοστήσαντα.* In einem verlorenen Lied altepischer Poesie fand sich also ein Orakelspruch, sei es der Kassandra oder des Helenos, wonach die Stadt untergehen wird, sobald das hölzerne Roß, wie die Argo gebaut nach Weisung der Athene, kommen wird vor die Troerstadt, angefüllt mit den tapfersten Helden der Achäer.

Der Orakelspruch über Trojas Vernichtung durch die Helden in dem hölzernen Roß wird tatsächlich dem Seher Helenos zugeschrieben bei Conon, Narr. 34. Von den Griechen gefangen *ἀποκαλύπτει αὐτοῖς Ἕλενος ὡς ξυλίνῳ ἵππῳ πεπρωμένον ἐστὶν Ἴλιον ἁλῶναι καὶ τὸ τελευταῖον, ἐπειδὰν Ἀχαιοὶ λάβωσιν τὸ διοπετὲς Ἀθηνᾶς Παλλάδιον κτλ.* Weder Ilias noch Odyssee berichten über den abenteuerlichen Raub des Bildes der schützenden Stadtgöttin, der dem Odysseus und Diomedes tatsächlich gelungen sein soll. Die Bedeutung der Sage ist leicht verständlich: durch den Raub des Götterbildes erreichen die Achäer dasselbe Ziel, das in geschichtlicher Zeit die Römer erstreben durch die *evocatio* der Götter aus der von ihnen belagerten feindlichen Stadt. Freilich eine ähnliche Wandlung der dichterischen Anschauung wie bei der Sage vom hölzernen Pferd können wir bei dieser Erzählung nicht mehr nachweisen, nur vermuten, daß die abenteuerliche und romanhafte Erzählung von der Entführung des Bildes mitten aus der belagerten Stadt sich entwickelt hat aus einer Stelle eines alten Liedes von Trojas Fall, an der berichtet wurde, daß zugleich mit dem Fall der Stadt die Schutzgöttin wie die Götter der Stadt insgesamt die Stätte ihrer bisherigen Heimat und Verehrung verlassen. So verläßt Poseidon im Prolog der Troades des Euripides (25 ff.) die verlorene Stadt Troja, bei Vergil (Aen. II 351 ff.) heißt es von den Göttern Trojas: *Excessere omnes adytis arisque relictis di quibus imperium hoc steterat,* und bei Tryphiodor (508 ff.) entflieht Apollon aus dem geliebten Ilion, nachdem die siegreichen Feinde sich der Stadt bemächtigt haben.

Spätere Nachdichtung hat die den Untergang Ilions verheißenden Orakelsprüche um ein wesentliches vermehrt. Bei Menander war nach Plautus, Bacch. 953 zu lesen: *Ilio tria fuisse audivi fata quae illi forent exitio: signum ex arce si periisset, alterumst etiam Troili mors: tertium cum portae Phrygiae limen superum scinderetur.* Auch hier ist neben dem Raub des Palladion das hölzerne Pferd in dem dritten fatum erkenntlich: der Tod des Troilos ist offenbar spätere Zudichtung. Eng verbunden indessen durch die Gleichheit der ausführenden Personen, des Odysseus und Diomedes, sind mit den Sagen über den Raub des Palladions die Sagen von der Abholung des Neoptolemos von Skyros und des Philoktetes von Lemnos infolge des Geheißes der Propheten Kalchas oder Helenos. Nach dem Bericht des Apollodor, Epit. S. 205, 15 W. kündet Kalchas den Griechen, *μὴ ἄλλως ἁλῶναι δύνασθαι Τροίαν ἢ τὰ Ἡρακλέους ἔχουσι τόξα συμμαχοῦντα.* Die Helden der Dolonie und des Palladionraubes, Odysseus und Diomedes führen infolgedessen den Philoktet, den Be-

sitzer des Bogens, von der Insel Lemnos zum Heerlager vor Troja. Weiter berichtet Apollodor (S. 206, 10 W.), daß Helenos *ἀναγκαζόμενος λέγει πῶς ἂν αἱρεθείη ἡ Ἴλιος, καὶ πρῶτον μὲν εἰ τὰ Πέλοπος ὀστᾶ κομισθείη παρ' αὐτούς, ἔπειτα εἰ Νεοπτόλεμος συμμαχοίη, τρίτον εἰ τὸ διιπετὲς παλλάδιον ἐκκλαπείη.* Auch hier ist die spätere Zudichtung leicht erkenntlich: mit den Reliquien des Pelops werden wir uns nicht eingehender beschäftigen müssen als mit dem Tod des Troilos.

Diese späteren Zudichtungen erweisen, daß an das ursprüngliche Orakel über den Fall der Troerstadt sich Variante auf Variante angliederte, während der Natur der Erzählung nach nur ein einziges Orakel Anspruch hatte auf Beachtung, indem der eine wahrhaftige Götterspruch eigentlich alle folgenden ausschloß. Wenn in der kleinen Ilias bereits vier derartige Erzählungen vereint waren, so zeigt dieser Umstand nur, daß ähnlich wie in den Kyprien so auch in diesem Epos Sage auf Sage aufgehäuft war und die Ökonomie des Epos, Verbindung der aufgeschichteten Einzellieder zu einem Ganzen dürftig und unbefriedigend gewesen sein muß. Nach dem Bericht des Proklos (Apollod. S. 242 f. W.) zerfiel das Epos in etwa fünf Einzelbilder: 1. Streit um die Waffen Achills. 2. Helenos, von Odysseus gefangen, weissagt *περὶ τῆς ἁλώσεως*: infolgedessen bringt Diomedes den Philoktet von Lemnos zum Heer. Aber die Stadt fällt keineswegs: Philoktet erschießt nur den weichlichen Alexandros. 3. Odysseus bringt den Neoptolemos von Skyros ins Feldlager: aber die Troer leisten weiter Widerstand, Neoptolemos erschlägt nur den Eurypylos. 4. Odysseus und Diomedes rauben das Palladion. 5. Die tapfersten Helden verbergen sich in dem hölzernen Pferd, das die Feinde, ein Stück der Stadtmauer durchbrechend, jubelnd in die dem Schicksal jetzt verfallene Feste hereinziehen.

Wenn wir uns die Frage vorlegen über das Verhältnis, in dem die vier hier in Betracht kommenden Einzellieder zueinander gestanden haben, so sind vorerst zwei Gruppen klar und scharf voneinander unterscheidbar. Die eine Gruppe bildet die Erzählung von dem hölzernen Pferd, ohne Zweifel der älteste und vornehmste Bestand der Sage, wie schon daraus hervorgeht, daß die Erbauung des Pferdes tatsächlich und zwar allein das Schicksal der Stadt entscheidet. Die andere Gruppe besteht aus drei Einzelsagen, deren Zusammengehörigkeit daraus erkenntlich wird, daß die Helden der Dolonie, Odysseus und Diomedes mit der Ausführung der *χρησμοί* betraut werden, und zwar war im alten Epos nach Proklos' einwandfreiem Bericht der Raub des Palladions von beiden Helden ausgeführt, die Rückführung des Philoktet nur von Diomedes, die Herbeiholung des Neoptolemos nur von Odysseus zu stande gebracht. Wenn der Dichter berichtet, daß der Sohn des Achilleus nach göttlichem Spruch den Griechen Beistand sein muß, die feindliche Stadt zu brechen, so scheint diese Sage dem oberflächlichen Betrachter so wenig eigenartige Züge aufzuweisen, daß sie der Epigonenpoesie zugewiesen werden müßte, wenn nicht Usener (Archiv f. Religionsw. VII 1904 S. 330 ff.) auch für diese Sage eine mythologische Grundlage aufgedeckt hätte. Anders verhält es sich mit der Sage von Philoktet. Hier bietet die Überlieferung so eigenartige und bemerkenswerte

Züge, daß es sich verlohnen wird unter Anwendung derselben Methode, die uns die Sage vom hölzernen Pferd auf alte Quellen zurückzuführen vermochte, zu versuchen den alten Kern des epischen Gedichtes von Philoktets Taten vor Troja zu ermitteln.

Gewiß eine der seltsamsten und eigenartigsten Sagen inmitten des troischen Sagenkreises ist die Sage von Philoktet, gleicherweise wie die vorherbehandelten Sagen der Ilias, abgesehen von dem späten Schiffskatalog, unbekannt, gemeinsam der späteren Dichtung von Trojas Untergang und der Sage von Herakles. In der troischen sowohl wie in der Heraklessage bildet das Eingreifen des Helden den Abschluß der ganzen Sagengestaltung: seine Hilfe ist erforderlich zur Zerstörung der feindlichen Stadt wie zu der Leichenfeier des Zeussohnes. Da die übrigen Sagen von des Herakles Taten den Philoktet als Begleiter des Heros nirgends aufweisen, so ist der Schluß naheliegend, daß derselbe Sänger- und Dichterkreis, dem die Sage von Trojas Fall durch Philoktet entsprungen ist, auch den Abschluß der Lebensgeschicke des Herakles durch denselben Philoktet in die Dichtung eingeführt hat. Die Eigenartigkeit und Seltsamkeit der troischen Sage ist es, die uns zuerst hier beschäftigen soll. Nicht durch Pfeilschuß oder Speerwurf, sondern durch den Biß einer Wasserschlange wird der Held am Fuß verwundet, und kein göttlicher noch menschlicher Arzt noch Helfer kann dem Unglücklichen Heilung bringen. Darum wird der Held auf einem Eiland ausgesetzt, muß dort warten unter Hunger, Entbehrungen und Schmerzen, bis der berühmte Orakelspruch lautbar wird, wonach er allein mit seinem berühmten Geschoß Troja bezwingen kann. Zurückgeführt in das Lager der Belagerer tötet er den Paris, der Orakelspruch wird Lügen gestraft; dort hat er indessen Heilung gefunden durch den göttlichen Arzt Machaon, eine Wohltat, die dem Schwerverwundeten vordem versagt war.

Die älteste Form der Sage bietet uns die Inhaltsangabe der Kyprien bei Proklos (Apollod. S. 240, 25 W.): *ἔπειτα καταπλέουσιν εἰς Τένεδον. καὶ εὐωχουμένων αὐτῶν Φιλοκτήτης ὑφ' ὕδρου πληγεὶς διὰ τὴν δυσοσμίαν ἐν Λήμνῳ κατελείφθη.* Mit dieser Gestaltung der Sage ist etwa gleichzeitig die kurze Erzählung im Schiffskatalog *B* 716 ff.:

οἳ δ' ἄρα Μηθώνην καὶ Θαυμακίην ἐνέμοντο
καὶ Μελίβοιαν ἔχον καὶ Ὀλιζῶνα τρηχεῖαν,
τῶν δὲ Φιλοκτήτης ἦρχεν, τόξων εὖ εἰδώς,
ἑπτὰ νεῶν· ἐρέται δὲ ἑκάστῃ πεντήκοντα
ἐμβέβασαν, τόξων εὖ εἰδότες ἶφι μάχεσθαι.
ἀλλ' ὁ μὲν ἐν νήσῳ κεῖτο κρατέρ' ἄλγεα πάσχων
Λήμνῳ ἐν ἠγαθέῃ, ὅθι μιν λίπον υἷες Ἀχαιῶν
ἕλκεϊ μοχθίζοντα κακῷ ὀλοόφρονος ὕδρου·
ἔνθ' ὅ γε κεῖτ' ἀχέων· τάχα δὲ μνήσεσθαι ἔμελλον
Ἀργεῖοι παρὰ νηυσὶ Φιλοκτήταο ἄνακτος.
οὐδὲ μὲν οὐδ' οἳ ἄναρχοι ἔσαν, πόθεόν γε μὲν ἀρχόν·
ἀλλὰ Μέδων κόσμησεν, Ὀιλῆος νόθος υἱός,
τόν ῥ' ἔτεκεν Ῥήνη ὑπ' Ὀιλῆι πτολιπόρθῳ.

Nach der böotischen Sage war demnach Philoktets Heimat die Halbinsel Magnesia in Thessalien: er ist berühmt als Bogenschütze, und Bogenschützen sind sein Gefolge. Selbst wenn V. 718 mit Zenodot zu lesen wäre *τῶν αὖθ' ἡγεμόνευε Φιλοκτήτης ἄγος ἀνδρῶν*, so stünde die Waffe des Philoktet für das alte Epos sowohl durch die Bewaffnung seiner Heerschar fest als auch durch die Person seines Stellvertreters, des Bruders des Lokrers Aias. So rühmt auch der Dichter der Odyssee θ 219 den Philoktet als berühmten Bogenschützen: nirgends aber ist davon die Rede, daß Philoktet die Pfeile des Herakles besessen oder in Freundschaftsverhältnis zu Herakles gestanden habe, obwohl des Herakles Ruhm als Schütze a. a. O. der Odyssee ausführlich besprochen wird. Eine unbefangene Erklärung von V. 722 des Schiffskatalogs ergibt zudem, daß nach der hierbehandelten Sage Philoktet auf Lemnos von den Griechen zurückgelassen, nicht erst von Tenedos nach Lemnos hingebracht wurde, wie in den Kyprien berichtet war, ferner daß der Dichter wohl wußte, daß der verstoßene Held auf Lemnos vom Schicksal zum Retter der Sache der Achäer bestimmt war.

Über die Rückführung des Philoktet berichtete die kleine Ilias nach Proklos' Bericht (Apollod. S. 242, 25 W.) wie folgt: *μετὰ ταῦτα Ὀδυσσεὺς λοχήσας Ἕλενον λαμβάνει καὶ χρήσαντος περὶ τῆς ἁλώσεως τούτου Διομήδης ἐκ Λήμνου Φιλοκτήτην ἀνάγει. ἰαθεὶς δὲ οὗτος ὑπὸ Μαχάονος καὶ μονομαχήσας Ἀλεξάνδρῳ κτείνει.* Auch hier deutet keine Zeile auf Philoktet als den Besitzer der Pfeile des Herakles, aus dem Genetiv *περὶ τῆς ἁλώσεως* ist der Inhalt des Orakelspruchs, der nicht den Tod des Alexandros, sondern den Fall der Stadt in Aussicht stellt, klar ersichtlich: zweifellos ist der Tod des Alexandros durch Philoktet eine junge Sage, deren Erörterung hier ausscheiden kann. Bei Quintus Smyrnaeus ist der alte Bericht über das Orakel noch unverfälscht erhalten IX 327 ff.:

οὐ γὰρ δὴ πέπρωτο δαήμεναι Ἰλίου ἄστυ,
πρίν γε Φιλοκτήταο βίην ἐς ὅμιλον Ἀχαιῶν
ἐλθέμεναι πολέμοιο δαήμονα δακρυόεντος.

Nicht die Pfeile des Philoktet, sondern der Held selbst muß vor Troja erscheinen, nicht um dort den weibischen Paris zu erschießen, sondern die Stadt zu zerstören und den Krieg zu beendigen. Auch die Verwundung des Philoktet war in der epischen Poesie nicht weiter motiviert: eine gewöhnliche Wasserschlange, *ὕδρος* genannt, biß den Helden in den Fuß, sei es auf Lemnos, oder, wie die Kyprien erzählten, bei jenem Festmahl auf Tenedos, bei dem Achilleus sich mit Agamemnon überwarf wegen verspäteter Einladung. So die Inhaltsangabe der Kyprien und der Schiffskatalog, so auch Quintus IX 383 ff.:

ὡς τοῦ ὑπίχνιον ἕλκος ἀέξετο πυθομένοιο
ἰοῦ ἄπο, στυφελοῖς τόν οἱ ἐνομόρξατ' ὀδοῦσι
λυγρὸς ὕδρος, τόν φασιν ἀναλθέα τε στυγερόν τε
ἔμμεναι, ὁππότε μιν τέρσῃ περὶ χερσὸν ἰόντα
ἠελίοιο μένος· τῷ καὶ μέγα φέρτατον ἄνδρα
τεῖρε δυσαλθήτοισιν ὑποδμηθέντ' ὀδύνῃσιν.

Klarer und sicherer als alle mythographische Überlieferung läßt uns Pindar in der ersten Pythischen Ode V. 100 ff. die alte Form der Philoktetsage erkennen: *φαντὶ δὲ Λαμνόθεν ἕλκει τειρόμενον μεταλλάσσοντας ἐλθεῖν ἥρωας ἀντιθέους Ποίαντος υἱὸν τοξόταν· ὃς Πριάμοιο πόλιν πέρσεν, τελεύτασέν τε πόνους Δαναοῖς, ἀσθενεῖ μὲν χρωτὶ βαίνων, ἀλλὰ μοιρίδιον ἦν.* Der Dichter nennt den Philoktet Sohn des Poias, wie bereits die Odyssee (*γ* 190): er weiß nichts von dem Bogen des Herakles, nichts von Paris' Vernichtung durch Philoktet, in unzweideutiger Sprache berichtet sein Lied, daß erst Philoktet den Danaern die Mühen der Belagerung zum Abschluß gebracht und die Stadt zerstört hat. Aber was ebenso wichtig ist, er weiß nichts von der Heilung des Philoktet: *ἀσθενεῖ μὲν χρωτὶ βαίνων*, das heißt mit hinkendem Fuß hat er diese gewaltige Tat vollbracht, kaum glaublich, wenn nicht der Spruch des Schicksals es so bestimmt, *ἀλλὰ μοιρίδιον ἦν.*

Die spätere Behandlung der Philoktetsage ist für unsere Untersuchung nicht mehr verwendbar, selbst die attische Tragödie und die attische Vasenmalerei haben die alte Sagenform derartig verändert, daß hier die Überlieferung der epischen Poesie in ihrer klaren Einfachheit und Ursprünglichkeit schwer noch zu erkennen ist. Spätere Dichter und Mythographen sind nur insofern wertvoll für die Forschung, als sie erkennen lassen, wo die althergebrachte Form der Sage nach ihrem Urteil auffallend, unverständlich und ergänzungsbedürftig erschien. Zwei Neuerungen sind es vornehmlich, die die Philoktetsage des Epos mehr und mehr umgestalten: die Verbindung, die zwischen dem troischen Helden und Herakles hergestellt wird, und die Einführung lemnischer Göttersage und Götterkulte in die Sage von Philoktet. Quelle für unsere Kenntnis der Heraklessage von Oichalias Fall bis zur Selbstverbrennung auf dem Öta sind vornehmlich Sophokles' Trachinierinnen: die *Οἰχαλίας ἅλωσις*, das alte homerische Epos, das spätere Kritik dem Samier Kreophylos zugesprochen hat, war wahrscheinlich für den gesamten Sagenschatz, den Sophokles dort behandelt hat, die Hauptquelle. Hoch auf der Spitze des Öta soll der Sohn den Scheiterhaufen aufschichten (Soph. Trach. 1191), den der Held, um sich von den unsäglichen Schmerzen selbst zu befreien, besteigt, eine Sage, die mit der berühmten Sage von der Selbstverbrennung des Nachfolgers der Herakliden, des Kroisos eine überraschende Verwandtschaft zeigt (vgl. die Erklärer zu Bakchyl. 3, 23 ff.). Gewiß ist es ein hochaltertümlicher Zug der Überlieferung, daß gerade Philoktet kommen muß, den Scheiterhaufen des Herakles anzuzünden. Die Veränderungen, die hierdurch die troische Philoktetsage in der Darstellung der Tragiker erleiden mußte, sind in die Augen springend: von Thessalien wird die Heimat des Helden nach dem Öta verlegt, schon Äschylos im Philoktet (Frg. 249 N.²) und ebenso Sophokles nennen das ötäische Land die Heimat des Philoktet (Philokt. 1430. 664. 4). Außerdem war es naheliegend, die Pfeile des Philoktet, des berühmten Bogenschützen, auf göttlichen Ursprung zurückzuführen, auf das Vermächtnis des Herakles, der durch diese Gabe sich dankbar erwiesen habe für jenen Liebesdienst. Eine weitere Neuerung war die Einführung der lemnischen Göttin Chryse in die Philoktetsage. Über diese Göttin

ist unsere älteste sichere Überlieferung die Tragödie des Sophokles: wenn die Paraphrase bei Dio Prus. LIX 9 auf Euripides' Philoktet zurückzuführen ist, dann hatte dieser Dichter bereits erzählt, daß die Achäer wiederum ein Orakel erhalten hatten, erst nachdem sie am Altar der Chryse geopfert, hätten sie Aussicht Troja zu erobern, eine Sagenversion, deren späten Charakter niemand verkennen wird und von der bei Sophokles nichts verlautet, wohl aber beim Scholiasten zu V. 194, in der metrischen Hypothesis zu Sophokles' Philoktet und bei Philostratos dem jüngeren Imag. 17. Übereinstimmend wird an den drei letztgenannten Stellen berichtet, daß Herakles einst an diesem Altar geopfert habe, als er nach Troja zog, Philoktet durch seine Beziehungen zu Herakles diesen Altar kannte und von der Schlange gebissen wurde, als er den Gefährten den Altar entdeckte. Daß tatsächlich diese Sage in der zweiten Hälfte des V. Jahrh. in Attika in Umlauf war, erweisen einige Vasenbilder rotfiguriger Technik, die entweder bereits von der Tragödie des Euripides oder von dessen unbekanntem Vorgänger abhängig sind: die Vase bei Reinach Répert. II 180 zeigt den Herakles unter Nikes verheißungsvollem Beistand der Chryse opfernd (ähnlichen Inhalts vielleicht das Vasenbild a. a. O. I 358, 4), zwei Vasenbilder derselben Zeit und desselben Stils bei Reinach a. a. O. I 145 und 358, 5 stellen den Philoktet dar, wie er beim Altar der Chryse inmitten der Fürsten der Achäer von der Schlange gebissen seinem Schicksal verfällt.

Was den Charakter und die Bedeutung dieser Göttin betrifft, so wissen weder Sophokles noch jene Vasenmaler dem attischen Publikum Genaueres über sie zu erzählen: auf den Vasenbildern erscheint Chryse als langbekleidete, gegürtete Göttin, mit hoher Kopfbedeckung ohne jegliches Attribut. Spätere Mythographen wie der Schol. A und B zu Hom. *B* 722. 723 und zu Soph. Phil. 194 erzählen von einer *Χρύση Ἀθηνᾶ*, der Wahrheit näher kommt der Bericht am zuletzt angeführten Orte, wonach *Χρύση νῆσος πρὸ τῆς Λήμνου, ἔνθα διέτριβεν Χρύση τις νύμφη, ἣ ἐρασθεῖσα τοῦ Φιλοκτήτου καὶ μὴ πείσασα κατηράσατο αὐτῷ· διὸ καὶ ὠμόφρονα αὐτὴν ἐκάλεσεν.* Denn so töricht auch die Liebesgeschichte erscheinen mag, nach dem vorliegenden Material zu urteilen, kann *Χρύση* nur die eponyme Heroine der kleinen Insel Chryse sein, deren tatsächliche Existenz sowohl der Scholiast bezeugt a. a. O., wie Pausanias VIII 33, 4, der berichtet, daß das Meer diese Insel — wir wissen nicht zu welcher Zeit — verschlungen habe, vor allem aber Sophokles bezeugt in den *Λήμνιαι* (Frg. 353 N.²: *ὦ Λῆμνε Χρύσης τ' ἀγχιτέρμονες πάγοι*) und im Philoktet (270).

Die Entstehung der Sage von Chryse, wie sie uns am klarsten bei Sophokles vorliegt, sind wir nicht mehr im stande nachzuweisen. Auf dem öden Inselchen Chryse wird der Held von der Schlange gebissen und dann krank auf Lemnos ausgesetzt. Jedenfalls müssen aber die attischen Dichter triftige Beweggründe veranlaßt haben, die alte Sage des Epos in so eingreifender Weise zu ändern. Es läßt sich vermuten, daß, seitdem die Insel Lemnos in der Zeit der Peisistratiden unter attische Botmäßigkeit gekommen war (E. Meyer, Gesch. d. Altert. II 776), auf jener Insel Chryse alte Sagen oder wahrscheinlicher Kultstätten des Philoktet bekannt geworden sind, die eine Rücksicht-

nahme auf die Insel und deren eponyme Göttin gebieterisch zu erfordern schienen. Diese Erklärung empfiehlt der Umstand, daß wir vom Kult des Philoktet auf Lemnos selbst nirgendwo etwas überliefert finden, wohl aber noch zur Zeit des Mithridatischen Krieges auf einem namenlosen wüsten Eiland bei Lemnos der Kult des Philoktetes sich in die historische Zeit herübergerettet hat. Appian. Mithrid. 77 berichtet von einer *ἐρήμη νῆσος περὶ Λῆμνον, ἔνθα δείκνυται βωμὸς Φιλοκτήτου καὶ χαλκοῦς ὄφις καὶ τόξα καὶ θώραξ ταινίαις περίδετος, μνῆμα τῆς ἐκείνου πάθης*. Stephanus von Byzanz unter *Νέαι* erklärt: *νῆσος πλησίον Λήμνου, ἐν ᾗ Φιλοκτήτης κατά τινας ἐδήχθη ὑπὸ ὕδρου, ἐκλήθη δὲ ἀπὸ τοῦ προσνήξασθαι Ἡρακλέα*, eine Erklärung, die die attische Verbindung der Heraklessage mit der Philoktetsage offenkundig aufweist; auf einen ähnlichen Bericht geht zurück die unklare Notiz des Aristonikos Schol. A zu Hom. *B* 722 *ὅτι ἐν Λήμνῳ ἔμενε καταλελειμμένος ὁ Φιλοκτήτης, οἱ δὲ νεώτεροι ἐν νησιδίῳ ἐρήμῳ*. Das Verhältnis dieser Inseln zu der nach Pausanias a. a. O. verschwundenen Insel Chryse aufzuhellen, ist mit dem vorliegenden Material ebenso unmöglich wie die Beziehung jener Nachricht des Pausanias zu dem gefälschten Orakelspruch des Onomakritos (Herod. VII 6) über den bevorstehenden Untergang der Inseln bei Lemnos: sowohl die Fälschung wie der durch die Fälschung hervorgerufene Skandal erweisen indessen, wie rege das Interesse für jene Inseln bei den Athenern zur Zeit des Peisistratos gewesen sein muß. Über den wertvollen Bericht des Appian bezüglich des Altars des Philoktet auf einer jener öden Inseln wird weiter unten zu handeln sein. Auf die übrigen Varianten der Philoktetsage, die im Roscherschen Lexikon der griech. und röm. Mythol. unter Philoktetes von Türk zusammengestellt sind, des näheren hier einzugehen, verlohnt nicht der Mühe, da uns nirgends Überlieferung geboten wird, die sich den bis jetzt besprochenen Sagenformen an die Seite stellen ließe. Das Bestreben auffallende und unverständliche Züge der alten Sage zu beseitigen oder durch neue und geschickte Motivierung verständlicher zu machen, ist bei späteren Dichtern und Mythographen unverkennbar. Kehren wir also diese späteren Kontaminationen und Weiterbildungen von epischer und dramatischer Sage bei Seite lassend, zu der ältesten Sagenform zurück.

Kein Zweifel, daß die oben S. 679 angeführten Worte Pindars die älteste erreichbare Form der Sage von Philoktet treu aufbewahrt haben. Ein Schicksalspruch hatte verkündet, daß ein hinkender Held, ein Meister des Bogens, aus dem Eiland Lemnos von den göttergleichen Helden der Achäer ins Lager vor die belagerte Stadt Troja geführt werden mußte, die Stadt zu zerstören, was ihm gelang, trotzdem daß eine Wunde am Fuß den Helden peinigte. Der Held war in der ursprünglichen Form der Sage nicht mit aus Altgriechenland ausgezogen, denn seine Heimat ist in der Heraklessage eine andere als in der troischen Sage, die alte Ilias kennt seinen Namen noch nicht. Die Aussetzung auf der Insel Lemnos ist wohl die älteste Überlieferung: denn die hiervon abweichende Überlieferung ist offenkundig aus dem Bestreben entstanden einen Ausgangspunkt für diese Aussetzung auf Lemnos zu schaffen, der in der ältesten Sagenform nicht gegeben war. In der böotischen Katalogpoesie schlug

ihn der Biß der Schlange tatsächlich auf Lemnos, in den Kyprien auf Tenedos, bei den attischen Dichtern auf Chryse: es verlohnt sich nicht nachzuspüren, warum in den Kyprien gerade auf Tenedos das Unglück den Helden ereilte, denn diese Aussetzung auf Lemnos von Tenedos aus ist offenkundig jüngere Zudichtung. Der üble Geruch, den die Wunde verbreitete, das Schmerzensgestöhn, das die heiligen Opferhandlungen vereitelte, wie in den Kyprien und bei Sophokles (Philokt. 8 f.) die Begründung der Verstoßung und Aussetzung gegeben war, zeigen das Bestreben der Dichter zu erklären, wo Erklärung nicht zu finden war. Daß der Scholiast des A zu Hom. *B* 722 das Verfahren der Achäer mit dem Hinweis entschuldigt: *ᾔδεισαν γὰρ τοὺς Ἡφαίστου ἱερεῖς θεραπεύειν τοὺς ὀφιοδήκτους*, ist zwar kein Beweis der Befähigung zu mythologischer Forschung, wohl aber ein Beweis der Befähigung zur Kritik der früher gegebenen schwächlichen Motivierungen. Diese Motivierungen beweisen vielmehr, daß die Dichter unter dem Zwang einer wohlbegründeten Überlieferung den Helden nach Lemnos, seiner eigentlichen Heimat, bringen mußten, daß er gerade von dort kommen mußte, Hilfe zu bringen und die Stadt zu zerstören. Weder die epische Sage noch die Tragödie hat hier zu ändern gewagt: der Helfer in der Not kann nur von der Insel Lemnos vor die unbezwungenen Mauern Trojas gebracht werden, und die eigentliche Heimat des Helden ist demnach Lemnos. Die älteste Sage erzählte, daß dorther der gewaltige Bogenschütze kommen mußte, dem es beschieden war vom Schicksal, die Stadt Troja zu zerstören. Die lemnische Sage stellte diesen Helden hinkend dar, und dieser körperliche Mangel wurde auf Grund einer alten Überlieferung mit einer Wasserschlange in Verbindung gebracht, deren Biß den Fuß des Helden schwer getroffen hatte. Hier erscheint gleichfalls die Motivierung befremdend, aber gerade ihre seltsame Art erweist, daß schon die ältesten Dichter unter dem Zwang einer festgefügten Überlieferung standen, die den hinkenden Philoktet und die Schlange, ursprünglich voneinander getrennte mythologische Gestalten, zueinander in enge Beziehung gesetzt hat. Denn weit näher lag es, zu dichten, daß ein Held des Bogenkampfes durch die mannigfachen Gefahren der Schlacht als durch die tückische, verborgene Natter am Fuße getroffen wird.

Die seltsame Gestalt des lemnischen Helden, seine Verbindung mit der seltsamen Gestalt der Schlange und mit der Insel Lemnos, die wunderbare Kraft seiner Pfeile lassen uns vermuten, daß diese Figur der Heldensage nicht in der frei schaffenden Phantasie eines alten epischen Dichters entstanden ist, sondern daß jener Dichter seine Zeichnung entlehnt hat einer uns unbekannten göttlichen Gestalt, die auf Lemnos heimisch war und deren wesentliche Züge die alte Sage unverändert und treu bewahrt hat. Zwar vom Kult des Philoktetes auf Lemnos in geschichtlicher Zeit erfahren wir nichts in der erhaltenen Literatur, auf der Insel selbst mag dieser Kult infolge der attischen Kolonisation zurückgedrängt und so verschollen sein. Aber auf den weltabgeschiedenen Eilanden um Lemnos, auf Chryse und jenem ungenannten Eiland, das Appian am oben a. O. erwähnt, hatte dieser Kult sich erhalten in bildlosen Kultformen ursprünglicher Altertümlichkeit. Dort stand noch zur

Zeit des letzten Jahrhunderts vor Christ ein Altar des Philoktet, hinter dem Altar wohl auf einer Säule oder an einem Baume angeheftet Bogen und Pfeile, eine eherne Schlange, endlich ein Panzer, der mit Tänien umwunden war, ein klarer Beweis dafür, daß damals der Kult der Gottheit noch nicht erloschen war. Die Einsamkeit und weltverlassene Lage der Insel, die durch keine mythographische Überlieferung begründete Anwesenheit eines Panzers und die Schlichtheit und Klarheit der Beschreibung lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß uns tatsächlich hier die Zeugen eines hochaltertümlichen, bildlosen Kultes wahrheitsgetreu beschrieben werden, der älter ist als unsere älteste epische Dichtung über Philoktet: der Kult einer ähnlichen Gottheit auf Lemnos selbst hat einem Dichter, der auf den Inseln jenes Meeres beheimatet war, die Anregung gegeben zur Erfindung der Philoktetsage in ihrer ältesten Form. Wie bei der Athena Parthenos des Pheidias, bei Asklepios, Dionysos, bei dem Lokrer Aias und anderen Gottheiten und Dämonen, so war bei dem hinkenden Philoktet die Schlange die Begleiterin (Usener, Archiv f. Religionsw. VII 1904 S. 328); die schöpferische Phantasie des ältesten Dichters brachte die Lahmheit des Gottes mit dieser Schlange in nahe Verbindung. Daß der Gott selbst als Pfeilschütze und zugleich mit dem Panzer bewehrt gedacht ist, geht wohl zurück auf die Bewaffnung der vorgriechischen Bevölkerung von Lemnos. Anakreon, Frg. 130 B. hatte die ἀγκύλα τόξα der Sintier erwähnt, Herodot VII 92 schildert die Lykier im Heer des Xerxes als θωρηκοφόροι und κνημιδοφόροι, ihre Hauptwaffe sind Bogen und Pfeile. Die Bedeutung und den Charakter dieser eigenartigen prähistorischen Gottheit der lemnischen Inselgruppe zu ergründen vermögen wir lediglich durch Kombination und Interpretation der überlieferten besonders wesentlichen Züge der Philoktetsage. Den Weg weist uns in dem Dunkel die Tatsache, daß die Insel Lemnos und ihre Umgebung die Hauptkultstätte des hinkenden Hephaistos, des Feuergottes ist, ja sogar als dessen Heimat und Ausgangspunkt erachtet werden kann (v. Wilamowitz, Nachr. d. Gött. Ges. d. W. 1895 S. 231 ff.). Dort war ja Zeuge seiner Tätigkeit das wunderbare lodernde Erdfeuer, der Mosychlos, das Philoktet bei Sophokles (800) anruft, die Hauptstadt der Insel heißt nach dem Feuergott Hephaistia, das alte Lied der Ilias (*A* 593) läßt den Gott niederfallen auf die Insel Lemnos, wo die Sintier ihn aufheben und pflegen, eine poetische Umsetzung der lemnischen Landessage von einem uralten διοπετὲς ἄγαλμα des hinkenden Gottes, wie ähnliche Sagen ja an vielen alten Kultstätten erzählt werden. Gemeinschaftlich ist dem lemnischen Hephaistos wie dem lemnischen Philoktet der kranke Fuß, nach der Vorstellung der lemnischen Völker war der Feuergott lahm und hinkend. Ob jedoch die Bewaffnung des Philoktet als die ursprüngliche Ausrüstung des Feuergottes von Lemnos zu erachten ist, oder die Ausrüstung mit den Schmiedewaffen der Hoplopöie des Epos, wird schwer zu entscheiden sein. Für die Ursprünglichkeit der Bewaffnung des Philoktetes scheint der Umstand zu sprechen, daß die kriegerische und zerstörende Macht des Elementes allgemein so durch eine anschauliche und kraftvolle Symbolik zum Ausdruck kommt, während die Figur des göttlichen Schmiedes weder ehr-

furchtgebietend noch eindrucksvoll die göttergleiche, grausenerweckende Gewalt des Feuers allgemein zum Ausdruck bringt, vielmehr der Schmied mit Hammer und Zange nur als ein Feuerdämon, als einer von vielen, dem aufmerksamen Betrachter erscheinen muß. Der Hephaistos mit Hammer und Zange ist der Gott der Schmiedegesellen, nicht der städtezerstörenden Feuersbrunst. Die alte Sage von dem Götterspruch, wonach der Hinkende von Lemnos zur Hilfe geholt werden muß, die Stadt Troja zu zerstören ist nunmehr nicht schwer zu verstehen und zu deuten: die Stadt sollte nicht fallen *πρὶν στεφάνωμα πύργων πευκάενθ' Ἥφαιστον ἑλεῖν*. Die alte dichterische Sprache setzte den Gott für sein Element, sowie schon Hom. *B* 426 zu lesen steht *σπλάγχνα δ' ἄρ' ἀμπείραντες ὑπείρεχον Ἡφαίστοιο*. Der Name freilich des Philoktetes gibt uns keine Auskunft über die Bedeutung des Gottes, er ist uns in seiner eigentlichen Bedeutung so dunkel wie der Name des Hephaistos. Wenn Sophokles Philokt. 670 über die Erwerbung seiner Waffen den Helden sagen läßt: *εὐεργετῶν γὰρ καὐτὸς αὔτ' ἐκτησάμην*, so scheint die Deutung des Namens als eines Helden, der sich durch Wohltaten Freunde erwirbt, am nächsten zu liegen. Aber weder diese Deutung noch die Deutung als 'Freund des Besitzes' kann uns als Wegweiser dienen in dem Dunkel der Überlieferung. Auch den Weg, auf dem der Kult des Philoktetes zu der Landschaft am Öta gekommen ist, vermögen wir nicht mehr zu bestimmen: die Autorschaft des Samiers Kreophylos an der *Οἰχαλίας ἅλωσις* mag tatsächlich von der antiken Homerkritik festgestellt sein auf Grund einzelner Züge des Epos, die nach Samos hinwiesen. Daß tatsächlich auf der Spitze des Öta dem Herakles und dem Philoktetes alljährlich geopfert wurde, berichtet Arrian bei Stobäos I 246, 18 W.: *ἀλλὰ τῆς Οἴτης γε ἐπὶ τῇ ἀκρωρείᾳ θύεσθαι ὅσα ἔτη λόγος καὶ Ἡρακλεῖ καὶ Φιλοκτήτῃ εἰς μνήμην τοῦ παλαιοῦ παθήματος καὶ τὴν τέφραν ἐπὶ τῇ πυρκαϊᾷ ἐν χώρᾳ μένειν*. Klarer noch als bei der troischen Sage ist hier die göttliche Natur des Philoktetes und sein Element erkenntlich. Nur ein Gott, nur der Feuergott selbst kann und darf es wagen den Scheiterhaufen des Zeussohnes anzuzünden: sowie auf dem Vasenbilde, das die Apotheose des Herakles darstellt (bei Türk a. a. O. Sp. 2329) und auf den Darstellungen der Verbrennung der Alkmene (R. Engelmann, Archäol. Stud. z. den griech. Tragikern S. 53 ff.) es Göttinnen sind, die das lodernde Feuer des Scheiterhaufens auslöschen, in der Geschichte von Kroisos (Bakchyl. 3, 55) Zeus selbst die Flamme erstickt hat.

Aber nicht allein die Person des Philoktet ist ein Abbild des lemnischen Feuergottes, auch die ganze Philoktetsage in ihrem ältesten Kern erweist sich als ein Nachhall der alten ionischen Sage von der Verstoßung des Hephaistos aus dem Olymp und seiner Rückführung in den Kreis der Götter als Helfer in der Not. In zwiefacher Gestalt wird uns die Sage von der Verstoßung des Hephaistos in der Ilias erzählt. In der älteren Form der Sage *A* 591 schleudert Zeus selbst im Zorn den Hephaistos, der der Mutter Beistand leisten will, von der Schwelle des Göttersaales, Hephaistos fällt auf Lemnos nieder, wo die Sintier den Gott freundlich empfangen, eine dichterische Umschreibung der Sage von dem *διιπετὲς ἄγαλμα* von Lemnos, wie bereits oben bemerkt ist.

Dagegen wird Σ 395 ff. erzählt, daß Hera den lahmen Sohn vor den Göttern verbergen will und ihn darum auf die Erde hinabschleudert: dort nehmen die Meergöttinnen Thetis und Eurynome den gefallenen Olympier freundlich auf, in einer Höhle, die die Flut des Okeanos umrauscht, schmiedet der Gott neun Jahre lang an kostbarem Geschmeide (V. 400). Die Fortsetzung der Erzählung gewinnen wir aus einer Reihe von bildlichen Darstellungen und Berichten der Mythographen, deren Zeugnis v. Wilamowitz a. a. O. S. 217 ff. eingehend erörtert hat. Ein zauberkräftiger Thron, den Hephaistos zur Vergeltung arglistig geschmiedet hat, hält die Göttermutter in seinem Bann. Da nur Hephaistos den Zauber lösen kann, beschließen die Götter seine Rückführung. Ares versucht die Rückführung mit Gewalt, indessen Hephaistos Feuerbrände sind kräftiger als die Waffen des Schlachtengottes. Aber der Macht des Dionysos gelingt es den Gott aus der Meereseinsamkeit zurückzuführen in den Olymp als Retter der bedrängten Göttermutter, also im zehnten Jahr nach der Verstoßung. Die einzelnen Züge der Sage, die nach Ausweis von Alkaios Frg. 11 und Sappho Frg. 66 im VII. Jahrh. auf Lesbos wohlbekannt gewesen sein muß, weisen, wie v. Wilamowitz a. a. O. S. 234 ff. ausführt, auf Samos als Heimat hin. Die Verwandtschaft der Sage von der Verstoßung und der Rückführung des Hephaistos, der neun Jahre lang in der Verbannung leben muß, mit der Sage von Philoktetes' Ausstoßung und Rückführung springt in die Augen. Auch Philoktet hat nach dem Bericht des Tragikers, dem Accius folgt (V. 557 R.), neun Winter in der Höhle auf dem meerumrauschten Lemnos zugebracht, im zehnten Jahr erfolgt die Rückführung des Ausgestoßenen zu der Schar der göttlichen Helden, wo er allein Hilfe zu bringen im stande ist (Sophokl. Philokt. 312). Für die Beurteilung beider Sagen verschlägt es nicht viel, ob wir mit dem Dichter der μῆνις den ausgestoßenen Hephaistos gleichsam historisch in Lemnos verweilen lassen, oder mit dem Dichter der Hoplopöie in irgend einer märchenhaften Höhle, die die Meerflut umbrandet: jedesfalls ist die erstgenannte Form der Sage die urkundlichere. Die Verbannungszeit von neun Jahren, die für fehlende Götter als Strafe festgesetzt ist, kennt die Hesiodische Theogonie 801 ff.: erst im zehnten Jahr wird der meineidige Gott wieder zugelassen zum Hause der Olympier. Die Rückführung des Hephaistos war keine leichte Aufgabe: Ares versuchte vergeblich mit Gewalt den Hephaistos zur Rückkehr zu zwingen, Dionysos erreichte sein Ziel mit List. Aus der attischen Tragödie ist uns bekannt, daß Odysseus mit ähnlichen Mitteln versucht hat den Philoktet zur Rückkehr zu bewegen; daß auch in dem älteren Epos bereits von List und Gewalt die Rede war, ist zwar nicht zu erweisen, aber nicht unwahrscheinlich.

Wenn demnach nicht nur die Gestalt des Philoktetes die Züge des Feuergottes von Lemnos aufweist, sondern auch die Form der Philoktetsage sich als Abbild der Göttersage vom lemnischen Hephaistos mit großer Wahrscheinlichkeit nachweisen läßt, dann wird diese Übereinstimmung Vertrauen erwecken zu dem Versuch das Urbild des Helden, den Pindar klar als den Zerstörer der Stadt Troja bezeichnet hat, auf dem hier eingeschlagenen Weg zu ergründen.

HERAKLIT DER DUNKLE

Von Adolf Brieger

Wie ein ferner Berg, der, ob ihn auch Wolken halb verhüllen, doch erkennen läßt, daß er die Nachbargipfel überragt, so steht der dunkle Heraklit unter den vorsokratischen Weisen da. Er ist, wie seine ionischen Landsleute Thales, Anaximander und Anaximenes, Hylozoiker, ein 'Verlebendiger des Stoffes', aber seine Anschauungen sind tiefer und größer als die ihren; er ist der Verkündiger und Verfechter von Gedanken, durch die er, wie Gomperz sagt, 'zum erstenmal zwischen der Natur und dem Geistesleben Fäden spann, die seitdem nicht wieder abgerissen sind'.

Unter seinen Vorgängern ist Anaximander wohl der einzige, dem er Wesentliches verdankt. Von Anaximenes hat er, so scheint es wenigstens, nur den, mindestens für sein System, völlig unverwertbaren Gedanken, daß der Urstoff durch Verdichtung und Verdünnung in andere Stoffformen übergehe. Den volkstümlichen Götterglauben, der den vermeintlich höheren Wesen zum Teil menschliche Schwächen und Laster beilegte, verwarf er ebenso wie der kolophonische Dichter und Denker, der wandernde Rhapsode Xenophanes; doch braucht er diese würdigere Auffassung des Göttlichen nicht von ihm zu haben, denn zu einer solchen waren zu Heraklits Zeit nicht wenige erleuchtete Geister hindurchgedrungen. Es genügt, hier Äschylos, Pindar und Simonides zu nennen. Die Geringschätzung, mit der Heraklit den Xenophanes behandelt — er rechnet ihn zu den Vielwissern ohne höhere Einsicht —, beweist jedenfalls so viel, daß er nicht geglaubt hat, ihm etwas zu verdanken. Daß er das Lehrgedicht des zweiten Eleaten, des Parmenides, noch kennen gelernt hat, ist unwahrscheinlich. Jedenfalls hätte ihm die von diesem gepredigte Lehre, daß alles ein bewegungsloses Eins sei, als ein Wahnsinn erscheinen müssen, was sie ja auch nach Aristoteles' Urteil sein soll, wenn man sie an den Dingen mißt. Parmenides aber hat sein System in scharfem Gegensatze zu der Lehre Heraklits ausgebaut und verspottet ihn, wenn er von denen um Heraklit als von Leuten spricht, die im Kreise gingen, indem sie Sein und Nichtsein für dasselbe erklärten. Auch von Pythagoras hat Heraklit nichts. Für ihn ist das Wissen des Samiers wie das des Kolophoniers ein solches, das keinen Verstand gibt.

Das tiefere Verständnis des mit Recht der Dunkle genannten Heraklit beginnt mit Schleiermacher. Nach ihm hat Eduard Zeller in seinem grundlegenden Meisterwerke, der 'Philosophie der Griechen', das System Heraklits unter Benutzung des gesamten überlieferten Materials mit gewohnter Einsicht

und Gründlichkeit dargestellt. Zwischen die erste und zweite Auflage des Zellerschen Werkes fällt Ferdinand Lassalles Buch 'Über die Philosophie Herakleitos des Dunkeln von Ephesos', eine Leistung, der Zeller niemals ganz gerecht geworden ist. Soweit Lassalle auch durch seinen Hegelianismus in die Irre geführt worden ist, so richtig hat er doch in einzelnen nicht unwesentlichen Punkten gesehen. Das Schicksal nicht genügend anerkannt zu sein teilt mit Lassalle Paul Schuster. Jüngst hat Hermann Diels, nach seinem monumentalen Werke der *Doxographi Graeci*, uns eine Ausgabe der Fragmente Heraklits mit wertvollen Ergebnissen geschenkt. Vorher aber schon hatte Theodor Gomperz den Heraklit einem größeren Kreise von Gebildeten nahegebracht durch das glänzende und farbenreiche Gemälde, das er von dem Philosophen und seinen leitenden Gedanken im ersten Bande seiner 'Griechischen Denker' gegeben hat, eine Darstellung, der jeder, der sich mit Heraklits Philosophie beschäftigt, eine Fülle der fruchtbarsten Anregung verdanken wird. Wenn nun auch ich es unternehme, hier Heraklits Lehre in Kürze darzustellen, so berechtigt mich dazu weniger die Zahl als die Bedeutung der Punkte, in denen ich von Zeller, Gomperz und andern ausgezeichneten Forschern abweiche. Wo meine Ansicht einer philologischen, sei es textkritischen, sei es exegetischen Begründung bedarf und wo eine sachliche Ausführung von größerem Umfang notwendig erscheinen könnte, finden meine Leser diese in meinem Aufsatz 'Die Grundzüge der Heraklitischen Physik' (Hermes 1904 XXXIX 182—223).

Was wir von Heraklits Leben sicher wissen, ist sehr wenig. Aus altem Geschlecht in der ionischen Handelsstadt Ephesos geboren, stand er um die Wende des VI. Jahrh. auf der Höhe des Lebens und hat sein Werk nicht vor der Befreiung Ioniens, d. h. nicht vor dem Jahre 478, vielleicht auch einige Jahre später, vollendet. Er verzichtete, aus Haß gegen die Demokratie, auf die politisch bedeutungslose Würde eines Opferkönigs. Von seinen Mitbürgern aufgefordert, ihnen Gesetze zu schreiben, soll er dies abgelehnt und sich in den Vorhof des Artemistempels begeben haben, um mit den Knaben Würfel zu spielen, und als die Ephesier sich darüber wunderten, erklärt haben, das sei besser, als unter Leuten, wie sie es wären, politisch tätig zu sein. Ein Fragment seines Buches enthält ein wahrhaft klassisches Zeugnis für den Haß, den der temperamentvolle Mann gegen seine Volksgenossen hegte. Es lautet: 'Die Ephesier täten am besten daran, wenn sie sich Mann für Mann aufhängten und den Unmündigen ihre Stadt überließen, sie, die den Hermodoros, den Wackersten unter ihnen, vertrieben hätten mit der Erklärung: Unter uns soll sich keiner durch Tüchtigkeit auszeichnen, und wenn es einer doch tut, so mag er anderswo und bei anderen sein.' Was über Heraklits Tod berichtet wird, sind tendenziös erfundene Anekdoten.

Heraklit fühlt sich als Propheten, spricht mit vollem Bewußtsein, dem delphischen Orakel und der Sibylle nachahmend, in Prophetensprache und zürnt und schmäht mit Prophetengrimm. 'Schelten gehört von jeher zum Prophetenton' sagt Diels. Die Weltvernunft, 'die für alle erreichbar und zugänglich ist' (s. u. S. 699), hat in ihm gleichsam ihren Mund gefunden, und so kommt es vor,

daß dasselbe Wort λόγος, das sie bezeichnet, bei ihm zugleich auch seine Rede bedeutet. So steht er und die wenigen, die ihm vielleicht gleichen, hoch über der Menge der Menschen, denn die Vielen, die Allzuvielen nennt sie Nietzsche, verstehen nicht, was sie täglich erleben, wissen weder zu hören noch zu reden und handeln wie die Träumenden. Doch diese Dinge lassen sich nur im Zusammenhange mit Heraklits Lehre vom Wesen und Leben der Seele mit voller Klarheit erörtern, und diese Lehre wieder nur dann, wenn die Heraklitische Substanz ergründet und in ihren wesentlichen Beziehungen dargelegt ist.

Heraklit sah im Feuer, in der Stoffform, die, um mit Gomperz zu sprechen, 'niemals den Schein von Ruhe oder der nur leisen Bewegung erregt', das Symbol seines Stoffes, der ein ewig bewegter sein sollte; 'Symbol', sage ich, denn als Stoff erscheint sein Grund der Dinge nur auf der einen Seite, auf der anderen, wie schon angedeutet und wie natürlich noch weiter entwickelt werden wird, als Allvernunft. Heraklit sagt: 'Dieses All (wörtlich: 'diese Welt'), das für alle dasselbe ist, hat keiner der Götter noch der Menschen gemacht, sondern es ist immer, war immer und wird immer sein ein ewig lebendes Feuer, das sich nachmaßen entzündet und nachmaßen verlischt'. Hier liegt ein scheinbarer Widerspruch vor: ein Feuer, das verloschen ist, lebt nicht. Wir werden aber sehen, daß der Stoff, den Heraklit Feuer nennt, nur insofern erlischt, als er zu einem niedrigeren Element herabsinkt, und in einer zweiten Wandlung zu einem noch minderwertigeren, um dann wieder durch dieselben Stufen zum reinen Feuersein empor zu steigen. So kann es, trotz des Erlöschens, doch ewig leben, d. h. die Substanz kann ewig, wenn auch zeitweilig weniger bewegt, Feuer sein.

Den Wechselgang, um den es sich hier handelt, bezeichnet das berühmte Wort: 'Alles wird durch Umtausch aus dem Feuer und Feuer aus allem, wie Gold gegen Waren umgetauscht wird (beim Kauf) und Waren gegen Gold (beim Verkauf)' (s. u. S. 689).

Ich habe schon angedeutet, daß Heraklits Feuer kein eigentliches Feuer ist. Aristoteles spricht einmal von dem, was man gewohnheitsmäßig Feuer nenne, während es doch nicht Feuer sei, 'denn der Überschwang der Wärme und gleichsam ihr Sieden ist das Feuer'. Es ist höchst wahrscheinlich, um nicht mehr zu sagen, daß er auch bei Heraklit diesen Mißbrauch des Wortes Feuer, mit dem der Wärmestoff[1]) bezeichnet werden solle, annimmt. Statt 'Wärmestoff' kann man aber auch 'warme Luft' sagen, denn anders als luftartig ist dieser vermeintliche Stoff doch nicht zu denken. So, und zwar nur so, erklärt es sich, daß ein Verehrer des Heraklit, der ihn doch unzweifelhaft sorgfältig las, der Skeptiker Änesidem, in den Irrtum verfallen konnte, Heraklit habe als Urstoff die Luft angenommen, während dieser doch an mehr als einer erhaltenen Stelle als solchen ausdrücklich das Feuer bezeichnet hat. Was für ein Unsinn entsteht, wenn die Dinge aus verzehrendem Feuer bestehen oder

[1]) Daß auch 'Wärmestoff' nicht das eigentliche Wesen des Heraklitischen Urstoffes bezeichnet, sieht man leicht ein.

auch nur aus solchem entstehen sollen, das liegt auf der Hand. So haben denn später die Stoiker nicht den verzehrenden, sondern den ernährenden Feuerstoff, das 'kunstreiche' oder 'bildende' Feuer als Urstoff bezeichnet, als sie, unter durchgehender Berücksichtigung der Aristotelischen Kritik, die Heraklitische Physik wieder aufnahmen und ausbauten.

Sehen wir nun zu, welche Folgerungen Heraklit aus der Natur seines Grundstoffes als eines feinen und ewig bewegten gezogen hat. Von der Beseelung und Vernünftigkeit der Substanz sehen wir einstweilen ab.

Wenn alles im letzten Grunde Feuer ist, so kann es in keiner Gestalt der Materie und in keinem ihrer Gebilde jemals eine Ruhe geben; 'alles fließt', dafür ist der Strom halb Beispiel und halb Gleichnis. 'Wir steigen in denselben Fluß hinab und nicht in denselben, denn immer anderes Wasser fließt hinzu', sagt Heraklit, und zwar scheint er diesen Gedanken mehrfach variiert zu haben. Indem der Fluß sein Wasser beständig erneuert, bleibt er, wie ja jener Ausspruch besagt, doch wieder derselbe; es ist 'Dauer im Wechsel'.

Gleich mit jedem Regengusse
Ändert sich dein holdes Tal,
Ach, und mit demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Aber für Heraklit hat die Tatsache des ewigen Wechsels nicht, wie für Goethe, etwas Trauriges. Er verallgemeinert einmal den Gedanken, indem er ungefähr folgendes sagt: 'Du kannst ein sterbliches Ding nicht zweimal als ein völlig unverändertes berühren, sondern in der Zwischenzeit sind Teile hinzugekommen und Teile entschwunden und andere haben innerhalb desselben Körpers ihren Ort gewechselt.' In Wahrheit aber handelt es sich hier nicht bloß um eine Verallgemeinerung. Im Strome sind die Massen, die an die Stelle der abgeflossenen treten, diesen völlig gleichartig, und so würde es im Flusse des Feuers sein, wenn dies reines Feuer bliebe. Da aber durch die Wandlungen neben dem Feuer noch sekundäre Elemente bestehen, so verändern sich die Dinge durch die veränderte Mischung dieser Elemente und des Urelementes.

In dieser ewigen Bewegung und durch sie wechselnden Mischung der kleinsten Teile, die Demokrit von ihm entlehnt hat und die Epikur natürlich als einen der wesentlichsten Bestandteile der Demokritischen Physik mit übernommen, haben wir eine Vorahnung moderner Naturerkenntnis. Grove sagt, es werde allgemein angenommen, man könne nicht als eine Tatsache behaupten, daß irgend ein Teil der Materie in absoluter Ruhe sei, und H. Spencer spricht es geradezu aus, das Universum sei *in a ceaseless flux* (Gomperz a. a. O. S. 56).

Der durch den Wechsel der Stoffteile bewirkte Wechsel der Eigenschaften desselben Dinges berechtigt Heraklit, demselben Ding entgegengesetzte Eigenschaften beizulegen. So wird Gott, der von dem All ja nicht verschieden sein soll, in einem Bruchstück als Tag und Nacht, Winter und Sommer bezeichnet; er ist ja das eine und das andere, je nachdem die trockenen und warmen oder die feuchten und kalten Lüfte überwiegen. Näheres später. Ferner ist er

Krieg, wenn, wie es in der Welt geschieht, die sekundären Elemente einander bekämpfen, und dann ist er auch Dürftigkeit; Friede und Sättigung ist er dagegen, wenn das Feuer alles in allem ist.

Mit diesem Wechsel der Eigenschaften ist die Relativität der Eigenschaften nicht zu verwechseln, deren Begriff Heraklit zuerst mit einer gewissen Schärfe erfaßt zu haben scheint. In dem einen Dinge überwiegen die einen, in dem andern andere und vielleicht zum Teil entgegengesetzte Elemente, und so zeigen verschiedene Dinge verschiedenen gegenüber verschiedene Eigenschaften. Dafür haben wir ein Beispiel, wenn Heraklit sagt: 'Das Meerwasser ist das reinste und unreinste Wasser, für die Fische trinkbar und heilsam, für die Menschen untrinkbar und verderblich.' Die Tatsache, daß sich eines nicht für alle schickt, kann natürlich schon den Menschen der Urzeit nicht entgangen sein. Der Wilde, der oft gesehen hatte, daß der Hirsch sich mit Gras sättigte, versuchte in der Not seinen Hunger mit derselben Nahrung zu stillen, und er machte die Erfahrung, daß, was den Hirsch sättigte, für ihn keine Nahrung war.

Heraklit hat aber auch die Bedeutung nicht übersehen, welche die verschiedenen Beziehungen zu einem und demselben Dinge und die diesen entsprechenden Gesichtspunkte haben, unter denen man ein Ding betrachtet. Wenn der Arzt schneidet oder brennt, so ist das für das augenblickliche Befinden des Kranken ein Übel, denn es schmerzt, für die Zukunft aber ist es etwas Gutes, denn es beseitigt die Krankheit. Beziehungsreicher als alle Einzeldinge ist natürlich das All, es ist also geeignet, als Subjekt der Träger vieler verschiedener und zum Teil entgegengesetzter Prädikate zu sein. 'Das All ist nach Heraklits Ausspruch', so berichtet der Kirchenvater Hippolytus, 'teilbar und unteilbar, entstanden und unentstanden, vergänglich und unvergänglich, Vernunft und Zufall, Vater und Sohn, gerecht und ungerecht'. Das All ist teilbar, denn es existieren Einzeldinge, und unteilbar, denn diese Einzeldinge gehören so unabtrennbar zu dem Ganzen wie die Wellen zum Meere. Es ist geboren, wenn es zur Welt organisiert ist, aber zugleich auch ungeboren, indem es als Stoff und Geist von Ewigkeit her ist. Es ist vergänglich als Welt, unvergänglich als All; Vernunft für den, des Blick das Wesen der Dinge erkennt, ist es sinnloser Zufall[1]) für die blinde Menge. Es ist zugleich Vater und Sohn, denn als All erzeugt es die Welt und als Welt wird es vom All erzeugt. Es ist endlich gerecht, wenn man es nach seinem Maßstabe, dem der Weltvernunft, mißt, ungerecht, wenn man den Maßstab menschlichen Unverstandes anlegt. Es soll allerdings nicht geleugnet werden, was ja auch schon oben angedeutet ist, daß es sich bei einem Teil der verschiedenen Prädikate des Alls zugleich um ein Nacheinander handelt.

Wir haben vorhin (S. 689) einen Faden fallen lassen, den wir jetzt wieder aufnehmen. Daß es vor der Bildung der Welt wie in der gebildeten Welt

---

[1]) Daß *αἰών* das bezeichnen kann, zeigt die gewöhnlich mißdeutete Stelle Fragm. 52 Diels, wo der *αἰών* mit einem spielenden Kinde verglichen wird.

keine Rast gibt, ist einer der wichtigsten Sätze der Heraklitischen Physik. Aber die ruhelose Bewegung hat in dem ersten Zustande einen anderen Charakter als in dem zweiten. Solange die Substanz ihre Reinheit und Einheit bewahrt, alles Urfeuer ist, webt das All in friedlicher Bewegung hin und her. Wenn aber die Welt beginnt, indem sich die sekundären Elemente bilden, hebt der Widerstreit des Ungleichen an, in Zusammenstößen, die an sich unfruchtbar, aus einer Ursache, über die später zu sprechen sein wird, doch nicht nur zur Gestaltung der Welt führen, sondern auch ihre Erhaltung bewirken. 'Der Mischtrank zerfällt, wenn er nicht geschüttelt wird.'[1] Durch ewigen Widerstreit, durch 'Krieg', entsteht also die Welt und durch ihn besteht sie. So durfte Heraklit sagen: 'Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König.' Er fährt so fort, als wenn er hier die Kriege der Menschen meinte. 'Die einen hat er zu Göttern gemacht, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien', d. h. durch den Krieg sind die in ihm heldenhaft Gefallenen Heroen geworden, während die Feigen Menschen geblieben sind, die Besiegten sind Knechte geworden, während die Sieger Freie geblieben sind. So hat der Krieg der Menschen 'seine Ehre', er, 'der Beweger des Menschengeschlechts', aber der Krieg, der aller Dinge Vater ist, meint, wie wir wissen, den Widerstreit der Elemente, ihre ewige Bewegung, die zu beständigen Zusammenstößen führt. Von diesem Krieg wird anderswo gesagt, daß er das Allgemeine (τὸ ξυνόν) sei, da aber auch die Vernunft als das Allgemeine bezeichnet wird, so dürfte der Sinn der sein, daß der Krieg der Elemente das der Weltvernunft Entsprechende und also gut und gerecht sei, wenn er den Menschen auch oft als ein Übel erscheine. Bekannt ist der Tadel, den Heraklit wegen angeblicher Verkennung des Nutzens des Krieges über Homer ausspricht. Dieser läßt im 18. Gesange der Ilias den Achill, der infolge seines unversöhnlichen Grollens seinen Freund Patroklos verloren hat, ausrufen:

Möchte doch völlig der Streit bei Göttern und Menschen verschwinden.

Wenn der Sinn dieser Worte noch irgend zweifelhaft wäre, so würde der folgende Vers jeden Zweifel beseitigen:

Und der Zorn, der gar oft auch den Klugen zu übeler Tat treibt.

Achill tadelt nicht den Völkerkrieg, noch weniger verwünscht er den Kampf der Elemente. Wenn dem Homer also untergelegt wird, er habe mit jenem Worte den Untergang der Welt gewünscht, 'denn es gäbe keine Harmonie ohne hohe und tiefe Töne und auch keine lebenden Wesen ohne Männliches und Weibliches, die entgegengesetzt wären', so empfinden wir das peinlich als eine Verdrehung. Die Alten aber, selbst Aristoteles[2]), machen sich aus solchen Verdrehungen kein Gewissen. Eine sophistische Kritik dreht aus einem miß-

[1]) Oder 'umgerührt'. Gemeint ist der κυκεών, der aus Wein, Quark und Gerstgraupen bestand. Unsere 'Kalte Schale' veranschaulicht die Sache.

[2]) Man sehe vor allem Metaph. III 4 und 5, wo Aristoteles in durchaus sophistischer Weise von einer Reihe von Philosophen zu beweisen sucht, sie verstießen gegen den Satz des Widerspruches.

deuteten Worte dem Gegner einen Strick, wo bei gutem Willen der Sinn nicht zu verfehlen ist.

Wie führt nun der 'allgemeine' Krieg zum Entstehen und Bestehen der Dinge? Indem er zur Harmonie führt und in dieser zum Ausgleich der Gegensätze.

Wie das aber möglich ist, begreift man, sobald man sich der Doppelnatur der Heraklitischen Substanz erinnert, welche nicht nur Feuer, sondern auch Vernunft ist. Die Notwendigkeit das Feuer, das das All und also alles ist, auch Vernunft sein zu lassen ergab sich aus der im großen und ganzen dem Denker sich darstellenden Zweckmäßigkeit des Naturgeschehens, denn Zwecke setzt nur die Vernunft (Die Grundzüge der Heraklit. Phys. S. 200). Der Hauptname dieser Weltvernunft ist *λόγος*. Von hier führt ein langer Weg durch verschiedene Stationen zum Logos des Evangelisten Johannes, durch den alle Dinge geschaffen sind.

Die Weltvernunft ist allen Seelen in gleicher Weise zugänglich und die einzige Quelle aller Wahrheit und Gerechtigkeit. Wenn die Menschen an ihr nicht teilhaben, so ist das nur ihre Schuld. Wie das zu verstehen ist, erkennt man aus der Lehre von der Seele (s. S. 696 ff.). Man würde übrigens die Meinung des Heraklit nicht treffen, wenn man sagte, sein Feuer sei beseelt und vernünftig in dem Sinne, wie man sich wohl die Seele im Leibe wohnend denkt. Materie und Vernunft sind ihm vielmehr — ich brauche mit voller Berechtigung die spinozistischen Ausdrücke — die zwei Attribute derselben Substanz, die ein untrennbares Wesen ist. Wenn sie also, als Materie gedacht, als der Notwendigkeit unterworfen erscheint und zugleich als Weltvernunft frei sein soll, so fällt Vernunft und Notwendigkeit sachlich zusammen. David Strauß sagt, als er die Summe des 'neuen Glaubens' aussprechen will (Der alte und der neue Glaube S. 372): 'Die Notwendigkeit, d. h. die Verkettung der Ursachen in der Welt, ist die Vernunft selber.' Es ist unbegreiflich, daß er nicht merkte, wie seiner Weisheit letzter Schluß nichts anderes als die uralte Lehre des Ephesiers war.

Wenn also Notwendigkeit und Weltvernunft dasselbe ist, so begreift man ohne weiteres, wie aller Krieg der Elemente zuletzt zur Harmonie führt. Diese Harmonie wird in einem berühmten, aber viel umstrittenen Ausspruche durch ein Gleichnis erläutert, das selbst der Erläuterung bedürftig ist: 'Sie begreifen nicht, wie das Auseinanderstrebende (zugleich) zusammenstrebt, eine zurückschnellende Fügung, wie die des Bogens und der Leier.' Bogen und Leier haben das gemeinsam, daß (ein oder mehrere) elastische Stränge durch zwei aufeinanderfolgende entgegengesetzte Bewegungen einen Effekt hervorrufen, der einen vernünftigen Zweck verwirklicht. Die Sehne des Bogens wird zurückgezogen und kehrt vorwärtsschnellend in ihre alte Lage zurück, und der Pfeil fliegt; die Saite der Leier wird durch den Schlag des Plektrons ein wenig seitwärts gedrängt und schnellt zurück, und der Ton erklingt. So folgen sich überall im Naturleben entgegengesetzte Bewegungen, aber statt daß die zweite einfach die Wirkung der ersten aufhöbe, entsteht eine neue positive Wirkung,

die dem Zwecke der Weltvernunft dient. Auf den Frühlingsregen folgt die Sonnenglut, und das Getreide gedeiht. Und ebenso ist es, wenn die Gegensätze gleichzeitig wirken und ihr Kampf sich zur Harmonie ausgleicht. Auch hier fehlt ein Heraklitisches Beispiel, aber es ist leicht, eins zu ersinnen, das Heraklit hätte gelten lassen. Bei ihm bilden Feuer, Wasser und Erde den Menschen und überhaupt alles Animalische (s. S. 696). Diese drei bekämpfen natürlich auch hier einander, aber nur dann, wenn sich dieser Kampf schlichtet und das Gegeneinanderwirken ein Zusammenwirken wird, wenn also die Harmonie hergestellt ist, nur dann ist das Geschöpf gesund.

Wenn nun die Kräfte, die nach menschlicher Anschauung verderblich schalten, schließlich das dem Zweck und Plan der Weltvernunft, der göttlichen Weisheit Entsprechende bewirken, liegt es da nicht nahe, an Mephistopheles zu denken, der, alles was entsteht zu vernichten bestrebt, zuletzt doch 'als Teufel schaffen muß'? Wir wissen nicht, wie weit Heraklit den Gedanken von der Heilsamkeit des Kampfes ausgeführt hat. Glaublich ist es aber, daß er, wie Hölderlin, 'der großen Meisterin, der Not', das Verdienst zugeschrieben hat, den Menschen zur höchsten Tüchtigkeit erzogen zu haben. Schon was er von der Bedeutung des Krieges für die menschliche Gesellschaft sagt, spricht dafür, daß er die erzieherische Bedeutung der Not erkannt hat.

Diese Harmonie ist vielfach den Menschen verborgen; sie sehen dort, wo sie vorhanden ist, nicht selten Disharmonie und halten für verderblich, was doch zum höchsten Ziele mitwirkt. Das ist kein Wunder, denn 'die Natur liebt es sich zu verstecken', sie verhüllt profanen Augen ihr innerstes Wesen, in dem sie harmonisch ist. Die allvernünftige Natur will, was für die Erhaltung des Ganzen notwendig ist, will das Gute, Schöne und Gerechte, aber freilich ist das nicht immer dasselbe, was den Menschen gut, schön und gerecht erscheint. Und so ist bei allen Völkern gar oft die Klage erhoben worden, die Alfred de Musset so ergreifend ausspricht in *L'espoir en Dieu*:

Pourquoi, dans ton oeuvre céleste
Tant d'éléments si peu d'accord?
A quoi bon le crime et la peste?
O Dieu juste! pourquoi la mort?

Auf solche Fragen gibt Heraklit mit dem Hinweis, daß für Gott eben anderes gut, schön und gerecht sei als für Menschen, eine Antwort, aber eine solche, die wenigstens das moderne Gemüt nicht befriedigen kann, das moderne Gemüt, welchem Leibniz' Theodicee, die auch hier eine ihrer Quellen hat, als eine Verhöhnung des menschlichen Elends erscheint. Der einsame und strenge Geist des Heraklit weiß eben nichts von der Berechtigung des individuellen Glücksbedürfnisses. Was er schaut, ist

Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben

— Worte, in denen uns ein Heraklitischer Hauch berührt —, und so, wie dieses All sich in Kampf und Wechseldauer darstellt, so ist es gut, und der kleine Mensch hat sich der Vernunft des Alls in seinem Denken, Fühlen und Handeln anzubequemen. Tut er das, so bleibt auch der Lohn nicht aus, ein mit würdigem Wirken erfülltes, freilich zeitlich begrenztes Leben nach dem Tode. Unzweifelhaft liegt hier eine gewisse Verwandtschaft mit dem christlichen Unsterblichkeitsgedanken vor.

Weil Materie und Geist nur zwei Attribute derselben Substanz sind, so kann die Materie nichts erleiden und sich nicht wandeln, ohne daß die Weltseele dem betreffenden Teile nach mitleidet und sich mitwandelt. Das ist nun zwar mit der Göttlichkeit der Weltseele schwer vereinbar, aber Heraklit hat hier wohl keine Schwierigkeit gesehen. Wenn nun, indem das Feuer zum Teil zu Wasser wird, der betreffende Teil der Vernunft auf eine tiefere Stufe hinabsinkt, so ist das eine Art Sündenfall. Einen solchen Sündenfall hatte auch Anaximander angenommen und eine Strafe des Sündenfalles. Er hatte gesagt: 'Woher die Dinge ihren Ursprung haben, dahin gehen sie auch sterbend zurück, nach der Notwendigkeit, denn sie zahlen' — nicht 'einander', wie überliefert ist, sondern dem 'Unendlichen' (*ἄπειρον*), aus dem sie hervorgegangen sind — 'Strafe und Buße nach der Ordnung der Zeit', d. h. nach Ablauf einer bestimmten Zeit gehen sie ins Unendliche zurück. Dem wesentlich entsprechend sagt nun Heraklit: 'Das Feuer wird herankommen und alles richten und strafend ergreifen.' Auch hier kann die Schuld der Dinge offenbar keine andere sein als ihre Sonderexistenz. Rein physikalisch betrachtet, bedeutet das weiter nichts, als: Alles wird einmal wieder Feuer werden, wie es Feuer gewesen ist, denn Feuer sein, 'brennen', und aufhören Feuer zu sein, 'erlöschen', ist das ewige Wechsellos des Alls. Daraus, daß das 'Feuersein' als Friede und Sättigung bezeichnet wird, das Weltsein als Krieg und Hunger oder Dürftigkeit (S. 691), folgt übrigens, daß der erstere Zustand als der höhere gilt. So ist im letzteren das All ein 'sehnsuchtsvoller Hungerleider', aber nicht 'nach dem Unerreichlichen', sondern nach dem, was sicher kommt, sobald die Zeit erfüllt ist. Denn das Urfeuer soll ja nachmaßen sich entzünden und nachmaßen verlöschen. Ein 'großes Jahr' heißt der Zeitraum, der vom Beginn einer Weltordnung bis zu dem der nächsten verfließt, eine Zeit von 10800 Jahren, und es scheint, daß die Hälfte dieser Periode die Zeit der Bedürftigkeit und die andere die der Sättigung umfassen soll.

Der Prozeß der Weltbildung verläuft, soweit es sich bei der Trümmerhaftigkeit der Überlieferung und der Dunkelheit der Heraklitischen Sprache erkennen läßt, folgendermaßen:

Aus dem Feuer wird — nach und nach, sage ich vorwegnehmend — Wasser, aus diesem zum Teil Erde, zum Teil feuriger Dunst. Heraklit hat, in seiner lakonischen Weise, geschrieben: 'Feuers Wandlungen: zuerst Meer, dann die eine Hälfte davon Erde, die andere Blitz', wie Heraklit auch sonst für Feuer, genauer für Feuerluft oder Wärmestoff sagt. Die Umwandlung soll durch Verdichtung und Verdünnung geschehen. Heraklit fand bei Anaximenes

diese Ursache der Stoffwandlungen (s. S. 686) und machte sich nicht klar, daß, wie Aristoteles das bestimmt ausspricht, Verdichtung und Verdünnung örtliche Bewegungen sind, ein Nähertreten und Auseinandertreten der Teile, also mechanische Vorgänge, während ihm doch — wenigstens wird das allgemein angenommen — eine qualitative Wandlung des Stoffes vorschwebte. Das Wasser soll also zum Teil zu Erde werden, durch weitere Verdichtung, und zum Teil, durch Verdünnung, zu feurigem Dunst, zu 'heller Aufdampfung' (*λαμπρὰ ἀναθυμίασις*), die einmal die Lichter des Himmels schafft und ernährt, dann das durch die Wasserwerdung eines Teils verminderte Urfeuer in einem freilich unzulänglichen Maß ergänzt. Darin liegt keine Schwierigkeit, eine desto größere aber in der vorangehenden Entstehung des Meeres. Die Wasserwerdung des Feuers gehört zu dem 'Wege nach unten'. Daß das Wasser Schwere hat, konnte Heraklit angesichts der Erfahrung nicht bezweifeln. Das entstandene Wasser fällt also. Nun gibt es aber keinen Boden, der seinem Fall Halt gebieten könnte, und an eine Zentripetalkraft ist bei dem alten Ephesier nicht zu denken, ganz abgesehen davon, daß es ein Zentrum doch nur in einer sphärischen Welt geben könnte. Heraklit aber hat sich offenbar die Frage, wie ein Meer ohne Boden entstehen und bestehen könne, gar nicht vorgelegt. Wir müssen also zugestehen, daß dieser sonst so große Geist ein schlechter Weltbaumeister ist. Die Stoiker, die durch Aristoteles' Lehre geschulten späteren Jünger Heraklits, konnten diese Ungeheuerlichkeit unmöglich übersehen. Ihr Feuer war eine Sphäre, eine Hohlkugel, und so ließen sie, obgleich die Entwicklung des Feuers durch Wasser zu Erde im Wesen der drei Elemente gegeben war, doch im Zentrum sich zuerst die Erde bilden, damit das Meer Boden und Gestade hätte.

Ist nun die Erde aus dem Meere gebildet, so entsendet auch sie Dunst, aber nicht einen trocknen und feurigen, wegen seiner Klarheit unsichtbaren, wie das Meer, sondern einen feuchten, kalten und trüben, der, als der schwerere, weniger hoch steigt. Beide aber mischen sich im 'Umfangenden' (*περιέχον*) und bilden so die Luft, und zwar so, daß zunächst der Erde die trüben Dünste das Übergewicht haben, weshalb der Mond, der in ihnen seine Bahn hat, nur matt leuchtet, in der mittleren Region, wo die Sonnenbahn ist, trübe und helle sich im allgemeinen das Gleichgewicht halten, während in der oberen die Feuerluft immer mehr vorherrscht, bis sie, ohne scharfe Grenze, ins Urfeuer übergeht. Wenn die Sterne, die hier stehen und wandeln, nur schwach leuchten, so ist das eine Folge der Entfernung. Die übrigen astronomischen Angaben Heraklits sind kindlich phantastisch und dabei, wie Theophrast bezeugt, äußerst lückenhaft. So hat Heraklit auch über die Erde durchaus Unzureichendes gelehrt. Er hat sich wohl die Erde als eine Scheibe gedacht und den Himmel, auf Grund des Augenscheins, als halbkugelförmiges Gewölbe vorgestellt, wenn er auch nur von oben und unten spricht. Was denn unter der Erde sei, danach scheint er nicht gefragt zu haben. Auch darüber hat er wohl nichts gelehrt, wie sich aus den drei Stufen des Urstoffes die Einzeldinge bilden. Daß die animalischen Leiber und natürlich auch die Pflanzen ganz überwiegend aus

erd- und wasserartigen Bestandteilen bestehen sollen, können wir durch sichere Schlüsse feststellen.

Beim Menschen scheint den Heraklit nur die Seele interessiert zu haben, der Leib höchstens insoweit in Betracht gekommen zu sein, als er auf die Beschaffenheit und den Zustand der Seele einzuwirken schien. Er behandelt ihn mit rohem Cynismus, indem er sagt, man solle den Leichnam einfach hinauswerfen, eine Denkweise, die das Pietätsgefühl der Griechen nicht weniger verletzt haben muß, als sie das unsere verletzt.

Die Heraklitische Seele ist ursprünglich reine Feuerluft. Deshalb aber kann sie sich nicht im Menschenleibe bilden, seine Beschaffenheit macht das unmöglich; aber auch im oberen Urfeuer bildet sie sich nicht, sondern in der diesem benachbarten feurigen Atmosphäre, aus dem hellen Dunst, der, vom Wasser entsendet, diese selbst bildet. Die aus der Feuerluft geborene Seele bleibt mit dieser, aus der sie den Atem zieht und in ihm die Vernunft, im engsten Zusammenhange und nimmt an dem weltwaltenden Wirken der 'alles steuernden' Vernunft teil. Hier wird Heraklits Darstellung durchaus mythisch. Denn während Gott von der Welt und zunächst vom Urfeuer durchaus nicht verschieden ist, erscheint er hier als Persönlichkeit, und wir sind versucht, wenn wir lesen, die noch nicht in Leiber eingegangenen Seelen umschwebten mit dem Gotte von innen diese Welt, in seinem Dienste und seinem Gebot untertan, an den Gott Michel Angelos zu denken, der, begleitet von Engeln, die sein sturmgeblähter Mantel umfängt, mit schöpferischer Gebärde durch den dunstigen Raum dahinfährt. Und doch können wir nicht zweifeln, daß der Philosoph sich die Sache, ohne begleitende klare Anschauung, jedenfalls wesentlich anders gedacht hat. Ich habe angenommen, daß die Seelen dem Gotte, der 'in Lebensfluten, im Tatensturm' wirkt, mitwirkend dienen sollen. Als bloße 'sel'ge Spiegel seiner Seligkeit' können sie unmöglich gedacht werden, dem widerspricht schon die ganze Auffassung, die Heraklit von Leben und Lebensglück hat, und das, was er von den Seelen der Schlafenden (s. S. 698) und der Gestorbenen (700) lehrt, und dann der Mythus, in dem Platon von den präexistierenden Seelen spricht, und der in seinem Grundzuge offenbar von hier stammt. Platon läßt im Phaidros Kap. 25 die noch nicht in Leiber eingegangenen Seelen für alles Seelenlose sorgen, indem sie den ganzen Himmel umwandeln und die ganze Welt verwalten und dabei verschiedene Gestalten annehmen.[1]) Das letztere ist nicht Heraklitisch. Welches spezielle Gebiet der Tätigkeit freilich Heraklit den noch freien Seelen vom Weltenwalter zugewiesen dachte, wissen wir nicht. Auch hier finden wir übrigens Goethe auf Heraklits Spuren, freilich ihn überholend, wenn er den Herrn, indem er den 'echten Göttersöhnen' gebietet, sagen läßt:

Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaß' euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken.

[1]) Es folgt im nächsten Kapitel das prachtvolle Gemälde des Corsos der Götter und Seelen, das Lenau im 'Savonarola' den sterbenden Lorenzo von Medici im Fiebertraum schauen läßt.

Auch auf das wunderbar tiefe und reiche Gedicht 'Weltseele' mag hier hingewiesen werden, das im Jahre 1804 geschrieben ist.

Daß die in der oberen, reinen Feuerluft lebenden Seelen sich aus dieser ergänzen, versteht sich von selbst.

Aber mit dem Gesetze der ewigen Stoffbewegung innig verwandt, waltet im All auch das des in größeren Perioden erfolgenden Zustandswechsels. Die Seelen senken sich nach unten und gehen in die Sterblichkeit ein. Dieser Wechsel erfolgt einmal nach dem Gesetze der Notwendigkeit, die in allem Weltleben waltet, dann aber erscheint er auch als eine moralische Schuld, als ein Sündenfall (s. S. 694). Wie Notwendigkeit und Schuld nebeneinander bestehen, darüber hat Heraklit wohl kaum nachgedacht; sie vertragen sich, wie Löwen und Lämmer im Paradiese zusammen grasen. Wie wird nun aber die Seele schuldig? Da es 'beschwerlich ist, immer denselben Herren zu dienen', da 'der Wechsel des Zustandes Erholung bringt', so entsteht in den Seelen, die in hohen Regionen den Weltenlenker begleiten, das Verlangen nach einer Änderung. Zugleich aber erwacht in ihnen der Drang nach Freiheit. Sie möchten aus Dienenden zu Herrschern werden, und das werden sie, wenn sie in Menschenleiber eingehen, denn die Seele beherrscht ja den Leib. Aber diese Freiheit und Herrschaft wird teuer erkauft. Der Leib besteht, wie oben gesagt, aus wässerigen und erdigen Stoffen, und so gerät die Seele, die in ihm wohnt, in Gefahr, daß die Feuerluft, aus der sie besteht, mehr oder minder durch kalten und trüben Dunst verdrängt wird. Denn solcher bildet sich ja aus den erdartigen Bestandteilen des Leibes und zugleich dringt er aus der Erdatmosphäre ein, in der er ja vorherrscht (s. S. 695). Der Gegensatz, der zwischen dem Guten, das die Seelen durch den Tausch zu erlangen hoffen, und dem Übel, dem sie durch ihn meistens anheimfallen, besteht, wird klar mit den Worten Heraklits ausgesprochen, die so gelautet haben werden: 'Für die Seelen ist es' (in Wahrheit) 'Tod, wenn sie feucht werden, aber' (weil die Begierde sie täuscht) 'ist' (dennoch) 'der Fall in die Sterblichkeit für sie eine Freude.' Der Zustand vor der Geburt und der nach dem Tode, der mit dem ersteren das gemein hat, daß die Seele leiblos lebt, erscheinen also als die vollkommneren, und es ist kein Wunder, wenn der Tod bei Heraklit in Wahrheit Leben sein soll und das Leben Tod. Dieser Gedanke, von Platon und dann von den Stoikern aufgenommen, ist seitdem unzähligemal ausgesprochen worden. So heißt es im Ciceronischen Traum des Scipio, den uns Macrobius erhalten hat: 'Wahrlich, die leben, die aus des Körpers Banden wie aus einem Gefängnis entflogen sind, und was ihr Leben nennt, ist Tod.' Mit köstlichem Sarkasmus verspottet Heraklit die, welche dieses leibliche Leben als einen Gewinn ansehen. Er sagt: 'Wenn sie geboren sind, wollen sie leben und den Tod erleiden oder vielmehr ausruhen, und sie hinterlassen Kinder, damit weiter ein Sterben stattfinden könne.' In Wahrheit begehren die Menschen nur zu leben, aber da mit dem Leben der Tod notwendig verknüpft ist, so müssen sie auch diesen hinnehmen, den sie fürchten und also in keiner Weise begehren. Freilich ist diese Furcht unbegründet, denn der Tod ist ein Ausruhen. Wenigstens scheint

man aus einem später zu erwähnenden Ausspruche des Heraklit schließen zu müssen, daß die Sterbenden zuerst in Schlaf sinken sollen. Und ein Ausruhen kann wohl wünschenswert erscheinen, weil ja auch in dem äußerlich friedlichsten Dasein das innere Leben ein beständiger Kampf ist, so daß der Heraklitische Mensch mit nicht geringerem Recht als der Goethesche Dichter, der ins Paradies eingehen will, sagen kann — und je besser er gewesen ist, mit um so größerem Rechte sagen —, er sei ein Kämpfer gewesen. Der Kampf wird gekämpft um die Reinerhaltung der Seele. Diese muß, wie vorher außerhalb des Körpers, so in ihm beständig durch Nahrung ergänzt werden, und was diese bildet, wird zum Teil aus dem Körper selbst genommen (s. o.), der aus seinen wässerigen Bestandteilen Feuerdunst, aus seinen erdartigen trüben Dunst entsendet (S. 695) zum Teil aus der Atmosphäre, in der beide Dunstarten gemischt sind. Nun hat Heraklit behauptet, der Seele sei eine geistige Kraft eigen, ein *λόγος*, der sich selbst vermehre. Als vernünftiger Feuerhauch, der er ist, zieht dieser den vernünftigen Feuerhauch aus der Atmosphäre an sich und wehrt mit diesem den von innen und außen andringenden vernunftlosen trüben Dunst ab. Dieser Kampf ist natürlich, auf der anderen Seite, ein moralischer. Es sind die Lüste und Begierden, denen sich die Seele nicht hingeben kann, ohne ihr Feuer zu vermindern. Wenn Heraklit sagt: 'Mit den Begierden zu kämpfen ist schwer, denn wonach einer heftig verlangt, das erkauft er mit seiner Seele', so will das eben besagen, daß die Seele durch jedes Nachgeben gegen die Begierde schlechter, d. h. wässeriger wird. Führt sie dagegen den Kampf siegreich, so ist sie, wenn anders den kaiserlichen Stoiker Mark Aurel das Gedächtnis nicht getäuscht hat, sogar im Schlafe edel tätig, Mitarbeiterin an dem, was im Weltall geschieht. Je feuriger die Seele ist, desto trockener ist sie natürlich, und so ist die trockenste Seele die weiseste und beste. Dagegen ist die Seele des Betrunkenen in ihrer Wässerigkeit rat- und hilflos, so daß ein betrunkener Mann sich von einem kleinen Knaben führen läßt. Ferner, je trockener irgendwo die Atmosphäre ist, desto leichter ist es dort den Seelen ihren Feuergehalt zu bewahren, und so sollen Menschen in den trockensten Gegenden die weisesten sein. Heraklit denkt hier nur konsequent, so verkehrt uns auch die Anschauung erscheint, die Beschaffenheit der Seele nicht wesentlich in der Organisation eines Körperteils, sondern in einem unorganisierten Stoff zu suchen, aber er entfernt sich hier nicht von der allgemeinen griechischen Anschauung, nach welcher z. B. die Attiker die von ihnen behauptete geistige Beschränktheit der Böoter aus der angeblich dicken und schweren Luft des böotischen Landes erklären zu können meinten. Wir haben gesehen, daß in der monistischen Philosophie Heraklits, für die Feuer und Geist nur zwei Seiten derselben Substanz sind, jedem ethischen Verhalten ein physischer Vorgang entspricht. Dasselbe gilt auch vom Intellektuellen, von dem jenes nicht zu trennen ist. Die Sinneswahrnehmung, die Funktion körperlicher, also aus gemischtem Stoffe gebildeter Organe, liefert für die Erkenntnis brauchbare Resultate nur dann, wenn sie durch eine 'nichtbarbarische Seele', d. h. durch eine solche, die ganz oder überwiegend Feuer ist, kontrol-

liert und gedeutet wird. Die Quelle aller höheren Erkenntnis ist ja die vernünftige Feuerluft, aus der die Seele sich ergänzt. Da diese Luft, wenn auch mit trüben Dünsten vermischt, überall auf Erden gegenwärtig ist, so ist die Vernunft allen Menschen jederzeit zugänglich; sie kann einfach eingeatmet werden. Da aber die unendliche Mehrzahl der Menschen mit ihren durch ihre Schuld von trübem, feuchtem Dunst erfüllten Seelen die reine Feuerluft einzuatmen weder den Willen noch das Vermögen hat, so gleicht sie Träumenden oder Unmündigen (s. S. 688); sie erkennt selbst das Wesen dessen nicht, was sie täglich erlebt, und schafft sich in ihrem Wahn eine eigene Vernunft, eine Privatvernunft im Gegensatze zu der allgemeinen, der Weltvernunft, eine Vernunft, die Unvernunft ist. So begreifen die Vielen nicht, daß alles Eins, und doch als Welt Vieles ist. Sie begreifen nicht das Wesen der Frömmigkeit, die sie in blutigen Opfern und unheiligen Mysterienbräuchen zu betätigen meinen. Was sie Götter nennen, das ist des hohen Namens unwürdig. Sie suchen das Glück in körperlichem Lustgefühl wie das Vieh, ja Heraklit scheint von ihnen gesagt zu haben, sie ergötzten sich am Dreck. Sie lieben das Leben und fürchten den Tod, weil sie nicht wissen, daß das Leben eine Vorbereitung zum Tode sein soll, mit dem, nach einem würdig verbrachten Erdendasein, ein höheres Leben beginnt. So schwindet endlich der letzte Feuerhauch aus ihren Seelen. Ihnen gegenüber, die er verachtet und haßt, steht Heraklit, der Prophet, als ein höheres Wesen da, als eine Art Übermensch. Er und seinesgleichen bleiben durch das Vernunftfeuer, das sie einatmen, mit dem Urelement und der in ihm verkörperten Allvernunft in stetem Zusammenhange. Sie durchschauen die Tiefen und Höhen dessen, was da ist, und zuerst erkennen sie, ehrlich forschend, sich selbst, was der Weisheit Anfang ist. Sie kämpfen, wenn die Not da ist, fürs Vaterland, wissend, daß 'den im Kriege Gefallenen Götter und Menschen ehren' und daß 'größerer Tod größere Belohnung empfängt'. Überhaupt fürchten sie den Tod nicht, nach dem die Gerechten ein Los erwartet, 'das die Menschen nicht hoffen und ahnen.' Sie halten sich von Überhebung fern — 'Überhebung muß man eher löschen als Feuersbrunst', und 'Eigendünkel' ist eine schreckliche Krankheit 'wie die fallende Sucht'. Sie bekämpfen, wie wir schon gesehen haben, die Lüste, um derentwillen andere ihre Seele verkaufen, und wenn 'der Charakter des Menschen sein Dämon' ist, d. h. über sein Glück oder Unglück entscheidet, so müssen sie, wie der stoische Weise, die unbedingt Glücklichen sein. Wir vermissen in dieser Moral zwei christliche Tugenden, die Demut und die Liebe — aber deshalb von einem tönenden Erz und einer klingenden Schelle zu sprechen, wäre unrecht; denn wo sollten jene Tugenden herkommen in jener Kulturwelt, der Heraklit angehörte. Jedenfalls ist diese Moral nicht ohne Würde und Größe.

Den niedrigen Seelen und den erhabenen ist nun dieselbe Grenze des irdischen Daseins gesetzt wie den Feuerseelen, nämlich der Tod. Dieser tritt ein, wenn der Organismus, sei es durch allmählichen Verfall, sei es durch plötzliche Zerrüttung, unfähig wird, weiter zu fungieren. Nach dem Abscheiden von diesem Leben aber ist das Schicksal der Seelen ein verschiedenes. Wahr-

scheinlich hat Heraklit gelehrt oder doch gemeint, die ganz verwässerten Seelen kehrten ins Element zurück, als trüber Dunst in den trüben Dunst der Erdatmosphäre. Daß er dann den gemischten Seelen eine Fortdauer zugestanden, scheint sich aus dem zu ergeben, was er über das jenseitige Leben der reinen Feuerseelen gelehrt hat. Diese sollen nämlich als höhere Wesen weiter leben, als Heroen und Dämonen. Das hat Heraklit einmal mit einem Bilde angedeutet: 'Der Mensch zündet sich in der Nacht ein Licht an, wenn er gestorben ist.' Dies Licht ist nicht nur das Symbol des wieder erwachten Bewußtseins, sondern, wie bei den Mysterien, das der höheren Erkenntnis. Und an einer anderen Stelle heißt es: 'Vor ihm, der dort ist' — vor dem Hades-Dionysos, dem Könige des Todes und des Lebens, der im unsichtbaren Reiche herrscht; natürlich ist er von der Weltvernunft nicht verschieden —, 'erheben sich die Seelen' — aus dem Schlafe, denkt man hinzu — 'und werden, wach geworden, Wächter der Lebenden und der Toten'. Schon Hesiod hatte gesagt, die Menschen des goldenen Zeitalters würden, nachdem die Erde sie verhüllt,

Heil'ge Dämonen auf Erden genannt, Abwehrer des Unheils,
Treffliche, Wächter der Menschen, der sterblichen, Spender des Reichtums,
Und es ist dies ihr königlich Amt.

Als Spender des Reichtums denkt Heraklit wohl diese Dämonen nicht, denn das einzige wahre Gut ist ihm die Erkenntnis, die mit Tugend notwendig verbunden ist. Die Toten aber, deren Schutzgeister die Seelen der Edlen sein sollen, können, wie gesagt, nur jene 'gemischten' Seelen sein, und die Tätigkeit der Schutzgeister an ihnen kann nichts anderes sein sollen als ihre Läuterung. Man denkt an das Wort:

Doch dieser hat gelernt,
Er wird uns lehren.

Aber ob die Seelen in diesem 'wünschenswertesten Beruf' bis ans Ende der Welt verharren sollen, das wissen wir nicht, wie wir hier so vieles nicht wissen. Möglich ist es auch, daß aufs neue träges Verlangen nach Ruhe oder daß Herrschbegierde sie in die Sterblichkeit hinabziehen soll. Keinesfalls aber kann ihr Leben länger dauern als bis zur Feuerwerdung des Alls, mit der die Rückbildung der Welt endigt.

Von dieser Rückbildung redend, sagt Heraklit: 'Es fließt das Meer auseinander', d. h. es breitet sich zunehmend aus, 'und sein Maß wächst zu demselben Umfange, den es hatte, ehe Land entstand', und Theophrasts Referat berichtet — oder vielmehr: es hat berichtet, denn die Stelle ist lückenhaft überliefert —: 'Und wieder (im Gegensatze zum Weltbildungsprozeß) werde die Erde flüssig, und aus ihr werde Wasser und aus diesem' (hier fehlt 'Feuer'). Wenn hier unten alles zu Wasser geworden ist, so steigen gar keine trüben Dünste mehr, sondern nur noch helle auf, und es muß infolgedessen das obere Feuer immer rascher zunehmen. Wenn nun Heraklit ganz klar und konsequent dachte, so mußte er sich sagen: 'Wenn die Verdunstung des Wassers

nicht mit einem Male, sondern nach und nach stattfindet und noch jetzt vielfach' — so schien es ihm ja — 'Land aus Wasser wird, so muß auch der Übergang des Urfeuers in Wasser als ein nach und nach stattfindender gedacht werden', und ferner ist kein Grund vorhanden, weshalb er alle Erde sich plötzlich in Wasser verwandeln und dieses Wasser dann mit einem Male Feuer werden lassen sollte. Ferner: wenn alles fließt, so kann der Stoff in keiner seiner Formen zu irgend einer Zeit aufhören, die Wandlung zu erleiden, welche in der Natur dieser Form begründet ist.

Wenn sich also beständig aus dem Wasser Feuerluft bildet und, soweit sie nicht in den Himmelslichtern brennt — verzehrt sie dort die trüben Dünste? —, das obere Feuer ergänzt, muß dieses sich auf der anderen Seite immer aufs neue durch Wasserwerdung vermindern. Ferner muß, wenn es in der Natur des Wassers liegt, in Erde überzugehen, das zweite Meer dies ebensogut tun wie das erste. Schon daß nicht alles Wasser entweder zu Feuerdunst oder zu Erde werden soll, ist eine willkürliche Annahme. Ferner könnte das zweite Meer nie ganz verdunsten, weil ja immer wieder aus Feuer gewordenes Wasser von oben zuströmte. So müßte, unter Ausschluß jeder Katastrophe, ein ewiger Kreislauf stattfinden, bei dem weder von Anfang noch von Ende die Rede sein könnte. Und in der Tat hat Heraklit einmal von einer anfangs- und endlosen Welt gesprochen, indem er schrieb, die Welt habe nicht in der Zeit einen Anfang, sondern nur dem Gedanken nach. Er scheint sie mit einem Kreise verglichen zu haben, 'in dessen Peripherie ein jeder Punkt zugleich Anfangs- und Endpunkt ist'. Aber so sicher es ist, daß die Konsequenzen seines Prinzips den Ephesier zu einer solchen Annahme hätten führen müssen, ebenso gewiß ist es, daß es nicht geschehen ist, oder er sie wenigstens nicht festgehalten hat. Er hat mindestens e i n e plötzliche Katastrophe angenommen. Ein Teil der Stoiker nahm einen Erduntergang durch eine Sintflut (*κατακλυσμός*) an, die das sündige Menschengeschlecht vertilge, um Raum für ein schuldloses zu schaffen. Diese mußten also einen langen Zwischenraum zwischen Sintflut und Feuerwerdung der Welt setzen. Seneca, der die Wasserkatastrophe mit rhetorischer Kunst ausmalt, widerspricht sich, wenn er ihr den moralischen Zweck beilegt und sie doch der Feuerkatastrophe nur um wenige Monate vorangehen läßt. Heraklit weiß nichts von einem strafenden Wasser, sondern vom Feuer sagt er, es werde herankommen und alles richten. Er kann sich also die Wasserwerdung der Erde, die für die M e n s c h h e i t ja auch ein Weltuntergang sein müßte, sehr wohl als einen natürlichen, sich allmählich vollziehenden Vorgang gedacht haben.

Zu der Annahme endlich, daß der sogenannte W e l t b r a n d plötzlich eintrete und schnell und mit höchster Gewaltsamkeit verlaufe, lag kein Grund vor. Sie schmeichelte wohl dem dichterischen Sinn Heraklits durch die Großartigkeit des Bildes, das ja von vielen Dichtern verschiedener Zeitalter machtvoll dargestellt ist. Wenn der Philosoph aber nüchtern dachte, so mußte ihm allerdings klar werden, daß das Weltende nichts anderes sein konnte als eine Wandlung des Wassers in Feuerstoff, in warme Luft.

Die Annahme des Wechsels zweier ungeheurer kosmischer Perioden, in deren einer der Stoff gestaltlos, in deren anderer er zur Welt gestaltet ist, sie ist auch in der neueren Wissenschaft mehr als einmal wiederaufgetaucht. So erregte jüngst der englische Physiker William Crookes Aufsehen, als er einen in Berlin gehaltenen Vortrag mit den Worten schloß: 'Obgleich die ganze Reihe menschlicher Erfahrung zu kurz ist, um eine Parallaxe zu bilden, durch die man das Erlöschen der Materie bestimmen könnte, so ist es doch möglich, daß der formlose Nebel einstmals wieder allein herrscht, und dann wird der Stundenzeiger der Ewigkeit wieder einmal abgelaufen sein.' Er hat dabei nicht Heraklits gedacht, und ebensowenig hat Kant sich erinnert, daß er einen Gedanken des alten Ephesiers erneuerte, als er vor fast anderthalb Jahrhunderten von der Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit sprach, daß die gestaltete Welt einmal wieder in formlosen Urnebel zurückkehren und, ein Phönix, aus diesem neu erstehen werde. Wir sahen schon hier, daß, wenn wir auch Heraklits eine Ruine gebliebene Physik bis auf wenige Grundzüge völlig preisgeben, dem alten Denker doch genug bleibt, was ihm die Verehrung und Bewunderung auch der Menschen der reifsten Kultur zusichert. Das wird uns noch klarer zum Bewußtsein kommen, wenn wir, wie wir es schon in einzelnen Fällen getan, noch einmal einen flüchtigen Blick auf die Wirkungen werfen, die Heraklits tiefe Gedanken im Geistesleben verschiedener Kulturepochen, vor allem in ihrer Philosophie und ihrer Poesie hinterlassen haben. Schon der zeitlich benachbarte Demokrit, den das spätere Altertum etwas einseitig dem 'weinenden' Heraklit als den lachenden Philosophen gegenübergestellt hat, verdankt seinem vermeinten Antipoden höchst Wesentliches. Demokrits Physik ist nicht möglich ohne das Gesetz der ewigen Bewegung, das Heraklit ausgesprochen hatte. Die Atome, undurchdringliche Körperchen reinen Stoffes und aufs mannigfaltigste gestaltet, sind seelenlos, aber doch nicht tot; sie haben eine lebendige Kraft, nämlich die, welche sie in ewiger Bewegung erhält. Hätte sich Demokrit so ausgedrückt, so hätte Aristoteles ihn nicht tadeln können, daß er keine Ursache des Atomenwirbels angäbe. Aber auch so ist Demokrit hier der Einsichtigere gewesen. Die Welten, die sich aus dem Atome bilden, gleichen der Heraklitischen Welt durchaus darin, daß in ihnen alles in ewigem Flusse ist. So fließt natürlich auch in den Welten Epikurs alles. Auch Platon hat von Heraklit bedeutende Anregungen erhalten, wie wir, in einem Punkte, gesehen haben (s. S. 696). Daß die Physik der Stoiker wesentlich die, zum Teil nach Aristoteles Kritik verbesserte, Heraklitische ist, wird allgemein angenommen. Beachtenswert ist die Anerkennung, die Heraklit als 'ein Christ vor Christus' bei einigen Kirchenvätern gefunden hat. Sie beruht zum Teil auf einem Mißverständnis einzelner Stellen. Viel den Heraklitischen Grundanschauungen Verwandtes finden wir bei Spinoza, vor allem aber erscheint, wie wir schon mehrfach gesehen haben, Heraklitischer Geist bei Goethe, zumal da, wo der Dichter seinen Blick auf Gott und Welt richtet; aber wo er auch auf den Wegen des alten Weisen wandelt, immer kommt er über ihn hinaus. So in 'Dauer im Wechsel' (s. S. 689). 'Mauern siehst du, siehst

Paläste stets mit andern Augen an', und das ganze 'gegliederte Gebilde, alles ist ein andres nun'.

Und was sich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbei wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element.

Und doch gibt es für den edleren Geist im ewigen Fluß ein Dauerndes:

Danke, daß die Gunst der Musen
Unvergängliches verheißt,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Damit das 'ewige lebend'ge Tun, umzuschaffen das Geschaff'ne' nicht zweckwidrig wirke und das All ewig sein könne, herrscht bei Goethe wie bei Heraklit das Gesetz:

Gesetze
Bewahren die lebend'gen Schätze,
Aus welchen sich das All geschmückt,

und diese Wandlung ist zugleich Vernichtung und Bedingung alles Lebens. Als Goethes 'Eins und Alles' (1821) mit seinen Schlußworten:

Denn alles muß in Nichts zerfallen,
Wenn es im Sein beharren will,

tendenziös gemißdeutet war, schrieb er das 'Vermächtnis' (1829), das beginnt: 'Kein Wesen kann zu Nichts zerfallen', und wiederholte hier als zweiten Vers den drittletzten des vorigen Gedichtes, 'Das Ew'ge regt sich fort in allen', so andeutend, daß das zweite Gedicht, bei richtiger Auffassung des ersten, diesem gar nicht widerspreche, sondern es nur ergänze. Die ewige Bewegung des Stoffes, im einzelnen vernichtend, erhält, indem sie aus dem Stoff des Vernichteten Neues erzeugt, das Ganze in seinem Wechselleben. Wenn ferner bei Goethe die Natur 'nicht Kern noch Schale hat', wenn sie 'alles mit einem Male ist', wer erkennt nicht auch hier die Heraklitische Weltanschauung? Auch Heraklits Gott 'stößt nicht von außen', läßt nicht 'das All im Kreis am Finger laufen', sondern 'bewegt die Welt im Innern', 'hegt sich in Natur, Natur in sich', und wenn das Gedicht endigt:

Auf daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt,

so entspricht das ja dem Satze, daß die Weltvernunft für alle Menschen zugänglich sei. Und nach dem Tod erschließen sich bei beiden für die edleren Geister 'neue Sphären reiner Tätigkeit'. Aber wenn sich die Goethesche Anschauung auch vielfach mit der Heraklitischen berührt, so ist, wie schon gesagt, Goethes Erkenntnis des Wesens der Dinge doch vielfach über die des alten Philosophen hinaus fortgeschritten. Zweiundzwanzig Jahrhunderte mit einer kaum je ganz ruhenden Entwicklungsbewegung der Menschheit liegen zwischen beiden, und schon deshalb muß Goethes Geist tiefer, reicher, univer-

seller sein. Vor allem ist die Heraklitische Unsterblichkeit kaum dieses Namens wert. Die Seelen dauern nur bis zur Feuerwerdung des Alls fort, und indem das Urfeuer sie in sich zurücknimmt, vernichtet es allen Fortschritt der Menschen- und Geisterwelt, ohne sich selbst dadurch zu bereichern, denn es war ja nur seine eigene Vernunft, die in den besseren Seelen lebte. So 'begrenzt ein kleiner Ring' nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern auch das der Welt, denn welche Zeit ist nicht kurz, wenn man sie gegen die Ewigkeit hält? Die moderne Weltanschauung, soweit sie wesentlich im Christentum wurzelt, macht Ernst mit dem Gedanken einer mit Leben und Entwicklung erfüllten Ewigkeit. Lessing schließt sein herrliches Testament 'Die Erziehung des Menschengeschlechts' mit den Worten: 'Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht eine ganze Ewigkeit mein?' In Goethes Faust ist die Voraussetzung einer endlos fortschreitenden Entwicklung nirgends zu verkennen; in den letzten Szenen des zweiten Teils kommt dieser Gedanke dann, wenn auch in mythischer Gestalt und mystisch, so doch klar, zum Ausdruck. Ja auch Gott, 'von Ewigkeit in schaffendem Beruf', kann von dem modernen Geist als ewig werdend, ewig über sich hinauswachsend gedacht werden. So sagt Goethes großer Geistesverwandter Wilhelm von Humboldt in der Elegie 'Rom' unter großartiger Verwertung des Feuersymbols:

Der des Menschen Busen heiß durchglühet,
Hält die Welten auch im ew'gen Gleis,
Und die Funken, die er flammend sprühet,
Fasset keiner Ewigkeiten Kreis.
Neues auch aus seinem Schoß erblühet,
Ohne daß er ahndungsvoll es weiß.
Er auch kennt nur ewig neu Entwinden,
Ringt, im Größern wieder sich zu finden.



DER KÖNIG MIT DER DORNENKRONE

Von Hermann Reich

'Da nahmen die Soldaten des Prokurators Jesus zu sich in die Kaserne und versammelten um ihn das ganze Bataillon, und sie zogen ihn aus und hingen ihm einen roten Mantel um und flochten eine Dornenkrone und setzten sie auf sein Haupt und gaben ihm ein Rohr in die rechte Hand und beugten die Knie vor ihm, spotteten seiner und sprachen: Heil dir, König der Juden; und sie spieen ihn an und nahmen das Rohr und schlugen auf sein Haupt. Und als sie ihn verspottet hatten, zogen sie ihm den Mantel aus, taten ihm seine Kleider an und führten ihn hin zur Kreuzigung' (Matth. 27, 27—31).

Das ist die Szene der Verspottung Christi durch die Kriegsknechte. Schon in der ältesten christlichen Kunst hat die Dornenkrönung Darstellungen gefunden. Ich habe das bekannte Bild aus dem IV. Jahrh. von einem Sarkophag im Lateranmuseum hergesetzt. In sieghafter königlicher Haltung steht Christus da, während ein römischer Soldat ihm vorsichtig die Krone aufs Haupt setzt. Jeder Zug der Demütigung und des Leidens ist ängstlich vermieden, es ist alles wie eine wirkliche Krönung.[1])

Die Dornenkrone blieb in der Auffassung der Christenheit das heilige Symbol des Himmelskönigs. Mit der Dornenkrone trägt Christus sein Kreuz, mit der Dornenkrone hängt er am Kreuze; so sieht ihn noch heute die christliche Anschauung, so malen ihn die Maler, so bilden ihn die Bildhauer, so heißt es im Kirchenlied:

O Haupt, zum Spott gebunden
Mit einer Dornenkron.

---

[1]) Vgl. Victor Schulze, Archäologie der altchristlichen Kunst S. 333 Fig. 103.

Dennoch steht es für die Forschung fest, daß Christus am Kreuze nicht die Dornenkrone trug. Es heißt ausdrücklich in den Evangelien, die Soldaten hätten ihm den roten Mantel aus- und seine Kleider wieder angezogen; also haben sie ihm mit den übrigen Zeichen der Mummerei auch die Dornenkrone abgenommen. In der Tat trägt Christus am Kreuze auf den ältesten Bildwerken nicht den Kranz.[1] Also die vom frühesten Mittelalter bis in die moderne Zeit herrschende bildliche Darstellung des Gekreuzigten mit der Dornenkrone ist durchaus unhistorisch.

Wie, wenn nun überhaupt auch die ganze Szene der Dornenkrönung und Verspottung durch die Soldaten unhistorisch wäre? wenn sie nur die dichterische Phantasie geschaffen hätte als dramatisch-gewaltigen Ausdruck des heiligen Schmerzes über die Erniedrigung und Verlassenheit Christi in seinen letzten Stunden? Es fällt ja so manche tief ergreifende Szene aus der Passion unter diesen Gesichtspunkt. Sehr weit gehen gerade hier die Evangelien auseinander. Matthäus und Markus berichten, von kleineren Verschiedenheiten abgesehen, das Gleiche. Johannes verwendet die Szene schon in einem geänderten Zusammenhange, und Lukas gibt statt der Verspottung durch die Kriegsknechte die Verspottung vor Herodes. Von der Dornenkrönung weiß er überhaupt nichts.

So meint denn Brand (Die evangelische Geschichte S. 109): 'Bei dem allem darf doch für wahrscheinlicher gelten, daß das Ganze erdichtet ist.' Ähnlich urteilt Paul Wilhelm Schmidt (Die Geschichte Jesu, 1904, II 396). Zum mindesten historisch bedenklich bleibt die Szene fast für alle Interpreten wie für die Darsteller der Geschichte Jesu. Keim verhandelt die Frage der Echtheit (Geschichte Jesu von Nazara III 394 ff.), Renan (Vie de Jésus S. 420 ff.) findet die Szene für den Ernst römischer Würde unerhört. Aber er beruhigt seine Zweifel mit der Erwägung, daß die Imperatoren nicht römische Legionare, sondern nichtrömische Auxiliartruppen zur Verfügung hatten. Überall begegnet man mindestens dem Gefühl, daß hier irgend ein unaufgeklärtes Geheimnis walten müsse.

Daß die Soldaten an dem 'Judenkönig' ihren schrecklichen Humor üben, ist ja verständlich. Sie gestatteten sich auch sonst gelegentlich ihre plumpen Witze, so beim Tode Agrippas I. (Josephus, Ant. XIX 9, 1). Aber nirgends kommt es zu einer lang ausgesponnenen komischen Handlung. Diese ganze grausig burleske Szene hat etwas merkwürdig Vorbereitetes, es geschieht alles wie nach vorheriger Verabredung, und doch kann davon keine Rede sein. Sie führen den Herrn auf den Kasernenhof, dann wird alles, was nicht gerade Dienst hat, zusammengerufen. Schnell ist ein großes Publikum versammelt, und die Szene geht an: man staffiert Christus als König heraus, mit der Dornenkrone und dem roten Mantel und dem Rohr als Szepter. Dann beginnt nach der Krönung feierlich die Huldigung der seltsamen Untertanen, man proklamiert den neuen König der Juden, man fällt vor ihm auf die Knie,

[1]) Vgl. die Abbildungen bei Victor Schulze a. a. O. S. 334 ff.

endlich, als wäre es schon zuviel der Ehre, entreißt man ihm das Rohr und schlägt ihn damit und speit ihn an.

Die Evangelisten huschen zwar schnell an dieser Szene vorüber, aber wir haben sie uns lang ausgesponnen zu denken. Es war ja ein großes Publikum da, das man zu diesem Schauspiel besonders gerufen hatte und das sich belustigen und lachen und applaudieren wollte. Bis die zur Kreuzigung bestimmte Abteilung angetreten, bis das Kreuz gerichtet war, mußte es eine ganze Weile dauern, man hatte Zeit. In der Tat berichtet Justin (Apol. I 35), der König mit der Dornenkrone wäre noch auf ein Tribunal gestellt, und es sei vor ihm das Recht angerufen worden.[1])

Seltsam ist es, daß die Unteroffiziere, wenn schon keine höheren Offiziere da waren, dieses disziplinlose Treiben der Soldaten duldeten. Wie durfte das ganze Kasernement so einfach zusammenlaufen und sich ein Schauspiel veranstalten? Für moderne Disziplin wäre das unerhört, und die römische war streng genug. Da ist es verständlich, wenn moderne Kritiker, in Verzweiflung dieses dunkle Geheimnis aufzuklären, nachdem die Mühe von Jahrhunderten vergeblich war, den gordischen Knoten einfach mit dem Schwerte lösten.

Dennoch ist das Geheimnis aufzuklären und der Bericht wirklich historisch. Aber um das methodisch und sicher erweisen zu können, müssen wir erst weite und allerdings ganz andere Wege wandeln, als bisher hier eingeschlagen sind.

DAS SPOTTKRUZIFIX VOM PALATIN

Diese rohe eingeritzte Zeichnung wurde 1856 in einem Gemache des kaiserlichen Palastes am Südwestabhange des Palatin von Garrucci entdeckt. Am Kreuze hängt hier ein eselköpfiger Mann in kurzer Tunika, dem Colobium und mit Schenkelbinden. Links von ihm steht ein ebenso gekleideter bartloser Mann, er hebt den linken Arm anbetend empor. Darunter steht *'Αλεξαμενὸς σέβετε θεόν*: Alexamenos betet seinen Gott an. Die Zeichnung ist, wie derartige Kritzeleien pflegen, mit denen 'Narrenhände Tisch und Wände beschmieren', äußerst roh.



Garrucci erläuterte zuerst diese Karikatur aus dem durch Tertullian (Apol. c. 16; Adv. Val. I 14) bezeugten Wahne, die Christen wären Anbeter eines Gottes mit Eselkopf. Diese Deutung als Spottkruzifix fand allgemeine Geltung, und Fr. X. Kraus erläuterte dann, als 1870 noch in einem benachbarten Gemache des Palastes ein neuer Graffito: *'Αλεξαμενὸς fidelis* gefunden wurde, den Sachverhalt dahin: ein Heide — war es nun ein Gardist oder ein Page, denn es ist unentschieden, ob das Zimmer eine Wachtstube oder ein Schulzimmer war —

[1]) Ähnliches steht auch in den Acta Pilati.

verspottet seinen christlichen Kameraden Alexamenos als Eselverehrer, und Alexamenos tröstet sich darüber, indem er an die Wand schreibt: 'Alexamenos ist ein Christ'. Diese Auffassung ist heute die allgemein verbreitete. Aber daneben gibt es eine ganz andere: Es war gar nicht so ohne weiteres ein Wahn der Heiden, daß die Christen Eselanbeter seien; gewisse christliche Sekten waren es wirklich in den ersten christlichen Jahrhunderten, als im Christentum noch die orientalische Gnosis mächtig war. In diesen Zeiten des religiösen Synkretismus, in denen Christus mit dem hundeköpfigen Anubis und mit anderen Gottheiten verschmolz[1]), wurde er auch mit Seth, dem eselköpfigen Gott der Ägypter identifiziert.

Auch unter den Christen gab es Sethianer. Gerade in Rom lebten zahlreiche Verehrer des Seth, bis ins IV. und V. Jahrh.; das lehren die in einem Grabe der Via Appia im Jahre 1850 gefundenen Bleitäfelchen mit sethianischen Verfluchungsformeln, auf denen mehrere Male das Bild des esel-

[1]) Vgl. a. O. Keim, Rom und das Christentum S. 353; King, The Gnostic S. 91 ff. Die Verehrung eselköpfiger Dämonen ist im Hellenismus uralt. Ich erinnere an die Eselinge aus der mykenischen Epoche und setze das Bild nach Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1887 πίν. 10 hierher. Der nächste Verwandte des Esels ist das Pferd. Pferdeköpfige Dämonen weist Milchhöfer, Die Anfänge der Kunst in Griechenland S. 53 ff. in Menge auf den 'Inselsteinen' nach, ebenso einen pferdeköpfigen weiblichen Dämon aus indischer Kunst. Die Pferdenatur äußert sich noch in den Silenen. Auch an die ἵπποι und den ἀρχίππος im Kult der Iobakchen wäre zu erinnern (vgl. Sam Wide, Inschrift der Iobakchen, Ath. Mitteil. XIX). Vielleicht auch an die ταῦροι, κόρακες und ἀετοί im Mithraskult. Sehr wichtig sind die Ὀνιτάδαι in der Sängergilde zu Milet, die vor kurzem zum ersten Male durch v. Wilamowitz der Wissenschaft bekannt gegeben sind (Sitzungsber. d. Kgl. preuß. Ak. d. W. 1904 S. 619 ff.). Ich kann diesen religionsgeschichtlich sehr bemerkenswerten Dingen hier nicht weiter nachgehen, will aber kurz darauf hinweisen, daß sich Tiermenschen mit Wolf- oder Hundekopf — wenn nicht gar einer ein Eselkopf(?) sein soll — sich noch in später christlich-byzantinischer Kunst finden. Vgl. die höchst lehrreiche Abhandlung von Josef Strzygowski: Das Byzantinische Relief im Berliner Museum (Jahrbuch der Kgl. preuß. Kunstsamml. 1898 Heft I). In den Klosterkirchen am Berge Athos ist der heilige Christophorus mit einem Wolfs- oder Hundskopf abgemalt, ganz als wäre er ein uralter heidnischer Dämon. Vgl. Didron, Das Handbuch der Malerei vom Berge Athos, deutsche Ausg. von Schaefer S. 316.



köpfigen Gottes wiederkehrt (wie nebenstehend nach Wünsch, Seth. Verfluchungstaf. S. 16). Als sethianisches Kultzeichen findet sich oft ein Y. Dann wäre also das Bild mit dem Eselköpfigen am Kreuze das Zeichen der Andacht eines sethianischen Christen.



In der Tat, es muß eine überströmende Andacht gewesen sein, die sich nicht einmal enthalten konnte, ihren Gott an die Wände eines Wachtlokals zu malen und sich nicht scheute, das heiligste Mysterium der Christenheit, die Kreuzigung zu profanieren; um so schlimmer, als ja nicht bloß Christen in diesem Wachtlokal, oder war es eine Schulstube, ein- und ausgingen, sondern gerade vornehmlich Heiden. Das Sonderbarste aber ist, daß dieser Andächtige sich noch gleich selber dazu an die Wand malt in einem den Spott geradezu herausfordernden Konterfei. Dieser selbe fromme Eifer treibt ihn allerdings ja auch dazu, an die Wand in einem nahegelegenen Gemache sein Glaubensbekenntnis zu schmieren 'Alexamenos ist ein Christ'. Oder tat ein anderer ihm die Ehre an? belobte ihn, wie man sich das vorstellt, als Christen und malte ihn, damit noch nicht genug, als Verehrer seines Gottes dann auch noch in Person an die Wand?

Dabei ist vergessen, daß man es in den ersten vorchristlichen Jahrhunderten von christlicher Seite durchaus vermied, das Leiden Jesu Christi darzustellen und seine Erniedrigung zu verbildlichen.[1]) Das christliche Gefühl war eben damals noch zu wund, zu leicht verletzlich und seines Sieges nicht widerspruchslos bewußt. Die erste Darstellung der Dornenkrönung in der christlichen Kunst findet sich erst im IV. Jahrh., und sie nimmt sich, wie wir sahen, wie eine wirkliche Krönung aus. Die ersten Darstellungen der Kreuzigung finden sich sogar erst im V. Jahrh.; auch sie vermeiden es durchaus, das wirkliche Leiden zu schildern: es ist ein siegreicher Gott, kein duldender Mensch, der am Marterpfahl hängt. Das Eselkruzifix stammt aber, wie man wohl mit Recht annimmt, spätestens aus dem III. Jahrh. Eine Szene, die selbst für die ernste Kunst damals noch als zu heilig und erhaben und zugleich zu schrecklich galt, hätte ein Gläubiger auf die Wände eines sehr profanen Gemaches schmieren sollen!

Überhaupt aber faßt man diese beiden Graffiti und ihren Spott vielfach doch etwas zu harmlos auf. Wir befinden uns im III. Jahrh., in einer Zeit arger Christenverfolgungen, wir befinden uns im Palaste der römischen

---

[1]) Vgl. Victor Schulze a. a. O. S. 332.

Kaiser. Dieses Jahrhundert beginnt mit Christenverfolgungen, unter Kaiser Septimius Severus (—211), die dann unter Caracalla (211—217) allmählich aufhörten. Der Thraker Maximinus (235—238) verfolgte dann wieder die Christen. Eine scharfe Christenverfolgung fand später unter Kaiser Decius (249—251) statt, und setzte sich auch unter Gallus (251—253) fort. Auch Kaiser Valerian erließ 257 ein Edikt gegen die Christen. Diese Zeiten sahen viele Märtyrer. Dann gab es eine längere Zeit der Duldung, bis unter Diocletian am Beginn des IV. Jahrh. die letzte große Christenverfolgung erfolgte.

Nun gab es ja wirklich schon seit den frühesten Zeiten Christen am Hofe der Kaiser.[1]) Brachen Verfolgungen aus, so war natürlich immer das Nächste, daß die Kaiser ihre Umgebung von den Gläubigen säuberten. Als Christen wurden der Konsul T. Flavius Clemens und seine Gattin Domitilla, die zur nächsten Verwandtschaft des Kaisers gehörten, von Domitian gemaßregelt. So entfernte Maximinus Thrax, so Decius und Valerian zunächst die Christen vom kaiserlichen Hofe. In dem zweiten Erlaß Valerians gegen die Christen heißt es ausdrücklich: *Caesariani, quicumque vel prius confessi fuerant vel nunc confessi fuerint, confiscentur et vincti in Caesarianas possessiones descripti mittantur.* Die ersten Erlasse Diocletians gegen die Christen wenden sich besonders gegen die Gläubigen am kaiserlichen Hofe.[2]) Eusebius (Hist. eccl. VIII 6) berichtet von dem Martyrium, das viele Pagen Kaiser Diocletians erlitten, unter denen sich besonders der Page Petrus durch seine Standhaftigkeit auszeichnete.

Ein Page war auch Alexamenos, falls er nicht ein Gardist war. Ich denke, wir verstehen jetzt die Situation. Kein Christ hat mit dem Eselkruzifixe sich seines Christentums gerühmt und sich leichtsinnig in Gefahr gebracht. Nein, das tat ein heidnischer Spötter und verband mit dem Spotte gegen einen mißliebigen christlichen Kameraden zugleich so etwas wie boshafte Angeberei; mindestens wollte er ihn gehörig ängstigen. So schrieb er denn zuerst an die Wand 'Alexamenos ist ein Christ', und als ihm das noch nicht genügende Wirkung tat, malte er noch das Konterfei des Armen als eines Eselanbeters an die Wand.

Daß man wirklich mit solchen Kritzeleien an den Wänden öffentlicher Bauten gelegentlich Intriguen anzettelte, mag folgende Erzählung bei Lucian illustrieren (Dialog. meretr. 4). Die arme Melitta ist trostlos über den Verlust ihres Liebhabers. Er hat ihr den Vorwurf gemacht, sie betrüge ihn mit dem Schiffskapitän Hermotimos. Vergeblich beteuert sie ihm ihre Treue, der Erzürnte erklärt, von dem Verhältnis wüßten ja schon die Wände im Stadtteil Kerameikos. Verzweifelt sendet sie ihr Mädchen aus, nachzusehen, und die

---

[1]) Ich verweise hier auf Harnack, Die Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten Jahrhunderten, und zwar besonders auf den Abschnitt: Die Verbreitung am Kaiserhofe S. 381 ff.

[2]) Vgl. Harnack a. a. O. S. 388.

findet in der Tat am Tore Dipylon an die Wand gekritzelt: 'Melitta liebt den Hermotimos' und dicht darunter: 'Schiffskapitän Hermotimos liebt die Melitta.' So hat hier die boshafte Intrigue ihren Zweck wirklich erreicht; doch hofft Melitta, vielleicht noch durch die Künste einer Zauberin den ganz zu Unrecht eifersüchtigen Geliebten zurückzugewinnen.

Mag dem nun sein wie ihm wolle, eins ist gewiß: der erste Blick war hier wie so oft der richtige. Wir haben in der Tat ein Spottkruzifix vor uns. Daß aber Christus einen Eselkopf trägt, wird wohl wirklich vermittelt sein durch die Bekanntschaft des heidnischen Spötters mit dem Glauben der Sethianer und mit der Auffassung der Christen als Eselanbeter. Und wenn sich das heilige Kultzeichen Y findet, so beweist das eben nur, daß der Spötter recht genau mit den Anschauungen bekannt war, die sein Spott traf. So rühmt sich ja auch der Mime Genesius, der auf der Bühne dem Volke von Rom das Leben und die Mysterien der Christen mimisch parodiert, er kenne alles aus eigener Beobachtung ganz genau.[1])

VOM ESELMIMUS UND DEN KREUZIGUNGSMIMEN

Allerdings haben bei dem Eselkruzifix noch ganz andere Ideenassoziationen mitgewirkt. Kraus hat in der Schrift 'Das Spottkrucifix vom Palatin' auf



dem vordersten Blatt ein Eselbild auf einer Gemme abgebildet. Ein Eselmensch mit Eselfuß und -huf steht mit wichtiger Miene vor zwei Menschen. Die Ähnlichkeit ist also nur eine entfernte, zudem ist die Echtheit des Stückes fraglich. Das Bild eines Eselmenschen, genau in der Art des Eselings am Kreuze, wurde, wenn wir von der Darstellung Seths absehen, erst vor wenigen Jahren gefunden. Ich setze es hierher. Es wurde 1897 von

[1]) Acta Sanct. Bolland. 25. August V 122.

Pasqui[1]) veröffentlicht und ist eine Reliefdarstellung auf einem Topfscherben, der, wie die ihm aufgepreßte Fabrikmarke (rechts oben) beweist, aus dem I. Jahrh. n. Chr. stammt. Das Ganze ist eine Szene aus einer alten Eselatellane, die auf eine älteren Eselmimus zurückgeht. Ein profanes Bild, das dem Eseling am Kreuze ähnlicher wäre, gibt es aus der Antike nicht. Beide Male haben wir einen Menschen vor uns, der vom Esel nur den Kopf hat. Ist der eine dürftig, so ist der andere gar nicht bekleidet; kommt der eine auf einem burlesken Bilde, so kommt der andere in einem burlesken Schauspiel vor.[2])

Aber was hat schließlich der Eselmensch in der Atellane oder dem Mimus mit dem Eseling am Kreuz zu tun? Was hat überhaupt der Mimus mit religiösen Vorstellungen, und seien sie noch so bizarrer Art, was hat er vor allem mit dem Christentume zu schaffen? Oder gibt es doch irgend welche Beziehungen zwischen *mimus* und *religio*? Wie ein alter Kirchenschriftsteller mit dunklem Ausdrucke gar von einem *mimus religionis* redet und Salvian, der Presbyter von Marseille, schilt: *Christo offerimus mimos?*[3])

Die katholischen Kirchenväter entdeckten allerdings die mannigfachsten Ähnlichkeiten und Beziehungen zwischen den religiösen Lehren und Anschauungen der christlichen Schriftsteller, die da außerhalb der katholischen Kirche standen und Häretiker, zumal Arianer und Gnostiker waren, und den Erfindungen insbesondere des mythologischen Mimus, in dem die alten Götter eine humoristisch-burleske Darstellung fanden.

So weist Epiphanius in seiner Schrift gegen die Ketzereien gegenüber den seltsamen Mythen der Gnostiker und anderer Ketzer über den Ursprung der Welt, über die Genealogie von Gott Vater, Sohn und heiliger Geist, über den Ursprung und die Beziehung der Dämonen zur Gottheit, über den merkwürdigen, großen Dämon, der die Welt auf seinen Schultern trägt und gelegentliche Erdbeben veranlaßt, über die Sintflut, deren eigentümliche Ursache und nähere Geschichte fortwährend darauf hin, das seien Erfindungen, wie sie gerne im märchenhaft-phantastischen Mimus und insbesondere bei dem großen Mimographen Philistion vorkämen.[4])

---

[1]) Atti della R. Accademia dei Lincei 1896. Scienze morali, stor. e filol. IV 2, Notizie degli scavi in der Abhandlung: Nuove scoperte di antiche figuline della fornace di M. Perennio S. 458 Fig. 2.

[2]) Näheres hierüber in dem Aufsatze: Der Mann mit dem Eselskopf, ein Mimodrama, vom klassischen Altertum verfolgt bis auf Shakespeares Sommernachtstraum. (Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft 1904 XL.) Dort, S. 18 f. habe ich mancherlei Schauspieler mit Tierköpfen im Mimus nachgewiesen. Zaubermimen und Verwandlungspossen waren eben in der Antike besonders beliebt, auch hatte ja ursprünglich der Tiertanz im Mimus eine Rolle gespielt. In gewisser Weise gehört vielleicht auch der Schulmeister mit dem Eselkopf hierher, den Wissowa 1890 (Röm. Mitteil. V Taf. I) publizierte und daselbst in der bekannten, ebenso gelehrten wie geistvollen Abhandlung behandelte. Wissowa selber bemerkt jetzt dazu (brieflich): 'Der eselköpfige Schulmeister . . . stammt ja nicht direkt aus dem Mimus, mimische Anregung erscheint aber nicht ausgeschlossen.'

[3]) De gubernatione dei VI. 4. C. V. VIII S. 130. VI, 5. C. V. VIII S. 131.

[4]) Die Stellennachweise in meinem Buche 'Der Mimus' S. 426—429.

Selbst in der Bibel wollte man den Mimus wiederfinden. Africanus[1]) nimmt es sich heraus, den großen Lehrer Origenes dafür zu tadeln, daß er die biblische Geschichte von der keuschen Susanne für echt halte. Die Art, wie Daniel die beiden lüsternen Greise, welche von der keuschen Susanne abgewiesen werden und sie nachher fälschlich des Ehebruches zeihen, überführt, zeige nicht den heiligen und prophetischen Geist, sondern den weltlich burlesken des Mimographen Philistion. So wie Daniel die beiden Schurken jeden einzeln vornimmt und durch die Aussage des einen, der Ehebruch sei unter der Eiche, des anderen, er sei unter dem Mastixbaum vor sich gegangen, überführt, so lustig und schlagend pflege gerade der Mimograph Philistion geheime Sünden und Laster aufzudecken. Aber fort mit diesem Mimus aus der Bibel. Origenes meint dagegen, dann sei auch der Rechtsstreit der beiden Mütter vor Salomo und des Königs salomonisches Urteil ein philistionischer Mimus. Ähnlich findet Hieronymus, die Erzählung von der Jungfrau, die zu dem greisen König David gelegt wurde, um ihn zu erwärmen, sei eigentlich ein Mimus.[2])

Marius Mercator, ein Freund und Anhänger des heiligen Augustin und rüstiger Kämpe im pelagianischen Streite, fährt in seiner 'Mahnschrift wider die Ketzerei des Pelagius und Caelestius und auch die Schriften Julians' (Edit. Steph. Baluzii, Paris 1684, S. 9—11) ingrimmig auf den Bischof Julianus von Eclanum, einen eifrigen Pelagianer los, der sich allerhand Späße und beißende Spöttereien über das Dogma von der Erbsünde erlaubt hatte. Das wäre eine *obscenitas* wie sie in den Mimus gehöre; ja, das verdiene den Applaus der Menge im Theater und Acclamationen wie: Einziger Philistion! Philistion galt bekanntlich dem ganzen späteren Altertum als der große Klassiker des Mimodramas.

Sehr merkwürdig ist der Vorwurf, den Athanasius (Pariser Ausg. 1698 I 247 B) gegen Arius erhebt: seine Kirchenlieder hätten den weichlichen Rhythmus des Ionicologen d. h. des Mimologen Sotades. Überhaupt der ganze Gottesdienst der Arianer mit dem lauten Händeklatschen, den volksmäßigen Kirchenliedern, den mimischen Gebärden und Gestikulationen, dem lauten Gelächter schien dem Mimus jener Tage zu gleichen. Mit besonderem Eifer weist Athanasius darauf hin, daß der arianische Bischof Epiktet ursprünglich ein Schauspieler (ὑποκριτής), d. h. für jene Zeiten ein Mime war. Theodoret (Hist. eccl. IV 22 S. 352—354 Gaisf.) vergleicht diese Art Gottesdienst mit den Vorgängen auf der sittenlosen Bühne. Aber dieser Vergleich mit dem Mimus trifft auch Gregor von Nazianz, den Begründer des katholischen Kirchengesanges und dessen Hymnen. Er soll in seinem Ὕμνος ἑσπερινός den Mimographen Sophron nachgeahmt haben, der seine Mimen in gewissen Rhythmen und Kolen dichtete und nicht in regelmäßigen Versen. Also selbst der gregorianische Kirchengesang soll etwas mit dem Mimus zu tun haben. Das ist seltsam genug.[3])

[1]) De historiae Susannae epistula ad Origenem bei Migne, Patrol. Graec. XI 41—45.

[2]) Epist. LII ad Nepotian., I 255 A B Vallarsi.

[3]) Es wäre dankenswert, wenn ein musikverständiger Kenner des alten Kirchengesanges der Bedeutung dieser Notizen, die in meinem Mimus S. 135 ff. zusammengestellt sind, nach-

Finden so die Kirchenschriftsteller selber allerhand Beziehungen zum Mimus, so hatte der Mimus sie gleichfalls zum Christentume gefunden; doch waren sie von vornherein nicht gerade freundlicher Art.

Der Haß gegen die Christen war im Laufe der Jahrhunderte populär im römischen Reiche geworden, und der Mime haschte als volksmäßiger Schauspieler nach Popularität. So wurde 'der Christ' die neueste Figur, die er seinen uralten, überlieferten und ererbten Typen hinzufügte. 'Der Christ' mußte es erleben, daß er unter die mimischen Narren geriet. Voll Empörung schilt Gregor von Nazianz (Or. II, LXXXIV, Ausg. der Bened. I 52): 'Die Christen dienen als Schauspiel nicht den Engeln und Menschen wie Paulus, der große Streiter des Herrn, sondern allem niederen Volke.' Auf der Bühne gäbe es keinen Typus, der mehr beklatscht werde als 'der Christ'.

In der Tat, hatte der Mime sich nicht gescheut, im mythologischen Mimus, der besonders beim Volke beliebt war, die Taten und Leiden der Götter lustig zu parodieren, hatte er einen Ehebrecher Anubis und eine männliche Luna, eine geprügelte Dia oder die drei gefoppten hungrigen Herkulesse, hatte er selbst Jupiters Majestät auf die mimische Bühne gebracht und in übermütiger Laune die eigenen Mysterien, an die er doch im innersten Herzen glaubte, humoristisch travestiert, warum hätte der Heide mehr Scheu haben sollen vor den Mysterien der Christen?

Besonders die christliche Taufe war es, die mit ihrem früh ausgeprägten Zeremoniell den Mimen ein kostbarer Vorwurf dünkte. Alle bei ihr erfolgenden kirchlichen Handlungen stellte der Mimus mit seinem gewohnten hier höchst verletzenden Realismus und mit einer noch kränkenderen parodistischen Entstellung, noch empörenderem ironischem Humore dar. Mit dem Täufling erschienen alle kirchlichen Beamten, Bischöfe, Exorcisten, Presbyter und Diakonen auf der mimischen Bühne. Einzeln wird das gesamte kirchliche Personal, das bei der Taufe assistierte, für den Taufmimus angeführt im Martyrium des heiligen Porphyrius, das Theophilus Ioannes herausgab (*Μνημεῖα ἁγιολογικά* S. 358). Der Bischof und die Priester sprachen im Mimus die gebräuchlichen kirchlichen Formeln, und der Täufling hat ihnen in gleicher Weise geantwortet. So steigt der Mime Porphyrius, der später das Martyrium erlitt und zum Heiligen ward, im Mimus in das Taufbad mit der Formel: Getauft wird Porphyrius im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes (a. a. O. S. 358). Vor der Taufe wurde der Täufling im Mimus entkleidet und nachher mit den weißen Gewändern der Getauften angetan. Ganz realistisch also, wie es dem Mimus, in dem alles auf Lebenswahrheit abzweckte, gebührt — ist der Mimus doch nach Theophrasts Definition Nachahmung des Lebens (*μίμησις βίου*)

geben wollte; er würde sicher merkwürdige Entdeckungen machen. Die neue rhythmische Art hat sich natürlich zuerst im Volksliede und vor allem in der volksmäßigen Mimodie und in den Arien des großen Mimodramas durchgesetzt. Denn der Mimus, der alle Nüancen der lebenden Volkssprache wiedergibt, hatte dafür zuerst das feine Gehör. Von der Mimodie aus hat sich das dann weiter ausgebreitet bis ins Kirchenlied hinein.

und führt der Mime den Ehrentitel Lebensschilderer, 'Biologe' —, kam jeder kirchliche Brauch zur Darstellung.

Selbst vor der Darstellung des Martyriums schreckte der Mimus nicht zurück; er brachte es auf die Bühne, wie die Christen ihr Kreuz auf sich nahmen und ihrem Herrn nachfolgten; das ist der Kreuzigungsmimus. Der Mime Ardalio trat in einer solchen mimischen Darstellung des Martyriums vor Kaiser Maximinianus auf; er wird im Mimus als Christ vor den heidnischen Richter gebracht; aufgefordert zu opfern, verweigert er das heidnische Opfer, wie es in den Jahrhunderten der Verfolgung soviele Glaubenshelden wirklich taten; so wird er denn zur Strafe im Mimus ans Kreuz geschlagen, und das Theater klatscht Beifall, als er im Mimus so standhaft die Kreuzesmarter erträgt, wie es so viele Märtyrer damals wirklich getan.[1])

Noch genauer werden wir über diese Passions- und Märtyrermimen unterrichtet durch die *Passio sancti Genesii mimi et martyris*. Genesius trat im Theater in Rom vor Kaiser Diocletian in einem solchen christologischen Mimus auf. Die erste Szene in diesem Mimus spielte, wie es scheint, auf der Straße. Genesius stürzt, von einem epileptischen Anfalle erfaßt, auf der Bühne nieder. Man nannte später die Epilepsie die Krankheit des heiligen Genesius und erwartete von ihm Heilung gegen sie (Acta Sanctorum Bolland. August. V 1296). Freunde und Bekannte eilen herbei ihn aufzuheben. Er aber fordert, man solle ihn taufen, denn er fühle sich schwer und wolle sich wieder leicht fühlen. Da lachen die Mimen und fragen ihn: 'Wie sollen wir dich leicht machen, sind wir etwa Tischler und sollen dich abhobeln?' Das sind die dummen Witze, die *mimicae ineptiae*, wie sie im Mimus gang und gäbe waren, und wie sie sich ähnlich in dem antiken Schnurren- und Eulenspiegelbuch, dem Philogelos, dem Lachlustigen finden.[2]) Da ruft Genesius aus: 'Ihr Toren, ich will als Christ sterben.' 'Wieso denn?' fragen sie; er antwortet: 'Damit ich an jenem Tage' — gemeint ist der Tag des letzten Gerichts — 'mich zu Gott flüchte'. Nun wechselt die Szene; man trägt Genesius von der Bühne, und die nächste Szene spielt in seiner Wohnung, er liegt krank zu Bett, schon erscheint ein Presbyter und ein Küster (Exorcist) und fragen: 'Warum hast du zu uns geschickt, lieber Sohn?' Genesius antwortet: 'Weil ich die Gnade Christi zu empfangen wünsche, durch die ich die Wiedergeburt und Befreiung von meinen Sünden erlange.' Wieder wechselt die Szene, man schreitet in der Kirche mit dem schnell Bekehrten zur Taufe und zieht ihm das weiße Gewand an. Doch die Freude dauert nicht lange. Schon wird der neue Christ der Obrigkeit angezeigt. Es erscheinen Soldaten und führen ihn vor das Gericht des Kaisers. Hier wurde die Handlung des Mimus jäh unterbrochen, da Genesius, von der mystischen Gewalt der im Mimus travestierten heiligen Handlung und von der göttlichen Gnade ergriffen, plötzlich vortritt und vor allem

[1]) Migne, Patrol. Graec. CXVII 408 Menologium des April, Venediger Ausg. 57. Acta Sanctorum Bolland. XI 213 B.

[2]) Vgl. 'Mimus' Bd. I Teil II S. 454—474.

Volke erklärt, er sei jetzt wirklich Christ. So wird er denn verurteilt und erleidet den Märtyrertod, den er im weiteren Verlauf des Stückes nur mimisch darstellen sollte, in Wirklichkeit und voll heiliger Glaubenstreue.

Diese christologischen Mimen sind jahrhundertelang durch die ganze griechisch-römische Welt verbreitet gewesen. Das beweisen schon die zahlreichen Mimologen, die in den verschiedensten Städten bei derartigen Darstellungen zu Märtyrern wurden: am 4. November 275 Porphyrius zu Cäsarea in Kappadokien, am 27. Februar 297 Gelasinus in Heliopolis in Phönikien, am 14. April 298 Ardalio gleichfalls in einer Stadt des Orients, am 25. August 303 der Mime Genesius zu Rom, am 15. September 362 ein zweiter Porphyrius in einer Stadt des Orients. Ich will auch des Märtyrertodes des Mimen Philemon am 8. März 284 in der ägyptischen Stadt Antinois unter Diocletian gedenken. Obwohl Philemon nicht bei der Verspottung der Christen im Mimus zum Märtyrer wird, scheint er früher doch auch im christologischen Mimus aufgetreten zu sein (Acta Sanct. März VIII 752 B).

In den Zeiten der Christenverfolgungen mußten derartige Mimen beim heidnischen Pöbel ganz besonders beliebt sein, und sicher hat der Zeichner des Spottkruzifixes solche Mimen gesehen und, wenn auch nicht Christus, so doch Christen am Kreuze.

Nun ist der Kreuzigungsmimus aber durchaus nicht speziell für die Schilderung des Christentums erfunden, die Kreuzigung, der Sklaventod, ist ein altes mimisches Sujet. Der Mimus schildert das ganze Leben, den ganzen *βίος* mit all seinen Freuden und Festen, Hochzeiten und Gelagen, aber auch mit all seiner Trauer und Not, mit seinen Leiden, Verbrechen und all seinen Greueln und schließlich mit Gericht und Hochgericht. Gerade Gerichtsszenen waren im Mimus sehr beliebt. Und wie im christologischen Mimus der Märtyrer, so erscheint im alten Räubermimus der Räuberhauptmann Laureolus schließlich auf dem Hochgerichte, am Galgen, am Kreuze.

Eine Aufführung dieses berühmtesten Stückes des Mimographen Catullus ist schon für die Zeit Caligulas bezeugt. Doch wurde es noch bis in die Zeit Tertullians hinein immer von neuem aufgeführt. Dabei wurde dann die Hinrichtungsszene möglichst realistisch mit der gewohnten Naturtreue des Mimus vorgeführt. Josephus (Antiqu. XIX 13) berichtet ausdrücklich, man hätte Ströme von Blut sich um den Gekreuzigten ergießen lassen. Martial sah bei den Spielen, die Kaiser Titus zur Einweihungsfeier des Flavischen Amphitheaters im Jahre 80 gab, wie in der Schlußszene dieses Mimus ein wirklicher Verbrecher auf der Bühne wirklich gekreuzigt wurde. Martial (Epigr. VII) fällt bei diesem fürchterlichen Anblick die Strafe des Prometheus ein, der es dulden mußte, daß der Adler des Zeus ihm täglich die Leber aus dem Leibe riß. Wie Prometheus am Kaukasus, hing in diesem Kreuzigungsmimus der Räuber am Kreuze. Statt des Adlers zerfleischte ihn ein wilder Bär aus den nordischen Wäldern. Selbst Martial, der wie alle Römer gegenüber den amphitheatralischen Greueln kein menschliches Gefühl besaß, schaudert bei diesem blutigen Anblick; aber er tröstet sich schnell, das wäre gewiß auch ein

absonderlicher Verbrecher gewesen, der so Absonderliches dulden mußte. So endete denn auch dieser blutige Mimus zur Zufriedenheit des Volkes von Rom.

Im mythologischen Mimus traten alle Götter auf, nicht einmal den Vater Zeus schonte der mimische Humor. Anubis, der Ägypter, der hundsköpfige Gott, trat als Ehebrecher im Ehebruchsmimus auf, auch Isis selber zeigte sich im Mimus; das ist bezeugt. Da wird man des Anubis nächsten Verwandten, den eselköpfigen ägyptischen Seth, der in Rom, wie die sethianischen Verfluchungstafeln beweisen, eine große Gemeinde hatte, wohl auch im Mimus vorgeführt haben. Christus war nun den gnostischen Christen vielfach mit Seth verschmolzen, was dem Vorwurf der *ὀνολατρεία*, der Eselverehrung, den Christen gegenüber einen sehr realen Hintergrund gibt. Ist also wirklich Esel- und Kreuzigungsmimus einmal zusammengeflossen?

So viel ist gewiß: der Spötter, der das Eselkruzifix zeichnete, der den Christen Alexamenos verhöhnte, wird für seine Zeichnung Anregungen haben aus dem Mimus, zumal dem christologischen seiner Zeit.

Hat doch schon kein Geringerer als Tertullian bei seinem Spott gegenüber der gnostischen Auffassung von der Passion sich an den Kreuzigungsmimus Laureolus erinnert, derselbe Tertullian, der die gnostische Lehre von den Äonen, deren einer Christus sein soll, eine Szene aus einem mythologischen Mimus genannt hat.[1]) Wieviel näher lagen derartige Vergleiche einem heidnischen, der Theaterkunst und dem Mimus leidenschaftlich hingegebenen Spötter; nun allerdings nicht nur gegenüber der christlich gefärbten Gnosis, sondern überhaupt dem Christentum selbst gegenüber. Damit wäre das Problem des Spottkruzifixes ja nun wohl erledigt und zugleich der Weg geebnet, um auch das Geheimnis der Spott- und Geißelungsszene in den Evangelien aufzuhellen. Doch nun wollen wir noch einen kleinen Umweg machen, um sicher ans Ziel zu kommen.

MIMUS UND MYSTERIUM

Furchtbar muß die Empörung der Christen gewesen sein über diese burleske Profanierung ihrer Sakramente, die noch dazu in so realistischer Weise vor sich ging, über diese humoristische Verspottung ihres Glaubens, Hoffens

[1]) I: Tertullian advers. Valent. XIV: *Ita depulsa quominus pergeret, nec habens supervolare crucem, id est Horon, quia nullum Catulli Laureolum fuerit exercitata, ut destituta Passioni illi suae in trica multiplici atque perplexa omni genere eius coepit adfligi* e. q. s. II: Kap. XIII zu Anfang heißt es: *Continet hic igitur ordo primam processionem pariter et nascentium et nubentium et generantium Aeonum . . . Ceterum haec intra coetum Pleromatis decucurrisse dicuntur, prima tragoediae scena. Alia autem trans siparium cothurnatio est, extra Pleroma dico.* Das *siparium* ist bekanntlich das *velum mimicum*, der Vorhang, vor welchem die Mimen auf dem vorderen Teile der großen Bühne spielten. Dieses Siparium war für den Mimus so unerläßlich — es findet sich noch auf der Possenbühne des Mittelalters und selbst noch auf der Shakespearebühne —, daß man *siparium* direkt für Mimus sagte, so z. B. Seneca, Dialog. IX 11, 8: *alia cothurno non tantum sipario fortiora* und ähnlich Juvenal VIII 186: *vocem, Damasippe, locasti sipario.* Die *trans siparium cothurnatio* bedeutet den mythologischen Mimus; denn in ihm trugen die tragischen Personen, die mit den mimischen Narren gemeinsam auftraten, die tragische Maskerade und den Kothurn.

und Leidens. Während im Amphitheater unter den Zähnen wilder Tiere, unter den Marterwerkzeugen der Henker das Blut der Märtyrer floß, sah man auf dem Theater ihren Glauben und ihr Leiden im spöttisch-humoristischen Spiel. Die blutige Verfolgung und das lustige Narrenspiel gingen parallel, und wenn die Heiden im Theater den Ruf erhoben: 'Die Christen vor die Löwen', so mag hier und da der Mimus selber zu diesem wilden Verlangen erhitzt haben. Julian, der Apostat, der Christenfeind, ließ von Mimen auf dem Theater die Christen verhöhnen. Aber der Mime Porphyrius, der in einem solchen christologischen Mimus auftrat, wird beim Spiele selbst zum Christen und zum Märtyrer (*Μηναῖον Σεπτεμβρίου* S. 106). Der Mimus des Genesius wurde zu Rom in der großen Christenverfolgung Diocletians aufgeführt, zu Rom, von dem der berühmte mittelalterliche Hymnus singt:

O Roma nobilis, orbis et domina,
Cunctarum urbium excellentissima,
Roseo martyrum sanguine rubea.[1])

Aber Rom sah dann auch den Mimen Genesius zum Märtyrer und Heiligen werden.

Das war die große Genugtuung, welche die Christen erhielten für die Schmach, die ihnen der Mimus antat. Darum sind über alle diese Bekehrungen von Mimen ausführliche Berichte erhalten. Um die nackten Tatsachen hat dann Sage und Legende ihren wunderbar blühenden Kranz gesponnen und damit die erstaunliche Tatsache symbolisiert, daß der mimische Narr schließlich zum christlichen Heiligen verklärt ward, der noch heute im Kalender steht.

Die Kirchenschriftsteller blieben freilich des Mimus erbitterte Feinde, allen voran Johannes Chrysostomus, der ganze Predigten dem Kampfe gegen den Mimus gewidmet hat. Dionysos, der Herr des Theaters, so geht seine Beweisführung, die dann unablässig Jahrhunderte, ja über ein Jahrtausend wiederholt wird, ist ein böser Dämon, ein Teufel wie alle anderen Götter. Das Theater ist also des Teufels Eigentum. Durch der Mönche Mund spricht Christus, durch den Mund der Mimen der Teufel. Die mimischen Arien sind Teufelsgesänge, die mimischen Sujets Fabeln des Teufels. Das ganze mimische Schauspiel aber ist ein Mysterium des Satans, die mimische Bühne ein Katheder der Pestilenz, die hohe Schule der Unsittlichkeit, der Tanzboden der Unkeuschheit.

So heftig auch diese geistlichen Anklagen waren, so laut von ihnen alle Kanzeln der griechisch-römischen Welt wiederhallten, so leidenschaftliche Verteidiger fand der Mimus auch, und besonders unter den Höchstgebildeten. Es waren da besonders die Professoren der Beredsamkeit, die Kenner altgriechischer Kunst, die gegenüber den Mönchen die Ehre des Mimus verteidigten. So war der Sophist Nikotychos als energischer Verteidiger des Mimus aufgetreten und hatte sich unterstanden, die Mimen des Philistion vorzulesen und sogar

---

[1]) Text nach Traube, O Roma nobilis, Abh. der I. Cl. d. Kgl. bayr. Akad. d. Wiss. XIX. Bd. II. Abt. S. 300.

öffentlich vorzutragen. Dafür spricht ihm dann der Mönch Nilus, ein Schüler des Johannes Chrysostomus, kurzerhand das Christentum ab.[1])

Von den Deklamationen des Mimus ist allein die des Sophisten Choricius von Gaza erhalten. Sie wurde zum ersten Male 1877 von Graux herausgegeben. Trotz aller Mäßigung ist die Empörung bei Choricius so groß, daß er die geistlichen Ankläger des Mimus Sykophanten schilt. Vor allem ist der Sophist darüber empört, daß man dem Mimus Unsittlichkeit vorwerfe und gar nicht der vielen moralischen Handlungen gedenke, die er darstellt. Viele Mimen enthielten vom Prologe bis zum Schlusse nichts Anstößiges. Man könne den Mimus höchstens tadeln, daß er nicht allein das Moralische darstellt; aber der Mimus heißt nun doch einmal Biologe, Lebensschilderer. Also müsse er das ganze Leben darstellen, nicht bloß das Gute in ihm. Kann der Mime dafür, daß es im Leben soviel Böses gibt? Aber selbst wenn er das Laster darstellt, tut er es um zu bekehren, nicht um zu verführen, und immer offenbart sich zuletzt Dike, die Göttin des Rechts. Sicherlich gilt, was hier Choricius sagt, von den Mimodramen, zumal von den Mimen Philistions; von den christologischen Mimen, von der Verhöhnung der christlichen Mysterien im Mimus war im Beginne des VI. Jahrh., als Choricius lebte, schon lange keine Rede mehr.

Choricius' Auffassung bestätigt auch der neue Mimusfund von Oxyrhynchus. Selbst in diesem kümmerlichen Rest eines armseligen, späten, in einer entlegenen ägyptischen Provinzalstadt extemporierten Mimus finden sich zwar allerhand derbe, auch etwas schmutzige Clownswitze, aber keinerlei Wollust und Unmoral. So düster, wie die Kirchenväter malen, war das Bild also nicht.

Aber der Mimus blieb bei der Kirche immer in Acht und Bann; in allen Konzilienbeschlüssen vom Altertum, durchs Mittelalter bis in die moderne Zeit, findet sich immer das Ceterum censeo gegen den Mimus. Er galt als der Erbfeind, der leider unbesiegliche. Denn das griechisch-römische, wie das byzantinische Volk ließ sich seinen Mimus nicht einmal von der Kirche rauben.

Wie wenig der rücksichtslose, furchtbare Ansturm der Kirche gegen den Mimus half, das kann nur der gewaltige Stürmer und Rufer in diesem endlosen Streit, Johannes Chrysostomus, lehren. Wie tadelt er die Gemeinde! Für den Mimus hat man immer Zeit, für die Kirche keine (VII 15 B C). Was man im Mimus hört, das verderbliche Zeug, das behält man, die Couplets aus dem Mimus, die wissen alle auswendig. Aber Psalmen und Stellen aus der Heiligen Schrift weiß kaum einer herzusagen. Den ganzen Tag über trällern die jungen Leute die Arie aus dem Mimus vor sich hin, und die Alten ergötzen sich mit der Erinnerung an die Reden und Gespräche aus dem Mimus. Wenn die Frau viel in die Kirche geht, gleich ist der Mann unzufrieden; er selbst aber geht tagtäglich zum Theater und zum Mimus. Voller Ingrimm ruft Chrysostomus schließlich (IX 335) aus: Was soll ich tun? Täglich berste ich beinahe vor Schreien: 'Entfernt euch von den Theatern!' und viele lachen mich aus. Ja er erklärt: Ich weiß wohl, daß ich als ein Narr erscheine, weil

[1]) Ausgabe der Briefe des Nilus, Rom 1668 (Leo Allatius), S. 290.

ich den Mimus tadle, und daß man mich allgemein für unsinnig hält, weil ich die alten Gewohnheiten ändern will (X 104 C).

Den guten Christen galt aber der Mimus als eine harmlose Lust und eine große von ihren Vätern ererbte, althellenische Kunst. Sie konnten gar nicht einsehen, wie Chrysostomus klagt, daß der Mimus sündig sei und zur Sünde verlocke. Und wenn des Chrysostomus Zornreden gar zu grotesk wurden, mußten sie trotz der tiefsten Devotion doch über ihn lachen.

Im Anschauen der lustigen Handlungen und komischen Verwicklungen im Mimus, der humoristisch-realistischen und auch wieder phantastischen Darstellung des Lebens, der mimischen Biologie, der übermütig lustigen, ja tollen Tänze und Grimassen der Clowns, beim Anhören der gefühlvollen Arien, die des Mimus bezaubernde Primadonnen sangen, oder der lustigen Couplets der tollen Narren, der sinnigen und geistvollen Sprüche voll natürlicher Lebensweisheit, des mimischen Dialogs in der kräftigen, nicht selten derben Sprache des Volks, wenn das übermütige, humorvolle, lustig lärmende mimische Gelächter erscholl, vergaß das griechisch-römische Volk, wie später das byzantinische, alle Sorgen und Not, vergaß es seine Sünden und Gebrechen, und die Lust des Lebens rollte wieder wie ein feuriger Strom durch alle Adern. Nein, in der Not des diesseitigen Lebens wollte auch das christliche Volk den alten Mimus nicht entbehren.

Dieser Vorliebe des Volkes für das mimische Drama haben nicht nur die heidnischen Regierungen, die hellenistischen Könige und die römischen Kaiser, nicht nur die Könige der Barbaren, wie Theodorich der Große in Rom, sondern auch die allerchristlichsten Kaiser von Byzanz stets die größten Konzessionen gemacht. Feierliche Regierungshandlungen wurden auch im christlichen Byzanz wie einst im heidnischen Rom mit Mimen gefeiert. So hat der Mimus in Byzanz das ganze Mittelalter hindurch auf dem Theater ruhig und üppig geblüht und erweckt noch heute als Puppenspiel Karagöz und als Volksposse Orta Ojunu im Oriente den Jubel des Volkes. Im Occidente hat er freilich unter Barbaren nur in erniedrigten Gestalten ein kümmerliches Dasein geführt, aber am Ende des Mittelalters haben dann Dichter wie Molière und Shakespeare des Mimus alte Herrlichkeit zu neuem Glanz erweckt, und selbst der alte Eselmimus ist im Sommernachtstraum wieder aufgelebt.

Das christliche Volk hatte dem Mimus längst seinen Spott über das Heilige vergessen; nur die Kirche hatte ein längeres Gedächtnis. Aber die Mimen hatten sich auch längst bekehrt, sie waren gute Christen geworden. Märtyrer und Heilige waren aus ihrer Schar hervorgegangen. Der heilige Genesius ward ihr Patron, und S. Pelagia, die mimische Primadonna, das Bild der büßenden Magdalena unter den Mimen. Vielfach wurden Mimen als Büßer berühmt, davon weiß sogar das *Pratum spirituale*. Paulinus von Nola, der eifrige Anhänger Augustins, hatte unter seinen näheren geistlichen Freunden einen Mimen, und der Archimime, d. h. der Mimendirektor Masculas gab, wie der Bischof Victor von Vita zu erzählen weiß, bei der Verfolgung der Katholiken in Nordafrika durch die arianischen Vandalen das Beispiel unerschütterlicher katholischer Glaubenstreue.

Diese christlichen Mimen wußten nichts mehr vom christologischen Mimus — so eifrig sie auch sonst den uralten mimischen Schatz an Sujets, Typen und Figuren durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hüteten und immer der folgenden Generation überlieferten —, nie hätten sie daran gedacht christliche Mysterien mimisch-burlesk zu travestieren. Nein, diese Mimen haben als die einzigen überlebenden Schauspieler des Mittelalters glaubenseifrig mitgespielt im christlichen Mysterium, in dem großen geistlichen Drama des Mittelalters.

Freilich auf den ersten Blick scheint der lustige Mimus und das heiligernste Mysterium wenig miteinander zu schaffen zu haben. Aus dramatischen Ansätzen in der gottesdienstlichen kirchlichen Handlung, besonders im Weihnachts- und Osterzyklus, aus kirchlichen Wechselgesängen hat das Mysterium sich aus eigenen Uranfängen selbständig entwickelt. Das ist die seit langem geltende Meinung, der auch Creizenach in seiner rühmenswerten 'Geschichte des neueren Dramas' folgt.

Mag sein; aber neben dem Mysterium hat immer der Mimus bestanden, der Mimus der Joculatoren, der mittelalterlichen Mimen. Sollte sich da wirklich ein ganz neues Drama völlig unabhängig aus primitiven dramatischen Uranfängen heraus entwickelt haben? In Indien wenigstens hat sich durch immer stärkeres Hervorkehren des ernsthaften mythologisch-religiösen Elementes aus dem burlesken mythologischen Mimus das ernste Drama und aus ihm schließlich das ernsthaft-heilige Mysterium heraus entwickelt. Wie im Occidente kann es auch dort des burlesken Elementes nicht ganz entbehren, das durch den indischen Hans Wurst, den Vidûṣaka, den alten mimischen Narren mit dickem Bauch und kahler Platte und ursprünglich auch mit dem Phallus, dem Zeichen der alten hellenischen Mimen, vertreten wird.

Im byzantinischen Oriente ist das Mysterium von vornherein sozusagen als Konkurrenzunternehmen gegen den byzantinischen Theatermimus geschaffen worden, wie man mit dem Kirchenliede im Tone der Mimodien eben die Mimodien, die mimischen Couplets verdrängen wollte. In Byzanz scheint dann von vornherein dem Mysterium viel Mimisch-Burleskes beigemischt gewesen zu sein. Allmählich aber drängt sich auch im occidentalischen Mysterium immer mehr und mehr das mimisch-burleske Element in den Vordergrund. Das Volk wollte nun einmal überall seinen seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden geliebten Mimus sehen und ohne Mimus erschien ihm das Mysterium fade. Überall übte der Mime im Mittelalter seine Kunst; als Hofnarr, der er schon im Altertum gewesen war, in der alten Tracht des kahlen mimischen Narren mit geschorenem Haupte und das mimische Prügelholz in der Rechten trieb er seine alten mimischen Späße vor den großen Herrn, auf dem Markte sang und spielte er vor dem Volke, selbst in den Palästen war er bezeugtermaßen ein gerngesehener Gast. Ja in jener Zeit der überwiegenden geistlichen Richtung, steckte er sich gar in die Kutte der Heiligen und trieb als kahlgeschorener Mönch, als heiliger Narr um Christi willen, wie Symeon Salos, der syrische Till Eulenspiegel, wie ihn Gelzer getauft hat, oder der heilige Narr Andreas, dessen Vita Pater Conr. Janning (A. A. S. 7. Mai T. VI Corollarium S. 1*—106*) 1886 herausgab, die

alten mimischen Possen und verrichtete, vermittels des mimischen Prügelholzes, Bekehrungen und Wunder.[1])

So drang der Mime und der Mimus auch ins Mysterium. Maria von Magdala ist mit ihrer Üppigkeit und Weltlust ganz im Stile der üppigen, verliebten jungen Frauen im Mimus geschildert, neben ihr die Zofe, die *cata carissa,* und auch die alte Kupplerin des Mimus. Wenn Maria ihre Arie voll Liebeslust und Weltfreude anhebt mit dem Refrain:

Seht mich an,
Jungen man,
Lat mich eu gevallen,

so haben wir eine der gewohnten Mimodien, der *cantica,* wie sie die *mimi et ioculatores,* die Jongleure und Menestrels, das ganze Mittelalter hindurch gesungen haben. Lustige Couplets erschallen wie durch den Mimus auch durch das Mysterium. So singen im Mysterium von Revello ebenso wie in der *Vengeance* die Matrosen während der Überfahrt ein lustiges Liebeslied. Auch der Knecht Ruben singt gelegentlich zum Lobe seines Herrn, des Quacksalbers, ein Liedchen.

Der Krämer, von dem Maria von Magdala die Schminke kauft, gehört zu den uralten *κάπηλοι* des Mimus. Vor der Abendmahlsszene pflegen die Jünger des Herrn mit ihm mimisch-burlesk den Kostenpunkt zu erörtern. Gelegentlich prügeln und zanken sich gar die Jünger mit dem Gastwirt, er ist eben der *copo compilatus,* der geprellte Gastwirt im Mimus. Im englischen Magdalenenmysterium muß der Wirt vor der Tür seinen Wein anpreisen. Seit dem Nicola des Jean Dodel waren solche mimischen Wirtshausszenen vor allem auch im französischen Mysterium gang und gäbe. Wie im Mimus ward auch im Mysterium gelegentlich kräftig pokuliert und wurden Kneipenwitze gerissen, das sind die alten Szenen des Mimus, der so gerne in der Taberne spielt. Auch die Soldaten im Mysterium sind arge Aufschneider und Prahler, wie die *milites gloriosi* des alten Mimus.

Eine Hauptfigur im Mimus war der betrogene Ehemann, der Hahnrei, der Eifersüchtige, der *ζηλότυπος*. Es scheint, als ob man ein wenig bei allem Respekte den heiligen Joseph unter diesem mimischen Gesichtspunkte betrachtet hat. Gewöhnlich denkt man ihn sich ein wenig stupide und zugleich etwas ältlich, wie es die betrogenen Ehemänner im Mimus sind. In einem deutschen Weihnachtsspiel (herausg. von Piderit, Parchim 1869) in hessischer Mundart aus dem XV. Säculum zankt sich der alte Joseph mit der Magd Hillegard, nachher gibt er ein paar alte Hosen her, das Kind einzuwickeln. In einem anderen Mysterium kocht er für das Kind Milch auf. Natürlich fehlen wie im Mimus bei diesen Darstellungen des Ehelebens auch die genauen Darstellungen des Wochenbettes nicht. Wie bei Sophron (*ἀκέστριαι*), im Karagöz, dem arabisch-türkischen Mimus und sonst im Mimus erscheinen Hebammen u. s. w. Das sind die beliebten alten mimischen Familienszenen. Wie im Mimus zankt

[1]) Die weiteren Nachweise im 'Mimus' S. 821 ff.

sich auch Ehemann und Ehefrau. Joseph darf das gegenüber der Himmelskönigin natürlich nicht recht wagen. Dafür erbaute man sich desto mehr an den ehelichen Zankszenen zwischen Noah und seiner Frau, die als böse Sieben galt z. B. im Mysterium von York und in den Townley-Mysteries.

Vor allem waren Diebesszenen im althellenischen wie im alexandrinischen, im griechisch-römischen wie byzantinischen, im indischen und indonesischen, im türkischen und arabischen Mimus höchst beliebt; so liebt sie denn auch das Mysterium. In den englischen Townley-Mysteries wird das Treiben der Hirten, denen die Engel die Erscheinung des Herrn verkündigen, in der lustigsten Weise geschildert. Zuerst haben wir eine Art bukolischen Mimus, allerhand Zank- und Streitszenen zwischen den Hirten. Dann bringen sie dem Christkinde ihre Verehrung dar. Während sie dann schlafen, stiehlt der Schafdieb Mak einen Hammel aus ihrer Herde. Seine Frau legt ihn in die Wiege und Mak singt ein Wiegenlied, eine Art mimischen Couplets. Die Hirten halten bei dem Diebe Haussuchung; schon wollen sie gehen, da kommt einer von ihnen auf die Idee, dem Kinde einen Kuß zu geben; er wundert sich über des Kindes große Nase — und siehe, es ist der vermißte Hammel. Eine echt mimisch-burleske Szene.

Ein Nachahmer der Ekloge Vergils, die auf den bukolischen Mimus Theokrits zurückgeht, ist der älteste Dramatiker der Spanier, Juan de la Encina (1469—1534). Bei der dem bukolischen Mimus von altersher innewohnenden dramatischen Kraft sind des Encina Eklogen wieder zu kleinen Dramen, dramatischen Schäferspielen geworden. Die ältesten von diesen kleinen Hirtendramen schildern nun aber nicht sizilische oder arkadische, sondern die bethlehemitischen Hirten, denen die Ankunft des Herrn verkündet wird. Die zweite Ekloge Encinas handelt von den Leiden Christi, die dritte von der Auferstehung. In der sechsten Ekloge geht es schon weltlicher, realistischer, lustiger, überhaupt mehr mimisch-biologisch zu. Es sind mittelalterliche Krippen und Mirakelspiele, die hier im antiken, mimisch-hukolischen Stile behandelt werden; wieder dringt der Mimus ins Mysterium.

Vier Hirten suchen in einer Felshöhle Schutz, sie zünden sich ein Feuer an, wie es Theokrits Hirten tun. Sie schimpfen auf das schlechte Wetter, sprechen über den Tod eines Sakristans und zanken sich darum, wer von ihnen sein Nachfolger werden soll. Es sind die alten, lustigen mimischen Streit- und Zankszenen. Dann wollen sie ein Schock Kastanien unter sich verteilen, wobei es wieder zum Streit kommt. Da entschließt man sich die Kastanien auszuspielen und zu dem Zwecke Trentin, etwa unser 'Sechsundsechzig' zu spielen. In dem Augenblicke kommt der Engel herein und bringt die frohe Botschaft: Jubel über die Nachricht des geputzten Burschen (*garzon repicado*), auf nach Bethlehem zu dem Kinde mit den Geschenken, einem Zicklein, Milch, Käse, Butterstollen und einem hölzernen Napfe. Hier überwuchert das mimisch-bukolische Element, das geistliche tritt stark zurück und wird nebensächlich. Der Mimus verdrängt das Mysterium.

Da der Narr im Mimus unerläßlich war, findet er sich schließlich auch im

Mysterium, so der Narr des Pilatus. In manchen französischen Mysterien tritt der alte mimische *stupidus,* der *sot,* auf und begleitet die Handlung mit seinen Possen und Albernheiten, den *mimicae ineptiae.* So ist denn auch das Mysterium mit mimischen Narrheiten und Eulenspiegelstreichen angefüllt, selbst die alten burlesken mimischen Lazzi der Narren fehlen nicht. Diese alten mimischen Narren- und Clownszenen wurden natürlich von den Mimen, den *ioculatores,* gespielt, die ja ihre unverwüstlichen Überlieferer sind. Gelegentlich aber scheinen die Mimen sogar die ganzen Mysterien allein aufgeführt zu haben. So ist überliefert, daß ein Spiel vom Martyrium des Petrus und Paulus 1417 in Rom auf dem Scherbenberge durch '*iocatores*' aufgeführt wurde.[1])

Die eigentlichen Narren und Clowns im Mysterium aber sind die burlesken Teufel, die, je weiter das Mittelalter vorrückt, immer zahlreicher, immer mehr mimisch-burlesk, immer komischer und dümmer und mit Hilfe der lieben Heiligen immer schlimmer gefoppt und geprellt werden. Die mittelalterlichen Mimen, die fahrenden Gesellen, die von der Kirche von jeher zu Satans Geschlecht gezählt werden, sind unschwer darauf gekommen, in dem Teufel, ihrem Vater, eine lustige Person zu sehen, sind sie doch selbst als sein Geschlecht lustige Leute. So schoben sie denn ihren Anverwandten, den Teufeln, alle ihre närrischen Streiche, ihre lustigen Tricks und Ränke, oder auch ihre bodenlose mimische Narrheit zu; denn der Mime ist ja sowohl der dumme August, der *stultus,* wie der Frechling, der Sannio, der Pulcinell, der Karagöz und Kasperle. Und wenn der mimische Narr im Mysterium den Teufel spielte, spielte er ganz ungeniert sich selbst.

Unter diesen Teufeln ist einer der lustigsten der französische Teufel Herlekin, der im Pariser Idiom Harlekin heißt. Freilich war die mimische Tradition des Mittelalters nicht stark genug, den Teufel Harlekin ganz zu entteufeln und einfach zum mimischen Narren umzugestalten; als aber am Ende des Mittelalters nach dem Fall von Konstantinopel die byzantinischen Mimen nach Venedig zogen und die venetianischen Zanni erzeugten, da ward der eigentliche Mimus wieder so gewaltig, daß die Mimen nur noch als mimische Clowns und nicht als Teufel springen mochten. Da wurde der Teufel rein zum Clown und die italienischen Zanni schufen aus der Teufel Oberstem Harlekin, den König der modernen mimischen Clowns, Harlekin, von dem heute nur noch die Gelehrsamkeit weiß, daß er ursprünglich nicht eigentlich ein Mime, sondern ein Teufel ist.[2])

Bei Shakespeare spielt ja nur der alte Clown aus dem Mimus; doch bei Goethe im Faust erscheint auch wieder der Clown Teufel. Freund Mephisto hat sich zwar vornehm herausgeputzt und verkündet sich pathetisch und mit hoher Philosophie als den Teil des Teils, der anfangs alles war. Im Grunde aber ist er doch der alte, arme, dumme, gepritschte Teufel, der vom alten Mimen so lustig im Mysterium geprellt wird und in der Moralität, wo er sich

[1]) Vgl. Creizenach a. a. O. S. 384.

[2]) Näheres in meiner Puppenspielrezension DLZ. 1904, Nr. 10, Sp. 602 f. und in der Mimusrezension von Benedetto Croce, La Critica 1904 fasc. V S. 388.

mit Vice, dem alten mimischen *stupidus* herumprügelt und selbst als *stupidus* die erbärmlichsten Schläge bekommt. Auch Mephistopheles ist zuletzt ein armer Tropf und fühlt sich ganz als solcher. Die Rosen, welche in der Schlußszene die Engel auf ihn werfen, brennen ihn ebenso wie den Teufel im mittelalterlichen Mysterium seine handfesten Prügel. Daneben ist Mephistopheles auch noch ein Teufelskerl wie der Teufel Harlekin, der Clown. Der Faust ist das letzte große Mysterium und nichts weniger als eine klassische Tragödie wie Iphigenie oder Tasso, nebenbei ist er aber auch ein biologisches Schauspiel, und der Mimus kommt auch in diesem Mysterium reichlich zu seinem Recht.

Die Unbefangenheit, mit der von den Mimen und Joculatoren des Mittelalters und dann auch den geistlichen und bürgerlichen Darstellern die heiligsten Personen und anderseits die Dämonen der Hölle ins Burleske übersetzt wurden, und die sich nur erklärt aus der Festigkeit des Glaubens, den ein gelegentlicher Spaß nicht tangierte, erinnerte stark an den mythologischen Mimus, in dem alle Götter des Olymps bis herauf zu Hera, der Königin des Himmels, und dem Vater der Götter und Menschen erschienen.

Freilich vor der Gottheit selber machte der Mimus im Mysterium im großen und ganzen Halt, nur daß ab und zu selbst an der göttlichen Person Christi mimischer Humor geübt ward und sogar die mimischen Narreteidungen und Tricks. Im Donaueschinger Passionsspiele wird ihm beim ersten Verhöre ein Stuhl hingesetzt, aber wie er sich setzen will, zieht ihm Malchus den Stuhl fort, so daß er sich statt auf den Stuhl auf die Erde setzt. Zu der Stelle bei Lukas 26, 11, wo von der Verhöhnung Jesu durch Herodes berichtet und im Griechischen von *ἐσθῆτα λαμπράν* gesprochen wird, was Itala und Vulgata allerdings unrichtig mit *vestis alba* bezeichnen, bemerkt Petrus Comestor Kap. 164, Herodes habe dem Heiland ein weißes Kleid anziehen lassen um ihn zu verhöhnen, weil er ihn für einen Narren hielt. Unter den Narren im Mimus gab es allerdings einen *mimus albus*, und später trägt ja auch der spanische Gracioso und der Pantalon ein weißes Kleid. So sagt bei Greban im Mysterium V. 22398 Herodes ausdrücklich: man solle einem seiner Narren das Kleid ausziehen und es Jesu anlegen. Der Verfasser denkt sich also ganz naiv wie an den Hofhaltungen seiner Zeit auch bei König Herodes einen Narren. In der Tat hat er ganz recht. Die Herodier lebten durchaus im Stile der römischen Großen, waren sie doch seit Herodes dem Großen meistens am römischen Hofe erzogen worden[1]), und dieser Herodes Antipas war ein Freund und Günstling des Tiberius und seit den Tagen seiner in Rom verlebten Jugend ganz an die römische Art gewöhnt. Wie die römischen und griechischen Großen einen *stupidus* aus dem Mimus als Hofnarren hielten, wird es Herodes auch geübt haben. Im bretonischen Passionsspiele beklagt sich dann der kahle Narr in einer mimisch-burlesken Szene über den Verlust seines Kleides; er will sein Narrenkleid dem Herrn nicht gönnen. Es ist wieder der Mimus im Mysterium.

[1]) Vgl. Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte S. 296 ff.

DER KÖNIG IM MIMUS

Es ist eine weite Wanderung durch die Jahrtausende hin, durch viele Zeiten und Völker, die wir hinter uns haben. Aber nun wissen wir auch genug von dem Spotte der Heiden in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten gegen das Christentum, kennen die Vorstellungen, die zur Zeichnung des Spottkruzifixes führten; wir kennen den Mimus und seine humoristische Darstellung des Heiligen und Religiösen und kennen den Mimen, den Narren und Spötter. Jetzt wissen wir genug, um auch das dunkle Geheimnis zu erhellen, das über der Verspottung und der Dornenkrönung Christi bisher undurchdringlich schwebt.

Also die Soldaten putzen Christus mit einem roten Mantel, mit einem Rohr als Szepter, mit einer Dornenkrone als König heraus und führen vor ihm als dem Judenkönig eine spöttische Huldigung auf. Da steht nun bei Philo in Flaccum § 5 f. eine eigentümliche Parallele. Agrippa, einer der Nachkommen des Judenkönigs Herodes des Großen, ist von Kaiser Caligula als dessen treuer Jugendfreund gleich beim Regierungsantritt mit dem dritten Teile des einstigen Herodeischen Königreiches belehnt worden. Nun reist Agrippa in sein Königreich und berührt auf dem Wege Alexandreia. Dort war gerade damals der Haß gegen die Juden wieder einmal besonders groß — es brach gleich darauf die blutige Judenverfolgung des Jahres 38 aus —, und so beginnt der Pöbel von Alexandreia den Judenkönig zu verspotten. Man brachte allerhand Hohnreden und Spottlieder gegen ihn vor; und besonders mußten die lächerlichen Späße aus dem Mimus dazu herhalten[1]); gerade zu solchen Schändlichkeiten, meint Philon, hatten die Alexandriner besonderes Talent. Nun ist es ja bekannt, in wie hohem Maße die Ägypter, besonders aber die Alexandriner als Spötter verrufen waren. Vor allem aber waren die Alexandriner von jeher besondere Freunde des Mimus mit seinen übermütigen Späßen und Foppereien, lustigen Witzen und frechen Spöttereien. Als Rabirius Postumus von alexandrinischen Gesandten zu Rom wegen Erpressung heftig angeklagt und mit allerhand Ränken verfolgt wird, meint Cicero, die Alexandriner wendeten gegen ihn alle die Künste und Kabalen des Mimus an.[2]) Die Alexandriner waren eben die genauesten Kenner des Mimus; der Mimus hat in Alexandreia seit der Gründung

---

[1]) *οἱ δ' ἀφορμῆς λαβόμενοι διημέρευον ἐν τῷ γυμνασίῳ χλευάζοντες τὸν βασιλέα καὶ σκώμματα συνείροντες. πῆ δὲ καὶ ποιηταῖς μίμων καὶ γελοίων διδασκάλοις χρώμενοι τὴν ἐν τοῖς αἰσχροῖς εὐφυΐαν ἐπεδείκνυντο.* Gegenüber dem *γελοίων διδάσκαλος* als Bezeichnung für den Mimographen erinnern wir uns daran, daß die Mimen auch ständig als *γελωτοποιοί* oder *μῖμοι γελοίων* bezeichnet werden. Joculator ist die lateinische Übersetzung, *mimi et ioculatores* steht beständig zusammen im mittelalterlichen Latein; *mimi — ioculares* lautet eine alte Glosse (Goetz, Corp. Gloss. Lat. V 116[b]). *Χλευάζειν, σκῶμμα* sind Ausdrücke, die beständig durch die ganze griechische und byzantinische Literatur vom Mimus gebraucht werden. Die *εὐφυΐα ἐν τοῖς αἰσχροῖς*, das Talent zur *αἰσχρολογία* ist des Mimus besonderes Kennzeichen. Schon Demosthenes nennt die Mimoden *αἰσχρῶν ᾀσμάτων δημιουργοί*; vgl. Mimusprogr. S. 4.

[2]) Pro Rabirio Postumo 35: *Audiebamus Alexandriam, nunc cognoscimus. Illinc omnes praestigiae, illinc inquam omnes fallaciae, omnia denique ab iis mimorum argumenta nata sunt.*

der Stadt geblüht. An dem glänzenden Hofe der Ptolemäer wird Theokrit als Mimologe seinen Mimus von Polyphems und Galateias Liebe, von den Syrakusierinnen, die dem prachtvollen Adonisfeste, das die ägyptische Königin veranstaltet, zuschauen, und alle seine anderen biologischen und bukolischen Mimen rezitiert haben, auf den glänzenden Gastmälern und Gelagen Alexandreias hat man auch des Herondas Mimen vorgetragen, die von Kos nach Alexandreia hinüberweisen. Sotades, der Mimograph, trug seine Cinädologien an dem Hofe von Alexandreia, wie an den Höfen der anderen Diadochen vor. Nicht ohne Grund ist das einzige große zusammenhängende Fragment eines Mimodramas, das uns die Oxyrhynchuspapyri neuerdings beschert haben (Part. III Nr. 41), wenn auch nicht in Alexandreia, so doch in Ägypten gefunden worden.[1]) Am Königshofe von Alexandreia gab es ganze Scharen von Mimen. Die Deikteriade d. h. Mime (vgl. *δείκελον*) Myrtion, war eine von den vielen Geliebten des Königs Philadelphos. In Alexandreia und den großen Städten des hellenistischen Orients ist das große Mimodrama entstanden, das später Tragödie und Komödie von allen Bühnen der Welt siegreich verdrängte. In Alexandreia fanden sich früh alle Gattungen des Mimus vertreten, Mimodie wie Mimologie, und der Zusammenfluß aller erhob das große mimische Drama dort wohl schon früh zu hoher Vollendung. War der Eifer des Volkes für den Mimus in der ganzen griechisch-römischen Welt ein ungeheurer, in Alexandreia war er geradezu rasend. Um dieser Tollheit willen tadelt Dio Chrysostomus am Anfang des II. Jahrh. die Alexandriner heftig in seiner Rede 'An die Alexandriner'. Gleich am Anfang bittet er sie einmal, dem ernsten Philosophen ein ernstes Gehör zu schenken, wenn sie auch sonst Spaß und Gelächter lieben und Mimen und Pantomimen und die Freuden des Zirkus. Dafür haben sie ja ganz allein Interesse.[2]) Überhaupt sind sie alle Spötter und Spaßmacher, wie Thersites bei Homer.[3]) Ihre Stadt ist großartig und prächtig, aber sie selbst sind durch ihre Liebhaberei für den Mimus zu Taugenichtsen, zu Mimen und Possenreißern geworden.[4]) Es ist lustig genug: noch heute tanzt in Alexandreia der uralte mimische Narr mit dem Phallus, dem Zeichen des Mimus (*αἰδοῖον μιμολόγων*) bewehrt als 'Ali Kaka' auf den Jahrmärkten.

Ich denke, wir verstehen es jetzt, wie die Alexandriner nach dem Zeugnis

---

[1]) Siehe jetzt die Übersetzung und geistvolle Besprechung des Fragments in der Mimusrezension von E. Romagnoli, Rivista d' Italia 1904 S. 493 ff.

[2]) *μῖμοι τ' ὀρχησταί τε χοροιτυπίῃσιν ἄριστοι*
ἵππων τ' ὠκυπόδων ἐπιβήτορες,
τοῦτο γὰρ ἀεὶ ὁρᾶτε καὶ περὶ τοιαῦτά ἐστε. Or. XXXII, Bd. I 267 f. Arn.

[3]) I 296, 99 Arn.: *ἀλλ' ἐστὲ ἱλαροὶ καὶ σκῶψαι πάντων δεινότατοι. οὐ δήμου τὸ ἐπιτήδευμα· πόθεν; οὐ πόλεως, ἀλλὰ Θερσίτου τινός. αὐτὸν γοῦν ἐκεῖνον εἴρηκεν Ὅμηρος ἐν τοῖς πᾶσιν Ἕλλησιν ἀφικέσθαι γελωτοποιόν.*

[4]) I 292, 86 Arn.: *περὶ δὲ ὑμῶν αὐτῶν μηδὲν σεμνὸν λέγεσθαι μηδ' ἄξιον ζήλου, τοὐναντίον δὲ ὡς φαύλους τοὺς ἀνθρώπους διαβεβλῆσθαι, μίμους καὶ γελωτοποιοὺς μᾶλλον, οὐκ ἄνδρας ἐρρωμένους κ. τ. λ.*

des Philon dazu kamen, sich bei dem Spotte gegen den Judenkönig des Mimus zu bedienen, des Mimus, der von jeher die Juden verspottet hat. Aber die Erzählung bei Philon geht noch weiter, und nun erst tritt die seltsame Parallele zur biblischen Verspottungsszene hervor. Die Alexandriner begnügten sich nicht mit den mimischen Spottreden und Spottliedern, sie führten gleich darauf auch noch eine dramatische Spottszene auf (Philon § 6). Es lebte nämlich damals zu Alexandreia ein armer Narr namens Karabas, dessen Tollheit nicht bösartig war. Ihn nahm der alexandrinische Pöbel und putzte ihn in wunderlicher Weise als König heraus mit einer papiernen Krone, mit einer Lumpendecke als Königsmantel, und als Szepter bekam er einen Papyrusstengel in die Hand. Jünglinge mit Stäben auf den Schultern umgaben ihn wie Trabanten als Gefolge. Dann huldigte man ihm und verlangte von ihm Recht und Gericht. Und die Volksmenge stand im Kreise herum und schrie um den Judenkönig zu höhnen '*Maris*', weil nach ihrer Meinung '*Maris*' König auf syrisch hieß. So rufen die Kriegsknechte: 'Gegrüßet seist du, König der Juden.' So wird nach Justin und den Acta Pilati vor dem König mit der Dornenkrone das Recht angerufen. Wer möchte daran zweifeln, daß die Alexandriner hier eine Spottszene aus irgend einem beliebten Mimus jener Tage nachäffen. Doch wir brauchen uns nicht einmal sonderlich um den Beweis zu bemühen, Philon sagt es ausdrücklich: dieser arme, närrische König, dem man so seltsam huldigt, sei wie ein König aus dem Theatermimus gewesen.[1]) Man sieht, die biblische Verspottungsszene und diese alexandrinische Spott- und Mimusszene sind identisch.

War denn aber auch wirklich 'der König' eine burleske Figur im Mimus? Ich hatte das nach dieser Stelle bei Philon vermutet. Es ist auch aus der ganzen Art des Mimus, der gerne das unterdrückte Volk gegen die Obrigkeit in Schutz nahm und dessen Spott selbst Könige und Kaiser dulden mußten und duldeten, so Cäsar, Augustus, Tiberius, Galba, Vespasian, Kaiser Marc Aurel, Verus, Maximinus Thrax und andere, an und für sich verständlich genug. Aber seit der Mimus von Oxyrhynchus gefunden ist, haben wir den nur vermuteten 'König im Mimus' jetzt in Wirklichkeit vor uns. Er spricht dort als indischer König ein höchst burleskes indisches Kauderwelsch, und sein Aufzug wird gewiß ebenso burlesk gewesen sein wie seine Sprache. Er ist höchst verliebt in die schöne und anmutige Heldin des Mimus, die Griechin Charition, die ein böses Ungefähr nach Indien verschlagen hat. Aber sein Liebeswerben hat keinen Erfolg. Schließlich betrinkt er sich ganz gehörig am Wein, den ihm Charition reichen läßt, und fordert dann die Großen seines Reiches zu einem lustigen Tanz heraus.[2]) Dieser Tanz wird offenbar in höchst lustiger Weise auf offener Bühne exekutiert, es ist ein Burlesktanz, wie ihn später etwa auch Shakespearsche Clowns vorführen. Schließlich sinkt der König um, berauscht vom Wein. Es ist eine der beliebten Rauschszenen im Mimus. Da eilen die

[1]) Philo in Flaccum § 6: *ἐπεὶ δὲ ὡς ἐν θεατρικοῖς μίμοις τὰ παράσημα τῆς βασιλείας ἀνειλήφει, καὶ διεκεκόσμητο εἰς βασιλέα.*

[2]) The Oxyrhynchus Papyri Part. III 47 V. 88 ff.

hellenischen Befreier Charitions herbei und binden den trunkenen Mann, wieder eine gewiß höchst burleske Szene mit lustigen Tricks, man denke etwa an die burleske Darstellung epileptischer Krämpfe und Zuckungen durch den Mimen Genesius. Dann fahren die Griechen mit Charition froh der hellenischen Heimat zu. 'Der König im Mimus' aber ist der arme gepritschte *stupidus* und hat das Nachsehen.

Es ist der Judenkönig, der von den mimenfrohen Alexandrinern als 'König im Mimus' verspottet wird. Nun, der Jude war von jeher eine burleske Figur im Mimus, wie es später der 'Christ' wurde, wohl schon bei Laberius in dem Mimus Die Kiepe (Cophinus) spielte er eine Rolle. Der Spott gegen die Juden in der Satire Juvenals scheint vom Mimus angeregt zu sein. Die spöttisch-närrische Art, mit der Caligula die jüdische Gesandtschaft behandelt, deren Mitglied Philon war (De leg. ad Gaium § 45), erinnert Philon stark an den Mimus. Die seltsame Gerichtsverhandlung, die vor dem halbwahnsinnigen Kaiser stattfand, die Art, wie die jüdische Gesandtschaft dabei von den Feinden und Anklägern der Juden und vom Kaiser selber, dem Gerichtsherrn, geschmäht und gehöhnt wurde, erscheint Philon wie eine Gerichtsszene aus dem Mimus. Ein echt mimischer Spott schien dem Juden in der Frage des Kaisers zu liegen: warum die Juden kein Schweinefleisch äßen. Dies Problem scheint in burlesker Weise öfter im Mimus erörtert zu sein, und die ganze Umgebung des Kaisers lacht laut darüber wie die Zuschauer im Mimus. Auch diese mimische Gerichtsverhandlung endigt fröhlich wie ein Mimus endigen soll; der Kaiser entließ die Juden, die ihm mehr als Narren wie als Bösewichter erschienen, ungekränkt.

Midraš Ekā rabbāti, Einleitung § 17 wird eine Predigt des Rabbi Abbahu aus Cäsarea, einer der mimenfrohesten Städte des griechisch-römischen Weltreiches erwähnt, gehalten über den Psalmenspruch (69, 13): 'Es sprechen über mich, die in den Toren sitzen'. Das sind, erklärt der Rabbi, die Heiden, die im Theater und im Zirkus sitzen und die Juden verspotten. Mit dem Theater ist für jene Zeit — Rabbi Abbahu lebte gegen Ende des III. Jahrh. — nur der Mimus gemeint. Ausdrücklich nennt auch der Rabbi darauf den Mimus und erzählt allerhand närrische und beißende Späße und Foppereien, die von den Mimen gegen die Juden vorgebracht zu werden pflegen.

Der Mimus hat also die Spottfigur des Juden auch in den späteren Jahrhunderten durchaus nicht aufgegeben, als er schon den 'Christen' als mimischen Typus besaß. Aus dem byzantinischen Mimus ist natürlich der Typus des 'Christen' später, als das Christentum unangefochten herrschte, verschwunden. Die Spottfigur des Juden aber wurde selbstverständlich beibehalten. Der Jude gehört eben zu den mannigfaltigen Völkertypen, die der Mimus besonders liebt. Ich erinnere z. B. nur an Laberius' 'Die Gätuler', 'Die Gallier', 'Die Kreter', 'Die Etruskerin'. Im byzantinischen Mimus war neben dem Juden noch der Typus des Armeniers und Arabers beliebt. Auch im heutigen arabischen und türkischen Mimus, dem Puppenspiele Karagöz, spielt der Jude seine uralte Rolle weiter. Da Mimus und Mysterium in vielfacher Beziehung stehen, so erscheint

auch hier der Jude ganz mit den uralten, mimisch-burlesken Zügen, und von Zeit zu Zeit wird im Mysterium der burleske Judengesang angestimmt wie noch heute im Karagöz.[1])

Oft genug haben die römischen Soldaten, denen Christus als Judenkönig übergeben wird, den Juden im Mimus verspotten sehen und über die Figur des burlesken Königs im Mimus gelacht. Gerade im Oriente, wo diese Soldaten des Pilatus in Garnison lagen, blühte zur Zeit Christi der Mimus in besonderer Macht und Fülle. Damals lebte ja auch der Klassiker des Mimus Philistion. Alle Städte des Orients von den größten Alexandreia, Antiocheia, Konstantinopel, bis herab zu den kleinsten waren von Mimen überflutet. Zur Zeit des Hieronymus im IV. Jahrh. gab es Mimen sogar in Jerusalem.[2]) Syrien und Palästina waren Pflanzstätten und Hochschulen des Mimus. Noch in der *Veteris orbis descriptio* heißt es: Tyros und Berytos lieferten den Römern die besten Mimen, Cäsarea die besten Pantomimen. Von Gaza wurden nach des Choricius Zeugnis berühmte Mimen von den Kaisern nach Rom berufen. In Gaza hielt Choricius unter dem Beifall des Volkes seine Protestrede gegen die geistlichen Widersacher des Mimus. In Cäsarea war der Mimus sogar so beliebt, daß noch zu Choricius' Zeit nicht nur die Mimen, sondern an Festtagen sogar die öffentlichen Professoren, die Sophisten, Mimen vortrugen.

Pilatus aber hatte mit seinen Soldaten sein Standquartier in Cäsarea, und aus dieser mimenfrohen Stadt war er zum Osterfeste nach Jerusalem mit seiner militärischen Bedeckung heraufgekommen. Der Rabbi, der, wie wir sahen, sich über den Spott des Mimus gegen die Juden beschwert, stammt aus Cäsarea. Dort mögen die Soldaten noch gerade vor ihrem Abmarsch solche Spottmimen gegen die Juden gehört und gesehen haben. Möglich, daß sie sich sogar mimische Spaßmacher zu ihrer Unterhaltung nach Jerusalem mitnahmen; denn Mimen waren häufig bei den Truppen und wanderten mit ihnen. Der strenge Kaiser Julian, der Apostat, mochte den Mimus nicht leiden. Aber

---

[1]) Vgl. besonders Creizenach a. a. O. I 205 ff. u. ö. — Die meisten dieser Beobachtungen über Mimus und Mysterium, über die Beziehungen der Kirche zum Mimus und des Mimus zur Kirche, über Mimodie und Kirchenlied, über Mimen als Märtyrer und Heilige, über mimische Sujets bei Kirchenschriftstellern u. s. w. finden sich zerstreut in dem ersten Bande meines Buches über den Mimus. Ich hätte ganz einfach darauf verweisen können, dann hätte ich weniger Mühe gehabt; aber wer liest heute einen wissenschaftlichen Band von 900 Seiten im Zusammenhange? Für die wenigen, von denen das zu erwarten ist, will ich besonders verweisen auf Kap. II § 2 Christologische Ethologie und Biologie; Angriff des Mimus auf das Christentum, § 3 Beurteilung und Verurteilung des Mimus durch die Kirchenväter, § 4 Vergeblichkeit des kirchlichen Angriffs gegen den Mimus, der Mimus dringt in die gottesdienstliche Handlung ein, § 8 Choricius' Verteidigung der Mimen und des Mimus (S. 80—231), auf Kap. IX § 1 Der römische Mimus im Mittelalter S. 744 ff. (Hieronymus, Augustin, Salvian u. s. w.), auf die Betrachtungen über Mimus und indisches Mysterium S. 738, über das occidentale Mysterium S. 854 ff., über den Mimus in Mirakelspielen und christlichen Eklogen S. 887 ff., über den Mimus in Goethes Faust S. 883 ff.

[2]) Epistola LVIII ad Paulinum, I 322 B Vallarsi.

als er zum Kampfe gegen die Perser ausrückte, nahm er doch, um seinem Heere einen Gefallen zu erweisen, Mimen mit.[1])

Wenn schon das Volk seinen geliebten Mimus niemals entbehren wollte, so wollte es der gemeine Soldat erst recht nicht; wenn das Volk die drückende Schwere des Lebens nicht ohne Mimus glaubte ertragen zu können, so wollte der Soldat erst recht durch den mimischen Narren erheitert werden. Wenn Philosophen wie Seneca, wenn Kaisern wie Augustus, Kirchenvätern wie Augustin das Leben ein Mimus dünkte, den Soldaten dünkte es erst recht. Und wenn ernste Schriftsteller, wenn Philosophen wie Seneca, wie Philon, wenn selbst die Kirchenväter gerne ihren Spott aus dem Arsenal des spöttisch-burlesken Mimus nahmen und bei allem, was ihnen ihres Spottes wert schien, an Szenen aus dem Mimus dachten, wie hätte es nicht der mimenfrohe Soldat erst recht tun sollen, dessen einzige höhere Anregung vielleicht, von allerlei religiösem Glauben und Aberglauben abgesehen, allein der Mimus bildete.

Als die Soldaten beim gallischen Triumphzuge hinter dem Wagen Cäsars herschritten und allerlei Spottlieder auf den Triumphator absangen, wie das militärische Sitte war, verglichen sie den Feldherrn, der seine Siegesfeste mit der Aufführung von Mimen feierte, selber mit einer Figur aus dem Mimus, dem 'kahlköpfigen Ehebrecher':

Urbani servate uxores, moechum calvum adducimus (Suet. 51).

Cäsar war allerdings als lockerer Vogel in Rom bekannt, und seine Glatze machte ihn für diesen Vergleich mit dem *mimus calvus* sehr geeignet.

Da wird nun Jesus plötzlich auf den Kasernenhof geführt. Draußen hört man wieder das verhaßte Volk der Juden eine große, von dem Prokurator Pilatus mit Recht so sehr gefürchtete Lärmszene aufführen. Nun führt man einen von diesen verhaßten, im Mimus viel verspotteten Juden auf den Hof, und dieser jüdische Verbrecher — denn wäre er das nicht, hätte ihn der oberste Beamte der Provinz doch nicht zum Kreuze verdammt — soll nun gar der König der Juden sein. Da läuft das ganze Kasernement zusammen, aus allen Stuben kommen die dienstfreien Soldaten heraus und betrachten sich den 'Judenkönig'. Da fallen ihnen die Spottszenen gegen die Juden aus dem Mimus ein, dieser Judenkönig erscheint ihnen wie der 'König im Mimus', genau wie dem alexandrinischen Pöbel der Judenkönig Agrippa.

Nun verstehen wir auch, wie diese Soldatenmasse plötzlich nach einem Plane wie auf Verabredung handeln kann. Sie haben alle dieselben Spottszenen aus dem Mimus vor Augen, und die führen sie nun einmütig zu ihrem Vergnügen auf. Sie spielen eine Mimusszene mit dem Judenkönig, und wenn sie nach der spöttischen Huldigung und nachdem sie noch gar eine mimische Gerichtsszene mit ihm aufgeführt haben, ihm schließlich Backenstreiche geben und ihn mit dem Rohre schlagen, so wollen sie ihm damit nicht sonderlich weh tun und dem schon Gegeißelten heftige Schmerzen bereiten, nein, so weit geht auch die Roheit dieser Soldateska nicht, sondern die burleske Figur im

[1]) Nach Eunapius, Hist. Graec. min. ed. Dindorf I 22.

Mimus muß durchaus geprügelt werden. Ohne das Rasseln der Prügel, ohne den *alapittarum sonitus* ist eben kein Mimus vollständig, und man hatte ja Zeit, wie wir sahen, diesen herrlichen Mimus vollkommen durchzuführen. Nun verstehen wir auch, warum die Offiziere und Unteroffiziere nicht eingriffen bei diesem Treiben, das uns so gänzlich disziplinlos vorkommt. Die Soldaten ergötzten sich eben an einem kleinen Mimus, und der Mimus war bei der römischen Armee privilegiert.

Was der Gottmensch empfunden, als man kurz vor dem furchtbaren Erlösungsopfer mit ihm einen heidnischen Mimus spielte, als ihn der *risus mimicus* der blöden Masse umtoste im schwersten Augenblicke seines Erdenwallens, das ist undurchdringliches Geheimnis. In jenen Stunden hat sich Christus in ein ehernes, hoheitsvolles Schweigen gehüllt, in das Schweigen der Ewigkeit.

Es ist ein seltsames Geschehnis, das sich uns enthüllt. Der Mimus, der zum ersten Male die christlichen Mysterien im Spotte spielte, der das ganze Mittelalter hindurch im Mysterium die burleske Figur mimte, der noch im Mysterium vom Doktor Faust als burlesker Teufel Mephisto vor Gottes Thron tritt, dieser Mimus hat auch in Wirklichkeit hineingespielt in das große historische Mysterium der Welterlösung. Das ist fast mystisch, und es ist doch die nackte Historie.

Damit ist nun aber auch das wichtige Ergebnis gewonnen, daß hier die biblische Überlieferung durchaus geschichtlich ist; man hat unrecht getan sie anzuzweifeln. Wir verstehen jetzt diese ganze Szene kulturhistorisch d. h. aus dem Leben der Zeit heraus; wir verstehen sie, weil wir jetzt anfangen, den Mimus als das große Spiegelbild der späteren griechisch-römischen Epoche zu begreifen und zugleich als eine wichtige, lebendige, überall gegenwärtige Macht in jenem Leben.[1])

---

[1]) Schon seit langem sind die Theologen auf die Parallelstelle zur Verspottung und Geißelung Christi bei Philon aufmerksam geworden. Viele Erklärer zitieren sie, so neuerdings wieder H. B. Swete, The Gospel according to St. Mark mit Berufung auf Wetstein S. 376. Auch Schürer, Lehrbuch der neutestamentlichen Zeitgeschichte S. 256 ff. behandelt sie, desgleichen Keim a. a. O. III 394 ff. Überall regte sich schon dunkel die Erkenntnis, daß in dieser seltsamen Stelle die Lösung des welthistorischen Geheimnisses zu finden sein müßte; aber die Theologen kannten den Mimus in seiner wahren Natur und Bedeutung nicht und konnten ihn nicht kennen. Dann setzte Paul Wendland hier ein mit dem berühmten Aufsatz 'Jesus als Saturnalienkönig', Hermes 1898 XXXIII 175 ff. Zweimal heißt es an der Kardinalstelle bei Philon, daß der Judenkönig Agrippa I. nach Art des Mimus und als König im Mimus verspottet sei. Aber Wendland sagt vom Mimus nichts, für ihn steht das zweimalige Mimus nicht da. Seine Deutung lautet: Saturnalienkönig. Nun ist der Saturnalienkönig eine Art Karnevalskönig, der sozusagen als Präside beim Kommers eine Art burlesker Königsgewalt übte. Aber daß es im I. Jahrh. Brauch gewesen sei, den Saturnalienkönig zu verspotten, zu verhöhnen und zu schlagen wie den König mit der Dornenkrone und den König im Mimus, ist nirgends bezeugt. Und dann: die Saturnalien fallen in den Dezember. Sollen die Soldaten, um modern zu reden, einen Weihnachtsbrauch um die Osterzeit geübt haben? Gerade solche volksmäßige Begehungen sind an ihre Zeit gebunden. Ich kann hier nicht näher auf Wendlands Betrachtungen eingehen. Zweifellos war der geistvolle Forscher auf dem richtigen Wege, als er erkannte, in der Geißelungsszene müsse

Zürnet dem Mimus sicht, daß er dazu verdammt war, in Christi Leidenskelch noch diesen Tropfen Gift zu mischen. Es waren ja auch nicht eigentliche Mimen, die diesen schrecklichen Mimus spielten; eine wilde Soldateska hat den Mimus mißbraucht, und selbst für sie gilt Christi verzeihendes Wort am Kreuz: sie wissen nicht, was sie tun. Auch das christliche Volk hat gar bald dem Mimus seine ursprüngliche Feindschaft gegen das Christentum verziehen, es hat ihn später zugelassen als Spieler im gläubig-ernsten Mysterium, und der Mime hat voll Eifers das ganze Mittelalter hindurch im geistlichen Spiele mitgespielt. Ja wie sich später ein christlicher Pfarrer einen *mimus Christi* in seiner Grabschrift nennt, so fühlte sich auch der Mime freudig in eines Höheren Dienst.

Diesem Gefühle hat das Mittelalter Ausdruck gegeben in mancherlei wundersamen Legenden, am rührendsten in der Legende vom Tänzer unserer lieben Frau (Del tumbeor Nostre-Dame, herausg. von W. Förster in der Romania II 315 ff.). Ein Joculator, ein Mime niedrigster Art, der nur geringe Gaukelkunst übt, ist als Greis in ein Kloster eingetreten. Da er nun nicht nach geistlicher Art die heilige Jungfrau zu ehren versteht, so tanzt und springt er vor ihrem Bilde ihr zu Ehren, bis er ermattet niedersinkt. Da beugt sich das Bild gnadenvoll zu ihm herab, um den Schweiß von seiner Stirne zu wischen.

Der Arme ward vor Freude krank,
Daß er aufs Sterbelager sank.
Doch als sein letztes Stündlein schlug,
Da kam der Engel Schar und trug
Zur allerhöchsten Himmelsau
Den Tänzer unsrer lieben Frau.

---

etwas Typisches stecken, nur daß er eben den rechten Typus nicht gefunden hat. Im Jahre 1898 galt eben noch unbestritten die falsche und unwürdige Grysarsche Auffassung vom Mimus als einer armseligen, unbedeutenden, von den Lateinern erfundenen Posse; der Klassiker des großen griechischen Mimodramas, Philistion, war noch halb und halb ein lateinischer Farceur; wer hätte da auch nur an die Möglichkeit gedacht, mit Hilfe des Mimus ein wichtiges oder gar ein welthistorisches Problem zu lösen?

ANZEIGEN UND MITTEILUNGEN

1. P. D. Ch. Hennings, Homers Odyssee. Ein kritischer Kommentar. Berlin, Weidmannsche Buchhandl. 1903. VII, 603 S.
2. Otto Rößner, Untersuchungen zur Komposition der Odyssee. Ein Beitrag zur Lösung der homerischen Frage. Merseburg (Beilage zum Programm des Domgymnasiums) 1904. 58 S. 4°.
3. S. Eitrem, Die Phäakenepisode in der Odyssee. Videnskabs-Selskabets Skrifter II. Historisk-filosofisk Klasse No. 2. Christiania (Jacob Dybwad) 1904. 35 S.

1. Der gemeinsame Gegenstand mag es rechtfertigen, wenn in der Besprechung drei Schriften zusammengefaßt werden, die ihrer Art nach freilich recht verschieden sind. Die fleißige Arbeit von Hennings ist wertvoll als Fundgrube für die gelehrte Literatur, besonders älterer Zeit, aus der vielfach wörtliche Anführungen gegeben werden, und für die Gesichtspunkte der kritischen Betrachtung. Die Anordnung ist im wesentlichen die, daß Buch für Buch erst nach Inhalt und Anlage besprochen, dann daraufhin untersucht wird, welche 'unechten Verse' es enthält. Dabei ist es unvermeidlich, daß die großen Fragen der Gesamtkomposition etwas zu kurz kommen, weil sie sich nirgends so recht natürlich in den Gang der Erörterung einfügen. Will man z. B. nachsehen, wie die neue Arbeit von Eitrem (Nr. 3) an die bisherigen Forschungen anknüpft, so findet man bei Hennings nur unvollkommene Orientierung. 'Das Buch η spinnt dieselben Verhältnisse, unter denen ζ abgeschlossen ist, ohne Lücke und Widerspruch weiter': so heißt es S. 185. Etwas mehr ließ sich hier doch schon sagen. Der Verf. brauchte ja Kirchhoffs Hypothese nicht anzunehmen; aber die Beobachtungen, die ihr zugrunde liegen, hätten in einem kritischen Kommentar deutlich dargestellt werden sollen. Wenn dies nicht geschehen ist, so rührt es zum Teil daher, daß Hennings, seinem eigenen kritischen Standpunkte nach, der Forschungsweise Kirchhoffs nicht wohl gerecht werden konnte; zum Teil aber macht sich hier eine formelle Schwäche geltend, die das ganze Buch durchzieht und überall seinen Wert beeinträchtigt. Die Entwicklung von Gründen und Gegengründen ist keine scharf abhebende, mehr eine behaglich fortführende, anreihende; und so hält es manchmal schwer, zu erkennen, was der Verf. selbst eigentlich meint. Das empfindet man gleich im ersten Abschnitt, der unter anderen 'Vorfragen' die vom Schriftgebrauch und von der Sammlung durch Peisistratos oder Hipparch erörtert. In den Bemerkungen zu τ hat man S. 509 den bestimmten Eindruck, daß ein *non liquet* ausgesprochen werden soll; überraschend kommt dann auf der folgenden Seite das Bekenntnis: 'ich für meine Person bin geneigt zu glauben, daß τ 395—466 (die Jagd am Parnaß) ebenso echt ursprünglich sind wie die Fußwaschung der Eurykleia' — übrigens eine Ansicht, der ich nur beipflichten kann. Auch sonst wäre manches einzelne mit Anerkennung hervorzuheben; ein Beispiel gut orientierender, auch im Urteil sicher gehender Besprechung bieten die Abschnitte über den zweimaligen Wurf des Kyklopen (S. 275—278). Vor allem aber darf man die Gesamtleistung bewundern: der Verf. hat im Jahre 1858 mit seiner Schrift über die Telemachie einen wesentlichen Beitrag zur Würdigung einer wichtigen Partie des Epos geliefert und ist nun als Greis zu den Studien seiner Jugend zurückgekehrt mit einer Arbeitskraft, um die mancher Jüngere ihn beneiden kann.

2. Eine eigentümliche Aufgabe hat sich Rößner gestellt: da die Odyssee als Ganzes wirke, von empfänglichen Lesern als Ganzes freudig empfunden werde, so müsse es gelingen, den einheitlichen Grund-

gedanken aufzudecken, den der Bearbeiter — der, dem die jetzige Gestalt des Epos im wesentlichen verdankt werde — 'eingefügt bezw. herausgearbeitet' habe. Der Verf. glaubt nun eine innige Beziehung (S. 50) zu erkennen zwischen der Schlußszene der Kyklopie, wo Odysseus den grausam Geblendeten verspottet und zugleich die Majestät eines Gottes, Poseidon, mißachtet (ι 525), und seinem Verhalten nach dem Freiermorde, wo er den lauten Jubel der Eurykleia mit frommer Scheu unterdrückt: *οὐχ ὁσίη κταμένοισιν ἐπ' ἀνδράσιν εὐχετάασθαι* (χ 412). Alle Leiden und Irrfahrten sind danach die Strafe für jene gottlose Überhebung. Äolos durchschaut dieses Verhältnis; er ist vom Dichter erfunden, um zu zeigen, 'wie die Leiden des Odysseus von einem tiefer Sehenden, einem mit der Gottheit eng verbundenen Wesen aufgefaßt werden' (S. 40). Teiresias verkündet, was äußerlich geschehen muß damit die Götter versöhnt werden; aber erst 'die Reife sittlicher Anschauung, die Odysseus durch selbstverschuldetes Leiden erlangt', die 'in diesen Leiden sich vollziehende sittliche Läuterung' bringt den inneren Abschluß: der Held bezwingt sich selbst, indem er einen an sich berechtigten Siegesjubel abwehrt (S. 49). Von dieser Grundanschauung aus entdeckt nun Rößner überall leise Andeutungen, die sie bestätigen. Wer ihm aufmerksam folgt, wird vielleicht, mit Lessing zu reden, 'lächeln, aber demungeachtet in der Achtung für einen Dichter bestärkt werden, dem man so vieles leihen kann'. Überzeugen kann solche Auslegung nicht. Gerade wenn, wie der Verf. annimmt, die Grundidee in der Odyssee ein nachträgliches Werk reflektierender Bearbeitung wäre, müßte sie deutlicher ausgesprochen sein.

3. Die zuletzt genannte Schrift von Eitrem ist eine scharfsinnige Studie, deren Lektüre dem Verständnis der Bücher ε—ϑ nützlich sein kann, wenn auch von den Resultaten, zu denen sie führt, nur weniges Bestand gewinnen dürfte. Der Verf. knüpft in der Methode wieder ganz an Wilamowitz und Seeck an, in dem besonderen Thema an Kirchhoff, der einmal daran gedacht hat, daß es eine ältere Darstellung der Erlebnisse des Odysseus bei den Phäaken gegeben habe, in welcher Athene die Rolle der Nausikaa spielte (Od.[2] 204; Eitrem S. 15). Kirchhoff hat diese Vermutung dann fallen lassen; Eitrem nimmt sie wieder auf, sucht die Spuren der Athene-version und der jüngeren Nausikaaversion zu entdecken und jede von beiden wenigstens in Gedanken wiederherzustellen. Danach gehört η wesentlich der älteren, ζ der jüngeren Schicht an, und zwar mit Einschluß des von Athene gesandten Traumes ζ 2 ff., in dessen Erfindung der Nachdichter das Hauptmotiv seiner Vorlage — die Hilfe Athenes — umbildend verwertet haben würde (S. 19). Der Verf. glaubt aber die doppelten Spuren weiter zurück verfolgen und auch in der Art, wie Odysseus aus dem Schiffbruch gerettet wird und landet, Unterschiede erkennen zu können, die auf Zugehörigkeit teils zu der Nausikaaerzählung, teils zu der Athene-erzählung hinweisen. Und hier ist eine dritte, noch ältere Version eingearbeitet, nach welcher Leukothea den Helden rettete und nicht nach Scheria, sondern sogleich nach Ithaka brachte, entsprechend der Ankündigung durch Hermes und Kalypso, die von einem Aufenthalt bei den Phäaken nichts wissen (S. 3 f. 6 f.).

So weit meint Eitrem seiner Sache ganz sicher zu sein. Etwas zweifelnd und 'unter allem Vorbehalt' konstruiert er (S. 26) noch eine vierte, der Zeit nach erste Stufe der Dichtung, gestützt auf den besonderen Nachdruck, womit mehrmals (ε 167. 264 η 259) die von Kalypso dem Helden gegebenen Kleider erwähnt werden. Diese waren es ursprünglich, die den Schiffbrüchigen aus den Wellen retteten; sie erregten durch 'ihr wunderschönes Aussehen' die Aufmerksamkeit der Königin Arete, auf sie richtete sich deren Frage: *τίς τοι τάδε εἵματ' ἔδωκεν;* — Damit aber noch nicht genug; es kommt eine weitere (also fünfte) 'älteste Schicht der Dichtung' hinzu, in welcher die Phäaken nicht gastfreundlich waren, sondern *χαλεποὶ ἄνδρες* (nach α 197), in deren Mitte der Fremdling eher als in der jetzigen Umgebung Ursache hatte zu sagen (ϑ 156 f.): *νόστοιο χατίζων ἧμαι, λισσόμενος βασιλῆά τε πάντα τε δῆμον*, unter denen das Auftreten eines einzelnen wohlwollenden Mannes ihm wirk-

lich von Wert sein konnte (ϑ 200), eine Deutung, zu deren Voraussetzungen der ganze kummervolle Ton, der im Buch ϑ herrscht, besser stimmte als zu dem, was jetzt vorhergeht.

Hier wird endlich dem kühnen Forscher selbst der Atem knapp. Er bekennt (S. 35), es sei 'schwer zu sagen, in welchem Verhältnisse diese älteste Schicht zu der vorher vermutungsweise angenommenen Form stehe, wo Odysseus durch die Kleider Kalypsos gerettet wurde'. Damit hat er aber nur die eine der chronologischen Schwierigkeiten berührt und zugegeben, an denen das ganze Gebäude seiner Hypothesen leidet. Noch älter als die älteste Form der Phäakendichtung soll ja die Leukotheaversion sein, in der es Scheria und die Phäaken noch gar nicht gab; zu dieser Version aber gehört notwendig der Schleier der Göttin, der mit seiner wunderbaren Kraft an die Stelle der ogygischen Gewänder getreten sein soll (ε 343. 346; Eitrem S. 26), also in dem Entwicklungsgange der Dichtung später sein müßte als jene. — Ferner: die ursprüngliche Auffassung, nach welcher die Phäaken wilde Männer waren, ihren früheren Nachbarn, den Kyklopen, nicht ganz unähnlich, wo sie den Namen ihrer Fürsten Ἀλκί-νοος und Ῥηξ-ήνωρ Ehre machten, diese Auffassung paßt am ehesten zu der Atheneversion; ist es doch Athene, die den Fremden ermuntert, sich nicht einschüchtern zu lassen (η 51. 32, vgl. 16 f.). Eitrem hebt diese Beziehung ausdrücklich hervor (S. 16 f.). Die reichlichsten und deutlichsten Spuren solcher Vorstellung finden sich aber, wie schon erwähnt, in ϑ, in dem Bericht über die Kampfspiele; und der gehört zu dem Inhalt einer Erweiterung, die jünger ist als die Nausikaaversion, nach welcher Odysseus noch im Laufe des auf die Ankunft folgenden Tages von Scheria abfuhr (Eitrem S. 31 f.). Die eine der beiden Versionen müßte also zugleich jünger und älter sein als die andere.

Auf diesem Wege kommen wir überhaupt nicht vorwärts. Der gelehrte Verf. begeht den alten Fehler, vor dem doch die Mißerfolge von Wilamowitz und Seeck, anderer gar nicht zu gedenken, hätten warnen können: er preßt einzelne Stellen und konstruiert von ihnen aus getrennte und einander widersprechende Voraussetzungen, während weiter nichts vorliegt, als daß der Dichter, sorglos fabulierend, sich gar nicht die Mühe genommen hat, eine einmal vorausgesetzte Situation streng festzuhalten. Unsere erste Aufgabe müßte doch sein, zu sehen, wieviel sich als Werk einer einheitlich schaffenden Phantasie des Dichters begreifen läßt. Wer das nicht tut, sondern von vornherein darauf ausgeht verborgene Widersprüche aufzudecken, wird nicht selten dahin gelangen, einen bestehenden, psychologisch verständlichen Zusammenhang zu zerstören. So geht es auch Eitrem. Den Vers ϑ 545 findet er (S. 29) 'nicht allzugut'; durch ihn sei ein neues Motiv an das Vorhergehende angeklebt. Vielmehr sind Ausdruck und Gedanke gleich tadellos; Alkinoos sagt: 'Wir wollen mit dem Gesang, der dem Fremden schmerzlich ist, aufhören und etwas vornehmen, woran Gastgeber und Gast gleichermaßen Freude finden; denn um des Gastes willen ist ja die ganze Veranstaltung gemacht.' Die Frage der Königin nach den Kleidern des Angekommenen erfolgt in η sehr passend, erst zuletzt, als die Gäste den Saal verlassen haben; nach der Anordnung, die der Verf. konstruiert, ist es so, daß sie den Eintretenden 'sogleich mit der Frage nach den Kleidern anfährt' (S. 25). Das soll der Dichter unseres ζ so gemacht haben! In manchen Fällen hat der Verf. gut beobachtet; besonders, wie mir scheint, zu λ 336—341 (S. 23). Die Rede der Arete würde in der Tat vortrefflich hinter η 154 passen, wo eine Antwort der Königin vermißt wird. Vielleicht gibt diese Beziehung, auf die, soviel mir bekannt, noch niemand geachtet hat, zu tiefer eindringenden Schlüssen Anlaß.

Paul Cauer.

Henry Lechat, Au Musée de l'Acropole d'Athènes. Études sur la sculpture en Attique avant la ruine d'Acropole lors de l'invasion de Xerxès. Annales de l'université de Lyon, nouvelle série, II. Droit, lettres, fascicule 10. Lyon-Paris 1903.

Wenn von diesem verdienstlichen Buch hier verhältnismäßig spät ein Bericht erscheint, so mag dem Referenten zweierlei

zur Entschuldigung dienen. Das Buch ist eine Zusammenstellung verschiedener, dem engeren Fachkreise bereits bekannter Aufsätze, die hier zum Teil natürlich umgearbeitet erscheinen. Besitzt also die Ausgabe des Buches in dieser Hinsicht kein aktuelles Interesse, so hat anderseits sein Inhalt gerade für weitere Kreise mehr als das, dank der methodisch gründlichen und vielseitigen Bearbeitung einer bestimmt abgegrenzten Gruppe von Denkmälern, die sich leicht behufs besonderer Studien aus dem Strom der Entwicklung herausheben ließen, da nur wenige Fäden sie mit den Werken der folgenden Epoche verbinden, von der die vorangegangene durch die gewaltige Katastrophe der Zerstörung der Akropolis durch die Perser getrennt ist. Über dies rein kunsthistorische Interesse hinaus aber besitzen jene Werke noch einen eigenen Wert dadurch, daß sie in ihren verschiedenen Stilen einen besonderen, zeitlich begrenzten Kulturzustand Athens und die mannigfachen Einströmungen fremder Kulturen deutlich repräsentieren; deshalb seien auch die Philologen besonders auf dieses Buch hingewiesen.

Lechat beginnt mit mehreren Kapiteln über die archaischen Poros-Skulpturen. Vieles in diesem Teil ist jetzt zu vergleichen mit dem Werk von Wiegand: 'Die archaische Poros-Architektur der Akropolis zu Athen' (s. o. S. 321 ff.), in dem die Resultate Lechats über den ehemaligen Zusammenhang dieser Skulpturen und ihre Zugehörigkeit zu einzelnen Gebäuden in allen Hauptsachen ihre Bestätigung oder Ergänzung finden. Im übrigen betrachtet der Verf. die Poros-Skulpturen hauptsächlich in Rücksicht auf ihre Technik, in der er eine allmähliche Steigerung der Fertigkeiten konstatiert. Er erschließt aus den ältesten Resten, die nicht gemeißelt, sondern aus dem Stein geschnitten sind, daß ihre Technik sich am Holz gebildet habe. Ich muß gestehen, daß ich dieser Annahme einer ausgedehnten Holzbildnerei in dem baumarmen Griechenland skeptisch gegenüberstehe; und ich meine, daß die technischen Eigenheiten dieser ältesten Steinskulpturen sich auch erklären lassen, wenn die Künstler unmittelbar mit dem weichen Poros zu tun hatten. Jedenfalls aber hat L. sehr sorgfältig alle charakteristischen Einzelheiten beobachtet und zusammengestellt. Etwas vermisse ich in diesem Teil: Material und Technik können niemals allein den Charakter einer Kunst erklären; die Hauptsache ist und bleibt, wie der Künstler sieht, wie er die Erscheinungen auffaßt, was ihm an den Erscheinungen das Bedeutsame scheint. Danach schafft er sich seine Technik und sucht er sein Material; zudem legt ein so leicht zu bearbeitender Stein wie der Poros gar keinen Zwang auf; ich kann darin gerade Flächen schneiden, die kantig aneinander stoßen, oder sanfte Rundungen schaffen, und das eine ist nicht schwerer als das andere. Zweifellos aber hat diese älteste attische Kunst einen ganz eigenen Charakter, der sich scharf von allem Kretisch-Peloponnesischen trennt, deutlich auch von den verschiedenen Nuancen der ionischen Kunst unterscheidet. Vielleicht aber hat L. diese Fragen mit Willen umgangen, um sein Buch nicht allzusehr anschwellen zu lassen: wir hören zu unserer Freude, daß er ein umfassenderes Werk über den attischen Archaismus vorbereitet.

Der zweite Teil, der die Mädchenstatuen behandelt, beginnt mit eingehenden Studien über die Gewandung, das Schuhwerk, die Haartracht und die Schmucksachen, Kapiteln, in denen der Antiquar reichliches Material findet. In Bezug auf Chiton und Himation *à l'ionienne* folgt L. der alten Auffassung, daß zu dem Mantel nur der stark gefaltete, frei über die Körpermitte hängende Teil gehört habe, und erklärt sich die merkwürdige Tatsache, daß die Maler den Chiton oben anders als unten gemalt haben, nur als ein *artifice de polychromie*. Mir scheint es gerade durch Lechats sorgfältige Beobachtungen und auch durch neue Entdeckungen (vgl. die beiden Torsi vom archaischen Tempel in Delphi, Fouilles de Delphes IV pl. XXXIV, auch Holwerda im Jahrbuch d. Instituts 1904 S. 10 ff.) immer deutlicher zu werden, daß der Teil der Gewandung vom Gürtel abwärts an den Statuen, die mit dem betreffenden Mantel ausgestattet sind, eben auch zu dem 'Mantel' gehört, der nichts anderes ist als die Chlaina oder der Peplos, die ja

im Grunde wesensgleich sind.[1]) Wenn an den Statuen der untere Saum des Chiton nicht mehr sichtbar wird, wie übrigens an den archaistischen Statuen immer — und woher hatten das denn die Künstler? —, so müssen wir doch bedenken, wie wenige dieser Figuren uns bis auf die Füße erhalten sind. Zwei echt archaische Beispiele — eins gerade aus Athen, wenn auch nicht attisch —, an denen der Saum des Chiton unten sichtbar wird, sind uns übrigens doch erhalten: eine Statuette der Athena Promachos im Akropolismuseum (Studniczka, Ephem. arch. 1887 S. 143 *πίν.* 7; de Ridder, Bronzes de l'acropole Nr. 796 Fig. 302; Collignon, Histoire de de la sculpture I 352 Fig. 177; Perrot, Histoire de l'art VIII 612 Fig. 308); bei ihr ist der 'Mantel' auf beiden Schultern genestelt, weshalb Studniczka a. a. O. ein fach vom Peplos spricht; das andere Beispiel ist das Münzbild der Nymphe Himera (Gardner, Types of Greek coins T. II 18; vgl. Böhlau, Quaestiones de re vestiaria S. 50); sie hat den 'Mantel' nach Art der Chlaina umgenommen. Die Frauen trugen dieses Obergewand, das durch Naht vollkommen geschlossen wurde, über dem Chiton, und über ihm wurde der breite Gürtel angelegt (vgl. Pauly-Wissowa, Real-Enzykl. III 2 Sp. 2339 ff.). Es ist deshalb nicht ganz richtig, wenn L. sagt, dieses Kleidungsstück sei ionisch *par l'origine*, wo er übrigens auch ein vorsichtiges *probablement* beifügt; ionisch ist nur die besondere Art, in der es angelegt und gefaltet wurde. Das Auftreten des ionischen Leinenchiton mit Knöpfen konstatiert L. an zwei sehr einfachen Statuen, von denen die eine (Fig. 19) sicher älter ist als die Statuen mit jenem eigenartigen 'Mantel'; sie ist die älteste Zeugin des Eindringens ionischer Mode nach Athen, das uns Herodot in legendarischer Ausschmückung berichtet. Da wir nun an dieser Figur trotzdem den Peplos bemerken, ferner konstatiert haben, daß jenes ionische 'Himation' im Grunde auch ein Peplos war, bleibt von der Herodoteischen Erzählung nur das Datum, die Abschaffung der *περόναι* und die Einführung des Chiton, der aber den Peplos nicht beseitigt hat.

Diesen Kapiteln schließen sich drei lehrreiche über den Meniskos, die Bearbeitung des Marmors und Polychromie an, dann eins über die Deutung der Statuen, in der L. zu dem Schluß kommt, dargestellt seien Sterbliche, aber keine bestimmten Personen; man habe der Göttin einen Chor von marmornen Mädchen und Frauen aufstellen wollen, an dem sie ihre Freude haben sollte, wie an den lebenden Bewohnerinnen ihres Athen. Gegen diese Deutung, die nach Erwägung aller Möglichkeiten als einzig annehmbar zu bleiben scheint, macht mich nur eins bedenklich: nirgend sonst sind uns Beispiele einer so allgemeinen Bedeutung eines Weihgeschenkes bekannt. Durch das dargebotene Abbild weihte der antike Mensch der Gottheit eine bestimmte Person oder Sache, die er dadurch unter den besonderen Schutz der Gottheit stellen wollte; oder zum Dank weihte er ein Bild der Gottheit selbst oder einen Gegenstand, der in bestimmtem Bezug zu dem errungenen Erfolge stand. Deshalb gestehe ich, mich bei dieser Deutung noch nicht beruhigen zu können; eine andere aber kann ich nicht vorschlagen. Im Zusammenhange mit diesem Kapitel steht das folgende, in dem L. die

[1]) Holwerdas Modell ist nicht ganz exakt; die breite Falte geht an keiner der Statuen so direkt wie bei ihm von der Schulter aus; an vielen ist sie schräg nach der Schulter gezogen, an einer ganzen Reihe anderer aber, wie an der Kore des Antenor, des Euthydikos und dem einen der genannten Torsen aus Delphi, hängt sie in der Mitte der Brust senkrecht herab, und parallel mit ihr hängen all die anderen Falten, während sie bei jener anderen Gruppe strahlenförmig nach unten sich ausbreiten. Nur eine ungefähre Vorstellung von dem Arrangement dieser Art kann Holwerdas Versuch geben. Die Übereinstimmung mit Peplos und Chlaina hat H. nicht bemerkt, da er vielmehr in diesem Kleidungsstück den Chiton erkennen will; zudem hat er von der Art, wie der Peplos ursprünglich getragen wurde, eine merkwürdig barocke Vorstellung (beides ausgeführt im Rhein. Mus. 1903 LVIII 511 ff.). Hier ist nicht der Ort, auf diese ganz verfehlten Ansichten näher einzugehen; ihnen gegenüber sei einfach auf die grundlegenden Beiträge zur Geschichte der altgriechischen Tracht von Studniczka verwiesen

Frage behandelt, ob die Köpfe, deren Züge uns so individuell anmuten, Porträts sein wollen; er entscheidet mit Recht negativ. Nur aus der Unfähigkeit der Künstler, die einzelnen Eindrücke in sich bewahrend zu einem Idealbilde zu verarbeiten, darf man aber solche Erscheinung nicht erklären wollen; sie muß von einem allgemeinen Zuge der Zeit bestimmt gewesen sein, auf den dann ein Rückschlag erfolgte, wie wir ihn zuerst in der Figur des Antenor spüren; etwas Analoges ging in Italien vor, als die Kunst der Hochrenaissance die der Frührenaissance ablöste.

Weiter folgen zehn kurze Kapitel, in denen L. versucht, mehrere von den besprochenen Werken zusammen zu gruppieren und sie einem Künstler oder doch einem Atelier zuzuschreiben. Wer diese Skulpturen nicht vor Augen hat, kann hier dem Verfasser schwer folgen, da Abbildungen in keinem Fall genügen können. Soweit man nach diesen urteilen kann, machen viele der versuchten Gruppierungen einen überzeugenden Eindruck, und jedenfalls nimmt man aus dem aufmerksamen Studium dieser Kapitel einen Gewinn mit sich: die auf den ersten Blick verwirrende Masse beginnt sich zu gliedern. Sehr gut ist, was über die Statue des Antenor gesagt wird. Zu der Gruppe III wäre jetzt als nächstverwandt die Karyatide vom Siphnierschatzhaus in Delphi zu nennen (Fouilles de Delphes IV pl. XXVI; Perrot, Histoire de l'art VIII pl. VIII). Demnach scheint uns diese Gruppe speziell den ionisierenden Inselstil jener Zeit zu repräsentieren; dagegen lehren uns jetzt die Ausgrabungen in Delphi durch die Skulpturen des Alkmeonidentempels und vom Athener-Schatzhaus die speziell attische Eigenart zur Ergänzung dessen, was wir bisher aus der Statue des Antenor geschlossen hatten, kennen, und die hochbedeutenden Reste des Schatzhauses der Knidier geben uns zum ersten Male eine Vorstellung von dem Hauptzweige der echtionischen Kunst, von der augenscheinlich die Anregung zu dieser ganzen merkwürdigen Stilentwicklung ausging; ich sage, zum ersten Male, denn man sollte wirklich endgültig eingesehen haben, daß die bekannte Statue von Delos nicht zu der Archermos-Basis gehört haben kann, daß man also auf sie nicht die Kenntnis ionischer Kunst gründen darf. Voraussichtlich wird sich das neue Buch des Verfassers mit all diesen Fragen beschäftigen, deren Lösung weitere Gruppierungen ermöglichen wird. Eine besondere kleine Gruppe behandelt L. in den folgenden Kapiteln: die wenigen Reste, die eine Einwirkung der samisch-naxischen Schule verraten; augenscheinlich hat sich der Stil dieser zweiten ionischen Schule erheblich von dem der chiischen Meister unterschieden. Man hat diese Eigentümlichkeit nur aus der Rücksicht auf technische Verfahren (Winter) oder auf die Nachahmung des altberühmten Bildes der Hera auf Samos (Brunn) zurückführen wollen; L. erklärt sich nicht bestimmt für eine der beiden Erklärungen; beide scheinen mir zu äußerlich; auch hier kommt es in erster Linie auf die Art des künstlerischen Sehens an, das in interessantem Gegensatz zu der Art steht, die sich in den ältesten kretisch-peloponnesischen Werken kundgibt; der zeitliche Abstand zwischen diesen und den uns bekannten samischen Statuen ist hierfür irrelevant. Deshalb braucht man auch zur Erklärung dieses Stiles nicht einen direkten Zusammenhang dieser Schule und ihres weiteren Kreises (Skulpturen von Milet) mit der assyrischen Kunst anzunehmen, gegen den L. berechtigte Einwände macht; ebensowenig begründet scheint mir allerdings die Annahme einer Einwirkung ägyptischer Kunst, wie sie L. verteidigt, abgesehen von ganz äußerlichen Dingen. Gerade in der Art des künstlerischen Sehens stehen diese Werke mit ihrer weichlichen Fülle den assyrischen zweifellos ungleich näher als den scharf umrissenen, architektonisch streng konstruierten ägyptischen. Eine eigenartige Gruppe hätte sich wohl im Anschluß an die VIII. noch zusammenstellen lassen; dort ist auf die Verwandtschaft des bekannten marmornen Knabenkopfes von der Akropolis mit der Euthydikos-Kore hingewiesen. Mit demselben Recht aber hat man jenen Knabenkopf stets in Beziehungen zu den Skulpturen des Zeustempels in Olympia gebracht; die Stilrichtung dieser Skulpturen läßt sich nun, soweit man nach

der Abbildung urteilen kann, noch an einer der spätesten Korai konstatieren, derjenigen, die L. auf S. 163 als Fig. 13 abbildet; an ihr sind nicht nur die Formen des Gesichtes, sondern auch die weichlich gebildeten Falten des Gewandes charakteristisch. Ferner hat Furtwängler ein weiteres athenisches Fragment mit Recht dem gleichen Kreise zugewiesen (Ephem. arch. 1901 Sp. 143 ff. πίν. 8), einen weiblichen Reliefkopf, den er in die Zeit 470—60 datiert. Wieder aus etwas jüngerer Zeit stammt ein Kopf, den wir meiner Ansicht nach dem gleichen Zweige jener 'olympischen' Schule zuschreiben können, ein schöner Athena- oder Amazonenkopf im Konservatoren-Palast (früher im Kapitolinischen Museum; Arndt-Amelung. Einzelaufnahmen Nr. 450/1).

Ein weiteres Kapitel handelt über den Künstler Endoios und seine Statue einer sitzenden Athena auf der Akropolis. L. schließt daraus, daß Pausanias diese Statue aufrecht sah und nichts von irgend einer Beschädigung bemerkt, daß sie erst nach 479, der Zerstörung der Akropolis durch die Perser, aufgestellt worden sei. Da dieser an sich recht plausible Grund mit keinem der anderen Zeugnisse, die uns über die Tätigkeit des Endoios erhalten sind, kollidiert, so wird L. die Dauer dieser Tätigkeit ungefähr richtig auf die Zeit von 520—475 fixieren. Ob er des weiteren recht hat, die bekannte sitzende Athena von der Akropolis, die in der Tat in der Nähe der Stelle gefunden wurde, an der Pausanias die Statue des Endoios bemerkt, mit dieser, wie bisher, zu identifizieren, sie nun aber für ein Werk der ersten Jahre nach 479 zu erklären, wage ich ohne erneutes Studium des Originals nicht zu beurteilen. Aber mehr als eine Möglichkeit glaubt ja auch L. nicht konstatieren zu können. Vgl. dazu übrigens Studniczka im Jahrbuch d. Inst. 1904 S. 4 f. mit Anm. 21.

Das vorletzte Kapitel enthält die Publikation eines Votivreliefs mit Darstellung des Hermes, der drei Chariten und eines Knaben; gefunden vor den Propyläen und also in Beziehung zu dem Charitenkult ebendort. Zu dem letzten Kapitel über den Hippalektryon ist Karos Beitrag zur Strena Helbigiana, bes. S. 154 zu vergleichen.

Der Leser wird diesen Zeilen entnehmen, wieviel Anregung er dem Buche Lechats verdanken kann, zweifellos einer der besten unter den neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der französischen Archäologie. WALTHER AMELUNG.

R. EISLER, WÖRTERBUCH DER PHILOSOPHISCHEN BEGRIFFE. ZWEITE AUFLAGE. Berlin, Mittler & Sohn 1904. 941 S.

Das vorliegende Werk erscheint bereits zum zweiten Male auf dem Büchermarkt; es ist auf zwei Bände angeschwollen, und der gegen die erste Auflage an sich schon bedeutend erweiterte Text wird noch durch Nachträge ergänzt. Der Verfasser hat während der Drucklegung an seinem Werke weiter gearbeitet, er möchte es in späteren Auflagen noch weiter ausdehnen. Diese Hoffnung wird ihn kaum trügen, denn eine Arbeit wie die seinige ist heutzutage ein Bedürfnis. Wir stutzen bei der Lektüre auch etwa unserer Klassiker an vielen Stellen, über die frühere Generationen einfach hinlasen, wir müssen uns um das Verständnis bemühen, das ihnen unmittelbar gegeben war, weil so mancher Begriff inzwischen seine Bedeutung gewandelt hat, mancher Ausdruck uns fremder geworden ist. Aber auch die wissenschaftliche und halbwissenschaftliche Literatur unserer Tage, gerade auf jenen Gebieten, denen unsere Jahrbücher gewidmet sind, arbeitet stärker als in früheren Dezennien mit philosophischen terminis, für die nicht selten eine Deutung erforderlich ist; es geht nicht mehr an, 'Fühlen', 'Empfinden' und 'Wahrnehmen' heute noch promiscue zu gebrauchen, und wo die Worte angewandt werden, empfiehlt es sich, genau über ihre Bedeutung sich klar zu werden, um Irrtümern zu entgehen. So sind Wörterbücher der philosophischen Begriffe einerseits historischer Art, anderseits einfach erklärenden Inhalts gleich erwünscht; für das letztere hat zuletzt der verstorbene Friedrich Kirchner ein nicht einwandfreies, aber doch viel begehrtes Hilfsmittel gegeben: 'Wörterbuch der philosophischen Grundbegriffe' (eine vierte Auflage besorgte C. Michaelis, Leipzig 1903). Was das

erstere anlangt, so sei hier vor allem auf das treffliche Werk Rudolf Euckens: 'Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart' verwiesen, das soeben in starkvermehrter Neuauflage erschienen ist (Leipzig, Veit & Co.); es bringt tief eindringende Ausführungen über die allmähliche Entwicklung einzelner Begriffe, wie Subjektiv — Objektiv, Erfahrung, Entwicklung, Monismus, Mechanisch, Gesetz, Freiheit des Willens, Persönlichkeit und Charakter u. s. w., immer auf den Zusammenhang zwischen der Gesamtkultur und dem philosophischen Denken ausgehend.

Eislers Buch will die Begriffsbestimmung und die Begriffsgeschichte vereinigen. Die Bestimmung gibt der Verf. zunächst selbst, wie er von vornherein zugibt, nicht ohne jene natürliche Subjektivität, die nun einmal solchen Arbeiten anhaften muß. Ein Gegengewicht sollen dann eben die geschichtlich (bei größeren Artikeln systematisch und geschichtlich) geordneten Aussprüche einzelner Denker geben, die Eisler möglichst selbst zu Worte kommen läßt. Dabei ist zu bedenken, daß uns die großen Philosophen nicht immer den Gefallen getan haben alles, was sie über einen Gegenstand wissen, in einen oder wenige Sätze, ja in eine Begriffsbestimmung zusammenzudrängen, und daß die Angabe der ausgehobenen Stelle noch nicht immer besagt, daß dort nun auch die weiteren Ausführungen über den Gegenstand zu finden seien. Auch die Auswahl der Belegstellen ist natürlich subjektiv, so objektiv das Verfahren an sich erscheinen mag; der Verf. ist sich wohl bewußt, daß so manches Wichtige ganz unter den Tisch fallen mußte und mancher Philosoph nicht zu Worte kam, der über diesen und jenen Gegenstand viel zu sagen gehabt hätte. Man bedenke doch auch, daß ein Buch wie dasjenige Eislers, wenn es wirklich das ihm vorschwebende Ideal erfüllen sollte, nicht weniger als eine vollständige Enzyklopädie der Philosophie und auch der Geschichte der Philosophie (abgesehen von biographischen Ausführungen) werden, also eine Unzahl von Bänden umfassen müßte, vor allem aber der Verfasser eines solchen Werkes über das Wissen eines Bayle, vermehrt um die Kenntnis der philosophischen Errungenschaften des XIX. Jahrh. verfügen müßte. Leute von diesem Schlage sind heute selten, und unsere größten Gelehrten sind gottlob keine Polyhistoren mehr, sie würden sich an eine derartige Arbeit überhaupt nicht wagen; so mag man denn schließlich Eisler doch Dank für seine Arbeit wissen, obwohl die Rezensenten schon der ersten Auflage Ausstellungen genug verzeichnet haben. Er gibt uns eben ein Hilfsmittel, das auch der strenge Forscher nicht ganz entbehren kann und manchesmal dankbar benutzen wird, er gibt es so gut er kann; möge jeder von dem Eigenen hinzutun, so viel er vermag.

Wollten wir nun Artikel für Artikel der Riesenarbeit durchgehen und Ergänzungen und Ausstellungen anbringen, so könnten wir schließlich das Ganze neu schreiben; es muß genügen, hier einige Wünsche im allgemeinen zu äußern, die für eine Neubearbeitung in Betracht kommen könnten, und sie an ein paar Einzelfällen erläutern. Nehmen wir einen Artikel wie 'Genie', so hat dieser, abgesehen von allgemeinen Erörterungen, zu denen er Anlaß gibt, doch auch für den philosophisch geschulten, aber nicht zünftigen Leser, z. B. für den Literarhistoriker ein ganz besonderes Interesse. Wir denken nicht bloß an das künstlerische Genie schlechthin, wir denken auch an die Genieperiode unserer deutschen Literatur; schlagen wir aber den Artikel auf, so finden wir statt einer eigentlichen Geschichte der Entwicklung des Begriffs 'Genie' doch nur perlenartig aneinandergereihte Exzerpte aus philosophischen Schriften. Ich sage ausdrücklich nicht: 'die Definitionen'; denn das einzige, was Eisler aus dem klassischen Altertum herzubringen weiß, ist Ciceros Zitat nach Aristoteles '*omnes ingeniosos melancholicos esse*' (Tusc. disp. I 33). Jedes größere lateinische Lexikon hätte ihm weiteres Material zur Bestimmung des Begriffs gegeben, den eben Cicero mit dem Worte *ingenium* verband, und er wäre uns wenigstens schuldig gewesen zu sagen, welchen Ausdruck wohl Aristoteles angewendet haben mag, denn wir wollen in erster Linie nicht eine Geschichte des Wortes 'Genie' haben, son-

dern des Begriffes. Welches Wort dafür gebraucht wird, ist zunächst gleichgültig, das fettgedruckte Stichwort des Wörterbuches ist bloß unser Wegweiser; aber leider klebt Eisler sehr oft an ihm und verwechselt Wort und Begriff. Also auch der Geniebegriff der Stürmer und Dränger wird nicht gestreift: *quod non in actis*, scil. *philosophicis*, *non in mundo*. Von Feder springt der Verfasser sofort auf Kant über: 'Kant nennt (beeinflußt u. a. von Gerard, Essay on genius 1774) Genie die meisterhafte Originalität der Naturgabe eines Subjektes im freien Gebrauch seiner Erkenntnisvermögen'; da erfahren wir nichts davon, welche Bedeutung dies Büchlein von Gerard für die deutsche Literatur gehabt hat, daß es von dem vor Feder erwähnten Garve ins Deutsche übersetzt worden war (Leipzig 1776), inwiefern es Kant beeinflußt hat u. s. w., eine geschichtliche Orientierung ist so gut wie unmöglich. Aber weiter! Wenn sich Eisler so streng an das Wort hält, so sollte er wenigstens dies genauer analysieren, den heutigen Gebrauch des Wortes feststellen, aber auch die Geschichte des Wortgebrauchs berücksichtigen. Wie ärmlich seine eigene 'Begriffsbestimmung': 'Genie ist die schöpferische Begabung des Geistes, außerordentliche Kraft der Intuition, Phantasie, Gestaltung, Synthese, Erfindung; das Genie ist die höchste Potenz des Geistes, gleichsam der Übergeist'. Sind das Definitionen? Wie leicht hätte es aber der Verfasser gehabt, wenigstens einen Auszug des Trefflichsten zu geben, was über die Geschichte der Worte: Geist, Gemüt und Genie geschrieben worden ist. Muß man einen deutschen gelehrten Arbeiter heute wirklich erst auf das Deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm hinweisen, in dem gerade die drei bezeichneten Artikel von R. Hildebrand in einer klassischen Weise behandelt sind? Der Bearbeiter des Bandes G in seinen ersten Teilen war kein Philosoph von Fach, er nannte sich bescheiden einen 'Sonntagsphilosophen'. Aber seine Definitionen sind so klar, wie sein Ohr feinfühlig war für die zartesten Nuancen des Sprachgebrauchs, sei es in der Rede des gemeinen Mannes oder des klassischen Dichters oder des zünftigen Gelehrten. Möge Eisler auch dieses treffliche Hilfsmittel künftig stärker heranziehen! Es wird ihm manche Mühe erleichtern und manchen seiner Leser zu dieser Quelle tiefer und gründlicher Belehrung hinführen, an der so viele unserer gebildeten Landsleute achtlos und undankbar vorübergehen.

Also Herstellung der Kontinuität in der historischen Entwicklung einerseits, Beobachtung des Wortgebrauchs anderseits, insbesondere aber scharfe Unterscheidung zwischen Worten und Begriffen möchten wir verlangen. Was die Vollständigkeit anlangt, so wollen wir über Kleinigkeiten nicht streiten, aber eine ganze Gruppe von Arbeiten über einzelne Probleme sollte ein Buch wie dieses nicht übergehen. Nehmen wir etwa den Artikel 'Charakter', so geben zunächst die Worte: 'die bestimmte Art und Weise des Seins und Wirkens, die eigentliche Natur eines Wesens, dann der Grundzug des Wollens und Handelns, die konstante Richtung desselben', Umschreibungen, die aber zusammen noch nicht den Begriff erschöpfen, ebenfalls keine Definition. Nun wollen wir gerecht sein und anerkennen, daß eine solche überhaupt nicht so leicht zu geben ist, daß sich um das Problem des Charakters die Wissenschaft noch heute emsig bemüht. Wenn Eisler fortfährt: 'Der Charakter eines Menschen ist das Produkt der Wechselwirkung angeborener Anlagen (Gefühls- und Willensdispositionen) mit äußeren (physisch-psychischen) Einflüssen (ursprünglicher — erworbener Charakter)', so sehen wir, daß er sich auch mit der neueren Forschung beschäftigt hat; nur stehen diese Brocken gelehrter Lektüre neben den eigenen unbeholfenen Bestimmungen ziemlich unvermittelt und ohne organische Einheit. Aber gerade auch diese neuere Forschung beherrscht der Verfasser nur zum kleinen Teile, und er übersieht so gut wie ganz die ausländische Produktion. Das ist der springende Punkt, und darauf möchten wir den Nachdruck legen. Daß Eisler die tiefsinnigen Ausführungen Wilhelm von Humboldts über das Charakterproblem übersehen hat, die in dem kürzlich erschienenen 2. Bande der Berliner Akademieausgabe zum ersten Male vor der

Öffentlichkeit erschienen sind,[1]) wollen wir ihm nicht übelnehmen. Aber über die bedeutenden französischen Arbeiten zu unserer Frage müßte doch berichtet werden. Hätte Eisler wenigstens den wertvollen Bericht von Philippe über die Arbeiten von Perez, Ribot, Paulhan und Fouillée zitiert, so wären dem Benutzer die Wege gewiesen. Der Bericht steht in der Année psychologique II 785, und da man die Durchsicht der wichtigsten Fachzeitschriften auf derartige Artikel doch wohl wird voraussetzen dürfen, so kann man sich nur wundern, daß ein so bedeutsamer und wertvoller Bericht übergangen ist. Solche Lücken gilt es bei einer Neuauflage zu stopfen. Freilich mit Flicken und Zusätzen allein wird nicht geholfen sein; soll das Buch wirklich recht brauchbar werden, so wird sich der Verfasser nach dem oben Gegebenen zu einer Umarbeitung vieler Artikel von Grund auf entschließen müssen; das mag hart sein, aber an eine Aufgabe wie diese kann man schon seine Kraft setzen. Notwendig ist uns ein Buch wie das seinige, Anerkennung seitens des Publikums hat es gefunden, und '*what's worth doing is worth doing well*'. ROBERT PETSCH.

[1]) Einen ausführlicheren Bericht denke ich demnächst in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung zu geben.

REGISTER
DER IM JAHRGANG 1904 BESPROCHENEN SCHRIFTEN

SACHREGISTER

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig.

Lateinische Schulgrammatik

von **Dr. Carl Stegmann,**
Oberlehrer am Königl. Ulrichs-Gymnasium zu Norden

Neunte verbesserte Doppel-Auflage.

[XII u. 289 S.] gr. 8. 1904. In Lwd. geb. ℳ 2.40.

☛ Selten hat wohl ein neues Schulbuch einen so bedeutenden und schnellen Erfolg gehabt wie Stegmanns lateinische Grammatik; dieselbe erfüllt die Forderungen der neuen Lehrpläne vollkommen.

In der neunten Auflage sind Verbesserungsvorschläge verschiedener Anstalten berücksichtigt. Einzelne §§ haben eine klarere und richtigere Fassung erhalten. Der Druck wurde übersichtlicher und für die lernenden Schüler bequemer gestaltet.

Lateinische Lese- und Übungsbücher

für Sexta bis Tertia

von

Ph. Kautzmann,
Professor am Gymnasium zu Mannheim,

Dr. K. Pfaff und T. Schmidt,
Professoren am Gymnasium zu Heidelberg.

I. Teil, für Sexta. 4. Auflage. 1901. ℳ 1.60.
II. Teil, für Quinta. 4. Auflage. 1903. ℳ 1.60.
III. Teil, für Quarta. 3. Auflage. 1903. ℳ 1.60.
IV. Teil, für Tertia. 2. Auflage. 1901. ℳ 2.—
—— Vokabularium f. Sexta u. Quinta. gr. 8. 1898. kart. ℳ 1.—

☛ Diese, wie allgemein anerkannt, nach gesunden Grundsätzen gearbeiteten Übungsbücher haben nicht nur in Baden, sondern auch in norddeutschen Anstalten vielfach Eingang gefunden.

Freiexemplare zur Prüfung stehen auf Wunsch bereitwilligst zur Verfügung.

Chr. Ostermanns

Lateinisches Übungsbuch.

Ausgabe für Reformschulen.

Bearbeitet von

Prof. Dr. **H. J. Müller,** Direktor des Luisenstädtischen Gymnasiums zu Berlin, und Dr. **O. Michaelis,** Direktor des Reformrealgymnasiums zu Barmen.

I. Teil: Mit 2 Karten und zahlr. Abbildungen. [XVII u. 328 S.] gr. 8. 1903. geb. ℳ 3.—
II. Teil: Aufgaben zum Übersetzen ins Lateinische. [VIII u. 188 S.] gr. 8. 1904. geb. ℳ 1.80.

Lateinische Satzlehre. [VIII u. 229 S.] geb. ℳ 2.60.

Für die Ausarbeitung des Buches sind folgende Grundsätze maßgebend gewesen:

1. Ziel. Es will die Schüler in kürzester Zeit zu erfolgreicher Cäsarlektüre vorbereiten. An Reformgymnasien wird ca. 1 Jahr, an Reformrealgymnasien 1½ Jahr lateinischen Unterrichts genügen. Auch für den fakultativen Unterricht an Oberrealschulen dürfte das Buch sich als besonders geeignet erweisen.

2. Stoff. Der Stoff ist so ausgewählt, daß nur das Wichtigste und Unerläßliche dargeboten wird, dieses aber durch verhältnismäßig umfangreiches Übungsmaterial zu völlig sicherem Besitz wird. Besonderer Wert ist darauf gelegt, daß ein planmäßiges Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren erfolgt. In die syntaktischen Erscheinungen wird der Schüler allmählich eingeführt.

3. Der Inhalt ist ausschließlich dem griechischen und römischen Altertum entnommen. Der eigentliche Lehrstoff wird in Einzelsätzen geboten. Zusammenhängende Stücke fassen zusammen und dienen zur Wiederholung. Anleitung zum maßvollen Betriebe von Sprechübungen ist gegeben.

4. Abbildungen antiker Werke sind beigegeben, da sie am besten in die alte Welt, in Geschichte und Sagen der Griechen und Römer einführen und die Anschauung erleichtern.

5. In der Wortkunde werden die entsprechenden französischen Vokabeln und syntaktischen Analogien zu den lateinischen Wörtern und syntaktischen Erscheinungen hinzugefügt.

6. Die Übersetzungsstücke des II. Teiles schließen sich nach Inhalt und Vokabelschatz aufs engste an den I. Teil an und sollen in erster Linie zur gründlichen Wiederholung und Befestigung der Kenntnisse dienen. Dieser Teil ist vor allem für den Lateinunterricht an Reformgymnasien bestimmt, während der I. Teil den gesamten Stoff für Reformrealgymnasien und Reformschulen enthält.

Urteile: Monatsschrift für höhere Schulen. 1904, VII. Pädagogisches Archiv. 1904, X. Zeitschrift für das Gymnasialwesen. 1903, VII.

Biblisches Lesebuch v. Voelker u. Strack

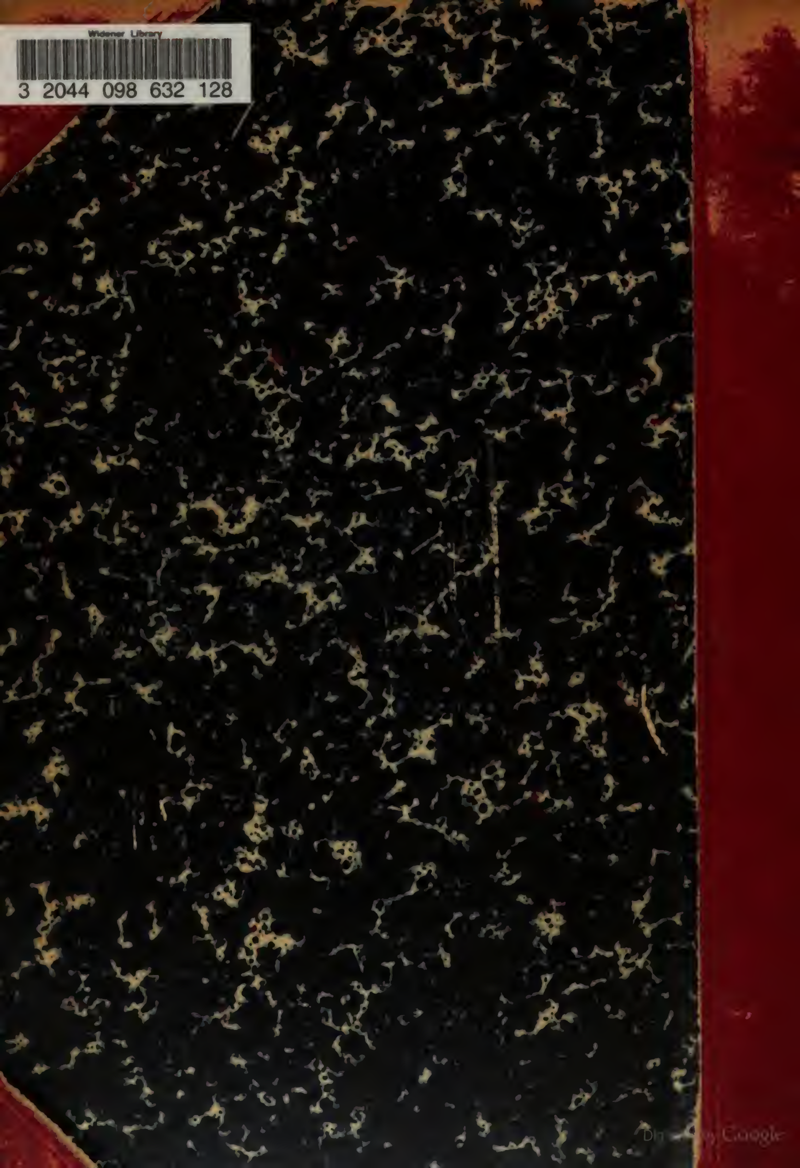
12., neu bearbeitete Auflage in neuer Ausstattung.

Gesamtausgabe in 1 Bd. geb. M. 1.80, **Altes Testament** geb. M. 1.20, **Neues Testament** geb. M. 1.-
Neu: Ausgabe für Volksschulen geb. M. 1.— mit erläuternden Beilagen, Plänen und Karten.

Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin urteilt: „Es hat sich uns bei erneuter Prüfung des aus langer pädagogischer Erfahrung herausgewachsenen und mit Geschick und Sorgfalt ausgearbeiteten Werkes die Überzeugung bestätigt, daß der in dem Biblischen Lesebuch gebotene Auszug besser, als es die ganze Bibel oder die Biblischen Geschichte für die Schule darbieten kann, ein geeignetes Hilfsmittel werden könne, die reifere Jugend in den Gebrauch und das Verständnis der Heiligen Schrift einzuführen.“

Vorstufe: Biblische Geschichten für die ersten 5 Schuljahre. 3. Aufl. A für Volksschulen. B für höhere Schulen.

Prospekte unentgeltlich und postfrei von Theodor Hofmann, Leipzig, Poststr. 3.


Widener Library
3 2044 098 632 128